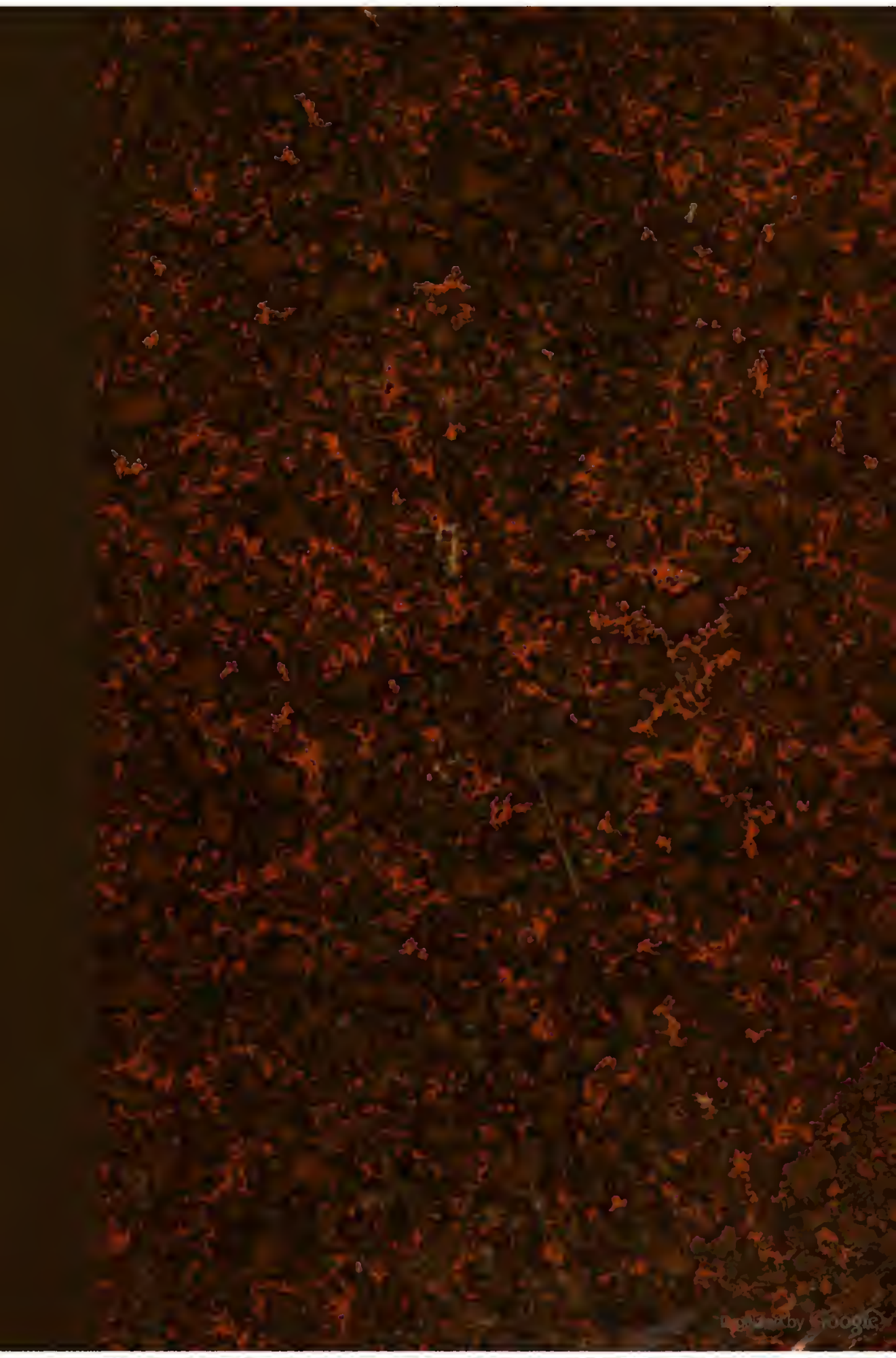


The University of Chicago
Libraries

„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

IX. Jahrgang 1900/1901.

Berlin 1901.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

LII 491
.B81 B8
v.9-10

Digitized by Google

1191105

15. (8. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 3. Februar 1900, abends 7½ Uhr im Sitzungssaale des Königl. Museums für Völkerkunde, Königgrätzer Strasse 120.

In der 15. (8. ausserordentlichen) Versammlung des VIII. Vereinsjahres, welche sehr zahlreich von Mitgliedern und Gästen besucht war, hielt Dr. Gustav Albrecht einen Vortrag über „Berlin vor 100 Jahren", in welchem er das Aussehen und die Umgebung der damaligen Residenzstadt und das Leben und Treiben ihrer Bewohner in anschaulicher Weise schilderte. Der Vortrag wurde durch eine grosse Anzahl Lichtbilder illustriert, die nach zeitgenössischen Abbildungen aus den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums hergestellt waren.

In einer kurzen Einleitung gab der Vortragende einen Rückblick über die Entwicklung Berlins unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. und wies daraufhin, dass die Residenz ihren Charakter, den sie um die Wende des 18. Jahrhunderts trug, hauptsächlich dem fridericianischen Zeitalter verdankte, da der grosse König eine Vorliebe für prächtige Bauten besass und nicht nur öffentliche Gebäude, sondern auch Privathäuser auf seine Kosten und nach seinen Angaben erbauen liess. Die Bestrebungen Friedrichs des Grossen um die Verschönerung Berlins setzte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in gleichem Masse fort, und viele der noch jetzt erhaltenen Prachtbauten sind in jenen Zeiten entstanden. Berlin hatte bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Anfang zu einer vorteilhaften Entwicklung als Haupt- und Residenzstadt von Preussen gemacht, und wenn es sich auch noch nicht mit anderen Hauptstädten des Kontinents messen konnte, so machte es doch einen gefälligen Eindruck auf die fremden Besucher, und fast übereinstimmend wird es von Reisenden als ein ansprechendes Städtchen mit breiten Strassen und freien Plätzen, mit hübschen Spazierwegen und weiten Gärten, und die Bewohner als kunstsinnige, gemütliche und humorvolle Menschen geschildert. In den Vorstädten, besonders nach Osten hin, sah es natürlich weniger prunkvoll aus, hier fand man kleine unansehnliche

Häuser mit Dunghaufen auf den Höfen, ungepflasterte Strassen und Felder und Gemüsegärten zwischen den Häusern. Im allgemeinen indes hatte sich Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. sehr zu seinem Vorteil entwickelt.

An einem Plan aus dem Jahre 1795 zeigte der Vortragende, wie weit sich das damals aus 10 Stadtvierteln bestehende Stadtgebiet ausdehnte und in welcher Weise es von der durch Friedrich Wilhelm I. angelegten Stadtmauer umschlossen wurde. Darauf begann die Wanderung von Südwesten aus. Von den damals bedeutend höheren Rollbergen bei Rixdorf warf man einen Blick auf die Stadt mit ihren Häusern und Türmen und gelangte durch die dichtbewaldete Hasenheide an den Tempelhofer Weinbergen vorüber zum Hallischen Thor, hinter dem sich das Rondeel, der heutige Bellealliance-Platz ausbreitete. Durch die Wilhelmstrasse, in deren südlichem Teil sich die schlichten Häuser böhmischer Weber erhoben, während weiterhin sich Paläste bis zu den Linden hinauf hinzogen, erreichte man die Leipzigerstrasse mit dem alten Leipziger Thor am Achteck und den Wilhelmsplatz mit den Standbildern der Feldherren Friedrichs des Grossen. Die Mauerstrasse mit ihren Kirchen, die Mohrenstrasse und der Gensdarmenmarkt mit dem neuerbauten Schauspielhause und die königliche Bank in der Jägerstrasse wurden vorgeführt, dann der Opernplatz mit seinen prächtigen Bauten, und bei der Schilderung der damaligen Theaterverhältnisse warf Dr. Albrecht auch einige Seitenblicke auf das Verhalten des Publikums im Theater. Es ging sehr gemütlich zu im alten Berlin. Die Zuschauer, welche freien Eintritt zu den Opernvorstellungen hatten, brachten grosse und kleine Hunde, andere ihre Kinder mit ins Theater, die Kadetten kletterten auf die Bänke, um besser sehen zu können, und versperrten dadurch den Hintensitzenden die Aussicht. Da ferner die Damen durch hohe Coiffuren und Hüte à la Montgolfier den Blick nach der Bühne hinderten, so wurden häufig Rufe, wie „Niedersetzen! Hut ab!“, laut, und dieser Lärm soll im Verein mit dem Kindergeschrei und dem Hundegewinsel einen wenig erquicklichen Genuss der Oper gewährt haben.

Die Wanderung ging dann die „Linden“ hinunter zum Brandenburger Thor, das in der Gestalt, wie es zur Zeit Friedrichs II. aussah, und in seiner neuen, von Langhans erbauten Form gezeigt wurde, und durch die Dorotheenstadt zurück über den „Katzensteig“ und die angrenzenden Wiesen nach dem Opernplatz, von wo man über die Neustädter Brücke zum Zeughaus und dem Palais Friedrich Wilhelms III. und über die Hundebrücke (jetzt Schlossbrücke) in den Lustgarten kam. Dieser wurde damals als Exerzierplatz benutzt und war rings von hohen Pappeln eingefasst, an einer Ecke erhob sich das Standbild des Fürsten Leopold von Dessau. Die südliche Seite des Lustgartens

Digitized by Google

wurde vom königlichen Schlosse begrenzt, dem damals noch die Kuppel und die Terrassen fehlten, an der Ostseite streckte der von Friedrich dem Grossen neuerbaute Dom seine zierliche Kuppel in die Luft, und wo heute das alte Museum steht, verband ein breiter Graben die beiden Spreearme; die kleine Pomeranzenbrücke führte über ihn zum Neuen Packhof hinüber. Den Abbildungen vom Lustgarten folgten solche vom Schlossplatz mit der Stechbahn, von der Brüderstrasse mit der Petrikirche, von der Langen Brücke mit dem Denkmal des Grossen Kurfürsten und von der Breitenstrasse. Der hier abgehaltene Weihnachtsmarkt und die Auffahrt der Fürstlichkeiten zur Neujahrsgratulation wurden nach seltenen Stichen vorgeführt, ferner der Fischmarkt am Köllnischen Rathaus und Handwerkerunruhen aus dem Jahre 1795 in der Lappstrasse*), der jetzigen Petristrasse. Von Alt-Kölln aus führte der Weg über die Jungfernbrücke nach dem Friedrichswerder hinüber und am Werderschen Markt mit der Doppelkirche und der Münze entlang die alte Friedrichstrasse (jetzt Kurstrasse) hinunter zum Spitalmarkt, von wo man durch die Wallstrasse in den Stadtteil Neu-Kölln gelangte. Dieser wurde im Süden von dem Festungsgraben, dem sogenannten „Grünen Graben", begrenzt, und hinter diesem begann die Köllnische Vorstadt oder das Köpnicker Viertel. Dieser Stadtteil war wenig bebaut, die Strassen verliefen in den Feldern, welche sich nebst Gärten bis zur Stadtmauer und zum Kottbuser und Schlesischen Thore hin ausdehnten. Die Gegend vor dem letzteren, der Schlesische Busch, das Magistratsförsterhaus Treptow und das Dorf Stralow mit seinem volkstümlichen Fischzug wurden besucht und dann die Wanderung durch die nördlich der Spree gelegenen Stadtteile angetreten.

Durch die noch sehr ländliche Stralauer Vorstadt führte der Weg an Obst- und Gemüsegärten und an Holzplätzen neben der Spree vorüber durch die Holzmarktstrasse zur Strasse „An der Contrescarpe" (jetzt Alexanderstrasse) und zur Waisenbrücke, neben der sich die mit hohem Turm gezierte Hospitalkirche erhob. Durch die Neue Friedrichstrasse und Stralauerstrasse kam man an der Paddengasse vorüber zur Klosterstrasse mit der Parochialkirche und dem grauen Kloster und zum Molkenmarkt mit dem Mühlenhof und dem Hause des Münzjuden Ephraim, und diese altberlinischen Stätten, sowie die nun folgenden Abbildungen der Nikolaikirche, des alten Rathauses mit der Gerichtslaube und dem „Kaak" und des Neuen Marktes mit dem alten Galgen gaben dem Vortragenden Gelegenheit zu interessanten historischen Rückblicken. Von Alt-Berlin ging es über den teilweise noch jetzt erhaltenen Bau der Königsbrücke zum Paradeplatz, dem heutigen Alexanderplatz, hinüber, an dessen südlicher Seite sich das Arbeitshaus, von den Berlinern „Ochsenkopp" genannt, erhob. Bei diesem Bilde gab Dr. Albrecht humoristische Schilderungen von dem Bettelunwesen und

*) Monatsblatt VII, 280.

dem Treiben der Bettelvögte, von den Polizeieinrichtungen und den Nachtwächtern im damaligen Berlin und führte in echtem Berliner Dialekt manche Anekdoten und Spottverse über diesen Gegenstand an. Vom Paradeplatz aus kam man nach verschiedenen Spaziergängen zum Schützenplatz am Bernauer Thor und durch das Scheunenviertel zurück zur Münzstrasse und zum Haakeschen Markt. Dann wurde ein Spaziergang vor den Thoren nach verschiedenen Weinbergen, Maulbeerplantagen und Vergnügungslokalen unternommen, so nach dem „Schlösschen" vor dem Frankfurter Thore und nach dem Gesundbrunnen vor dem Rosenthaler Thore, worauf man der Spandauervorstadt zwischen Oranienburgerstrasse, Schiffbauerdamm und Charitéstrasse einen Besuch abstattete und sich an dem ländlichen Charakter der Gegend, an den blühenden Gärten und der idyllischen Umgebung der Panke erfreute. Zum Schluss der Wanderung wurde die Gegend am Invalidenhause, das Moabiterland und der Tiergarten aufgesucht und an einer Reihe interessanter Abbildungen gezeigt, wie es bei der Rousseauinsel und beim Hofjäger, am Potsdamer Platz und bei der Schafbrücke, der jetzigen Potsdamerbrücke, bei Schloss Bellevue und an den „Zelten" vor 100 Jahren aussah. Ein Eisfest hinter den Zelten bildete den Abschluss der mit grosser Sorgfalt zusammengestellten Bilderreihe.

---

16. (8. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Februar 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen.

1. Verlag und Redaktion unserer vaterländischen Zeitschrift „Der Bär" haben eine Probenummer ausgelegt, von der Exemplare beliebig entnommen werden können. Der „Bär" berichtet regelmässig über die Thätigkeit der „Brandenburgia" und erweckt durch seine gediegenen, mit Abbildungen versehenen Abhandlungen über unsere Provinz auch sonst das Interesse unserer Mitglieder, denen deshalb die Verbreitung dieses Organs hiermit bestens empfohlen wird.

2. Die Neuwahl der Vorstandsmitglieder auf zwei Jahre vom 1. April d. J. bis 31. März 1902 findet in der ordentlichen März-Sitzung am 21. k. M. im Rathaus-Bürgersaal statt. Die Stelle des Ersten Vorsitzenden ist zur Zeit unbesetzt.

Digitized by Google

Die Wahl der Ansschuss-Mitglieder für dieselbe Zeit erfolgt in der ordentlichen Sitznng des diesjährigen Aprils am 25. desselben.

3. Das Pagenhof-Grundstück, Berlin, Holzgartenstrasse 8, nnserm Mitgliede, Herrn Hofjuwelier Paul Telge, gehörig, habe ich bereits in unserer Sitznng am 31. v. M. erwähnt.

In der Holzgartenstrasse, einer Nebenstrasse der Kurstrasse, unweit der Reichsbank, erhebt sich das nur vier Fenster Front zeigende, in holländischer Manier gebaute Haus, das mit seiner siebenstufigen, mit eisernem Geländer versehenen Treppe, die von der Strasse ins Hochparterre führt, und mit dem über dem 1. Stock aufgebauten hochdachigen Giebelgeschoss sofort an die Zeit des Grossen Kurfürsten erinnert. Das Hans, welches jetzt bereits seit einem halben Jahrhundert im Besitz der Familie Telge sich befindet, führte den Namen „Pagenhof“ bis zum Jahre 1713. In den alten Adresskalendern ist noch zu lesen: „Herr Michel Katsch, Pagen-Hofmeister, wohnt auf dem Friedrichs-Werder hinter der Münze anf dem Pagenhofe.“ König Friedrich Wilhelm I. löste bei seinem Regierungsantritt den gesammten Hofstaat, anch das Pageninstitut, auf, nnd der Pagenhof ging dadurch in Privatbesitz über. In seinem Innern erinnert anch heute noch verschiedenes an die alte Zeit; so ein verzierter Kamin, der noch heute ebenso raucht, wie zu der Zeit, als noch lnstige Pagenstreiche vor ihm ausgeheckt und unter Jubeln erzählt wurden. Vor etwa 15 Jahren hatte sich in dem westlichen Giebelzimmer ein mit Riesennägeln befestigt gewesener Balken gelöst und fiel herab, wobei Herr Telge nicht unerhebliche Verletzungen erlitt. In dem Loche, das der Balken in der Wand hinterliess, fand man eine schwarze Ratte (Mus rattus) sowie ein bleiernes Banmeister-Zeichen eingemauert, dieses in Medaillenform zum Anhängen durchbohrt. Das Stück ist nm ein winziges grösser als ein Zweimarkstück. Auf der Vorderseite in Relief

Mauerkelle und Maurerhammer von einem Lorbeerkranz umgeben. In die flache Rückseite ist eingeschnitten M [eister] Hans Schild 1669. Letztere Jahreszahl bedeutet das Erbauungsjahr. Wir fügen eine Ansicht des im Innern mit Geschmack und Liebe renovierten und ausgestatteten alten Giebelhauses sowie eine Abbildung der Medaille bei.

4. Templin, die Perle der Uckermark. Kurzer Abriss der Geschichte der Stadt und Führer durch Templin und Umgebung. Von O. S.-Templin 1899. Druck und Verlag von Gottfr. Kortes. — 36 S. Kl. 8.

Unseren Mitgliedern ist die so überaus freundliche Lage der Stadt Templin, ihr behäbiges, durch ehrwürdige und hochinteressante Baureste des Mittelalters geschmücktes Aussehen von dem am 30. August 1896 unternommenen Ausfluge her noch frisch in der Erinnerung, bei welchem wir durch den inzwischen leider verstorbenen Bürgermeister Nitzschke und andere Herren auf das Freundlichste empfangen und geführt wurden*).

Auch der Nachfolger, jetzige Bürgermeister Herr Neumann, lässt sich die Hebung des Fremdenverkehrs in Templin sehr angelegen sein und er hat deshalb die Herausgabe des mit 8 Abbildungen geschmückten „Abrisses“ besonders gefördert. Verfasser, Herr Kreisphysikus Dr. O. Solbrig, giebt in kurzer Bädeker-Form zugleich mit dem Geschichtlichen einen vollkommen befriedigenden Führer durch die Stadt sowie deren wellige und zum Teil waldige, auch von den „Augen der Landschaft“ glänzende Umgebung. Unser Urteil über die Schrift lautet kurz formuliert: Überall bestens zu empfehlen. Nach dem Erscheinen des Buches ist bei dem Geheimen Staatsarchiv, wie Herr Bürgermeister Neumann mir am 6. d. M. schreibt, zu allgemeiner Freude eine sehr alte Urkunde noch ermittelt worden, in der von den Gewässern circa terminos Templyn die Rede ist, schon dem Jahr 1270 angehörig. Bisher ward Templin zuerst 1317 erwähnt beim Templiner Frieden, den Markgraf Waldemar mit König Erich von Dänemark und dem vereinigten Fürstenbunde schloss.

5. Als charakteristischen Beitrag zur Kenntnis des berlinischen Volks-Dialekts übersendet uns Herr Professor Dr. Georg Knaack zu Stettin, dem unsere „Brandenburgia“ schon mehrfach Mitteilungen verdankt, „die sogenannte Nationalhymne von Tempelhof“ nach dem Wortlaut, den Herr Karl Löschhorn (aus Wollstein in Posen) in der Zeitschrift für deutsche Sprache 1899 S. 274) abdruckt, wie folgt:

1. Was hab'n wir denn for'n Schuster
Bei uns in Tempelhof?
Am Dage flickt er Stiebel und Schuh',

*) Vgl. „Brandenburgia“ V. 1896/97, S. 260.

Det Nachts klaut er das Leder zu.
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

2. Was hab'n wir denn for'n Tischler
Bei uns in Tempelhof?
Der Mann der is' zum Sterben zu dumm,
Statt's Leim nimmt er Petroleum.
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

3. Was hab'n wir denn for'n Schlächter
Bei uns in Tempelhof?
Der Kerl der is' een Hauptgenie
Macht Kalbskotelettes von Hottehüh.
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

4. Was hab'n wir for 'ne Feuerwehr
Bei uns in Tempelhof?
De Feuerwehr kommt anjerennt
Und fragt: „Wo hat et denn jebrennt?"
Oho, oho, bei uns in Tempelhof.

Dies schöne Lied ist nicht blos als Sprachprobe für den Berliner Geist typisch, sondern auch durch den in Berlin sehr beliebten Zug der Selbstironie. Nach Karl Löschhorn ist die „Nationalhymne von Tempelhof" auch sangbar und die Melodie dazu eine geschickte Auswahl aus der modernen Weise „Tarara Bumdiä" und dem uralten in der „Brandenburgia"*) erwähnten Volkslied „Herr Schmidt, Herr Schmidt".

6. Nachfolgende neun Photographien, von denen die ersten 7 unser Mitglied, Herr cand. inr. Friedrich Backschat mit gewohnter Kunst aufgenommen, werden Ihrer besondern Beachtung empfohlen.

a) Allgemeine Ansicht des Städtchens Kloster Zinna.

b) Das bekannte Sakramentshäuschen daselbst, vergl. den Backschatschen Vortrag „Brandenburgia" VII. S. 409 flg.

c) Allgemeine Ansicht von Neuendorf bei Potsdam.

d) Ansicht des neuen, nahe bei der charakteristischen alten kleinen Kirche errichteten Gotteshauses, siehe die Besprechung von Backschats Geschichte Neuendorfs, „Brandenburgia" VIII. S. 309.

e) Das Denkmal der Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813, welches besonders durch die unermüdlichen, geradezu bewundernswerten Anstrengungen unsers Mitgliedes, Pfarrer Zimmermann zu Nieder-Görsdorf, so reichen Schmuck erhalten hat. Unterhalb des Denkmals ist das kleine von Herrn Z. begründete Museum, weiter westlich liegt das bei der Schlacht vielbedeutend eingreifende Dorf Niedergörsdorf in der Höhe; gerade unten fällt von der Denkmalshöhe

*) „Brandenburgia" IV. 1895/96, S. 263.

der Blick auf den stattlichen Turm des Dorfes Dennewitz. Aufgenommen, ebenso wie f und g, gelegentlich einer Sonntags-Exkursion des Märkischen Museums am 31. Oktober 1899.

f) Das Haus des Schmieds von Jüterbog. Eins der launigsten brandenburgischen Märchen ist das vom Jüterboger Schmied. Eines Abends kommt ein ehrwürdiger Greis zu dem Schmied und bittet um Nachtlager. Der Schmied, von dem die Sage als für seine Solidität sprechend erzählt, dass er gern schwarz und weiss gekleidet ging, beherbergte und bewirtete den Fremden willig, der ihm beim Scheiden die Erfüllung dreier Wünsche zusagte: wenn sich jemand auf des Schmieds Grossvaterstuhl setzte oder auf den Birnbaum im Garten stieg oder seinen Platz im ledernen Kohlensack des Schmiedes nahm, so konnte er diese Stellen ohne des letztern Erlaubnis nicht verlassen.

Als nun der Tod kam, um den Schmied zu holen, nötigte dieser ihn auf den Stuhl und der Gevatter Klapperbein musste dem Schmied, um nur los zu kommen, zehn Lebensjahre zulegen. Nun kam der Tod wieder, der Schmied erklärte sich bereit, bat aber den Tod freundlich, sich doch ein paar saftige Birnen vom Baum zu holen. Dort wurde dem Ärmsten noch übler mitgespielt, denn die Schmiedegesellen zerdroschen ihm mit ihren Eisenstangen sein Knochengerüst höchst fühlbar. Nachdem sich der Tod nochmals in ähnlicher Weise freigekauft, begegnete ihm der Teufel auf der Landstrasse, dem er sein Leid klagte. Gevatter Urian aber verschwor sich, er wolle mit dem Schmied schon fertig werden.

Er klopfte bei diesem an, wurde aber vorsichtigerweise nicht eingelassen; auf vieles Bitten gewährte ihm der Schmied endlich, dass er durchs Schlüsselloch einfahren könne. Das that denn der Teufel auch, fuhr aber dabei in den vorgehaltenen Kohlensack, der alsbald fest zugebunden wurde. Drauf wurde der Teufel mit Schmiedehämmern derartig verhauen, bis er um Gnade mit dem Versprechen, nie wiederzukommen, gebeten*).

Was Sie hier schauen, ist nun das Haus des mutigen Schmieds von Jüterbog, der Tod und Teufel trotzte, wie es jetzt aussieht.

Davor befindet sich ein arg verwüstetes Mordkreuz angeblich aus dem 12. Jahrhundert.

Links von dem Hause sehen Sie einen Teil des Tanzberges mit Lindenbäumen bestanden, unter welchen die heidnischen wendischen Jungfrauen zu Ehren der Göttin der Morgenröthe Iutra Tänze aufführten.

g) Der Tempel der Göttin Iutra, von der Jüterbog den Namen haben soll, liegt dahinter auf der Photographie, verdeckt durch das Haus des Schmiedes. An seiner Stelle steht in dem Stadtteil Neumarkt

*) Zu vergl. Kuhn, Märk. Sagen und Märchen. 1843. Nr. 86, 87 und 88.

die uralte Jakobikirche, deren romanische Formen zum Teil bis in das XI. Jahrhundert zurückreichen sollen und deren Äusseres Ihnen das Bild wiedergiebt.

h) Ansicht von Bauerngehöften aus dem benachbarten Flämingsdorf Kaltenborn, mit höchst stattlichen stilgerechten Hausformen, welche

i) die zweite Ansicht bei einem zweistöckigen, mit bedeckter Galerie versehenen Wohnhaus noch besser verdeutlicht.

Zu h und i freundliche Geschenke des Berliner Touristenklubs an das Märkische Museum.

7. Merkwürdiger Totenbrauch aus der Neumark. Durch Herrn Geheimen Regierungsrat Harrassowitz wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass bei einer Obduktion am 9. August 1899 an der Leiche des durch eine Verletzung mit der Sense gestorbenen Arbeiters Wilhelm Muchow aus Raduhn a/Oder, Kreis Königsberg N/M. eine seltsame Ausstattung beobachtet worden sei. Mit Hülfe des bei der Leichenschau beteiligten Herrn Amtsrichters Schneidereit aus Königsberg N M. wurde folgendes ermittelt. Die Gerichts-Deputation fand die Leiche auf dem Hausflur aufgebahrt liegen. Auf den geschlossenen Augenlidern lagen Kupfermünzen, unter der Zunge steckte ebenfalls eine Münze. Auf der Brust aber befanden sich gekreuzt eine eiserne Axt und ein Messer, scharf geschliffen. Dieser unzweifelhaft bis in die Heidenzeit zurückreichende Totenbrauch ist also zu deuten. Die Beschwerung der Augenhöhlen mit Münzen kann vielleicht mit dem allgemein üblichen Herabdrücken der Augenlider bei soeben Verstorbenen erklärt werden. Die Münze unter der Zunge wird u. a. als Zehr- oder Fähr-Pfennig gedeutet, damit der Abgeschiedene zur Wegzehrung etwas mit sich nimmt oder um dem Fergen, welcher ihn über den kalten Strom nach dem Reich der Abgeschiedenen übersetzt, das Fährgeld zu reichen. Mit der Holzaxt setzt er sein Gewerbe fort, sie dient ihm auch wie das Messer sowohl zur Verteidigung wie für den alltäglichen wirtschaftlichen Gebrauch.

Der bei der Obduktion zugezogene praktische Arzt Dr. Nimsch aus Königsberg N/M. bemerkte, es handele sich um einen Volksaberglauben, den er schon häufig in dortiger Gegend beobachtet habe.

Ich bitte mir bzw. dem Märkischen Museum von ähnlichen Fällen in unserer Provinz im heimatkundlichen Interesse Mitteilung zu machen.

8. Zehden und die Burg Kinz. In den Monatsblättern, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, Jahrg. 1900, S. 47 heisst es wörtlich: „Herr Oberlehrer Dr. van Niessen macht Mitteilung von dem Ergebnis seiner Untersuchungen über die Burg Kinz, wo Bogislaw II. häufig weilte, (castrum Kenitz prope Oderberch, Pom. Urk.-Buch I, S. 144. Danach

ist es unzweifelhaft, dass dieselbe an der Stelle der Stadt Zehden gegenüber von Oderberg lag.“ — Für die Frühgeschichte der Neumark von Belang.

9. Der Denkmalsschutz ausgedehnt auf Gegenstände der Natur, insbesondere Bäume.

Von dem lebhaften Wunsche beseelt, dass der Schutz, welcher den von Menschenhand errichteten vor-, früh- und eigentlich geschichtlichen National-Denkmälern des deutschen Volks mehr und mehr bewilligt wird, auch auf die hervorragendsten denkmalartigen Schöpfungen der deutschen Natur in allen ihren drei Gebieten, der Geologie, der Botanik und der Zoologie ausgedehnt werde, habe ich mich vom Jahr 1887 ab mit Gleichgesinnten in Verbindung gesetzt und habe mich in meiner Eigenschaft als vieljähriger Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine bemüht in diesem Sinne auch öffentlich und amtlich einzuwirken. Besonders erfolgreich bin ich in dieser Beziehung unterstützt worden durch die Herren Professor Ernst Rudorff-Gross-Lichterfelde und unser Mitglied Dr. Carl Bolle. Um die Sache amtlich in die Wege zu leiten, reichten dieselben im Mai 1888 einen ausführlichen motivierten „Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur“ bei dem Gesamtverein ein*).

Es heisst darin am Schluss:

„Das erste aber ist und bleibt der Einfluss auf die Gesetzgebung und so erlaube ich mir den Antrag zu stellen, dass dem in dem auf S. 145, Sp. 1 v. v. Jahrgangs abgedruckten Protokolle der vorjährigen Generalversammlung verzeichneten Beschluss: „Die deutschen Regierungen . . . . . anzustreben“**) die folgenden Worte hinzugefügt werden möchten: Es ist hierbei nicht nur an den Schutz des Menschenwerks gedacht, sondern zugleich an die Schonung landschaftlicher Eigentümlichkeiten, insofern die Natur als Bedingung alles menschlichen Wirkens unzertrennlich von diesem bleibt, auch in der Schätzung ihrer historischen Bedeutung.

Alte Bäume, Baumgruppen und Büsche, Quellen, Bäche, Wasserfälle, Hügel, Felsen, Felskämme, einzelne Blöcke sind unverändert und unberührt zu erhalten. Nicht nur die von Seiten der Industrie, des Verkehrswesens, der Spekulation der Gastwirte, der Touristenvereine u. s. w. drohenden Gefahren sind ins Auge zu fassen, es ist auch, zumal bei Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen, die Berücksichtigung der natürlichen und historischen Verhältnisse, die Schonung der ursprünglichen Waldgrenzen, der Waldwiesen, der natürlichen Bachläufe, be-

*) Abgedruckt im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine, Jahrg. 36, 1888. S. 86—88.

**) Bezieht sich auf die Schutzvorschriften für von Menschenhand entstandene Denkmäler.

Digitized by Google

deutsamer Stege und Hecken zu erwirken, und die bisherige Praxis insofern zu erweitern, als für dieselbe ausschliesslich das Prinzip der geraden Linie und die Bequemlichkeit der Rechnung, kurz Gründe der rationellen Abstraktion neben solchen des materiellen Nutzens massgebend gewesen sind. Die Ausrottung seltener eigentümlicher Pflanzen (z. B. anemone alpina auf dem Brocken im Harz, Edelweiss in den Alpen) und Tiere ist zu verhindern.

Gross-Lichterfelde bei Berlin, Mai 1888. Ernst Rudorff.

Das Vorliegende hat meine völlige Billigung und Beistimmung. — Dr. Carl Bolle."

Nach reiflichen Erwägungen beschloss die Generalversammlung des Gesamtvereins auf der Hauptversammlung zu Posen am 11. September 1888, um nicht wegen Kompetenzüberschreitungen von der Jagd, Fischerei, Schiffahrt, Landwirtschaft pp. überhaupt zurückgewiesen zu werden, den erbetenen „Schutz der Natur" wie folgt, auf meinen Antrag, (vgl. S. 133, 134 a. a. O.) zu präcisieren:

„Die Generalversammlung beschliesst:

I. in Anlehnung an den Mainzer Beschluss Nr. 1 vom 15. September 1887 die deutschen Regierungen zu ersuchen, den Denkmalsschutz auch, soweit als möglich, auf die Erhaltung der geschichtlich überkommenen Physiognomie des Landes, namentlich insofern interessante Felsen, Bäume u. dergl. in Frage kommen, auszudehnen.

II. Die Generalversammlung beschliesst:
die weitergehenden Forderungen der Rudorff-Bolleschen Anträge vom Mai 1888 abzulehnen. Dies soll jedoch nicht ausschliessen, dass der Gesamtverein die Bemühungen Anderer, welche den Schutz naturgeschichtlich denkwürdiger, durch Ausrottung bedrohter Pflanzen und Tiere abzwecken, auch seinerseits in gegebenen einzelnen Fällen befürwortend unterstützt.

Die Versammlung erklärte sich mit den Ausführungen des Herrn Friedel völlig einverstanden."

Bei der wiederum von mir geleiteten Hauptversammlung des Gesamtvereins zu Metz am 12. September 1889 wurden (Korrespondenzblatt 1889. S. 147) diese nämlichen Beschlüsse noch einmal ausdrücklich betont.

Gewissermassen, um eine Probe auf dies Exempel zu machen, wendete sich der Verwaltungs-Ausschuss des Gesamtvereins in einer von mir entworfenen und unterzeichneten Eingabe vom 4. Oktober 1889 an den damaligen preussischen Kultusminister Herrn von Gossler zum Schutz der in dem Königlichen Botanischen Garten an der Potsdamerstrasse zu Berlin vorhandenen geschichtlichen (u. a. zum Teil von der Hand des Grossen Kurfürsten gepflanzten) alten Bäume mit dem Antrage, dass diese bei den Umänderungen in dem Bestande und der Einteilung des Gartens geschont würden. Es geschah

dies in Folge von Klagen des Herrn Dr. Bolle, nach dessen Beobachtung der damalige, inzwischen verstorbene Direktor des Botanischen Gartens unter dem alten Baumbestand „wie der Würgeengel umherginge".

Der Minister antwortete hierauf folgendes:

„Berlin, den 9. Januar 1890.

Dem Verwaltungs-Ausschuss erwidere ich auf die Eingabe vom 4. Oktober v. J., dass ich Anordnung getroffen habe, dass auf die Erhaltung des alten Baumbestandes im hiesigen königlichen Botanischen Garten, bezw. der Anpflanzungen daselbst, welche lokalgeschichtliche Beziehungen haben, in Zukunft thunlichst Bedacht genommen wird. gez.: v. Gossler." *)

Damals wusste man — wenigstens in der Öffentlichkeit — noch nichts von dem drohenden Schicksal dieses kostbaren, den Dryaden und der Göttin Flora geweihten Haines. Geholfen hat der Ministerial-Erlass leider nicht viel. Der Garten-Direktor hatte eiligst, so viel er konnte, herunterschlagen lassen und damit schon damals bewusst oder unbewusst der von der Bürgerschaft und von allen Baumfreunden so hart verurteilten fiskalischen Ausnutzung des Gartengeländes Vorschub geleistet.

Andere Völker sind uns im Schutz der natürlichen Denkmäler bereits weit voraus. Namentlich gilt dies von den Franzosen. Das französische Denkmäler-Schutzgesetz vom 30. März 1887, welches bereits auf der Generalversammlung der gedachten Geschichts- und Altertums-Vereine zu Mainz i. J. 1887 als Vorsitzender von mir gerühmt wurde**), führt im Kapitel I die Überschrift: „Immeubles et monuments historiques ou mégalithiques", unterscheidet also mit Vorbedacht die eigentlichen menschlichen Monumente von den nicht hierzu zu rechnenden anderweitigen Immobilien und macht beide Gruppen zum Gegenstand des nationalgeschichtlichen Schutzes. Dies wird ausdrücklich im Artikel I bestätigt, welcher der Schutz-Klassierung im Sinne des Gesetzes, sowohl die „immeubles par nature" wie die „immeubles par destination" unterwirft. Unter diesen „immeubles par nature", diesen „natürlichen Immobilien", welche die zu schützende geschichtliche Landes-Physiognomie betreffen, werden aber recht eigentlich und unzweifelhaft in vielen Fällen einzelne Felspartien, einzelne Bäume, Baumgruppen, ganze landschaftliche Prospekte u. dergl. verstanden werden können, insbesondere wenn sie als Wohnstätten, Opferplätze, Versammlungsörter pp. gedient haben, aber sicherlich in einzelnen Fällen auch da, wo dies nicht der Fall ist und wofür, um nach der neuen Welt überzuschweifen, der unter den strengsten Schutzbestimmungen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika stehende Yellowstone-Park das grossartigste Beispiel liefert.

---

*) Korrespondenzblatt 1890, S. 17 und 111, von mir als Vorsitzender der Hauptversammlung zu Schwerin i. M. am 9. September 1890 zur Sprache gebracht.

**) Korrespondenzblatt 1888, S. 133.

Es ist nun höchst erfreulich zu sehen, wie endlich auch bei uns in Preussen die bessere Erkenntnis aufdämmert und dass der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Herr Freiherr von Hammerstein-Loxten hier die Initiative ergriffen hat. Das Nähere ist in einem an sich unscheinbar auftretenden, hiermit vorgelegten Schriftchen von 94 S. kl. 8° enthalten, welches sich betitelt: „Forstbotanisches Merkbuch. Nachweis der beachtenswerten und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preussen. I. Provinz Westpreussen. Mit 22 Abbildungen". Berlin, Gebrüder Borntträger. 1900.

Wie zu erwarten, steht an der Spitze dieser gemeinnützigen, höchst dankenswerten Bestrebungen Herr Professor Dr. Conwentz, der unermüdliche im Dienste der angewandten Naturkunde thätige Direktor des Danziger Provinzial-Museums. Herr Staatsminister Dr. von Gossler, dessen Verständnis für die Sache aus dem von mir zuvor erwähnten, wenn auch erfolglosen Einschreiten zu Gunsten des Berliner Botanischen Gartens hervorgeht, hat als Oberpräsident der Provinz Westpreussen selbstverständlich alles veranlasst, um Herrn Conwentzs Bemühungen zu unterstützen. —

Zu den am meisten bedrohten Gebieten gehört, wie Conwentz S. VI unter unserer auf langjähriger Anschauung beruhenden, vollsten Zustimmung ausführt, der Wald, der einer immer mehr gesteigerten wirtschaftlichen Ausnutzung unterliegt. Vornehmlich seit dem Beginn einer planmässigen Wirtschaft geht der natürliche Wald — unser uralter deutscher Wald, unser nationaler Stolz seit den Zeiten des Julius Cäsar und des Cornelius Tacitus, beständig zurück. An Stelle des Waldes tritt die Forst, mit nur wenigen ertragreichen Holzarten, meist in künstlich erzogenen Stämmen. „Durch den in Deutschland jetzt vorherrschend geübten Kahlschlag werden die urwüchsigen Bäume und Sträucher nahezu gänzlich vernichtet, und gleichzeitig schwindet ein Teil der übrigen Pflanzen- und Tierwelt, deren Lebensbedingungen mehr oder weniger an jene geknüpft sind. Alljährlich gehen seltene Bäume durch elementare Gewalt, wie durch Unachtsamkeit und durch Willkür verloren; ganze Waldteile fallen der Axt oft schonungslos zum Opfer. Wenn nicht jetzt Massnahmen getroffen werden, um dem Einhalt zu thun, wird der deutsche Wald, welcher bezeichnende Pflanzenvereinigungen darstellt und der auch der Schauplatz der deutschen Sage und frühesten Geschichte war, vom Erdboden verschwinden."

Gerade wie man in allen preussischen Provinzen — und weiter in ganz Deutschland — eine Inventur der zu schützenden menschengeschichtlichen Denkmäler aufnimmt, so muss auch den von mir vorerwähnten allgemein deutschen Beschlüssen der Jahre 1887/89 entsprechend eine allgemeine Inventarisierung der Naturdenkmäler erfolgen. Das Mini-

sterium für Domänen und Forsten ist für Preussen hier die geeignete Stelle, denn ein grosser Teil der zu schützenden Gewächse und Landschaftsprospekte liegt im Besitz des Fiskus. Er muss zuerst mit gutem Beispiel vorangehen; vermöge des Forstaufsichtsrechts kann diese Verwaltungsstelle aber auch auf die Korporationen angehörigen Waldungen einwirken. Schliesslich hat die Domänen- und Forstverwaltung, sobald sie nur ernstlich will, auch Mittel und Wege genug, um auf einzelne Privatbesitzer einen günstigen Einfluss im Sinne der Denkmalsschonung in Wald und Feld auszuüben.

Was zunächst für Westpreussen angestrebt ist, kann selbstredend für uns in Brandenburg vollkommen vorbildlich sein. Conwentz drückt sich S. VIII wörtlich wie folgt aus: „Was die Auswahl des Stoffes anlangt, so werden hier einmal diejenigen Baumindividuen berücksichtigt, welche durch eine geschichtliche oder kulturgeschichtliche Bedeutung, durch hohes Alter oder durch ungewöhnliche Grössenverhältnisse, durch Bildungsabweichungen u. dergl. m. ausgezeichnet sind. Ferner seltene Baumarten und Spielarten, sowie solche Arten, die in Vergessenheit geraten oder in raschem Schwinden begriffen sind. Daneben finden subfossile Holzreste (†) Erwähnung, um durch die Spuren früheren Gedeihens auch zum Auffinden der Art in der Gegenwart anzuregen. Beiläufig sind Orts- und Flurnamen berücksichtigt, welche auf ehemaliges Vorkommen einer Holzart deuten. Sodann kleinere Waldteile, die sich durch charakteristische urwüchsige Hölzer auszeichnen, namentlich wenn ein geographisches Interesse damit verbunden ist. Weiter andere Waldteile, in welchen sehr seltene Pflanzen- und Tierarten leben, und solche, welche von besonderem landschaftlichen Reiz sind."

Von den merkwürdigsten Bäumen sind Abbildungen gegeben, oder sie sind auf Kärtchen nachgewiesen.

So z. B. die Bentkiefern (vergl. den Vortrag von K. Mülleuhoff „Brandenburgia" VIII, S. 312 flg. und meine Notiz ebend. S. 307 flg.), zweibeinige Buchen und Eichen, krause Buchen, Elsbeer- und Mehlbeerbäume, Eiben, Trauerfichten, Wachholder, selbst die Mistel, die Sumpfheide und Speisetrüffel ist nicht vergessen.

Das Beobachtungsgebiet ist über die Provinz etwas erweitert, indem in Zusammenhang mit dem westpreussischen Gelände die angrenzenden Teile von Pommern, Brandenburg, Posen und Ostpreussen, selbst Russlands mehrfach hinzugezogen sind. Die brandenburgischen Angaben sind folgende.

S. 59: „Märkisches Nachbargebiet. — Im Südwesten des vorgenannten Reviers [Revierförsterabteilung Neuhof] liegt die zum Regierungsbezirk Frankfurt a/O. gehörige Oberförsterei Hochzeit. Am Südrand derselben, im Schutzbezirk Hochzeit, Jag. 4, auf dem Lenzen-

werder, findet sich die Elsbeere, Pirus torminalis, in einem urwüchsigen Bestand starken Rotbuchen-Stangenholzes, welches mit Eiche, Linde, Espe u. a. m. gemischt ist. Ferner tritt die kleinblätterige Mistel auf Kiefern in der Oberförsterei nicht gerade selten anf."

S. 80: „Kurznadelige Kiefer, Pinus silvestris parvifolia (=brachyphylla, microphylla). — Sonst findet sich die kurznadelige Kiefer z. B. in den Forsten des Grafen von Schwerin in Wendisch-Wilmersdorf, Mark Brandenburg, sowie in anderen Gegenden, zumal auf Mooren, auch in Schweden."

Wir empfehlen übrigens dem Herrn Direktor Conwentz anch die sogenannten Hexenbesen, insbesondere die durch den Exoascus-Pilz veranlassten, in den forstlichen Schutz mit aufzunehmen. Unsere Mitglieder aber bitten wir bezüglich des Schutzes seltener und merkwürdiger Bäume sowie sonstiger Erzeugnisse des Pflanzenreichs in unserer Provinz Brandenburg Mitteilungen und Anträge an das Märkische Provinzial-Museum zu richten; dasselbe wird solche gern der znständigen Zentralstelle übermitteln.

B. Herr Dr. Zache besprach: „Das Oderbruch. Eine historisch landwirtschaftliche Skizze von Paul M. C. Wolff, Landwirtschaftslehrer. Berlin 1899. „Gutenberg" Druckerei und Verlag, Aktiengesellschaft."

Wie der erweiterte Titel sagt, bringt der Verfasser eine kurze und knappe Schilderung der Kultur des Oderbruches. Die erste Hälfte behandelt die Vergangenheit und die zweite beschäftigt sich mit den heutigen Zuständen. Der Verfasser geht aus von der Grösse des Bruches, den alten Flussläufen, der Lage der Ortschaften und der Beschäftigung der Bewohner. Darauf schildert er die Verwaltung und Besiedelung dnrch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Endlich behandelt er die Zustände der heutigen Landwirtschaft, den Boden, die Kulturgewächse, deren Erträge etc. Den Schlnss aber des Ganzen bildet die Darstellung der Versumpfung des Oderbruches. Hier stellt sich der Verfasser ganz auf den Standpnnkt des Oderbrücher Landwirts und führt nur die schwärzesten Pnnkte an. Er erblickt mit den Bruchbewohnern die Ursache der Versnmpfung in zwei wassertechnischen Einrichtungen: dem Hohensaatener Wehr und den Buhnen. Das Hohensaatener Wehr hält bei Hochwasser in der Oder das Binnenwasser zurück, so dass die tiefste Stelle des Bruches, das Niederoderbrnch zwischen Freienwalde und Oderberg, unter Wasser zu stehen kommt. Wäre es aber nicht vorhanden, so würde durch den Rückstau die Wasserflut noch weiter hinauf reichen. Die Buhnen beschleunigen die Versandung der unteren Oder, wodurch das Bett der Oder und somit der Spiegel des Hochwassers sich beständig hebt. Da nun die Buhnen nur bis zum Ende des Oderbruches reichen, so findet die Sandablagerung hauptsächlich im unteren

Laufe der Oder statt, wodurch die Vorflut behindert wird. Dieser Übelstand ist offenbar der verhängnisvollste; deshalb hat die Regierung auch in den nächsten Etat eine Summe für die Regulierung der unteren Oder eingestellt, so dass also hier auf Abhülfe zu hoffen ist. Ein zweiter Vorschlag ist noch nicht über das Stadium der Untersuchungen und theoretischen Erwägungen hinausgekommen. Das sind die Fangvorrichtungen in den schlesischen Quellgebieten der Nebenflüsse. Endlich und das scheint mir die Hauptsache, ist die Wasserkalamität vielleicht nur eine vorübergehende, bedingt durch meteorologische Ereignisse, deren Ursachen wechselnd und unbekannt sind. Der polemische und anklägerische Charakter der Schrift geht aber daraus hervor, dass der Verfasser die einzigen Einrichtungen, die sich bewährt haben, nicht erwähnt, die Polder mit den Schneckwerken. Es bestehen schon zwei solche, welche sich sehr gut bewähren. Und es bleibt nur übrig, ihre Zahl zu vermehren, so dass ein Schneckwerk dem folgenden das Wasser übergiebt, bis es das letzte in die Oder wirft. Wie das aber bei allen wasserbautechnischen Unternehmungen dieser Art geschieht, fängt man von oben an statt von unten und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es billiger ist. Die Landwirte sind auch nicht geneigt an die Einrichtungen heranzugehen, weil es eine Belastung ihrer Wirtschaften fordert, und bei der augenblicklichen Lage kann man es ihnen auch nicht verdenken.

C. Daraufhielt Herr Robert Mielke seinen Vortrag: „Totengebräuche und Totensagen in der Mark Brandenburg". Wir bringen den Vortrag, welcher mit reichem Beifall aufgenommen wurde, als besonderen Aufsatz weiter unten.

D. Nach der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder zu einer zwanglosen Vereinigung im Rathauskeller.

Totengebräuche und Totensagen in der Mark.*)

Von **Robert Mielke.**

Dem Andenken der Toten läuten einmal im Jahre die Glocken; bei ihrem Klange zögert der Schritt der Zeit, dem man ja so freigebig die Vernichtung alter Anschauungen zuschreibt, um in den Gestalten lieber Verstorbener die Vergangenheit dem einzelnen wieder aufleben

*) Wo die Quellen nicht vollständig angegeben sind, bedeuten: Gand. = Gander, Niederlausitzer Volkssagen. Berlin 1894; v. Schul. = von Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig 1880; Kuhn & Schw. = Kuhn & Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848; Schw. = Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1895.

zu lassen. Arm und reich wandern auf die Friedhöfe, um in der Unrast des Schaffens eine stille Zwiesprache mit den Verstorbenen zu pflegen wie in alten Tagen, da der Schmerz und die Freude noch laut in die Öffentlichkeit hineindrangen. Sind wir auch mit unseren Gefühlen stiller, mit ihren Äusserungen sparsamer geworden, in den Vorstellungen von Tod und Sterben bricht doch häufig noch ein Stück uralter Vergangenheit durch, die das tiefe Seelenleben des Volkes blosslegen. Nicht arm ist auch die Mark an Gebräuchen, die der Tod in das Volksleben hineingewebt hat.

Totengebräuche nenne ich die Handlungen, die in der breiten Masse des Volkes ausgeübt werden, um einerseits das Wohl des Verstorbenen noch nach dem Hingang zu fördern und andrerseits — mehr nach aussen wirkend — das Andenken bei den Überlebenden dauernd zu erhalten. Der Tod ist ja nach einem allgemeinen Menschheitsglauben nicht der endgültige Abschluss aller irdischen Beziehungen; vielmehr wirkt der Schatten des Verstorbenen in gutem und bösem Sinne auf seine nächste Umgebung ein. Es ist daher eine der ersten Sorgen des Zurückbleibenden, seine schädigende Rückwirkung abzuwehren und seine schützende Kraft zu gewinnen. Bei heidnischen Vorstellungen hat jene die Oberhand, während die monotheistischen Religionen — vor allen der Katholizismus — die wohlwollende Förderung zu schätzen wissen. Beide werden uns heute beschäftigen, da sie sich in dem Volksglauben zu ganz bestimmten Handlungen veräusserlicht haben, die nicht selten mit ihren Wurzeln in die grauste Vorzeit zurückreichen.

Oft schon fällt in den Lenz des Lebens ein Schatten von dem unabwendbaren Geschick, wenn man zu gewissen Zeiten, in den Zwölften, der Neujahrsnacht, dem ersten Jahrestage und anderen Ereignissen die Anzeichen erkennt, wann und wo der Tod seinen Einzug halten wird. Oder auch gelegentliche Zeiterscheinungen wie ein zirpendes Heimchen im Hause, das Ticken des Holzwurms, ein unerklärliches Geräusch, das Stehenbleiben der Uhr, die Entdeckung eines Maulwurfhügels bei dem Wohnhause verkünden den ungebetenen Schnitter. Einmal — ich hörte die Erzählung in der Altmark — zeigte ein gespenstiger Sarg das kommende Unheil an. Die weisse Frau im Hohenzollernschloss spukt ja noch heute umher, wie in gleicher Weise den alten Schlossherren von Sorau — den Bibersteinern — ein kopfloser Mönch den Todesfall voraussagte. Geheimnisvoll lacht es laut auf dem Werbellin über die Wellen beim Herannahen des Gevatters Tod und auf dem Gohlitzer See bei Lehnin tanzt ein grüner Hut als Unheilsbote umher. Die Schreie des Uhus und der Eule werden in dem Sinne des alten Lutherliedes: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“ gedeutet und manche ängstliche Seele zählt auf der Sommerfahrt an den Rufen des Kuckucks die ihr noch vergönnten Jahre. Aus Träumen und den Glockenklängen

kann der Kundige den Tod vorauskünden (v. Schul. S. 236). Eine rührende Gestalt hat die slavische Anschauung in der Bużawoscz geschaffen, die man unsichtbar weinen hört, wenn Kinder sterben sollen. (v. Schul. S. 145, 146.)

Geht es aus Sterben, so wird dem Scheidenden ein leichter Tod herbeigesehnt, der indessen aus bestimmten Gründen nicht immer eintreten kann. Nach der Volksanschauung muss der Ringende seine irdischen Angelegenheiten ganz geordnet haben; namentlich kann eine ungesühnte Sünde seinen Hingang erschweren. Zu solchen Sünden gehören: Mord, Totschlag, Brand, Betrug, Gotteslästerungen u. a. m. Von dem alten General von Sparr weiss man, dass er nicht hat leben und sterben können, bis man ihm die Fusssohlen aufgeschnitten und dort die Oblaten gefunden und herausgenommen hatte, die er beim Abendmahl immer für seine Zauberzwecke beiseite zu bringen gewusst hatte. (Kuhn & Schw. Nr. 76.) Besonders kann ein Sterbender nicht hinübergehen, bevor nicht der von ihm sehnlichst Erwartete eingetroffen ist. Kann man sich garnicht weiter helfen, so nimmt man das Kopfkissen fort, um den Tod herbeizurufen; ein allgemein verbreiteter Gebrauch, der eine sehr natürliche Wirkung hervorbringt, aber doch mit der Mystik des Todes gedeutet wird.

Nach dem Verscheiden öffnet man die Fenster, um die Seele hinauszulassen, die, als Vogel gedacht, fortflattert (v. Schul. S. 237) oder im bösen Sinne umgedeutet, wohl auch vereinzelt als eine Maus umherirrt (Gand. Nr. 240). Die Stühle werden verhängt, das Wasser im Hause verschüttet, die Stühle oder die Böcke, auf denen der Sarg stand, umgestürzt aus Furcht, dass sich sonst noch mehr Tote im Hause finden würden. In sinniger Weise wird auch der Tod den Haustieren mit Einschluss der Bienen (v. Schul. S. 236) durch lautes Ansagen verkündet (Altmark, Lausitz), sonst würde der Erbe Gefahr laufen, dass diese sich nicht vermehren.

Auch nach aussen scheint man früher ein Zeichen des Todesfalles angebracht zu haben; denn eine glaubhafte Überlieferung berichtet, dass bei der Plünderung Fürstenwaldes im Jahre 1528 durch den Ritter von Minckwitz ein Bürger ein langes weisses Laken mit Erfolg aufgehangen habe, als ob ein Toter im Hause sei (Wohlbrück, Gesch. d. Bist. Lebus). So lange der Sarg über der Erde ist, soll er bewacht werden, was heute nicht mehr häufig, früher aber die Regel war. 1495 bestimmt eine Frau in Seehausen „dass 4 Priester sollen jeder einen Psalter lesen und dafür 4 Schill. und eine Mahlzeit bekommen“. Diese Frau traf auch Anordnung, dass man „ihren swarten hoyken (den Staatsmantel) soll auf die Bahre legen“ (v. Ranmer, Gerichtsbuch der Stadt S. in Ledeburs Archiv XIII, S. 177/178), eine Verfügung, die noch bei der Beerdigung mancher Standes- oder Berufsperson nachklingt.

Digitized by Google

Ist nun der Tote eingesargt, so bleibt er in der Wohnung, wo auch die Predigt stattfindet. Eine Totenwache ist nicht üblich, wenn auch nach einer Spreewaldsage Lichte brennen sollen, damit dem Toten nicht die Mäuse die Augen ausfressen (v. Schul. S. 236). Unter dem Geläut der Glocken, die vielfach erst nach der Beisetzung verstummen, wird der Sarg zur Gruft getragen. In den nördlichen Dörfern der Mark führte man ihn wohl auch ein- oder dreimal um die Kirche, dann hinein, um die letzte Einsegnung zu vollziehen. Früher war es auch üblich, bei Standespersonen 2 Lichter auf Kosten der Angehörigen auf den Altar zu setzen, die, mit Flor umhangen, während des Trauerjahres bei jedem Gottesdienste brennen mussten. Damit hängt zusammen, dass noch vor etwa 35 Jahren in Alt-Thymen bei Lychen jedesmal der Kirche Lichter gestiftet wurden, sobald einer gestorben war.

Auf der einen Seite kann eine Berührung des Toten gewisse Krankheiten z. B. Trunksucht (v. Schul. S. 235) heilen; auf der anderen aber fürchtet man die unselige Weiterwirkung seines Einflusses, der von allem ausgehen kann, was mit ihm in Berührung gestanden hat. Für den ersten Fall nimmt man gern etwas von den Stoffen, die zur Beisetzung dienten; ja man scheut, wie noch vor 4 Jahren in Nudow bei Potsdam sich ereignete, selbst den gewaltsamen Einbruch in die Kirche nicht, um einen Fetzen von dem Leichentuch zu gewinnen. Von der anderen unheilvollen Einwirkung sprechen die vielen Überlieferungen von den Nachzehrern und den Doppelsaugern, die man durch bestimmte Massregeln unschädlich zu machen weiss, die ich aber hier übergehen kann. Um ihnen zu wehren, werden im Spreewald alle Ecken und Zipfel der Kleidung mit Nadeln festgesteckt (Niederl. Mitt. II, S. 145), wird die Tragbahre umgekippt (Altmark) oder das Stroh, die Wagenrunge, die Leitern, auf denen der Sarg stand, an gewissen Stellen der Dorfmark abgeworfen und verbrannt. Aus dieser Veranlassung heisst eine Ackerstelle bei Fürstenwalde, wo drei Dorfgrenzen zusammenstossen, die „Totenrunge“ (Kuhn & Schw. S. 86). Hierher gehören auch einige örtliche Gebräuche wie das Setzen der Tragbahre auf das Grab (Neuendorf b/Oderberg) oder das kreuzweise Werfen von eisernen Spaten bei einem Manne, von hölzernen bei einer Frau auf den Sarg*) (Altmark), aus deren Richtung man das Haus des nächsten Todesfalles erfahren will.

Nach uraltem Herkommen legte man dem Toten einen Zehrpfennig, die Totenmünze in den Sarg, vielfach in den Mund, ein Gebrauch, der an den Obolos der Griechen erinnert. Mehr als man annimmt, wird auf dem Lande an diesem uralten Opfer festgehalten, wenn man es auch der Geistlichkeit und neugierigen Fragern gegenüber ableugnet. Mit

*) Vergl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch S. 198, wo ähnliches zu finden.

diesem Totenpfennig zogen die Seelen der Abgeschiedenen, um ihn zu verspielen, nach einem merkwürdigen Ort zwischen der Oberwelt und dem Totenreich, der im Volksmunde Owerskrug, Abis-, Abers-, Obis-, Nobis- oder Nåberskrug heisst, sich in der Mark Brandenburg und Norddeutschland in sehr vielen Flurnamen erhalten hat und eine Brücke vom altgermanischen Mythus nach der christlichen Anschauung schlägt. (J. Grimm, Deutsche Mythologie S. 954 und Bär III. S. 60.)

Es ist überhaupt eine eigne Sache mit den Seelen der Abgeschiedenen. Sie kehren häufig an den Ort ihrer einstigen Thätigkeit zurück, um hier nach dem Rechten zu sehen. Nach der Sage geht alle Morgen eine Magd in die Kasematten von Cüstrin, um dort das Bett des Markgrafen Hans zu machen, der angeblich jede Nacht dort schläft (Kuhn & Schw. S. 36). Nach Alt-Wittenberge kehrt von Zeit zu Zeit eine Nonne zurück, um sich in der Elbe zu waschen.

Die Ursachen des Zurückkehrens sind verschieden. Die Sorge um ihr Kind treibt die Mutter zurück (Gand. Nr. 203, 204), wie, ähnlich der Lenorensage, die Liebe den toten Geliebten zur Braut bringt (v. Schul. S. 138), oder es holt in humoristischer Anwandlung die verstorbene Gattin ihren trinkenden Gemahl aus der Kneipe (Gand. Nr. 205). In den meisten Fällen sind es unerfüllte Wünsche, die den Abgeschiedenen keine Ruhe lassen (v. Schul. S. 95, 149, 239, 240, Gand. 206, 207, 210, 219); dann ist die Ruhelosigkeit nur vorübergehend und mit der Erfüllung beendet. Dauernd irren die Seelen ungetaufter Kinder umher (v. Schul. S. 237), der Frauen, die im Kindbette sterben (Gand. Nr. 200), der Selbstmörder, der Erschlagenen oder der Menschen, die mit Streit von hinnen gehen (Gand. Nr. 199); sie führen als Anfhocker (v. Schul. S. 148) oder gespenstige Tiere ein unstätes, menschenerschreckendes Dasein, von dem so manche grauliche Geschichte auf Stadt und Land eine Kunde giebt.

Hat gar einer die Welt mit einem Verbrechen beladen verlassen, dann hat er niemals Ruhe; er muss zurückkehren, um als Geist seine Unthat zu sühnen oder wieder gutzumachen*) (Kuhn & Schw. Nr. 67, 132 u. a.). Das traf vor allen die, die Land abpflügten oder die Grenzsteine betrügerisch verrückten, Verbrechen, die schon in den alten deutschen Stammesgesetzen (vergl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 546) schwer gebüsst wurden (Kuhn & Schw. Nr. 105, 114, 135, Schwartz Nr. 29). In einer Spreewaldsage (v. Schul. S. 139) kehrt auch die alte Auffassung wieder, dass dem Toten beim Herantreten des Mörders das Blut aus Nase und Mund fliesst (vergl. Grimm, Rechtsaltert. S. 931). Hier hat er also noch keine Ruhe, bis sein Tod gerächt ist.

*) Bezeichnend ist hier das Schicksal des Meineidigen, der als Geist seinen Kindern den Rat erteilt, es nicht ebenso zu machen (Gand. Nr. 216).

Anders wieder ist es mit dem Junker von Kahlebntz in Kampehl, der seine Unthat neben dem Umherspuken durch das selbstbeschworene Verhängnis büsst, dass sein Leichnam nicht verwest, wie man sich noch heut in dem stillen Dorfe an der Dosse überzeugen kann.

Kehren wir jedoch wieder zu den Gebräuchen zurück.

Ist der Verstorbene beigesetzt, ist alles geschehen, was eine Beunruhigung der Lebenden durch den Schatten verhindert, sind die lauten Klagen des Augenblicks verhallt, dann kommt die wehmütige Stimmung des Gedenkens zur Geltung nnd aus den schnerzensreichen Tagen der ersten Empfindung löst sich die Sorgfalt heraus, das Andenken nun sichtbar sich und anderen zu erhalten. Schon der Leichenschmaus, den man in nnsre grane Vorzeit zurück zn verfolgen versucht und den man hier und dort gewisser Rohheiten beschuldigt hat, bot Gelegenheit, die Vorzüge des Toten zu würdigen. Danernder waren aber die Denkmäler, die treue Liebe demselben errichtete. Was im südlichen Deutschland die Totenbretter und prunkvolle Grabkreuze bedenten, im westlichen Norddeutschland seltsame Holzgestelle, die die Grabstellen pultartig überdecken, wird in der Mark nnd ihren östlichen Nachbargebieten von Totenkronen nnd Kränzen und daneben Krenzen, Stäben und Pfählen ersetzt.

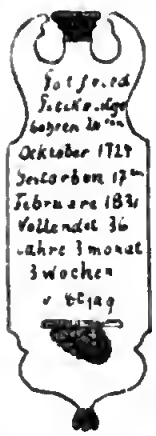
Sind die Grabhügel die natürlichen Denkzeichen, mit denen fast auf der ganzen Erde gleichartig der Ort der Ruhe sichtbar gemacht wird, so tritt bei den eigentlichen Äusserungen des Knnstfleisses das in den Vordergrund, was inschriftlich für den einzelnen Toten, künstlerisch für die Art seines Volkes zengt. In der Mark war es bis vor einem Menschenzeitalter ganz allgemein üblich, durch Kronen und Kränze die in den Kirchen aufgehängt wurden, das Andenken zu erhalten. Ursprünglich ist diese Sitte vielleicht in ganz Norddentschland üblich gewesen; schon Justus Möser spricht im vorigen Jahrhnndert von ihr (Patriot. Phantas. Nr. 39); sie hat sich in der Mark und den östlichen Provinzen am längsten gehalten. Die Uckermark, die auch in anderer Hinsicht eine kultnrgeschichtliche Ausnahmestellnng einnimmt, zeichnet sich darin durch zähes Festhalten am Alten ans. Wahrscheinlich ist auch in Mecklenbnrg die Sitte bekannt gewesen, worauf noch manche örtliche Erinnerungen hindenten; heute ist sie hier jedoch ganz verschwunden und keine Zengen gemahnen im Innern der Dorfkirchen an sie. Ihr Verschwinden ging Hand in Hand mit dem in der Prignitz, wo sie sich nach der Elbe zn immer mehr verliert.

Noch giebt es genug Kirchen, in denen diese Zeugen, die den Lebenden mit dem Toten verbinden, eine beredte Sprache reden; sie werden jedoch immer mehr unterdrückt unter dem Vorgeben, dass sie den Staub auffangen nnd die Kirche verunzieren. Es ist schade darum, denn sie brachten neben ihrer künstlerischen Wirkung doch immer ein persönliches

Moment in das Innere, das auf die Stimmung der Gemeinde sicher nicht ohne Einfluss war. Fontane berichtet einmal von einer alten Witwe in Geltow, dass sie ihrem verstorbenen Enkel, der ihr ein und alles war, eine reich verzierte Totenkrone anfertigen liess und dieselbe, trotzdem der die Kirche bisweilen besuchende König Friedrich Wilhelm III. die Sitte nicht liebte, neben ihrem Sitze aufhängte, „weil sie sonst keine Ruhe und Andacht mehr habe", wie sie wörtlich dem Prediger gegenüber behauptete. Heute entfernt man diese poesievollen Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit immer mehr und — was schlimmer ist — weiss nichts besseres an ihre Stelle zu setzen.

Neben der Krone spielt noch der Kranz eine Rolle, der, ebenfalls mit Bändern verziert, aufgehängt wird. Beide sind Unverheirateten nach der Überlieferung gewidmet, wenigstens ist mir auch in Hunderten von Dorfkirchen nicht ein Beispiel vorgekommen, das sich mit Sicherheit auf eine verheiratete Person beziehen liess. Ursprünglich ist wohl die Krone das einzige Denkmalszeichen, das später erst dem Kranze wich. Nicht immer, aber doch häufig ist dabei der Kranz dem Jüngling, die Krone der Jungfrau zugewiesen, wobei es auch vorkommen konnte, dass der Jünglingskranz aus Myrten (Vieseke i. d. Prignitz) geflochten war. Beide, Krone und Kranz, sind bis zur Gruft auf dem Sarge gewesen, bisweilen aber auch dem Verstorbenen aufs Haupt gesetzt und erst nach der Bestattung in die Kirche überführt worden.

Man hing die Kränze einfach an Nägeln auf und bediente sich für die Krone eines mit einer Konsole versehenen Wandbrettes. Diese meist künstlerisch gearbeiteten Bretter geben Alter, Geschlecht, Geburts- und Sterbetag mit peinlichster Genauigkeit an; sie sind ihrer ganzen Art nach den Totenbrettern Bayerns zu vergleichen. Ein solches, aus dem Jahre 1671 stammendes Brett ist noch mit darauf befindlicher Krone aus künstlichen Blumen in Schwaneberg bei Prenzlau vorhanden, gewiss ein altes Zeugnis für die Sitte. In dieser Weise sind auch die älteren hergestellt, reich mit Papieren und Bändern und in späterer Zeit mit geschmacklosem Flittergold durchflochten. In einzelnen Dörfern des Sternberger Landes ist die Krone mit 4—5 Puppenköpfen verziert, in denen ich Engel erblicken möchte.



Totenbrett zu Seehausen Uckerm.

Einen schönen Zug verraten uns die Bänder, die bisweilen Monogramme, Sprüche und Lebenslauf enthalten; denn sie sind von Eltern, Geschwistern und vor allen von den Pathen gewidmet. Jeder Dorfbewohner konnte durch solche Stiftung dem Verstorbenen seine letzte Ehre erweisen.

Es sind teilweise prachtvolle Webereien, die aus Krefelder und

Lyoner Fabriken stammen. Sind sie auch heute verblasst, so leuchteten sie einst in voller Farbenfrische, deren Spuren an geschützten, gefalteten Stellen noch ersichtlich ist. Von dem einfachen Band zu prunkvollen Brokatgeweben und zarten Damast- und Spitzenarbeiten, bestickt, gewirkt, selbst bedruckt und bemalt, bilden sie den wichtigsten Teil der Gabe, die, einem Familienschatz vergleichbar, von den Generationen bewahrt und bewacht wurden. Man scheut sich auch noch heute, sie zu vernichten, lässt sie lieber auf dem Kirchboden verkommen oder vergräbt sie, als dass man sie absichtlich zerstört. Auch die Sage hat sich dieser Kronen bemächtigt, wie unsere Mitglieder bei dem Besuche der Klein-Machnower Kirche erfahren konnten. Nach der Überliefernng ist die eine der dort vorhandenen Kronen von einem Fräulein von Hake im Wahnsinn über den Tod ihres Bräutigams geflochten worden, während die andere von Burschen dem Andenken eines Genossen gestiftet wurde, den sie in einer Ranferei erschlagen hatten.

Totenkrone m. Puppen. Seren. Kr. Oststernberg.

Kissen mit Aufnäharbeit u. Bändern. Kemnitz bei Werder. Märk. Pr.-Mus

Das Wandbrett oder in Ersatz eines solchen ein in Herzform geschnittenes Blatt Papier enthielt neben den Personalien einen Spruch, der meistens dem Gesangbuch oder der Bibel entnommen aber auch in volkstümlicher Weise gedichtet wurde. Von der tiefen Andacht einzelner dieser Dichtungen hier wenige Proben:

„Du teures Kind, Du fehlst uns allen,
Die Freude sank mit Dir hinab!
Ach, uns're Rose ist gefallen,
Als Knospe brach der Tod sie ab!"

(Bölkendorf 1869.)

In Prenden heisst es an einer Stelle:

Hold wie der Lenz im Rosenmorgen glüht,
So prangtest Du in süsser Unschuldsfülle!
Als zarter Sprössling uns zur Lust geblüht,
Der Jugend Schmuck, mit liebevoller Hülle.
Doch rasch entriss die bitt're Todeswut
Dich unerbittlich Deiner Lieben Herzen;
Es folgt Dir sanft der Lieben Thränenglut
Mit tiefem Kummer, Gram und Seelenschmerzen.
Nimm noch an Deinem Grabe meinen Segen
Geliebte Seele, Du warst fromm und gut;
Dort kommt die längst bewelnte Dir entgegen
Gehüllt im Glanz (und frommer Huth?) 1852.

Bisweilen folgt der direkten Anrede eine Erwiderung wie im folgenden:

„In der schönsten Blütenzeit
Gingst Du schon zur Ewigkeit;
Die Deinen trauern sehr um Dich
Und weinen um Dich bitterlich."

„Ach liebstes Mutterherz,
Stellt Euren Mut zufrieden,
Lasst fahren Angst und Schmerz,
Dass ich von Euch geschieden;
Der so mich Euch gegeben
Nimmt wieder hin mein Leben." (1849. Bölkendorf.)

Oder es klagt die Verstorbene in freier Umbildung eines alten Kirchenliedes von Zacharias Werner:

„Mein Herzensvater weint Ihr noch,
Und Du, die mich geboren?
Was grämt Ihr, was macht Ihr doch?
Ich bin ja unverloren.
Ach! sollt Ihr sehen wie mir 's geht
Und wie mich der so hoch erhöht,
Der selbst so hoch erhoben.
Ich weiss, Ihr würdet anders thun
Und meiner Seele süsses Ruhn
Mit Eurem Munde loben. —
So gebt Ihr Liebsten mich doch schlecht
Dahin in Gottes Willen.
Sein Rat ist gut, sein Thun ist recht,
Er wird wohl wieder stillen
Die Schmerzen, so er Euch gemacht,
Und hiermit sei Euch gute Nacht
Von Eurem Kind vergönnet.
Es kommt die Zeit, da mich und Euch
Vereint der Tod in seinem Reich;
Der mich und Euch jetzt trennet."
(Schweinrich: Prignitz 1861.)

Diese Bitte an die Überlebenden, die Thränen zu stillen, kehrt sehr häufig in den Poesien wieder und erinnert an die uralte, schon in der Edda (Edda, herausgegeben v. Wolzogen S. 260), dem Nibelungenliede (Abentener 38, Strophe 2239) erwähnte, und von dem Pfarrer Helmold von Bosau für das 12. Jahrh. bezeugte Sage von dem Thränenkrüglein, das durch die Thränen der Mutter zum Überlaufen voll wird. Diese durch viele Volkslieder (Talvj, Volksl. der Serben, Halle 1835 I. 67.; Hoffmann, Schlesische Volksl. Nr. 290) und Sagen auch für die Mark Brandenburg (v. Schul. S. 238, Gand. Nr. 208, 209) bestätigte Sage

findet durch eine wendische Anschauung Unterstützung, nach der man dem Toten die Ruhe raubt, wenn man auf den Sarg eine Thräne fallen lässt (Veckenstedt: Wend. Sagen etc. S. 450).

Der Verstorbene ist in den Aufschriften als Redender gedacht, der Trostesworte seinen Angehörigen zuruft. Häufig schliessen darum die Verse mit dem Worte „Gute Nacht“ oder „Auf Wiedersehn“. Es erinnern diese Dichtungen an die Marterln in Tirol, die ebenfalls in gereimter Weise zu dem Lesenden sprechen.

Das erwähnte Brett von 1671 giebt einen Anhalt für das Alter unserer Sitte, die wir jedenfalls nicht über die Reformation zurückführen dürfen; jedenfalls nicht in der Form, dass die Kronen in der Kirche aufbewahrt wurden. Die meisten alten Landkirchen waren, wie es von einer grossen Anzahl in Norddeutschland feststeht, an den Wänden über und über bemalt und boten daher keinen Platz für das Anbringen der Kronen. Vermutlich hat erst die Reformation selbst mit ihren Nachwirkungen diese Blumengebilde von den Grabhügeln in die Kirche geführt, was durch das Fehlen der Sitte in dem katholischen Süddeutschland sehr wahrscheinlich wird, denn die Kronen, die im südlichen Bayern das zu Häupten des Grabes gesteckte Holzkreuz zieren, sind nicht als Denkmal selbst gedacht. Wie tief die Sitte im Volksempfinden wurzelt, ersieht man aus den Kronen ans Blech, die den Särgen aufgenagelt werden.

Die Kronen sind Denkmale. Es wurde daher entbehrlich, an der Grabstätte selbst ein solches zu errichten. Erst mit dem Verschwinden der Sitte, etwa von dem Anfang dieses Jahrhunderts an, treten diese auf unseren ländlichen Kirchhöfen auf. Vorher kannten die Familien — was ja durch die Kleinheit der Gemeinden nahe genug lag — die einzelnen Gräber auch ohne direkte Bezeichnung. Es lässt sich auch ganz gut verfolgen, wie die Entwickelung zu den modernen monumentalen Kreuzen, aus einfachen, schüchternen Anfängen vor sich ging. Nur die grossen Familien haben hier schon früh eine Ausnahme gemacht, wobei indessen nicht ausser Acht zu lassen ist, dass sie mit der Zeit die im Innern der Kirche gelegenen Grabgewölbe mit dem offenen Kirchhof vertauschten. Im Einklang mit dieser Umwandlung steht es auch, dass da, wo die Sitte der Kronen früh aufgegeben wurde, sich auch eine reichere Auswahl in den Grabdenkmälern zeigt. In den nördlichen Grenzdörfern der Mark, wo die Kronen längst verschwunden sind, treten alte, kunstvolle Kreuze aus Schmiedeeisen und Holz auf, die auf dem mecklenburgischen Boden zu einer klassischen Vielseitigkeit sich ausgebildet haben.

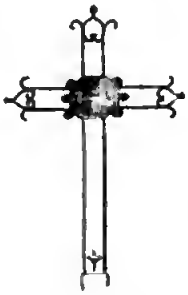
Stenzig.
Kr. Sternberg

In der Form lassen sich deutlich drei Entwicklungsstufen verfolgen:

Pfahl, Stele und Kreuz. Der einfache Pfahl ist aus Holz, selten verziert und wohl ursprünglich schon neben den Kronen üblich. Neben ihm tritt die Stele auf, um Namen und Daten aufzunehmen und schliesslich wird aus dem Pfahl unter Aufgabe der Stele das Kreuz mit Inschrift. Besonders kunstvoll sind einzelne schmiedeeiserne in der Uckermark, bei denen mecklenburgischer Einfluss nicht zu verkennen ist. In der

Lunow, Uckerm.

Kutzerow. Uckerm



Helle, Prignitz

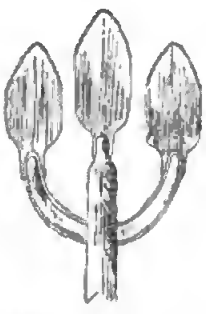
Schapow. Uckerm.

Selchow. Kr. Sternberg.

Lausitz dagegen hat man, vermutlich in Anlehnung an ältere Überlieferungen, das Holzkreuz reicher ausgestaltet, indem man es über dem Querarm mit einem giebelartigen Schutzdach versehen hat. Wieweit man hierbei auf eine allgemeine slavische Anschauung zurückgeht, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen; jedenfalls ist dieses überdachte Holzkreuz auch in Litauen bekannt, wo es für Frauengräber bestimmt ist. Eine merkwürdige altslavische Form fand ich an einem zerbrochenen Kreuz in der Niederlausitz (Linderode), dessen unterer Teil mit dem Wellenornament verziert war, das für die wendischen vorgeschichtlichen Gefässe charakteristisch ist. An andrer Stelle (Lunow b/Angermünde) hat sich die Stele zu einem dreiästigen, hölzernen Baum entwickelt.

Linderode bei Sorau

Interessant ist es zu verfolgen, wie Sinnbilder, die heut nicht mehr in ihrer Bedeutung verstanden werden, zu Mythen Veranlassung geben. Um mit einem berühmten Beispiel zu beginnen, das der „Brandenburgia“ durch den Besuch Havelbergs vielleicht noch in Erinnerung ist, so haben eine schadhafte Stelle auf dem Grabstein des Bischofs Johann von Wöpelitz und der dort angebrachte Hund die Sage verursacht, dass der Bischof durch den Stich eines Lindwurms getötet sei. In ähnlicher Weise heisst es in Heiligengrabe von einer Äbtissin von Quitzow, die am Finger



Lunow bei Oderberg.

einen Schlangenring trägt, dass die Dame an einem Schlangenbiss verstorben sei. Wegen unglücklicher Liebe wieder sollen sich zwei Stiftsdamen erschossen haben, deren Grab in dem Kreuzgang dieses Klosters von einem gemeinsamen Grabstein bedeckt ist. Immer wieder klammert sich der Volksglaube an eine unerklärliche Form und sucht sie auf seine Weise zu deuten. Noch vor einigen Wochen wurde einigen unserer Mitglieder von einer Frau Anno in Nudow erzählt, deren Grabstein nur dieses Wort noch erkennen liess. So verdichten sich mit der Zeit die Erinnerungen an die seltsamen Zigeunergräber zu sagenhaften Erzählungen, so hat auch der fast den Blicken ganz entzogene Kirchhof vor dem Potsdamer Bahnhof schon zu Mythen Veranlassung gegeben.

Bei diesem Zuge, eine seltsame Form durch irgend eine Erdichtung zu begründen, ist es eigentlich wunderbar, dass sich ein solches Denkmal einer Deutung bisher entzogen hat, welches gerade dazu auffordert. Aber vielleicht ist sie nur nicht bekannt! Dieses steht in Chorin, ist mit kriegerischen Sinnbildern geschmückt und dennoch durch die Inschrift einer Frau zugeeignet. Es liegt die Erklärung nahe, dass der Stein ursprünglich eine andre Bestimmung gehabt hat, der er aus irgend einem Grunde entzogen ist.

Auch der Humor wagt sich hin und wieder auf die Kirchhöfe, wenn er auch nicht immer in der treuherzigen Form erscheint, wie sie die Inschrift am Oldenburger Friedhofsportal mit ihrem biederen „o ewich is so lanck“ einschliesst, sondern einen spröderen und derberen Zug besitzt. Ich will nur wenige erwähnen. Die eine soll sich in Templin i. U.*) befinden und recht ungalant sagen:

„Hier ruht meine Frau,
Die soviel Jahre gezankt mit mir
Wandrer gehe fort von hier,
Sonst zankt sie noch mit Dir.“

Weniger grob und deutlich ist das Gedächtnis einer Bauernfrau in Gräbendorf bei Königs-Wusterhausen geehrt:

„Was gesprochen, ist gehalten,
Ja es fanden sich noch Spalten, die das
Besprochene wollten spalten;
Gott gab mir einen kräftigen Sinn,
Es ist ein köstlich' Ding, geduldig sind,
Und auf die Güte
Des Herrn hoffen.“ 1844.

*) Leider habe ich sie nicht zu Gesicht bekommen, kann daher weder für die Thatsache einstehen noch für eine etwaige andere Lesart. Ich führe sie nichtsdestoweniger an, um eine Bestätigung oder Berichtigung zu ermöglichen. Undenkbar scheint mir eine solche Grabschrift nicht.

Sehr beliebt bei diesen Grabinschriften sind Anspielnngen auf die Thätigkeiten der Verstorbenen. Der von Dr. Albrecht in dem Monatsblatt der „Brandenburgia“ S. 176 d. Jahrg. angezogenen aus Brunne möchte ich eine andere aus Salzwedel an die Seite stellen, die einem 1711 verstorbenen Postmeister gewidmet ist:

„Eile nicht, Wandersmann! als mit der Post. Auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. Hier ruhen die Gebeine des Herrn Matthias Schulzen, Königl. Preuss. 25 jährigen unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein Fremdling an. Durch die heilige Taufe ward er in die Postkarte znm himmlischen Kanaan eingeschrieben. Darauf reisete er in der Lebenswallfahrt durch Schulen und Akademien mit löblichem Verzug. Hernach bei eingetretenem Postamte und andern Berufs-Sorgen, bewies er sorgfältig sein Christentum; bei vorkommenden Unglücksposten richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibesschwachheit, dem gegebenen Zeichen der ankommenden Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reiste den 2ten Juni 1711 hinauf ins Paradies; der Leib hernachmals in dies Grab. Gedenke, Leser! bey Deiner Wallfahrt beständig an die prophetische Todespost. Jesaia XXX VIII 1.

Doch genug hiervon.

Die Grnndstimmuug in der Anwendung der Krone und der Grabdenkmale ist die gleiche; sie entspringt dem menschlich-schönen Gefühl, in dem Toten nicht den dauernd Abgeschiedenen, sondern nur den zeitlich Getrennten zn sehen, der ja in der Vorstellungswelt des Volkes, wie sie die Sagen wiederspiegeln, selbst zeitweilig mit den Lebenden in Berührnng treten kann. Darnm sind selbst Verstorbenen, deren Leiber in nnbekanuter Erde ruhen, Denkmäler errichtet, darum heiligt das Kreuz als Symbol des Christentums die Stätte seines letzten Schlafes, darnm hat sich anch diese Vorstellung zu der Forderung verdichtet, dass der Tote sein Denkmal haben müsse, sei es auch nur der Stein- und Reisighaufen, die Vorübergehende dem Andenken eines Ermordeten errichten.

Dass Tote umgehen, ist bereits gesagt, dass man sich aber auch von dem Aufenthalt im Grabe selbst bestimmte Vorstellungen machte, ergiebt sich aus einer Erzählung, die ich einst bei Treuenbrietzen hörte, nach der sich in der Nähe hätte ein Herr von Oppen in sitzender Stellung beisetzen lassen. Erinnert man sich dabei der nralten Erzählnngen von Alarichs Grab im Busento, von Karl des Grossen Thronsitz im Aachener Dom, von dem im Grabe sitzenden Bischof Siegmund von Halberstadt, von Barbarossas sagenumwobener Rnhestätte im Kyffhänser, denkt man daran, dass Harald Blanzahns Leiche und die seiner Nachfolger aufrecht vermauert wurden, dass selbst Till Eulenspiegel nach der Überlieferung stehend beigesetzt wurde, so wird es wahrscheinlich,

dass der Gebrauch der Steinzeit, hervorragende Tote sitzend zu bestatten, in diesen Fällen noch nachklingt.

Derselben Anschauung von dem Aufenthalt im Grabe ist es zuzuschreiben, wenn dem Verstorbenen bestimmte Beigaben ins Grab gelegt werden, Gegenstände, von denen man sich eine unselige Einwirkung auf die Überlebenden verspricht. Sie verbindet sich mit einer anderen uralten Vorstellung, dass sich der Tote von seinen liebsten Sachen nicht trennen kann. Die schöne Sitte, welche in den gebildeten Kreisen Pommerns herrscht, dem Gatten die Briefe in den Sarg zu legen, die sie sich als Braut und Bräutigam geschrieben haben, findet in der Mark ihr Gegenstück in dem Myrtenkranz, den Brautschuhen der Braut und den Trauringen*).

Ob man dem Manne die Waffen, der Frau den Schmuck, Nadel und Zwirn, wie es 1229 von den heidnischen Preussen (Balt. Studien XXXVI 1886 S. 68) überliefert ist, ob man dem Kinde das Spielzeug, dem Bischof den Stab und den Ring mitgiebt, oder ob man dem verstorbenen Juden Geld — der Volkshumor behauptet auch Schlüssel, einen Beutel mit Steinen und einen Holzstab — ins Grab legt, überall blickt die Sorgfalt für den Aufenthalt unter der Rasendecke heraus. Schon in einer Sage aus Zehden (Bär II. Jahrg. S. 118), nach welcher der Geist des mit dem Tode Ringenden, noch bevor letzterer stirbt, nach dem Kirchhof gehen müsse, um sich die spätere Grabstelle zu besehen, ist die Anschauung niedergelegt, dass der Leichnam einen sicheren Ruheort finden müsse.

Daher wird in den alten Gesetzen — in der Lex Salica sogar mehrfach — nicht nur die Störung des Grabes, sondern auch eine Beraubung des über ihm errichteten Gebäudes schwer gebüsst.

Der Bischof Thietmar von Merseburg (VI. Buch, Kap. 13) bezichtigt sich einer solchen schweren Sünde, die ihm eine böse Krankheit als Strafe zugezogen hatte. Es ist ganz folgerichtig, dass die durch die Reformation aus Woldeck vertriebenen Mönche nach dem Tode dort zurückkehren müssen, wie man einen noch im vorigen Jahrhundert gesehen haben will, der als Zeichen seines Besuches einen Pfeil und Buchstaben in einen Stein der Kirche meisselte**). Mehr noch treten diese Beziehungen zwischen dem Toten und Lebendigen in den vielen Baumsagen klar hervor. Bisweilen nämlich übernimmt die Natur, ein Totenmal dadurch zu schaffen, dass sie an der Stätte einen Baum emporspriessen lässt, den die Phantasie der Lebenden mit spukhaften Eigenschaften

*) An Beigaben sind in der Lausitz festgestellt: Peitsche (Finsterwalde), Kamm (Rehain), Pfeifenkopf (Dollenchen). (Nach Mitteilungen von Sanitätsrat Dr. Behla in Luckau.) Gander erwähnt noch Kamm und Schnupftabaksdose (Gand. Nr. 220).

**) Solche Mönche spuken noch umher in Guhen (Gand. Nr. 248) und in Havelberg (Schw. Nr. 114).

begabt. In der Mark werden die Linden gern mit Verstorbenen in Verbindung gebracht. So rauscht in Brielow bei Rathenow die gewaltige uralte Linde eine geheimnisvolle Mär von einer schönen jungen Schwedin, die allnächtlich ihren Bräutigam, der als Offizier gestorben und daselbst begraben ist, in ihren Zweigen beweint. Man weiss auch in Ruppin, dass der Pater Wichmann, der dort mit seinen Wunderthaten eine hervorragende Stellung einnimmt, in einem gläsernen Sarge unter einer Linde begraben ist. In dem Dorfe Mansfeld bei Putlitz steht auf dem Grabe des 1779 mit 28 Jahren gestorbenen Karl Friedrich von Putlitz eine riesige Linde, von der man folgendes erzählt: Der Baron war ein recht liederlicher Patron, der frühzeitig an den Folgen seiner Ausschweifungen zu Grunde ging. Auf seinem Totenbette äusserte er den Wunsch, dass man ihm eine Linde auf sein Grab pflanzen möge. Würde sie ausschlagen, so würde er auch selig werden. So geschah es, die Linde gedieh, steht heute noch und der Baron ist selig geworden. Die Sage von den Dreibrüderlinden auf dem hl. Geistkirchhof zu Berlin wissen ähnliches zu berichten, obwohl sie noch keine Todesverkünderinnen geworden sind, sondern als Zeichen der Unschuld emporkeimten. Langdauernd wie die Sage blüht ja auch der Lindenbaum und so möchte ich zum Schluss mit Beziehung auf beide wünschen, dass sich der Schluss eines schwedischen Volksliedes recht bewahrheiten möge, das da sagt:

„Da wächset eine Lind' auf beider Grab,
Die stehet allda bis zum jüngsten Tag."

Kleine Mitteilungen.

Ältere Erwähnungen von Burgwällen: Manche Notiz findet sich an Stellen, wo sie nur der Zufall aufspürt. So sind auch die folgenden Erwähnungen von Wert, die sich unter vereinzelten Arbeiten des Ledeburschen Archivs befinden:

1. Aus einer lausitzischen Urkunde von 1315. . . . „terminatur supra Borgwelchen, vulgaritur nunenpatum, quod jacet in silva inter molendinum de villa Bork et novam villam.

Archiv XV 1839, S. 207 u. IX 1832, S. 156.

2. Aus einem Aktenstücke des churmärkischen Lehnarchivs 47. Th. S. 68. 15 Jahrg. „Nota van des vagedes brugge eyn recht raa bet up den borchwal de uppe den kummernitze leget, is des godeshuses (Havelberg)

Archiv IX 1832, S. 156.

3. Aus einem Schreiben des Vogtes der Neumark an den Hofmeister 1405: „euwir genaden gruche ezu wissen vy is umb dy Houchtzit ist, adir was es ist, das dy Houchtzit heysset das ist eyn borchwal vnd eyne

begenet do vormols vnd nicht lange hot eyn berehfrit vff gestanden, vnd eyn offen stedeehin hot doby gelegen etc.

Archiv XI 1833, S. 371. R. M.

Fragekasten.

In Nr. 5 des Jahrganges VIII dieser Zeitschrift findet sich S. 184 nnter der Überschrift Fragekasten die Anfrage: „Wo kommt der Ausdruck **Knäppner** für Storch noch vor".

Da bis jetzt keine Antwort auf diese Frage erfolgt ist, erlaube ich mir hierzu einige Bemerkungen zu machen.

Aus meiner Kindheit ist mir erinuerlich, dass diese Bezeichnung in einem Kinderliede auftrat, das im Anfang der Siebziger Jahre in Schaumburg bei Cüstrin bekanut war und etwa folgenden Wortlaut hatte:

Ich wollte mir mal zu meiner Mütze was kaufen,
Da kam ich zu dem Knäppner gelaufen.
„Ach Knäppner, lieber Knäppner, gieb mir auch was dazu!"
Der Knäppner gab seinen Schnabel dazu.

Für das Wort Knäppner wurde bei der Wiederholung der Strophe ein anderes zweisilbiges Wort eingesetzt, wobei nicht nur Tiernamen, sondern auch Bezeichnung menschlicher Thätigkeit wie Priester und Küster Verwendung fandeu. Bei der weiteren Fortführung wurden die betreffenden beigesteuerten Gaben mit Nennung des Gebers wiederholt und zum Schluss die Zeile: „Ach was für 'ne schöne Mütze wird das!" beigefügt.

Bei einem Gespräch mit dem praktischen Arzt Herrn Dr. Hartwich in Havelberg über volkstümliche Namen unserer heimischeu Tiere wurde auch des Ausdruckes Knäppner Erwähnung gethan, und der genannte Herr, welcher bei seiner ausgedehnten Landpraxis vielfach Gelegenheit hat, solche volkstümlichen Bezeichnungen kennen zu lernen, erinnerte sich daran, diesen Namen in einigen Dörfern der Altmark in der Nähe von Tangermünde gehört zu haben.

In Havelberg und seiner nächsten Umgebung ist weder die Bezeichnung „Knäppner" noch „Adebar", sondern durchgängig der Name „Hainotter" üblich, so heisst auch eine der der Stadt Havelberg [cf. A. Zoellner: Chronik der Stadt Havelberg] eingereihten Berggemeinden „Hainotterberg". Über die Schreibweise dieses Namens scheint man wenig einig zu sein, so schreibt Masius in seinen Naturstudien S. 157 „Hainotter" S. 161 „der wendische (?) Name Heinotter, der in Lüneburg gebräuchlich ist". In Brehms Tierleben 6 Bd. 1892, S. 507 findet sich „Honoter". Dr. Bolle (dies. Zeitschr. Bd. III, S. 50) ein in der Altmark hin und wieder gebrauchtes Storchsynonym, „Heinotter" oder „Hannotter".

Die Bezeichnung „Knäppner" scheint wenig beobachtet zu sein, so findet sich in den mir zugänglichen Angaben über den Storch und seine Geschichte dieser Name in etwas veränderter Form ais „Knappner" in der Abhandlung von H. Hocke: Allerlei vom Storch (Natur u. Haus. Jahrg. VII,

S. 160) ohne nähere Angabe der Gegend, in welcher diese Benennung üblich ist. Dr. Bolle in seinem oben angeführten Vortrage schreibt (S. 49) „Auf dem Lande (?) nennt man ihn wohl auch „Kneppner". Masius in seinen Naturstudien, Charakterbilder aus der Vogelwelt, führt in den Anmerkungen zum Artikel Storch die Bezeichnung Kneppner nicht an, obwohl er dort eine ganze Reihe heimischer und fremder Benennungen des Storches nebst ihren mutmasslichen Erklärungen angiebt.

Die Verbreitung des Ausdrucks „Knäppner" lässt sich zur Zeit nach dem geringfügigen Material nicht bestimmen, nur glaube ich annehmen zu können, dass sich derselbe auf den niederdeutschen Anteil unserer Mark beschränkt.

Dass Hohennauen im Gebiete des Niederdeutschen liegt, scheint der dort vorkommende Ausdruck Adebar zu bezeugen.

Die Erklärung, welche Dr. Bolle giebt: „Klapperstorch und Kneppner, beides Worte, die dem allbekannten klappernden Ton seiner Stimme entlehnt sind" ist wohl die richtige, sie ist übrigens auch von Masius (S. 161) als Erklärung für Heinotter angewandt worden, wie für das lateinische cleonia schon früher von Isidor.

Beachtung verdient eine Bemerkung bei V. Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin, 1874. S. 523:

„Sicher sind viele der Tiernamen nur Onomatopöien. Die Erklärung durch unabhängig von einander entstandene Klangnachahmungen reicht indess allein nicht aus. Sie widerlegt sich durch den Umstand, dass jene Bezeichnungen offenbar reihen- und zonenweise auftreten und durch ihre zu nahe Übereinstimmung. Wären sie nicht gewandert, sondern auf jedem Boden von selbst entstanden, so würde sich eine viel grössere individuelle Mannichfaltigkeit zeigen, denn jedes Volk hört anders und liebt andere Lautkombinationen. Nichts spricht dagegen ein Nachbar dem andern leichter nach, als Onomatopöien, Interjektionen, Ausbrüche des Affekts, emphatische und elementare Ausdrücke aller Art."

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, dass man den volkstümlichen Namen unserer Mark etwas mehr Beachtung schenkt, als es in der Regel geschieht und gleichzeitig dabei zu beobachten Gelegenheit nimmt, in welcher Gegend noch solche Volksnamen sich trotz des alles nivellierenden Geistes moderner Zeit erhalten haben.

Hanau a/M., Anfang März 1900. Dr. Tr. Müller.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14

17. (9. ausserordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Feier des 8. Stiftungsfestes. Mittwoch, den 7. März 1900 abends 9 Uhr in den Sälen der Schlaraffia, Encke-Platz No. 4 und 4a.

Das diesjährige Stiftungsfest, das sich dank den rastlosen Bemühungen unseres bewährten Festordners, des Herrn Körner, den vorhergehenden würdig anschloss, war von zahlreichen Mitgliedern und Gästen besucht, so dass fünf Festtafeln in dem prachtvollen Saale aufgestellt waren. Das gedruckte Programm mit seinen zahlreichen Darbietungen erweckte die höchste Spannung. Ein von unserem Ehrenmitgliede, Herrn Ferdinand Meyer gedichteter Prolog, welcher von der Hofschauspielerin Fräulein Ellfrieda Mahn gesprochen wurde, leitete die Festlichkeit ein. Darauf begann die Tafel, während welcher Toaste und Vorträge wechselten. Den ersten Toast brachte, an Stelle unseres durch Unwohlsein verhinderten II. Vorsitzenden, Herr Stadtsyndikus Weise auf Seine Majestät aus. Das dreifache Hoch klang begeistert durch den Saal. Ihm folgte der Toast auf die Gäste, ausgebracht durch Herrn Telge an Stelle des gleichfalls erkrankten Herrn Professors Euler. Den Dank hierfür übermittelte Herr Direktor Müller. In der nächsten Pause liess Herr Superintendent Wegener die Damen leben, worauf Herr Professor Dr. Ascherson des Festordners, Herrn Körners, gedachte und ihn als den Baumeister des heutigen Festes pries. Den Schluss der Toaste bildete das Hoch, das Herr Körner auf unsern verehrten Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Friedel, ausbrachte. Auch die Vorträge fanden lebhaften Beifall. Mit kraftvoller und warmer Stimme sang Herr Taenzler die Arien aus „Martha“ und der „Zauberflöte“. Dem folgte ein deklamatorischer Vortrag von Fräulein Ellfrieda Mahn, bestehend aus einigen humoristischen Gedichten. Den Schluss bildeten die reizenden Lieder, welche Frau Tilly Fickert mit melodischer Stimme sang. Diese reiche Abwechselung und der hohe Kunstgenuss hob von Minute zu Minute die Stimmung, so dass auch die gemeinschaftlichen Lieder, deren Texte zum Teil von unseren Mitgliedern

herrührten, mit Begeistrung gesungen wurden. Nach aufgehobener Tafel begann der Tanz. Als die Polonaise sich zu einem Kreise im Saale entwickelt hatte, erschienen die spanischen Tänzer und Tänzerinnen in ihren farbenprächtigen nnd geschmackvollen Kostümen. Es war ein prächtiger Anblick, wie diese 16 jugendlichen Paare in graziösen Bewegungen durch den Saal schwebten, uud sympathischer Beifall erklang zum Schluss, besonders auch für Herrn Dr. iur. Depène, welcher die Mühe des Einübens des Tanzes gehabt. Darauf trat der allgemeine Tanz in sein Recht, und nicht wenig trugen die bunten Kostüme der Spanier und Spanierinnen dazu bei, dem Bilde des Saales ein eigenartiges Aussehen zu verleihen.

---

18. (9. ordentliche) Versammlung des VIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 21. März 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der II. Vorsitzende, Geheimrat E. Friedel, dankt dem Ausschussmitgliede Grubenbesitzer Franz Körner für die vielen, erfolgreichen Mühen, die er zum Wohlgelingen des Stiftungsfestes aufgewendet, dem Dr. jur. Depène für die Veranstaltung der spanischen Qnadrille und allen Damen und Herren, welche sich um das Stiftungsfest verdient gemacht haben.

B. Demnächst findet die Neuwahl des gesamten Vorstandes auf Grund § 20 der Satzungen auf zwei Jahre für die Zeit vom 1. April 1900 bis 31. März 1902 statt.

Anf Antrag eines ordentlichen Mitgliedes erfolgt die Wahl durch mündliche Zustimmung, wogegen kein Widerspruch erhoben wird. Darnach sind für die beregte Zeit einstimmig gewählt:

a) der bisherige II. Vorsitzende Geheimrat Friedel zum I. Vorsitzenden;
b) der bisherige Beisitzer Schulrat Dr. Euler zum II. Vorsitzeuden;
c) der bisherige Beisitzer Dr. Bolle zum I. Beisitzer;
d) der bisherige Bibliothekar Dr. Bahrfeldt zum II. Beisitzer;
e) der bisherige I. Schriftwart Dr. Zache für das gleiche Amt;
f) der bisherige II. Schriftwart Dr. Pniower für das gleiche Amt;
g) der Pfleger Generalkonsul Landau für das gleiche Amt;
h) der Schatzmeister Ritter für das gleiche Amt;
i) der Archivar Altrichter für das gleiche Amt;
k) das bisherige Ausschussmitglied Direktor Dr. Müllenhoff zum Bibliothekar.

Digitized by Google

C. In Gemässheit des § 17 der Satzungen wurden hieranf auf übereinstimmenden Vorschlag des Vorstandes und Ansschusses die Herren

a) Oberpräsident der Provinz Brandenburg von Bethmann-Hollweg in Potsdam,
b) der Oberbürgermeister a. D. Zelle,
c) der Oberbürgermeister von Berlin Kirschner,
d) der Landesdirektor der Provinz Brandenburg Freiherr von Mantenffel

vom 1. April 1900 ab einstimmig zu Ehrenmitgliedern gewählt.

D. Ans der Vorstands- und Ansschusssitznng vom 17. d. M. wird mitgeteilt, dass der Vorschlag, den entfernter (jenseits der Vorortsverkehrszone) Wohnenden, wenn sie der „Brandenburgia" als Mitglied beitreten, ein ermässigter Jahresbeitrag bewilligt werden möge, abgelehnt ist, weil sich herausgestellt hat, dass während das Mitglied zur Zeit 12 Mark Jahresbeitrag zahlt, die Aufwendungen für das Mitglied aus der Gesellschaftskasse dermalen etwa 14 Mark betragen, wobei noch weiter zu berücksichtigen ist, dass die Portoanslagen für die entfernter Wohnenden höher sind als wie für Berlin und Vororte.

Mit dem Drucker wird ein nener, den veränderten Verhältnissen mehr Rechnung tragender Vertrag abgeschlossen werden. Für 6 Mark sollen fortan nur die 12 Monatshefte verkänflich sein; dagegen wird jedes Heft des Archivs mit 20 Pfennig pro Bogen beim Verkauf herechnet werden.

E. Die Neuwahl des Ausschusses anf 2 Jahr vom 1. April 1890 ab findet in der ordentlichen Sitzung am 25. desselben gemäss § 23 a. a. O. auf Grund von Vorschlagslisten statt, welche der Vorstand mit der doppelten Anzahl der zu wählenden, folglich mit 24 Namen zu versehen hat.

F. Herr W. Pütz überreicht der Gesellschaft folgende 8 von ihm für das Märkische Musenm als Geschenk bestimmte i. J. 1899 vortrefflich anfgenommene Photographien:

1. Blick von den Pichelsbergen im Grunewald über die Havel, im Hintergrunde die Festung Spandan mit der Nikolaikirche;
2. Östlicher Stoss des Alvenslebenbruchs im Muschelkalk von Rüdersdorf. Die nach Nord einfallenden Schaumkalkbänke werden von dem Oberen Geschiebemergel in gerader Linie abgeschnitten;
3. Der für die Förderung des Kalks nach den Öfen dienende Bremsberg in Kalkberge Rüdersdorf;
4. Die grossartige glaziale Answaschungs-Schlucht im Alvenslebenbruch ebendaselbst;
5. Die östliche Wand dieser Schlucht mit deutlichen Gletscherschrammen;

6. Die westliche Wand der Schlucht mit deutlichen Auswaschungsspuren und Gletscherschrammen, ebendaselbst;
7. Riesenkessel mit Reibsteinen in der glazialen Auswaschungs-Schlucht (Photolithographie), erinnernd an ähnliche Vorkommnisse im Gletschergarten zu Luzern und
8. Glazialschrammung des Schaumkalks oben an der östlichen Kante des Alvenslebenbruchs in Rüdersdorf, mit Blick in den Tiefbau des Bergwerks.

G. Mittelalterliche Aussätzigen-Häuser.

Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg hat, Potsdam den 9. Februar 1900, folgendes Schreiben an die Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg gerichtet:

Der Herr Minister der geistlichen p. p. Angelegenheiten hat die Behörden aufgefordert, ihm eingehende Mitteilungen darüber zu machen, ob und welche Reste sich von Aussatzhäusern des Mittelalters und deren innerer Einrichtung bis jetzt erhalten haben. Hierbei ist es erwünscht festzustellen, an welchen Orten nachweislich Aussatzhäuser bestanden haben, welche Bezeichnung diese führten, unter welcher Verwaltung sie standen, für wie viele Kranken sie berechnet waren, wann sie gegründet und aufgehoben sind, ob sie in Kranken- oder Siechenhäuser umgewandelt worden, ob und welche Baulichkeiten oder Reste der inneren Einrichtung etwa noch vorhanden sind.

Da die meisten Aussatzhäuser dem heiligen Georg oder dem heiligen Lazarus gewidmet waren, fragt es sich, ob die noch jetzt bestehenden Georgs-Spitäler und Hospitäler ad Lazarum aus alten Leproserien hervorgegangen sind.

Ich würde sehr dankbar sein, wenn mir von dort aus über diese Fragen, soweit sie die Provinz Brandenburg betreffen, Auskunft gegeben oder die zu ihrer Beantwortung notwendigen Unterlagen bezeichnet oder zur Verfügung gestellt werden könnten, sofern dies ohne grosse Mühewaltung möglich ist. gez. von Bethmann-Hollweg.

Der II. Vorsitzende Herr E. Friedel hat hierauf namens unserer Gesellschaft geantwortet, dass leider eine die Zusammenstellung aller dieser Institute in der Provinz Brandenburg umfassende Arbeit fehle und empfohlen, amtlicherseits Fragebogen diesbezüglich an die einzelnen Städte unseres Landesteils gelangen zu lassen. Einer Zusammenstellung des also gewonnenen Materials würde die „Braudenburgia“ sich gern unterziehen.

H. Herr E. Friedel bespricht die zur Zeit im Kunstgewerbe-Museum stattfindende Ausstellung aus der Bücher- und Bildersammlung des Freiherrn Franz von Lipperheide, welche sich auf Kostüm-Wissenschaft bezieht:

Im Anschluss an meine Mitteilung vom 12. Dezember 1899 (Altberlinisches Trachtenbuch) „Brandenburgia“ S. 376 flg. möchte ich die Mitglieder bitten, doch ja die höchst lehrreiche Ausstellung zu besuchen.

Von dem Katalog lege ich vor die ersten 12 Hefte des ersten Bandes, dritte Abteilung, Büchersammlung. Die Inhalts-Übersicht umfasst folgendes:

I. Allgemeine Trachtenkunde (Werke des 16. bis 19. Jahrhunderts).
II. Die Tracht im Altertum.
III. Die Tracht im Mittelalter und in der Neuzeit.
IV. Einzelne Teile der Tracht.
  A. Haartracht und Kopfbedeckung.
  B. Halsbekleidung.
  C. Handschuhe und Muff, Stock und Schirm.
  D. Fächer.
  E. Schnürbrust und Reifrock.
  F. Fussbekleidung.
  G. Schmucksachen.
V. Die Tracht einzelner Stände.
VI. Die Tracht für besondere Veranlassungen.
  A. Festlichkeiten.
  B. Leibesübungen und Spiele.
  C. Theater-, Phantasie- und Maskenkostüme.
VII. Ästhetik und Hygiene der Tracht.
VIII. Gesetze und Verbote (Kleiderordnungen).
IX. Streitschriften und Satiren auf die Tracht; Karikaturen und Spottbilder.
X. Die Künste und Gewerbe im Dienste der Tracht.
  A. Allgemeines.
  B. Schneiderei und Verwandtes.
  C. Textile Kunst und weibliche Handarbeiten.
  D. Die Ausschmückung des Hauses.
XI. Hülfswissenschaften.

Gestatten Sie mir noch hier aus der ungeheuren, erdrückenden Masse des Stoffes ein Trachtenstück, welches als Kopfbedeckung unter IV. A. der vorstehenden Übersicht rangiert, speciell die Fontange, zu erwähnen, weil mir in Bezug auf dieselbe zufällig kürzlich ein tragikomischer Vorfall zur Kenntnis gelangt ist, welcher sich in unseren guten Städtchen Crossen a/O. und Züllichau gegen Ende des 17. Jahrhunderts zugetragen hat.

Der Buchdrucker Michael Schwartz (Svarez) in Crossen a/O., Grossvater des berühmten Verfassers des Allgemeinen Preussischen Landrechts Carl Gottlieb Svarez, liess am 4. November 1693 in Crossen als Zeitung ein Gedicht zur Verspottung der eben aufgekommenen Frauen-Frisuren à la Fontange*) abdrucken, welches er

*) Stölzel, in dem Anm. 2 genannten Werk, sagt „à la Pompadour". Das ist unrichtig. Die Marquise von Pompadour um 1720 geboren und am 15. April 1764 verstorben hat mit der bereits um 1680 erfundenen Fontange nichts zu thun.

selbst gedichtet, und dem ein Holzschnitt beigegeben war, der „ein halbes Weibsbild mit hoher Fontange vorstellte". In dem Spottgedicht erzählte er, ein Bäcker zu Züllichau habe ein Brot aus dem Backofen gezogen und an den Magistrat abgeliefert, welches einem mit jener Frisur versehenen Frauenkopf auffällig geglichen habe.

Der Magistrat in Züllichau hielt sich durch das Gedicht für beleidigt, verklagte den Drucker und liess die noch vorhandenen Exemplare konfiszieren. So berichtet die Crossener Chronik. Das darin und in die Züllichauer Chronik sub 1693 aufgenommene Gedicht lautet*):

1.

Merkt auf, hört was ich singen will,
Entsetzlich ist's zu hören,
Nehmt's recht zu Herzen und steht still,
Die Wunder sich vermehren.
Ach nehmt's an mit bestürztem Sinn,
Zieht Hertzen und Gedanken hin
Zu Gott, weint heisse Zehren.

2.

Es wil die stoltze Greuelthat
Sich an kein Zeichen kehren,
Die Hoffarth folgt des Teufels Raht,
Lässt ihr durchaus nicht wehren,
Sie hält all göttlich Drawgesicht [Drohgesicht]
Nur für ein bloss Mensehengedicht,
Verwirfft all Straf' und Lehren.

3.

Des Höchsten Hand hat uns formirt
Und nichts an unss vergessen,
Nach seinem Bildniss auch geziert,
Doch sind wir so vermessen,
Dass uns beliebt die neue Tracht,
So aus Frankreich ist hergebracht,
Von neuen Hoff-Mätressen.

4.

Dadurch sucht ihr nur Ruhm und Ehr,
Lasst euch davor nichts schrecken,
Thürmt die Fontangen immer höh'r,

*) Die Mitteilung ist entnommen aus Adolf Stölzels vortrefflichem Buch: Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1885. S. 22—25. — In Crossen a/O. ist übrigens Gottfried Schwartz am 24. August 1693 geboren, der Vater des 1746 in Schweidnitz geborenen Juristen Svarez.

Bleibt stets in Sünden stecken;
Ihr affet solche Moden nach,
Davon ihr habet Hohn und Schmach,
Helfft Satans Brut ausheecken.

5.

Zu Züllchow der bekannten Stadt
Solch wunder ist geschehen:
Alda ein Weib gebacken hat,
Merckt was dabey geschehen:
Alss der Becker zum ofen tritt
Und nimmt sein schauffel mit,
Die Brot all ausznziehen.

6.

Er zog eins nach dem andern für
Sie waren wohl gelnngen;
Endlich bracht er auch solches hier,
Das ward fast vorgezwungen;
Als er kam bis zum Ofenschlund
Der Beck'r verschrack von Herzensgrund,
Ein Menschenbild er sahe.

7.

Das war nach aller Kunst und Art
Als wie ein Mensch formiret,
Gar künstlich alss ein Jungfraw zart,
Mit ein'r Fontange gezieret;
Gewachsen aus dem Brodt herfür,
Der Becker trug solchs vor der Thür,
Viel Leuten es gezeiget.

8.

Endlich bracht er's znr Obrigkeit,
Die solch's erkannte eben,
Dass Gott hiemit viel Straff andeut',
Weil wir ihm wiederstreben.
Im Rathhaus ist es beygelegt,
Wie man wol znm Gedächtnis pflegt.

9.

Drum die ihr weltlich seyd und stoltz
Betrachtet dieses Wunder,
Dass Gott euch nicht wie nnnütz Holtz
Verwirft znm Höllen-Zunder,
Und acht die Warnungszeichen viel
Doch nicht vor blosses Kinderspiel
Umb solchen krausen Plnnder.

Diese Sache erregte, wie schon angedeutet, ein grosses Aufsehen in der damals so abergläubischen Zeit, verletzte aber auch die Züllichauer Obrigkeit und erbitterte sie gegen den Dichter und Buchdrucker Schwartz.

Der Verfasser der Züllichauer Chronik (gedruckt im Berl. Geh. St. A., herausgegeben von Christoph Wilken, Züllichau 1753) bemerkt dazu: „Dieses Brodt ist auf Befehl des Magistrats aufs Rathhaus gebracht und besehen worden, weil man ausgebranst, dass der Becker M. Wentzel erschrocken, und nicht gewusst, wie er es aus dem Ofen bringen sollte. Da sich denn befunden, dass dieses ausgewirkte Brodt, ehe es in den Ofen kommen, von dem Weibe oben mit 8 oder mehr Creutz-Schnitten gezeichnet worden. Dieses Zeichen hatte die Hitze des Ofens in die Höhe getrieben; weil es nun wegen der Creutzschnitte würflich aussahe, solte es eine wulst oder Weiberaufsatz bedeuten. Dieser Kleberanst ward abgeschnitten und im Rathhause aufgehoben, das Brodt aber dem armen Weibe wiedergegeben, mit der Erinnerung, sie solte es in Gottes Nahmen verzehren, weil alles gar natürlich damit zugegangen, und sich keine ungleiche Gedanken davon beybringen lassen. Ich habe dies abgeschnittene Stück Brodt, welches in der Breite etwa 3quer Finger austrug, im Rathhause selbst gesehen, und nicht die geringste ähnlichkeit daran gefunden, die eine Fontange vorstellen können. Hingegen hatte der Crossenschen Buchdrucker, Michael Schwartz, der ehemals in Züllich wegen des gedruckten Seculum Brandenb. eingezogen worden, ein recht weiber-Gesichte mit einer Fontange in seinem Holzschnitte auf das Bild des Brodtes gesetzt, und erlogene, alberne verse dazu gedruckt, welche sein so genandter Schwager, der alberne Matthes Schmidt, im Lande herumbragen musste. Er wäre aber bald übel angekommen, und musste sich gewaltig aufs bitten legen, als Ihn E. E. Rath zu Züllich in Crossen verklagte und die annoch vorhandene Exemplaria confiseiren lies. pp. Es sind dergleichen Figuren an den Brodten gar nichts ungewohnliches, und könten viel Exempel angeführet, dass sich die Gestalt eines Creutzes, Eyes, Eichel und dergleichen auf den Brodten hervorgethan, nachdem man das Zeichen darauff gemacht."

Der hohe Kopfputz Fontange hat übrigens seinen Namen von einer Geliebten Ludwigs XIV. Marie Angelique de Scoraille de Roussile (geb. 1661, Tochter eines heruntergekommenen Edelmannes), die er mit 17 Jahren zur Edeldame der Königin-Mutter machte. Bei aller geistigen Beschränktheit wusste die jnnge Schöne den Roi Soleil, welcher der Marquise von Montespan überdrüssig war, der Art zu fesseln, dass er sie zur Herzogin von Fontanges machte und ihr eine Monatsunterstützung von 100000 Thalern aussetzte. Sie gab bald die Moden an; als ihr bei einer Jagdpartie der Wind den Kopfputz in Unordnung gebracht hatte, nahm sie zu einem selbst gewählten Aufbau von Blattwerk ihre Zuflucht, das sie durch ein auf der Stirn geknüpftes Band befestigte. Dieses Impromptü wurde für reizend befunden, sofort nachgeahmt und als Fontange über die ganze Damenwelt Europas verbreitet*).

*) Die Herzogin starb übrigens schon am 28. Juni 1681 an den Folgen einer Entbindung in der Abtei Portroyal zu Paris.

Die Geistlichkeit wütete gegen die neue Tracht von der Kanzel. Verschiedene Pamphlete gegen die Fontange-Mütze aus damaliger Zeit sind noch erhalten, z. B. „die Stnrmhanbe des heutigen Frauenzimmers“ (1690); Hohen-Uffer: „die verabgötterte Fontange“ (Frankf. 1690); „die bestialische Fontange“ (1696). Selbstverständlich war, more solito, der Modeteufel stärker, nnd die vornehmen wie geringen Frauen und Mädchen bis in die kleinen Städte wie Crossen und Züllichau hinein huldigten der nenen Tracht, deren Verbreitung durch die neumodischen Sitten der geflüchteten Huguenotten begünstigt wurde.

I. Herr E. Friedel gedenkt der Zweihundertjahrsfeier der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Anlehnung an die Staatsfeier, welche am 19. im Weissen Saal des Residenzschlosses, und an die wissenschaftliche Feier, welche gestern in dem Sitzungssaal des Hanses der Abgeordneten, Prinz Albrechtstr. Nr. 5 statt gehabt nnd zu welcher der Vorstand der „Brandenbnrgia“ Einladungen erhalten hat.

Der Vortragende verweist im Allgemeinen auf das dreibändige Prachtwerk Professor Dr. Harnacks, welches soeben als Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf Veranlassung dieser Körperschaft erschienen ist nnd begnügt sich darauf hinznweisen, welche specielle Wohlthat speciell für Berlin nnd die Mark Brandenburg die Begründung der „Sozietät der Scientien“ durch Leibniz war und wie dankbar wir dem Hofprediger Friedrichs III. Jablonski nnd der klugen philosophischen Fürstin Sophie Charlotte sein müssen, denen es gelang, den Kurfürsten zu bestimmen, dass er am 19. März 1700 auf der Fahrt von Berlin nach Oranienbnrg sein Einverständnis mit der Gründung erklärte.

Denn in Berlin und in der Mark herrschte noch krasser Aberglaube zur Zeit der Regierung des Grossen Kurfürsten und zn Anfang der des ersten preussischen Königs. Dass der Hexenglaube noch blühte, ist bekannt, aber auch die Alchymie trinmphierte noch über die Chemie, die Goldmacherei beschäftigte einen Kunckel und König Friedrich I. liess einen prahlerischen armen Teufel, weil er nicht Gold zu machen verstand, in einem Goldflitterkleid aufhängen. Ebenso interessierte sich die gebildete Welt mehr für die Astrologie und das Horoskop als für die Astronomie.

An nnreifen Versuchen auf Begründung einer allgemeinen wissenschaftlichen Vereinigung hat es bereits nnter dem Grossen Kurfürsten nicht gefehlt. Eine Gelehrtenstadt sollte begründet und in ihr für die Bürger die lateinische Sprache als Umgangsidiom eingeführt werden. Ziesar oder die Müggelberge sollten die Stätte für die neue Gelehrten-Republik hergeben. Wilibald Alexis in seinem vaterländischen Roman Dorothea hat sich dies Thema, wenn auch mit dichterischer Ausschmückung,

nicht entgehen lassen. Bereits i. J. 1688 hatte der 21 jährige Leibniz dem Kurfürsten von Mainz den Plan einer Wissenschafts-Societät unterbreitet, der aber ganz unpraktisch erschien. Drei Jahrzehnte gaben dem grossen Polyhistor die nötige Musse seine Vorschläge auf das Praktische zu koncentrieren, bis er endlich als Nachfolger des Historiographen Pufendorf im Frühjahr 1700 nach Berlin berufen, ein geläutertes Projekt unterbreiten konnte.

Es sei vergönnt, noch die herrlichen Worte zweier Redner, unsers Kaisers am 19. und Adolf Harnack's am 20. d. M., zu wiederholen.

Unser Monarch sagte von der Akademie am Schluss seiner Ansprache: „In dieser selbstlosen Hingabe, der sie Grosses zu danken hat, und die ihr weiterhin den Erfolg des Schaffens verbürgt, dient sie zugleich dem gottgewollten Ziele alles Wissens, die Menschheit tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten einzuführen. Wie die Naturwissenschaften im letzten Ziele den Urgrund alles Seins und Werdens zu erforschen trachten, so bleibt, wie es Goethe — selbst einst auswärtiges Mitglied dieser Körperschaft — ausgesprochen hat, „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Konflikt des Unglaubens und Glaubens“ und, wie in seinem Sinne hinzuzufügen ist, die Bethätigung Gottes am Menschengeschlecht. So bewährt sich auch an Ihren Arbeiten, wie es Leibniz wollte, dass durch die Wissenschaften „die Ehre Gottes und das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts beständig befördert wird.“ Dass dies allzeit geschehe, dazu walte der Segen des Höchsten über Ihnen auch im neuen Jahrhundert.“

Harnack schloss seine geistvolle Rede wie folgt:

„Die Wissenschaft ist nicht die einzige Aufgabe der Menschheit und auch nicht die höchste. Aber Die, denen sie befohlen ist, sollen sie von ganzem Herzen und mit allen Kräften treiben. Wie verschieden sich auch die wissenschaftlichen Epochen gestalten mögen, im Grunde bleibt die Aufgabe immer dieselbe: den Sinn für Wahrheit rein und lebendig zu erhalten und diese Welt, die uns gegeben ist, als ein Kosmos von Kräften, nachzuschaffen als einen Kosmos von Gedanken. Möge es unserer Akademie auch in ihrem dritten Jahrhundert beschieden sein, an diesem Werke der Menschheit mitzuarbeiten und mögen finstere Mächte ihr fernbleiben; möge das Licht, das im Anfang war, ihren Weg bestrahlen, und das Wort, das im Anfang war, ihrem Geiste leuchten.“

Diese Wünsche macht die „Brandenburgia“ am heutigen Abend gern auch zu den ihrigen.

Noch sei verstattet, auf das interessante Siegel der Akademie der Wissenschaften hinzuweisen. Es führt die Umschrift: Sigill. Reg. Academiae Boruss. Über einer vieltürmigen Stadt steigt der naturalistisch-stilisierte Adler auf hinwärts nach dem über ihm sichtbaren Sternbild des grossen Bären oder Wagen. Darüber die absichtlich mehrdeutige Inschrift: Cognita Ad Sidera Tendit, d. h. das Erkannte dehnt sie bis zu den Gestirnen aus, wobei man zunächst an die Stern-

kunde denken kann, deren Studium anfänglich die Hauptaufgabe der Akademie war, wie auch die hiermit in Verbindung stehende Kalendermacherei eine Haupteinnahmequelle der Gesellschaft bildete. Andererseits kann man das „ad sidera“ auch auf den Himmel als Symbol der Gottheit selbst beziehen.

Es ist daher kein übler Gedanke, dass zur Erinnerung an das Jubelfest eine Plakette gestiftet werden soll, deren Ausführung dem Bildhauer August Vogel in Auftrag gegeben worden ist. Der Avers zeigt den aufsteigenden Adler mit dem Spruche „Cognita ad sidera tendit“ nnd als Gegensatz zur ewigen Ruhe das unten am Felsen sich brechende stürmische Meer. Zu beiden Seiten sind die Namen der grossen Mitglieder von Leibniz bis Helmholtz, darüber die Jahreszahlen 1700 bis 1900 angebracht. Anf dem Revers sieht man eine Rundbank, auf der, ihre Gedanken anstauschend, die vier Vertreterinnen der akademischen Wissenschaften Platz haben, in ihrer Mitte der Born der Natur. Von links nach rechts die Philosophie, die Mathematik, am Quell die Physik und als letzte mit der Tafel nnd Posaune die Geschichte. In der Mitte, über dem Born sitzend, enthüllt sich ihnen die Erkenntnis, die Wahrheit.

K. Herr Geheimrat Bluth, unser Ausschuss-Obmann, hat die Güte gehabt mitzuteilen den „Bericht über die Verhandlnng der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenbnrg und über die Thätigkeit des Provinzial-Konservators im Jahre 1899“. Das Wesentliche hierans wird im Monatsblatt abgedrnckt werden.

L. Unser Ehrenmitglied, Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben überweist für die Bibliothek zwei von ihm in den Niederlausitzer Mitteilungen (Gnben 1900) erschienene Aufsätze:

I. „Joh. Gottfr. Pilarik, ein geistlicher Dichter der Niederlansitz“. Seine Thätigkeit fällt in die Zeit von 1726—1732. Am 5. April 1705 ist er in Wittenberg geboren, ans einer vormals ungarischen, um ihres Protestantismus wegen vertriebenen Familie. Er starb als Pastor und Superintendent am 1. Mai 1764 zu Grossenhain in Sachsen. Pilariks literarische Stellung findet sich bei denjenigen Dichtern, die in der Geschichte des Kirchenliedes als die Vertreter des rechtgläubigen Kirchenliedes zusammengefasst werden: Benjamin Schmolck, Erdmann Nenmeister und Valentin Löscher. Eine Anlehnung an die schönen Vorbilder des 17. Jahrhunderts, namentlich Paul Gerhardt wird vermisst. In der besondern Art des Dichtens steht P., der jetzt gleichfalls kaum noch bekannt, Joh. Adam Lehmus (geb. 1707) am nächsten, der fast die ganze Bibel in Verse gebracht und namentlich über Psalmen und Sonntagsevangelien Lieder geschrieben hat. In dem „Evangelischen Gesangbuch. Nach Zustimmung der Provinzialsynode vom Jahre 1884 zur Einführung in der Provinz Brandenburg mit Ge-

nehmigung des Evangelischen Oberkirchenrats herausgegeben vom Königlichen Konsistorium", Berlin 1886, sind die Namen Lehmus und Pilarik nicht zu finden.

II. „Steinzeitliche Funde in der Niederlausitz". Mit 20 Abbildungen. — Es ist seit längerer Zeit bei den vorgeschichtlichen Altertumsforschern die Meinung verbreitet, dass die jüngere Steinzeit — die Neolithik — (nur um diese handelt es sich, nicht um die Palaeolithik) in der Niederlausitz wenig ausgebildet worden sei, wahrscheinlich weil das versumpfte Land daselbst überwog und zusammenhängende Ansiedlungen verbot. Jentsch gelangt auf Grund vieljähriger topographischer und statistischer Ermittlungen zu demselben Ergebnis, welches er in folgender Formulirung wissenschaftlich sichert:

„Das Ergebnis, das wir aus der Betrachtung der Steingeräte gewinnen, besteht zunächst darin, dass, wenn wir auch bei einem Teile derselben zugeben müssen, ihre Zugehörigkeit zur neolithischen Kultur sei nicht unanfechtbar oder sogar abzuweisen, durch den Rest dennoch die Zahl der Niederlausitzer steinzeitlichen Fundstätten erhöht wird, und dass unter den letzteren auch einige Punkte sind, die nicht blos Streufunde, sondern Anzeichen einer festen, allerdings wohl nicht umfänglichen Besiedelung ergeben haben, ferner in dem unbestreitbaren Nachweise des Zusammenhanges wie mit Thüringen so mit dem baltischen Küstengebiete, aus welchem beiden Ländern Steingerät unserer Landschaft als Handelsware zugeführt wurde." — —

„Unsere gesamten neolithischen Niederschläge sind nicht so umfänglich, um auf sie eine besondere Kulturperiode zu gründen und ihr ein gesellschaftlich geschlossenes Volk zuzuweisen. Die unser Land zuerst erschlossen, das zwischen Wasserläufen und Seebecken nur schwer zugängliche feste Strecken, überdies von geringer Anziehungskraft, weil wenig ertragreich, darbot, sind nur der Vortrab derjenigen Bevölkerung, die als sie in allmählich anwachsenden Massen nachrückte, bereits im Besitz der Metallkenntnis war. Eine ausgeprägte, zeitlich und örtlich umfangreiche neolithische Kultur hat die Niederlausitz also nicht gehabt, sie stand vielmehr in und nach der Zeit der ersten Besiedelung in Abhängigkeit von den Nachbarlandschaften. Und auch noch während der voll entfalteten Bronzezeit, während der Ausbildungs- und Blüteperiode des Lausitzer Typus, dauerte die Zufuhr und in beschränktem Masse die Herstellung einzelner Arten von Steingerät fort. —

Von den körperlichen Eigenschaften und der Lebensweise der alten neolithischen Bevölkerung unserer Heimat können wir aus den hiesigen Funden keine Vorstellung gewinnen. Der örtliche Zusammenhang einiger Stücke mit Niederschlägen der Metallkultur macht aber wahrscheinlich, dass die Steinzeitmenschen und die späteren Bewohner der Niederlausitz nicht verschiedenen Stammes, sondern dass jene gleichsam nur die Pfadfinder für die letzteren gewesen sind."

M. Herr Schulrat Dr. Euler teilt folgendes Turnerische mit.

Ich möchte auf den 80. Geburtstag eines echten und rechten wackern Märkers, des Turnlehrers a. D. Moritz Böttcher in Görlitz

aufmerksam machen. Geboren am 5. März 1820 als Sohn eines Pfarrers zu Herzogswald bei Zielenzig in der Mark, besuchte er das Friedrich-Werdersche Gymnasium zu Berlin, lernte das Turnen bei Eiseler (dessen Schwiegersohn er später wurde) kennen und ergriff dies als Lebensberuf, nachdem er bereits die Försterlaufbahn ergriffen hatte. Von 1843 bis 1847 war er Gehilfe bei Eiseler, wurde dann 1847 nach Görlitz berufen und schuf hier ein blühendes Turnen. Da er aber auch anderen Turnern, Turnlehrern und Turnvereinen stets mit Rat und That zur Hand war, erwarb er sich den Namen des Turnvaters in der Oberlausitz. Eine schwere Erkrankung — Brustfellentzündung — zwang ihn 1872 seine Lehrerthätigkeit aufzugeben. Böttcher gehört zu den tüchtigsten von Eiselers Schülern und verfasste auch Schriften, die volle Anerkennung fanden.

N. Herr Kustos Buchholz bespricht unter Vorlage von bezüglichen Sammlungsgegenständen:

Hauswirtschaftliche Geräte
des frühen Mittelalters der Provinz Brandenburg.

Gegenüber der hochverfeinerten Kultur der Gegenwart, die unter dem Einfluss der technisch-wissenschaftlichen Fortschritte, im Bereich der Hauswirtschaft hunderterlei Geräte zum kaum mehr entbehrlichen Bedürfnis gemacht hat, ist ein Rückblick auf den entsprechenden Bedarf unserer frühmittelalterlichen Vorfahren von Interesse.

Die einschlägigen vorgeschichtlichen Geräte, die für einzelne Formen des Mittelalters als Vorläufer gelten könnten, sollen bei diesem Rückblick nicht in Betracht kommen, weil sie innerhalb der prähistorischen Forschung genugsam behandelt, auch viel häufiger und deshalb mehr gekannt sind, als unsere frühmittelalterlichen Überreste.

Als Ausgangspunkt unserer Märkischen hauswirtschaftlichen Kulturentwickelung fassen wir vielmehr jene primitiven Zustände ins Auge, die zur Zeit der politischen Neugestaltung durch Albrecht den Bär und der Christianisierung bestanden.

Diese Zustände ergeben, im Vergleich zu denen der altgermanischen Zeit, keineswegs einen allgemeinen Fortschritt. Namentlich lässt sich erkennen, dass die zierlichen Kunstgeschmacksformen, welche sich vor Beginn der Völkerwanderung in der Gefässbildnerei ziemlich allgemein eingebürgert hatten, während der allgemeinen Unsicherheit der folgenden Jahrhunderte in der Mark Brandenburg, wie auch in den angrenzenden Gebieten, gänzlich verschwunden waren.

Andrerseits hatte die Töpferei auch wieder wesentliche Fortschritte gemacht, wie ich des Näheren bereits im Jahrgang 1894 der „Brandenburgia“ S. 278 ff. ausgeführt habe. Der Brand der Thongefässe, der schon zur Zeit der Völkerwanderung etwas schärfer, als vordem, zu

werden beginnt nnd in der wendischen Zeit noch weiter zunimmt, hat während der ersten christlichen Zeit jenen hohen, fast bis znm Schmelzen der Masse gesteigerten Grad erreicht, der erst durch die technischen Verbesserungen der neueren Zeit übertroffen worden ist.

Danach haben die Versuche, die vordem frei verwendete Flammenhitze zu steigern nnd auf einen beschränkten Ranm zu koncentrieren, viele hundert Jahre hindurch nur geringen Erfolg gehabt und erst in der hier in Rede stehenden Zeit, vermutlich unter dem Einfluss christlicher Einwanderer, zur Einrichtung ordentlicher Töpferei-Brennöfen geführt.

Mit dieser verbesserten Brenn-Einrichtung fällt anch die Verbesserung der Thonmasse für Töpfereizwecke zusammen. Während in allen vorgeschichtlichen Perioden, bis in die letzte wendische Zeit hinein, bei der Thonbereitung grob zerstampfter Granit hinzugefügt wurde, finden wir in der Töpferware von der ersten christlichen Zeit an immer nur geschlemmten Thon.

Das Formen der Thongefässe ist überall mit Hilfe der Töpferscheibe vor sich gegangen, deren Anwendung allerdings auch schon an den wendischen Gefässen zu erkennen ist. Sie sehen hier einige Repräsentanten der Wirtschaftsgeräte, Typen, mit denen der Bedarf einer frühmittelalterlichen Durchschnitts-Wohnstätte so ziemlich gedeckt war. Im Märkischen Provinzial-Museum, das überhanpt eine der reichsten Sammlungen mittelalterlicher Hauswirtschaftsgeräte besitzt, können Sie einen Überblick über die Variationen dieser Formtypen gewinnen.

Das gebräuchlichste Gefäss, namentlich zum Kochen, scheint im 12. und 13. Jahrhnndert der Topf mit abgerundetem Boden, also fast kngelförmigem Banch, gewesen zu sein, denn Töpfe mit flachem Boden werden aus jener Zeit seltener gefnnden.

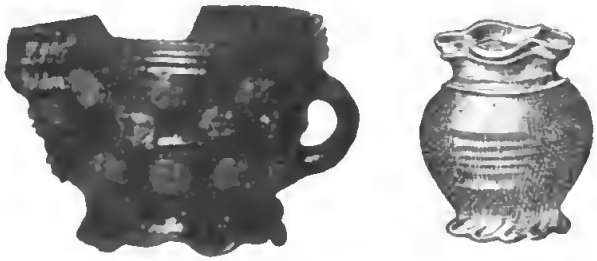
Von der gleichen Töpfertechnik, (geschlemmter, mit der Drehscheibe geformter, dunkel blaugrauer, klingend gebrannter Thon), sind auch die sonstigen Gefässe derselben Zeit.

Um sie auch auf horizontaler Fläche sicher stellen zu können, hat man später am abgerundeten Boden 3 Zapfen, gleichsam als Füsse, angebracht.

Als Kochgefässe wurden sie über drei Steinen, in wohlhabenderen Wirtschaften über einem eisernen Dreifuss an das Fener gesetzt.

Henkel nnd Ansgussschnabel sind an den ältesten Töpfen nicht beobachtet, sie werden erst im 13. Jahrhundert allgemeiner, wie später auch die cylindrische Ausgusstülle.

Horizontal-Rippen, gleich beim Formen mit der Scheibe gestaltet, bilden die einzige Verzierung, bis, mit unter dem Einflnss der gotischen Kunst, im 14. u. 15. Jahrhundert besondere Ornamente, nnter ihnen auch der gekrauste Bodenrand und die geschweifte Mündung, anftreten.



Glasnr kommt im Frühmittelalter hier gar nicht vor; erst Funde aus dem 14. Jahrhundert liefern die Anfänge einer Salz-Glasur, die natürlich nnr nnvollkommen wirkt. (Krause 490.)

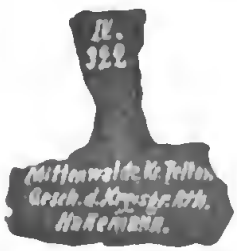
Neben dieser Töpferware waren auch, wo es der Wohlstand zuliess, Bronzegefässe zum Kochen in Gebranch. Es waren entweder getriebene Kessel, die man über dem Fener an eisernen Haken anfhing, und deren Form sich hente noch als „Fischkessel“ erhalten hat (2841), oder gegossene 3 füssige Grapen (2004) und Pfannen.

Als Essgeschirr dienten Schalen aus Thon oder Holz und hölzerne Löffel. Znm Trinken benntzte man tassenförmige

Näpfchen (2042) und thönerne Hnmpen (3052, 3250 nnd 3279), in vornehmen Häusern auch zinnerne Hohlkannen (1117). Glasflaschen zum Anfbewahren von Getränken waren so gut wie unbekannt, Holz (967), oder Thon gaben das Material auch für diese Behälter (1668, 2843 nnd 3273). Zum Mitnehmen des Wasser- oder Getränke-Bedarfs auf das Feld gab man den thönernen

Flaschen eine geeignete Form zum Tragen an einer Schnur oder Riemen, aus der sich die sogenannte Pilgerflasche entwickelte (3175).

Zum Schneiden bediente man sich des Hackebeils, 322, des Messers nnd der Scheere, von denen hier einige Formen vorliegen.

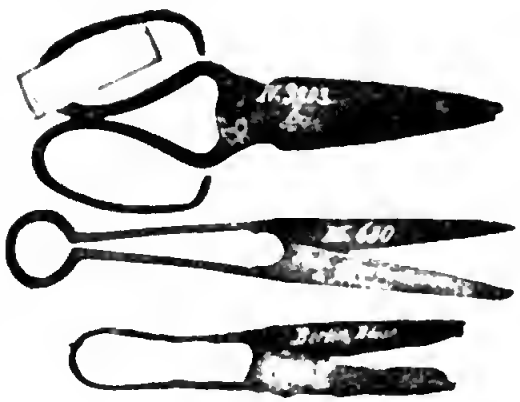


An Messern sehen Sie hier ein grosses Zerlege-Messer, 2627, zwei kleinere Wirtschafts-Messer, 2420 und 2773, und zwei Tisch-Messer, 2289 und 2579. Die Klingenformen stimmen zum Teil noch mit denjenigen überein, die mehr als tausend Jahre vorher in Gebrauch waren, zum Teil zeigen sie bereits eine Entwickelung, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Gabeln, die bei uns erst im 17. Jahrhundert und zwar nur mit 2 Zinken, allgemeiner wurden, kannte man noch nicht; man ersetzte sie

nötigenfalls durch die Finger oder einen Holzstab. Möglich, dass die an älteren Wohnstätten so häufig gefundenen Knochenpfrieme, 11490 und 20507, als Gabeln gedient haben.

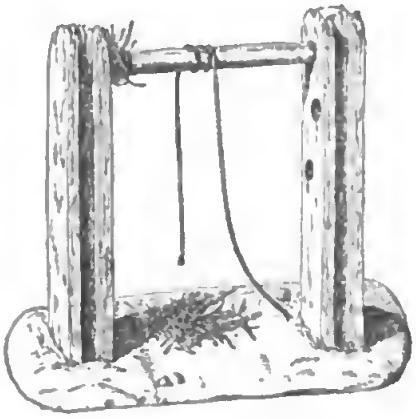
Von den beiden Grundformen der damals, wie noch jetzt, gebräuchlichen Scheren war die 2-schenklige, 32 und 680, deren Messer nach dem Schnitt durch eigene Federkraft in ihre Ruhelage zurückgehen, ebenfalls der heidnischen Zeit entlehnt. Die 4-schenklige dagegen, 3203, scheint erst im Mittelalter neu aufgekommen zu sein.



Feuer und Licht ist zu allen Zeiten ein wichtiges Wirtschaftsbedürfnis gewesen.

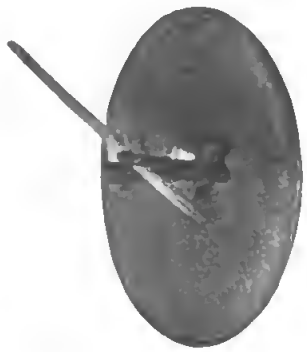
Man erzeugte im frühen Mittelalter, wie vordem in heidnischer Zeit, das Feuer durch Reibung. Diese Art der Fenererzeugung entwickelte sich bis zu gewissen mechanischen Vorrichtungen, von denen sich eine in einem Dorf der Prignitz unter dem Namen „Notfeuerpfosten“ erhalten hat. Wie an dieser verkleinerten Kopie der Vorrichtung zu sehen, besteht sie aus einem runden Stab, dessen Enden zwischen 2 eichenen Pfählen spielen.

Der Stab wurde mittels eines mehrfach umgewickelten Strickes heftig hin und her gerollt, so lange, bis seine Lager in den Pfählen zu brennen anfingen.



Neben dieser Art der Feuererzeugung ist aber auch zweifellos schon die mittels Stahl und Feuerstein zur Verwendung gekommen, wobei die Funken von Feuerschwamm oder Zunder aufgefangen und dann weiter zur Flamme angefacht werden. Das allmählich auftretende Bedürfnis, die nötigen Requisiten immer zusammenzuhalten, führte zu dem Aufkommen der Feuerlade, eines Kästchens aus Holz, später aus Blech, mit Fächern für Zunder, Schwefel, Stahl und Feuerstein.

Zur Beleuchtung diente allgemein der Kienspahn, der brennend in einen Winkel des Schornsteinherdes gestellt und nach Bedarf ergänzt wurde. Aus dem Bemühen, ihm einen festeren Halt zu geben, entstand später die Vorrichtung des Kienspahnhalters (Fig.), der hier in einem schon sehr entwickelten Exemplar vertreten ist.



Daneben war auch die Öllampe in Gebrauch, aber nicht in der zierlichen Kunstform, welche die kleinen Gefässe der römischen Periode zeigen, sondern als einfache rohe Schälchen mit einem Schnabel zum Lagern des Docht-Endes.

Im späteren Mittelalter fertigte man diese Lampen mit einem Schaftfuss, der allmählich auch zierlich gestaltet wurde. Talg- und Wachs-Kerzen kamen ebenfalls während des Mittelalters zur häuslichen Verwendung und wenn man sich auch allerlei primitive Gelegenheiten zum Aufstellen derselben denken kann, so fehlt es doch nicht an vorgefundenen Lichthaltern aus Bronze und Schmiedeeisen, die einen gewissen Aufwand für bequemere Befriedigung des bez. Bedürfnisses bekunden. Einige Proben derselben hatte ich an dieser Stelle schon früher

vorgelegt. Vergl. Monatsblatt der „Brandenburgia“, Jahrg. IV, S. 213 und V, S. 206.

Insofern der Bevölkerungsstand in den letzten beiden Jahrhunderten, dem 18. und 19., sich ungefähr verdreifachen konnte, während vorher in 500 Jahren fast gar keine Vermehrung noch nicht einmal eine Verdoppelung, angenommen werden kann, ist das nicht zum wenigsten den inzwischen eingetretenen Verbesserungen der hauswirtschaftlichen Gefässe, durch Einführung von Glas, Porzellan, Email und guten Glasuren, zu danken.

Denn jene furchtbaren Seuchen, welche die Bevölkerung nicht selten dezimierten, neuerdings aber in demselben Verhältnis abgenommen haben, in welchem die eine vollkommene Reinigung ermöglichenden Wirtschaftsgefässe allgemeiner wurden, hatten ihren Ursprung hauptsächlich in der Unreinlichkeit und in der dadurch gegebenen Gelegenheit zu Bazillen-Wucherungen, die beim Gebrauch dieser unvollkommenen Gefässe, in Verbindung mit den sonstigen Wirtschaftsverhältnissen, unvermeidlich war.

O. Herr Professor Dr. Galland: Zur Erinnerung an Gottfried Schadow.*)

Vor fünfzig Jahren, am 28. Januar 1850, starb Altmeister Gottfried Schadow, den die Nachwelt als den Gründer der Berliner Bildhauerschule feiert. Aber diese Nachwelt urteilt auch manchmal pessimistisch: dass nur der später durch Christian Rauch und Reinhold Begas gewonnene hohe Rang unserer Bildnerei seine Strahlen auf den Vorläufer wirft, dessen Anfänge ja noch dem 18. Jahrhundert, der friederizianischen Epoche, angehören. Mir scheint: diese Auffassung raubt dem alten Schadow einen Teil seines Ruhmes, dessen er sich einst bei seinen Zeitgenossen erfreute, die — Rauch an der Spitze — wohl wussten, wem sie die Muster für individualisierte Standbilder geschichtlicher, nationaler Persönlichkeiten verdankten. Die heutigen Ausführungen mögen Ihnen einen Begriff von der Stärke seines Talents, der Bedeutung seiner Schöpfungen verschaffen und feststellen, ob diese erst durch die auf sie zurückfallenden Strahlen ihr Licht empfangen oder gleichsam selber leuchten, vermöge der Schönheit und Anziehungskraft, die dem echten Kunstwerke stets inne wohnen.

Es ist nicht ganz leicht, im Rahmen eines Vortrags ein völlig genügendes Bild dieses Künstlers mit scharfen Umrissen seiner verzweigten Thätigkeit zu entwerfen, der Thätigkeit eines 86 jährigen Lebens. Waren doch, sehr begreiflich, auch die Zeitverhältnisse, mit denen sein Schaffen zu rechnen hatte, äusserst komplizierter Art. Zeiten gab es: „bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt!“ Sogar in der glänzenden Epoche seiner Jugend waren die Zustände nicht beneidenswert; liess doch

*) Vortrag, gehalten in der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

Friedrich der Grosse bei seiner geringen Meinnng für die dentschen Künstler die heimischen Bestrebungen nach nnd nach zerfallen. Chodowiecki und allenfalls noch Bernhard Rode sind die Maler, die sich Geltung zu verschaffen wussten. Eingeborene Bildhauer von Talent gab es bei uns damals überhaupt nicht. Die Berliner Akademie der Künste existierte schliesslich nur dem Namen nach. Sie mnsste im Todesjahre Friedrichs erst wieder ins Leben gerufen werden. Neben den Franzosen, die mit ihrer graziösen Dekorationskunst und geschmackvollen Malerei, von Friedrich begünstigt, den Schlössern von Potsdam und Berlin die heitere Welt des Rokokos erschlossen, beschäftigte der König als Bildhauer den in Paris gewordenen Tassaert, einen Niederländer; nnd auch dessen Gehilfe Godecharles war ein Niederländer, wie der Architekt Bouman d. A., der Schöpfer des alten Berliner Domes. Diese waren künstlerisch die Vertreter jenes sog. Zopfstiles, der für uns, trotz des klassizistischen Gepräges in der Architektnr nnd des realistischen in der Plastik, einen üblen Beigeschmack besitzt. Eben genannter Tassaert wnrde des jungen Schadow Lehrherr, ein Künstler, der nach dem Bericht seines Schülers, nur 8 bis 9 Antiken gelten liess, aber auch von diesen meinte: ihnen fehle leider die grace, die er dann an seinen eigenen Büsten gewöhnlich durch ein Lächeln zn geben sich bemühte. Im übrigen arbeitete dieser Niederländer allerdings, gleich Chodowiecki, durchans anf der Basis des Realismus — und nur darin war sein Schüler Schadow sein überzengter Nachfolger.

Schwer war es sicherlich, alle Gewohnheiten des Zopfstiles zu überwinden und nur dnrch eifriges Studium der Natur möglich. Um so schwerer, als sog. Aktstudien damals selbst auf der Akademie nicht zum Lehrplan gehörten. Mehrere Mitglieder derselben thaten sich deshalb privatim zusammen und begründeten einen Aktsaal. Als Schüler von Tassaert durfte hier der junge Gottfried mitzeichnen und weil er französisch gut verstand, korrigierte ihm Direktor Lesueur oftmals die Übungen. Schadow erzählt auch, dass Chodowiecki den Akt in einer ungewöhnlichen Grösse mitzeichnete nnd allen missfiel „wegen zu genauer Beibehaltung aller Fehler des lebenden Modells“.

Das zweite Korrektiv für den Bildhauer war das Studinm der Antike, dem Schadow ohne Frage stets eine lebhafte Teilnahme widmete. Aber man darf nicht vergessen, dass jene Lehrzeit nnseres Künstlers noch in eine Epoche fiel, da bei nus die Gebildeten, trotz Winkelmanns und Lessings Schriften, noch keineswegs von dem Geiste des klassischen Altertums so tief durchdrungen waren, um das Heil wenigstens der Plastik in dessen Nachahmung lediglich zu erblicken. Göthe hatte ja erst knrz zuvor seinen „Götz“ gedichtet und für das Strassburger Münster, für den nationalen Meister Erwin von Steinbach geschwärmt. Auch Gottfried Schadow stand mit beiden Füssen auf

einem ähnlich nationalen Boden und seine Seele war zweifellos mehr von dem Heldentum Friedrichs als dem der Antike erfüllt. Seine Jugendeindrücke konnten wohl vorübergehend verblassen, aber niemals unterdrückt werden; sein scharf ausgeprägtes Märkertum liess sich auch in der künstlerischen Anschauung nicht der idealen Antike opfern, sein realer, kerniger Sinn, der die Schönheit durchaus nicht entbehren mochte, trug kein Verlangen, sich in allgemeine Wahrheits- und Schönheitsempfindung aufzulösen. Darin widerstand er selbst Göthe, der die Geister mit sich riss und Billigung fand, als er schrieb: „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön". Und Schadow antwortete: „Homeride sein zu wollen wenn man Göthe ist! hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten!"

Aber der Zeitgeist war stärker als die künstlerische Gesinnung unseres Meisters. Er dachte auch garnicht daran, sich dem neuen Geiste zu entziehen. Wie konnte das auch ein Künstler, begabt mit kräftigen Sinnen, gegenüber der Schönheit der Antike?! Frau Venus wird ja stets den unglücklichen Tannhäuser besiegen. Aber es ergab sich für Schadow hierdurch ein Zwiespalt in seiner ästhetischen Empfindung, der manchmal die Reinheit seiner künstlerischen Absichten trübte und der, mit den Jahren wachsend, namentlich in seine Reliefbehandlung etwas Schwankendes, Unfreies, Stilistisch-Unklares hineintrug. Schliesslich musste der Erfolg seiner Werke versagen und seiner schöpferischen Produktion ein vorzeitiges Ende bereitet werden.

Ich glaube Ihnen angedeutet zu haben, wie es kam, dass das verheissungsvolle Genie des Mannes nicht die grossen Erwartungen seiner Jugend erfüllte und aufhören musste, ohne sein Letztes und Höchstes zu geben. Seine künstlerische Laufbahn — so ehrenvoll sie auch war und so hoch man ihre Früchte schätzen muss — bietet doch nicht das Bild einer dauernd kühnen Aufwärtsbewegung gleichsam zur Sonne. Ihr fehlt die alles beherrschende Spitze, von der herab wir die gesamte Produktion Schadows bequem geniessend überschauen können. Eben darum ist die Aufgabe so schwer, ein grosszügiges einheitliches Bild dieser Thätigkeit zu geben — weit schwerer als z. B. von dem Schaffen seines berühmten Schülers und Zeitgenossen Christian Rauch. Obwohl nur 13 Jahre jünger als Schadow, allerdings später zur Selbständigkeit gereift, ist doch gerade die kurze Epoche, die zwischen der Studienreise beider nach Italien liegt, man darf sagen, entscheidend für die Wandlung des ästhetischen Geschmacks des Publikums, also für das Schicksal der europäischen Kunst überhaupt gewesen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, wurde unserem Künstler seine geistige Frühreife verhängnisvoll. Anderenfalls hätte sich jene Wandlung in ihm ohne Hindernis vollzogen, wodurch er ohne Frage dauernd den Wünschen grösserer Kunstkreise entsprochen hätte.

Digitized by Google

Um die schwierigen Bedingungen, unter denen sich seine Thätigkeit entfaltete, zu würdigen, ist es wohl nöthig, seine Lebensgeschichte zu erzählen. Verheissungsvoll liess sich, wie gesagt, seine erste Entwicklung an, ungeachtet der dürftigen Verhältnisse seiner Familie, die ihn, den Sohn eines Schneiders und einer Mutter bäuerlicher Herkunft, zwangen, auf der Knabenschule dem Zeichenunterricht zu entsagen, weil dieser extra bezahlt werden musste. Trotzdem wurde sein Talent früh entdeckt, aufgemuntert und auch gefördert. Wenn sich darauf der junge Schadow beklagte, dass sein Lehrherr ihm niemals ein Wort der Anerkennung spendete und dass ihn dies manchmal ganz mutlos machte, so erfuhr er doch das Gegenteil z. B. durch Madame Tassaert, seine Zeichenlehrerin, die ihn den eigenen Kindern als Muster empfahl. Jedenfalls war der Ausgang dieser Lehrzeit ein erfreulicher. Schon im Alter von 19 Jahren erhielt er, als Nachfolger von Godecharles, die mit einem festen Gehalt von 300 Thlrn. verbundene Gehilfenstelle bei Tassaert, der damals an den Denkmälern von Seidlitz und Keith für den Wilhelmsplatz arbeitete. Und eben damals schuf der Schüler sein erstes selbständiges plastisches Werk: die Büste der jugendlichen Gattin des Arztes Dr. Marcus Herz, einer stadtbekannten Schönheit jener Jahre. Es war eine echte Talentprobe dieses Portrait, das in seiner schlichten Anmut schon den künftigen Meister des Prinzessinnenpaares verrät, jener berühmten Marmorgruppe, die in ihrer ungesuchten Lieblichkeit und Natürlichkeit nichts mehr von der koketten Grazie der Frauengestalten der älteren Rokoko-Epoche besitzt.

Heimlich verlobt mit einem Mädchen aus Wien, verliess er, 21 Jahre alt, wie er uns erzählt, plötzlich seinen Posten: „Lehrer, Pension, Eltern und alle Aussichten in Berlin aufgebend“ und flüchtete zu seinem Schwiegervater, dem reichen Wiener Hof-Juwelier Devidels, auf dessen Kosten sich das junge Paar sogleich nach Italien begab. So kam Schadow zwischen 1785 und 1787 nach Rom, zu einer Zeit, als allein Canova die strenge Richtung der Plastik repräsentierte und die Sterne eines Carstens und Berthel Thorwaldsen, die erst in den neunziger Jahren dorthin gelangten, noch nicht aufgegangen waren. Auch fehlte es damals noch an einem gesellschaftlichen Mittelpunkt in der Ewigen Stadt, der später, als Wilhelm von Humboldt preussischer Gesandter dort war und alle von Geist und Rang um sich vereinigte, den jungen Rauch so ungemein förderte.

Zwanzig Jahre früher stand Schadow auf diesem fremden Boden da, fast allein angewiesen auf seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, und wir glauben gern seinen Worten, dass er damals in den Museen des Vatikans und Kapitols, wo er seine meiste Zeit verbrachte, sehr oft nur wenige andere Künstler traf, zuweilen sogar ganz allein war. In Florenz hatten ihn zuvor die statuarischen Werke von Michelangelo

und Giovanni von Bologna interessiert; bekanntlich kopierte er später des letzteren Gruppe „Herkules mit einem Centaur kämpfend“ nach einem Kupferstiche . . . Wie gross muss wohl sein Genie und sein Selbstvertrauen gewesen sein, als er sich in Rom 1786, ohne jede Protektion, um die goldene Medaille der Akademie von San Luca, eine Stiftung des Marchese di Balestra, bewarb, trotz zahlreicher begünstigter Konkurrenten aller Länder. Und er gewann wirklich die Auszeichnung mit seiner halblebensgrossen Thongruppe „Perseus und Andromeda“, einen Preis, der im Angesicht des ganzen festlichen Roms verliehen wurde. In Berlin erregte die Nachricht, dank der Verbreitung durch mütterlichen Eifer, natürlich die grösste Sensation. Mutter Schadow schrieb nach Rom: „Der Minister liess mich rufen, man empfing mich mit aller Achtung, als wenn ich von Stande wäre“. Alles was sie auf dem Herzen hatte, wälzte sich die brave Frau in dieser ¾-stündigen Audienz herunter, und dass Meister Tassaert übel dabei fortkam, lässt sich erraten. Der Minister gab sein Wort, den jungen Schadow im Auge zu behalten.

Damals starb der grosse König. Die Frage eines nationalen Denkmals begann akut zu werden.

Schon früher waren Pläne aufgetaucht. Tassaert hatte damals ein Modell geschaffen; aber Friedrich verbat sich die monumentale Auszeichnung bei Lebzeiten. Jetzt traten die Künstler für diese dankbarste Aufgabe der Zeit massenweise in Aktion. In Rom z. B. fertigte der Göthe nahegestandene Schweizer Bildhauer Trippel ein Wachsmodell. Schadow schuf dort gleich 2 Entwürfe, eine Reiterstatue von antikheroischem Charakter und ein Grabmal, wo halb aufgerichtet der König auf einem Sarkophag ruht, umgeben von den 9 Musen. Das Studium des Rosses beschäftigte ihn für diese Denkmalsaufgabe ganz besonders. Er studierte ausser dem Reiterbild Mark Antons auf dem Kapitol, auch die Paradepferde der römischen Patrizier, wahre Prachtexemplare mit langen Schweifen. Für die Quadriga auf dem Brandenburger Thor kamen ihm diese Studien ebenfalls sehr zu gute. Schadow berichtet von der Fülle der Denkmalsprojekte, die in Berlin einliefen. Die extravagantesten Ideen leisteten sich die Architekten: Pyramiden-Bauten mit Kuppelsälen oder griechische Säulentempel auf Unterbauten mit Freitreppen, wobei die Königsstatue selbst zur Nebensache zusammenschrumpfte. Der junge geniale Gilly, Schinkels Lehrer, leistete darin das Beste. Einstweilen blieb die Entscheidung aus. Aber unser Bildhauer erhielt, als eine Art Anerkennung seiner Arbeiten, mit der Ernennung zum Hof-Bildhauer gleichsam die Anwartschaft auf die einstige Ausführung, die in der That sein ganzes Schaffen würdig gekrönt hätte.

Meister Tassaert starb nämlich im Jahre 1788 mitten in rüstiger Thätigkeit. Auch jener Alexander Trippel, der nach Berlin ambirte, konnte als Bewerber für die vakante Stelle gelten und wurde in der

That damals, als man Schadow bevorzugte, wenigstens Ehrenmitglied der Akademie der Künste . . . So hatte unser Meister mit 24 Jahren den begehrtesten Platz in der Heimat sich erobert, denn ihm fiel jetzt auch die Praxis seines früheren Lehrherrn als reifer Apfel in den Schoss. Zunächst handelte es sich um eine lohnende monumentale Aufgabe, an deren mühevollen Vorbereitungen sich angeblich der alte Meister den Tod geholt haben soll. Es galt einem natürlichen Sohne König Friedrich Wilhelms II., dem im jugendlichen Alter von nur 8½ Jahren verstorbenen Grafen von der Mark ein Grabmal in der Dorotheenstädtischen Kirche zu setzen. Ein Plan für das Ganze war bereits ins Auge gefasst; er rührte von dem Maler Puhlmann, dem Galerieinspektor in Sanssouci, her und Tassaert sollte ihn ausführen. Es war hier in einer mehr malerisch als plastisch wirkenden Gruppe dargestellt, wie der unglückliche Knabe von dem Tode, einem geflügelten Greise, aus den Armen der Minerva, der Leiterin seiner Erziehung, gerissen und an das von den Parzen besetzte Thor der Unterwelt geschleppt wurde . . . Schadow verwarf die malerische Anordnung und gab der beschlossenen Idee jener Schilderung eine streng plastische Behandlung, einerseits, indem er die Scene des sich gegen den Tod sträubenden Knaben auf das Relief eines Sarkophags beschränkte, andererseits, indem er die Schicksalschwestern hoch oben in eine halbrunde Nische stellte. Auch gelang es ihm, die Erlaubnis zu erwirken; zwei der Parzen, die Lachesis und die Klotho rechts und links, jugendlich aufzufassen und nur die unerbittliche Atropos in der Mitte, die den Lebensfaden zerreisst, als Greisin zu belassen. Das Ergreifendste ist aber die überlebensgrosse Figur des Knaben. Sie wirkt, wie aus antiker Empfindung geboren — die Tod und Schlaf als Zwillinge, Kinder der Nacht, annahm — und doch auch wiederum modern, als liege der Knabe so aufgebahrt, wie ihn die Hand des Todes beim kindlichen Waffenspiel eben hinstreckte. Der Helm mit einem Kissen dient dem Haupte als Pfühl; der kleinen Hand ist die Waffe entfallen; das herabgeglittene antike Gewand lässt die knospigen Formen des Körpers halb enthüllt. Ohne jeden Hinweis auf den kirchlichen Glauben, liegt die fromme Wirkung dieses Grabmals in der erhabenen Ruhe und in dem Adel der Schönheit.

Unser Schadow, der märkische Preisträger der römischen Akademie, hatte auf klassischem Boden seine Zeit gut ausgenutzt und dort mehr gelernt als die andern Talente seines Alters. Frisch unter den Eindrücken der italienischen Studien und Erinnerungen entstand die mächtige Schöpfung, aus grauem und weissem Marmor liebevoll gemeisselt, zwischen 1788 und 1791 in jenem Gotteshause. Sie hat ihn ohne Frage an die Spitze der plastischen Kräfte seines Vaterlandes gestellt. Nächst dem berühmten Stuttgarter Dannecker war Gottfried

Schadow unbedingt damals der beste deutsche Bildner. Auch war Berlin nicht grade arm an schönen sepulkralen Werken: Das Sparrsche Monument in der Marienkirche von Quellinus und das Männlichsche Erbbegräbnis in der St. Nicolaikirche von Schlüter sind Schöpfungen von kunstgeschichtlicher Bedeutung.

Ebenso tragen die meisten andern Arbeiten in dieser Frühzeit das Gepräge eines engen künstlerischen Anschlusses an die Antike. Das erscheint bemerkenswert auch für den Stil seiner damaligen Reliefs. Für die eine Gruppe seien als Beispiele nur genannt die vier Supraporten, Reliefbilder im Gelben Pfeilersaal des Berliner Schlosses; sie gelten der Verherrlichung Alexanders des Grossen als Förderers der Künste. Bezüglich der andern Gruppe erinnere ich nur flüchtig an die Skulpturen des Brandenburger Thores, welches damals Langhans vollendete: zunächst an die 1789 entstandenen Modelle der 4 Rosse, denen erst fünf Jahre darauf die Siegesgöttin hinzugefügt wurde; während der in einer Seitennische auf einem Felsblock rastende behelmte Kriegsgott schon vorher fertig war.

Dass Schadow sich nicht auf dieser einmal erfolgreich betretenen Bahn des Klassizismus konsequent weiter entwickelte, dass, im Gegenteil, das in seiner Kunst vorübergehend unterdrückte Vaterländische immer sichtlicher wieder zum Ausdruck kam, wurde schon hervorgehoben. Man muss dabei aber wahrnehmen, dass sein am märkischen Boden haftendes, durch die Erinnerungen an die grosse friderizianische Zeit genährtes, also gleichsam konkretes Heimatsgefühl doch dem Wesen nach verschieden war von jener nationalen Begeisterung, die darauf durch die Befreiungskriege erwachte. Während Rauch selbst in der Ferne, in Italien, im Geiste der deutschen Volksbewegung ergriffen folgte — findet sich in Schadows Schriften nicht eine Stelle, die auf ein gleiches Mitgefühl schliessen lässt. Er blieb Preusse der friderizianischen Zeit; und diese reaktionäre Empfindung liess ihn auch als Künstler nur bis zu einer gewissen Grenze der neuen formalen Richtung folgen, die immer deutlicher den künstlerischen Ausdruck des neuen Zeitgeistes bildete. Am meisten gefördert hat seinen Umschwung zum Realen natürlich die grosse Aufgabe seines Lebens: das Friedrichs-Denkmal.

Gerade im Jahre der Vollendung des Grabmals in der Dorotheenstädtischen Kirche lebte der Plan für jenes National-Monument wieder auf, dieses Mal an zwei Stellen, in Berlin und in Pommern. Für Berlin erklärte der regierende König das Werk auf seine Kosten herstellen zu wollen. Ferner dekretierte Friedrich Wilhelm II: es müsse eine „Statue im römischen Kostüm“ werden, „weil unsere zusammengestickte faltenlose Kleidung sich in solchem Denkmale nicht zieme“.

Schadow war im Herzen anderer Meinung, wenn er auch immer wieder, dem allgemeinen Geschmack nachgebend, neben seinen Entwürfen mit dem Zeitkostüm auch solche mit antiker Gewandung komponierte. Seine Überzeugnng wurde noch durch die Erfahrungen auf einer amtlichen Studienreise nach Kopenhagen nnd Stockholm, die freiwillig nach St. Petersbnrg ausgedehnt wnrde, bestärkt; offiziell sollte er lediglich das technische Verfahren des Bronzegusses studieren. Er bewnnderte vor allem das Stockholmer Gustav-Adolph-Denkmal von Sergell, weil hier der Schwedenkönig kostümlich getreu nach dem Leben dargestellt ist. Jede fremde Tracht, meinte er hierzu, ist eine Verstellung nnd dient nnr dazu, die Sache nnkenntlich zu machen. Innerlich fing damals bei Schadow der nordische Realismus an über den Idealismus des Südens zu trinmphieren.

Der erste monumentale Versuch in der neuen Richtung ist das 7 Fuss hohe Standbild Friedrichs des Grossen in Stettin, enthüllt im Oktober 1793. Der König trägt Generals-Uniform, dreieckigen Hut nnd Hermelin-Mantel. Das wirkt zusammen immer etwas gesucht; auch fehlt es hier nicht an einigen allegorischen Hinweisen. Befriedigt war deshalb der Meister keineswegs mit dieser Lösung der Aufgabe.

Die erste wirklich nene That seines Realismus war das Zieten-Standbild auf dem Wilhelmsplatz von 1794, das später durch eine Bronzekopie ersetzt wurde. Hier ist eine streng zeitgeschichtliche Figur gegeben und eine schlichte, aber markante Pose für einen Truppenführer gewählt. Die drei Reliefs am Postament schildern in sonderbar abgekürzter Weise drei Kriegsthaten Zietens; ihr halbmalerischer halbplastischer Stil entspricht der knappen künstlerischen Ausdrucksweise der Hauptfigur. Ähnlich charakteristisch wirkt die Statue des Alten Dessauer von 1800, die nrsprünglich im Lnstgarten stand; aber nicht ganz so glücklich wie der Zieten.

Diese und andere Denkmalsarbeiten zeigen deutlich die Richtung an, in der sich der unermüdliche Bildhauer immer entschiedener bethätigen wollte. Aber das grosse Werk blieb auch in der Folgezeit aus, und statt der Erfüllung seiner Pläne, zog sich die Angelegenheit des Friedrichsdenkmals frnchtlos durch drei Dezennien. Mancher wird da vielleicht an Michelangelo und sein Papst Giulio-Denkmal in Rom erinnert werden. Wenn unser Meister die Enttäuschungen minder tragisch empfand als der grosse Buonarroti, so geschah das wohl darum, weil für ihn ein thatsächliches Recht auf diese Arbeit nicht bestand. Bewarben sich doch fortgesetzt neben ihm andere, auch Maler nnd Architekten. Auf den Berliner Kunstausstellungen z. B. von 1791 und 1797 wimmelte es förmlich von Modellen und Zeichnungen zu einem Friedrichsdenkmal. In letzterem Jahre hatte Schadow allein wieder 7 neue verschiedene Entwürfe hergestellt: 2 Standfiguren, 3 Reiterfiguren, 1 Thronender Friedrich

Digitized by Google

nnd 1 Sarkophagfigur für ein Mausolenm. Noch unter diesen Ideen befanden sich einzelne, die mit des regierenden Königs notorischer Vorliebe für das antike Feldherrnkostüm rechneten; also notgedrungen. In demselben Jahre noch starb Friedrich Wilhelm II. und sein Nachfolger bekundete von vornherein eine entgegengesetzte Ansicht in dieser Frage.

Leider stand es mit der Lösung derselben aus Gründen zumeist wirtschaftlicher Natur nicht minder hoffnungslos als vorher. Kaum kann man es als eine Entschädigung für Schadow bezeichnen, wenn er seinen Lieblingsgegenstand bei mehreren kleinen Gelegenheitsarbeiten behandeln durfte nnd, ausser einer Anzahl Büsten Friedrichs in Marmor, Alabaster und Bronze, jene wundervolle streng realistische halblebendgrosse Bronzefigur des königlichen Philosophen mit zwei Windspielen schuf, die kanm zn übertreffen ist in ihrer schlichten Charakteristik. Über die Schadowschen Zeichnungen und Skizzen, die hierher gehören, muss ich mir näheres versagen.

Als nach den Kriegsstürmen des Jahrhundert-Anfangs der alte Plan endlich greifbare Gestalt annahm, da war der greise Meister nicht mehr der künstlerische Herold dieser neuen Zeit, die ihre idealen Impulse auch der Verherrlichung des altpreussichen Heldentums leihen wollte. Christian Rauch, zwar ebenfalls an Jahren längst kein Jüngling mehr, aber eine begeisterungsvolle Persönlichkeit ihrem inneren Wesen nach — hat die lange erwogene Anfgabe gelöst, würdig im Geiste der Zeit, aber zugleich würdig der Tradition seines alten Lehrmeisters, der neidlos, voll Respekt ein paar Worte seinem Tagebuche anvertraute, als Rauch im Jahre 1836 die beiden, der Ausführung nnmittelbar vorangegangenen Entwürfe öffentlich ausstellte: „worin der Künstler“ — wie Schadow bemerkt — „den Reichtnm seiner Ideen in Klarheit hinstellte nnd so die vom Volk längst gewünschte Ausführung bewirkte“ . . . Man sieht, er hatte völlig resigniert.

Und es war nicht die einzige Enttäuschung. Ich erinnere an das Louisen-Denkmal, das unmittelbar nach dem Tode der Königin (1810) zur Ansführung kam. Schadow, der ihr Porträt seit ihrer kronprinzlichen Jugend häufig in Büstenform gemeisselt hatte und der auch jene schon erwähnte Marmorgruppe schuf, die sie mit ihrer Schwester Friderike, nachmaligen Königin von Hannover, in unvergleichlich natürlicher Anmut darstellt. — Schadow durfte wohl für alle diese Leistungen die Hoffnung auf das letzte Werk hegen, das so den würdigsten Abschluss seiner Ikonographie der Königin Louise gebildet hätte. Freilich lag er grade schwerkrank darnieder nnd so konnte es immerhin scheinen, als wenn nur die Krankheit der Grund war, dass Rauch, der anch mit Schinkel hierbei konkurrierte, damals den Vorzug erhielt. „Rauch“, so schreibt unser Meister mit dem ihm eigenen Freimut und Gerechtigkeitssinn „war damals allerdings in voller Jugendkraft nnd hatte dargethan,

mit welcher Ausdauer er seine geistige und technische Ausbildung durchsetzte. Die Figur der Königin im Mausoleum zu Charlottenburg ist das erste glänzende Resultat hiervon, und ist als merkwürdig anzuführen, dass seine folgenden Werke jenes noch übertreffen."

Die künstlerische Wirksamkeit Schadows verminderte sich indess dem Umfang nach durchaus nicht, aber seine grosse Kraft ward hundertfach zersplittert: eine schwer übersehbare Zahl von Büsten deutscher Männer und Frauen, von Edelleuten, Dichtern und Denkern, viele Reliefs an Berliner Bauten z. B. der Münze und dem Schadowhause, und selbst ein paar Denkmalsarbeiten geringeren Formats waren das Ergebnis der Thätigkeit seiner Werkstatt seit 1800. Man scheint doch in dieser zweiten Epoche, die in Thorwaldsen den Phidias der Zeit erblickte, das Urteil gewonnen zu haben, dass Schadow als Charakteristiker in seiner plastischen Behandlung doch wohl besonders nur zum Portrait passe. Und in der That gehören die zahlreichen Belege dieser Gattung unbedingt zum Besten, was die meisselnde Kunst damals erzeugte. Dabei ist zu betonen, dass er die männlichen Typen genau so frisch und lebensvoll wie die weiblichen zu gestalten wusste.

Nur zwei Mal noch fand er Gelegenheit, sich stärker zu konzentrieren: einmal beim Blücherdenkmal zu Rostock, das 1819 enthüllt wurde, und bald darauf, als er sein längst vorbereitetes Lutherdenkmal für Wittenberg vollenden durfte. So wohlwollend man sich zweifellos zu diesen allerdings beträchtlichen Werken stellen wird, lässt sich doch nicht verkennen, dass sein Blücherdenkmal keineswegs an das Berliner Standbild von Rauch, und die Lutherfigur, die noch dazu im Rahmen einer offenen gotischen Halle von Schinkel unvorteilhaft aufgerichtet ist, an die herrliche Statue des Reformators in Worms, die von Rietschel, dem Schüler Rauchs, herrührt, heranreichen. Aus seiner persönlichen Überzeugung heraus hat der Altmeister die beiden volkstümlichen Gestalten geschaffen, so wie ihr Bild in seinem Geiste lebte; aber es ist ihm, dem Zeitgenossen Chodowieckis, leider nicht gelungen, mit dem, was er hier als die Wahrheit seines eigenen Denkens und Empfindens gab, die dauernde Begeisterung der Nation zu finden d. h. den Vorstellungen von Blücher und Luther zu entsprechen, wie sie in der Phantasie der Nachwelt leben.

Mit dem Blücherdenkmal hat es übrigens durch die Teilnahme Göthes eine eigene Bewandtnis gehabt. Der Dichter gab nämlich die Idee des Ganzen an und machte sogar an den Skizzen, zumal an den Reliefs, seine Korrekturen. Schadow war solcher Beeinflussung nicht unzugänglich, und was ihm von so massgebender Seite empfohlen wurde, nahm er als seine eigene Überzeugung gern an. Das eben ist mit der Grund seiner auffälligen Stilschwankungen. Beim Blücherdenkmal ist er dadurch geradezu in einen Gegensatz zu seinen früheren Anschauungen geraten:

Digitized by Google

Er hat hier vom Zeitkostüm abgesehen und alles antikisiert. Auf dem Relief „Bellealliance“ z. B. trägt der Held über der langen Hose eine römische Tunika und auf Brust und Schultern Kopf und Fell eines Löwen als symbolischen Ausdruck des Löwenmutes.

Dieses so freundliche Verhältnis zu dem Dichter, das auch in 2 Büsten und 1 Medaille damals Ausdruck fand, beendete gleichzeitig einen früheren Konflikt, aus dessen Anlass er einmal schrieb: „Herr von Göthe hatte Grund, mir nicht freundlich zu sein. In den Propyläen hatte er das Kunsttreiben Berlins als prosaisch geschildert; in einer anderen Zeitschrift hatte ich hierüber eine andere Ansicht gegeben, und er war damals dergleichen Dreistigkeiten nicht gewohnt.“

Göthe widmete nämlich damals (1801) in einer „flüchtigen Übersicht über die Kunst in Deutschland“ Schadows Heimat die folgenden scharfen Worte: In Berlin scheint . . . der Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeits-Forderung, zu Hause zu seyn und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren. Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt . . . das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeugt man sich bald: dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. U. s. w.“ Schadow, im Bewusstsein, Werke wie jenes Grabmal von der Mark und die Prinzessinnen-Gruppe geschaffen zu haben, konnte sich wohl am meisten getroffen fühlen; und seine Antwort in der „Ennomia, Zeitschrift des 19. Jahrhunderts“ war ebenso deutlich wie erschöpfend. Das also war der Grund der Verstimmung des Dichters; aber wir haben ja erfahren, dass er die Genugthuung erhielt, seinen ehemaligen Gegner später gefügig einlenken zu sehen.

Schadows Verdienste um das heimische Knnstleben seiner Zeit waren aber zum Glück gross genug, um nicht Gefahr zu laufen, durch eine derartige Inkonsequenz herabgemindert zu werden. Bekanntlich rechnet man zu diesen Verdiensten auch seine Thätigkeit als Direktor der Berliner Akademie; sie umfasste von 1816 bis an sein Lebensende volle 34 Jahre. Aber sie darf nicht überschätzt werden wie überhaupt die Bedeutung der damaligen Akademie, die unter Schadow nichts weniger als die Pflanzschule bedeutender Ingenien gewesen ist. Schadows Schuld war es jedenfalls nicht, dass der Unterricht unter seiner Leitung noch immer nach einem sehr veralteten Reglement gehandhabt wurde und dass daher die jungen Talente lieber in die Privatateliers gingen, welche infolge der verzopften akademischen Zustände blühten: so die Maler zu Wach, Karl Begas, Hensel, August von Klöber und die Bildhauer zu Rauch, aus dessen Lehre in der That die besten Kräfte der Folgezeit hervorgingen.

An den Unterricht des „alten Schadow“ knüpfen sich ja die meisten amüsanten Anekdoten, die man von ihm erzählt. Denn hier pflegte er

zwanglos in seiner heimischen Mundart zu plaudern und im Gegensatz zur weltmännischen Art Rauchs vor seinen aufhorchenden Schülern sich gern seiner bescheidenen Anfänge zu erinnern: nicht etwa, um mit seiner Errungenschaft zu prahlen, sondern um den Lernenden vorzuführen, was für einen jeden von ihnen durch unaufhaltsame ernste Arbeit wohl erreichbar wäre. Schadow gehörte zu jenen Kunstlehrern, die sich nicht auf die objektive Lehrmethode d. h. die an der Akademie gegebenen Hilfsmittel verliessen, sondern vor allem subjektiv wirken wollten: durch persönliche Anregungen und durch die Gelegenheit, die er den Schülern bot, durch eigene Wahrnehmung sein künstlerisches und technisches Verfahren zu studieren.

So ist es denn die interessante Persönlichkeit, auf die wir schliesslich wieder hingelenkt werden. Die Persönlichkeit, die so sehr das hohe, niemals verblasste Ansehen des Meisters bei seinen Zeitgenossen erklären hilft und an die auch wir heute immer denken müssen, wenn wir seine Bildwerke, Zeichnungen oder seine Schriften vor Augen haben. Immer tritt uns das ehrwürdige Haupt mit dem jovialen Ausdruck sympathisch entgegen und wir erinnern uns dabei wohl der prächtigen Charakteristik Theodor Fontanes, der das Wesen des alten Schadow bezeichnete als eine Mischung von Griechentum und Märkertum, verbunden mit jenem wundervollen altenfritzigen Humor, der so sehr zur Volkstümlichkeit dieses Künstlers beigetragen hat.

Fragekasten.

A. S. Aristoteles und die Berliner Judenschlächter — Diese scheinbar seltsame Ideenverbindung in einer Urkunde des mittelalterlichen Berlins, wegen welcher Sie anfragen, existiert in der That. Die Juden in Berlin, welche bis zum Jahre 1320 Kammerknechte der Fürsten waren, hatten von diesen Rechte erlangt, welche dem Interesse der christlichen Gewerbtreibenden öfters zum Nachteil gereichten.*) So hatten die jüdischen Schlächter krankes, stinkendes und unreines Vieh, sowie solches, das sonst dadurch, dass es zu alt, oder zu jung, oder zu mager war, sich zur menschlichen Nahrung nicht eignete, geschlachtet und verkauft; ferner das Schlachtvieh vor den Thoren, was jedermann verboten war, aufgekauft, ausgeschlachtet, zerlegt und im Kleinhandel verhökert. Hiergegen wurde am 7. April 1313**) ein Statut des Rats erlassen, das in lateinischer

*) Berlinische Chronik her. durch E. Fidicin. Berlin 1868. S. 80.

**) Fidicin in seiner Ausgabe des Berlinischen Stadtbuchs (Berlin 1837 S. 67, woselbst nur der plattdeutsche Text steht), ferner in der Berlinischen Chronik am angeführten Ort sowie F. Voigt im Urkundenbuch zur Berlinischen Chronik (Berlin 1869 S. 81, woselbst der lateinische Text und eine moderne Übersetzung vorhanden) datieren die Urkunde von 1343, P. Clauswitz in der neuen Ausgabe des Berlinischen Stadtbuchs (Berlin 1883 S. 80) vom 7. April 1313.

Digitized by Google

Sprache als „Judeorum littera“ und in einer zeitgenössischen Übersetzung vorhanden ist. Der Anfang dieser merkwürdigen Verordnung lautet: „Aristotiles scribit primo politicorum: sicud homo est optimum animalium fruens lege sic est pessimus homo a lege et justitiis separatus. Unde nos consules civitatis antique Berlin, novi et veteres, cum apud judeos nostre civitatis, quibus pro annuo censu pecora mactare et mactata publice vendere concessimus, quasdam enormitates bono utili communium nostrorum conclvium derogantes ac legi carnificum nostrorum quodammodo repugnantes crebro contra justitiam fieri conspiceremus, hils, ut eorum debito accepti regiminis jure tenemur, obviare cupientes et mederi volentes, unanimi et constanti consillo universis judeis mactatoribus hos articulos infra scriptos inhibemus et a quolibet illorum volumus artius evitari . . . . (Folgen die neuen Vorschriften.)

Arlstotiles schrivet in deme irsten boke der stede-regirunghe: alse dat mensche is aller dyrren dat beste, dat sich der e gebruket, so is dat allerergeste mensche, dat von der e und rechticheit is gescheiden. Hirumme wi radmanne der olden stad Berlin, nye und old, wen wi bi den joden unser stad, den wi vorlegen hebben umme oren jerliken tyns vhe tu koleyghen und dat gekoleide vhe openbar tu verkopene, und hebben en gegeven etlike grotichkeit in nutter gude unser gemeynen borgeren und deme rechte unser knokenhouwer in engher mate scholen wederstreven, alse dicke is geschin weder der rechtlekeit, dat wi oversegen und den saken, alse wi von redeliken rechte der entfangen vorstentnisse plichtich sint, begeren tu entgegenen und wil sy daran entrichten und vorbiden met eingen und met bestenden rade den gemeynen joden, di dar koleygen, desse bynnen geschreven artikele, und willen dat sy von eme isliken joden getwenliken vormydet werden . . . .

Hochdeutsch: Aristoteles schreibt im I. Buch der Politik: Wie der Mensch, wenn er nach dem Gesetz lebt, das beste der Geschöpfe ist, so ist der schlechteste Mensch derjenige, welcher von Gesetz und Recht getrennt ist. Demnach, da wir Ratmannen der Stadt Alt-Berlin, neue und alte, bei den Juden unserer Stadt, denen wir für einen jährlichen Zins gestattet haben, Vieh zu schlachten und das geschlachtete öffentlich zu verkaufen, gewisse Ausschreitungen wider Recht und Gesetz, die das allgemeine Beste unserer gesamten Mitbürger beeinträchtigen und dem Gesetze unserer Knochenhauer in gewisser Hinsicht widerstreiten, wiederholt wahrnahmen, und wir, wie wir durch das gesetzliche Recht der über sie erlangten Herrschaft verpflichtet sind, dem entgegen zu treten und ihm abzuhelfen willens sind, so bestimmen wir mit einmütigem und ernstlichem Beschluss sämtlichen jüdischen Schlächtern diese nachstehenden Artikel, welche wir streng von einem jedem derselben beobachtet wissen wollen.

Was zunächst das Citat aus Aristoteles anlangt, so stimmt dasselbe vollkommen mit dem überein, was der Lehrer des grossen Alexander vom Menschen als Zoon politikon, als politischem Geschöpfe, verlangt. Im übrigen war es damals nicht ungewöhnlich, Gesetze und Erlasse im Text selber durch Anführungen aus Schriften gewissermassen zu begründen, was wir Modernen allenfalls in den „Motiven zu einem Gesetzentwurf“ thun. Sehr gern citiert

Digitized by Google

wurde besonders, wie auf der Hand liegt, das neue Testament. So bezieht sich z. B. Bischof Ludwig von Brandenburg in der Bestätigungsurkunde der Brüderschaft für vertriebene Priester in der Berlinischen Präpositur am 17. März 1344 (Urk. Buch S. 84) auf den I Brief Johannis Kap. 3, Vers 17 u. 18. Dergleichen neutestamentalische Berufungen waren der Judenschaft gegenüber natürlich nicht am Platze, so musste denn der grosse Denker und Philosoph aus Stagira herhalten. Interessant bleibt die Sache aus zwei Gründen, einmal weil es zeigt, dass vor der Renaissance die griechischen Schriftsteller selbst bei uns in Nord-Deutschland nicht unbeachtet blieben, und sodann als Beweis für die klassische Bildung des Berliner Stadtschreibers.

Auch die Sache selbst und der Anlass sind merkwürdig; man schilt so viel auf das Mittelalter und thut gross mit den hygienischen Errungenschaften der neuesten Neuzeit. Darunter spielt die Fleischkontrolle eine Hauptrolle. Die „littera Judaeorum" zeigt aber, wie man in Berlin bereits vor sechshundert Jahren darüber wachte, dass nur gutes Schlachtfleisch auf den Markt und in den Verkehr gebracht wurde. E. Fr.

Verwendung alter Senseneisen. In Oberbayern, Tirol und im Salzkammergut habe ich alte verbrauchte Sensen sehr häufig von den Bauern zu Thürbändern und Thürangeln auf dem Feld und in den Hauswirtschaften verwenden sehen. Die Sensenblätter werden entsprechend umgeschmiedet und angenagelt, sie bewähren sich sehr gut. Falls diese Volkssitte auch in der Provinz Brandenburg herrschen sollte, bitte ich um Nachricht.
E. Friedel.

Was bedeutet die Berliner Redensart: „Bei Peten"? Die im B. L. A. aufgeworfene Frage hat folgendes Ergebnis gehabt: „Unsere Umfrage nach der Herkunft des berlinischen „Pete" für Pfandleiher hat rege Beteiligung gefunden, aber kein sicheres Resultat ergeben. Die einen, und zwar namentlich die „jungen Berliner", in denen die Erinnerungen aus der französischen Stunde noch grünen, leiten es ab von dem französischen piété aus „mont de piété" (Pfandhaus), andere von dem plattdeutschen Päte (Pete) = Pate, Gevatter. — Pate und Gevatter bedeuten ursprünglich „Mitvater", demnach wäre die „bei Peten" befindliche Uhr bei ihrem Paten, Mitvater, d. h. Mitbesitzer. Diese Erklärung will uns am meisten einleuchten. Gar nicht dagegen pflichten wir denen bei, die ohne jedes Beweismaterial von einem „berühmten" Pfandleiher Namens Pete Mitteilung machten; denn von einem Pfandleiher Pete meldet in der gesamten, uns bekannten berlinischen Literatur „kein Lied, kein Heldenbuch". Ist den Lesern der „Brandenburgia" eine bessere Erklärung bekannt?

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

I. (1. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 18. April 1900, nachmittags 5½ Uhr.

Besichtigung der Aschingerschen Centrale in den Stadtbahnbogen, Strasse a. d. Stadtbahn.

In der Kulturgeschichte unserer Reichshauptstadt könnte ein Kapitel nach Vorbild der von Theodor Hosemann illustrierten humoristischen, vor etwa 60 Jahren erschieuenen Skizzen Adolf Glasbreuners den Titel führen „Berlin, wie es ist [isst] und — trinkt". Die Leib- und Magenfrage spielt seit der ältesten Steinzeit der Menschen für letztere die wichtigste und nächste Frage und das gilt für die neuste Gegenwart nicht minder. So steht es denn der Braudenburgia als heimatkundlicher Forscherin sehr wohl an, gelegentlich auch einmal einen Blick auf die Verproviantierung unserer Provinz uud unserer Millionenstadt zu werfen. Heute galt es in dieser Beziehnng den wohlbekanuten und beliebteu Unternehmungen der aus Nürnberg stammendeu Herren Gebrüder Carl und August Aschinger.

Die Aschingerschen Bierquellen nnd Restanrants haben in Berlin einen solchen Ruf erlangt und sind für das Leben der Hauptstadt von einer solchen Bedeutung geworden, dass der Wunsch unserer Gesellschaft, den Betrieb und die Organisation dieses heilsamen Instituts kennen zu lernen begreiflich erscheint.

Die Firma besitzt 30 Geschäfte: 27 Bierquellen, 2 Restaurants uud eine Konditorei. Zwei neue Konditoreieu iu der Leipziger- uud Friedrichstr. werden eben eingerichtet. Die erste Filiale wurde i. J. 1892 in der Neuen Rossstr. 4 errichtet; ihr folgteu die in der Leipzigerstr. 60 nnd Friedrichstr. 88. Im Jahre 1893 wurde das Hauptgeschäft am Köllnischen Fischmarkt eröffnet. Die Firma besitzt auch eine eigene Bäckerei in der Sophienstrasse. Die Bierkellereien befinden sich in der Hagelsbergerstrasse.

Von dem gewaltigen Konsum der Geschäfte mögen folgende Zahlen eine Vorstellung geben. Es werden täglich 5000 Eier verbraucht, 4 Centner Mayonnaise nnd ebenso viel Centner Liptauer Käse. Vom italienischen

Digitized by Google

Salat werden gar 25 Centner täglich verzehrt. An Kartoffeln werden 13—14 Centner täglich geschält. Messer werden 30—35,000 gepntzt, am Montag 40,000.

Alle in den Filialen verabreichten Speisen werden in dieser Centrale hergestellt. Die Restaurants und diejenigen Bierquellen, in denen es warme Küche giebt, haben nur Einrichtungen zum Anwärmen der Speisen.

Bedenkt man diesen centralisierten Betrieb nnd den nngeheuren Masseuverbrauch, so ergiebt sich, dass die Einrichtung eines solchen Organismus dergestalt beschaffen sein muss, dass möglichst grosse Quantitäten anf einmal und möglichst rasch hergestellt werden. Dies kann nur der Maschinenbetrieb leisten. Und in der That ist das eigenartige dessen, was die zahlreich erschienenen Besucher wahrnahmen, das, dass fast alles maschinell hergestellt, sehr weniges der Handarbeit überlassen wird. Bei dem heutigen hohen Stand der Technik war es wohl auch nicht schwer, die geeigneten Maschinen dafür zu gewinnen, wenn auch viele erst eigens dazu erfunden werden mussten.

So sahen wir denn in den fünf Stadtbahnbogen, in denen sich der Betrieb unter erstaunlicher Ausnutzung des wenig günstigen Raumes befindet, die merkwürdigsten maschinellen Einrichtungen, bei denen vom Begriff des Kochofens nicht mehr die Rede sein kann. Das Kochen nnd Sieden wird lediglich durch Dampfzuleitung bewirkt. Die bewegende Kraft ist Elektrizität. So wurde uns ein Kessel gezeigt, in dem zu gleicher Zeit 1000, sinnreich auf 9 Drahtlager verteilte Eier gesotten werden. In einem anderen werden 1400 Liter Fricassée hergestellt, wieder in einem anderen 14 Centner Eisbein mit einem Male gekocht. Bemerkenswert war ein Kessel, der fast bis zum Rand mit flüssigem Fett gefüllt war. Er dient, wie sich der Küchenchef ausdrückte, zum Absteifen der Schnitzel d. h. es werden die panierten Fleischstücke bei einer Temperatur von 180 % für eine halbe Minnte in das Fett getancht. Sie erhalten dadnrch Saft, der dank der gewaltigen Hitze in alle Poren des Fleisches dringt und sich dort festsetzt. Wir sahen ferner die zur Herstellnng der Sancen getroffenen Einrichtungen. Herr August Aschinger, der znm Teil die Führung übernahm, wie Herr Direktor Zweig, bemerkten ausdrücklich, dass die Restaurants nicht eine der in manchen Speisewirtschaften üblichen sogen. „Universalsaucen“ geliefert bekommen, sondern dass für jede Speise die geeignete „Tunke“ besonders hergestellt werde. Auch dies geschieht mittels Maschinenkraft. Auf dieselbe Weise werden Essig und Oel den Speisen zugeleitet. Ebenso wird die Wurstfabrikation auf mechanischem Wege betrieben. Maschinen sind es, die das Fleisch zerhacken, mittels Elektrizität werden die Wiegemesser bewegt, Pfeffer und Salz wird dem Fleisch in einem eigenen Kessel mechanisch zugeführt und Maschinenkraft treibt die Wurstspritze zum Füllen der Därme.

Ebenso sahen wir sinnreiche Einrichtungen, wonach Gemüse, Kohl, Salat u. s. w. maschinenmässig gereinigt werden. Durch eine drehbankähnliche, durch Elektrizität getriebene Vorrichtung werden Kartoffeln mechanisch geschält. Nur die sogenannten Augen werden mit der Hand einzeln herausgenommen. Gespült werden die von der Schale befreiten Erdfrüchte in einem gewaltigen Kessel, dessen Wasser wieder durch Maschinenkraft bewegt wird.

Alle diese Einrichtungen nahmen das Interesse der Besucher auf das lebhafteste in Anspruch. Es wurden dann noch die Vorratsräume besichtigt, die Räume, in denen Konserven, Delikatessen u. s. w. verwahrt werden. Auch die natürlich überwiegend maschinenmässig betriebene Wäscherei, die Wohnräume der Angestellten, der Pferdestall wurden in Augenschein genommen. Zuletzt fesselte die Aufmerksamkeit ein elektrisch betriebener Messerputzer, der einem Arbeiter oder zweien gestattet, jene oben erwähnte gewaltige Zahl in einem Tage zu reinigen. Nach der Besichtigung besuchten die Mitglieder das grosse Aschingersche Restaurant in der Alexander-Strasse No. 2 im Hause des ehemaligen Königstädtischen Theaters und blieben bis zum späten Abend zwanglos vereint.

2. (1. ordentliche und Haupt-) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. April 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht folgende Mitteilungen.

1. Seitens der neu ernannten Ehrenmitglieder Oberbürgermeister a. D. Zelle und Oberpräsident von Bethmann-Hollweg sind Dankschreiben eingegangen. Das Dankschreiben des letztgenannten Herrn lautet:

Potsdam, den 9. April 1900.

Für die erfolgte Wahl zum Ehrenmitgliede der Brandenburgia spreche ich dem Vorstande meinen verbindlichsten Dank aus. Es ist mir eine besondere Ehre und Freude einer Gesellschaft anzugehören, welche sich um die Erforschung der Verhältnisse meiner Heimatsprovinz so hervorragende Verdienste erworben hat.

Der Ober-Präsident
v. Bethmann-Hollweg.

2. 30 Photographien in Ansichtskartenform von Spandau, gesammelt von unserm Mitglied daselbst, Herrn Stadtverordneten

Neupert, einem sehr eifrigen Förderer des Märkischen Museums, Geschenke für dasselbe, lege ich mit dem Hinzufügen vor, dass diese Aufnahmen deshalb besondere Beachtung verdienen, weil demnächst die alte innere Befestigung Spandaus fallen und das eingeebnete Gelände zum grossen Teil an die Stadtgemeinde aufgelassen werden wird.

3. Wegen der Schriften des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Wilhelm Schwartz, unsers unvergesslichen Ehrenmitgliedes, sind öfters Anfragen an die Brandenburgia und an mich gelangt. Ein vollständiges Verzeichnis der zahlreichen Schriften des Verewigten ist zur Zeit noch nicht vorhanden; dem Vernehmen nach ist ein Sohn desselben Herr Dr. Franz Schwartz, Provinzial-Konservator und Museumsdirektor in Posen, mit der Aufstellung eines möglichst vollständigen Nachweises beschäftigt. Immerhin teile ich zur Information über die hauptsächlichen grösseren buchartigen Schriften folgendes aus dem jetzigen Oster-Programm des K. Luisen-Gymnasiums hierselbst, S. 30 mit:

„Einen ganz besonderen wertvollen Zuwachs erhielt die Bibliothek durch die letztwillige Bestimmung des verstorbenen Herrn Geheimrats Schwartz, dass die namentlich bezeichneten Handexemplare seiner Schriften der Lehrerbibliothek des Kgl. Luisen-Gymnasiums überwiesen werden sollen, wo sie, nach den Jahren des Erscheinens aufgestellt, ein Bild von dem Entwicklungs- und Studiengang des Verewigten geben. 1. De antiquissima Apollinis natura. Dissertatio inaug. Berlin 1843. — 2. A. Kuhn (und Schwartz), Märkische Sagen und Gebräuche, Berlin 1843. — 3. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848. — 4. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (Programm des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin 1850). — 5. Die altgriechischen Schlangengottheiten (Programm derselben Anstalt 1858). — 6. Der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, mit einem kleinen Aufsatze: Zur Herodias-Sage. — 7. Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum; eine Skizze. 2. Aufl. Berlin 1862. — 8. Sonne, Mond und Sterne. Berlin 1864. — 9. Annalen des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. Neu-Ruppin 1865. — 10. Gedenkblätter an das 500jährige Jubiläum des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. Ebendaselbst 1865. 11. Hülfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Berlin 1867. — 12. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1867. 13. Bilder aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte. Berlin 1875. — 14. Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung. 1. Aufl. Berlin 1876. — 15. Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms. Jena 1878. — 16. Wolken und Wind, Blitz und Donner. Berlin 1879. — 17. Leitfaden f. d. deutschen Unterricht; 7. Aufl. Berlin 1880. — 18. L'arbre de Noël (in der Revue Internationale, par Angelo de Gubernatis, première année 1889) — 19. Prähistorisch-anthropologische Studien. Berlin 1884. — 20. Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885. — 21. Sagen und alte Ge-

schichten der Mark Brandenburg. Berlin 1886. — 22. u. 23. Der Blitz als geometrisches Gebilde. (In der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Naturwissenschaftlichen Vereins der Provinz Posen 1887). — 24. u. 25. Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Berlin 1894. — 26. Grundriss der brandenburgisch-prenssischen Geschichte. 4. Aufl. Berlin 1894. — 27. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg 3. Aufl. Ohne Jahr. — 28. Leitfaden f. d. deutschen Unterricht. 19. Aufl. Berlin 1898".

4. Auf die Freiherrlich Lipperheidesche Bibliothek sehe ich mich, obwohl sie bereits wiederholt meinerseits (z. B. Bd. VIII, S. 376) erwähnt worden ist, durch eine Mitteilung und Aufforderung nochmals hinznweisen veranlasst, welche seitens der Bibliotheks-Direktion des Kgl. Kunstgewerbemnseums am 7. d. M. an das Märkische Museum und an weitere Kreise erlassen worden ist. Es ist darin n. A. folgendes gesagt.

Als Schenkung nnseres Mitbürgers, des Herrn Franz Freiherrn von Lipperheide, ist die von ihm im Jahre 1870 begründete nnd seitdem planmässig ausgebante und erweiterte Kostümwissenschaftliche Bibliothek in den Besitz des preusischen Staates übergegangen, der Verwaltnng der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbe-Musenms unterstellt nnd am 1. Oktober v. J. der öffentlichen Benntzung übergeben worden.

Keine öffentliche oder Privat-Bibliothek, weder in Deutschland noch im Ansland, enthält für das Gebiet der Trachtenkunde ein so reiches Material und vereinigt so viele schriftliche und bildliche Quellenwerke wie die Freiherrlich von Lipperheide'sche Fach-Bibliothek. Sie umfasst in Büchern und Einzelblättern die Kunde der Trachten aller Völker vom Altertum bis auf die hentige Zeit, die bürgerlichen nnd die Volkstrachten, die Herrscher-Ornate, Hof- und Amtstrachten, geistliche und Ordenstrachten, die Kleidungen der verschiedenen bürgerlichen Stände, Militärkostüme und Waffen. Sie berücksichtigt die Trachten bei Festlichkeiten und Staats-Ceremonien, bei Leibesübungen und Spielen aller Art, die Theater-, Phantasie- nnd Maskenkostüme. Die der Kleidnng nahestehenden Gebiete, wie die textilen Künste und weiblichen Handarbeiten, der Schmnck, anch der Hausrat, die Möbel und die Wohnungsausstattung sind, — dem heutigen Stande dieser Spezial-Wissenschaft entsprechend, — mit in das Gebiet der Sammlnng gezogen. Aus einer ansserordentlich grossen Zahl von Moden-Zeitschriften und Almanachen mit Modenkupfern lässt sich die Entwicklung der internationalen Kleidermode bis auf unsere Tage studieren. Kleiderordnungen, Streitschriften, Satiren und Spottbilder auf die Moden vervollständigen das kulturgeschichtliche Bild der Zeiten.

Das Material, das hier nahezu vollständig zusammengetragen ist, wird in erster Linie für kostüm- nnd kulturgeschichtliche Forderungen verwertet werden, es wird aber auch für Maler und Bildhauer, Kostümzeichner und Schneider, Inhaber und Angestellte von Konfektionsgeschäften, Theater-Regisseure und -Garderobiers, Veranstalter von Festlichkeiten nnd Aufzügen u. a. m. vielfach Anregung und Belehrung bieten.

Digitized by Google

Die Verwaltung der Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft hat den Wunsch, nach der Absicht ihres Begründers und Stifters vor allem die zunächst interessierten Kreise mit dem Inhalt der Sammlung bekannt zu machen, und hofft, dass ihre Schätze zahlreichen Besuchern zur Belehrung über die Kostümkunde und zur Förderung des Geschmacks in Mode und Handarbeit dienen werden.

Die Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek hat mangels geeigneter Räume im Museumsgebäude selbst zunächst getrennt in dem Hause Flottwell-Strasse 4, 3 Treppen, aufgestellt werden müssen und ist dort wochentäglich von 10 bis 1 Uhr vormittags, sowie Dienstag und Freitag abends von 6 bis 8 Uhr zugänglich Von dem eingehenden, reich illustrierten Kataloge, der von dem Begründer der Sammlung herausgegeben worden ist und in der Ausstellung aufliegt, ist der erste Band nahezu vollendet und die weitere Fortsetzung zu erwarten.

Das Erschienene habe ich Ihnen in der Sitznng vom 21. März 1900 vorgelegt. Der Direktor der Kunstgewerbe-Museumsbücherei, Herr Professor Jessen, ladet zu recht eifrigem Studium dieser kulturhistorischen, vielfach auch nnsere Heimatkunde auf das engste berührenden Schätze ein nnd kann ich dieser Einladung anch meinerseits nnr bitten recht oft Folge zu geben.

5. Postalischer Plan von Gross-Berlin. Seit dem 1. April d. J., an welchem zum grossen Bedauern der Berliner die hiesige Packetfahrtgesellschaft ihre bewährte nnd billige Briefbestellung in Folge der neuen Reichpostordnung vom 20. März 1900 hat einstellen müssen, ist bekanntlich das Briefporto für Berlin nnd die nächsten Vororte herabgesetzt worden. Das sehr rührige hiesige Geographische Institnt nnd Landkarten-Verlag von Julius Straube, Berlin SW., Gitschiner Strasse 109 hat nun die Ihnen hiermit von mir vorgelegte handliche „Karte der Nachbarpostorte von Berlin, auf die der Geltungsbereich der Ortsbrieftaxe ansgedehnt ist“ heransgegeben. Die Ortschaften bilden mit Berlin zusammen einen am Rande vielfach ausgezackten, dennoch aber wohl erkennbaren ungefähren Kreis. Das billige Kartenblatt kann zur Anschaffung in den weitesten Kreisen umsomehr empfohlen werden, als es am obern Rande auch die neuen Posttaxen anführt.

Die Schuldichtung hat sich übrigens, wie die Nationalzeitung am 10. d. M. mitteilt, bereits dieser Ortschaften bemächtigt und in folgende Gedächtnis-Reimzeilen zusammengeschmiedet:

„Einundzwanzig Orte ziehn
Sich herum um Gross-Berlin,
Bei denen es der Post ist recht
Dass man fünf Pfennig nur blecht
Für einen Brief, Postkarten zwei,
Nun merk sie Dir zur Schreiberei!

Fünf Dörfer hat bestimmt die Post:
Rix- Schmargeu- Wilmers- Reinicken-Ost,
Reinicken-West dann auch dabei;
Der Seen und der Berge drei:
Nach Neu-Weissen- Plötzensee und Halen-
Brauchst du nicht mehr zu bezahlen,
Nach Friedrichs- Schöneberg und Lichten-
Musst nach gleichem Preis Dich richten
Pankow, Treptow und auf au
Giebt's nur Stral- und Friedenau;
Auch so billig kommst Du durch
Bei Rummels- und Charlottenburg.
Dann noch zwei merkst Du Dir bald:
Tempelhof und Grunewald,
Schliesslich, dass Du kommst zu End
Nieder-Schönhausen und Westend."

Jedenfalls mehr praktisch als schön!

6. Alter Plan des Berliner Tiergartens in Seiden-Druck. Der Ihnen heut vorgeführte betitelt: „Plan des Thiergartens bey Berlin 1875" ist besonders wegen seiner Herstelluugsart interessant, indem er in weiterem Sinne unter die von mir in der Brandenburgia besprochenen Zeng-Drucke gehört.*) Er ist schwarz auf dauerhaftem, weissem Seidenstoff gedruckt, 68 cm breit und 50 cm hoch. Bezeichnet unten links: „Herausgegeben von dem G. F. R. H." unten rechts: „P. Haas sculp. Berolini". Interessant sind die mit aufgedruckten Vignetten: oben in der Mitte das Brandenburger Thor, oben links: „Renvoi zum Garten von Bellevue", oben rechts: 2 ländliche Gebäude mit Wasserfall dazwischen; unten links: „Englische Anlagen Ihro Majestät der Königin und darin befindlichen Landhäusern" (sic!). Unten rechts ein tempelartiges Lusthäuschen, alles aus dem Bellevue-Schlossgarten, der früher vielmehr beachtet und gepflegt wurde, als das zur Zeit der Fall. Hoffentlich geht er von diesem Jahr, wo er dem Kronprinzen nach seiner Grossjährigkeitserklärung am 6. Mai zum Aufenthalt überwiesen wird, einem neuen Aufschwung entgegen. (Neuste Erwerbung des Märk. Museums.)

7. Führer durch Guben und Umgegend von Karl Gander. Herausgegeben vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs zu Guben. Guben 1900, 92 S. 12°, mit Bildern und Karten. Herr Gander, einer unserer freundlichen Führer bei dem Ausflug nach Guben am 11. Juni 1899, hat als einer der besten Kenner von Guben und Umgegend diesen Führer nach Bädeker-Art — womit ich stets eine lobende Anerkennung verbinde — mit Umsicht und Geschmack zusammengestellt: Stadtgeschichte, Stadtwanderung, Gang durch die Gubener Berge und

*) Zu vergleichen Brandenburgia III S. 305, IV S. 11; 257; 332, V S. 1 u. S. 445.

Ausflüge in die näheren und weiteren Umgebungen. — Überall ist das Geschichtliche und Vorgeschichtliche berührt, auch Sitten, Sagen und Gebräuche, in deren Darstellung Herr Gander eines wohlverdienten Ruhmes geniesst. Das handliche, hübsch ausgestattete Büchlein sei den weitesten Touristen- und Forscher-Kreisen bestens empfohlen.

8. Buderose. Im Anschluss an unsere Wanderfahrt nach Guben am 11. Juni 1899 (siehe No. 7) folgten wir der freundlichen Einladung nach Schloss Buderose, woselbst wir nach einer romantischen Neisse-Fahrt (vgl. S. 153 folg. Jahrg. VIII) von unserm Mitgliede Dr. Kreisel und Frau Gemahlin, als von der Buderoser Schlossherrschaft, gastlich empfangen wurden. Zwei Inschriften, welche dem Berichte fehlen, werden hier auf mehrfachen Wunsch nachgetragen.

A. Inschrift an der Riesenciche. (S. 156.)

Achtet und ehret das Alter!
Ich steh' nun hier an tausend Jahr,
Sah manches Geschlecht erstehen,
Sah manchen Greis im Silberhaar,
Den ich als Kind gesehen.
Den Rittersmann im Eisenkleid
Mein Schatten schon erquickte,
Sah Kriegesleid, sah Siegesfreud'
Und was der Herr sonst schickte.
Doch mich die Zeit jetzt auch zernagt,
Die, die mich hat erzogen,
Der stets zu trotzen ich gewagt,
Hat's Mark mir ausgesogen.
Bald ist's nun auch um mich geschehen:
Gewährt, drum was ich flehe:
Lasst eins von meinen Kindern stehen,
Wo ich Jahrhundert stehe.

B. Inschrift am Aussichtspunkte im Schlossgarten. (S. 157.)

Für jeden Fuss ist jeder Gang,
Für jeden Müden jede Bank,
Für jedes Auge jede Blume
Zum allgemeinen Eigentume
Für Herz und Sinn sei alles Dir,
Doch nichts ist für die Finger hier.

(Diese Verse sind an ähnlichen Stellen an anderen Orten ebenfalls zu lesen.)

Digitized by Google

9. Richard Wagner und Frau Mathilde Wesendonck. Unter Bezugnahme auf die Besichtigung des Wesendonckschen Hauses In den Zelten 21 am 3. Mai 1899 (Brandenburgia VIII S. 119) und das auf der eben angeführten Seite Angegebene sei auf Gustav Lange: Musikgeschichtliches (Wiss.-Beil. zum XXV. Jahresber. des Humboldt Gymn. zu Berlin, Berlin 1900, Programm No. 50) aufmerksam gemacht, woselbst es in dem Artikel „Richard Wagner als Klavier- und Lieder-Komponist“ S. 17 unter A. Klavierstücke heisst: „Ganz anders ist die tiefe und gedankenreiche Sonate für Mathilde Wesendonck, As dur im Sommer 1853 in Zürich komponiert, aber erst viel später bei B. Schott & Söhnen in Mainz erschienen mit dem Titel „Eine Sonate für das Album von Frau M. W.“ und daher oft „Album-Sonate“ genannt; Wagner hat ihr das bezeichnende Motto gegeben: „Wisset Ihr, wie das wird?“

10. Als Nachtrag zu den Verwünschungsversen gegen Bücherdiebstahl, welche in der Brandenburgia I 105 sowie II 139 und 197 abgedruckt sind, teilt unser Mitglied Herr Rektor O. Monke aus seiner Praxis in der 225. Gemeindeschule, Pankstr. 3c, Berlin N., folgendes mit:

1) Liebes Büchlein, lass dir sagen,
Wenn dich jemand fort will tragen,
Sag' ihm; „Lass mich hübsch in Ruh!
Ich gehör dem Rudolf zu“.

2) Stein ist mein Vater geheissen;
Viktoria bin ich getauft.
Dies Buch darf mir keiner zerreissen;
Es ist für 3 Groschen gekauft.

3) Dieses Buch hab ich lieb
Wer's stiehlt, ist ein Dieb,
Sei es Magd oder Knecht;
Das Stehlen ist schlecht!

4) Ihr Jungen und Alten
Lasst das Buch mich behalten!

Das „Bücherzeichnen“ geschieht, wie bei dieser Gelegenheit zusätzlich bemerkt werden möge, ziemlich allgemein in der Weise, dass auf dem Titelblatt diejenigen Buchstaben, welche im Namen des Besitzers des Buches vorkommen, der Reihe nach fein durchstrichen werden.

In Josef Victor von Scheffels „Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert“ las ich neulich folgendes (3. Aufl. S. 67): „Vergesst auch nicht, aus dem Virgilius das Titelblatt wegzuschneiden mit der Verwünschung gegen den, der das Buch dem Kloster verschleppt“.

Digitized by Google

Und hierzu Anm. 86: „Einträge dieser Art auf dem Titelblatt, wie sie jetzt noch die Kinder herkömmlicherweise in ihre Schulbücher zu machen pflegen, kommen in damaligen Handschriften häufig vor“. Bereits allegirt von mir Brandenburgia II S. 197.

11. „Zur Erinnerung an Gottfried Schadow.“ Unter dieser Überschrift hat unser Mitglied Herr Professor Dr. Galland, dem wir den vorzüglichen Vortrag über die künstlerische Bedeutung des Berliner Meisters in unserer letzten Sitzung verdankten, in der von ihm (Galland) herausgegebenen Zeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe „Die Kunsthalle“ in den Nrn. 14 und 15 dieses Jahres eine längere Abhandlung veröffentlicht, welche den Werdegang des am 28. Januar 1850 verstorbenen Künstlers in formvollendeter Weise darstellt. Ich erlaube mir diesen Aufsatz hiermit vorzulegen, indem ich gleichzeitig auf den reichen Inhalt der Zeitschrift aufmerksam mache.

12. Die wissenschaftlichen Beilagen der Schul-Programme (Jahresberichte) unserer höheren Lehranstalten, auf welche litterarischen Arbeiten ich alljährlich aufmerksam zu machen pflege, enthalten diesmal für unsere Heimatkunde keine sonderliche Ausbeute. Ich vermag nur vier zu erwähnen:

a) Prof. Dr. Emil Fieberg: Die Wasserzufuhr und die Entwässerung der Stadt Berlin in ihrer Entwickelung und ihren Einrichtungen. (Friedrichswerdersche Oberrealschule, 1900, Programm No. 115.) Gute Zusammenstellung aus der überaus reichen einschläglichen kommunalen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Zwecke des chemischen Unterrichtes.

b) Prof. Dr. Paul Goldschmidt: Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. (1900. Programm No. 53.) Besonders dankenswert ist das Verzeichnis der bisherigen Lehrer und Abiturienten. 83 S, 4°.

c) Carl Gerstenberg: Zur Geschichte des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1850 bis Ostern 1900. (1900. Programm No. 100). Ähnlich bearbeitet, nur erheblich kürzer gefasst. 42 S. 4°.

d) Ernst Gudopp: Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. (Leibniz-Gymnasium. 1900 Programm No. 60.)

Sehr dankenswerte Zusammenstellung des zerstreuten Stoffes, der in 2 Abteilungen (I. Das Geschichtliche; II. Die Art der Aufführungen) behandelt wird, wozu sich am Schluss der Verfasser eine nähere Besprechung einzelner Dramen, die von grösserem Interesse sind, für das nächstjährige Programm noch vorbehält.

Die Legende, als wenn schon im 14. Jahrhundert die Mönche des Grauen Klosters durch ihre Schüler vom Pater Ambrosius Hellmich verfasste, geistliche Komödie aufgeführt hätten, verwirft Gudopp. Die

erste dramatische Schnlaufführung, von der wir ganz bestimmte Nachrichten haben, veranstaltete i. J. 1541 der damalige Rektor der Köllnischen Schule Heinrich Chnstin (Knaust) aus Hamburg, der als Dramendichter ziemlich bekannt geworden ist.

Im 17. Jahrhundert blühten die dramatischen Schulübungen auf, nnd rühren die ersten hierüber sprechenden Programme aus dem Berlinischen Gymnasium und ans der Zeit des Rektors Gutke (1618—1634 Rektor) her. Anch der währende dreissigjährige Krieg brachte keinen Stillstand, obwohl der Kurfürst sich gegen die Schuldramen aussprach nnd meinte, gegen die „Affereyen, so bey den Comoedien fürlauffen", einschreiten zn müssen. Es hatten sich bei dieser Gelegenheit die Schüler mit den goldenen Ketten, die sie beim Spiel trugen, in ihrem Übermnt auf den Strassen wichtig gethan; dies schien dem Knrfürsten aber geeignet zn sein, den Soldaten, die damals in der Stadt waren, „einen appetit zn machen, nach denselben einen Hunger zu gewinnen." — „Wie leichtlich hätte doch nur dadurch was angerichtet werden können, dass Euch das Comoeden spielen tewer genug gemacht haben würde."

Nach dem Westfälischen Frieden erhielt das dramatische Schülerspiel einen neuen Aufschwnng, namentlich durch die Sorgfalt des Konrektors Michael Schirmer am Berlinischen Gymnasinm, woselbst er von 1630 bis 1668 als Lehrer thätig war. Die politischen Erfolge des Grossen Knrfürsten zeitigten patriotische Dramenaufführungen an beiden alten Gymnasien.

Den Abschluss der dramatischen Schnlaufführnngen dieser Periode bildet ein höchst eigenartiges Schanspiel des damaligen Konrektors am Grauen Kloster, Leonhard Frisch*), vom Jahre 1700: „Von der Unsauberkeit der falschen Dicht- nnd Reim-Kunst? Mit köstlichem Humor geisselt Frisch in dieser „dramatischen Poetik" die mannigfachen Schäden der Poesie, indem er an einer Reihe von treffenden Beispielen die geschmacklose Sprachmengerei, die albernen Vers- und Reimspielereien und die damit verbundene Gedankenarmnt darthnt.

Allmählich schliefen die Schuldramen im 18. Jahrhundert ein, namentlich als sich König Friedrich Wilhelm I. gegen derartige „Alfanzereien" in seiner bekannten überderben Weise anssprach.

13. Hundertfünfzig Jahre einer Deutschen Drogenhandlung 1750—1900. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Firma herausgegeben am 7. Februar 1900 von Brückner, Lampe & Co. Leipzig. Berlin. Hambnrg.

*) Leonhard Frisch ist den Mitgliedern der Brandenburgia durch den Briefwechsel mit dem Philosophen Leibniz bekannt, der von Herrn Schulinspektor Dr. L. H. Fischer im 2. Bande nnsers Archivs herausgegeben ist. Derselbe Herr Fischer hat das genannte satirische Schauspiel des Frisch in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft XXVI, 1890, veröffentlicht.

Digitized by Google

Die Häuser Berlin C. Neue Grünstrasse 10, 11 und 12, an denen die Schilder der zwei Drogenfirmen Brückner, Lampe & Co. [Medizinal-Drogen en gros] und Lampe, Kaufmann & Co. [technische Drogen en gros] angebracht erscheinen, sind den meisten Berlinern wohlbekannt. Es sind Weltgeschäfte und können wir Herrn Albert Dufour Feronce (Enkel von Carl Lampe und, wie der andere Enkel Dr. Otto Lampe, laut testamentarischer Bestimmung vom 22. November 1890 zusammen mit Lampe's langjährigem Freunde und Mitarbeiter Richard Seifert, zur Zeit Inhaber der zwei Geschäfte) nur sehr dankbar sein, dass er die nicht bloss im familiengeschichtlichen, sondern auch im kulturhistorischen Interesse wichtige Gedächtnisschrift verfasst hat, die vornehm ausgestattet, auch mit Familienporträts, Hausansichten und Facsimile-Drucken reichlich geschmückt erscheint.

Das Geschäft selbst ist in Leipzig erblüht, woselbst noch jetzt der Stammsitz sich befindet, die berühmte Berliner Filiale, also speziell die Firma Lampe, Kaufmann & Co., ward zu Berlin am 15. März 1817 eröffnet, sieht also auch schon auf eine längere Vergangenheit zurück.

Die Verbindungen eines grossen Drogengeschäfts umfassen eigentlich die ganze Welt, und alle Naturreiche sind ihm tributpflichtig. Daher das allgemein Anregende und Belehrende, welches ein grosses Drogenlager darbietet, worin beispielsweise unser ganzer Arzneimittelschatz enthalten ist.

Besondere Beachtung vom kulturgeschichtlichen Standpunkt beansprucht insbesondere der Facsimile-Druck eines „Preys-Courant von Drogereyen" aus dem Jahr 1757.

14. Herr Eduard Krause, Konservator am hiesigen Kgl. Völkermuseum, hat dem Märkischen Museum verschiedene Mitteilungen freundlichst gemacht, von denen wir einige, welche für die Brandenburgia besonders interessant sind, hier reproduzieren dürfen.

a) Auffindung von drei Hügel-Gräberfeldern bei Tegel (Kreis Niederbarnim) in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 18. November 1899 S. 656 und 657 mit folgendem Wortlaut mitgeteilt:

„Das eine von diesen liegt nördlich von der Chaussee, die von der Schwarzen Brücke zu den Berliner Wasserwerken führt, und zwar zu beiden Seiten des zum Dorf Tegel führenden Teiles des alten Charlottenburger Weges. Hier liegt im Walde eine grosse Anzahl von Hügeln, einzeln und zu Gruppen vereint, welche bis zu 8 m Basis-Durchmesser und jetzt noch bis etwa $^2/_3$ und $^1/_4$ m Höhe haben. Leider scheinen schon alle geöffnet zu sein, denn sie weisen grössere und kleinere muldenförmige Einsenkungen auf. Diese scheinen mir dadurch entstanden zu sein, dass man die Feldsteine, welche die Grab-Umhüllungen (Steinkisten) im Innern des sonst aus Sand bestehenden Hügels bildeten, vermutlich zu Chaussee-Bauten herausgenommen

hat. Es muss das schon vor langer Zeit geschehen sein, denn in einigen dieser Einsenkungen stehen starke Kiefern, die ich auf etwa 70—80 Jahre schätze. Da der Magistrat von Berlin das Terrain zur Anlage einer Gasanstalt ankaufen will oder wohl schon angekauft hat, so werden die Erdarbeiten bei Anlage der verschiedenen Banten Aufschluss über die Beschaffenheit der Hügel geben.

Ein zweites, ganz ähnliches und noch mehr ausgedehntes Hügel-Gräberfeld liegt ungefähr westlich von dem vorigen, südlich von der genannten Chaussee und westlich hart an dem Waldwege, der von Tegel nach Haselhorst führt, gegenüber dem auf freien Felde angelegten Lawn-tennis-Platz.

Hier sind die Hügel meist noch grösser, als bei dem vorigen, aber ebenfalls ausgehoben. Auch nördlich von diesem Gräberfelde, zwischen der Chaussee und der Gemeinde-Ablage zwischen den Berliner Wasser-Werken und den Kruppschen Germania-Werken, liegt eine Anzahl von Hügeln im Walde, welche ich ebenfalls für früher aufgedeckte Gräber halte. Da das Terrain der zu erbauenden Gasanstalt sich bis zu diesen erstrecken soll, so werden auch sie voraussichtlich abgetragen werden und dabei etwa noch erhaltene Spuren der früher darin enthalten gewesenen Gräber zu Tage kommen.

Das letzte der 3 Hügel-Gräberfelder liegt am linken Havel-Ufer, etwa ½ Stunde westlich von Tegel, nahe bei Konrads-Höhe Auch hier sind die Hügel, die in grosser Anzahl im Walde beisammenliegen, anscheinend bereits alle geöffnet, denn auch sie zeigen dieselben Einsenkungen, wie die Hügel der beiden vorigen Gruppen. Hier indessen fand ich einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, dass wir es hier wirklich mit vorgeschichtlichen Hügel-Gräbern zu thun haben; denn beim oberflächlichen Graben im ausgeworfenen Sande eines der Hügel brachte ich ein Urnenstück vorgeschichtlicher Zeit zu Tage. Dies letzte Gräberfeld hoffe ich im nächsten Jahre untersuchen zu können.

Ich gebe diese Notiz hier, weil mit der fortschreitenden Bebauung des Terrains auch diese Hügel-Gräber in nächster Nähe Berlins bald verschwunden sein werden, und weil dann ihr Vorhandensein vielleicht übersehen werden könnte, da sie, soviel ich bisher feststellen konnte, in der Literatur nirgends erwähnt sind.“

b) Eine Drachen-Sage von Seddin, Kreis Westpriegnitz *) aus den Verh. der genannten Gesellschaft vom 20. März 1897.

In Seddin ist der Drache noch in voller Thätigkeit, wie ich durch die Unterhaltung meiner Arbeiter unter einander erfuhr. Mehrere meiner Leute hatten ihn selbst gesehen. Wer ihn an sich zu fesseln weiss, dem bringt er Glück und namentlich grosse Reichtümer. Die Witwe des Krügers hat ihr Vermögen zum grossen Teil durch den Drachen. Er fliegt in Gestalt einer feurigen Schlange in den Schornstein. Ob die Krüger-Witwe schon früher sich den Drachen dienstbar gemacht, war nicht bekannt, jedenfalls hat sie

*) Gemeint ist die Ortschaft Seddin (Kreis Westpriegnitz), bei welcher das im Jahrgang VIII unserer Zeitschrift von mir mehrfach erwähnte Riesen- oder Königsgrab, auch Hinzberg belegen ist, dessen Untersuchung ich im September 1899 bewerkstelligt habe. E. Fr.

aber früher schon Kapitalien auf Zinsen ausgeliehen. Als sie dann den Krug verkaufte, blieb sie trotzdem im Dorfe, wenn auch in einem anderen Hause, zur Miethe wohnen. Seitdem sie nun dort wohnt, war der Drache mehrfach von meinen Leuten bei ihr gesehen worden. Schon von weitem sahen sie die feurige Schlange zum Schornstein hineinfliegen. Sie schlichen näher und sahen die Witwe bei der Lampe am Tische sitzen und lesen oder Handarbeiten machen. Unter dem Tische aber sahen sie eine kleine weisse Flamme. Das war der Drache. Nach längerer Zeit stand die Frau auf und ging ins Schlafzimmer, gefolgt von dem Drachen, der weissen Flamme. Dasselbe beobachtete ein anderer von meinen Leuten, als er nachts um zwölf Uhr noch einen Lichtschein aus dem Fenster der Frau bemerkte. Diesmal brannte die Lampe nicht; der Drache sass als weisse Flamme auf dem Tische, anscheinend bei einem Haufen Geld, und die Frau sass mit freundlichem Gesicht bei ihm am Tisch. Auch ein anderer Arbeiter, der dies alles erst jetzt von seinen Dorfgenossen erfuhr, hatte den Drachen gesehen. Da stand er bei Sonnen-Untergang am Abendhimmel in Gestalt einer ganz schmalen, langgestreckten, blauen, horizontal liegenden Wolke, aber mit einem richtigen Kopfe, vier Beinen und einem langen Schwanz.

Auf der Brücke, die man nach Wolfgarten zu passieren muss, erscheint nachts ein Schimmel ohne Kopf; auch hat sich schon abends dort den Frauen etwas auf die Kiepe gehockt, so dass sie sie kaum noch tragen konnten. Das blieb sitzen, bis sie entweder an das Dorf oder den Dorfteich, oder nach der anderen Richtung hin an den Kirchhof kamen".

c) Priegnitzer Hügelgräber-Sagen, aus einem Bericht in den Verhandlungen derselben Gesellschaft vom 20. März 1897 S. 117 u. 118.

„Während meiner Ausgrabungen auf dem Hügelgräber-Felde bei Seddin (vergl. „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde" 1896, S. 32) unterhielten sich meine Arbeiter angelegentlich über mancherlei Aberglauben, der sich an die Gegend knüpft. Vor allem spukte da wieder die goldene Wiege, welche in einem der Hügel liegen soll; sie wussten leider nicht in welchem, sonst hätten wir sie sicher herausgeholt.

Eine andere Sage knüpft sich an drei sehr grosse Hügelgräber, welche in einer geraden Linie von etwa 3 km Länge liegen. Sie sind jetzt alle drei angegraben, der eine ganz abgetragen. Der südlichste, grösste von ihnen, war bei meinem Besuche noch 8,5 m hoch und hatte die Gestalt eines grossen Kraters, in Folge von Nachgrabungen. Er heisst, nach einem Vorbesitzer, der Garlinsche Berg, häufiger aber noch der Hinzer-Berg, weil nach der Sage in ihm der Riesenkönig Heinz oder Hinze begraben sein soll. Dieser ruht der Sage nach in einem goldenen Sarge, dieser in einem silbernen, der wiederum in einem kupfernen Sarge steht. Der König soll ein goldenes Schwert und andere Kleinodien bei sich haben.

Das nächstgelegene grosse Hügelgrab in dieser Reihe sollte nach der Sage den goldenen Fingerring des Riesenkönigs Hinze bergen. Als vor etwa 30 Jahren Steine daraus zum Wege- und Hausbau abgefahren wurden, so dass etwa die Hälfte von ihm abgetragen wurde, fand man in der Mitte einen goldenen Armring, über dessen Verbleib ich nichts ermitteln konnte.

Da hatte man den Fingerring des Riesenkönigs. Um so mehr glaubte man nun an den Schatz im Hinzer-Berge und daran, dass in dem dritten Hügel Heinzes „Geldschrank“ ruhe. Dieser Hügel wurde gänzlich abgetragen, um die Steine zu verwerten, denn alle diese Hügel sind aus Steinen aufgeführt und bergen im Innern eine oder mehrere Steinkisten. Aber hier wurden weder Hinzes Geldschrank, noch sonst Altertümer gefunden.

Doch der Fund des goldenen Ringes liess den Besitzer des Hinzer-Berges nicht ruhen. Es ging ihm schlecht, da er mehr im Kruge, als auf seinem Felde und Hofe war. Hinzes Goldsarg sollte ihn herausreissen. Also ans Werk. Wochen um Wochen brachen er und sein Knecht mit der Radehacke die Steine und schafften sie den Berg hinunter, so dass der spätere Besitzer viele Hundert Fuhren Steine zum Bahn- und Chaussée-Bau verkaufen konnte und ein Krater von 12—15 m oberem Durchmesser in den Hügel gegraben wurde; aber der Goldsarg kam nicht. Nur ein Bronze-Schwert und einige andere Bronzen wurden gefunden. Diese aber sind mit dem Bauer verschollen, den die Schulden von Haus und Hof trieben. Erst sein Nachfolger fand das Gold in den Steinen, indem er sie verkaufte.

Der Riesenkönig soll auch in einem der Hügel in Kehrberg, Kreis Ost-Priegnitz, stecken, ebenfalls in goldenem Sarge ruhend. Aber in allen den Hügeln, die ich dort aufgrub, fand ich ihn nicht; ebenso wenig fand ich ihn in den Hügeln auf dem benachbarten Krams, wo er übrigens zum „Wiesenkönig“ geworden ist und in einem mit Gold angefüllten Sarge liegt.“

d) Der Riesenwacholder in Clossow, mitgeteilt in der „Gartenlaube“ 1900. Nummern-Ausgabe No. 13 S. 224.

„Im Gutsgarten der königlichen Domäne Clossow bei Bärwalde in der Neumark steht ein merkwürdiger Riesen-Wacholder. Meistens wächst der Wacholder in eleganter Kegelform empor, nämlich da, wo er im Schutze hoher Bäume steht, aber er nimmt unter Umständen auch ganz bizarre Formen an, wenn Wind und Wetter ihn zausen und rütteln, wie auf der Lüneburger und hannöverschen Heide. Die wunderlichsten Wacholderformen fand ich in der Nähe der berühmten „Sieben Steinhäuser“ bei Failingbostel, einer Gruppe ganz hervorragend schöner und gut erhaltener, aus riesigen Findlingsblöcken aufgeführter Steinkammergräber, jener altehrwürdigen Zeugen der ältesten Kulturepoche, der Steinzeit. Mit zu den schönsten Wacholdern, die ich kenne, gehört aber der Baum im Park zu Clossow. Der Wacholder wächst gern in Gebüschgruppen. Hier haben wir aber einen einzelnen Baum vor uns, einen wirklichen Baum, denn er hat nur einen einzigen Stamm von etwa 15 bis 18 cm Durchmesser und etwa 10 cm Höhe. Er ist der höchste Wacholder, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Sein fröhliches Gedeihen lässt hoffen, dass er seinem hohen Alter noch manches Jahrzehnt hinzufügen wird.“

Dieser Mitteilung ist eine gute Abbildung des merkwürdigen Baumes mitgeteilt, welchen wir hierdurch der Schonung und Erhaltung angelegentlich empfehlen. Ich verweise auf meine Aufforderung zum Schutz unserer von der Natur übernommenen Denkmäler, insbesondere des heimischen Waldes und der hervorragendsten heimischen Einzel-

bäume in der Sitzung vom 28. Februar 1900 sowie auf das von Dir. Dr. Conwentz diesbezügliche „Forstbotanische Merkbuch".

15. Ostereier und Osterkultus. Auf beides habe ich in Sitzungen sowohl als auch in unserer Zeitschrift Brandenburgia wiederholt aufmerksam gemacht *).

Unser unter No. 2 erwähntes Mitglied Herr Neupert-Spandau hat diesmal vergeblich am 2. Osterfeiertag (16. d. M.) in Tiefwerder bei Spandau und ich in Begleitung des Herrn Hermann Maurer vergeblich in Pichelsdorf, Pichelswerder und Pichelsberg nach den charakteristischen mit Binsen geschmückten Ostereiern geforscht, die in früheren Jahren von Kindern dort feilgeboten wurden (von mir daselbst gesammelte dergl. Binsen-Ostereier im Märkischen Museum). Wie Herr Neupert mitteilt, haben die Leute jetzt lohnendere Beschäftigung, jedoch hat er die Güte gehabt, nach den alten tiefwerderschen Mustern mehrere Binsen-Ostereier nachträglich für dasselbe Städtische Institut anfertigen zu lassen.

Andere Ostereier, 9 an der Zahl, habe ich Ihnen zur Ansicht mitgebracht. — Es sind hart gekochte Hühnereier, wie sie in den wendischen Dörfern der sächsischen Oberlausitz bei Bautzen, hergestellt werden. Ich verdanke diese Ostergaben Herrn Kaufmann Karl Fröhlich in Bautzen und seiner Frau Gemahlin, einer Schwester unseres Mitgliedes Frau Dr. Loewenheim geb. Röhn. Die Zeichnungen sind mit der Schablone sorgsam nach bestimmten Mustern hergestellt. Der Grundton ist ein kräftiges Rot, die Ornamente sind in Weiss ausgespart, bei einem Stück auch saffrangelb. Diese Verzierungen sind teils Zickzack-Bordüren linearer Art oder Blumenmotive oder gestielte Palmetten. Diese Zeichnungen, die in der brandenburgischen Niederlausitz meist von Dorfschullehrern hergestellt werden, sind streng stilisiert dem wendischen Geschmack entsprechend. Die Ostereierfärbungen und -Zeichnungen der Nieder- und Oberlausitz sind stilverwandt, jedoch wendet jede Ortschaft für sich einen bestimmten Lieblings-Formenschatz an.

Auf einer von Herrn Fröhlich eingesendeten, nach der Natur aufgenommenen Photographie, sehen sie „das Eierschieben" auf dem steilen, von einem Kirchlein gekrönten Brodschen Berge bei Bautzen. Verschiedene Erwachsene lassen Eier die steilen Rasenhänge hernunterrollen, während zahlreiche Kinder beschäftigt sind, sie zu haschen. In unserer Gegend nennt man dies „Eiertrudeln". Es wird dies besonders auf dem Lande, namentlich auf den Rasenterrassen unserer Rittersitze geübt. Wenn diese Sitte nicht allgemeiner verbreitet ist, so liegt das lediglich daran, dass man bei uns steile mit kurzem Rasen bedeckte

*) Zu ersehen aus Brandenburgia I. S. 228 und III. S. 8 u. 13.

Abhänge, die sich zum Trudeln besonders eignen, nicht gerade häufig hat. Deshalb muss durch das Eierverstecken bei uns in der Regel das Eiertrudeln ersetzt werden. Dies Eierversteckspiel habe ich in der Mark Brandenburg oft mit angesehen; gern benutzt man in den altmodischen Hausgärten der kleineren Städte und Dörfer dazu die dichten Buxbaumrabatten. Der arme, in seine Stuben gebannte Grossstädter in Berlin weiss sich durch geschicktes Verstecken der Ostereier unter Möbeln u. dgl. zu helfen. Hierbei bevorzugt man Zucker-, Marzipan- und Chokoladeneier, während die im Freien versteckten Eier in der Regel selbstredend natürliche sind, denn Eier aus essbarem Stoff würden leicht schmutzig werden. Übrigens werden statt der Hühnereier auf dem Lande in vornehmeren Familien auch solche aus Stein, Metall, Porzellan, Glas, Holz u. dgl. versteckt. Oft sind sie zu öffnen und enthalten allerhand gern begehrten Inhalt. So liegt die Sache, wie wir feststellen wollen, noch jetzt zum Beginn des 20. Jahrhunderts in der Provinz Brandenburg.

Beigefügt ist noch ein ausgeblasenes Gänseei, von dem eine Seite geschickt fortgeschnitten ist. In dem solchergestalt geöffneten Innern sieht man das Christuskind und Engel aus Buntpapier, dabei ist das Ei äusserlich fein mit bunten Fäden und Flittern übersponnen. Nonnenarbeit aus dem Kloster Mariastern bei Bautzen.

Die althergebrachte Sitte des Ostereiersuchens ist übrigens bei unserm Herrscherhause erhalten geblieben und noch jetzt suchen am 2. Osterfeiertag die königlichen Prinzen versteckte Ostereier im Schlossgarten von Bellevue zu Berlin.

16. Photographien aus der Oberlausitz. Herr und Frau Fröhlich haben, wie Sie sehen, noch eine grosse Anzahl Photographien von Bautzen und den Spreelandschaften der Umgegend eingeschickt. Bautzen ist zweifellos unter allen Spreestädten am malerischsten belegen und besonders reich an mittelalterlichen Bauwerken. Besonders interessant ist die Felsenpartie an der Spree, welche Gegend „der Abgott" genannt wird, weil hier der wendische Abgott Flins ins Wasser geworfen sein soll.

Nach der Annexion der königlich sächsischen Landesteile 1814/15 hat man zwischen die sächsisch verbleibende Oberlausitz und die brandenburgisch gewordene, vormals königlich sächsische Niederlausitz absichtlich aus politischen Gründen, um den direkten Verkehr der widerwillig Annektierten mit dem Königreich Sachsen zu erschweren, als Trennungsglied den zur Provinz Schlesien gehörigen Kreis Hoyerswerda eingeschoben, ebenfalls altlausitzer Gebiet. Aus diesem Kreise Hoyerswerda rühren die vorgezeigten Photographien des wendischen Dorfes Sprey bei Boxberg her, insbesondere die der überaus schlichten turmlosen Holzblockkirche von Sprey. Das Altarbild des anscheinend

Digitized by Google

katholischen Gotteshauses soll wohl den heiligen Martin (allerdings zu Fuss, nicht als Reiter) darstellen, wie er mit dem Schwert den Mantel teilt, um damit einen frierenden Bettler zu beglücken. Auch die Häuser, deren Dächer mit sich durchkreuzenden Giebeln ausgestattet sind, erscheinen aus Holz im Blockverband hergestellt.

B. Die Neuwahl des Ausschusses, wobei die Mitglieder Herren Schack und Maurer als Stimmenzähler fungierten, ergab folgendes Resultat:

Die nachfolgend mit einem Sternchen bezeichneten bisherigen 11 Ausschussmitglieder sind wiedergewählt.

*1. Geheimrath Bluth, bisher Ausschuss-Obmann;
*2. Professor Dr. Galland, bisher Obmann-Stellvertreter;
*3. Kustos Buchholz;
*4. Direktor Dr. Reinhardt;
*5. Professor Dr. Aurel Krause;
*6 Oberlehrer Dr. Matzdorff;
*7. Oberlehrer Hartwig;
*8. Baurat Langen;
*9. Dr. Gustav Albrecht;
*10. Grubenbesitzer Körner;
*11. Hofgoldschmied Telge;

Neugewählt ist

12. Lehrer und Schriftsteller Robert Mielke.

Nach Vorschrift des § 23 der Satzungen hatte der Vorstand zur eventuellen Berücksichtigung noch folgende 12 Herren in alphabetischer Reihenfolge vorgeschlagen:

13. Rentier Burkhardt;
14. Justizrat Bürkner;
15. Stadtverordneter Wilhelm Gericke;
16. Oberlehrer Dr. Graupe;
17. Bibliothekar Dr. Kossinna;
18. Frl. E. Lemke;
19. Rektor Monke:
20. Techniker Wilhelm Pütz;
21. Rentier Rönnebeek;
22. Willibald v. Schulenburg;
23. Leutnant a. D. Thuleke;
24. Superintendent a. D. Wegener.

C. Bericht des II. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das abgelaufene Geschäftsjahr begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 235. Davon verloren wir durch den Tod zwei: das Ehrenmitglied Professor Dr. Wilhelm Schwartz und Freiherrn v. d. Linde. Beitraten 43 Personen. Die Gesellschaft zählt im ganzen jetzt 258 Mitglieder, von denen 233 männliche und 24 weibliche sind. Ferner ist 1 Institut Mitglied.

Im Vorstand vollzog sich insofern eine Änderung, als der bisherige erste Vorsitzende, unser jetziges Ehrenmitglied, Herr Oberbürgermeister Zelle, sein Amt niederlegte. Da es mitten in der Zeit geschah, in der der Vorstand zu fungieren hatte, wurde die Neuwahl bis zum Ablauf der Amtsperiode verschoben und der bisherige zweite Vorsitzende, Geh. Rat Friedel, mit der Führung der Geschäfte betraut. Der Ausschuss blieb unverändert.

B. Versammlungen.

Es fanden 18 Versammlungen statt, 9 ordentliche und ebensoviel ausserordentliche. Von jenen wurden 4 im Rathaus, 5 im Ständehaus abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Am 3. Mai 1899 Besichtigung der Wesendonckschen Gemälde-Galerie.
„ 11. Juni Wanderfahrt nach Guben und Buderose.
„ 14. „ Besichtigung des Spreetunnels zwischen Stralau und Treptow.
„ 18. „ Wanderfahrt nach Joachimsthal und Umgegend.
„ 9. Sept. Besichtigung der Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co.
„ 17. November Besichtigung des Deutschen Kolonial-Museums.
„ 6. Januar u. 3. Februar hielten die Herren Franz Goerke und Dr. Albrecht im Sitzungssaal des Museums für Völkerkunde für unsere Gesellschaft Vorträge „Im Mecklenburgischen Grenzlande“ und „Berlin vor hundert Jahren“, die von Projektionsbildern begleitet waren.
„ 7. März 1900 wurde das Stiftungsfest in der üblichen Weise gefeiert.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel 6 mal, Dr. Albrecht 4 mal, Kustos Buchholz und Herr Mielke je 2 mal. Je einmal sprachen die Damen Frl. Lemke und Frau Dr. Löwenheim-Röhn, die Herren Dr. Bahrfeldt, Prof. Dr. Galland, Ferd. Meyer, Prof. Dr. Müllenhoff, Dr. Pniower. Von Nichtmitgliedern sprach einmal Herr Privatdozent Dr. Max Friedländer.

D. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1898/99 waren in der Bibliothek vorhanden: 346 Büchernummern mit 780 Bänden.

Zugegangen sind: 5 Nummern mit 80 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, so dass der Bestand 351 Nummern in 860 Bänden beträgt.

Davon gingen ein A. als Geschenke von:

1. Herrn Dr. Albrecht, Gustav: Die geschichtliche Entwicklung Berlins. kl. 8. 36 S. Berlin 1899.
2. Herrn Bluth, Geheimem Baurat: Bericht über die Verhandlung der Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg und über die Thätigkeit des Provinzial-Konservators im Jahre 1899. gr. 8. 27 S. Berlin 1900.
3. Herrn Quillsch H., Rektor in Freienwalde a. O.: Heimatskunde der Provinz Brandenburg. Für die Hand der Schüler anschaulich-ausführlich dargestellt. gr. 8. 69 S. mit 28 Abb. Freienwalde 1899.

4. Herrn Scharlipp, Adolf; F. Brunold (August Ferdinand Meyer). Ein märkischer Dichter. gr. 8. 16 S. Berlin 1899 mit Portrait.
5. Herrn Thurn, Bernhard, Lehrer: Märkische Bilder. Geschichtliche und landschaftliche Schilderungen aus der Mark Brandenburg. gr. 8. 295 S. Berlin 1896 mit Abb.

B. Durch Schriftenaustausch.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 75 Vereinen und Gesellschaften und zwar:

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".
„ „ „ Zeitschrift „Aus allen Weltteilen".
Bamberg: Historischer Verein.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
„ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
„ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland".
Düsseldorf: Verein für die Geschichte des Niederrheins.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothembourg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Gesehichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.

Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck.
„ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
„ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia".
„ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder
Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums-Verein.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
„ Altertums-Museum.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.
Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
„ Nordisches Museum.
Strassburg i. Elsass: Administration der Antiquitäten-Zeitschrift.
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Thorn: Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Torgau: Altertums-Verein.
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
Upsala: Königliche Universität.
Washington: Smithsonian-Institution.
Worms: Wormser Altertums-Verein.
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Pläne pp.

sind in dem verflossenen Jahre nicht zugekommen, so dass der Bestand auf 120 Nummern stehen geblieben ist.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Krüner, „Märkischer Handel im Mittelalter", im Auszug.

Hochverehrte Versammlung! Handel und Verkehrsleben des Mittelalters in ihren glänzendsten Formen erscheinen uns meist geknüpft an die Handelsplätze mit hochberühmter Stadtgeschichte. Wir denken da wohl an die stattlichen Tagungen rheinischer Kaufmannsgilden im Kölner Gürzenich, wir versetzen uns in den Kreis der ernsten hansischen Handelsherren im Bremer Schütting, wir nehmen im Geiste teil an den Sitzungen der Danziger Patrizier in den weiten Hallen des hochragenden Artushofes. Doch nicht zu diesen vielgefeierten Stätten mittelalterlichen Grosshandels lenken wir heute unsere Schritte. Wir wollen vielmehr heute aufsuchen deren Beziehungen zu unserer heimischen Mark, die erst spät nach allen in den Kreis des damaligen Verkehrslebens eintritt und im Mittelalter wenigstens ihre grossen Rivalen nie erreicht hat, die als einzige in allen deutschen Gauen, wie man oft gesagt hat, keine Heiligen und keine Ketzer hervorgebracht hat.

Über den Handelsverkehr in der Mark haben wir für jene Zeit ausser den Zollverträgen der Städte und den Hanserezessen nur dürftige Nachrichten. Den Verlauf der Handelsstrassen lässt uns die Ihnen hier vorliegende Peutingerische Tafel aus dem 4. nachchristlichen Jahrhunderte, welche entsprechend den römischen Reichsgrenzen östlich über den Rhein und nördlich über die Donau kaum hinausgeht, nur in den Anfängen erkennen. Rechts davon sehen Sie die ein Jahrtausend jüngere Ebstorfer Weltkarte aufgespannt; sie reicht im Nordosten zwar bis Stargard und Danzig, gewährt daher über einen grossen Teil des nordöstlichen Deutschlands, insbesondere von dem Verlaufe seiner Strassen ein überaus anschauliches, dem Geschmacke jener Zeit entsprechend farbenprächtiges Bild; indessen ist schon früh aus dem Originale ein grosses Quadrat, einen Teil des Spree- und Odergebietes umfassend, herausgeschnitten und die Weltkarte dadurch im besonderen für uns erheblich entwertet worden. Besser können wir die Entwicklung der märkischen Handelsstädte an den Übertragungen des Magdeburger (Magdeburg—Brandenburg—Berlin—Frankfurt a. O.) und des Lübischen Rechtes (Soest—Lübeck—Salzwedel—Stendal) erkennen. Während uns für das übrige Reichsgebiet Reisebeschreibungen aus mittelalterlicher Zeit in grösserer Zahl zur Verfügung stehen, fehlen dieselben für die Mark gänzlich, ebenso genauere Nachrichten über die damaligen Handelshäuser, wie denn Berlin z. B. ausserhalb der Fischerinnung keine mehr als zwei Jahrhunderte weit zurückreichenden Firmen kennt (die älteste die Splittgerbersche, jetzt Schickler).

Die ältesten Zeugnisse für die steigende kommerzielle Bedeutung Berlins sind das Privileg der Wollenweber von 1272, die Anerkennung der Berliner Münze in dem mittelmärkischen Münzbezirke 1280 und die

Digitized by Google

Verleihung des Niederlagsrechtes nebst der Überlassung des Wasserzolles auf der Oberspree an die Stadt Berlin durch den Markgrafen Otto V. von 1298. Die von den Kaufmannsgilden der 1307 geeinten Städte Berlin—Kölln gestifteten Altäre in der Nicolai-, Petri- und Marienkirche zum Danke für glückliche Heimkehr von weiter Fahrt weisen auf die räumlich bereits ausgedehnten Handelswege der märkischen Kaufleute hin.

Der unter Markgraf Ludwig d. Älteren auf der schutzlosen Mark lastende päpstliche Bannfluch sowie ein gleichzeitiger demokratischer Ansturm gegen die regierenden patrizischen Geschlechter veranlassen etwa 1350 die märkischen Städte zum Eintritte in die schützende Hanse, welche ihrerseits die Zugehörigkeit der östlichen Binnenstädte wegen der oft gefährdeten Landfahrt der hansischen Kaufleute gern sah. Das wenig später entstandene Berliner Stadtbuch von 1397 macht uns bekannt mit den Produkten, der Ausfuhr und der Einfuhr der Mark: Getreide, Bier, Fische, grobe Tuche werden in grossen Massen exportiert, während Heringe, bessere Weine, feinere Industrie- und Textilerzeugnisse eingeführt werden. Im 14. Jahrhunderte finden wir Salzwedeler Kaufleute in Wisby, Stendaler in Flandern sowie Berliner in grosser Zahl in Hamburg, wohin Getreide ausgeführt wird. Durch die Mark gingen von Osten und Südosten vor allen die Farbkränter Krapp und Waid nach Braunschweig und Dortmund, eine Handelsbewegung, welche solange bestanden hat, bis erst in unserm Jahrhunderte die Entdeckung der Anilinfarben jenen Farbkräntern ihre Bedeutung nahm. Stranssberg ist der wichtigste Handelsplatz für Schuhwaren, die von den Verfertigern auf die Messen in Frankfurt a. O. und Leipzig gebracht werden.

Die dauernde Unsicherheit der Strassen und der hohe materielle Wert der grossen Warenzüge führten die handeltreibenden märkischen Städte ausser dem teilweisen Anschlusse an die Hanse noch zu engerer Einigung unter einander. Der Bund zwischen Berlin und Kölln von 1307 erweitert sich bis zum Jahre 1328 zu der grossen Einung von 21 mittelmärkischen und niederlausitzischen Städten, unter denen auch das neumärkische Landsberg erscheint, im Westen von der magdeburgischen Grenze von Brandenburg und Beelitz bis Landsberg und Guben im Osten, von Rathenow und Nauen im Norden bis Köpenick und Mittenwalde im Süden reichend. In der Oberlausitz hatte 1319 der Bund der Sechsstädte, in Stendal 1321 der der 8 altmärkischen, in Kyritz 1323 der 6 priegnitzischen, in Prenzlau 1348 der 4 uckermärkischen Orte einen festen Zusammenhang der von aussen und innen vielfach bedrohten städtischen Gemeinwesen geschaffen. Diese 5 Sonderbündnisse, miteinander in engster Beziehung, umfassten die 45 bedeutendsten Städte der ehemals askanischen Lande. Nur wenige, nicht unmittelbar unter dem Markgrafen stehende und einem eigenen Herren gehorchende Orte waren ausserhalb geblieben: die Ruppinischen Städte, Freienwalde, Friesack

Digitized by Google

und diejenigen, bei denen ein herrschaftliches Schloss sich befand, wie Bötzow, Liebenwalde, Biesenthal. Alles zusammengenommen ergiebt sich, dass die fürstliche Macht in den Städten am Anfange des 14. Jahrhunderts durch die städtischen förderativen Schöpfungen auf ein sehr bescheidenes Mass beschränkt war.

Zu der ursprünglich ins Auge gefassten Sicherung der Strassen und des Eigentums im Sinne des Landfriedens trat mit dem schnellen Aufblühen des märkischen Handels in den Satzungen der Städtebündnisse die Regelung der verworrenen Münzverhältnisse, womit Berlin und Kölln bereits den Anfang gemacht hatten. Als Hauptpflicht jedes Bundesgliedes der Städteeinung erscheint aber stets die gemeinsame Verfestung d. h. die allgemeine Gültigkeit irgend einer städtischen Achtserklärung, die Schirmung der Bürger und ihres Gutes, die Abwehr von Fürsten und Herren.

Unter der Regierung Kaiser Karls IV. erreicht der märkische Handel des Mittelalters seinen Höhepunkt: die mächtigen Städte bringen mit ihren grossen Geldmitteln vielfach die verpfändeten Raubschlösser in ihren Besitz, so der Berliner Rat Saarmund an der Nuthe an der grossen Strasse nach Sachsen und vorübergehend Köpenick an der schlesischen Strasse.

Als besondere Eigentümlichkeiten des märkischen Handels erscheinten in dieser Periode einmal die durchgehende Ausnahmestellung der Wenden, damals allgemein zu den „unehrlichen Leuten“ gerechnet, wenn auch für den Kleinhandel oft unentbehrlich; auf der andern Seite die frühe Beteiligung des Adels an dem Handel der Städte, in denen die vornehmen Geschlechter oft die Zugehörigkeit zu den Gilden erwerben, wie die Familie Bismarck in der Gewandschneidergilde zu Stendal.

Mit dem Verluste der Gemeindefreiheit unter Kurfürst Friedrich II. genau in der Mitte des 15. Jahrhunderts sinkt die Bedeutung der Städte, die Handelsstrassen veröden und die veralteten Privilegien des Niederlags- und Strassenzwanges können den Verfall nicht aufhalten. Auch der Segen der Strassenverbesserung am Ende des 15. Jahrhunderts, die mit dem Emporkommen der Thurn und Taxischen Reichspost verbunden war, kam der Mark um so weniger zu gute, als hier die Landesherren, eifersüchtig auf das auch von ihnen in Anspruch genommene Postregal, der Reichspost von vorn herein ihre Grenzen verschlossen.

Die Glanzzeit des Handels ist festgehalten durch viele Werke der bildenden Künste, welche die Bedeutung des mittelalterlichen Grosskaufmanns verherrlichen und deren Kopien Sie teilweise hier ausgestellt sehen. Im Berliner Totentanze erscheint der Handelsherr in ritterlicher Tracht, von dem Tode respektvoll mit „Herr“ angeredet. In der Lübecker Marienkirche steht an hervorragender Stelle die Figur des Wechslers. Die Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift in Heidelberg und

die Blätter des Berliner Kupferstichkabinets führen uns den „königlichen Kaufmann“ der Hansischen Glanzzeit inmitten seiner Schiffe und seiner Reisigen vor. Nicht zuletzt sind es die gleichzeitigen Holzschnitte zu Hans Sachs' Schwänken in der ersten Nürnberger Ausgabe, welche uns das Elend der Strassenunsicherheit im Bilde anschaulich machen, wie der Schwank „vom frommen Adel“ uns den Überfall eines Kaufmanns durch Raubritter, im Hintergrunde aber den für diese bestimmten Galgen malt mit dem „Beschluss“:

Froh solln dess alle Kaufleut sein,
Dass alle Strassen werden rein!
Kein Not, dass ich auf einer Strass
Einen Räuber dir auflauern lass,
Er sei denn von des Adels Geschlecht,
Dann hab er zu der That gut Recht.
Desshalb ist sicher jetzt zu wandeln,
Gen Frankfurt und bis Leipzig zu handeln,
Desgleich durch alle Gebirg und Thal,
Das vordem unsicher war zumal,
Wer jetzund durch den Spessart zög
Und Gold auf seinem Haupte trüg:
Man nähm ihm nicht einen Birnenstiel,
Darauf verlasse sich wer will.
Doch hüt er sich des Ungemachs:
Auf allen Strassen räts Hans Sachs.

Stellen wir die Prosa und die Bequemlichkeit des Reisens von heute mit seinen Unfällen der verschiedensten Form neben die mittelalterlichen Land- und Seefahrten mit ihrer Romantik und ihren Abenteuern, so wünschen wir uns, wie wir gesehen haben, mit demselben Rechte beim Abschiede damals wie heute

Glückliche Fahrt und frohes Wiedersehn!

F. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Rathauskeller.

Kleinere Mitteilungen.

Älteste Zucker-Raffinerien in Berlin. Der indische teils aus dem Zuckerrohr (Saccharum officinarum), teils aus der Zuckermoorhirse (Sorghum saccharatum) gewonnene Zucker ist bei uns teils über Holland teils über Hamburg schon vor Jahrhunderten eingeführt worden. Das Raffinieren des importierten Rohzuckers ist dagegen weit jüngeren Datums. Nach Bekmann, Mark Brandenburg I. 1146, ist schon i. J. 1683 in Berlin ein gelungener Versuch mit einer Zuckersiederei gemacht, nachher aber nicht weiter verfolgt

worden. Im Jahre 1747 machte der um die Hebung der Gewerbe so verdiente Splitgerber einen neuen Versuch und gewann guten Hut- und Kandiszucker, sowie Syrupe. 1750 wurde von dem Genannten zu der Zuckersiederei ein geräumiges Gebäude unweit der Brücke am Hospital in Neukölln nahe bei der Spree erbaut. Auswärtiger Zucker wurde gegen 12 pCt. eingeführt und dem Splitgerber*) ein Privilegium und Freiheit d. d. Berlin 12. Mai 1751 erteilt, die Kur-, Neumark und Pommern damit zu verlegen. Vor dem Stralauer Thor, wo das alte schlesische Salzmagazin gestanden, richtete Splitgerber, nachdem der Grosse König ihm das Land bis zur Spree geschenkt, eine zweite Zuckersiederei ein. Bekmann schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten. „Wann nun aus einem guss von 6 pfannen 12000 pf. zukker gegossen werden: so lässt sich leicht der überschlag machen, was für eine grosse menge zukker könne das jahr durch gesotten werden. — Zur Zukkersiederei gehöret auch die Potbäkkerei: gestalt dann zu ieder Siederei 100000 Potte oder irdene Zuckerhutformen erfodert werden. Dieses werk treibet ein Töpfer mit 16 Gesellen, welche beständig arbeiten, und alle ihre arbeit in die Zukkersiederei liefern müssen. Es lässt sich leicht urtheilen, dass der Herr Splitgerber auch von diesen allen die erste triebfeder ist."

E. Fr.

Verkehrtbäume. In der Brandenburgia ist seiner Zeit mehrfach der „Verkehrtbäume" gedacht worden. Rosenkranz (die Pflanzen im Volksaberglauben. Leipzig 1896. S. 68—73.) bringt eine Anzahl solcher Mitteilungen. Nach ihm berichtet der Chronist Richter von der grossen Linde auf dem Friedhof zu Annaberg in Sachsen: Es habe ein ruchloser Sohn des Oberkntsehers bei dem Marstall von St. Annaberg nicht an die Auferstehung glauben wollen und habe dem geistlichen Herrn auf dem Gottesacker „geantwortet, indem er auf eine junge Linde zeigte: So wenig diese Linde, wenn man sie ausreisse und mit ihren Zweigen in die Erde stecken wollte, wachsen würde, so wenig würden auch die, welche einmal tot seien, wieder auferstehen." Aber die mit den Zweigen vom Priester alsbald eingepflanzte Linde „prange noch heute zur Bewunderung der Gläubigen und Ungläubigen".

„Betrachten wir diese Linde aufmerksamer", äussert sich G. Stehle in seinem kurzen Bericht (Cypressen auf die Gräber unserer lieben Toten, nebst einer Tradition über die Linde auf dem Gottesacker zu St. Annaberg, 1867), so wird uns kein Zweifel bleiben, dass sie auf oben berichtete Weise gepflanzt wurde. Der Stamm hat einen Umfang von ziemlich 11 Ellen und eine Höhe von nur 3 Ellen; nach dieser Höhe erstrecken sich die ehemaligen Saugwurzeln als 16 nahe an 12 Ellen lange Äste gleich einem flachen Dache aus, getragen von steinernen und hölzernen Säulen. Diese Stützung der Äste

*) Über die Firma Splitgerber, aus welcher die berühmte Schicklersche Zuckersiederei hervorging, vgl. Brandenburgia IV, 328—331 und V 480. — Erzeugnisse der Pot-Bäckerei d. h. Former für die Zuckerhüte und grosse Töpfe für die Berliner Syrupsfabrikation befinden sich im Märkischen Museum. Fortgeworfene Stücke sind öfter von verschiedenen Teilen des ehemaligen Festungsgrabens (Grüner Graben) und an der Oberspree am rechtsseitigen (Stralauer) Ufer beim Baggern zu Tage gefördert worden. E. Friedel.

geschah das erste Mal 1693, wurde zum zweitenmal 1718, zum drittenmal wiederholt und vermehrt 1853, und besteht 1867 aus einem Gerüste, getragen von 11 steinernen und 8 hölzernen Säulen. Von der Mitte dieser Baumkrone aus erstreckt sich die sogenannte Pfahlwurzel als Fortsetzung des Stammes in einer Höhe von 50 bis 55 Ellen mit weitverzweigten Ästen". (Grube, Biographieen aus der Naturkunde. Stuttgart. 1870.) Dieselbe Sage teilt Rosenkranz in einem Gedichte „die wunderbare Linde" von J. Schanz mit, ferner nach A. Kuhn die Sage von den drei Linden auf dem Kirchhofe des Hospitals zum heiligen Geiste in Berlin. Dann berichtet er (nach Vernaleken, 117, 118) zwei Sagen über eine Linde in dem alten Schosse Buchlau. Nach der einen pflanzte ein Knappe als Zeichen seiner Unschuld die Linde verkehrt ein, nach der andern ein des Jagdfrevels beschuldigter Bauer. Nach einer andern Sage aus Wischau (ebenfalls aus Vernaleken) war ein Mönch von zwölf anderen zum Tode verurteilt und sollte lebendig begraben werden. Er pflanzte vorher einen Lindenbaum verkehrt zum Zeugnis für seine Unschuld. „Nur diese uralte Linde bezeichnet den Ort, wo die Mönche hausten."

Rosenkranz führt diese Sagen auf das „Mittelalter, die Zeit der Gottesurteile oder Ordale" zurück und bemerkt schliesslich: „Es sei jedoch noch hier erwähnt, dass das Wachsen der Linden in den angeführten Sagen nicht als Wunder bezeichnet werden kann, da es in der Natur des Lindenbaumes liegt, auch mit den Zweigen zu wurzeln und die Wurzeln in Zweige zu verwandeln. (Siehe Grube IV, 203!)

W. v. Schulenburg.

Das Schicksal der ersten deutschen Lokomotive. Gewöhnlich wird als die älteste deutsche Lokomotive diejenige genannt, die am 7. Dezember 1835 die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnete. Es gab aber noch einen älteren Vorläufer, der bereits im Jahre 1819 im Saarkohlengebiet seine ersten Gehversuche machte. Die Geschichte dieses ältesten deutschen Dampf-Wagens ist so amüsant, das wir sie dem „Polytechnischen Centralblatt" nacherzählen wollen.

Es war im Jahre 1815, als mit dem alten Fürstentum Nassau-Saarbrücken auch der Saar-Kohlenbergbau an Preussen überging. Damals, vor der Einführung der Eisenbahnen, waren die Wasserstrassen die einzigen Verkehrswege, durch die grosse Lasten zu angemessenem Preis befördert werden konnten, und so waren auch die Saarkohlen für ihren Transport auf den Wasserweg der Saar nach der Mosel und in den Rhein angewiesen. Die Gruben waren immerhin so weit von der Saar entfernt, dass die Verladung der Kohlen in die Lastschiffe erhebliche Umstände machte.

Dadurch wurde die preussische Regierung veranlasst, auf die erste Kunde von den anfänglichen Erfolgen der Eisenbahn in England, den Bau einer $2^1/_2$ Kilometer langen eisernen Schienenbahn von der Zeche Bauernwald bis zur Saar zu beschliessen, diese Bahn sollte mittels eines Dampfwagens betrieben werden. Nun hätte man ja die nötige Lokomotive in England bauen lassen können, man wollte aber das Geld lieber im Lande

behalten, zumal in England über 10000 Thaler gefordert wurden, und daher wurde die königliche Giesserei in Berlin mit dem Auftrage beehrt, den erforderlichen Dampfwagen herzustellen. Gleichzeitig wurde an Ort und Stelle mit dem Legen der Schienen begonnen, die damals noch aus Gusseisen gefertigt wurden, weil man den Grad der Abnutzung der Geleise durch den Druck der Wagen noch nicht kannte.

Die Bahn war bald fertig und 1818 wurde auch die Maschine endlich vollendet. Der Dampfwagen wurde auf dem Hofe der Giesserei am Kupfergraben in Berlin in Probe genommen und erregte das höchste Erstaunen aller Zuschauer, als er sich vor und rückwärts bewegte und zugleich noch einen Wagen mit „8000 Pfund Bomben" nach sich zog. Das Werk schien also glänzend gelungen, die Schwierigkeiten, an denen auch schliesslich alles scheitern sollte, begannen nun aber erst. Das Ungetüm sollte 750 Kilometer weit bis nach Geislautern im Saargebiet befördert werden, eine Strecke, die die Maschine heute bequem in 24 Stunden hätte zurücklegen können. Damals blieb aber nichts anderes übrig, als die Lokomotive wieder auseinander zu nehmen, die einzelnen Teile in 8 grosse Kisten zu verpacken und dann die ganze 175 Centner schwere Fracht auf eine lange Wasserfahrt zu schicken.

Die Reise ging von der Spree aus durch die Havel in die Elbe bis Hamburg, dann über die Nordsee nach Amsterdam und wieder hinauf durch den Rhein, die Mosel und die Saar bis nach dem Bestimmungsorte. Die zurückgelegte Strecke betrug 1700 Kilometer und die Reise erforderte 4½ Monate Zeit und 500 Mk. Kosten. Im Frühjahr 1819 traf die kostbare Fracht in Geislautern ein, und es war nun den dortigen Technikern überlassen, was sie mit den einzelnen Teilen der Maschine anzufangen wussten. Da ihr Erbauer nicht mitgeschickt war, so musste man sich eben aufs Probieren legen und es ging nun an ein Zusammensetzen, Schrauben und Passen, ohne dass sich ein Erfolg einstellen wollte.

Als man ziemlich so weit gekommen zu sein glaubte, dass man an ein Heizen des Dampfwagens denken konnte, da erwiesen sich wieder der Kessel und die Dampfcylinder als zu undicht und es gab viel Kopfzerbrechen, wie man dem Übelstande abhelfen sollte. Man verbrauchte dazu gewaltige Mengen von Hanf, Kitt, Öl und Leinewand, auch ganz absonderliche Stoffe, wie Mischungen von Essig und Mehl, sogar Rindsblut und Käse, aber alles vergeblich. Briefe und Antworten flogen zwischen der Saar und Berlin hin und her. Die Erbauer beriefen sich auf die „8000 Pfund Bomben" die der Wagen im Giesshause gezogen hatte und die in Geislautern wären ganz froh gewesen, wenn er nur überhaupt einmal ein Rad gerührt hätte.

Endlich, nach jahrelanger Quälerei, und nachdem für die Zusammensetzung der Maschine im ganzen 1965 Thaler 17 Silbergroschen ausgegeben waren, liess sie sich herbei, sich in langsamem Tempo in Bewegung zu setzen, einen anderen Wagen aber hat sie überhaupt niemals gezogen. Man that schliesslich das beste, was zu thun übrig blieb und verkaufte im Jahre 1833 diese Lokomotive für 335 Thaler, 6 Silbergroschen 7 Pfennig als altes Eisen, gerade zu derselben Zeit, als zu Nürnberg und Fürth die Aera der

Digitized by Google

deutschen Eisenbahn eröffnet wurde. Jene älteste Lokomotive hatte, die Kosten der Zusammensetzung ungerechnet, einen Aufwand von 3167 Thalern erfordert. Märk. Hausfreund 30. 4. 1899.

Der „Hungerturm" in Berlin. Wohl jedem, der die Prenzlauer Allee passiert, fällt nördlich der Ringbahn ein eigenartiges, turmähnliches Gebäude auf, das im Volksmunde den Namen „Hungerturm" führt und zwar aus folgendem Grunde: Vor etwa 25 Jahren wurde das hohe, auf einem Hügel sich erhebende Gebäude von einem alten Almosenempfänger bewohnt, der von dem Eigentümer für ein paar Groschen eine Stube gemietet hatte. Andere Mieter fanden sich nicht, da der „Turm", wie schon damals das Haus kurzweg hiess, in dem Geruche stand, nicht recht geheuer zu sein. Der einzige Mieter kam an jedem Morgen nach dem an der Chaussee liegenden Wirtshaus, um die für den Tag erforderlichen, recht kärglichen Lebensmittel einzukaufen. Eines Tages blieb der Alte jedoch aus. Da gerade Markttag war, so wurde das Ausbleiben nicht bemerkt. Am zweiten Tage erschien der Alte ebenfalls nicht, und erst jetzt erinnerte man sich seiner. In der Annahme, dass der Greis erkrankt sei und nun Not leiden müsse, rüstete sich der Wirt mit Lebens- und Stärkungsmitteln aus und begab sich mit seinem Sohne, der diese Geschichte unserm Mitarbeiter erzählte, nach dem Turme. Dort fanden sie vier kahle Wände, eine Art Bettstelle mit einem Strohsack, einen wackligen Tisch und eine gebrechliche Kiste als Stuhl. — Das war die ganze Einrichtung. Auf dem Strohsack lag der Bewohner dieser elenden Behausung als Leiche. Wie die ärztliche Untersuchung ergab, war der Greis aus Mangel an Nahrung gestorben. Unter der Leiche aber, in dem verfaulten Stroh, fand man in Gold und Silber eine beträchtliche Summe vor, von der niemand eine Ahnung hatte, und deren Zinsen genügt hätten, dem Alten ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Schmutzigster Geiz hatte also den Verstorbenen schliesslich dahin gebracht, auf seinen Schätzen zu verhungern. Das Gebäude hiess fortan und heisst noch heute der „Hungerturm". Bewohner hat es seit jener Zeit nie wieder gehabt, denn selbst der Ärmste fürchtete sich vor dem Geist des Geizhalses, der dort noch jetzt umgehen soll.

D. T. Z. Berlin 17. Dez. 1898.

Volkstümliche Verwendung von Muscheln und Schnecken (Nachlese). Unsere brandenburgischen essbaren grossen Süsswassermuscheln (Unio und Anodonta) hatte ich in der Brandenburgia am 5. Januar 1898 (Monatsblatt IV 414) ausgestellt und mit dem Bedauern besprochen, dass man nicht versuche, sie zu essen. Nun finde ich in der Wochenbeilage zum Berliner Tageblatt vom 23. Nov. 1899 S. 309 folgende Mitteilung.

„Falsche Schildkrötensuppe. Echte Schildkrötensuppe ist mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit, weil nicht jedermann zugänglich, eine Delikatesse, denn jede gute Fleischbrühe oder Bouillon ersetzt sie so gut, wie die falsche, die als Volkssuppe eingeführt zu werden verdiente. Aus den vielerorts massenhaft vorkommenden Tieren der gewöhnlichen aus der Flussperlmuschel (Unio margaritifera) oder aus der Teich-Schwanenmuschel (Unio. Anodonta cygnea) wird diese vorzüglich schmeckende

Suppe wie folgt bereitet: Die gesammelten Muscheln werden zwecks selbstthätigen Schalenöffnens in siedendes Wasser gethan, dio Schliessmuscheln verbrühen sich, und die Schalen legen sich auseinander. Nach Entfernung der schwarzen Teile des Muscheltieres werden diese aus den Schalen gelöst und mit Salz, Pfeffer, Petersilie und allen beliebigen, den Geschmack erhöhenden Zuthaten zubereitet. Diese Suppe ist wohlschmeckend, und das Muschelfleisch darin ersetzt die beste, kräftigste Rindssuppe, wie es jedes gekochte oder zu stark gebratene Warmblütlerfleisch ersetzt. Das Vorurteil gegen alles Ungewohnte trägt die Schuld, dass wir sonst so praktischen Deutschen uns selbst um ein wohlfeiles, schmackhaftes, gesundes, leichtverdauliches, nahrhaftes Nahrungs- und Genussmittel bringen, an dem sich viele Tausende anderer Nationen täglich erfreuen und erlaben, in den Muscheln und Schnecken mehr Geschmack und Nahrung findend, als die deutschen Mittelklassen in ihrem wässrigen Gemüse und dem ausgekochten und überbratenen, schlecht verdaulichen Fleische."

Bei näherer Nachforschung habe ich nichts Näheres darüber, wo man dgl. Teichmuschelgerichte kocht, erfahren können und ich fürchte, dass hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist, den Wunsch hege ich allerdings auch, dass sich in unserer Brandenburgia einmal mutige Damen und Herren finden, die nach obigem Rezept einen Versuch mit unseren Teich- und Malermuscheln machen.

Vergl. hierzu besonders meine Angaben in der Brandenburgia VI S. 412—414.

Eine hiermit verwandte Nachricht aus Frankreich entnehme ich, wie folgt, der Kölnischen Zeitung No. 684 vom 26. 7. 1897.

„Schnecken und Muscheln in Gräbern. Wie L. Bonnemère in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft berichtete, findet man in gewissen Gräbern des Departements Maine et-Loire grosse Mengen von Schneckengehäusen. Die betreffenden Gräber entstammen dem Ende der römischen Kaiserzeit oder sogar dem Beginne der Merovingerzeit. Schon Locard gedenkt des Vorkommens von Land- und Seeschnecken in Gräbern der Christen und Märtyrer, so in dem Grabe der hl. Eutropia, in einem merovingischen Grabe des Kirchhofs von Vicq, in Gräbern bei Dieppe und noch in einem Grabe aus der Zeit Karls des Grossen. Die ersten Christen sahen in der Schnecke, die sich im Herbst in die Erde eingräbt, um in Frühling zu neuem Leben zu erwachen, ein Sinnbild der Auferstehung des Menschen; indessen kommt die Gepflogenheit, Schnecken in die Gräber mitzunehmen, auch in heidnischen Zeiten vor; besonders fanden sich viele Schneckenreste in römischen Grabstätten in Pompeji. Dr. M. Much macht in einer Mitteilung an die Anthropologische Gesellschaft in Wien darauf aufmerksam, dass auch in Niederösterreich und Mähren in Gräbern aus der christlichen Aera wie aus der Hallstattzeit Hunderte von Schneckengehäusen und Muschelschalen gefunden worden sind. Ferner berichtet er über gleichartige Muschelschalengräber innerhalb einer bis in die jüngere Steinzeit zurückreichenden Ansiedelung an der March in Niederösterreich. An einer Stelle fanden sich in einer $1-1^1/_2$ m breiten Grube mindestens 1000 Muschelschalen, schichtenweise, mit Erde abwechselnd, dicht beisammen. „Was die Leute", sagt er, „veranlasst haben kann, solche Mengen von Muscheln da und dort aus den in der Nähe vorbeifliessenden Gewässern heraufzuholen, wird sich kaum feststellen lassen. Vielleicht waren es vorzugsweise Muschel-Esser, Leute, die nicht viel anderes hatten oder die sich mit Vorliebe an dieses Gericht hielten, die man daher auch für das Jenseits damit versah. Die Schnecken mögen aus demselben Grunde in so grosser Menge niedergelegt worden sein, der auch in Frankreich bei den vielfach noch unter Heiden lebenden Christen dazu bewogen hat.

Jedenfalls ist es beachtenswert, dass in Gegenden und in Zeiten, die voneinander so weit entfernt sind, so nahe verwandte Gebräuche stattgefunden haben."

Die Frage, ob unsere germanischen Altvorderen gelegentlich Süsswasser-Muscheln verzehrt, verdient noch genauer untersucht zu werden.

E. Friedel.

Sonnenblumen. Der rühmliche Vorgang unsers Mitgliedes Herrn Grubenbesitzers Franz Körner mit seinen Pflanzungen von Riesen-Sonnenblumen (von Bismarck) eifert andere Pflanzenfreunde zur Nachahmung an, wie folgende, Teltow den 14. September 1899 datierte Zuschrift lehrt.

„Ein wogender Wald von Sonnenblumen bietet sich, wie das hiesige „Kreisbl." schreibt, dem Spaziergänger in unserer Kolonie Seehof dar. Dort sind nämlich ca. 12 Morgen Land mit diesen Riesenblumen bepflanzt. Die Anpflanzungen sollen einem Versuche dienen, der von einem höheren Militärbeamten angestellt wird. Augenblicklich werden die Blütenköpfe entfernt, während die Stengel bis November stehen bleiben sollen. Alsdann werden auch diese, die meist eine recht ansehnliche Stärke und Länge haben, gefällt werden. Die reiche schwammige Masse im Stengel, das Mark, wird hinausgestossen und gepresst werden. Diese Masse soll dann infolge der grossen Schwimmfähigkeit in Rettungsgürteln an Stelle des kostspieligen Korkes Verwendung finden."

Dergleichen Versuche für die Zwecke unserer Flotte, schwimmfähige Rettungs-Ringe und -Gürtel zu beschaffen, hat übrigens Herr Franz Körner bereits vor Jahren anstellen lassen. Die grossartigen Pflanzungen unsers Mitgliedes sind unserer Brandenburgia durch wiederholten Augenschein wohl bekannt geworden. E. Fr.

Der Pfingstberg bei Grünefeld (zw. Kremmen u. Nauen). Wendet man sich von der das Dorf durchziehenden Chaussee auf der die Mitte desselben kreuzenden Strasse einige hundert Schritt nach Süden, so kommt man an einen westwärts abführenden Feldweg, der sich an einer Koppel entlang zieht. Hinter einer Biegung erblickt man bald eine flache Erhöhung, den Pfingstberg, der mit vielen Scherben bedeckt ist. Pfingstberge sind in der Mark nicht selten und fast immer stehen sie durch Sagen oder Topfreste mit der Vergangenheit in Verbindung. Auch von diesem berichtet die Überlieferung, dass er eine Opferstätte gewesen sei (v. Ledebur, Altertümer S. 42), ein wenn auch vielleicht nicht wörtlich zu nehmender, so doch bedeutungsvoller Hinweis. Verzierte Scherben waren nicht aufzufinden; doch scheinen die meisten wendischer Herkunft zu sein, einer nur deutet durch einen Strich und den feingeschlemmten Thon auf eine frühere vorslavische Zeit hin. Die Scherben befinden sich im Märk. Prov. Museum.

R. M.

Digitized by Google

Fragekasten.

Frl. S. Was ist Mondamin? Mondamin, zur Zeit bei uns zu feinen Mehlspeisen und dergl beliebt, ist ein feines Müllerei-Erzeugnis aus dem Türkischen Weizen, Welsch-Korn oder Mais (Zea Mays L) und kommt aus den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Die Indianer verehren den Mais (Indian corn) ausnehmend. „Sie halten ihn für ein so wichtiges und geradezu göttliches Getraide, sagt Schoolkraft, dass ihre Geschichtserzähler verschiedene Erzählungen erfanden, in welchen diese Vorstellung unter der Form einer besondern Gabe des Grossen Geistes symbolisiert wird. Die Odjibwa-Algonquies, die es Mon—dá—min, d. i des Geistes Korn oder Beere nennen, haben eine hübsche Geschichte dieser Art, in welcher der lange Stengel mit dem vollen Kolben dargestellt wird, als vom Himmel herabsteigend, in der Verkleidung eines schönen Jünglings, als Antwort auf die Gebete eines jungen Mannes bei seiner Mannbarkeit.“ Die Sage wird ausführlich in Henry Wadsworth Longfellow's Song of Hiawatha (London 1856) behandelt, vergl. die Verse:

Till at length a small green feather
From the earth shot slowly upward,
Then another and another,
And before the Summer ended
Stood the maize in all its beauty,
With its long, soft, yellow tresses.
And in rapture Hiawatha
Cried aloud, „It is Mondamin!
Yes the friend of man, Mondamin!“

And still later, when the Autumn
Changed the long green leaves to yellow,
And the soft and juicy kernels
Grew like wampum hard and yellow,
Then the ripened ears he gathered,
Stripped the withered husks from off them,
As he once had stripped the wrestler,
Gave the first Feast of Mondamin,
And made known unto the people
This now gift of the Great Spirit.

Hieraus folgt zugleich, dass die in Berlin übliche Betonung des Wortes Mondamin auf der letzten Silbe falsch ist; der Ton ruht vielmehr auf dem a.

Beiläufig ist das Wort Mais, zuerst bei C. Bauhin, Maiz bei Cesalpini, ebenfalls amerikanischen Ursprungs. Der Gattungsname Zea kommt schon bei Homer als ζειά und als ζειή bei Dionysius von Halikarnassos vor und bedeutet den Spelz, Triticum Spelta L. Vergl. E. Friedel, „Brandenburgia III, 318 und Ascherson, das. IV, 40. E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Persönliche Nachrichten.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht unserem Mitgliede, dem Verlagsbuchhändler Robert Fickert den Charakter als Kommerzienrat zu verleihen.

U. M., dem Kgl. Bibliothekar Herrn Dr. Kossinna, ist der Charakter als Professor verliehen worden.

3. (2. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 9. Mai 1900, im Bürgersaale des Rathauses.

A. Der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, macht folgende Mitteilungen:

1. Seitens der neugewählten Ehrenmitglieder, Oberbürgermeisters Kirschner und Landesdirektors Freiherrn von Manteuffel, sind verbindliche Dankschreiben eingegangen.

2. Zum Vorsitzenden des Ausschusses ist Herr Geh. Baurat Bluth, als Stellvertreter Herr Professor Dr. Galland auf 2 Jahre bis zum 1. April 1902 wiederum gewählt.

3. Die Entlastung der Rechnung des Schatzmeisters für das Geschäftsjahr 1899/1900 wird ertheilt.

4. U. M. Herr Bürgermeister a. D. Stechow hat 17 Ansichtspostkarten von Lehnin und Umgegend an das Märkische Museum kürzlich eingesandt, welche zirkulierten. Es ist der Wunsch verlautbart, dass Lehnin mit seiner Kirche und seinen Klosterruinen von der „Brandenburgia“ besucht werden möge. Seitdem das Städtchen mit Gross-Kreuz durch eine Kleinbahn verbunden ist, lässt sich der Ausflug dahin ohne Schwierigkeit machen und wird in Aussicht genommen werden.

5. L. Jacobi: Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe. 1897. Ein Band Text und ein Band Tafeln dazu. Unser Kaiser, als er im vorigen Jahre die interessanten Ausgrabungen besuchte, gab den Auftrag mit Wiederherstellungsarbeiten der alten Römerbauten vorzugehen und so ist denn die Hoffnung vorhanden, die alte Porta Praetoria, die Porta decumana, die Porta principalis sinistra, die Porta principalis dextra und andere hervorragende Banten des Römerwerks im alten Stile und der früheren Ausgestaltung wieder erstehen zu sehen.

Die Abbildungen der in und bei der Saalburg ausgegrabenen Altertümer haben für die Provinz Brandenburg insofern erhebliche Wichtigkeit, als viele dergleichen Gegenstände auch bei uns gefunden werden, der sogen. römischen Provinzialzeit zugehörig, und man durch Vergleichung mit den Saalburg-Sachen sowohl die Herkunft derartiger hiesiger Fnudstücke sowie ihr Alter bequem bestimmen kann.

6. Ostereier-Gebräuche. In Ergänzung meiner bezüglichen Angaben in der Sitzung vom 25. vorigen Monats seien noch folgende drei Mitteilungen gestattet.

a) Den Schmuck der Ostereier stellen die Wenden im Spreewald eigentümlich her. Am Tage vor dem Ostersonntag versammeln sich Burschen und Mädchen und richten grosse Schüsseln flüssigen Wachses her. In die aufgelöste Masse taucht man feine Holzstiftchen oder Stecknadeln und zieht dann mit ihnen in unglaublicher Schnelligkeit und Akkuratesse die Zeichnung über das rohe Ei, auf welchem sie nun wie ein Wachsrelief aufliegt. Am ersten Feiertag werden die Eier gekocht. Nachdem zunächst der Farbstoff aufgebrüht und beinahe erkaltet ist, werden die Eier mit der Wachsschicht hineingelegt. Sind sie gut gefärbt, kommen sie in kochendes Wasser und sieden darin, bis der Wachsüberzug zerfliesst. Wo er gesessen, tritt jetzt weiss und deutlich die Zeichnung aus dem farbigen Grund heraus. Das schöngeschmückte Osterei spielt im Volksleben der Wenden eine grosse Rolle. Am ersten Ostertag gehen die Kinder zu ihren Paten und holen „bunte Eier“. Die Mädchen der Nieder-Wendei schenken den jungen Burschen je zwei Eier, dafür halten diese dann das Jahr über in der Kirche die Bank der Sängerinnen in Ordnung. Am Nachmittag des ersten Festtages wird von Klein und Gross „gewaleet“, d. h. mit den Eiern „geknllert“. An allen Ecken des Dorfes finden sich spielende Gruppen zusammen. Eine abschüssige Bahn wird in die Erde geleitet, ein Loch links daneben gegraben. Der erste der Spieler wirft ein Ei hinunter, der zweite folgt. Trifft er das erste Ei, so ist dieses geschlagen und sein Besitzer zahlt dem Treffer 1—2 Pfennige.

b) Ein besonderer Osterbrauch wird von den Kindern noch immer in unserm Vorort Schmargendorf geübt. Geht man in den Oster-

tagen durch das Dorf, so findet man die Fenster der kleinen Landhäuser allenthalben mit — Ostereiern dekoriert. Alles, was der Osterhase den Buben und Mägdlein am Vormittag an süssen Schätzen „gelegt“ hat, wird auf einen kräftigen Faden gereiht und nun nach Art einer Franze quer über die Scheibe gespannt.

c) Mitunter werden die ausgeblasenen Ostereier in der Mark als Mittelkörper eines Vogels behandelt, mit Wachs ein Kopf, Flügel und Schwanz aus leichtem Material, Federwerk und dergl. angeklebt und die solchergestalt hergestellten buntbemalten Vögel an Fäden schwebend aufgehängt.

7. Zu dem Vortrage über Gottfried Schadow, welchen Herr Professor Dr. Gallaud uns am 21. März gehalten, sei bemerkt, dass leider die ehemalige Künstlerwerkstatt des Meisters jetzt abgerissen wird. Das Atelier befindet sich in dem langgestreckten Quergebäude auf dem Hofe des Hauses Schadowstrasse 10/11, des Wohnhauses des Meisters, dessen lebensvollen Kopf man ausser anderen auf die künstlerische Thätigkeit Schadows hinweisenden Reliefbildern an der Fassade sieht. Auf dem vor kurzem in den Besitz des Fiskus übergegangenen Grundstücke des Ateliergebäudes, mit dessen Abbruch am 14. d. M. begonnen werden wird, soll ein Erweiterungsbau des Ministeriums des Inneren errichtet werden.

So verschwindet selbst von den wenigen geschichtlichen Erinnerungen Berlins eine nach der andern.

8. Mittelalterliche Bronzeschalen. Von Dr. Wilhelm Grempler. — Unter diesem Titel befindet sich in den Niederlausitzer Mitteilungen Band VI, Heft 4 eine Arbeit des rühmlichst bekannten Breslauer Altertumsforschers, welche unser Interesse beansprucht und die hiermit vorgelegt wird. Den nächsten Anlass gab die in Band VI, Heft 1 abgebildete Schale, welche die Reichspostverwaltung, als auf ihrem Boden in Guben gefunden, dem Gubener Museum überwiesen hat. Es handelt sich um ziemlich flache Schalen von etwa 25—30 cm Höhe, die im Innern roh graviert, aussen glatt sind. In der Regel ist auf dem Boden ein Kreis ausgespart, in dem sich eine symbolische Figur fides, spes, caritas, patientia, humilitas, pax, bonitas, castitas, fortitudo, justitia und dergl. befindet, während der übrige Raum teils mit rohen Verzierungen teils mit menschlichen Figuren, die ähnliche symbolische Beziehungen (idolatria, invidia, superbia, ira, luxuria) anfweisen, oder klassisch mythologische Figuren, mitunter auch biblische Szenen (z. B. Szenen aus Simsons Leben) darstellen. Die dabei angebrachten Inschriften sind spät romanisch stilisiert und zum Teil, wie auf vielen Münzen derselben Epoche (z. B. auf den fälschlich sogenannten Wendenpfennigen) von ganz falscher Schreibweise, so dass es den Eindruck macht, als hätte der betreffende ausübende Künstler weder lesen noch schreiben können.

Grempler hat sich nun die dankenswerte Mühe gegeben festzustellen, wo dergleichen Schalen vorhanden sind und wo sie herstammen. Daraus ergiebt sich folgende Übersicht.

Russland: 34 aus Esthland, 1 in Chiew. (2 der esthländischen in Dresden). — Helsingfors (Finland) mehrere.
Ostpreussen: sehr zahlreich vergl. S. 174.
Schweden: Lund 2.
Norwegen: Hauköen (Amt Tromsö) 1.
Lübeck: 3 (Baggerungsfunde).
Hannover: Stade 1; Stadt Hannover, Kestner-Museum 1, unbekannt woher.
Mecklenburg-Schwerin: 1.
Elsass-Lothringen, Strasburg, Sammlung Forrer 1, woher?
Münster in Westfalen: 1.
Worms: 1.
Niederlande: Groningen 1.
Belgien: Gent 5.
München: National-Museum 1, woher? 1 von Kösching bei Ingolstadt.
In Aachen, Xanten und Trier je 1.
Paris, Nationalbibliothek, 1 Exemplar, die Jugend des Achilles darstellend. Woher?
Wien: 1 aus dem Zillerthal.
Olmütz in Mähren 3 (2 davon in Prag, eine im Olmützer Museum).
Ungarn: 1. Herkunft unbekannt.
Auf dem Zobtenberg in Schlesien sind 2 beim Stubbenroden gefunden, dieselben haben Grempler den nächsten Anlass für seinen Artikel geboten.

Wahrscheinlich blühen noch in entlegeneren öffentlichen Sammlungen und im Privatbesitz anderweitige dergleichen Bronzeschalen als bescheidene Veilchen im Verborgenen und bitten wir unsere Leser deshalb um allfällige Nachricht hierüber.

Nach dem Befunde der Verzierungen und der Technik, sowie nach dem sonstigen Vorkommen zum Teil in späten Burgwällen ist Grempler geneigt auf das 11.—12. Jahrhundert als die Zeit der Anfertigung der Schalen zu schliessen. Ich kann demselben nur beitreten.

Auffallend ist, dass so viele nahe der Seeküste, zumeist unfern dem baltischen Meer gefunden sind. Dies erscheint aber mit den vielen Metall-Funden aus jener Zeit und in jenen Gegenden wohl übereinstimmend und verständlich. Hauptsächlich denken wir dabei an die Wikinger-Herrschaft auf den nordischen Meeren, weniger an den Binnenverkehr. Der Binnenverkehr nach den slavischen Ländern spricht sich hauptsächlich in den von mir des öftern, auch in der „Brandenburgia“*)

*) „Brandenburgia“ IV, 14—19; V, 293—297; VI, 279 u. 280.

geschilderten und vorgelegten Hacksilberfunden aus, von denen ein grosser Teil auf orientalischen Ursprung deutet. Nun finden sich aber auf den Gremplerschen Becken nur lateinische Inschriften, deshalb kann man nicht wohl an den unter griechischer (byzantinischer) Kultur stehenden Südosten Europas als Fabrikationsstätte der gravierten Bronzegefässe denken. Grempler S. 178 schliesst deshalb vorsichtig: „Unbeantwortet bleibt vorläufig die Frage nach dem Fabrikationsort. Die Rohheit der Ausführung bei den meisten, vor allem die unverstanden wiedergegebenen Inschriften gestatten den Schluss auf eine Massenfabrikation von Seiten ungebildeter Metallarbeiter. Die grösste Anzahl der bisher bekannten Schalen sind im Bereich der Nord- und Ostseeküste aufgedeckt worden; sie stammen aus einer Zeit, wie wir gesehen haben, wo die Wikinger einen mächtigen Handel vermittelten, und so wird man nicht fehl gehen, wenn man die weite Verbreitung derselben damit in Zusammenhang bringt. Auf diesem Wege dürfte die Schale auch nach Kiew gekommen sein, welches an der Handelsstrasse liegt, die schon in altersgrauer Zeit von der Ostsee nach dem schwarzen Meere führte. Die wenigen Schalen, die weiter westlich im Binnenlande sich finden, sind dorthin möglicherweise in weit jüngerer Zeit verschleppt worden."

Endlich scheint mir, dass die Becken, wenn sie auch teilweise biblische Gravierungen aufweisen, dennoch im wesentlichen profanen Zwecken gedient haben. Ich denke dabei an die späteren, zum Teil der Renaissance-Zeit angehörigen getriebenen Messingbecken, welche gewöhnlich aus Nürnberg und Lübeck bezogen werden und die ebenfalls häufig christlich-religiöse Darstellungen enthalten*). In Norddeutschland findet man sie noch jetzt nicht selten als Taufschüsseln verwendet, dennoch geht aus alten Holzschnitten und Inventarien pp. hervor, dass sie auch als Wanddekorationen und dergl. in profanen Gebäuden, in Bürgerwohnungen etc. gedient haben.

In der jetzt beginnenden Reisezeit besuchen unsere Mitglieder ja häufig gewerbliche und geschichtliche Sammlungen in fernen Gegenden; ich bitte nochmals, bei solchen Gelegenheiten an jene gravierten Bronzeschalen und ähnliche Metallarbeiten des Mittelalters zu denken, deren Ursprung und Verbreitung nur „viribus unitis" aufgehellt werden kann.

9. Das Antependium der St. Gotthards-Kirche zu Brandenburg a/H., welches ich in einer vom Märkischen Museum kürzlich durch unser Mitglied Herrn Bartels aufgenommenen grossen Photographie vorlege, wird in Ottos Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie 5 I, S. 512, Nr. 1 und ausserdem in Bergaus Inventar der Bau- und Kunst-Denkmäler in der Provinz Brandenburg (1885) hier S. 246 wie folgt

*) „Brandenburgia" I, 68; 123; VII, 469 u. 470.

beschrieben: „Altardecke von Leinewand, 3 m lang, 1,30 m breit; auf der Kelchseite zwei, auf der Brotseite ein agnus dei in blauen Leinenfäden eingestickt. Daran angenäht als Antependium ein 5,25 m langer, 1 m hoher gewirkter Teppich mit der Jagd des Einhorns in Figuren von $^1/_3$ Lebensgrösse, unter denen aber der Engel mit dem Jagdhorn und den Hunden fehlt. Architekturen und Kostüme weisen auf die Mitte des XV. Jahrhunderts. Dürfte zu dem Altar der Liebfrauengilde von 1463 gehört haben."

Beide kurze Quellen rühren von dem hervorragenden Kenner kirchlicher Altertümer, evangelischen Pfarrer E. Wernicke in Loburg her. Derselbe hat sich alsdann im XXI.—XXV. Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a/H. (1894, S. 1—14) ausführlicher in einer Mitteilung ausgesprochen, welche sich betitelt: „Ein Antependium der St. Gotthardt-Kirche zu Brandenburg. Mit Abbildung. (Nach einer Photographie von Fr. Schroeder in Brandenburg a/H.)"

Ich entnehme hieraus die sehr genaue Beschreibung der steif und unbehülflich, aber in ersichtlich konventionellem Stile ausgeführten Darstellung.

„Vor einem bergigen, mit allerhand Burgen- und Kirchenbauten und einzelnen Bäumen besetzten Hintergrunde nämlich, inmitten eines teils mit ähnlichen Bäumen, teils mit grossblättrigen Lorbeerbüschen und allerhand Blumen geschmückten Gartens, zur Seite eines zweiröhrigen Laufbrunnens mit sechseckigem Ständer und Becken sitzt auf einer polygonalen Steinbank eine Dame in pelzbesetztem Brokatgewande, welche mit der rechten Hand die Vorderfüsse des in ihren Schoss geflüchteten Einhorns hält, mit der Linken aber das grosse, senkrecht nach oben gerichtete narwalartige Horn desselben umfasst. Von der Rechten wie von der Linken naht ihr eine beiderseits vollkommen symmetrisch geordnete Gruppe von je fünf Personen. Zunächst zur Rechten — ich rede immer nach heraldischem Gebrauch, von dem recht zu wünschen wäre, dass er gleichmässig in die gesamte Bilderbeschreibung eingeführt würde — schreitet eine mit hermelinbesetztem Kleide und der grossen eigentümlichen Schleierhaube der Zeit bekleidete Dame heran, welche mit der Linken ein Glas unter die eine Röhre des Laufbrunnens hält, während die Rechte mit auffällig gespreiztem Daumen lässig herabhängt. Ihr folgt ein Reiter im langen, mit Schlitzärmeln zum Durchstecken der Arme des Untergewandes versehenen Brokatmantel und niedrigem, schmalrandigem Filzhute; auf der linken Faust trägt er einen flatternden Falken, sein Pferd, ein Fuchs, scheint zaudernd still zu stehen. Hinter diesem kommt ein Fussgänger mit demselben Hute, aber desto kürzerem, kaum über die Hüften reichendem, jedoch mit denselben langen Schlitzärmeln versehenem Rocke; er hebt die linke Hand verwundert in die Höhe, während die herabhängende Rechte einen kurzen Stock führt. Den Schluss machen eine Dame und ein Herr zu Fuss, gepaart, die Dame in derselben Tracht wie die am Brunnen stehende, nur ohne die Hermelin-

zöpfchen im Pelzbesatze des Rockes, die linke Hand mit einem Blümchen zur Nase hebend, die Rechte lässig herabhängend; der Herr, in derselben Tracht wie der Reiter, steckt die rechte Hand in den Busen des faltig aufgehobenen Mantels, die linke aber hat er in ziemlich respektvoller Entfernung in das rechte Ellbogengelenk der Dame gelegt. Auf der linken Seite steht unmittelbar hinter dem Einhorn eine der zur rechten stehenden in jeder Beziehung, nur von der Gegenseite, völlig symmetrisch entsprechende Dame, nur dass sie in der erhobenen rechten Hand ein weiss getüpfeltes Tüchlein darreicht. Der ihr folgende Reiter entspricht ebenfalls völlig dem Gegenüber, nur dass sein Schimmel schreitet, und dass er seine linke Hand nur mit staunender Geberde emporhebt. Auf diesen folgt wieder ein Jäger zu Fuss, ebenfalls mit dem ganz kurzen Röckchen, aber einem gewaltigen Jagdmesser am Gürtel; mit der linken Hand hält er einen an die Schulter gelehnten sehr dünnen Jagdspiess, mit der erhobenen rechten setzt er ein Horn zum Blasen an den Mund. Den Schluss nach der linken Seite bildet wiederum ein untergefasstes Paar zu Fuss, das dem Gegenüber völlig entspricht, nur dass die Dame ihre Hände in einer an die mediceische Venus erinnernden Haltung präsentiert, der Herr aber sie mit der rechten Hand unterfasst und auf der linken Faust einen vom Rücken geschenen, ruhig dasitzenden Falken trägt."

Als wissenschaftliche Beilagen zum Jahresbericht der Elften Städtischen Realschule zu Berlin Ostern 1896 und 1897 ist ferner in 2 Teilen ein Aufsatz von Carl Cohn erschienen, betitelt „Zur litterarischen Geschichte des Einhorns", welcher mit einem wahren Bienenfleiss das einschlägliche Material von der ältesten Zeit bis zu dem wundersamen Einhorn auf dem Bilde Arnold Böcklins „Das Schweigen im Walde" zusammenträgt und kritisch verarbeitet. Das brandenburgische Antependium wird leider von Cohn (II. S. 17) nur ganz im Vorübergehen gestreift; die Wernicke-Arbeit scheint Cohn ganz verborgen geblieben zu sein.

Das Naturgeschichtliche, welches der Einhornsage zu Grunde liegt, ist unschwer zu erraten. Das einhörnige indische Nashorn (Rhinoceros unicornis) hat zur Entstehung der Sage vom Einhorn Anlass gegeben*). Alsdann findet man seit unvordenklichen Zeiten den einen Stosszahn**) des Narwals, eines zur Ordnung der Wale gehörigen Meersäugetiers, Monodon monoceros, als Horn des Einhorns in den Museen und Sammlungen. U. A. ist das Narwalhorn der Stirn eines der zwei Wappentiere der englischen Krone, dem Pferde, aufgesetzt. Dies Einhorn der alten Zeiten, im Orient sowohl wie im Occident, gilt als ein

*) Die afrikanischen Nashörner (Rhinoceros bicornis, Rh. simus, Rh. oswellii, Rh. cucullatus haben zwei Hörner, passen also zum Vergleich hierher.

**) Eigentlich hat das Männchen 2 wagerecht im Oberkiefer stehende, 2 bis 3 Meter lange Stosszähne, der eine ist aber gewöhnlich verkümmert, während das Weibchen meist keine, sehr selten kleine dergl. Stosszähne aufweist.

gefährliches, wildes Tier. So finden wir es in der Bibel z. B. im Psalm 22 Vers 22: „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern". Nicht ungeschickt wird dies in dem Verzweiflungskampf der südafrikanischen Buren auf die Übermacht der Engländer gedeutet, deren Wappenschildhalter der Löwe und, wie schon angedeutet, das Einhorn sind. Dies britische Einhorn stammt aus dem schottischen Wappen, welches zwei Einhörner als Schildwächter aufweist.

Auch im deutschen Volksmärchen kommt das Einhorn noch als wildwütiges Untier vor, welches das tapfere und schlaue Schneiderlein gleichwohl einzufangen versteht. Im allgemeinen finden wir aber in der christlichen Legende das Einhorn, wenn auch immer noch als ein recht schnelles, so doch als ein sanftes Tier, das gejagt wird und sich zu seinem Schutz in den Schoss einer reinen Jungfrau flüchtet. Dass hierin eine auf Jesus Christus und die unbefleckte Empfängnis seiner göttlichen Mutter bezügliche Symbolik liegt, leuchtet sofort ein.

Cohn hat nun den glücklichen Versuch gemacht, in den verschiedenen Einhorn-Überlieferungen eine systematische Entwickelung nachzuweisen und nach verschiedenen Gesichtspunkten eine Einteilung zu geben. Er unterscheidet I. die antike Überlieferung, II. die Erzählung des Physiologus, der mittelalterlich-scholastischen Dogmatik, letztere nur ganz verschwindend mit Angaben über das Einhorn aus dem klassischen Altertum. Diese Erklärungen des Einhorns aus der Physiologus- und Bestiarien-Litteratur hängen vielmehr teils mit der Bibel, teils mit ägyptischen, teils eigentlich orientalischen Überlieferungen zusammen, die besonders durch die Kreuzzüge genährt worden sein mögen. Darnach ist das Einhorn ein kleines, sehr starkes Tier, einem Ziegenbock ähnlich mit einem narwalartigen Horn auf der Stirn. Ein Jäger kann es nicht allein erbeuten. Um es zu fangen, führt man dem Tier eine reine Jungfrau entgegen. Wenn dasselbe ihrer ansichtig wird, springt es in ihren Schoss; die Jungfrau besänftigt es, indem sie es liebkost und führt es in den Palast. Oder es flüchtet sich überhaupt vor dem Jäger in den Schoss der ruhig dasitzenden Jungfrau, so auf dem Brandenburger Teppich, oder es wird noch weiter verfolgt, verwundet, erlegt und sein Blut in einer Schale aufgefangen.

III. Die Deutung des Physiologus. Während die Kirchenväter durchgehends das starke, unüberwindliche oder das verderbliche Einhorn symbolisch erklären, wird in der Deutung des Physiologus das Hauptgewicht auf die Demütigung des Tieres vor der Jungfräulichkeit gelegt.

IV. Die sehr zahlreichen Kunstdarstellungen, welche sich an das Physiologus-Kapitel vom Einhorn anschliessen, nehmen a) zuerst — in ihren ältesten Darstellungen — auf die Deutung desselben keine Rücksicht, sondern geben ein rein sinnliches Bild von der

Jagd oder der Erlegung des Tieres. Die mittelalterlichen Beschauer, die mit dem Inhalt der Physiologus- und Bestiarien-Überlieferung vertraut waren, werden diese Darstellungen ohne Zweifel als Bilder für die Menschwerdung Gottes aufgefasst haben; aber der Vorgang der Inkarnation oder der Ratschluss der Erlösung der Menschheit selbst wurde zunächst nicht dargestellt.

b) Eine wirkliche Erweiterung der ursprünglichen Einhornlegende dagegen liegt nach Cohn II. 20 in einer Reihe von Kunstdarstellungen vor, die dem ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert angehören und überwiegend Deutschland anzugehören scheinen. Das Bild der Einhornjagd, das bis dahin nur ein Vorbild der Menschwerdung war wird nunmehr zum Bilde der Verkündigung und der Inkarnation selbst. Die Jungfrau erhält als Jungfrau Maria hierbei nicht selten einen Heiligenschein.

c) Endlich geht neben der alten mystischen Deutung der Erzählung vom Fange des Einhorns durch eine Jungfrau auf die Menschwerdung Christi im Schosse der Maria schon früh eine rein moralisch allegorisierende, auf menschliche Verhältnisse bezugnehmende oder das Einhorn, wie es im Mittelalter mit Tierbildern so häufig geschah, als Vorbild gewisser Tugenden oder umgekehrt gewisser Laster benutzende Darstellung einher. Dabei schwankt das Charakterbild unsers braven Tiers so, dass es bald als Muster der Keuschheit, aber auch als Vertreter der Unenthaltsamkeit aufgestellt wird. Letzterer Deutung huldigt der grosse Lionardo da Vinci, wenn er sagt: per la sua intemperanza e non sapersi vincere per lo diletto che à delle donzelle dimentica la sua ferocità e salvatichezza, ponendo da canto ogni sospetto va alla sedente donzella.

In welche der drei Gruppen gehört nun die brandenburger Darstellung? Offenbar in die erste Gruppe, die so zu sagen naturalistische Gruppe a, wie schon Wernicke andeutet und Cohn II. 17 ausdrücklich angiebt; womit ich auch durchaus übereinstimme.

Leider ist das interessante Stück in Folge jahrhundertelanger Verwahrlosung in der traurigsten Verfassung, und war deshalb das Märkische Provinzial-Museum nicht im Stande, den bis jetzt dafür geforderten ansehnlichen Preis aufbringen zu können, da alle Gönner des Museums, welche zum Erwerb beisteuern wollten, sich über den zerfetzten Zustand des Antependiums entsetzt und deshalb die Preisforderung für zu hoch erachtet haben. Unsere Mitglieder wissen ja ausserdem aus dem Besuch der Kunstwerkstätte unsers Mitgliedes Ziesch, Bethanien-Ufer Nr. 8 am 9. September 1899, wie schwierig die Reparatur von dergleichen Gobelin-Webereien ist und welche hohen Summen sie kostet, Beträge die den Erwerbspreis des defekten Stücks oft um ein Erhebliches übersteigen. Ohne eine solche gründliche Reinigung, Ausbesserung und

Ergänzung, welche in Berlin nur das erwähnte Kunstweberei-Institut liefern kann, liesse sich das Antependium nicht wohl ausstellen.

10. Die geologische und biologische Erforschung der Gewässer insbesondere der Seen der Provinz Brandenburg. Zu den frommen Wünschen, welche ich seit meiner vieljährigen Beschäftigung mit der Landeskunde hege, gehören zwei, deren Erfüllung ich gern sähe, es ist das die phytologische und archäologische Durchforschung unserer heimischen Torfmoore sowie die geologische und biologische Untersuchung wenigstens unserer hauptsächlichsten Seen. Bezüglich der Schichtenuntersuchung der Torfmoore ist fast nichts bei uns geschehen, trotz der Nähe der Universität Berlin und der botanischen Institute, fast nichts wenigstens im Vergleich z. B. mit Schleswig-Holstein und Mecklenburg oder mit Dänemark und Schweden.

Dies Schmerzenskind — die schichtenmässige (stratigraphische) Erforschung der brandenburgischen Torfmoore — die aus ehemals lebendigen Gewässern, Flüssen und Seen entstanden sind — will ich heut Abend nicht weiter berühren, wohl aber erwähne ich das andere Schmerzenskind — die Erforschung unserer lebendigen Gewässer, denn daran gemahnt mich der Titel des Vortrags, den unser I. Schriftwart Herr Dr. Zache noch heut Abend halten wird.

Sehen Sie sich die Kartenblätter bezw. Messtischaufnahmen unserer geologischen Landesvermessung an, so glänzen darauf unsere Gewässer in schönsten Weiss, als Vakuum; sie sind eben in einer meines Erachtens weder wissenschaftlich noch wirtschaftlich zu rechtfertigenden Weise als quantité negligeable missachtet worden und unberücksichtigt geblieben.

Dem leider zu früh verstorbenen Geheimen Oberbergrat Dr. Hauchecorne sind dieserhalb von Interessenten ungezählte Male Vorwürfe gemacht worden; er versuchte sie zwar immer abzuweisen, es waren aber immer nur formelle Verlegenheitsabweisungen, die auf zwei Punkte hinausliefen: zuvörderst sei die geologische Untersuchung der Seen pp. in dem Programm der preussischen Landes-Untersuchung nun einmal nicht vorgesehen worden, ausserdem seien dergleichen Untersuchungen der Gewässer aber nur von einem besonders geschulten Personal vorzunehmen, sehr zeitraubend und auch kostspielig, es fehle übrigens diesbezüglich an den nötigen Geldmitteln.

Auszuführen, dass dies, wie angedeutet, lediglich Verlegenheitsausreden sind, kann ich mir wohl ersparen. Hat die geologische Bodenuntersuchung die Aufgabe, vor allem die äussere Reliefgestaltung der Erdrinde zu untersuchen und festzulegen, so darf sie nicht vor einem Wasserspiegel haltmachen, sondern hat ganz selbstverständlich die Verpflichtung das Bodenrelief auch unter dem Wasser aufzunehmen. Nimmt die amtliche Untersuchung Bohrungen zur Feststellung des Untergrundes

im Lande vor, so müssen solche nicht minder selbstverständlich auch auf den Untergrund der Gewässer ausgedehnt werden. Diese Untersuchungen der Seen haben aber auch für die Praxis der Land-, natürlich noch mehr für die der Wasser-Wirtschaft das allergrösste Interesse.

Hiermit sollten botanisch- und geologisch-biologische Untersuchungen verbunden und für die Gewässer jedes Kartenblattes festgelegt werden. Dass alles dies in beklagenswerter Missachtung und Verkennung der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen versäumt ist, muss den staatlichen Organen unbedingt zum Vorwurf gemacht werden. Für dergleichen wichtige Landeskultur-Untersuchungen müssen die Geldmittel flüssig zu machen sein und würde sich schon vom agrarischen Standpunkt aus die Landesvertretung hier einer gründlich motivierten Geldforderung sicherlich nicht widersetzen. Es sei mir vergönnt wenigstens einen Sachverständigen zur Unterstützung meiner Ausstellungen ins Treffen zu führen. Herr Dr. W. Halbfass-Neuhaldensleben hat sich im Brandenburgischen Fischereiverein am 20. März 1900 in einem Vortrage „Über die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Binnenseefischerei“ (Allg. Fischer-Zeitung 1900 Nr. 8, S. 131 flg.) u. A. gerade auch über die Feststellung des Bodenreliefs der Seen unserer Heimat in so sachgemässer Weise geäussert, dass wir uns nicht versagen können, wenigstens etwas Hierhergehöriges wörtlich anzuführen.

„Wir wissen bis jetzt von dem Bodenrelief der langen Seenreihen im Gebiete der Ostsee von Ostpreussen bis Ostholstein noch herzlich wenig. Der preussische Landesgeolog K. Keilhack, der sich um die Frage nach der geologischen Entstehung jener Seen unstreitig grosse Verdienste erworben hat, erklärt zwar (Geogr. Zeitschr. IV, 50), dass wir heute „für mehr als 100 Seen genaue Tiefenkarten besitzen, in denen die Konturen des Untergrundes durch Tiefenlinien von 5 zu 5 m so genau wie möglich dargestellt sind“, allein wenn man der Sache näher auf den Leib geht, so kann man Keilhack den Vorwurf nicht ersparen, dass er hier den Mund doch ein wenig voll genommen hat. Die Sache steht vielmehr so. Keilhack hat mit Hilfe von drei Kulturtechnikern im östlichen Hinterpommern und zwar auf den Messtischblättern Kösternitz, Sydow, Persanzig, Neustettin, Kasinneshof, Wurchow, Bublitz und Gross Carzenburg 26 Seen ausgelotet und mit Tiefenlinien versehen. Ule hat für 15 masurische und 11 ostholsteinische Seen Tiefenkarten entworfen, leider aber in einem für die Mehrzahl von ihnen viel zu kleinem Massstabe von 1:100000. Auch sind die Lothungen an Zahl meist so gering, dass nach Ules eigenem Eingeständnis die Karten nur die allgemeineren Züge des Bodenreliefs wiedergeben und dass die gerade für die Fischerei wichtigen Einzelheiten des Bodens erst durch ein dichter gezogenes Netz von Messungen zum Ausdruck kommen würden. Keilhacks und Ules Lotungen, selbst letztere für voll gerechnet, ergeben erst 52 Seen, also nur die Hälfte jener „100“ Seen, von denen Keilhack sprach.“

Nach einigen Ausführungen über Mecklenburg, die Altmark, West- und Ost-Preussen fährt Dr. Halbfass fort:

„Einzelne Tiefenangaben von Seen in den östlichen Provinzen Preussens finden sich mehrfach, namentlich in den Jahrbüchern der kgl. preussischen geologischen Landesanstalt, in den Jahresberichten von Fischereivereinen u. s. w. und es mögen noch viel mehr Lotungen hin und wieder unternommen worden sein, aber in ihrer Isolirtheit ist ihr Nutzen ein sehr geringer, ihre Zuverlässigkeit häufig eine sehr problematische. Hierfür statt vieler nur ein Beispiel.

Im Werbellinsee in der nördlichen Mark hatte ein Herr Postverwalter Tiefen von 60—70, ja sogar von 107 Fuss gefunden. Bei Gelegenheit einer geologischen Durchforschung jener Gegend hatte Geh. Rat Behrendt („Die südliche baltische Endmoräne in der Gegend von Joachimsthal", Jahrb. der kgl. preuss. geolog. Landesanstalt für 1887, S. 307) sich über diesen See auf Grund jener Messungen folgendermassen geäussert: „Nimmt man die erwähnte Tiefe von 60—70 Fuss oder über 20 m hinzu und bedenkt, dass die Ufer des Werbellin in unmittelbarster Nähe über 30—40 m ansteigen, so ergiebt sich eine Auswaschungsfurche von 50—60 m Tiefe." Indem Wahnschaffe in seinem weitverbreiteten Vortrag „Unsere Heimat zur Eiszeit" die Seetiefe für die gesamte Auswaschungsrinne einschliesslich der Uferränder setzt, lässt er S. 27 seines Vortrages die Tiefe des Werbellinsees an einigen Stellen 50—60 m betragen und darauf fussend schreibt Schwahn in Heft 16 „Unser norddeutsches Tiefland" der populären Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin, S. 35: „Als Typus eines Binnensees kann der an einigen Stellen 50—60 m tiefe Werbellinsee bei Joachimsthal gelten pp." Da beide Vorträge mit Recht eine weite Verbreitung gefunden haben, so kann man sicher sein, dass der Werbellinsee im Handumdrehen nach allgemein geltender Anschauung eine Tiefe von 50—60 m besitzt, während in Wirklichkeit seine grösste Tiefe nicht über die Hälfte hinausgeht. — Die Tiefenkarten einer Reihe wichtiger Seen in Pommern hoffe ich noch im Laufe dieses Jahres herausgeben zu können. Jedenfalls geht aber wohl aus dem Gesagten unzweifelhaft hervor, dass die Zahl der genau ausgeloteten Seen der baltischen Seenzone eine verschwindend kleine gegenüber ihrer Gesamtheit ist, und dass die norddeutschen Binnenseen noch ein weites und dankbares Feld für topographische Aufnahmen bieten, deren Ergebnisse auch für eine rationelle Seenwirtschaft nicht nur von grossem Interesse, sondern geradezu bestimmend auf dieselbe einwirken würden."

Es wäre zu wünschen, dass man dies in den massgebenden Kreisen beherzigte, einen Plan für die geologische und biologische Aufnahme und Erforschung mindestens der grösseren Seen ausarbeitete und die nötigen Kosten dafür von der Regierung erforderte. Hoffentlich nimmt der Nachfolger des Herrn Hauchecorne die Angelegenheit, soweit die geologischen Interessen in Frage kommen, in ernstliche Erwägung; es ist eine der dankbarsten und schönsten Aufgaben; die Ausfüllung der beregten Lücken unserer Kenntnis der heimatlichen Gewässer würde in den weitesten Kreisen freudig begrüsst werden.

B. Bericht des Schatzmeisters Herrn Ritter.

Kassenstatus der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin vom 31. März 1899 bis 31. März 1900.

Einnahmen.

Titel I Bestand.			
Baarbestand p. 1/4. 1899			665,81 M.
Titel II Mitgliederbeiträge.			
p. 2. Sem. 1898/1899. 1 à 6 M.		6,— M.	
p. 1. Sem. 1899/1900. 225 à 6 „		1350,— „	
p. 2. Sem. 1899/1900. 237 à 6 „		1422,— „	
			2778,— „
Titel III Aussergewöhnliche.			
a) Zuschuss der Brandenb. Landes-Kasse		500,— M.	
b) Desgl. des Magistrats		500,— „	
c) Verkauf von Heften		—,— „	
d) Übersehuss Guben		38,50 „	
			1038,50 „
Titel IV Reservefonds.			
Kapitalzinsen			70,— „
		Summe der Einnahmen	4552,31 M.

Kapitalvermögen.
Berliner 3½% St. Anl. 2000 M.

Ausgaben:

Titel I Local			
Vacat			—,— M.
Titel II Drucksachen.			
a) Monatshefte N.: 1—12. u. Archiv.		3326,88 M.	
b) Zeichnungen etc.		14,— „	
			3340,88 „
Titel III Porti u. Depeschen.			
Porti etc.			68,33 „
Titel IV Bureau u. Schr.-Mat.			
Converts, Mitgliedkarten etc.			54,50 „
Titel V Remuner. f. gel. Arbeiten.			
Abschriften, Ausfertigungen			160,— „
Titel VI Bibliothek.			
Buchbinder			63,15 „

Titel VII Aussergewöhnliche.
Wanderversammlungen etc. . . . . 142,— M.

Titel VIII Sonstige Ausgaben.
Vacat . . . . . —,— „

Titel IX Reservefonds.
Vacat . . . . . —,— „

Summe der Ausgaben 3828,86 M.

Summe der Einnahmen . . . . . 4552,31 M.
„ der Ausgaben . . . . . 3828,86 „
Bestand pro 1900/1901 723,45 „

Haushalt-Etat der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin vom 1. April 1900 bis 1. April 1901.

Einnahmen.

Titel I Bestand.
Baarbestand p. 1/4. 1900 . . . . . 723,45 M.

Titel II Mitgliederbeiträge
pro 1900/1901 250 Mitglieder à 12 M. . . . . 3000,— „

Titel III Aussergewöhnliche.
a) Zuschuss der Brandenb. Landes-Kasse . . 500,— M.
b) Desgl. des Magistrats . . . . . 500,— „
c) Überschuss Wandervers. Verk. Schrift. . . 6,55 „
1006,55 „

Titel IV Reservefonds.
Kapitalzinsen . . . . . 70,— „

Summe der Einnahmen 4800,— M.

Ausgaben.

Titel I Local.
Vacat . . . . . —,— M.

Titel II Drucksachen.
a) Monatshefte u. Archiv . . . . . 3400,— M.
b) Zeichnungen etc. . . . . 100,— „
3500,— „

Titel III Porti u. Depeschen.
Porti etc. . . . . 70,— „

Titel IV Bureau u. Schreibmater.
Couverts, Karten etc. . . . . 60,— „

Titel V Remuneration f. gel. Arb.
Abschriften, Entschädigungen etc. . . . . 160,— „

Titel VI Bibliothek.

Buchbinder etc.		60,— M.
Titel VII Aussergewöhnliche		
Wanderversammlungen etc.		170,— „
Titel VIII Reservefonds.		
a) Kapitals-Anlage	—,— M.	
b) Baarbestand	780,— „	
		780,— „
	Summe der Ausgaben	4800,— M.

Die Märkischen Seeen

von Eduard Zache.

Zu den schönsten Zierden unserer Mark gehören ihre Seeen, und bei der glücklichen Verteilung derselben giebt es kaum einen Landstrich, in welchem sie gänzlich fehlen. Sie sind aber nicht bloss ein hübsches Schmnckstück, an welchem das Auge sich ergötzt, sondern sie bilden auch ein sehr beachtenswertes und nützliches Stück aus dem Inventarium unserer Mark.

Vom Beginn der menschlicheu Besiedelung an bis auf den heutigen Tag übten sie ihre Anziehungskraft aus. Boten sie doch Trinkwasser nnd Fleischnahrung in der bequemsten Weise. Noch jetzt schöpft die Stadt Berlin ihr Trinkwasser aus den beuachbarten Seeen. Auch die Städtegründer in den Kolonisationsjahrhunderten suchten die Uferränder der Seeen auf, weil ihnen die Wasserfläche das Aufwerfen eines Wallgrabens ersparte. Erst in neuester Zeit wendet man sich aus ästhetischen Rücksichten den Seenfern zn. Den Anfang hiermit haben die hohenzollernschen Fürsten gemacht. Dafür sprechen Jagdschloss Grunewald, Rheinsberg und Potsdam. Die wohlhabenden Berliner siud ihnen allmählich gefolgt und haben die Grunewald- und die Havelseeen mit einem Kranz von Villen umrahmt.

Noch intensiver freilich ist die Ansnutzung der Seeen durch die Tiere und Pflanzen. Es giebt hier eine bemerkenswerte Stufenfolge mit zahlreichen Gliedern, aus welcher hervorgeht, wie mannigfach die Einrichtungen sind, welche Pflanzen und Tiere besitzen um im Wasser leben zn können. Wir haben alle Übergänge vom Luftleben zum Wasserleben. Und doch sind es nnr die Formen der Organe, welche sich ändern, während die chemischen Vorgänge, die in diesen Organen vor sich gehen, ein und dieselben bleiben.

Digitized by Google

Am deutlichsten zu verfolgen ist es, wie eine Anzahl geselliglebender Pflanzen allmählich vom Wasser Besitz ergreifen und vom Ufer aus nach der Tiefe hin vorrücken. Wir unterscheiden eine Uferzone; wo das Ufer nicht zu steil und die Wassertiefe sofort zu bedeutend ist, hat sich ein dichter Wald von Schilf und Rohr angesiedelt, der in einen Binsenwald übergeht. Wo das Wasser aber schon eine Tiefe von 2—3 m erreicht hat, folgen die See- und Teichrosen und bilden mit ihren glänzenden Blättern einen grünen Teppich, der noch verbreitert wird durch die kleineren Schwimmblätter der Laichkräuter. Der nächste Schritt nach dem Mittelpunkt hin führt uns schon zu gänzlich untergetauchten Pflanzen. Es sind das die Tausendblätter und die Hornkräuter. Während diese noch mit Haftorganen am Boden befestigt sind, treibt der Wasserschlauch frei im Wasser dahin, und der Wasserstern bildet auf dem Boden einen dichten Rasen. Zu den merkwürdigsten und häufigsten Wasserpflanzen gehören endlich die Wasserlinsen. Einige Arten haben Schwimmblätter und treiben an der Oberfläche, wo sie mit ihren linsenförmigen Blättchen einen noch dichteren Teppich als die See- und Teichrosen bilden. Eine zweite Art aber hält sich schwimmend dicht unter dem Wasserspiegel. Auch unter den Spornpflanzen giebt es eine grosse Anzahl geselliglebender Wasserpflanzen. Von den höheren ist zu nennen der schwimmende Wasserfarn, welcher z. B. zwischen den Flosshölzern in der Oberspree zu finden ist. Aus der grossen Abteilung der Algen müssen zuerst die Characeen, die Armleuchtergewächse, genannt werden. Es sind Pflanzen, welche kalkiges Wasser lieben und sich daher in den Seeen am Fusse der Gipsberge bei Sperenberg finden. Dort bilden sie unter Wasser mit ihren quirlig verzweigten Stengeln ein dichtes Gestrüpp. Viel verbreiteter sind die zahlreichen geselliglebenden Fadenalgen, welche auf Steinen und Hölzern einen dichtanliegenden, grünen Rasen ausmachen. Unter den mikroskopisch kleinen freien Algen giebt es solche, welche unter Wasser lagernde Gegenstände mit einer leichten, unbeständigen, bräunlichen Schlammschicht überziehen. Endlich bleiben noch die schwimmenden Algen übrig, welche in gewissen Jahreszeiten erscheinen und dann wieder verschwinden. Sie rufen die sogenannte Wasserblüte hervor.

Mit dem Hinabtauchen ins Wasser gehen Einrichtungen der Organe Hand in Hand, welche für das Wasserleben geschaffen sind. Die Pflanzen der Uferzone: Rohr, Schilf, Rohrkolben, Schwertlilie sind echte Luftpflanzen. Bei ihnen ist es in erster Linie der Wurzelstock, welcher in dem weichen Untergrunde günstige Wachstumsbedingungen findet. Auffällig gebaut sind die Binsen, ihnen fehlen die Blätter gänzlich, und der Stengel hat die Funktion der Ernährung und Wasserversorgung allein übernommen. Erst mit dem Aufliegen auf dem Wasser bezw. mit dem Eintauchen in dasselbe stellen sich ganz abweichende Einrichtungen ein.

Die Schwimmblätter der Teich- und Seerosen sind gross, einfach und ganzrandig, in ihrem Innern besitzen sie weite lufthaltige Zellen, welche das Schwimmen erleichtern. Ihre Oberfläche ist lederartig, schwer benetzbar, so dass heftige Regengüsse keinen Schaden anrichten können. Den Übergang von diesen Wasserspiegelpflanzen zu den untergetauchten, echten Wasserpflanzen bilden die Laichkräuter, der Wasserhahnefuss, die Wassernuss und der Wasserfarn. Sie sind mit einer zweifachen Art von Blättern versehen. Einmal besitzen sie Schwimmblätter wie die Teichrosen mit Spaltöffnungen an der Oberseite und daneben schmale, lanzettliche bis fadenförmige Wasserblätter ohne Spaltöffnungen. Bei den gänzlich untergetauchten Pflanzen wie Hornkraut und Tausendblatt finden wir natürlich nur Wasserblätter. In der weitgehenden Zerschlitzung dieser Wasserblätter erkennen wir das Prinzip der Oberflächenvergrösserung wieder. Die Aufnahme der Nährsalze und der Nähr- und Atmungsgase geht allein durch die Haut der Blätter vor sich. Der Wasserdurchzug ist hier natürlich gänzlich eingestellt. Wenn ein Teil dieser Pflanzen auch noch mit Wurzeln versehen ist, so dienen diese doch nicht mehr als Nahrungszubringer, sondern nur als Haftorgane. Den Blättern fehlen die stützenden Fasern der Luftpflanzen gänzlich, so dass sie ausserhalb des Wassers schlaff herunterhängen und sich pinselartig zusammenlegen, während sie unter Wasser üppige Wälder bilden. Damit aber die Reihe der Wasserpflanzen vollständig sei, giebt es auch eine insektenverdauende, das ist der Wasserschlauch. Die Pflanze ist gänzlich wurzellos und der Stengel ist besetzt mit haarförmig geschlitzten bezw. gefiederten Blättern. An einigen Blattzipfeln treten kleine Bläschen auf, welche man früher für Schwimmbläschen gehalten hat, welche in Wirklichkeit aber für den Fang und die Verdauung kleiner Wassertierchen dienen.

Ernährung und Atmung erfordern, wie wir gesehen haben, bei den Wasserpflanzen keine eigenartigen Organe, das ist auch nicht der Fall bei den Einrichtungen, welche zur Samenbildung führen. Eine grosse Anzahl derselben, vor allem die hochstämmigen, wie Rohr, Binse, Tausendblatt und die Laichkräuter sind Windblüter. Das Tausendblatt steckt zur Zeit der Blüte über die Oberfläche des Wassers einen hohen Stengel empor, an welchem unscheinbare Blüten sitzen. Die langen, dünnen Staubfäden tragen lebhaft im Winde flatternde Antheren mit leicht verstäubendem Pollen. Die Teich- und Seerosen, der Wasserschlauch und andere mit ihren farbigen Blüten sind natürlich Insektenblüter. Zur Zeit der Blüte hebt sich der Wasserschlauch an die Oberfläche des Wassers empor und streckt einen Stengel heraus, welcher mit prachtvoll gelbgefärbten Blüten besetzt ist, die mit Nektar gefüllt sind. Es giebt nur eine einzige Blütenpflanze, welche ihre Bestäubung unter Wasser bewirkt, das ist das Hornkraut. Die Staubkörnchen haben genau das spezifische Gewicht des Wassers, so dass sie in jeder

beliebigen Tiefe schweben können und an den hakigen Blättern hängen bleiben.

Für die Verbreitung der Wasserpflanzen sorgen die Wasservögel und die Strömung. Die hakigen Früchte des Hornkrautes heften sich an das Gefieder und den Schnabel. Die Früchte vom Wasserschlauch reifen über dem Wasser und streuen ihre Samen ins Wasser, wo er durch Wassertiere aufgefangen wird. Die Samen der Seerose schwimmen eine geraume Zeit auf der Oberfläche umher und können von der Strömung weiter getragen werden, bevor sie untergehen. Die gelbe Teichrose hat dagegen schwimmende Früchte, welche später zerfallen, so dass ihre Samen untergehen. Die Wasserhühner fressen diese Samen, wobei sie durch eine klebrige Masse an Schnäbeln und Federn festgehalten werden.

Der Eingriff, welchen der Winter in unserem Klima in das Leben der Tiere und Pflanzen macht, äussert sich auch bei den Wasserpflanzen. Natürlich teilen die Luftpflanzen, welche nur im Wasser wurzeln, das Schicksal der übrigen und sterben ab, während die untergetauchten z. B. das Hornkraut und die Wasserpest auch im Winter grünen. Ihnen schliessen sich die Wasserlinsen an. Sie häufen im Herbst derartige Mengen von Reservestoffen an, dass sie schwerer werden und zu Boden sinken, um dort den Winter zu überdauern, während sie im Frühjahr wieder emporsteigen. Wasserschlauch, Wasserfeder, Froschbiss, Krebsscheere und das kleine Laichkraut sinken ebenfalls zu Boden, wo sie Winterknospen bilden, welche sich im Frühjahr loslösen und an die Oberfläche kommen. Mit Hülfe ihrer Wurzelstöcke überwintern Kalmus, Wasserrose, Knöterich und das schwimmende Laichkraut. Endlich bilden noch eine Anzahl im Herbst Knollen und sterben bis auf diese ab, wie Pfeilkraut, Froschlöffel, Binsen und Potamogeton pectinatus.

Wie wenig durchgreifend der Aufenthalt im Wasser auf die Organisation einwirkt, das lehren einige Pflanzen, welche sich für Land- und Wasseraufenthalt einrichten können. Es kommt vor, dass Batrachiumarten in kleinen Tümpeln neben ihren zerschlitzten Wasserblättern und den runden Schwimmblättern noch typische Luftblätter mit Spaltöffnungen an der Unterseite hervorbringen. Ähnlich verhält sich noch der Wasserknöterich. Er hat im Wasser langgestielte, breitlanzettliche, am Grunde herzförmige Schwimmblätter von lederartiger Beschaffenheit. Die Luftform ist dagegen mit schmallanzettlichen, sitzenden Blättern besetzt, deren Flächen nicht glatt, sondern runzlig sind.*)

*) Die Angaben entstammen der Arbeit: Zur Biologie der phanerogamischen Süsswasserflora von Prof. Dr. Fr. Ludwig in Greiz in „Tier- u. Pflanzenwelt des Süsswassers" von Dr. Otto Zacharias I. Bd., S. 65. Leipzig 1891.

Wenden wir uns nnn der Tierwelt zu. Unter den Säugetieren, Vögeln und Reptilien finden wir nur wenige, welche das Wasser in ausgesprochener Weise bevorzugen. Von den Raubtieren ist es der Fischotter, von den Insektenfressern die Wasserspitzmaus und von den Nagetieren Biber und Wasserratte. Der Fischotter besitzt eine grosse Menge echter Wassertiermerkmale. Sein walzenförmiger Leib mit den kurzen Beinen, sein stets eingefetteter Pelz, die Schwimmhäute zwischen den Zehen, die verschliessbaren Nasenlöcher nnd äusseren Gehörgänge erleichtern ihm die Bewegnng und das Leben im Wasser. Mit Recht ist er als arger Fischränber verhasst, wenn man bedenkt, dass ein erwachsenes Exemplar 2 kg Fische braucht. Während der Biber aus der Mark verschwunden ist, ist der Fischotter noch recht hänfig. Aus den Berichten des Fischereivereins für die Mark Brandenburg geht hervor, dass im verflossenen Jahr 134 Stück erlegt worden sind. Grösser ist die Schaar der Vögel, welche des Nahrungserwerbes und des Schutzes wegen das Wasser anfsnchen, obgleich es keine giebt, welche unter Wasser schwimmend ihre Beute erjagen. Als Fischräuber voran geht der Reiher, dessen langen Beine ihn befähigen, flache Ufer abzusuchen. Deutlichere Wassermerkmale besitzen schon die Sumpfhühner z. B. das Blässhnhn und das grünfüssige Rohrhuhn. Beide schwimmen nnd tanchen sehr gut und leben schon ganz als Schwimmvögel, obgleich ihre Zehen nur lappige Anhänge nnd noch keine richtigen Schwimmhäute haben, während ihr Körper noch ganz dem der Hühner gleicht. Zahlreicher sind schon die Einrichtungen für das Wasserleben bei den Entenvögeln, den Leistenschnäblern, zu denen unsere Enten, Gänse und Schwäne gehören. Der gesamte Körper der Vögel, der ja ursprünglich für das Luftleben eingerichtet ist, macht sie natürlich noch mehr für das Wasserleben geeignet. Die Hohlränme der Knochen, die Luftsäcke, die Luftschicht zwischen Dunen nnd Deckfedern, alles das kommt ihnen auch beim Schwimmen zu statten, wie es beim Fliegen der Fall ist. Zu diesen gesellen sich noch folgende Einrichtungen für das Wasserleben: die platte Unterseite des Körpers, welche ihm das Aussehen eines Kahnes verleiht, die Schwimmhäute zwischen den Zehen, die merkwürdige Stellung der Beine, wodurch das Steuern erleichtert, das Laufen aber erschwert wird und der eigentümliche Bau des Schnabels, der ein vollständiger Seihapparat ist, so dass zwischen den blattartigen Hornleisten, welche beim Schliessen ineinandergreifen, das Wasser herausgedrängt wird, während die Nahrungsstoffe zurückbleiben, und der durch die zahlreichen Tastnerven an seiner Spitze beim Gründeln die Angen ersetzen muss. Die grösste Vorliebe für das Wasser hat von unseren einheimischen Vögeln der Taucher. Nnr notgedrungen verlässt er das Wasser, schwimmend ruht nnd schläft er anf demselben und selbst seine Eier brütet er in einem schwimmenden Nest aus, das an

Rohrstengeln befestigt ist. Wegen der kurzen Flügel und des verkümmerten Schwanzes ist er ein schlechter Flieger und weil seine Beine noch weiter nach hinten gerückt sind als bei der Ente ein noch schlechterer Läufer, so dass er beim Durchwandern grösserer Landstrecken die Flügel zu Hülfe nimmt und gleichsam auf allen Vieren sich fortbewegt, während er beim Stehen die Wirbelsäule fast senkrecht trägt. Unter den Kriechtieren finden wir nur die Schildkröte. Ihr Körper mit der flachgewölbten Oberseite und der platten Bauchseite erinnert lebhaft an einen Wasserkäfer. Die Zehen sind durch Schwimmhäute verbunden, so dass sie im Wasser ein ganz behendes Tier ist und sich ohne Anstrengung so darin halten kann, dass die Nasenlöcher noch in die Luft hineinragen. Auch unter den Gliederfüssern giebt es Wasserbewohner, welche ihres Atmungsorganes wegen noch ganz auf die Luft angewiesen sind. Das Atmungsorgan derselben sind die Tracheen. Das sind verzweigte Röhren, welche im Blute schwimmen und an den Seiten des Körpers endigen, so dass hier die Luft eintreten kann. Sie stimmen daher im Prinzip mit den Lungen der höheren Tiere überein. Es sind aber nur wenige Insekten zu nennen, welche ins Wasser hinabgestiegen sind. Unter den Käfern ist es die Familie der Schwimmkäfer, ferner einige Wasserwanzen, wie der Rückenschwimmer und der Wasserskorpion, und schliesslich eine Spinne, welche sich unter Wasser in ihrem Nest eine Atmosphäre sammelt, in welcher sie mit ihren Eiern und Jungen haust. Alle diese Tiere sind aber ihren Verwandten, welche das Land und die Luft bewohnen, noch durchaus ähnlich, und die Wahl ihres Anfenthaltsortes ist noch keine zwingende Notwendigkeit.

Anders verhält es sich schon mit der nächsten Gruppe von Tieren, welche ihre Jugend in dem Wasser zubringen müssen. Hier wird das Wasser ein unentbehrliches Lebenselement. Von den Wirbeltieren gehören hierher die Lurche. Die Frösche, Kröten, Unken, Salamander und Molche bringen ihre Jugend im Wasser zu und sind während dieser Zeit ihrem Körperbau und ihren Organen nach echte Wassertiere. Die Larve mit dem stattlichen Ruderschwanz ist vollständig fischähnlich, und Kiemen sind ihr Atmungswerkzeug. Obwohl die Salamander später Lungen erhalten, behalten sie doch ihre fischähnliche Gestalt, und der Ruderschwanz bleibt ihr wichtigstes Bewegungswerkzeug. Die Frösche verlieren ja allmählich ihre Fischgestalt, trotzdem aber betrachten sie das Wasser als ihre Heimat und suchen es auf, wenn sie in Gefahr sind oder wenn der Winter naht. Auch die Gliederfüsser liefern für diese Lebensweise wiederum einige Teilnehmer. Es sind hier die Larven, Puppen bezw. Nymphen, welche ihre Entwicklung im Wasser durchmachen, während die vollkommenen Tiere Luftbewohner sind. Diese Jugendformen, die z. T. in ihrem Gesamtbau wenig Abweichungen von ihren

Altersgenossen unter den Luftbewohnern aufweisen, besitzen nun aber an ihren Atmungsorganen Abänderungen, welche sie für das Wasserleben geeigneter machen. Bei den Larven und Puppen unserer Mücken enden die Tracheen in zwei Röhren, welche ein Stückchen über den Körper hinausragen, so dass die Tiere nicht mehr mit ihrem ganzen Körper an die Oberfläche des Wassers zu kommen brauchen. Erst die Larven der Köcherfliege haben ein echtes Wasseratmungsorgan; da sie in schweren Gehäusen wohnen, so können sie sich nur mühsam fortbewegen. Die Larven besitzen sog. Kiementracheen. Bei ihnen enden die Tracheen nicht mit einer freien Oeffnung nach aussen, sondern die Oeffnungen sind durch aufgesetzte kleine Federchen verschlossen, so dass die Luft des Wassers durch deren Haut hindurchtreten muss. Auch die Larven der Eintagsfliege besitzen Kiementracheen. Die Kiementracheen sind daher eine ganz eigene Art von Atmungsorgan, das sich seinem Bau nach nicht mit den Kiemen vergleichen lässt. Endlich giebt es in dieser Gruppe noch ein drittes, höchst merkwürdiges Atmungsorgan, das sich bei einigen Nymphen von Wasserjungfern (Libellula, Aeschna) findet. Es sind auch hier Tracheenkiemen vorhanden, aber diese hängen nicht aus dem Körper heraus, sondern in den Enddarm hinein, so dass das Wasser, das in den Darm hineingesogen wird, die Tracheenkiemen umspült. Beim Ausstossen dieses Wassers dient es daneben noch zur Fortbewegung *). Bei diesen Tieren, bei welchen sich die Organe des Wasserlebens undeutlich oder vorübergehend finden, darf man wohl annehmen, dass ihre Vorfahren einst Landbewohner waren und dass sie sich erst allmählich an das Wasserleben angepasst haben, wahrscheinlich, weil der Aufenthalt im Wasser für die Eier und die Jungen in unserem Klima mannigfache Vorteile gewährt. Das Wasser kühlt sich im Frühjahr niemals in einem so hohen Grade ab wie die Luft und macht vor allen Dingen im Frühjahr beim Erwärmen die heftigen Temperaturschwankungen und Rückschläge der Luft nicht mit. Wir finden daher auch im Frühjahr schon Leben in Tümpeln und Teichen, wenn die Luft und der Erdboden noch keine Gäste beherbergen. Dasselbe gilt auch für die Pflanzen. Hier ist es leicht zu beobachten, wie unter einer dünnen Wasserdecke, welche die niedrigen Stellen einer Wiese überzieht, das Gras schon grün ist, während es auf den höheren trockenen Stellen noch nicht zu spriessen beginnt.

Haben wir unter den höheren Pflanzen nur eine einzige gefunden, die eine wahre Wasserpflanze ist, d. h. bei welcher der ganze Lebensprozess sich im Wasser abspielt, so ist es bei den Tieren doch anders bestellt; hier giebt es eine grosse Gesellschaft echter Wasserbewohner,

*) Die Angaben sind entnommen dem Aufsatz: Kerfe und Kerflarven des süssen Wassers, besonders der stehenden Gewässer von Dr. E. Schmidt-Schmidt in „Die Tier- und Pflanzenwelt des Süsswassers“ von Dr. O. Zacharias. Leipzig 1891, 2 Bd. S. 51.

welche mit allen Einrichtungen für das Wasserleben versehen sind. Die besten Repräsentanten sind die Fische. Der seitlich zusammengedrückte, vorn und hinten zugespitzte und ungegliederte Leib mit dem senkrechtgestellten Schwanz ist die geeignetste Gestalt, um das Wasser zu durchschneiden. Es sind nur schwache Knochen an Schulter und Becken vorhanden, da die paarigen Flossen, welche die Gliedmassen der übrigen Wirbeltiere vertreten, bei der Vorwärtsbewegung des Körpers nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Befestigung der Muskeln an den Knochen ist nicht durch Sehnen bewerkstelligt, sondern durch ein Bindegewebe; sie lösen sich daher beim Kochen leicht von einander los. Die Aufgabe der Fischmuskeln ist aber auch eine beschränktere. Sie dienen nur zur Bewegung, während das Wasser die Arbeit des Tragens übernimmt. Die Kiemen sind ganz besonders sorgfältig dem Körper eingefügt. Sie liegen hinter festen Kiemendeckeln, und der Wasserstrom, welcher die Atemluft enthält, wird in rhytmischem Strome vorübergeführt. Zu den Weichflossern gehört unter unseren Süsswasserfischen die grosse Familie der Cyprinoiden, der karpfenartigen Fische. Ihre Mitglieder sind untereinander sehr ähnlich. Sie haben einen seitlich zusammengedrückten Leib mit hochgewölbtem Rücken. Die bekanntesten und beliebtesten Speisefische sind Karpfen und Schleie, dazu kommen Plötze, Bleie, Barbe, Karausche, Döbel und Zärte. Die übrigen Familien haben nur wenige Vertreter unter den Süsswasserfischen, das gilt z. B. von den Esociden, zu denen der Hecht gehört, der als Raubfisch und gewandter Schwimmer sich durch einen spitzen, spindelförmigen Leib auszeichnet. Zu den Salmoniden, den lachsartigen, gehören die beliebten Maränen. Unter den Gadoiden oder Schellfischen finden wir nur die Quappe mit ihrem aalartigen Körper und ihrer tigerartigen Zeichnung. Zu den Stachelflossern gehören die Perciden mit dem Barsch und dem Stichling. Es sind das zwei Fische, die sich durch ihre Färbung auszeichnen und in keinem See oder Tümpel fehlen. Neben den Fischen spielen die Krebse, die echten Wasserinsekten, als nützliche Süsswasserbewohner eine grosse Rolle. Ihre Vettern im Meereswasser: die Hummern, Langusten, Taschenkrebse, Pfeilschwänze u. s. w. lehren, dass sie ausgewanderte Meeresbewohner sind wie die Süsswasserfische. Ihr merkwürdiger Panzer aber beweist, dass sie noch die altmodische Tracht aus vergangenen Erdzeiten beibehalten haben, wo der Panzer unerlässliches Ausrüstungsstück war. Neben dem grossen Edelkrebs bewohnen noch zahlreiche Verwandte desselben unser Süsswasser und liefern den Fischen wichtiges Nahrungsmaterial. Die Reihe der Atmungsorgane lehrt uns, welche Steigerung in der Verwertbarkeit derselben statt hat. Da haben wir zunächst die Einrichtungen, welche sich als umgewandelte Tracheen herausstellen. Bei diesen Tieren ist es allein die Luft, welche diese Atmungsorgane umspült, die zur Verwendung gelangt, und erst bei der Darmatmung

kann ein regelmässiger Wasserstrom durch den Willen des Tieres an den Atmungsorganen vorübergeführt werden. Genau dieselbe Steigerung im Luftverbrauch zeigen uns die äusseren und inneren Kiemen der Lurche und Krebse bezw. der Fische.

Weiter hinab in der Tierreihe treffen wir nun die Muscheln und Schnecken als bekannte Wasserbewohner. Und zwar ist es auch nur eine verhältnissmässig kleine Anzahl von Arten, im Vergleich zu der grossen Zahl der Meeresbewohner. Dafür sind diese wenigen an Individuenzahl aber auch um so reichlicher vertreten. Der muskelweiche Körper ist ganz für das Wasserleben eingerichtet, und auch die schweren Schalen oder das Gehäuse sind für Wasserbewohner weniger hinderlich als für Landbewohner. Was an Beweglichkeit verloren geht, wird durch das Schutzmittel reichlich ersetzt. Es ist hier, wie mit den Krebsen, auch sie sind Ueberreste einer vergangenen Zeit und gehörten ursprünglich den Meeresbewohnern an. Die auffälligsten unter unseren Muscheln sind die Teichmuschel und die Wandermuschel. Die erstere ist eine bewegliche Muschel, welche auf der hohen Kante ruht und sich mit Hilfe eines beilartigen Fusses langsam vorwärts bewegt. Die Wandermuschel heftet sich dagegen mit Byssusfäden, welche in der Symmetrieebene aus dem Fuss heranswachsen, fest. Oft bilden sie an lebenden Teichmuscheln grosse Klumpen. Die Entwicklungsgeschichte beider ist höchst verschieden. Die Teichmuscheln bringen eine grosse Anzahl von Eiern hervor, welche sie eine Zeitlang in den äusseren Kiemen beherbergen. Sobald sich aber die jungen Larven etwas entwickelt haben, werden sie klumpenweise ausgestossen. Die jungen Larven haben nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem erwachsenen Tier; vor allem besitzen sie einen langen Byssusfaden, mit Hilfe dessen viele sich untereinander verschlingen. Solche Ballen, welche auf dem Boden der Gewässer liegen, werden durch darüberstreichende Fische, an deren Schuppen sie sich anheften, mitgeschleppt. Die jungen Larven dringen unter den Schuppen in die Haut der Fische ein und wachsen hier heran. Bevor diese merkwürdige Entwicklungsgeschichte bekannt war, musste man die Teichmuschellarven für Schmarotzer halten. In der That sorgen aber die beweglichen Fische für die Verbreitung der unbeweglichen Larven. Ganz entgegengesetzt verläuft der Entwicklungsgang der Wandermuschel. Diese ist in der Jugend beweglich und schwimmt mit Hilfe eines merkwürdigen Ruderorgans im Wasser umher. Diese Fähigkeit sich fortzubewegen dauert aber nur wenige Tage, und das junge Tier verliert das Ruder und setzt sich fest. Die Wandermuschel ist erst seit 70 Jahren bei uns einheimisch; sie hat sich aber so schnell vermehrt, dass sie jetzt zu den häufigsten Tieren gehört. Ihre Verbreitung ist ebenfalls eine passive, sie geschieht durch das Flossholz. Sie ist ursprünglich in den Flüssen, welche in das Schwarze Meer münden, zu haus, war aber schon vor der Eiszeit bei uns einheimisch. Muscheln

und Schnecken haben auf den ersten Blick wenig Gemeinsames. Den Muscheln fehlen die wichtigsten Sinnesorgane. Zwischen ihren Schalen sind sie gegen feindliche Ueberfälle geschützt, und die Nahrung wird ihnen mit dem Atemwasser zugeführt. Die Schnecken hingegen besitzen einen Kopf mit Augen und Ohren und wandern umher, um ihre Nahrung zu suchen. Einige unserer Süsswasserschnecken z. B. die Schlammschnecke und die Tellerschnecke sind Lungenatmer und steigen daher an den Wasserpflanzen in die Höhe bis zum Wasserspiegel, wo sie dann ihre breite Sohle entfalten und sich an der Luft festsaugen, während ihr Körper ins Wasser taucht. Dabei ragt auch die Eingangsöffnung zur Atemhöhle in die Luft hinein. Wenn sie gestört werden, schliessen sie die Atemöffnung und sinken unter. Neben den Lungenschnecken giebt es bei uns auch eine grössere Kiemenschnecke, das ist die Sumpfschnecke, welche einen Deckel besitzt, mit welchem sie im Winter ihr Gehäuse verschliesst.

Um aber ein vollständiges Bild von der Natur unserer Seeen zu erhalten, ist es noch nötig, dass wir uns auch mit der Entstehung der wasserführenden Höhlung im Boden beschäftigen. Ein See kann sich in unserem losen Bodenmaterial nur dort ansammeln, wo der Untergrund undurchlässig ist. Solche wasserhaltenden Schichten sind aber überall thoniger Natur. Die verbreitetste thonige Bodenart unserer Heimat ist der Lehm, der in der Wissenschaft den Namen Geschiebelehm führt. An vielen Stellen der Mark bildet er die oberste Bodendecke und hält in den Bodensenkungen das Wasser zurück. In anderen Strichen der Mark fehlt der Lehm und es bildet der Sand die Oberfläche, so dass sich Seeen auch scheinbar in diesem durchlässigen Material finden. Dem ist jedoch nicht so; wenn wir nämlich die Ufer der Seeen dicht über dem Wasserspiegel untersuchen, so stossen wir auch dort in den allermeisten Fällen auf einen Geschiebelehm, so dass die wasserhaltende Schicht dieselbe ist. Es giebt in der Mark zwei Geschiebelehme, einen oberen und einen unteren, welche durch eine Sandschicht getrennt sind. Während die Seeen des Oberen Geschiebelehms fast durchweg einen rundlichen Umriss haben, zeichnen sich die im Sande eingebetteten durch eine ausgesprochene Rinnenform aus. Es giebt in der Mark Striche von wechselndem Umfange, in denen der Geschiebelehm herrscht und solche, wo man den Sand in überwiegender Ausdehnung vorfindet. Das umfangreichste Gebiet Oberen Geschiebelehms mit seinen Seeen erstreckt sich von der Mecklenburgischen Grenze durch die Uckermark bis zur Oder und auf dem östlichen Ufer derselben weiter durch das gesamte nördliche Grenzgebiet der Neumark. Die Seeen beginnen bei Fürstenberg und lassen sich über Templin, Joachimsthal bis Oderberg verfolgen. Auf dem östlichen Oderufer sind es die Seeen bei Mohrin, Soldin, Lippehne und Berlinchen. Neben diesem ausgedehnten Geschiebelehmgebiet giebt es noch einige kleinere, welche sich ebenfalls durch

Reichtum an Seeen auszeichnen. Es gehört hierher der höchste Teil des Kreises Oberbarnim und der nördliche Strich des Teltow-Plateaus. In den übrigen Abschnitten der Mark bildet der Sand bei weitem die herrschende Bodenart. Vor allem ist dies der Fall in dem Strich, welcher zwischen dem Fläming im Südwesten und den Lebus-, Barnim-, Ruppin- und Prignitz-Plateaus im Nordosten liegt. Es ist nicht möglich hier alle Seeen aufzuführen. Es genügt, auf den Seeenreichtum der Potsdamer Umgegend und auf die grossen Seeen in der Nachbarschaft von Storkow hinzuweisen. Ausserdem sind Spree und Havel, so lange ihre Flussläufe in dieses Gebiet fallen, fast nur eine Kette von Seeen. Das sind die beiden Extreme. Es giebt aber noch ein drittes, das sind die Grenzgebiete, wo Lehm- und Sandstriche sich das Gleichgewicht halten. Ein solches findet sich z. B. an der Grenze des Kreises Ober- und Niederbarnim in der Umgegend von Strausberg und Rüdersdorf.

Für die Herausbildung unseres heimischen Bodens und die Gestaltung der heimischen Landschaft, ist, sobald wir die Inlandeistheorie als richtig annehmen, nur der eigentliche Abschmelzprozess von Bedeutung. Über diesen aber sind wir verhältnismässig gut unterrichtet, da wir hier genügend Beobachtungsmaterial haben. Die grossen Gletscher*) lehren, dass die Abschmelzwässer sich unter dem Eise ihren Weg bahnen. Wenn sich oberirdisch Seeen und Bäche bilden, so finden sie bald Spalten, in denen sie verschwinden. Es entstehen durch den Wasserstrom unter dem Eise Höhlungen und Gewölbe von verschiedener Ausdehnung, welche auf Eispfeilern von wechselndem Umfange ruhen. Verstopft sich ein Kanal, so wird die Decke nach oben erweitert oder das Wasser sucht sich einen neuen Weg. Wird endlich das Gewölbe zu weit, so stürzt es zusammen und es entsteht eine Gletscherspalte. Diese Gletscherbäche, welche unter dem Eise ihren Weg sich suchen, führen kein reines Wasser, sie sind vielmehr reichlich mit Kies, Sand und Schlamm beladen, die sie aus dem überlagernden Eise ausgewaschen haben. Bei dem wechselnden Lauf dieser Gletscherbäche ändert sich auch ihre Geschwindigkeit sehr schnell und damit ihr Vermögen, das schwebende Material zu tragen. Es fällt daher bei abnehmender Geschwindigkeit zuerst der Kies, darauf der Sand und endlich bei völliger Ruhe der Schlamm zu Boden. So sind unsere Thon-, Sand- und Kieslager unter dem Eise entstanden. Daneben werden sich die Gletscherspalten allmählich zu offenen Strömen von verschiedenem Umfange erweitert haben, welche von den benachbarten Eisfeldern gespeist wurden. Man hat in den grossen Thälern, welche die Mark durchziehen, die Abflussrinnen der Schmelzwässer

*) Keilhack: Ueber die Beachtungen Prof. Russels am Malaspinagletscher und über die Bedeutung derselben für Glacialgeologie u. s. w. Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. LI. Bd. S. 21.

erkannt. Das südlichste ist das Barnther, dann folgt das Berliner und endlich das Thorn-Eberswalder. So kann es also gegen das Ende der Eiszeit zwischen mehr oder minder umfangreichen Eisfeldern schon ein Netz von Bächen und Strömen gegeben haben. Je mehr der Einfluss der Sonnenstrahlen sich geltend machte, desto mehr wird neben dem Abschmelzen auch das Verdunsten des Eises vor sich gegangen sein. Das Verdunsten aber wirkt ganz anders als das Abschmelzen. Es findet hierbei keine Sonderung des Schuttes im Eise statt. Das Eis wird so allmählich entfernt, dass der Gebirgsschutt, ohne Sonderung zu erfahren, zu Boden sinkt. Dieser regellos aufgehäufte Schutt ist die Grundmoräne, der Geschiebelehm. Wo die Eisdecke sehr mächtig und schuttreich war, musste sie auch eine sehr umfangreiche Moräne hinterlassen. Es kommt aber beim Abschmelzen noch ein zweites Moment hinzu. Soll man sich vorstellen, wie es eben geschildert worden ist, dass ein grosser Teil der Norddeutschen Tiefebene zur selben Zeit eisfrei wurde, oder muss man annehmen, dass das Abschmelzen in Etappen vor sich gegangen sei. Bei der Gleichförmigkeit des Klimas könnte man wohl für die erste Annahme eintreten. Es ist aber von berufener Seite bisher allein die zweite Art in Betracht gezogen worden. Herr Dr. Keilhack*) hat sog. Stillstandslagen des Eisrandes in die Karte der Norddeutschen Tiefebene eingezeichnet. Diese Linien bezeichnen die schrittweisen Grenzen des Eismantels. Die schon oben aufgeführten grossen Thäler sind Abschnitte dieser Abschmelzrinnen, neben welchen der Eisrand eine Zeitlang emporragte. Sie entstanden nacheinander in der Richtung von SW nach NO.

Bisher hat man alle Erscheinungen der heimischen Landschaft, den Aufbau ihres Bodens und die Gestaltung ihrer Oberfläche allein durch die mannigfachen Eingriffe der Vergletscherung zu erklären gesucht. Es scheint mir das aber etwas einseitig zu sein. Eine Beobachtung, welche ich**) am Scharmützelsee südlich der Rauenschen Berge gemacht habe, veranlasst mich, einen zweiten Faktor einzufügen, das sind die Störungen, welche durch die Bewegungen der Erdrinde hervorgerufen werden. Wir nennen diese Störungen Verwerfungen. Im gebirgigen Teil Deutschlands sind zahlreiche derartige Verwerfungslinien bekannt, welche auch bis an die Oberfläche reichen, ohne dass Niveauunterschiede zu sehen sind, da diese durch die Verwitterung und die Abtragung wieder ausgeglichen worden sind. Es giebt aber auch Stellen, wo deut-

*) Die Stillstandslagen des letzten Inlandeises und die sporographische Entwicklung des Pommerschen Küstengebietes. Jahrbuch der Kgl. Preuss Geolog. Landes-Anstalt für 1898. Berlin 1899, S. 96.

**) Zache: Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorland. Archiv der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Bd. V. 1899. S. 41.

liche Differenzen sich erhalten haben. Das lehrreichste Beispiel ist das Rheinthal zwischen Basel und Mainz mit den Vogesen und dem Schwarzwald zu beiden Seiten. Ich glaube nun, dass solche Störungen in der langen Epoche der Vergletscherung oder nach derselben nicht werden gefehlt haben. Wohl hat man in unserer Heimat in den Sand- und Thonschichten des Diluviums und des Tertiärs Störungen, besonders Stauchungen aller Art beobachtet, aber man hat sie nicht auf die Bewegungen der Erdrinde zurückgeführt, sondern hat ihre Ursache in der Druck- bezw. Schubkraft des anrückenden Gletschereises gesucht. Die Erscheinungen am Scharmützelsee schliessen aber eine tangential wirkende Kraft vollständig aus, weil hier die Linien senkrecht verlaufen. Es ist nun auffällig, dass diese Verwerfungslinien bei uns nicht häufiger gefunden worden sind, so häufig, wie in den gebirgigen Teilen Deutschlands. Einmal kommt es wohl daher, weil jene Gegenden aus alten und uralten Gesteinen bestehen, welche also viel länger schon den Störungen ausgesetzt gewesen sind, alsdann aber verwischt der Regen in den Ziegeleigruben diese Linien leichter oder sie verstürzen schneller als in dem festen Gestein. Deshalb glaube ich, bis jetzt wenigstens für diesen einen Fall, neben den Stauseeen der Moränengebiete und den Auswaschungsseeen der Abschmelzgebiete auch noch Grabenseeen einfügen zu dürfen.

Kleinere Mitteilungen.

„Um das Rhinozeros zu sehen" ist der Anfang einer bekannten Gellertschen Erzählung. Weniger bekannt dürfte es sein, dass, wie das „Kl. J." mitteilt, dieses selbe Rhinozeros am 16. Oktober 1746 hier in Berlin in einer Bretterbude auf dem Spittelmarkt gegen ein Entree von einem halben Gulden gezeigt wurde und — gute Geschäfte machte. Letzterer Umstand erklärt sich daraus, dass seit Domitian erst 2 Tiere dieser Art Europa besucht hatten, und zwar 1513 und 1737, jenes Portugal, dieses England. In Berlin war also 1746 das Rhinozeros ganz fremd.

Über die Herkunft des Wortes Bronze enthält das neueste Heft der „Revue Archéologique" einen interessanten Aufsatz aus der Feder des bekannten Chemikers Berthelot. Zum ersten Male wird die bekannte Metallmischung unter diesem Namen in einem mittelalterlichen Traktat über die Behandlung der Metalle erwähnt, der keinesfalls jünger als das 16. Jahrhundert ist, und zwar in der Form βρεντάσιον, d. h. brondision; dadurch wird man auf die Stadt Brundusium (Brindisi heutzutage) geführt, in welcher eine besondere Art von Erzmischung fabriziert wurde, die von Plinius als aes

Brondusinum (ebenso wie aes Corinthium von Corinth den Namen hat u. s. w.) bezeichnet wurde. Wie aus aes Cyprium das Wort Kupfer (cuivre), so scheint aus aes Brondusinum das Wort Bronze gebildet zu sein.

Februar 1889.

Einen altmärkischen Hochzeitszug mit den althergebrachten Sitten und Gebräuchen konnte man letzthin in Cheine sehen. Morgens gegen 9 Uhr kam, wie man aus Salzwedel berichtet, der Bräutigam, begleitet von einem Trupp Reiter, um die Braut zur Hochzeitsfeier zu holen, die in Klein-Gerstedt stattfand. An der Grenze des Ortes wurde Halt gemacht; es sprengten zwei durch Schärpen kenntlich gemachte Reiter voraus, um bei der Braut anzufragen, ob sie geneigt sei, den Bräutigam zu empfangen und sich zum Altar führen zu lassen. Nachdem sich die Braut bereit erklärt hatte und die Botschaft überbracht war, hielt der Bräutigam mit seinen Freunden, ein berittenes Musikkorps an der Spitze, seinen Einzug in den Ort. Nach erfolgter Trauung und einem kräftigen Imbiss trat das junge Paar die Hochzeitsreise an. Den Zug eröffnete wieder ein Musikkorps zu Pferde. Hierauf folgten wohl an dreissig Reiter, deren Pferde auf das Schönste bekränzt waren. Hinter diesen kam der Brautwagen, dem sich die geladenen Gäste aus Cheine anschlossen, wohl an 20 Wagen voll. An vielen Stellen, die der Zug passieren musste, waren von Zuschauern Leinen über den Weg gesperrt; das Brautpaar musste jedesmal erst ein angemessenes Wegegeld zahlen, bevor der Zug weiter ziehen konnte. Nachdem man endlich die Klein-Gerstedter Grenze erreicht, war abermals grosses Rendezvous, um bei der Mutter des Bräutigams anfragen zu lassen, ob die Braut willkommen sei. Ein Korb mit Kuchen und eine Flasche Wein, welches beides den anfragenden Reitern für das junge Paar von der Schwiegermutter übergeben wurde, drückte deren volle Genehmigung aus, und nun erst ging es mit Sang und Klang zum Dorfe hinein, wo unter Teilnahme von über 300 Personen drei Tage lang Hochzeit gefeiert wurde.

B. Lokal-Anz., 1. April 1896.

In ähnlich opulenter Weise werden ab und zu noch jetzt Hochzeiten in den reichen Bauerdörfern unserer Uckermark gefeiert.

Klugheit des Storchs. Von einer alten märkischen Klostermauer (vielleicht in Lindow) sagt Th. Fontane (Der Stechlin. Berlin 1899, S. 98) „Sie stand da, wie bereit, alles unter ihrem beständig drohenden Niedersturz zu begraben und nur das eine konnte wieder beruhigen, dass sich auf höchster Spitze ein Storchenpaar eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiss, ob etwas hält oder fällt."

Diese zutreffende Beobachtung Theodor Fontanes bestätigt sich durch Bernau. Bekannt ist in unserm Vorortstädtchen das stets besuchte Storchnest auf dem Pulverturm neben dem Königsthor, in welchem sich die Städtische Altertümersammlung befindet. Nun ist noch ein anderer Thorturm da, ähnlich dem Pulverturm, auf welchen ein Wohlweiser Rat schon wiederholt ein Wagenrad hat legen lassen, um den Menschenfreund Adebar zum

Nisten einzuladen. Er thut es aber nicht, obwohl die Gelegenheit dort wie hier gleich günstig erscheint. Meister Langbein handelt aber sehr richtig und vorsichtig, wenn er auf den zweiten Turm sich nicht einlässt: es hat nämlich in denselben bei Menschengedenken der Blitz dreimal eingeschlagen. Entweder haben die Störche beim Königsthor dies herumerzählt oder die etwaigen sonstigen nistbaren Störche haben irgend wie gewittert, dass die fragliche Turmspitze nicht geheuer sei.

In Anerkennung des braven Kneppner alias Adebar beschlossen denn auch die Stadtväter von Bernau im August 1899 das Storchnest auf dem Pulverturm durch Aufbringung eines frischen, eichenen Rades von neuem zu sichern.

Dies vogelfreundliche Verhalten der Gemeinde-Verwaltung verdient das vollste Lob und vor allem Nachahmung in anderen Ortsgemeinden.

E. Friedel.

Die Jungfernmühle in Rudow bei Berlin. In Rixdorf beging kürzlich der Mühlenmeister Wienecke das Fest der silbernen Hochzeit. Dieses Familienfest erinnert daran, dass der Jubilar Eigentümer der historischen und wohl auch vielen unserer Leser bekannten „Jungfernmühle" ist, die bis vor sieben Jahren an der Bergstrasse zu Rixdorf stand, dann aber, da ihr durch die fortschreitende Bebauung der Wind weggefangen wurde, nach Rudow verlegt werden musste. Diese aus aussergewöhnlich festem Kernholz erbaute Mühle wurde ursprünglich in Sanssouci neben der durch Friedrich den Grossen berühmt gewordenen Mühle errichtet. Von dort wurde sie später nach Potsdam verlegt, wo sie ihren Platz vor dem Nauener Thor erhielt. Hier bekam sie auch durch ein tieftrauriges Ereignis den Namen „Jungfernmühle". Die schöne jungfräuliche Tochter des damaligen Müllers wollte sich, als die Mühle an ihrem neuen Standort wieder aufgebaut war, das Werk ansehen. Kaum hatte sie den Mühlberg bestiegen, als ein heftiger Windstoss erfolgte, so dass ihre Kleidung dem einen Windflügel zu nahe kam und sich in demselben verfing, sodass das Mädchen mit in die Luft gerissen wurde. Die entsetzten Eltern fanden ihre Tochter mit zerschmetterten Gliedern tot am Boden liegend wieder. Zum steten Andenken an dieses unglückliche Vorkommnis liess der Vater das Bildnis der Jungfrau in Eichenholz schnitzen und an der Mühlenwelle anbringen, wo es noch heute zu sehen ist. Von Potsdam ward die Jungfernmühle später nach Rixdorf verlegt, und von hier ist sie, wie bemerkt, nach Rudow gekommen, wo sie sich noch auf hohem Berge befindet und meilenweit ins Land hineinschaut. B. L. A. 21. 2. 1899.

Überwinternde Schmetterlinge. Vom Trauermantel (Vanessa antiopa) und Pfauenauge (V. Io). „Diese Tierchen (Trauermäntel) sterben bald nach ihrer Hochzeit, und wie oft habe ich nicht eine Mutter tot an demselben Zweige hängen gefunden, um den sie ihre Eier gelegt hatte. Wenn sie sich aber nicht vermählen, so erstarren sie, und seht, in einer Felsenritze geduckt, oft in Schnee und Eis gefroren, überdauert dieses

gebrechliche Wesen den harten Winter des Waldes, und erlebt dann seinen versprochenen Frühling. Habt Ihr noch nie schon beim ersten Sonnenblicke, wenn noch kaum Halm nnd Gras hervor ist, einen Falter fliegen gesehen mit ansgebleichten zerfetzten Flügeln, wie ein vorjährig verwittert Blatt? — Dies ist so ein Überwinterer.“ Ad. Stifter, Studien I, Der Hochwald. 235.

Im Nov. 1898 fand ich bei Berlin ein Tag-Pfauenauge lebend unter einem Stein in einer Art Winterschlaf.

Vergl. auch Handtmann in „Brandenbnrgia“ VII, 355. E. Fr.

Der Schöneberger Meilenstein, der an der Ecke der Wieland-Strasse in dem Friedenauer Ortsteile von Schöneberg stand, hat bei der Regulierung der alten Provinzial-Chaussee entfernt werden müssen. Bei dieser Gelegenheit ist er total vernichtet worden, weil niemand an seinen historischen Wert gedacht hat. Dieser Meilenstein ist von König Friedrich Wilhelm III. errichtet worden. Der König, der seine Fahrten von Berlin nach Potsdam zu Wagen zurücklegte nnd dies anch dann noch that, als 1837 die Potsdamer Bahn im Betriebe war, liess auf der Potsdamer Chaussee drei Meilensteine errichten. Der erste war der jetzt abgerissene, der zweite steht heute noch in Zehlendorf, während der dritte, ebenfalls noch vorhandene sich hinter Wannsee befindet. Diese Meilensteine erheben sich auf einem Unterbau von Granit in Gestalt einer hohen Säule, die von einer Kugel aus Metall mit blinkender Spitze gekrönt wird. An der Vorderseite steht in lateinischen Ziffern und Lettern I, II, bezw. III Meilen von Berlin. Die Entfernnng der Meilenzahl ist vom Dönhoffsplatz bemessen worden, wo früher ein grosser Obelisk den Ausgangs-Meilenstein an der Stelle bezeichnete, wo heute das Stein-Denkmal steht.

Vom Böten. Der Lieutenant von Poggenpuhl sagt zu seiner an Reissen leidenden Mutter, der Majorswittib: „Aber sage Mutter, hast Dn denn schon „böten“ lassen?“

„Böten?“

„Ja, böten. Böten ist pnsten und besprechen oder so was wie mit Sympathie. Das hilft immer. Wir haben da eine alte Polnische, sowie die lospnstet, ist es weg.“

Theodor Fontane: Die Poggenpuhls. — Berlin 1896. S. 28.

Vergl. E Friedel: Vom Böten: „Brandenburgia“ VI, S. 374—376 nnd K. Poetters: Noch etwas vom Böten: VIII, S. 225—240. E. Fr.

Über den Poeta Laureatus Christian Pudor. Christian Pudor, dessen die Geschichte der Straussberger Stadtschule von B. Seiffert (Archiv der „Brandenbnrgia“ VI, S. 60, No. 32) gedenkt, hat als Geistlicher die im 17. Jahrhundert allerdings nicht seltene Auszeichnung erfahren, znm Dichter gekrönt zu werden. Mit den wissenschaftlich gebildeten Kreisen seiner Vaterstadt Guben hatte er dauernd die Verbindung aufrecht erhalten nnd

z. B. 1655*) als Schüler des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster seinem ehemaligen Lehrer, dem Gubener Rektor C. Langhans in einem lateinischen Gedicht gratuliert. Bei der grossen Zahl seiner poetischen Leistungen in deutscher und lateinischer Sprache war es daher nicht zu verwundern, dass ihm der Lorbeerkranz zu teil wurde, als sich in der Heimatstadt die Gelegenheit bot, um ihn zu werben. Der sachsen-merseburgische Salzamts-Hauptmann zu Guben und Gegenhändler des Markgraftums Niederlausitz Jacob Klineksbeil von Grünewald war als kaiserlicher Pfalzgraf (Com. Caes. Pal.) ermächtigt, Dichterkrönungen vorzunehmen und hatte bereits am 26. September 1668 den Rektor des Luckauer Lyceums, Christian Crucia, mit dem Lorbeer geschmückt. 1669 verlieh er Pudor den Kranz, wahrscheinlich in den Festräumen des landesherrlichen Salzamts, des ehemaligen Klosters vor Guben. Der nunmehrige Poeta laureatus liess alsbald zu Berlin ein deutsches Lobgedicht von der Poesie (144 Verse) mit angehängtem Dankliede an seinen Gönner von Grünewald drucken. Der Schluss des ersteren lautet:

Der Kayser Leopold ist auch noch heute hold
Dem weisen Tichtervolck. Er lässt den Fleiss belohnen,
Den man auf Tichten wendt, mit grünen Lorbeerkronen;
Mit Kronen, welche man viel höh'r und werther schützt,
Alss Croesus Geld und Gold: Mit Kronen, so da setzt
Der Kayser Helden auf; mit Kronen, so verletzen
Der Donner niemahls kann; mit Kronen, so ergetzen
Die, so damit gekrönt; mit Kronen, so der Neid
Muss lassen ungekränckt; mit Kronen, so die Zeit
Hier nicht verzehren kann; mit Kronen, so da grünen,
So lange dieses Rund vom Himmel wird beschienen . . .

Nun diese Krone hat (wiewohl ich mich geschätzet
Nicht würdig solcher Ehr) mir neulich aufgesetzet
Durch den von Grünewald der Kayser Leopold,
Darans ist g'nug zu sehn, dass er Poeten hold.
Von wem ist, der mich krönt, in den Pfaltz-Graffen-Orden
In Wien mit grosser Ehr und Ruhm erhoben worden?
Vom grossen Leopold. . . . Kommt, kommt vom Helicon,
Ihr Musen, danckt mit mir für diese werthe Kron.

Alle erwähnten Gedichte Chr. Pudors sind abschriftlich erhalten in dem handschriftlichen Sammelwerke des emeritierten Kantor J. G. Stephani, „500 gelehrte Gubener" v. J. 1729.

Guben. H. Jentsch.

*) In demselben Jahr besang er als Chorpräfekt in einem lateinischen Gedicht von 397 Hexametern, das er bei einer Feierlichkeit aus dem Gedächtnis vortrug, die Geschichte der Judith. Der Anfang lautet:

En! nunc arma canam viduae victricia castae
Judithae, dirum quae fortiter ense corusco
Assyrium regem privavit vita Holofernem.

Im Druck ward die Arbeit mit Lobgedichten des Rektor Heintzelmann, Konrektor Schirmer, Subrektor Treuer und Subkonrektor Weber, sämtlich am Klostergymnasium ausgestattet.

Der Berliner Gemeindefriedhof zu Friedrichsfelde umfasst zur Zeit 25 ha 53 a 22 qm. Die Zahl der bis Ende März 1898 daselbst bestatteten Leichen beträgt 44 502, die jährliche Durchschnittsziffer derselben 2300 bis 2400 Leichen. Nach dem Tarif vom 4. Oktober 1881 werden Familienbegräbnisse, Wahlstellen, Stellen in gewöhnlicher Reihe und Freigräber (früher Armengräber genannt) unterschieden Die letztgenannte Klasse wird unentgeltlich gewährt. Die Familiengräber, falls sie in baulichen Würden erhalten werden, verbleiben so lange, als der betreffende Friedhofsteil überhaupt als solcher existiert, alle übrigen Gräber 20 bis 25 Jahre. Seit kurzem ist auf der neuen Bahn Berlin-Wriezen ein Personenhaltepunkt „Centralfriedhof" eingerichtet, welcher hart an letzterem liegt. Die Einrichtung des Friedhofs unterscheidet sich von sämtlichen europäischen Begräbnisplätzen dadurch, dass er von vornherein als ein Park eingerichtet ist und als ein solcher benutzt wird. Am ähnlichsten kommt ihm der Centralfriedhof von Hamburg zu Ohlsdorf, welcher aber mit grösserer Fiskalität ausgenutzt wird und im Vergleich nicht so viel Parkgelände aufzuweisen hat. Die Verwaltung des Wiener städtischen Centralfriedhofs hat soeben von den Einrichtungen des Friedrichsfelder Gottesackers genaue Kenntnis genommen und sich die Pläne, Dienstanweisungen, Besuchsordnung und Tarife kommen lassen. Die letzteren sind ungleich höher als die Berliner städtischen Normen, auch ist der Wiener Friedhof leider in der „ärarischsten" Weise für Beerdigungen, ohne einigermassen ausgedehnte Parkanlagen, in Anspruch genommen.

E. Fr.

Bücherschau.

Dr. Gustav Albrecht: Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte. Mit Abbildungen. Heft 2 (Gruppe 5—9). Berlin 1900. Verlag von Fr. Zillessen. Preis 30 Pf.

Dem 1. Heft der Monographie über die Denkmalsgruppen in der Siegesallee, welches im VII. Bande des Monatsblattes auf S. 354 besprochen wurde, ist nunmehr das 2. Heft gefolgt. Es enthält kurze, aber erschöpfende historische Erläuterungen zu den Gruppen der letzten Askanierfürsten (5—9) von dem Brüderpaar Johann I. und Otto III. bis zu Heinrich dem Kinde. Ausser einer übersichtlichen Darstellung der Regierungszeit des betreffenden Fürsten bringt jedes Kapitel zuverlässige Nachrichten über die Zeitgenossen, von denen viele dem Publikum meist nur dem Namen nach bekannt sind. Durch die kleine Schrift ist jedem Besucher der Siegesallee Gelegenheit gegeben, sich genau über das Leben und Wirken der dargestellten Personen zu unterrichten, und hierdurch wird das Interesse an den Kunstwerken ganz erheblich gefördert. Welchen Anklang das 1. Heft der Monographie bereits in Volkskreisen gefunden, bezeugt der Umstand, dass die Schrift vielfach zur Anschaffung in Volks- und Schulbibliotheken empfohlen und in einigen Provinzial-Schulen sogar als Schulprämie verteilt worden ist. Im Interesse der Heimatkunde ist eine weite Verbreitung der Schrift, welche je nach Enthüllung der weiteren Gruppen fortgesetzt wird, zu wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.

4. (2. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 27. Mai 1900. — Wanderfahrt nach Jüterbog.

Mit dem fahrplanmässigen Schnellzuge um 8 Uhr 20 Min. hatte eine Gesellschaft von einigen vierzig Personen die Wanderfahrt angetreten. In der ersten Zeit sieht man noch von dem hohen Eisenbahndamm hinab auf die Häuser und die Strassen von Berlin. Das Sehenswürdigste sind hier augenblicklich die Eisengerüste für die Überführung der elektrischen Hochbahn über die Bahnkörper der Anhalter und Potsdamer Eisenbahn. Daran schliesst sich an das Tempelhofer Feld mit der hohen roten Häusergruppe der Landwehrdienstgebäude, welche ihre breiten Fensterreihen der Bahn zukehren. Dahinter kommen die Villen und Gärten von Südende und Lichterfelde, zwischen denen sich schon Roggenfelder beziehungsweise Sturzäcker und Gärtnereien ausbreiten. Endlich ist das freie Feld erreicht, aber der Einfluss der Grossstadt hat noch nicht aufgehört, denn nun erscheinen bei Grossbeeren die regelmässigen Vierecke der südlichen Rieselgüter. Hinter ihnen wird der Boden allmählich sandiger, wir nähern uns dem Rande des Teltow-Plateaus und zwar der grossen Bucht, welche von Süden her weit in das Plateau einschneidet. Es erscheinen hinter dem Rande die Kirchturmspitzen und die Dachfirsten der Dörfer Genshagen und Löwenbruch, die am Rande dieses Ausläufers der Nuthenieder ung liegen. Zur Seite der Bahn werden die Ackerfelder immer kleiner, und die Kieferheide nimmt einen immer grösseren Raum ein. Durch einige flache Einschnitte führt die Bahn nun in die Niederung hinab. Diese Nuthenieder ung breitet sich als eine unabsehbare grüne Ebene aus. Nur fern am Horizont schneiden flache blaue Hügel sanfte Linien in das Himmelsgewölbe ein. Von nun an bleibt dieser Charakter der Landschaft erhalten. Grüne Flächen, unterbrochen von blauen, flachen Hügeln, das ist, im mannigfachen Wechsel dieser beiden Elemente, das Merkmal der Landschaft zwischen dem Teltow-Plateau und dem Fläming. Die Ebenen sind moorige Wiesen, mit grösseren und kleineren Büschen aus Erlen und Weiden besetzt,

und die Hügel sind Sandberge mit Kiefern bewachsen. Zwischendurch erscheint wohl ein einzelnes Gehöft oder in der Ferne die Dächer und der Kirchturm eines Dorfes. In Luckenwalde wird zum ersten Mal gehalten. Die Strassen der Stadt haben sich allmählich bis zum Bahnhof herangeschoben. Auf der Weiterfahrt erscheint am Horizont der Giebel und das Dach des Klosters Zinna, hervorlugend aus dichtem Gebüsch. Bald aber tauchen auch die beiden Türme der Nicolaikirche von Jüterbog auf, und wir sind am Ziel.

Auf dem Bahnhof werden wir begrüsst von Herrn Rektor Werner und Herrn Pastor Zimmermann, welcher aus Nieder-Görsdorf herübergekommen war. Eine breite Chaussee, begleitet von hohen Bäumen, führt auf einem erhöhten Damm vom Bahnhof in die Stadt. Da der moorige Untergrund ein schlechtes Bett für den Damm ist, so wurde die Chaussee sehr schnell zerfahren, deshalb hat man aus flachen eisernen Schienen zwei Geleise in die Beschotterung eingelegt, so dass der Druck der Wagenräder sich mehr verteilt. Kurz vor der Stadt auf der Nordseite der Strasse liegt, noch halb von einem Graben umgeben, die Burgstelle. Obgleich schon viel Boden abgefahren ist, so hebt sich die Anlage noch deutlich heraus. Die Oberfläche ist dicht mit Scherben und Schutt bedeckt, und die Einschnitte an dem Abhange zeigen mehrere Schichten von Steinschutt und Asche übereinander. Nachdem die Gesellschaft sich hier orientiert hatte, ergriff Herr Rektor Werner das Wort und schilderte die historischen Begebenheiten dieses Platzes. Erzbischof Albrecht von Magdeburg soll hier 1226 eine Burg errichtet haben als Absteigequartier und als Zwinguri für Jüterbog. Die Anlage bestand aus einem riesigen Bergfried aus Granitblöcken, umgeben von weitläufigen Gebäuden, zu denen ein Thor mit einer Zugbrücke die Verbindung mit dem Damm herstellte. Im Jahre 1406 wurde die Burg vom Kurfürsten Rudolf III. von Sachsen und Wittenberg eingenommen. Er beschoss von ihr aus die Stadt mit einer Donnerbüchse und nahm sie ein. Da die Erzbischöfe später Zinna zu ihrem Aufenthaltsorte wählten, so wurde das Schloss allmählich vernachlässigt. Im Jahre 1699 wird es zum Teil abgetragen, und die Steine finden Verwertung beim Bau eines Amtshauses, des heutigen Landratsamtes. Der Rest wird als Arbeiterwohnungen vermietet. Endlich im Jahre 1750 wird der Überrest an Herrn von Lüttichau, Besitzer des Vorwerks Kappan, für 10 Thaler verkauft. Er lässt die Reste gänzlich abtragen und verwendet Holz und Steine zum Bau der Wirtschaftsgebäude des Amtes. Bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts war noch ein gewölbter Keller mit einer Treppe erhalten. Der jetzige Besitzer von Kappan benutzt endlich die verwitterten Überreste der Grundmauern, um seine Wiesen zu erhöhen.

Unter sanfter Steigung geht der Damm allmählich in die Strassen der Dammvorstadt über. Hier liegt, linker Hand, einige Meter über

dem Strassenniveau, ein Kirchhof mit der Dammkirche in seiner Mitte. An dieser Stelle erbaute 1157 Erzbischof Wichmann eine Kapelle beatae Mariae Virginis. Nach der Zerstörung durch die Wenden wurde 1177 ein Neubau aus Ziegeln von den Kolonisten aufgeführt. Es ist eine kreuzförmige Pfeilerbasilika, der die Seitenschiffe fehlen; Langhaus und Querschiff haben Balkendecke, und das Chor hat ein Gewölbe. Erzbischof Albrecht, welcher in den Jahren 1209 bis 1221 das Laurentiuskloster in Neustadt-Magdeburg errichtet hatte, schenkte den Mönchen desselben diese Klosterkirche. Im Jahre 1282 kamen auch Nonnen nach Jüterbog. Auf dem Wurfhof besichtigten wir später die Stelle, wo das älteste Franenkloster gestanden hat. Von ihm soll noch ein vermauertes Fenster in der Stadtmauer herrühren. Die Stadtmauer und die Thore wurden im Jahre 1300 erbaut, so dass um diese Zeit die Nonnen verdrängt wurden und ihr Kloster zum heiligen Kreuz hier draussen neben der Dammkirche neu erbauten. Von dem Kloster ist nur das Zellengebäude noch erhalten und Spuren des Kreuzganges. Das Kloster stand mit der Kirche durch einen Gang in Verbindung, und die Nonnen besassen in der Kirche eine verdeckte Empore, in welcher sie dem Gottesdienst beiwohnen konnten. Die Kanzel stammt aus dem Jahre 1575 und wurde vom Amtshauptmann von Klitzing gestiftet.

Nach der Besichtigung dieser Baulichkeiten setzten wir unseren Weg fort und betraten durch das Dammthor die Stadt. Es ist dies das stattlichste der Thore, es besteht aus Backsteinen und trägt einen prächtigen Zinnenkranz. Es sind eigentlich zwei Thore, also eine Thorburg. Das Aussenthor trägt an jeder Flanke ein rundes Türmchen, während neben dem Innenthor ein hoher Rundturm mit Zinnenkranz steht. Nach Süden schliesst sich hier ein Stück Mauerüberrest an, in welchem noch zwei Türme stehen. Die Türme sind in ihrer unteren Hälfte aus Feldsteinen und in ihrer oberen aus Backsteinen aufgeführt. In ihrem Mauerwerk sind Löcher ausgespart zum Einsetzen der Balken für den Wehrgang. Das Dammthor ist zwischen 1480 und 1489 erbaut worden. Hinter ihm erweitert sich die Strasse bald zu einem kleinen Platz, von dem aus man einen schönen Blick auf den Doppelturm der Nicolaikirche hat. Wir folgten nun dem Bleichgange, dem schmalen Steige innerhalb der Mauer, bis zum vierkantigen Eckturm, wo die Mauer aufhört, und wanderten dann auf einer schönen Promenade bis zum hinteren Eingang des Hotels Bergschmidt, wo wir das Frühstück schon vorbereitet fanden. Nachdem dasselbe in dem freundlichen Garten verzehrt war, suchten wir die Nicolaikirche auf. Unterwegs warfen wir noch einen Blick auf das Äussere der Tetzelkapelle.

Die Nicolaikirche mit ihren beiden Türmen und dem hohen Dach ist das Wahrzeichen von Jüterbog. Es fehlen über diese Kirche freilich alle Urkunden. Die älteste aus dem Jahre 1307 sagt, dass ein Bürger

aus Brettin eine Messe gestiftet habe für die Pfarrkirche. Die Kirche ist ein dreischiffiger Hallenbau mit Chorumgang. In ihrer heutigen Gestalt ist sie während des 15. Jahrhunderts in mehreren Bauperioden aufgeführt worden. Schon 1317 hatte Pabst Johann XXII. einen Ablass ausgeschrieben, um die schwankenden Säulen zu stützen. Der älteste Teil ist der östliche. Der Chor mit dem Chorumgang ist im Jahre 1470 bis 1488 erbaut worden. Von den beiden Sakristeien ist die eine 1447 und die zweite 1477 bis 1488 erbaut worden. Beide Sakristeien sind zweistöckig. Ihre Räume dienten ehemals mehreren Brüderschaften zum Abhalten ihres Gottesdienstes. Links neben dem Altar steht ein 6 m hohes Sakramentshäuschen, das einigen Schmuck eingebüsst hat. Im Chorumgang findet sich ein gotischer Schrank mit Schnitzereien und Wappen, und neben ihm sind in der Brüstung der Intercolumnien 16 Bilder vom alten Hochaltar angebracht, sie stellen Scenen aus dem Leben des heiligen Nicolas und Laurentius dar. In der einen Sakristei bewahrt man den sogenannten Tetzelkasten auf, ferner einen Klappaltar aus der Mönchenkirche und viele Schnitzfiguren von den abgerissenen Nebenaltären. Der jetzige Hochaltar stammt aus dem Jahre 1700 und zeigt in der Mitte ein Bild des Tempels zu Jerusalem. An den ersten Pfeilern vor dem Altar hängen einige Bilder von Lukas Kranach, eines derselben stellt Luther und ein zweites Melanchthon vor. Die Türme sind zwischen 1317 und 1322 erbaut worden. Nach der Einführung der Reformation wurde 1530 mit Hülfe der Steine aus den abgebrochenen 30 Altären die Türmerwohnung auf dem nördlichen Turm aufgesetzt. Die Kirche ist reich mit Glocken ausgestattet. Die alten Gebetszeiten mit ihrem Glockenläuten haben sich bis in die Neuzeit hinein erhalten. Unter den Glocken giebt es auch eine Armesünderglocke, denn der Stadt gehörte der Blutbann. Wer sich vor den engen und steilen Treppen, die zur Plattform der Türme führen, nicht gefürchtet hatte, wurde durch die Aussicht reichlich belohnt. Nach Nordwesten erblickt man den Eisenbahndamm und darüber hinaus die hohen Gebäude, welche auf dem Artillerie-Schiessplatze errichtet worden sind. Gegen Norden sieht man hinter der Zinnaer Vorstadt und den Wiesen die Weinberge emporragen, niedrige Hügel mit Buschwerk, welche aber den Horizont abschliessen, so dass nur der Kirchturm von Luckenwalde emporragt. Weiterhin, im Grün versteckt, ragen die Dächer des Klosters Zinna in die Höhe. Nach Süden und Südosten hin ist das Bild besonders eigenartig. Hinter den Wiesen der Stadt hebt sich ganz allmählich das Gelände zu einer breiten, schiefen Ebene empor von grosser Ausdehnung, die man vollständig übersehen kann, da sie nur Ackerland trägt. An dieser Böschung steigen ein paar Chausseen in die Höhe, die eine führt nach Dennewitz und die zweite ist die grosse Strasse über Herzberg nach Dresden. Gegen Südosten endlich erscheint über dem Höhenrücken in weiter Ferne die blaue

Kuppe des hohen Golm. Jüterbog liegt in der Mitte dieser Landschaft auf mehreren Hügeln in einem moorigen Wiesengrunde von mässigem Umfange. Diese Lage wurde in kriegerischen Zeiten besonders wichtig. Es war das eine Übergangsstelle; es ist deshalb kein Wunder, wenn hier wiederholt der Schauplatz militärischer Ereignisse war. Die ersten werden hier wohl schon während der Wendenkreuzzüge sich abgespielt haben, dann folgten die Kämpfe zwischen Kursachsen und dem Erzbischof von Magdeburg; der dreissigjährige Krieg nnd der siebenjährige Krieg gingen hier nicht spurlos vorüber, und den Schlnss machte am 6. September 1813 die Schlacht bei Dennewitz. Die hohen Türme von Nicolai sind nicht ohne Grund als ein Lng ins Land errichtet worden. In der Nicolaikirche hatte Herr Pfarrer Hamann die Erklärungen gegeben.

Von der Nicolaikirche wandten wir uns über den Wursthof zur Mönchenkirche. Hier am Wursthof befindet sich das zngemauerte Fenster des ehemaligen Nonnenklosters. Die Mönchenkirche gehörte zn dem 1510 vollendeten Franziskanerkloster. Sie ist ein einfacher dreischiffiger Hallenbau mit Chor. Als Predigerkirche der Franziskaner hatte sie nnr an einer Seite Fenster. Neben der Kirche ist noch der übriggebliebene Flügel des Klosters erhalten. Er war nach der Reformation zuerst Gymnasinm und darauf Bürgerschule.

Endlich besichtigten wir noch vor Tisch das Rathaus. Es steht anf dem Markt und stammt aus dem XV. Jahrhundert. In der Front besitzt es einen schönen Staffelgiebel über einer offenen Halle nnd auf der anderen Seite einen spätgotischen Ostgiebel. An der Ecke zwischen Front und Ostgiebel ist in über Mannshöhe eine kleine Figur aufgestellt. Es ist das der heilige Moritz, der Schutzpatron des Erzbistums Magdebnrg. Als die Jüterboger schon alle Gerechtsamen hatten, wie Blutbann, Münzrecht etc., wollten sie auch noch eiuen Roland haben; der Erzbischof schenkte ihnen aber nur diesen Heiligen. In früheren Zeiten beherbergte das Rathans auch das Kaufhaus, in dessen Sälen die einheimischen und die fremden Waaren ausgelegt werden mussten. Im ersten Stock befindet sich hinter einer geschnitzten Eichenthür das Prunkzimmer mit köstlichem Sterngewölbe nnd Säulen. Herr Rektor Werner zeigte im Sitzungssaal eine Anzahl historischer Sehenswürdigkeiten vor. Die Stadt besitzt drei Schutzbriefe mit den Unterschriften Wallensteins, Torstensons nnd Banners. Es findet sich weiter nnter den Schätzen ein zierliches Ciborinm ans vergoldetem Kupfer, die Skelette zweier rechten Hände, das grosse Siegel der Stadt mit dem sächsischen und dem jüterbogischen Wappen auf jeder Hälfte, weiter ein dachförmig gestalteter Holzklotz von ungefähr 3 dem Länge nnd 2 dem Höhe, welcher ein Folterinstrnment vorstellen soll, und endlich eine Urne und mehrere alte Bücher.

Inzwischen war die Zeit zum Mittagessen herangekommen, deshalb versammelte sich die Gesellschaft allmählich in dem geräumigen

Saal des Hotels Herold, wo die Tafeln schon gedeckt waren. Während der Tafel wurde eine Anzahl Reden gehalten. Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, brachte den Kaisertoast aus, Herr Bürgermeister Schmiedecke feierte die „Brandenburgia“ und wünschte ihr Blühen und Wachsen, Herr Geheimrat Möbius brachte ein dreifaches Hoch aus auf die Stadt Jüterbog, auf die Herren, welche die Führnng und Erklärung übernommen, und auf alle die, welche sich der „Brandenburgia“ in so liebenswürdiger Weise angeschlossen hatten, und Herr Dr. Schmidt liess am Schlusse seines humoristischen Toastes die Damen leben. Endlich verlas Herr Justizrat Bürkner eine prähistorische Postkarte, welche zur Begrüssung der „Brandenburgia“ eingegangen war.

Nach der Tafel wanderte die Gesellschaft nach dem Vorort von Jüterbog, nach Neumarkt. Die Stadt schliesst auch nach dieser Seite hin ab mit einem wohlerhaltenen Thor nebst Turm. Hinter der Nuthebrücke hebt sich das Gelände wieder und steigt beständig an bis es im sog. Wendentanzplatz die höchste Stelle erreicht hat. Auf diesem Platze soll ein Wendentempel gestanden haben. Bis in den dreissigjährigen Krieg befand sich hier in der That ein kleines Gebäude mit Thür und Fenster und einem Kreuzgewölbe. Letzteres spricht gegen den Tempel. Es hat sich von alle diesem nur ein steinernes Kreuz erhalten, welches neben der Dorfschmiede an der Strasse aufgestellt ist. Am wahrscheinlichsten ist wohl, dass das Gebäude ein Grabmal für vornehme Wenden war. Der alte Wendentempel wird eher an der Stelle der heutigen Kirche gestanden haben, denn es war Gebrauch, nach der Bekehrung gerade dorthin das Gotteshaus zu bauen. Diese Kirche ist die Jakobikirche. Nach dem Vortrage des Herrn Pfarrers Hamann fehlen alle Akten. Das Jahr der Erbauung muss auf 1218 festgesetzt werden. Das Langhaus und der Altarraum sind zu verschiedenen Zeiten entstanden. Im Jahre 1724 wurde der Turm erbaut und im Jahre 1787 die Orgel von der sächsischen Regierung geschenkt. Der Altar ist um 1700 aufgerichtet, und im Jahre 1820 wurde die Kanzel über dem Altar befestigt, weil der Raum für die Kirchenbesucher zu eng geworden war. Es sind drei Glocken vorhanden, welche aus verschiedenen Zeiten stammen.

Damit war das Programm erledigt; nachdem in einem Gartenlokal der Kaffee eingenommen worden war, wurde der Rückweg zum Bahnhof angetreten. Der Weg führt zwischen Wiesen und Gärten an der Südseite der Stadt entlang. An der Westecke bietet sich noch einmal ein sehr schöner Blick auf die Stadtmauer mit ihren Türmen.

Mit dem Zuge um 8 Uhr 33 Min. wurde die Rückfahrt angetreten.

Auch an dieser Stelle sei noch einmal allen denen gedankt, welche sich bei der Führung und Belehrung beteiligt hatten, vor allem Herrn Pfarrer Hamann und Herrn Rektor Werner.

Im Anschluss an den obigen Bericht bringen wir noch einige Nachträge, welche eingesandt worden sind.

Herr Geheimrat Friedel liefert folgende Ergänzungen:

I. In der kleinen Altertümer-Sammlung des Magistrats zu Jüterbog befinden sich u. A. folgende Gegenstände:

a) ein angebliches Marmorkonsol-Bruchstück. Die Besichtigung ergab heut, dass es sich um ein sehr hartes Stück Quarzit handelt, der allerdings die Farbe des sehr viel weicheren schlesischen Marmors hat. Das über 2 Fuss lange, ca. 6 Zoll hohe Stück, welches die ungefähre Gestalt eines Schildkröten-Rückenpanzers hat, ist in der Diluvialzeit durch Sandflug teils ausgerieben, teils scharfkantig, façettenartig abgerieben worden. Man nimmt an, dass diese harten quarzitischen Sandsteine dem Tertiär angehören und vielleicht zur miocänen Braunkohlen-Formation Beziehung haben. Dergleichen vom Sandflug kantig oder rundlich beriebene Steine kommen in der Nachbarschaft, namentlich auf dem hohen Fläming bei Belzig, so häufig und mitunter in so regelmässigen Gestaltungen vor, dass man sie nicht selten irrtümlich für vorgeschichtliche Artefakte hält.

b) ein kleines bauchiges, grauschwarzes, sehr hart gebranntes Gefäss, in der Stadt gefunden. Darin liegen zur Zeit ein paar menschliche Leichenbrandreste, welche an die sogenannten niederlausitzer oder von mir ostgermanisch genannten Brandknochenreste aus wirklichen Urnen erinnern. Der kleine mit einem Henkel versehene Krug ist christlich-germanischen Ursprungs, wahrscheinlich 12. bis 14. Jahrhundert. Dergleichen Töpfe findet man häufig in Kellern eingegraben oder eingemauert — als Bauopfer, wie im Monatsblatt der „Brandenburgia“ wiederholt meinerseits angegeben. Die Leichenbrandreste mögen aus einer zertrümmerten und verloren gegangenen germanischen Totenurne herrühren und sind zufällig in den erwähnten mittelalterlichen Krug geraten.

c) ein Stück hartes Holz von der Grösse eines Mauersteins, jedoch auf der einen breiten Fläche sich oben dachförmig, dreieckig zukantend. Mit allegorischen Gerichtsscenen im Stil des 17. Jahrhunderts bunt bemalt. Von Herrn Rektor Werner vielleicht mit Recht für ein Folterwerkzeug gehalten. Wenn es nicht zierlich bemalt wäre, würde ich es für eine der Krippen halten, auf denen beim Rädern dem armen Sünder die Arm- oder Beinknochen zerstossen wurden.

II. Die Witwe des im vorigen Jahre verstorbenen Jüterboger Bürgermeisters Frau von Seehausen besitzt eine kleinere mir vorgezeigte Altertümersammlung. Darin befindet sich eine römische Kaisermünze (konstantinische Periode?) aus Kupfer, angeblich am

Markt ausgegraben. Ferner eine grosse Urne, von der vermutet wird, sie sei auf dem Schlossberg (Burgwall) in der Dammvorstadt ausgegraben. Wäre dies richtig, so würde die Vermutung, dass dieser wendische Burgwall unter sich noch eine germanische Grundlage habe, eine wesentliche Stütze erhalten. Das Gefäss zeigt keine Ornamentik, dürfte aber dem ostgermanischen Formenkreise einzureihen sein. Sodann ein kleiner Krug aus grauschwarzem Hartbrand, wie der geschilderte des Rathauses. In einem Keller der Stadt vermauert gefunden, als Deckel darauf ein rundes, ziemlich gut passendes, natürliches Steingeschiebe von Linsenform. Das Gefäss ist leer gefunden, doch mag darin, inzwischen verdunstete, Flüssigkeit gewesen sein. Als Bauopfer anzusprechen.

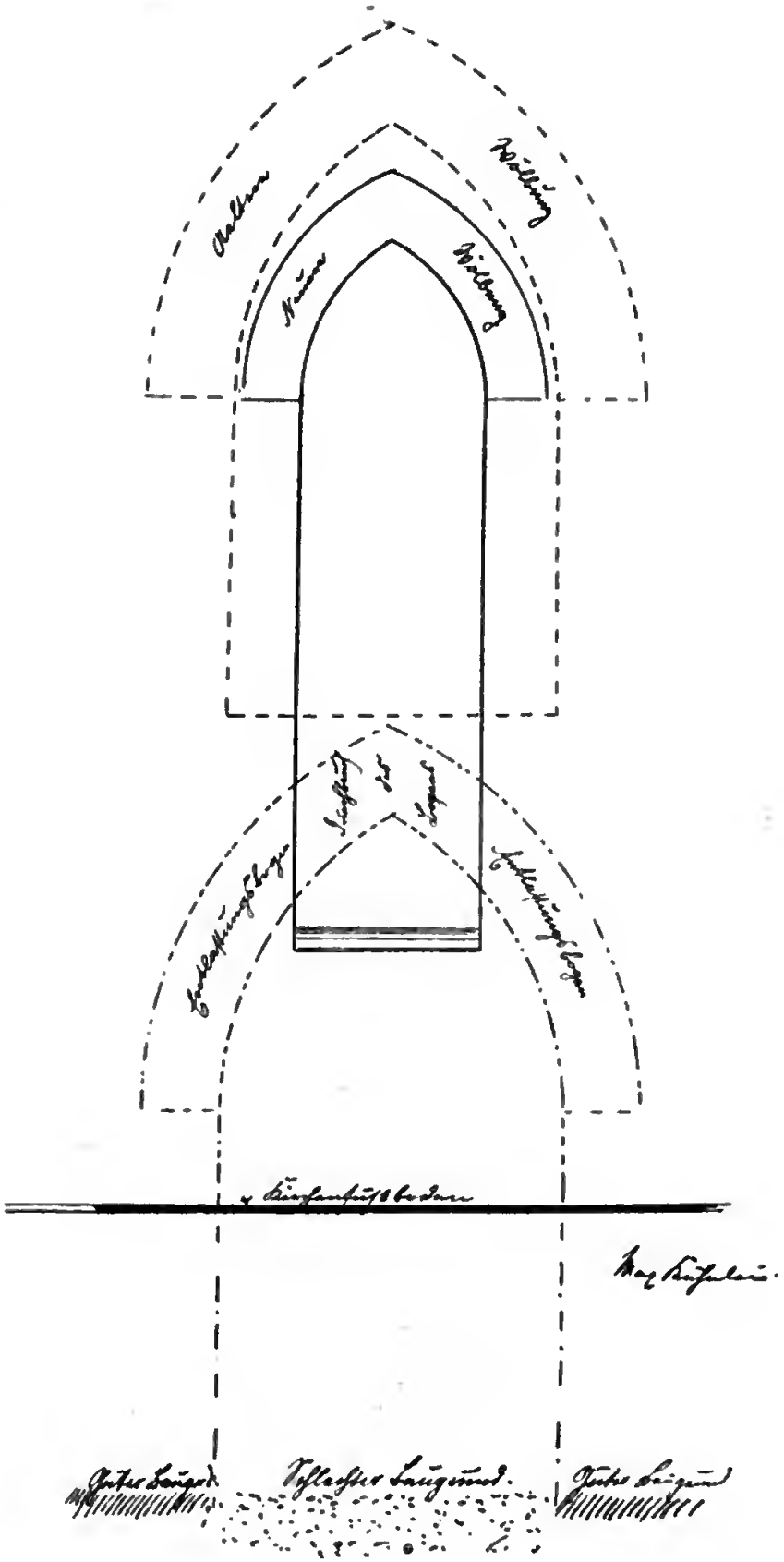
III. Herr Pfarrer Hamann von St. Jakobi teilt mit, dass sich in der Nähe des Stadtteils Neumarkt noch zwei Rundwälle auf den Wiesen befinden, einer etwas angestochen, der andere napfkuchenförmig, noch unversehrt. Mutmasslich wendische Rundlinge, deren Untersuchung anempfohlen werde.

IV. In der Raritäten-Sammlung der alten Sakristei in der Nikolaikirche bemerkte ich beim Besuch der Kirche im Herbst 1899 einen Rippenknochen, der seit unvordenklicher Zeit in der Kirche als Merkwürdigkeit aufbewahrt wird. Derselbe sollte ein Mammutknochen sein, wogegen ich behauptete, dass es eine rezente — wenn auch vielleicht einige Jahrhundert alte — Rippe eines Walthieres (Cetacee) sei. Bei der heutigen Besichtigung wurde meine Bestimmung durch die anwesenden Zoologen Geheimrat Dr. Möbius, Direktor Dr. Otto Reinhardt und Prof. Dr. A. Krause bestätigt. Das spongiöse Gewebe des Knochens spricht durchaus für eine Cetacee. Dergleichen Knochen finden sich vielfach in alten Kirchen und Rathäusern.

V. Ebendaselbst befinden sich einige schöngeschnitzte hölzerne Heilige von eingegangenen mittelalterlichen Altären und Kapellen. Dieselben haben auf der rechten Wange tief eingedrehte Löcher von etwa der Grösse eines Zweimarkstücks. Hierin haben höchstwahrscheinlich Partikelchen von Reliquien gesessen, die in reformatorischer Zeit entfernt worden sind, ohne dass man sich die Mühe gegeben hat, die Höhlungen wieder zu verschliessen.

Herr Max Kühnlein, Architekt, bringt folgenden Beitrag:

Gelegentlich der am 27. Mai cr. stattgehabten Wanderfahrt nach Jüterbog streifte Herr Pfarrer Hamann die Frage nach der Ursache des an der linksseitigen Chorwand der Nicolaikirche befindlichen, von einer Fensteröffnung durchbrochenen, in mächtiger Spannweite hergestellten und vollständig ins Mauerwerk eingelassenen Wandbogens. Nach eingehender örtlicher, an den Vortrag anschliessender Besichtigung



äusserte ich mich Herrn Pfarrer Hamann und Herrn Rektor Werner gegenüber folgendermaassen:

Jüterbog hat zum grossen Teil sehr schlechten Baugrund, beim Bau der Kirche an jener Stelle auf solchen stossend, überbrückte man mittels des in Rede stehenden Entlastungsbogens den schlechten Grund (ein noch heut übliches Verfahren) und legte über die dem Bogen als Widerlager dienende Pfeiler die noch jetzt durch zwei lotrecht hochstrebende Fugenrisse erkennbare, ältere Fensteröffnung an. Die grössere Breite derselben entspricht nicht der Lichtweite des gegenüber befindlichen schmaleren Chorfensters, dasselbe liegt überdies aus der Achse seines Gegenübers, hier folgte man unverkennbar einem gegebenen Zwange. In späterer Zeit empfand man die ungünstige Wirkung des den beiden Chorfenstern anhaftenden Unsymmetrischen, und so durchbrach man den längst in seiner Struktur abgebundenen Entlastungsbogen, legte eine dem Gegenüber genau entsprechende Öffnung frei und mauerte die restlich verbleibenden Lichtöffnungen des grossen Chorfensters älteren Datums voll aus. Betrachtet man die Verschiedenartigkeit der Maasswerke beider Fenster, und folgt man den deutlich erkennbaren, mit Mörtel verstrichenen und mit Farbe übertünchten Fugenrissen, so dürften diese Merkmale meine eingangs erwähnte Vermutung über die Entstehungsursache des an jener Stelle vorhandenen Wandbogens wesentlich unterstützen.

---

5. (3. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Juni 1900. — Wanderversammlung nach Tegel.

Im Garten des Trillerschen Schlossrestaurants hatte sich eine stattliche Zahl von Mitgliedern und Gästen eingefunden. Nachdem der Kaffee eingenommen worden war, begab sich die Gesellschaft in das Schloss. Die reichen Kunstschätze und die ehrwürdige Ausstattung der oberen Räume riefen bei dem trüben Licht eines vorüberziehenden Gewitters eine besonders feierliche Stimmung hervor. Der heftige Regen verhinderte leider den geplanten Rundgang durch die Gartenanlagen und den Besuch der Gräber der Familie Humboldt und des Grabes Knuths. Daher versammelte sich die Gesellschaft sogleich zur Einnahme des Abendbrotes in der verdeckten Halle des Schlossrestaurants. Da die

Vorträge im Freien nicht stattfinden konnten, so mussten sie im Saale gehalten werden, wodurch leider ein grosser Teil ihres Reizes verloren ging. Zunächst trug unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer ein Sonett auf die Humboldteiche vor, das von unserem Mitgliede Herrn Dr. C. Bolle gedichtet worden war. Drei weitere Sonette liess darauf der Dichter selber folgen. Wir schalten dieselben gleich hier ein.

Die Humboldteiche von Tegel.

(1878.)

I.

Gewalt'ge Eiche, mit des Liedes Tönen
Hat dich umkränzt der Freund dir und Gebieter
Zugleich war, dieses Paradieses Hüter,
Ein Dichter, herrschend in dem Reich des Schönen.

Du hattest Zeit, an Ruhm dich zu gewöhnen,
Denn ungern deines Wipfels Kühlung mied er,
Der ält're jener Dioskuren-Brüder,
Die ew'ger Lorbeer will unsterblich krönen.

Du bliebst, ein Zeuge von entschwund'nen Tagen,
Als still und gross, mit ausgespannten Ästen,
Du Schatten liehest uns'res Landes Besten.

Wenn mich an dir vorbei die Schritte tragen
Will stets an grosser Männer sel'ge Manen
Mich andachtsvoll, o Baum, dein Rauschen mahnen.

II.

Nicht mehr wie sonst umgiebt dich das Gehöfte,
Zum Schönen wandelt sich, was gut und nütze;
Jetzt schiesst die Blume um dich her in Säfte,
Und Gartenbänke laden rings zum Sitze.

Von Vielen aber nach des Tags Geschäfte,
Die dir gedankt, dass sie dein Laubdach schütze,
Sah ich nicht Einen, der sein Auge hefte
Auf dich, durchschauert von poet'schem Blitze.

Unfern von dir, an gleichen Sees Spiegel
Auf kleiner Insel, von beschcid'nem Munde
Löst manches Mal die Muse nun das Siegel,

Ein Echo weckend längs den schilf'gen Borden,
Sei weit umher an dieser Wasser Runde
Unmusisch auch und kalt die Welt geworden.

III.

Du hast in sechs Jahrzehnten, die verronnen,
Seitdem ein Humboldt von dir musste weichen,
Dich sehr verschönert und an Glanz gewonnen;
Jetzt prangst ein Baum du stolz und sonder gleichen.

Wie gelbgrün sich die Mistelstaude sonnen
Mag auf geheimnisvollen Druideneichen,
Hält dich ein Epheu riesengross umsponnen
Und strebt, der Krone Gipfel zu erreichen.

So ragst du nun, voll immergrüner Würde,
Ein Denkmal dem, der, wenn er wiederkehrte,
Veränderte, dich schwer erkennen würde;

Ein Zeugnis auch von hehren Urgewalten,
Die jener And're uns erkennen lehrte,
Vor dessen Geist sie sich im Kosmos malten.

IV.

(1900.)

Seit dies gedichtet, ist manch' Jahr verflossen,
Das eng Verbundene will sich gramvoll trennen,
Was sich in eins verwachsen liess erkennen,
Löst rauh die Zeit, jagend auf schnellen Rossen.

Sie reisst den Freund vom zärtlichsten Genossen.
Den Epheu, hundertjährig fast zu nennen,
Lässt sterbend sie zu dürrem Holz verbrennen,
So üppig auch er einst emporgeschossen.

Fest stehst du, Baum. Bleib lebensfrisch erhalten
Und schau herab auf kommende Geschlechter,
Dem Ruhm der Humboldt als ein treuer Wächter;

Von uns'rem Volk auf immer hoch gehalten,
Nicht, diesem Epheu gleich, bereit zu sterben,
Nein, eichenstark, sich dauernd zu vererben.

Darauf hielt Herr Dr. Bolle noch folgenden frei gesprochenen Vortrag über die Bedeutung des Ortes:

Tegel — ein Ortsname von gutem Klange. Es giebt wenige Stätten der Berliner Bannmeile, an welche sich reizvollere, ja geradezu mehr klassisch zu nennende Erinnerungen knüpfen und deren Besuch daher erwünschter erscheinen dürfte; allerdings mit gewissen von der Zeit gebotenen Einschränkungen. Die Umwandlung ländlicher Einfachheit in vorstädtische Prosa hat sich für dies Dorf so erschreckend vollständig ins Werk gesetzt, dass es sich, weit mehr noch als andere, in civilisatorischem Auf-

schwung begriffen, anschickt eine Art von *ville noire*, durch Bierpaläste notdürftig erfrischt, zu werden.

Verlegung der grossartigen Borsigschen Fabriken, der Eisenhammer Germania, die Rosenbergsche Dampfmühle, dazu die Nachbarschaft eines vielbevölkerten Strafgefängnisses und der Dalldorfer Irrenanstalt, sowie der Segen über den Ort sich ergiessender Elektrizität und aller jener gegen das Blau des Himmels trübselig abstechender Drähte, deren Frequenz vor knrzem noch Pierre Loti unser Berlin verleidete, sind das nicht alles Gegensätze zu idyllischer Ländlichkeit? Anch jener Freund des Menschen, der Hund, wagt sich nicht mehr manlkorblos heraus und längst schon sind die Dorfstrassen leer von dem vertraulichen Völklein des Hausgeflügels. Unvermeidlich! Muss nun solcher Fortschritt nicht den positiv-modernen Menschen mit stolzer Freude erfüllen, während er allerdings den sträflich zurückgebliebenen Naturfrennd in konträrem Sinne anmntet?

Aber auch für ihn und mit ihm für die Mehrzahl der frischer Lnft bedürftigen Städter ist noch gesorgt. Zwei Schritt nur vom Dorfe abseits in den Gutsbezirk hinüber nnd man sieht sich vom Laubdunkel hoher Bänme dnftig nmfangen. Schon das Schlossrestaurant gleicht einer Operndekoration. Sobald man jedoch von staubiger, jetzt vielfach aufgerissener Heerstrasse seitwärts in den Mühlenweg abbiegt, ändert sich wie durch einen Zanberschlag die Scenerie. Abgewichen von der geraden Linie, erschliesst sich die Seele dem vollen Reiz entzückender Ländlichkeit, durch den Kontrast des vorher Gesehenen noch verstärkt. Ein weisses Schloss schimmert durch Baumschatten; wir wissen welche genialen Geister hier gewaltet und diese Stätte für immer geweiht haben. Durch diesen Baumgang sind Goethe und Pückler, die schöne Henriette Herz und Rahel Levin geschritten. Diese gigantischen Platanen haben jene erlesene Gesellschaft unter sich wandeln gesehen, die als die Grosseltern der jetzt alternden Generation jnnge Kinder waren, dem Berliner Leben, zwischen Hubertsburg und Jena, eine so poesievolle Verklärung lieh. Unweit von hier sehen wir Chamisso nach Wasserpflanzen fischen und Jahrzehnte vorher den noch knabenhaften Alexander von Humboldt, geführt und belehrt dnrch den damals noch jungen „alten“ Heinn, die grüne Trommel des Botanikers tragen nnd später jene höchste nordische Seltenheit, die Linnaea borealis, zuerst in der Mark entdecken. Ja, der Wissende erspäht hier viele denkwürdige Spuren, über die jetzt das Rad des Bicyklisten ahnungslos hinrollt.

In Knrzem von den vegetativen Reizen der Landschaft und der ihr gewordenen Pflege durch Menschenhand, und zwar erschöpfend, zu reden, würde heut schwer fallen. Nur wenige Punkte seien hervorgehoben. Das Jagdschlösschen der Landesherren, in tiefer Waldeinsamkeit gelegen, bedurfte einst keiner Gartenanlage. Was freiwillig da herum

wuchs und blühte, genügte in vollem Maasse. Es genügte auch die Waldespracht und der Blick auf den inselreichen See, über den sich riesige Kiefernkronen bengten und den breitästige Eichen von erstaunlichem Umfange umkränzten. Ein Runddorf, das Heim nur von Bauern und Fischern, durch den Purismus der Gelehrsamkeit zeitweis aus Tegel in Ziegel umgetauft, liess nichts als einfache Gemüsegärtchen seine strohgedeckten Hütten umsäumen. In diesen wird der Besucher aus der Stadt, sowie der seit Jahrhunderten an dies Gewässer gebaunte Angler, neben Kohl und Zwiebeln, Salvei und Dill, Würze von Aal und Schlei, als vorwaltend angetroffen haben. An ein Mehr wurde erst gedacht, als der Besitz des Schlosses, von dem des Dorfes streng geschieden, in andere Hände übergegangen war. Es waren dies die eines Barons von Humboldt, der gegen die Mitte des 18. Jahrhuuderts hier Eigentümer wurde. Ihm lag es, der Richtung der Zeit gemäss, nahe, den Umkreis seines neuen Heims durch Gartenanlagen zu verschönern, eine Aufgabe, der er sich mit Eifer und durch die Üppigkeit des vorhandenen Baumwnchses wesentlich unterstützt, hingab. Dazn kam noch wirksamere Anregung und Förderung. Ein Forstmann von ungewöhnlicher Begabung, von Burgsdorf, war wenig später in die Tegeler Oberförsterei eingezogen, Gutsherr und Grünrock befreundeten sich zu gemeinsamem Wirken, dessen Ergebnis in erster Linie ein Zuwachs landschaftlicher Verschönerung werden musste. Mit Burgsdorf begannen vollständig neue Ideen im Bereich der Forstwirtschaft sich zu regen. Er schrieb in Tegel u. a. seine klassischen Bände, die Naturgeschichte von Eiche und Buche behandelnd. Ganz andere Geister als die unter seinem Dache polternden, jener von Goethe im Faust verewigte Spuk, begannen sich Bahn zu brechen und gingen in Wald und Flur neugestaltend um. Bereicherung unserer Forsten durch fremdländische, namentlich nordamerikanische Baumarten wurde zuvörderst von hier aus, für Preussen zuerst, in grösserem Maassstabe betrieben. Ein Herr von Wangenheim, der als Offizier in Amerika gegen die junge Republik kämpfend, die Vorzüge der transatlantischen Sylva kennen gelernt hatte, lieh bei solchen Neueinführungen hilfreiche Hand. Die noch gangbaren Namen der „alten“ und der „neuen“ Baumschule in dem damals nach Heiligensee genannten Revier erinuern jetzt noch, wenn auch verwildert, an diese Bestrebungen, denen der grosse Botaniker Willdenow nicht fern stand. Im Anschluss hieran stehen zwei schöne Buchenkampe, ein grosser, lange Zeit ertragreicher Weinberg, vor allem aber majestätische Lindenalleen und sonstige Baumreihen nahe bei Tegel. Eine von letzteren und zwar die bekanntere, den Schlossgarten flankierend, datiert allerdings erst vom Jahr 1818. Sie war gepflanzt worden in der Absicht, dem von seinem langjährigen Gesandtschaftsposten aus Rom heimkehreuden Wilhelm von Humboldt eine Überraschung zu bereiten. Znr Zeit werden Parzellierungen und

Neubauten auf der Feldmark an ihr entlang wohl auch neben den entstehenden Villen für neue Gartenanlagen Raum schaffen.

Mit welcher, jetzt leider oft vermissten Pietät die Vegetation um Tegel gehütet ward, davon liefert den Beweis ein mächtiger, sehr alter Fliederstrauch dicht am Schlosse, welchen man beim Umbau des letzteren durch Schinkel und Kantian, 1821, mit vieler Mühe sorgfältig schonte. Noch zur Stunde beschattet derselbe, blütenreich in jedem Frühjahr, ein anheimelndes Ruheplätzchen für die Insassen des an Kunstschätzen so reichen Baues.

Vorüber an der wohl tausendjährigen Eiche, deren gewaltiger, sie wie ein Netz umklammernder Ephen leider im Absterben ist, führt der Weg zu der tannenumhegten, weihevollen Grabstätte der Humboldtschen Familie und ihrer Angehörigen anderen Namens, welche von der durch Thorwaldsens Meisterhand geschaffenen Statue der Spes, auf hoher Säule thronend, überragt wird. Hier betreten wir, von Ehrfurcht durchschauert, die Stätte eines friedlichen Heroenkultus, die noch unentwegt ihren alten Zauber ausübt, während sie auf ihrem Sande die Fussspuren verständnisvoller Pilger, selbst aus fremder Zone, für immer bewahren wird.

Wer gedenkt hier nicht jener schönen Worte Fontanes, die den Entschlafenen des stillen Ortes eine eigenartige, bei uns selten anzutreffende Geistesrichtung vindizieren. Während die Friedhöfe märkischer Edelsitze fast ausschliesslich den Extremen entweder absoluter kirchlicher Gläubigkeit oder Voltairescher Frivolität dienstbar sind, gehört dieser dem Ausdruck eines bescheidenen, nicht unfrommen Zweifels, der vom Jenseit nichts Sicheres wissen will, aber auch den Unsterblichkeitsglauben nicht abweisen mag und sich deshalb allein unter die Ägide der Hoffnung stellt.

Wer sich in und bei Tegel umschaut, dessen Auge trifft auf vielfache und lebendige Beweise von unvermindert fortlebender, ja sich steigernder Liebe zum Gartenbau. Wie duftet und blüht es nicht in den kleinsten Vorgärten, besonders aber um die Villen herum, wenn auch nicht überall in so reichem Maasse wie in dem mit eigener Hand gepflegten Garten der Frau Geheimrat Lapierre, einer überaus eifrigen Pflanzenfreundin. In gleichem Sinne bethätigt sich jetzt die Gutsherrschaft vermöge ausgedehnter Neupflanzungen, deren Pflege niemand anders besser als Herrn Rohde anvertraut werden konnte. Überall mahnen alte Bäume an die Vergangenheit, überall schmücken Blumen und junges Grün neben gedeihenden Obstplantagen eine lebensfrohe Gegenwart. Selbst vor die Pforten der rauchgeschwärzten Werkstätten Vulkans pflanzt man Gruppen von Rhododendron und exotische Coniferen. Zwischen Gluten und Schweiss soll Arkadien nicht ganz vermisst werden. Es besteht hier also fort und fort ein Kultus ländlicher Gottheiten, Floras und Sylvans, nur wandelt derselbe sich nach Zeit und Ort, ohne jedoch aus den Aspirationen von Menschengeist und Volksseele je ganz zu verschwinden.

Wohl aber ändert sich die Landschaft des freien Feldes. Die tiefste Waldeinsamkeit übersäet der überall hinschweifende Radfahrer mit dem Gräuel der Stullenpapiere. Wenn man jetzt dicht bei Tegel Borsigwalde baut, so willige ich gern in die Unterstreichung und Gültigkeit des Eigennamens, das „wald" indess hätte man füglich fortlassen mögen, so sehr weichen ringsum die ärmlichen Reste der Kieferngehölze zurück.

Wer erkennt noch im Geräusch der Humboldtmühle das Klappern jener uralten Mühlenräder nahe der Mündung des Tegeler Fliesses? Nur Wenige denken noch daran, dass es hier war, wo vor mehr als fünf Jahrhunderten der Heerbann Berlins mit den Streitkräften der Quitzows zusammentraf, statt des erhofften Sieges indess eine schwere Niederlage erlitt, in deren Folge der Feldhauptmann Wyns nebst einer Anzahl von Ratmannen zu schwerer Haft in den Turm von Bötzow wandern musste. Trösten wir uns damit: unser verehrter Vorsitzender, Stadtrat Friedel, ist schon aus chronologischen Gründen nicht mit dabei gewesen.

Hierauf sprach der II. Vorsitzende, Herr Schulrat Prof. Dr. Euler, der Besitzerin des Schlosses, der Frau Hofmarschall C. von Heinz, den Dank der Versammlung für die gestattete Besichtigung aus. Und zum Schluss zeigte Herr F. Meyer einen kolorierten Kupferstich: „Tegel und seine Umgebung zu Ende des 18. Jahrhunderts" vor.

Die Kremmener Studenten auf den deutschen Universitäten bis zum Jahre 1700.

Von **Friedrich Werwach.**

Seitdem man in den letzten Jahrzehnten mit der Veröffentlichung älterer Studenten-Matrikeln vorgegangen ist, sind in mehreren Zeitschriften deutscher Geschichtsvereine Aufsätze über die aus einzelnen Ländern und Städten stammenden Studenten früherer Jahrhunderte erschienen. Diese Aufsätze haben die Anregung gegeben, den Söhnen der Stadt Kremmen nachzuforschen, die bis zum Jahre 1700 Universitäten besucht haben bezw. in die Universitäts-Matrikeln aufgenommen worden sind. Die bis in die Gegenwart reichende geringe Entwickelung dieser Stadt sowie ihre geringe Bedeutung in der Geschichte liessen bei Beginn der Arbeit kaum einen Erfolg erwarten. Doch schon das für sie benutzte erste Werk, die vom Geheimen Archiv-Rat Dr. Ernst Friedländer in den Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven —

Bände 32 und 36 — veröffentlichten älteren Matrikeln der Universität Frankfurt a. O. und der hierzu herausgegebene vortreffliche Registerband — Band 49 dieser Publikationen — ergab für den beabsichtigten Zweck ein über Erwarten günstiges Resultat. In Folge dessen sind die Nachforschungen möglichst ausgedehnt und weiter die Matrikeln der Universitäten Erfurt, Greifswald, Heidelberg, Herborn, Köln, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Wittenberg, soweit sie gedruckt vorliegen, durchgesehen worden.*)

Aber es ergab sich, dass Angehörige der Stadt Kremmen nur zu den der Heimat zunächst belegenen Universitäten in Frankfurt a. O. — jetzt Breslau —, Wittenberg — jetzt Halle a. S. —, Greifswald, Leipzig und Rostock inskribiert sind. Zwar werden in der Geschichte des Geschlechts von Bredow, Teil II, Kremmische Linie, zwei Angehörige dieser Familie erwähnt, die noch andere Universitäten besucht haben. Es ist dies ein Johannes oder Hans v. Bredow und ein Achim v. Bredow, wovon ersterer ausser in Frankfurt a. O. noch in Altorf, Tübingen und Ingolstadt, und letzterer 1623 in Jena studiert haben soll. Jedoch ist diese Nachricht aus gedruckten Matrikeln nicht zu bestätigen, da solche für diese Universitäten nur teilweise gedruckt vorliegen oder noch nicht veröffentlicht sind.

Im grossen und ganzen wird dieses Resultat die Annahme rechtfertigen, dass Studenten aus Kremmen in früheren Jahrhunderten nur in verschwindend wenigen Fällen andere als die Universitäten Frankfurt a. O., Wittenberg, Greifswald, Leipzig und Rostock besucht haben. Mit Ausnahme von Wittenberg und Leipzig sind die Matrikeln der voraufgeführten Universitäten bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts gedruckt. Der Gefälligkeit eines Freundes ist es zu danken, wenn wir auch aus der

*) Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, Band VIII I. II., Akten der Erfurter Universität, bearbeitet von Dr. Weissenborn. — Publikationen aus den Königlich Preussischen Staatsarchiven, 52. Bd., Ältere Universitätsmatrikeln, Universität Greifswald, herausgegeben von Dr. Ernst Friedländer. — Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662, herausgegeben von Gustav Toepcke, Heidelberg, 1884, 1886. — v. d. Linde, die Nassauer Drucke der Königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden, darin: Matricula studiosorum scholae Herbornensis, Wiesbaden, 1882. — Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, I, Bonn, 1892, darin: Die Matrikel der Universität Köln von 1389 bis 1466, herausgegeben von Keussen. — Codex diplomaticus Saxoniae Regiae, 2. Hauptteil, XVI. Band, enthaltend: Die Matrikel der Universität Leipzig von 1409 bis 1559, herausgegeben von Georg Erler. — Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis, edidit Julius Caesar, Marburg, 1875, 1877, 1882, 1885. — Die Matrikel der Universität Rostock von 1419 bis 1694, herausgegeben von Dr. Adolph Hofmeister, 3 Bände, Rostock. — Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550, herausgegeben vom akademischen Senat, Tübingen, 1877. — Album academiae Vitebergensis ab anno MDII usque ad annum MDLX, ex autographo edidit Carolus Eduardus Foerstemann, Leipzig, 1841, und Album academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII usque ad a. MDCII, volumen secundum, Halle, 1894. —

Wittenberger Matrikel Kenntnis von den Kremmener Studenten der Jahre 1602 bis 1700, für welchen Zeitraum sie noch nicht veröffentlicht ist, erhalten haben. Dagegen konnte die Matrikel der Universität Leipzig nur bis zum Jahre 1559, bis wohin sie herausgegeben ist, benutzt werden.

Indem wir nun am Schlusse dieses Aufsatzes aus diesen Matrikeln die Kremmener Studenten bis zum Jahre 1700 — bei Leipzig bis zum Jahre 1559 — zusammengestellt haben, glauben wir damit ein bis zum ersteren Jahre reichendes abgeschlossenes Bild von ihrer Teilnahme an den gelehrten Studien zu geben. Hieran wird auch der Umstand nichts ändern, dass uns für diese Arbeit die Leipziger Matrikel von 1559 bis 1700 verschlossen blieb. Es ist kaum anzunehmen, dass nach Eröffnung der Universitäten Wittenberg und Frankfurt a. O. in den Jahren 1502 und 1506 die Leipziger Universität noch von Kremmenern aufgesucht worden ist, zumal sich von ihnen überhaupt ein Zuspruch nur in ganz mässigen Grenzen gehalten hat. Denn im 15. Jahrhundert sind in die Matrikel dieser Universität nur 2 Studenten aus Kremmen eingetragen worden, während wir von 1500 bis 1559 jede Teilnahme aus dieser Stadt vermissen.

Die in früheren Jahren unendlich schwankende Schreibweise der Ortsnamen macht sich auch in den Universitätsmatrikeln bezüglich des Namens „Kremmen“ recht bemerkbar. Neben „Cremmen“ bezw. „Kremmen“ finden wir diesen Ort „Cremen“, „Grimmen“, „Krimmen“, „Crimen“, „Cremeutz“, „Gremen“, „Krymmen“, „Kremen“, „Crimmen“, „Chremen“ und „Gremmen“ geschrieben. Bei den weitaus meisten Studenten aus Orten dieser abweichenden Schreibweise ist es nicht zweifelhaft, dass sie aus Kremmen gekommen waren. Aber auch bei den wenigen Studenten, bei denen die Herkunft aus Kremmen auf Zweifel stiess, haben wir diesen Ort mit Rücksicht auf den Familiennamen als ihre Heimat angesprochen.

Aus der Zusammenstellung ergiebt sich, dass

a)	im 15. Jahrhundert	3	
b)	im 16. Jahrhundert	31	und
c)	im 17. Jahrhundert	36	
	zusammen	70	

Angehörige der Stadt Kremmen als Studenten immatrikuliert worden sind. Hiervon entfallen auf die Universitäten:

Rostock	aus dem	15.	Jahrhundert	1			
	„ „	16.	„	1			
	„ „	17.	„	4,	zusammen	6	
Leipzig	„ „	15.	„				2
Greifswald . .	„ „	16.	„	1			
	„ „	17.	„	2,	zusammen	3	

Frankfurt a. O.	aus dem	16.	Jahrhundert	23	
	„ „	17.	„	23,	zusammen 46
Wittenberg . .	„ „	16.	„	9	
	„ „	17.	„	15,	zusammen 24 Studenten,

was eine Gesammtzahl von 81 ergiebt.

Die Abweichung von der weiter vor auf 70 angegebenen Gesammtzahl hat ihren Grund darin, dass 11 Studenten zu je 2 dieser Universitäten inskribiert worden sind.

In den Matrikeln wird im 15. Jahrhundert und weiter zurück der Familienname sehr häufig fortgelassen, da sein Gebrauch noch nicht allgemein war. Neben dem Vornamen ist dann nur der Ort der Herkunft angegeben. Deshalb können wir ohne Zweifel den in der Rostocker Universitätsmatrikel unter dem Jahre 1425 aufgeführten Simon Kremmen als einen Kremmener betrachten.

Unsere Forschungen führen uns ein Bild vor Augen, wie wir es zu schauen nicht erwartet haben, nämlich, dass das Bestreben nach höherer Bildung im 16. und 17. Jahrhundert in der Stadt Kremmen verhältnismässig ein weit grösseres als im 18. und 19. Jahrhundert war. Gegenwärtig zählt dieser Ort p.p. 3000 Einwohner, 1778 aber waren es nur 1472. Wenn man in Betracht zieht, dass sich diese Stadt erst mit der im 17. Jahrhundert ausgeführten Niederlegung und Einebnung ihrer Schutzwerke — Mauern und Gräben — ausgedehnt hat, so muss man zu dem Ergebnis kommen, dass Kremmen im 16. und 17. Jahrhundert mit der Einwohnerzahl noch hinter dem 18. Jahrhundert zurückgestanden hat. Vergleicht man Einwohnerzahl und Anzahl der Studierenden der ersten beiden Jahrhunderte mit dem 18. und 19. Jahrhundert, so wird unsere Behauptung über das Bestreben nach akademischer Bildung keine zu gewagte sein, zumal, wie jedem Eingeweihten bekannt, die Zahl der im vorigen Jahrhundert mit solcher Bildung ausgestatteten Söhne Kremmens nur eine recht bescheidene ist. Wir glauben auch unsere Annahme noch mit der Thatsache bekräftigen zu können, dass die der Heimatsprovinz angehörende Universität in Frankfurt a. O. von 1686 bis 1808 von keinem Kremmener besucht worden ist. (Vergl. Friedländer, ältere Universitäts-Matrikeln, Universität Frankfurt a. O.)

Im 16. Jahrhundert finden wir die ersten Söhne Kremmens auf der Universität Wittenberg. Ohne Zweifel sind sie durch Luthers und Melanchthons Wirken angezogen worden. Bis zum Jahre 1560, dem Tode des letzteren, zählen wir drei Kremmener Studenten auf dieser Universität. Gegenüber anderen kleinen Städten der Mark Brandenburg ist das eine äusserst geringe Zahl. So z. B. waren von 1502 bis 1560 an der Universität in Wittenberg aus Beelitz 49, aus Kyritz 13, aus Pritzwalk 20, aus Wittstock 11 und aus Trebbin 13 Studenten immatrikuliert

(vergl. Märkische Forschungen, Band 14, Seite 326). Diese auffällige Erscheinung ist wohl in dem Umstande begründet, dass die Reformation in Kremmen anscheinend erst spät — der erste evangelische Prediger wurde dort 1566 vociert — eingeführt worden ist.

In den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts haben noch mehrere Kremmener in Frankfurt a. O. studiert, und in der Folge nimmt auch unter ihnen das Streben nach akademischer Bildung zu. Wir glauben dies auf die Thätigkeit der beiden ersten evangelischen Prediger dieser Stadt, Jakobus Pascha und Jakobus Schröder, die dort von 1566 bis 1573 bezw. von da bis 1603 gewirkt haben, zurückführen zu können. Von dem Chronisten Johann Grüwel werden diese in seiner „Kremmischen Schaubühne" als gelehrte Männer bezeichnet. Wie es seiner Zeit vielfach unter den Geistlichen geübt worden ist, werden es sich auch diese beiden haben angelegen sein lassen, viele Schüler mit der für das Universitätsstudium nötigen Vorbildung auszustatten. Die Zusammenstellung giebt uns aus den Jahren 1550 bis 1603 37 Studenten bekannt, worunter sich auch 2 Söhne des Predigers Pascha und 4 Söhne des Predigers Schröder befinden. Welche Entbehrungen musste sich die letztere Familie in Folge der Ausbildung ihrer Söhne auferlegt haben? Denn die ersten Prediger der Stadt hatten nur ein sehr geringes Einkommen, und zwar, was sie jährlich aus der Nutzung von 4 Hufen Land, einem Garten und einem Scheffel Roggen von jeder Hufe der Ritter- und Bürgerschaft gewinnen konnten. Nur geringe Gebühren wurden ihnen für Amtshandlungen bei Leichenbegängnissen gewährt, wogegen sie die Austeilung der Sakramente unentgeltlich besorgten.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts befindet sich die Zahl der Kremmener Studenten im Rückgange. Man wird nicht fehl gehen, hierfür die Gründe in den bedeutenden Bränden der Stadt in den Jahren 1606 und 1607 zu suchen. Denn der Wiederaufbau der Gebäude hat die verbliebenen Mittel vollständig in Anspruch genommen und die meisten Bürger werden sich nicht mehr haben gestatten können, ihren Söhnen eine derartige, ohne Kosten nicht angängige, Ausbildung angedeihen zu lassen.

Der 30jährige Krieg und seine Folgen haben ihre Wirkung auf den Besuch der Universitäten nicht verfehlt, sie ist bezüglich der Kremmener Studenten recht bemerkbar. Von ihnen finden wir auf deutschen Universitäten während der Jahre 1618 bis 1648 nur 5. Diese geringe Zahl hat auch ausserdem unzweifelhaft ihren Grund in dem im Jahre 1630 stattgehabten Brande der Stadt, der sie ganz in Asche legte und die Bürgerschaft grösstenteils in Armut brachte. In ihren wirtschaftlichen Verhältnissen ist erst mit Beendigung des Krieges eine Besserung eingetreten, und damit wird auch wieder das Interesse für die Universitätsstudien rege. Hierzu hat aber besonders der im Jahre 1646 zum Rektor der

Kremmener Stadtschule nnd Collaborator Ministerii berufene Michael von Lanckisch beigetragen. Er wird nns von Johann Grüwel in seiner „Kremmischen Schaubühne“ als gelehrter Mann geschildert, unter dem die Schule sehr gefördert worden ist, nnd viele seiner Schüler, wie z. B. Johann Schmidt, Martin Stolhoff, Andreas Otto, Andreas Mankopff und Johann Zepernick, die in der Zusammenstellung als Studenten verzeichnet stehen, gelehrte Leute gewordeu siud. Auch der geuannte Chronist ist ihm zn vielem Danke verpflichtet. Leider war von Lankisch Thätigkeit in Kremmen nnr eine kurze, da er bereits 1648 zum Pfarrer in Gross-Schönan bernfen wurde. 1663 erhielt er die Dieustagspredigerstelle in Zittau, wo er am 4. Februar 1674 verstorben ist. Von ihm sind uns 12 Schriften bekannt (Rotermnnd, Forts. zu Jöcher, Allgemeines Gelehrteu-Lexikon). Ausserdem war von Lankisch Kaiserlicher gekrönter Poet nnd Mitglied der Hirtengesellschaft an der Pegnitz mit dem Beinamen Strephon (Neues Lausitzisches Magazin, 71. Jahrgang, Geschichte der Ortsherrschaft von Hörnitz). Von 1660 ab wird die Zahl der studierenden Kremmener geringer und mit Beendignng des 17. Jahrhunderts sehen wir in Kremmen das Streben nach akademischer Bilduug erlöschen. Von Eiufluss wird hierauf wiederum ein bedentender Unglücksfall, nämlich die dortige Feuersbrunst am 9. September 1680, gewesen sein, die diesen Ort, bis auf wenige geringe Häuser, in einen Schntthaufen verwandelt hat. Die Bürgerschaft ist in Folge dessen in ihrem Wohlstande sehr zurückgekommen, was sich auch noch bis weit in das 18. Jahrhundert hineiu bemerkbar machte.

Soweit es möglich gewesen ist, haben wir der folgenden Zusammenstellung Nachrichteu über Familien-Verhältnisse pp. hinzngefügt. Zu diesem Zwecke ist Grüwels handschriftliche „Kremmische Schaubühne“; Beckmanns handschriftliche Chronik vou Kremmen, Riedels Cod. diplom. Brand.; Bardeys Geschichte von Nauen nud Ost-Havelland; die Geschichte des Geschlechts von Bredow, 2. Teil, Kremmische Linie; der 14. Band der „Märkischen Forschnngen“; die No. 11 vom 19. Jahrgange des „Deutschen Herold“ und die 36. Sonntagsbeilage znr Norddentschen allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1894, benutzt wordeu. Hieraus war leider nur weniges zu schöpfeu. Die bereits erwähnten vielen grossen Brände Kremmens haben das dortige Stadtarchiv bis anf wenige Urkunden nnd damit die hervorragendste Quelle für derartige Nachrichten vernichtet.

Die Universitätsmatrikeln bieteu für familiengeschichtliche Forschnngen ein nicht zn nnterschätzendes Arbeitsfeld. Durch unsere Zusammenstellung glauben wir noch mancher jetzt iu Kremmen und Umgegend blühenden Familie, wie z. B. Bading, Bellin, Beutel, Kerkow, Kienscherf, Lahn, Schmelter, Sukrow nnd Tübbicke einen Anhalt für solche Forschungen zu geben.

Unter den Studenten früherer Zeit war es vielfach Brauch, seinen deutschen Namen in das Lateinische oder Griechische zu übersetzen, oder diesen Sprachen anzupassen bezw. seinem Namen eine lateinische Endsilbe anzuhängen. Wie aus der Zusammenstellung zu entnehmen ist, sind auch die Kremmener Studenten diesem Brauche mehrfach gefolgt. Bei ihren Personennamen bemerken wir auch die in früherer Zeit so oft zu Tage getretene Zerfahrenheit in der Schreibweise. Wir führen hier die Studenten Friseke und Phrysicke; Greuvel, Greuwel und Grüwel; Rog und Rugge; Schmelter und Smelter; Stellhofe und Stolhoff; Breda, Bredow und Bredaw an, welche ohne Zweifel zum Teil identisch sind, bezw. zum Teil einer Familie angehören.

In die Studenten-Matrikel wurden früher vielfach Personen eingetragen, die noch nicht das für die Leistung des akademischen Eides erforderliche Alter hatten. Auch einzelne Kremmener Studenten finden wir in diesem jugendlichen Alter. Andererseits bemerken wir unter den zusammengestellten Studenten bereits einen Graduierten, den Magister Johannes Reimann, und selbst solche, die schon ein öffentliches Amt bekleideten, wie z. B. Heinrikus Müller oder Möller und Jacobus Papa oder Pape. Ersterer war im Jahre seiner Immatrikulation, 1615, bereits Kantor und Stadtschreiber in Kremmen, und letzterer ist 1603, in dem Jahre, in dem er eine Universität bezogen hat, zum evangelischen Prediger daselbst vociert worden.

Den neu aufgenommenen Studenten lag die Verpflichtung ob, eine Gebühr zu entrichten, die im grossen und ganzen für die einzelnen deutschen Universitäten feststand. Trotzdem wurde aber diese Gebühr je nach dem Vermögen der Studenten erhöht oder erniedrigt, auch unter Umständen ganz erlassen. Aus der Höhe dieser Einschreibgebühr lassen sich Rückschlüsse auf die Vermögensverhältnisse der Einzelnen ziehen. Wenn wir es unterlassen haben, in der nachfolgenden Zusammenstellung die Höhe dieser Gebühr anzugeben, so sind wir hierbei von dem Umstande geleitet worden, dass die Kremmener Studenten fast durchweg eine ziemlich gleichmässige Gebühr entrichtet haben, so dass man einen bemerkbaren Unterschied in den bescheidenen Vermögens-Verhältnissen kaum voraussetzen kann. Die wenigen Beamten erhielten nur das Notwendigste und auch die fast ausschliesslich Ackerbau treibenden Bürger gelangten zu keinem nennenswerten Wohlstande. Ausgeschlossen hiervon bleiben allerdings die Angehörigen der Familien von Bredow, von der Lütke und Weiler, da bei ihnen als Besitzer der Güter in Kremmen eine bessere Vermögenslage anzunehmen ist.

Die Fakultät der Studierenden ist nur selten aus den Matrikeln zu entnehmen. Zum grösseren Teile werden die Kremmener Studenten dem Studium der Theologie obgelegen haben, wie wir in der Zusammenstellung mehrfach anzugeben Gelegenheit fanden. Bei einigen ist aus

ihrer späteren Lebensstellung zu schliessen, dass sie Rechtswissenschaft studiert haben.

Bei Fertigung der Zusammenstellung haben wir die Studenten nach der Zeitfolge geordnet, da wir hiermit eine bessere Übersicht zu geben glauben. Um die Zusammenstellung nicht zu sehr auszudehnen, sind zur Bezeichnung der von den Studenten besuchten Universitäten Buchstaben gewählt worden, und bedeutet:

F = Frankfurt a. O., *W* = Wittenberg, *G* = Greifswald, *L* = Leipzig und *R* = Rostock.

1425. Simon Kremmen. *R.*

1477. Andreas Hoppenrode de Cremmen. *L.*
Dieser Student steht unter der Sächsischen Nation und unter der Nation der Meissner aufgeführt. An letzterer Stelle ist der Vermerk: de natione Saxonum. Hiernach ist anzunehmen, dass sein letzter Aufenthalt im Bezirk der Meissner Nation gewesen ist.

1490. Johannes Breda de Kremen. *L.*
Vielleicht identisch mit Hans von Bredow, der 1499 urkundlich erwähnt wird, in welchem Jahre er huldigte. Er war damals im Mitbesitz von Kremmen oder hatte allein ein Anteilsgut. Da er die Konfirmations-Urkunde von Kremmen vom Jahre 1513 nicht mitausgestellt hat, so ist anzunehmen, dass er damals bereits verstorben war.

1521. Gregorius kerku de kremmen Branden. dioc. *W.*

1521. Laurencius kynscherf de krymmen dioc. Branden. *W.*

1553. Martinus Bading Cremensis. *F.*
Gehört einer sehr alten Kremmener Familie an. Ein Jahrhundert später werden in Kremmen die Bürger Jakob, Adam und Andreas Bading erwähnt.

1554. Martinus Phrysicke Cremensis. *F.*
Ein Mitglied der Familie Friesicke, von der sich 1653 ein Bürger Martin Friesicke verzeichnet findet.

1557. Baltasar Rog Cremensis. *F.*
Balthasar Rugge Cremensis. *W.*
Ohne Zweifel ein und dieselbe Persönlichkeit.

1558. Joannes Bertremmus Cremmensis. *F.*
Der 1630 erwähnte Bürgermeister Bertram in Kremmen wird ein Nachkomme dieses Studenten sein.

1558. Thomas Böllike Cremmensis. *F.*
Ein Angehöriger der sehr alten Kremmener Familie Böllike.

1560. Andreas Gorysch Cremensis. prorsus gratis. *R.*

1561. Ismael Fabricius Crimensis. *F.*
Latinisierter Familienname Schmidt.

1566. Joachimus Boeme Cremensis. *G.*

1568. Johannes Lindenbergk Kremensis Marchita. *F.*
1653 vertritt diesen Namen in Kremmen der Bürger Kaspar Lindenberg.

1579. Andreas Schönevogel Cremmensis. *F.*

1579. Martinus Schmelter Crimmensis, rectori Eberto iuravit. *F.*
Jedenfalls ein Bruder des nachfolgenden Studenten. Die Familie Schmelter scheint auch in Kremmen eine der älteren zu sein.

1579. Laurentius Smelter Cremmensis. *W.* 1580. Laurentius Schmelter Cremmensis. *F.*
Siehe vorstehend.

1580. Andreas Hackenbergk Cremmensis. *W.* 1587. Andreas Hackenbergk Cremensis. *F.*
Jedenfalls ein Sohn des Kaufmanns Hackenberg, welcher in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in Kremmen gelebt und einen Handel mit Wolle betrieben hat. Andreas Hackenberg dürfte ein Bruder des folgenden Studenten sein.

1581. Martinus Hackenbergk Gremensis. *F.*
Siehe vorstehend.

1581. Christianus Greiningk Cremensis. *F.*
Vielleicht ein Angehöriger der Familie Grening, die im Anfange des 17. Jahrhunderts in Kremmen vorkommt.

1581. Abraham Pascha Cremensis. pueri non iurarunt. *F.*
Ein Sohn des ersten evangelischen Predigers in Kremmen, Jakobus Pascha, und ein Bruder des folgenden Studenten.

1581. Benedictus Pascha Cremensis. pueri non iurarunt. *F.*
Siehe vorstehend.

1583. Johannes Cunat Krimmensis. *W.*

1584. Johannes Reimann Crimmensis magister. *W.*

1584. David Schroder Cremmensis, non iuravit, iuravit prorectore d. Matthaeo Zeysio, anno 1595. *F.*
Sohn des 1573 vocierten evangelischen Predigers Jakobus Schröder in Kremmen, der daselbst 1603 verstarb. Jakobus Schröder war mit Emerentzia Grüwel, Schwester des Bürgermeisters Georg Grüwel in Kremmen, verheiratet. Aus dieser Ehe stammen die 4 Söhne David, Jakob, Johannes und Stephan. David Schröder hat Theologie studiert, ist 1602 zum Prediger in Schwante bestellt worden, wo er bis 1623 wirkte. Er hat die „annales Schwantenses", ein Supplement zum Kirchenbuche, 1606 zu schreiben

begonnen, worin sich interessante und wichtige, in dem Kirchenbuche fehlende, Aufzeichnungen über derzeitige Begebenheiten und beachtenswerte Familien-Nachrichten finden.

1589. Martinus Friseke Crementz. *W.*

Jedenfalls ein Sohn des vorerwähnten Martin Phrysicke, der 1554 in Frankfurt a. O. inskribiert worden ist.

1591. Justus a Bredow in Reinsperg et Gremmen. *F.*

Identisch mit Jobst von Bredow, der 1577 oder 1580 geboren sein mag. Er war in Brandenburg a. H. Domherr, verkaufte 1618 die Rheinsbergischen Güter, nachdem er um 1610 die Güter zu Neu-Zanche und Gr. Lübbenau in der Niederlausitz mit 13 Dörfern erworben hatte. Er starb 1621 oder 1622. Zuerst war er mit Katharina von Bredow aus dem Hause Kremmen und nach 1600 mit einer von Arnim vermählt.

1591. Joannes a Bredow in Reinsperg et Gremmen. *F.*

Hans v. Bredow, ein Bruder des vorstehenden Jobst v. Bredow, ist 1576 geboren. Er studierte auf den Universitäten Frankfurt a. O., Altorf, Tübingen, Ingolstadt und war in der Jugend viel auf Reisen. In der väterlichen Erbteilung fielen ihm die Güter Kremmen und Vehlefanz zu. 1608 kaufte er das Gut Linum. Hans von Bredow ist nur 46 Jahre alt geworden und war zweimal vermählt, zuerst 1601 mit Margaretha Gans Edle zu Putlitz, gestorben am 6. Okt. 1602, zum zweiten Male am 13. Januar 1611 mit Irmgard von Arnim.

1591. Valentinus Kremerus Cremmensis. *F.*

1613 findet sich in Kremmen ein Organist und Ziesemeister Baltin Kremer, vielleicht ein und dieselbe Persönlichkeit.

1596. Jacobus Schroderus Cremmensis Marchicus. *F.*

Siehe die Erläuterung bei David Schröder. Jakob Schröder studierte Theologie.

1596. Johannes Schröderi, Cremmenses Marchici, non iurarunt. iuravit prorect. Origano anno 1603. *F.*

Siehe die Erläuterungen bei David Schröder. Johannes Schröder studierte Theologie.

1596. Stephanus Schröderi, Cremmenses Marchici, non iurarunt. iuravit prorect. Origano anno 1603. *F.*

Siehe die Erläuterungen bei David Schröder. Stephan Schröder studierte Theologie.

1596. Michael Thomae Cremmensis. *W.*

1632 ward ein Johannes Thomae zum Rektor und Hülfsprediger in Cremmen berufen, der 1637 die Predigerstelle in Wansdorf erhielt. Michael und Johanues Thomae stehen jedenfalls in verwandtschaftlichem Verhältnis.

Digitized by Google

1599. Joachimus Leniges Cremmensis. *F.*

Ohne Zweifel ist dieser Student aus der in Kremmen weit verzweigten Familie Lönies oder Lönnies. 1617 ist dort ein Bürger Staks Lönies, 1653 ein Ratsverwandter Hans Lönnies und die Bürger Jochim, Severin und Jochim Lönnies.

1601. Gabriel Gericke Cremmensis, per aetatem non iurarunt. *F.*

1579 war Kaspar Gerike Pfarrer an der Kapelle St. Jakob in Kremmen, anscheinend bis 1595. Gabriel Gericke dürfte ein Sohn dieses Pfarrers sein.

1601. Christoph Wartenbergius Cremmen March. *W.*

1601. Joachimus a Bredow in Cremmen, per aetatem non iurarunt. *F.*
1603. Joachimus a Bredaw, Cremmensis nobilis. *R.*

Joachim von Bredow, geboren etwa 1583 oder 1585, erbte die Güter zu Kremmen und Vehlefanz. Die unglücklichen Zeiten, die in Folge des 30jährigen Krieges über die Mark kamen, zerrütteten seinen Wohlstand und zwangen ihn, sein Besitztum mit bedeutenden Schulden zu belasten. 1611 vermählte er sich mit der Wittwe Joachims von Berg auf Klaptow i. U., Sophie von Fronhöfer. 1639 scheint er verstorben zu sein.

1602. Luderus Otto Cremensis Marchicus, propter aetatem non iurarunt. *F.*

1602. Laurentius Wartembergk Cremmensis Marchiacus, non iuravit per aetatem. *W.*

1603. Jakobus Papa, Cremmensis Marchicus. *R.*

Jakobus Pape aus Flatow ist 1603 zum evangelischen Prediger in Kremmen bestellt worden, wo er 1629 verstorben ist. Kremmen hatte 1632 den Bürgermeister Pape, jedenfalls Sohn dieses Predigers.

1603. Henricus Müllerus Cremmensis, non iurarunt. *F.*
1615. Heinricus Müller Cremmensis Marchiacus. *W.*

Heinrich Möller ist 1615 zum Kantor und Stadtschreiber in Kremmen vociert worden. Starb 1631 daselbst an der Pest.

1604. Petrus Betelius Grimmensis Marchicus, pueri. *F.*

Es ist nicht ausgeschlossen, dass es sich hier um ein Mitglied der Familie Beutel handelt, die im 17. Jahrhundert in Kremmen mehrfach vorkommt. 1653 finden wir dort die Bürger Andreas und Steffen Beutel.

1605. Elias Lähnius Cremmensis Marchicus. *F.*

Falls es sich nicht um einen Angehörigen der vorerwähnten Familie Lönnies handelt, wird man in diesem Studenten ein Mitglied der Familie Lahn vermuten können.

1607. Henricus Woltzin Chremensis. *W.*

1609. Joachimus Rungius Cremmensis March. *W.*

1610. Zacharius Erhartus Crimensis. Non iuravit. Gratis inscriptur. *W.*

1612. Christianus Capus Cremensis. *W.*

1618. Martinus Tnbbicus Krenmnensis Marchicus. nemo iuravit *F.*

Jedenfalls identisch mit dem um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Kremmen amtierenden Bürgermeister Martin Tübbicke.

1628. Georgius Leucander Cremmensis Marchiacus. *W.*

Ist der deutsche Name Weissmann, welcher in das Griechische übersetzt worden ist. Jedenfalls ein Sohn des Pfarrers an der Kapelle St. Jakob zu Kremmen, Joh. Weissmann, der 1595 dort erwähnt wird.

1647. Martinus Stellhofe Cremmensis Marchicus. *F.*

1654. Martinus Stolhoff Cremmensis Marchicus. *R.*

Hat Theologie studiert und die Predigerstelle zu Stegelitz in der Uckermark erhalten.

1647. Johannes Schmidt Cremmensis Marchicns. iur. rect. anno 1651. *F.*

Wird jedenfalls mit dem vorerwähnten Studenten Ismael Fabricius in Beziehung zu bringen sein, vielleicht ein Nachkomme desselben.

1650. Joachimus Telimannns Cremmensis March. *F.*

1660. Joachimus Telimannus Cremmensis March. *W.*

Sohn von Albert Telimann, der von 1639 bis 1656 evangelischer Prediger in Kremmen war. Joachim Telimann wurde 1663 daselbst Rektor und Hülfsprediger. Seinem Vater war er aber wenig gleich in Gelehrsamkeit, Fleiss und Lebenswandel. Grüwel bezeichnet ihn als fruges consumere natus (üppigen Müssiggänger). Er schlug seine Frau und stiess sie etliche Jahre nach der Verheiratung von sich. Mit einem garstigen, berüchtigten Weibe hielt er Haus und zog einige lüderliche Leute an sich. In Folge dessen wurde vom Konsistorium gegen ihn die Untersuchung eingeleitet, jedoch ist er vor ihrem Ausgange 1691 an der roten Ruhr gestorben.

1650. Johannes Greuvel Cremensis Marchicus, non iurarunt. *F.*

1658. Johannes Grüwelius Cremmensis March. *W.*

Johann Grüwel, geboren am 3. Dezember 1638 zu Kremmen, entstammt einer alten und hochangesehenen Familie der Stadt. Sein Vater war der Bürgermeister Andreas Grüwel daselbst, verstorben 1658, sein Grossvater hiess Georg und sein Urgrossvater Thomas. Beide waren ebenfalls Bürgermeister der Stadt Kremmen. Von 1654 bis 1657 besuchte Johann Grüwel das Gymnasium zu Cölln an der Spree und von 1658 bis 1660 die Universität in Wittenberg. Seit 1660 war er Gerichtsherr der gesammten Inhaber der von Bredowschen Güter in Kremmen und vom 2. Februar 1671

ab regierender Bürgermeister der Stadt, welches Amt er bis August 1707 verwaltete. Verheiratet war er zweimal, zuerst mit Anna Margaretha Erasmus, Tochter des Bürgermeisters Georg Erasmus zu Spandau, die am 12. Februar 1692 im Alter von 50 Jahren verstorben ist. Aus dieser Ehe waren 7 Söhne und 6 Töchter. Die zweite Frau hiess Louise Gertrut Weiler, mit der er 16 Jahre im Ehestande gelebt hat.

Wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache und seiner Begabung in der Poesie wurde er am 20. Februar 1665 von dem berühmten Johann Rist zum Kaiserlichen Poeten gekrönt und darauf in den damaligen Elbischen Schwanenorden unter dem Namen Laureandus aufgenommen.

Von seinen Werken kennen wir:

a) Die handschriftliche „Kremmische Schaubühne", 2 Bände, in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin unter der Bezeichnung Ms. boruss, Quart 54, und Ms. germ., quart 93.

b) „Seiden-Kunst", Cölln an der Spree, 1668. In Reimen geschrieben. Ein Exemplar befindet sich in der Breslauer Universitäts-Bibliothek.

c) „Brandenburgische Bewehrte Bienen-Kunst." Cöln an der Spree, 1696, drei Auflagen. Exemplare in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

d) „Entdecktes Alterthum der Löwenberger von Schönholz", in Küsters Collect. opuscul.

e) „Richtschnur der Hoch-Deutschen Orthographie." Neu-Ruppin, 1707.

f) „Hochteutsche Kurze, deutliche und gründliche Vers- Reim- und Dicht-Kunst." Neu-Ruppin, 1709. Ein Exemplar in der Königlichen Bibliothek in Berlin.

Johann Grüwel starb in seiner Geburtsstadt am 6. Okt. 1710.

1651. Andreas Ottonis Cremmensis Marchicus. iur. 1660 rect. doct. Wolffio. *F.*

1658. Andreas Otto, Cremmensis Marchiacus. *W.*

1651 befindet sich in Kremmen ein Wollhändler Joachim Otto, 1653 ein Ratsverwandter Joachim Otto, die jedenfalls identisch sind. Andreas Otto wird ein Sohn dieses Joachim Otto sein, auch in Verwandtschaft mit dem vorerwähnten Luderus Otto stehen.

1655. Johannes Zepernick Cremmensis Marchicus. *F.*

1659. Johannes Zepernitius Cremmensis March. *W.*

1653 lebte in Kremmen ein Bürger Johann Zepernick, vielleicht der Vater dieses Studenten.

1659. Andreas Mankopff Cremmensis March. *W.*

Wird der Sohn vom Bürger Peter Mahnkopff sein, der 1653 in Kremmen wohnhaft war.

1660. Christophorus Tübbicke Cremmensis Marchiacus. *W.*

Ohne Zweifel ein Sohn des vorerwähnten Bürgermeisters Martin Tübbicke.

1660. Fridericus Ehrenreich von der Lütke, nobilis Marchicus. *F.*

Sohn des General-Wachtmeisters Markus von der Lütke und seiner zweiten Ehefrau Apolonia, geb. von Volckmann. 1649 kaufte Markus von der Lütke das Hauptgut Kremmen. Friedrich Ehrenreich soll am 21. oder 25. Mai 1650 geboren sein; er ist am 1. Mai 1666 gestorben.

1661. Christophorus Bellin Cremmensis March. *W.*

Im 16. und 17. Jahrhundert finden wie bereits Einwohner dieses Namens in Kremmen. 1588 wird ein Christian Bellin daselbst eines Mordes beschuldigt, 1653 dort ein Bürger Thomas Bellin erwähnt, der der Vater des Studenten sein mag.

1664. Christophorus Sucro Cremensis Marchicus non inrarunt. iur. rect. d. Risselmanno 1669. *F.*

1675. Christophorus Sucrovius Cremmenâ Marchiacus. *W.*

1640 schenkte ein Bürger Martin Sukrow der Kirche in Kremmen ein Taufbecken. Der Student wird ein Sohn dieses Geschenkgebers sein. Dieser Name tritt später mehrfach in Kremmen auf, so 1680 ein Krämer und Ratsherr Peter Sukro sen. und 1692 die Bürger Jürgen Sukro und Peter Sukro jun.

1675. Christian Ernst Weiler Cremmensis Marchicus inrarunt. *F.*

Sohn von Georg Weiler und seiner Ehefrau Katharina, geb. Arndt. Er erbte Anteile an dem Gute Kremmen, welches auf seinen einzigen Sohn Christian Ernst überging. Dieser wird einige Male, so 1695, als Leutnant bezeichnet. Seine Ehefrau war eine geborene Reese. Er hinterliess bei seinem Tode — 28. Januar 1707 — 2 Söhne, Ernst Wendelin und Karl Friedrich, von welchen ersterer das Gut Kremmen erhalten hat. Georg Weiler und seinen Nachkommen ist hin und wieder das Adelsprädikat beigelegt worden, doch ist von einer Nobilitierung dieses Zweiges der Weilerschen Familie nichts bekannt.

1678. Marcus Ehrenreich von der Lütke, nobilis Marchicus. *F.*

1684. Marcus Ehrenreich de Luttke, nobilis Marchicus, depositi 1678 me rectore. *F.*

Sohn des General-Wachmeisters Markus von der Lütke und seiner 3. Ehefrau Florentine, geb. von Huwald. Der Student ist am 4. August 1668 geboren, vermählte sich am 9. Juli 1697 mit

Jakobine Marie von Frank. Er ist am 31. Mai 1730 zu Staffelde als Geheimer Justiz- und Landrat gestorben. 1696 wird er als Hauptmann und Direktor des Glin- und Löwenbergischen Kreises auf Kremmen, Vehlefanz, Gr.- uud Kl.-Ziethen bezeichuet. Er ist der Bruder des vorerwähnten Friedrich Ehreureich von der Lütke und des folgenden Studenten.

1678. Adolphus Ernestus von der Lütke, nobilis Marchicus. *F.*

1684. Adolphus Ernestus de Lnttke, nobilis Marchicus, depositi 1678 me rectore. *F.*

Sohu des General-Wachtmeisters Markus von der Lütke nnd seiner 3. Ehefrau Floreutine, geb. vou Huwald. Am 3. Februar 1667 ist der Student geboren, wurde als Hauptmann im Kriege gegen die Türken verwundet und starb in Folge dessen in Ungarn in der Nacht vom 11. znm 12. August 1691. Ein hierauf bezügliches Epitaphinm befiudet sich in der Kremmener Kirche.

1679. Johaunes Georgius Greuwelius Cremmenses Marchici. *F.*

1686. Johannes Georgius Grüwelius Cremmensis Marchicus, inscriptus rect. domino d. Grebenitz 1679. *F.*

Sohn des vorerwähuten Johanu Grüwel und Bruder des folgeudeu Studenten Nathanael Gottfried Grüwel. Johann Georg Grüwel war Advokat, von ihm sind einige Gedichte nnd historische Werke veröffentlicht. Er nennt sich anch Meso Marchicus.

1679. Nathanael Gotofredus Greuwelius Cremmenses Marchici. *F.*

Sohn des vorerwähnten Johann Grüwel nnd Brnder des vorstehenden Johann Georg Grüwel. Nathanael Gottfried Grüwel war vom Juni 1700 bis 1726 Bürgermeister der Stadt Kremmen. Sie hatte fünf Bürgermeister ans dieser Familie, davon Nathanael Gottfried Grüwel als letzten. Über 150 Jahre hat diese Familie die Geschicke der Stadt geleitet.

1679. Johaunes Heinricus Hübnerus Creinmensis Marchicus, s.s. theologiae studiosus, inravit. *G.*

Anscheinend Sohn des Flatower Pastors Johann Hübner, der 1687 emeritiert wurde und am 2. Dezember 1689 verstarb. In der Fraukfurter Matrikel steht unter 1688 eingetragen: magister Johan Henrich Hübner Flatoa — Marchicus, medicinae studiosus. Möglich, dass beide identisch sind.

1679. Georgius Mollerus Cremensis Marchicus. *F.*

Geboren in Kremmen 1657, gestorben in Berlin 1701. Bekleidete das Amt eines Advokaten. Vielleicht der Sohn von Johann Möller aus Forst i. L., der 1651 zum Rektor und Hülfsprediger in Kremmen vociert wurde, aber wegen Zwistigkeiten mit dem Prediger Ratich 1658 das Amt als Inspektor in Sommerfeld i. L. übernahm.

1680. Georgius Christophorus Münchemeyerus Cremmensis Marchicus. *F.*
1680 wird in Kremmen ein Bürger Münchemeier erwähnt. Nicht ausgeschlossen ist es, dass dieser Bürger der Vater des Studenten ist. 1690 wird ein Ratsherr Christoph Münchmeier in Kremmen genannt, in dem wir diesen Studenten wiederzufinden vermeinen. Er ist später in Armut geraten.

1680. Gothofredus Desiderius Ratichius Cremmensis Marchicus. *F.*
Ohne Zweifel ein Sohn von Hieronymus Ratich, der 1655 als Substitut, 1656 als evangelischer Prediger in Kremmen bestellt wurde und am 6. März 1696 verstarb. Die Familie scheint sich später daselbst erhalten zu haben, da 1724 ein Bürger und Tischler Kaspar Dietrich Ratich in Kremmen erwähnt wird.

1693. Johann Caspar Kriele, ss. theol. stud. Cremmensis Marchicus. *R.*

Kleinere Mitteilungen.

Aus Güstebiese. Hart an der neumärkischen Oder liegt Gustebiese laut Postbezeichnung, Güstebiese im Volksmunde und nach militärischer Bezeichnung am Spritzen-Schuppen. Terrassenartig ist der kleine Ort gebaut. Durch eine Fähre wird der Verkehr mit dem jenseitigen Ufer nach Neu-Lewin, Trebbin, Wriezen vermittelt; das Fährhaus mit der Fähranlage heisst „der Spitz".

Der Ort selbst ist eintönig, die Häuser mit dem Giebel der Strasse zu und bei etwa 140—145 Wohnstellen 27 auf dem Dach befestigte Fahnenstangen. — Benutzt man der Kirche gegenüber — der Turm der Kirche ist in den fünfziger Jahren einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen — einen Fahrweg bergab dem Wasser zu, dann links einen Fussweg berganf, bittet den letzten Hofbesitzer, durch sein Gehöft gehen zu dürfen, immer bergauf, so gelangt man sehr bald auf eine bedeutende Anhöhe, welche durch 2 Akazienbäume gekrönt ist. Ein Blick über das Oderbruch belohnt für die Anstrengung. Nach rechts erscheint schleierhaft Schwedt, links der Kirchturm von Zellin deutlich sichtbar.

Vor 60 Jahren führte an der Oder bei niederem Wasserstand ein Fussweg nach Alt-Blessin, heute kann man Viere breit fahren, so hat Regen und Hochwasser die Berge abgespült, die Oder versandet. Sichtbar sind an der Bergwand die Sandschollen, welche bei nächster Gelegenheit demselben Schicksal zum Opfer fallen. Von der durch Akazienbäume geschmückten Berghöhe hatte der König Friedrich II. den Übergang seiner Truppen über die Oder im Jahre 1758 kommandiert, gleichzeitig gefrühstückt, einen breiten Waldweg, „den Schatten-Weg", benutzt und die Russen bei Zorndorf geschlagen.

Zum Andenken an diesen Tag stiftete ein Gutsbesitzer, ein Herr von Vietnitz,*) eine steinerne Platte, 1½ m breit und 2 m lang, auf welcher der Tag, der Name des Königs und der Zweck des Übergangs in Buchstaben eingemeisselt war. Ein späterer Einwohner stiftete drei Akazienbäume. Von der Tafel ist die eine Hälfte in Folge Unterwaschung abgebrochen, dann weiter gerutscht und teilweise versandet. Nach vieler stundenlanger Anstrengung hatten ich und meine beiden Reisebegleiter das abgebrochene Stück wieder in die ursprüngliche Lage gebracht. Die Buchstaben auf der Platte sind nicht mehr erkennbar, alles durch Regen und Flugsand verwaschen und verwittert. Von den drei Bäumen wurde der eine durch Sturm entwurzelt und den Berg hinab in die Oder geschleudert, dort blieb er an einer Buhne liegen. —

Ein ganz bedeutender Tabak- bezw. Hopfen-Bau findet hier in der Umgegend statt. Der Hopfen wird, wie mir die Wirtin im Krug Zur Mühle in Alt-Biessin mitteilte, nach Bayern gesandt, der Doppelzentner in diesem Jahr für 194 M., und kommt als bayerischer Hopfen wieder nach Preussen.

Erwähnt sei noch, dass die Glocken der Kirche aus den 20er Jahren dieses Jahrhnnderts, ein Geschenk von König Friedrich Wilhelm III., in einem Schuppen neben der Kirche untergebracht sind.

Güstebiese, 18. 9. 1899. Grunow.

---

*) Liegt auf dem Kirchhof nach der Strasse zu begraben, die Stätte ist durch 2 Rüstern und eine eiserne Tafel erkennbar.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Niedergörsdorf bei Jüterbog,

eine Dorfchronik.

Von **Zimmermann**, Pastor.

Wie wenige von denen, welche in den vielen Bahnzügen der Berlin-Anhalter Eisenbahn von Berlin kommend hier vorüberreisen, denken wohl daran, dass sie knrz hinter Jüterbog das Schlachtfeld von Dennewitz mit dem Dampfross durcheilen. In der Einsenkung des Fläming, welche durch den Abfluss der Aa oder Nnthe gebildet wird, liegt links von der Bahnstrecke das stattliche Bauerndorf Dennewitz mit seinem dicken Tnrme, rechts derselben erblickt das Ange den mit Eichen bepflanzten Denkmalsberg und am Fusse desselben das Dorf Niedergörsdorf mit dem Filialdorfe Wölmsdorf, von denen das erstere an seinem schlanken Turm aus rotem Backstein kenntlich ist. Haben diese Dörfer durch die berühmte Schlacht, welche auf ihren Feldern ausgefochten worden ist, eine geschichtliche Bedeutsamkeit, so ist auch noch manches von ihnen zn berichten, was nicht ohne Wichtigkeit sein möchte.

Entstehung und Name des Dorfes Niedergörsdorf.

Nach dem Abzuge der deutschen Völkerschaften in der Völkerwanderung hatten die Wenden von diesen Gegenden Besitz ergriffen. Jüterbog ist eine alte Wendenburg gewesen, und auf Neumark hat sich das Heiligtum des Jutrebog (Morgenröte) befunden, und hier am Fusse des Denkmalberges sind Urnen gefunden worden, in welchen bekanntlich die Wenden die Asche der verbrannten Leichname ihrer Toten aufbewahrten. Es geht die Sage, dass zu jener Zeit das Dorf der Wenden in der Richtung von Ost nach West an den sumpfigen Wiesen gelegen habe.

Als darauf in der Mitte des 12. Jahrhunderts die Rückströmung der Deutschen erfolgte, riefen Albrecht der Bär und Wichmann, der Erzbischof von Magdeburg, Kolonisten herbei, welche dem Deutschtum und zugleich dem Christentum den Weg bereiten sollten. In die hiesige Gegend wanderten Kolonisten aus Holland — Flamland — ein, welche,

durch die Überflutnngen der Nordsee vertrieben, hier eine neue Heimat suchten nnd fanden. Über den Ursprung des Nameus Niedergörsdorf gehen die Meinungen auseinander. Niedergörsdorf heisst das Dorf wegen seiner tiefen Lage und im Unterschied vom nahen Görsdorf uud Hohengörsdorf. Die einen leiten den Namen von dem bekannten Markgrafen Gors von Meissen her, die andern denken an einen Kolonisten, unter dessen Anführung die Einwanderung erfolgt sei. In der Stiftungsurkunde der Kirche „Unserer lieben Frauen", der ersten Kirche diesseit der Elbe, in Damm bei Jüterbog wird ein Gerosdorf erwähnt und in der Stiftungsurkunde des Archidiakonats von Jüterbog aus dem Jahre 1174 vom Bischof Siegfried aus Brandenburg wird ein Gero als Zeuge angeführt.

Dorflage und Beschaffenheit.

Das Dorf liegt in der Richtung von N.O. nach S.W. — die Kirche und der Kirchhof befinden sich in der Mitte der nördlichen Häuserreihe, aber etwas von der Strasse zurückgerückt. Merkwürdigerweise lagen die einzelnen Giebelhäuser nud Gehöfte mit den Gärten nicht senkrecht zur Dorfstrasse, sondern mehr in der Richtung von West nach Ost, so dass sich die Dorfstrasse nach Osten hin erweiterte. Abgeschlossen wurde dort das Dorf durch den Krug und zwei Gehöfte dahinter in der Richtung von N. nach S. Nach S.W., wo die Schule, die Schmiede und die Hirtenhäuser lagen, verengte sich die Dorfstrasse. So war es möglich, dass am Abend das Dorf durch einen Zaun — Scheerengerte — abgeschlossen werden konnte. Die Pferdeställe wurden ausserdem wegen häufiger Pferdediebstähle sorgfältig verschlossen. — Auf der Dorfstrasse befanden sich die beiden Ziehbrunnen und die beiden Backöfen, in denen die Frauen backten und schmorten. Alte Rüstern auf der Strasse gaben dem Dorfe ein sehr freundliches Ansehen, es glich so einem saftigen schlesischen Dorfe. Obwohl ausser der Kirche sämtliche Gebäude mit Stroh gedeckt waren, wohnten die Leute doch mit grosser Sicherheit in denselben. Es ging die Sage, dass eine alte Zigeunerin, deren zerbrochenen Wagen man ausgebessert und welche überhaupt Barmherzigkeit hier erfahren hatte, prophezeit habe, dass Niedergörsdorf vor Feuersgefahr verschont bleiben werde. In der That hat auch vom 30jährigen Kriege bis zum Jahre 1886 hier kein Schadenfeuer stattgefunden.

Wie bescheiden die Leute in ihren Wohnungen gewesen, zeigt eine Beschreibung des Pfarrhauses aus dem Jahre 1670.

Pfarrhaus.

Im Eingang ist eine gebrochene Thür, geht in 4 eisernen Bändern und Haken, hat ein Schloss, Schlüssel, Klinke und oben einen hölzernen Riegel; der Boden im Hause ist gebohlt und die Decke mit Brettern ver-

kleidet; auf der rechten Seite ist eine Abseite gebaut und drinnen unterschiedene Kammern.

Erste Kammer.

Deren Thür in zwei eisernen Haken mit Bändern gehend hat ein Schloss und Schlüssel, so der Pfarrer Witwe Vorgeben nach, ihr selg. Herr Andreas Pauli habe machen lassen. Der Boden dieser Kammer ist von Leim geschlagen und die Decke mit Brettern belagert, hat nach der Küche zu ein Glasfenster, in welchem 3 Scheiben ausgestossen sind.

Kämmergen.

An vorhergehender Kammer ist ein Kämmergen, hat eine Thür und gehet dieselbe in 2 eisern Bändern und Haken, ist mit einem Schloss, Schlüssel und Kramme versehen, hat sonsten kein Fenster, sondern in der Höhe nur ein Loch nach Martin Bostorffen zu, deren Decke ist mit Schaalhölzern belegt nnd der Boden leimigt.

Dritte Kammer.

An voriger Kammer ist wieder eine Kammer, hat weder Thür noch Fenster, sondern nur das blosse Thürgerüste und Fensterloch, der Boden nnd die Decke gleich den vorigen.

Stnbe.

Im Hause zur linken Hand ist eine Stube, deren Thür geht in zwei eisernen Bändern und Haken, hat einen Schlüssel und Handgriff, ist sonst mit Tafelwerg(k) bekleidet und steht auf deren Bekleidung über der Stubenthür eine schwarze Tafel, auf welcher etliche lateinische und teuzsche Verse geschrieben sind. Der Fussboden ist mit Brettern gethielt und die Decke getäfelt. Die Wände sind weiss und schwarz gestrichen, worinn 4 Glasfenster und vor einem jeden eiu Laden, welcher in 2 Haken und Bändern geht. Hat sonsten auf 3 Seiten lange Bänder und einen Ofen, in welchem eine Röhre von Kacheln gesetzet auch mit einer Bank besetzet ist. Aus dieser Stube geht eine Thür in die Küche.

Küche.

An dieser Stube ist eine Küche, deren Thür vom Hofe hineingehet, hat 2 eiserne Bänder nnd Haken, wie auch eine Klinke und Umwurf, welchen letzteren der Herr Pfarrer verschafft habeu soll.

Darinnen steht ein Herd von Ziegelsteinen, hat eine Feuermauer von Holz und gehet eine Thür aus dieser Küche in den Hof, die Klinke hat der Pfarrer machen lassen.

Stube.

An vorhergehender Küche ist wieder eine Stube. Die Thür, welche vom Haus hineingehet, gehet in eisernen Bändern, hat eine Klinke und

inwendig ein Häkchen, so der Pfarrer hat machen lassen. Der Boden ist gedielt, die Wände schwarz und weiss gestrichen, die Decke getäfelt. Sie hat ringsherum lange Bänke und 2 Fenster nach dem Hof zu. Ein Ofen darin eine Blechröhre und der Ofentopf oder Blase gehört dem Pfarrer.

Keller.

Vor dieser Stube ist ein klein Kellergen, so oben mit Schaalhölzern belagert und auf den Seiten mit Mauersteinen ausgesetzet ist, hat eine Fallthür von alten Pfosten jedoch ohne alle Bänder.

Treppe.

Hinten im Hause geht eine gebrochene Treppe auf den Boden, hat eine Thür, hat eiserne Haken und Bänder, so der Herr Pfarrer hat machen lassen. Die Treppe ist auf einer Seite mit Brettern verschlagen und oben mit einer Lehne bekleidet.

Der Boden oder Saal.

Dieser Boden ist mit Brettern belegt und die Decke mit dergleichen bedeckt, hat einen Fensterkopf, davor eine Thür mit eisernen Bänderu. Auf der linken Haud dieses Bodens ist ein Thürgerüste, so oben in die Abseite geht, dessen Boden von Leim geschlagen und des Dach von Stroh verfertigt ist, hat darüber 2 Fensterlöcher. —

Stube.

Auf der rechten Hand ist eine Stube, deren Thür in zwei eisernen Bändern geht, hat weder Schloss noch Klinke, ist sonst bekleidet mit einem Sims. Der Boden nnd Decke ist mit Schaalbrettern belagert, hat 3 Glasfenster, hat weder Ofen noch Bänke, die Wände sind von Leim geflochten. Darinnen stehen 2 Boberten (?) mit Stützen unterstemmt, so sonsten ein Kabinet gewesen sein soll, an einem Stück ist noch das Schloss vorhanden.

Küche.

Bei dieser Stube ist eine Küche, darin man gleichfalls vom Saal geht, hat ein Thürgerüst nnd keine Thür, ein Glasfenster, welches der Pfarrer hat machen lassen. Der Fussboden ist mit Leim geflochten, die Decke mit Schaalhölzern belagert.

Kammer.

An dieser Küche ist eine Kammer, deren Thür weder Schloss noch Klinke hat, der Fussboden und die Wände sind von Leim geflochten, die Decke aus Schaalbrettern, hat ein Glasfenster.

Darüber ein Boden unter Strohdach.

Ans dem Hause ging eine Thür in den Kuh- und Schweinestall, welcher sich gleich anschloss. —

Digitized by Google

Die Häuser der Hüfner waren ähnlich erbaut, denn auch sie und die Schule waren Giebelhäuser mit Strohdach. Links vor dem Eingang befand sich häufig ein Vorbau, Spieker genannt. Bei Feuersnot war derselbe recht gefährlich; denn das abstürzende Stroh konnte gar leicht den Ausgang versperren. Rechts im Hause befand sich die ziemlich grosse Wohnstube mit einem Fenster nach dem Hofe, zwei nach der Strasse, dahinter lag eine kleinere Schlafstube mit Fenstern nach dem Hofe und daneben am Flur die ganz dunkle Küche unter einem weiten Schornstein. Auf der linken Seite befanden sich einige Kammern für die Mädchen und für Vorräte. Der hintere Teil des Hauses war zum Kuhstall bestimmt, woran sich dann der Schweinestall schloss.

Der obere Teil des Hauses war in drei Böden übereinander zerlegt und diente zur Aufnahme von Vorräten. Der Pferde- und Schafstall, welcher dem Hause parallel lief, hatte meist einen lanbenartigen Vorbau, von dem aus man bequem zu den einzelnen Böden gelangen konnte. Unter demselben war allerlei Geschirr an grossen hölzernen Pflöcken aufgehängt.

Niedergörsdorf hat sehr eng gebaute Gehöfte, besonders auf der Südseite, und hat auch beim Neubau eine Änderung hierin nicht stattgehabt. Auch in den neuen Häusern ist der Raum sehr beschränkt, und es fehlt an einer Stube für die Leute. Die Knechte sind auf den Pferdestall angewiesen, wo sie sich ohne Licht des Abends versammeln, und sich in gegenseitiger Lobeserhebung über ihre Tiere ergehen. Im Sommer halten sich die Knechte, bis sie abgefüttert haben, auf der Dorfstrasse auf, wo man sie dann in nicht überzogenen weissen Pelzen antreffen konnte, jetzt sieht man weniger Pelze. —

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts soll ein neues Pfarrhaus gebaut worden sein, welches nicht gar tief war. Es geht die Sage, dass die Bauern im Verdruss über den Bau in einer Nacht die Balken arg verschnitten hätten. Dies Haus stand bis zum Jahre 1886, war übersetzt und recht wohnlich, litt aber sehr am Hausschwamm, so dass die Gemeinde schlüssig wurde, ein neues Haus und einen Stall zu bauen. Dies Haus ist in gelben Ziegelsteinen aufgeführt, und hat der Kgl. Fiskus hier zum ersten Mal einen Baubeitrag gezahlt. Das Haus ist sehr geräumig und hat 10 heizbare Räume.

Kirche.

Die hiesige Kirche und auch diejenige von Wölmsdorf sind sehr alte Bauwerke, aber über die Zeit ihres Baues ist nichts bekannt. Sie sind aus glatten Feldsteinen, welche sich in hiesiger Gegend zahlreich fanden, erbaut, und ist sehr fester Mörtel verbraucht worden. Beide trugen Türme, welche in Fachwerk aufgeführt waren (Dachreuter). In der Kirche von Niedergörsdorf hat in unbekannter Zeit ein Anbau nach

Osten hin stattgefunden, welcher ebenfalls in Feldsteinen ausgeführt worden ist, aber statt des Kalkes ist Lehm verwendet worden, weshalb auch Strebepfeiler angebracht worden sind.

Zu jener Zeit ist auch die Sakristei hergestellt und die Thür auf der Nordseite vermauert worden, welche den Einwohnern von Heinrichsdorf, das im 30jährigen Kriege untergegangen, jetzt mit einigen Gebäuden ein Vorwerk des Rittergutes Cappan ist, als Eingang diente. Die Kirche ist sehr geräumig und hat einen grossen Altar und Altarraum, während sie nicht gar hoch ist. Arbeiter aus Böhmen sollen das Altarblatt im Rokokostil angefertigt haben. Ein Altarbild, die Auferstehung darstellend, rührt von einem Künstler (Weber) aus Kloster Zinna her und ist eine getreue Nachbildung desjenigen von der Kirche in Luckenwalde, beide nicht schön.

Die Kanzel, welche an der nördlichen Wand angebracht ist, und der Taufstein, welcher im Altarraum steht, sind im Jahre 1678 aus Sandstein erbaut. Die Kanzel trägt die Inschrift: Joh. VIII. Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort., der Taufstein: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Der letztere hat ein Gesims von Früchten, welche früher in Farben bemalt waren. Der Altar ist mit einem grünen Tuch behangen, auf welchem in gelber Seide die Worte stehen: Dienet dem Herrn in heiligem Schmuck. Das Altarblatt trug in der Höhe die Inschrift „Jehovah“ und „Ecce agnus Dei“ unter der Abbildung eines Schäfleins. Über dem Altarbilde stand: Jesus lebe. Diese Inschriften sind dahin geändert: Der Herr ist Gott; Siehe Gottes Lamm; Jesus lebt.

Im Turm hingen 2 Glocken, von denen die grössere ein kleines Marienbild trug. Als Inschrift stand darauf: O rex gloriae veni cum pace a. Dom. M.CCCCLXXXXIII, die kleine Glocke mit der Inschrift: Hilf Gott. a. Dom. M.CCCCCII zersprang im Jahre 1884, und sind dann aus der Kirchenkasse zwei neue Glocken mit einem Aufwand von 1858 M. beschafft worden. Während die alten Glocken nur 826 Pfund wogen, haben die neuen ein Gewicht von 1273 Pfund.

Die grosse Glocke klingt in A und trägt die Inschrift:

Heute so ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht.

Im Himmel schweb ich,
Zum Himmel heb ich
Des Menschen Herz;
Das Leben weih ich,
Die Klänge leih ich
Zu Freud und Schmerz.
Zum Tagewerk weck ich,
Am Abend wink ich
Zu sanfter Ruh.

Appolda 1885.

Die kleine Glocke klingt in Cis.
Sie trägt die Inschrift:

Danket dem Herrn; denn er ist freundlich.

Den Säugling grüss ich,
Die Liebe führ ich dem Altar zu;
Zur Hülfe läut ich, zur Andacht lad ich
Die Christenschaar.
Um Tote klag ich, Gebete trag ich
Zu Gott empor. —

Im Jahre 1854 hat der Blitz mit einem kalten Schlage den alten Turm getroffen, und es wurde ein Neubau des Turmes und eine Reparatur der Kirche ausgeführt. Bei dieser hatte man dem Gestühl einen weissen Leimanstrich gegeben, welcher für die Kleider recht unangenehm war, auch waren die Bänke der Frauen zu niedrig. Darum ist im Jahre 1896 die Kirche mit einer neuen Decke, das Holzwerk mit einem Ölanstrich versehen worden; die Frauenstände haben eine Erhöhung und Dielung erfahren. Zugleich sind aus Sammlungen in der Gemeinde zwei neue Altarleuchter beschafft worden, so dass an hohen Festen 4 Altarlichte angezündet werden können. Noch ist zu erwähnen, dass neben der Kanzel sich ein Epitaphium des Pfarrers Jh. Scheffler befindet mit kurzem Lebenslauf, auch findet sich im Altarraum ein unbekanntes Grabgewölbe, welches durch besondere Steine bezeichnet ist. Zwei Holzschnitte, holländische Bauern darstellend, sind an das Märkische Provinzial-Museum abgegeben.

In der Kirche sind einige merkwürdige Trauungen geschehen.

1712 wurde hier durch den Pfarrer aus Kaltenborn der erstalte Korporal Ihrer Durchlaucht zu Sachsen-Weissenfels, Johann Christian Krisler, mit der Tochter des Bürgers und Tuchmachers Brohnin aus Freiburg getraut.

1790 Johann August Sigmund Grau, Kaufmann in Jüterbog, mit Johanna Auguste Wilmersdorf, des Bürgermeister und Syndici Tochter in Jüterbog, ehelich verbunden.

1794 wurde Licentiat Jacob Wilhelm Knösel aus Wittenberg und Madam Christiane Karoline Auguste Dryer aus Jessen getraut.

1805 folgten Johann Christian Friedrich Wendel, Konrektor in Jüterbog, und Demoiselle Johanna Christina Berndt, des Aktuar Berndt Tochter.

1808 verehelichten sich hier

1. der Kaufmann Gottlob Ernst Gruno aus Jüterbog und Wilhelmine Höfert, Tochter des Scharrenschlächters aus Berlin;

2. Franz Tourbié, Rendant beim Stadt- und Landgericht in Jüterbog und Frau Caroline Henriette Balzer, Tochter des Kaufmanns und Posthalters in Jüterbog.

1824 wurde der Bürgermeister Johann Wilhelm Balzer aus Jüterbog und Sophie Emilie Am Ende, Tochter des Superintendenten in Jüterbog, getraut.

2. Friedrich Ludwig Frobenius, Kanfmann in Jüterbog, und Wilhelmine Friederike Danneberg aus Treuenbrietzen.

3. August Moritz Runge, Konrektor in Jüterbog, nnd Johanna Caroline Strauss, Tochter des Kreisphysici in Jüterbog.

1825 Carl Friedrich Flemming, Dr. med. in Jüterbog nnd Caroline Sophie Balzer, des Kaufmanns und Magistrats-Mitgliedes Balzer in Jüterbog Tochter.

1865 Johaun Uhlmann, Pfarrer zn Triebitsch bei Driesen, und Anna Maria Krebs, Tochter des Oberförsters in Dippmannsdorf.

Hierbei soll erwähnt werden, dass erst in neuerer Zeit die beiden hiesigen Dörfer durch Eheschliessnngen sich nahe getreten sind. Es ist merkwürdig, dass die neuen Ehefrauen, wenn nicht aus dem Dorfe, meistens aus dem Osten gewonnen werden; auch sind eine ganze Anzahl hiesiger Mädchen nach dem Westen hin verheiratet worden.

Pfarrer.

Pfarrer dieser Gemeinden sind, wie aus Aufzeichnung in den Kirchenbüchern, welche mit dem Jahre 1672 beginnen, hervorgeht, folgende gewesen:

1. Nachdem der letzte katholische Plebon Michael Gröbitz 1538 erwürgt worden war, folgte als erster Intherischer Pfarrer Magister Valentinus Grossanus, welcher in Wittenberg studiert und Luther und Melanchthon fleissig gehört hatte. 1540 wurde er von dem Hauptmann von Klitzing in Jüterbog (Amt) hierher berufen und ging wohl wegen der schlechten Wohnung 1559 nach Luckenwalde. —
2. Melchior Kohl aus Döbeln, studierte 1528 zu Pforta und Wittenberg und wnrde 1559 hierher berufen. Er war ein bescheidener und sittsamer Mann, unterschrieb die Concordienformel und predigte den Bauern wohl. Anno 1584 starb er am Schlagfluss und liegt hier begraben.

   In der Visitations-Ordnnng von 1562 heisst es, dass er durch den Erzbischof von Magdeburg, unsern gnädigsten Herrn, auf die Pfarre verordnet sei nnd anno 1559 durch Magister Eisleben in Berlin ordiniert sei. Der Pfarrer ist ein gelehrter und sittiger Mann und hat auf die fürgehaltenen Artikel der christlichen Lehre wohlgeantwortet.

Das Einkommen des Pfarrers bestand in 2 Hufen Landes, item 2 Hufen Landes samt dem halben Getreidezehnten auf der wüsten Mark Heinstorf, die 30. Mandel vom Getreidezehnten, die 30. Bothe vom Flachszehnten, den 3. Theil vom Fleischzehnten, 4 Pf. Opfergeld jährlich von jeder Person, die communiciert, 3 Rauchhühner von der Gemeinde zu Niedergörsdorf, 1 Gr. vom Begräbnis, 1 Gr. vom Kindtaufen, 6 Pf. vom Einleiten, 2 Gr. vom Aufbieten und Copulieren. Vom Filial 1 Hufe Landes, die Accidentia wie oben.

Inventarium der Pfarre: 1 jähriges Schwein, 1 böser Wagen, 1 Pflug ohne Eisen und Rade, 1 böse Egden, 2 Schweinetröglein, 10 alte Hühner, die Wintersaat. 2 Wispel 16 Scheffel Roggen waren ihm von seinem Vorgänger überwiesen und sollten ihm bei seinem Abgange erstattet werden.

Es waren damals in Niedergörsdorf 20, in Wölmsdorf 7 Hauswirte. In beiden Dörfern haben die Bauern ziemlich beten können. Magister Grossanus hatte 60 Fl. verbaut, von denen er 15 Fl. zurückerhielt. Damals wurde auch ein Streit mit dem Pfarrer in Kaltenborn beigelegt, welcher sich 4 Hufen Landes von Heinstorf, welche die Niedergörsdorfer bebauten, beziehentlich den Zehnten angeeignet hatte. Es wurde zu gleichen Teilen entschieden, der Pfarrer in Niedergörsdorf hat aber zum Protokoll geschrieben „Mit Unrecht". —

3. Berthold Herold aus Hirschberg in Schlesien studierte 1553 in Leipzig und Wittenberg, wurde 1589 ins Pfarramt berufen. Er hat die Bauern civilisiert und ist 1601 gestorben.

4. Joachim Pelichen, Sohn des Pfarrers von Nicolai, wurde 1602 hiesiger Pfarrer. Im 30jährigen Kriege plünderten ihn die Kaiserlichen zweimal. Die Schweden reichten ihm den Schwedentrank. In seinen Postillen nennt er sich einen Märtyrer Christi.

5. Emmanuel Bethulius wurde am 1. April 1602 geboren, studierte in Wittenberg, war dann 8 Jahre Informator in Meissen und wurde von dort durch Kurfürst Georg von Sachsen hierher berufen. Er führte einen leichten Lebenswandel. Zu einem Gastmahl liess er die Glocken läuten, den Puppenspielern erlaubte er eine Vorstellung in der Kirche. Als er des Ehebruchs überwiesen war, wurde er degradiert und aus dem Lande verwiesen.

   Der Pastor Amende sollte sein Nachfolger werden, er schlug die Stelle aber aus in der Furcht, dass ihm das Haus über dem Kopf angesteckt werden möchte.

6. Andreas Panli aus Jüterbog, Informator bei den Klitzows, 1660 hierher berufen, heiratete die Tochter des Bürgermeisters Emme in Jüterbog, fiel 1669 tot vom Pferde und liegt hier begraben.

7. Johann Hektor Gorlach aus Frankfurt am Main war Pastor in Fröhden. 1670 kam er hierher und war ein guter Pastor, der auch die Pfarräcker in gute Verfassung brachte.
8. Wolfgang Scheffler aus dem Schönburgischen, wo sein Vater Schulmeister und Schneider war. 1678 kam er nach Niedergörsdorf, wo er zuerst ein Inventarium aufstellte. In der Kirche steht sein Epitaphium.
9. Abraham Credulius seit 1696 Pastor allhier, ging 1716 nach Liebfrauen auf Damm, wo er 1724 verstorben ist.
10. Johann Fuchs aus Thüringen kam 1716 nach Niedergörsdorf und wurde dann ebenfalls nach Liebfrauen vociert, wo er 1740 starb. Ein Porträt desselben hängt in der Kirche zu Mönchen in Jüterbog.
11. Johann Georg Tiemann, geboren zu Eisleben anno 1697, besuchte die Schulen in Eisleben, Stassfurt, Mansfeld; studierte in Wittenberg; wurde 1725 Rektor und Diakonus zu „Unser lieben Frauen und Mönchen“ in Jüterbog und ging, nachdem er hier pastoriert, 1739 nach Domnigka.
12. Pfennig, früher Rektor in Gommern, war hier bis 1758 Pastor.
13. Johann Gotthelf Grosser (Grossanus), ging 1765 nach Brück, wo er 1771 verstarb.
14. Johann Wilhelm Hilliges aus Seyda, wo sein Vater Superintendent war, wurde am 29. Januar 1765 hiesiger Pfarrer; ging 1789 als Superintendent nach Seyda zurück.
15. Johann Gottlob Hoffmann starb am 16. Oktober 1815, nachdem er hier 26 Jahre amtiert hatte. NB. Ein Sohn desselben hat der hiesigen Kirche einen silbernen Abendmahlskelch mit Patene 1854 geschenkt. Die Gemeinde hat dazu im Jahre 1878 eine versilberte Abendmahlskanne und ein Ciborium aus der Kirchenkasse beschafft.
16. Karl Friedrich Lautsch, war vorher 13 Jahre Pastor in Niederwerlig, wurde dann 1816 von der Königl. Regierung hierher berufen.
17. Johann Christoph Friedrich Wassermann war 7½ Jahr Diakonus und Rektor in Brück, wurde 1833 hierher vociert und vom Herrn Superintendent Richter eingeführt. Er hat hier seine erste Ehefrau begraben, war kinderlos und ging 1868 nach Dippmansdorf, wo er 1870 verstorben ist.
18. Karl August Eduard Günther, 1837 zu Stargard in Pommern geboren, studierte 1855—58 in Berlin und Halle. Am 3. Oktober 1861 wurde er zum Pfarrer von Alexanderhof durch Bischof Neander ordiniert, 1868 Pfarrer in Niedergörsdorf. Er litt an der Schwindsucht, welche den hochbegabten Mann vielfach im Amte hemmte. Er ist hier 1874 gestorben und begraben.

19. Über den Pfarrer R. Besser, welcher nur ein Jahr amtierte, fehlen Nachrichten. Er starb am 6. September 1876 infolge einer Erhitzung, welche er sich bei der Feier des Dennewitz-Tages zugezogen hatte.
20. Seit dem 6. September 1877 ist durch Gemeindewahl Eduard Zimmermann Pfarrer der hiesigen Gemeinde.

Es sei noch bemerkt, dass sich für den gewöhnlichen Umgang der Leute der Name Magister für Pastor erhalten hat; die Bezeichnung Prediger oder Pfarrer ist nicht gebräuchlich.

Einkommen des Pfarrers.

Das Einkommen des Pastors hat sich in der Zeit verschoben und in den Accidentien erhöht.

Es wurden gezahlt:

für eine Taufe	2,25 M.
für eine Trauung	9,00 „
für ein Aufgebot	3,50 „

Diese Einnahmen sind mit einer Rente von 93,40 M., und zwar 62,60 M. aus dem landesherrlichen Fonds und 14,80 + 16,00 M. aus den Mitteln der Kirchengemeinde (Umlage), seit 1892 abgelöst.

Für Leichen sind zu zahlen:

1. grosse Leiche mit Abdankung	6,00 M.
2. kleine Leiche	4,50 „
3. Abdankung	2,25 „
4. Segensleiche	1,50 „

Vor der Reallasten-Ablösung wurde gezehntet:

Der Fruchtzehnt nach der Zahl 30, ebenso Halmfrüchte und Flachs der 30. Bund. Kartoffeln und Rüben die 30. Reihe. Auf der wüsten Mark Heinrichsdorf galt die Zahl 60.

Der Fleischzehnt an Gänsen, Lämmern, Ferkeln wurde auch nach der Zahl 30 erhoben und der Rest im nächsten Jahr weiter gezählt.

Der Erbkrüger gab alle drei Jahre das 6., 16., 26. Lamm und wurde nicht weiter gezählt. Die Höfer Gottlob Freidank und Gottlob Müller entrichteten jährlich 2 Rauchhühner, Martin Hecht alle 3 Jahre einen Hahn. Für Wölmsdorf galten dieselben Sätze. Der Pfarrer war unter diesen Verhältnissen gezwungen, eine eigene Landwirtschaft mit 4 Pferden zu führen, wodurch Kraft und Lust zum Amte gefährdet wurden, während ihm auch wieder ein Mitfühlen mit den Bauern erleichtert wurde.

Um den Belästigungen bei der Einziehung des Zehnten zu entgehen, schloss der Pfarrer Wassmann im Jahre 1856 einen Vertrag mit den

Gemeinden ab, nach welchem von jeder Hufe 7½ Thaler zu entrichten waren — für Niedergörsdorf 390, Wölmsdorf 203 Thaler. Im Jahre 1865 kam darauf die Zehntablösung zu stande und fielen

auf Niedergörsdorf 253 Scheffel 14½ Mtz. Roggen,
„ Wölmsdorf 145 „ 12 „ „

Da der Preis des Roggens pro 1865 5—6 M. betrug, hatte der Pfarrer ein schönes Geschäft gemacht.

Im Jahre 1876 ist dann die Roggenrente in eine Geldrente zum Satz von 6,20 M. umgewandelt, welche von den Gemeinden mit 4½ bezahlt und amortisiert werden muss. Hierdurch sind den Bauern hohe Lasten aufgelegt, und muss z. B. der Lehnschulze jährlich 195,10 M. an die Pfarre, jetzt an die Pfarrkasse entrichten.

An die Pfarre sind damals an Rentengelder niedergelegt

aus Niedergörsdorf . . . . . 32 418,88 M. zu 4%,
„ Wölmsdorf . . . . . 22 492,50 „ „ do.

Die Pfarre hat früher eine Scheune am Kirchhof besessen. Dieselbe ist abgebrochen, und ist der Platz dann von einem Bleichplatz in die Umzäunung des Kirchhofs aufgenommen worden. Durch die neue Gehaltsordnung ist Niedergörsdorf in die III. Klasse mit 3000 M. Grundgehalt aufgenommen worden.

Schule.

Nachrichten über die hiesige Schule sind nur spärlich, reichen aber bis zum Jahre 1650. Der Leiter derselben wird custos, aber auch Schulmeister genannt. Sein Einkommen war nicht hoch. Die Gemeinde Niedergörsdorf reichte 34½ Scheffel Roggen dar, Wölmsdorf 22 Scheffel. Ausserdem fiel ihm von jeder Hufe ein Ei und aus jeder Wirtschaft ein Brot zu. An Accidentien bezog er für ein Begräbnis 6 Pf., für eine Taufe 1 Pf. Das Schneiderhandwerk musste miternähren. Als erster benannter Schulmeister hat Ambrosius Hentze amtiert, welcher, nachdem er 48 Jahre custos gewesen war, im Jahre 1698 im Alter von 77 Jahren hier verstarb und begraben worden ist. Ihm folgte Michael Frebe, welcher im Alter von 67 Jahren anno 1729 hier gestorben ist. Sein Nachfolger, Andreas Niendorf, verwaltete darauf treu und rechtschaffen das Amt bis 1767. Im Jahre 1755 wurde ihm sein einziger Sohn, Johann Gottfried, zur Seite gegeben, welcher sich aber mit dem Schneiderhandwerk so abplagte, dass die Schule sehr vernachlässigt wurde. Derselbe ist hier im 81. Lebensjahre als Emeritus 1811 verstorben. Seit 1798 war Johann Christian Müller angestellt, welcher einen ehrsamen Lebenswandel führte und viel Achtung genoss. Die Schule umfasste damals 60 Kinder, und wurde der Unterricht in 6 Stunden täglich und zwar in Religion, Lesen, Rechnen, Schreiben erteilt. Der Gesangunterricht

wird lobend hervorgehoben. An Heizungsmaterial lieferte Niedergörsdorf 3 Klafter Holz, Wölmsdorf $1^1/_2$ Klafter; doch sollte Wölmsdorf 2 Klafter geben. Im Jahre 1838 ist das Schulgeld für jedes Kind auf 1 Thaler festgesetzt worden nnd zwar bei der Anstellung des Schullehrers Johann Gottfried Daniel Schulze. Früher zahlte ein Kind aus Niedergörsdorf 25 Sgr., aus Wölmsdorf 15—20 Sgr. Der alte Lehrer Müller wurde emeritiert und erhielt ganze 43—46 Thaler Emeritengehalt. Zu dieser Zeit hat auch ein Erweiterungsbau der Schule stattgefunden. Das alte Hans war sehr niedrig und eng; es hatte für den Lehrer nur eine Stube nnd ein Stubenkämmerlein, wie Ranm für 3 Stück Rindvieh. Das erweiterte Hans mit Strohdach nnd Eingang vom Giebel war $48^1/_4$ Fuss lang und $27^1/_4$ Fuss breit. Es hatte eine Schulstube für 60 Kinder, für den Lehrer eine Wohnstube, Küche, Speisekammer und noch 2 Kammern, dann Schweine- und Kuhstall und war in Fachwerk erbaut. Im Jahre 1854 ist dann ein ganz neues Schulhaus anfgeführt worden nnd zwar in massiven Bau und übersetzt. Der Lehrer hat nun bis zur vollen Anstellung eines 2. Lehrers 4 heizbare Räume und 2 Küchen nebst Speisekammern in Gebranch. In einem besonderen Stalle hat er Gelass für Brennmaterial, Rindvieh und Schweine. Ein Übelstand ist, dass er keinen Hansgarten in der Nähe hat.

Der Lehrer G. Schulz hat die Schule 48 Jahre verwaltet. Derselbe hatte ein Seminar nicht besncht und stammte aus ärmlichen Verhältnissen her; er pflegte zn erzählen, wie er mit seinem Vater, der auch Lehrer war, in den Wald gegangen sei, um Brennholz zu sammeln und auf der Karre nach Hause zn bringen. Diese Einfachheit hat er auch bis an sein Ende bewahrt. Er ging meist in geflickter Kleidung und Holzpantoffeln einher, nnd weil er ein starkes kranses Haar besass, benutzte er auch selten eine Mütze. Eine drollige Verlegenheitsgeschichte pflegte er gern zn erzählen. Als angestellter Lehrer wollte er sich zu Pfingsten in seiner Heimat zeigen nnd liess sich dazu einen billigen Sommeranzug anfertigen. Die Reise machte er zu Fuss und wurde auf derselben von einem heftigen Gewitter überfallen nnd ganz durchnässt. Als er im Fest die neue Kleidung, welche getrocknet worden war, anziehen wollte, ergab es sich, dass dieselbe nur den halben Arm und die halbe Wade bedeckte. So musste er mit vieler Beschämung eine klägliche Figur spielen. Er hatte das Unglück, seine Ehefrau zu verlieren; aus seiner zweiten Ehe erwuchs ihm wegen der Stiefkinder manche Unruhe. Gern ging er in Gesellschaft, verhielt sich aber bei seinem Glase Braunbier schweigsam. Seinen Amtspflichten kam er mit grosser Treue nach und versorgte die Turmnhr, welche damals auf dem obersten Boden des Turmes stand, so dass sie im Winter besonders nicht ohne Gefahr zu erreichen war, mit grosser Pünktlichkeit. Seine Leistungen in der Schule waren immerhin befriedigend; er war so ein Original. Bei einer Schulvisitation hatte er

nicht ohne Geschick vom Löwen gehandelt, und nun holte er die Abbildung eines solchen hervor mit der Bemerkung: Seht, Kinder, der sieht doch aus wie ein Möppel. Seit seinem Tode im Jahre 1884 hat ein häufiger Wechsel der Lehrer stattgefunden. Zwei derselben sind der Schule zum rechten Segen gewesen, aus der Zahl ihrer Schüler sind 6 zum Lehrerstande übergegangen, einer derselben ist Prokurist in Berlin, mehrere sind geschickte Handwerker geworden. Anstatt der Kinderfeste, welche nur zu oft Anlass zum Neid gaben, sind Ausflüge nach merkwürdigen Orten, z. B. Stadt Zinna, Luckenwalde, Wittenberg, Trenenbrietzen, Berlin, in Aufnahme gekommen. Die Schule besitzt ein Musikkorps aus Trommlern und Pfeifern und lässt den Tag von Dennewitz nicht ohne patriotische Feier vorüber. Durch den Lehrer ist die Wohlanständigkeit besonders gefördert. Die Knaben grüssen militärisch, und die Mädchen verfehlen nicht, einen Knix zu machen. Die Gemeinde hat an diesem Thun ihrer Kinder grosse Freude und auch für die Wohlanständigkeit der Knechte ist viel gewonnen.

Art und Lebensweise.

Die Einwohner hiesiger Dörfer haben ihre niederländische Art und Sprache in etwas bewahrt. Sie sind nüchtern, ernst, bedächtig, für Neuerungen schwer zugänglich. Die Tracht der Männer bestand in einem spitzigen Hute mit niedergeschlagener Krempe und nach Sitte holländischer Bauern, in Wadenstrümpfen und Schuhen. Nach der Reformation suchte sich die spanische Tracht einzubürgern, welche aber öfters untersagt wurde. So heisst es in der Schulordnung von 1560: „Die Kinder sollen keinen spanischen Hut mit Pferdeschwänzchen tragen.“ Die Knebelbärte waren in der Mode. Die Kleidung der Frauen war sehr derb und auch teuer. Das Kleid bestand aus einem Tuchrock und einer gleichen Jacke mit bauschigen Ärmeln (Hammelkeule). Die Röcke wurden ziemlich kurz getragen, doch nicht so kurz wie in den sogenannten Buschdörfern am Abhang des Fläming, von denen der Vers gilt: „Das Mädchen ist von Jüterbog; das Hemd ist länger wie der Rock.“ Eine blanke leinene, auch wohl eine breite, farbige, seidene Schürze, Strümpfe mit blauen Zwickeln und lederne Pantoffeln gehörten zum Putz. Eigentümlich war der Kopfputz für Jung und Alt. Er bestand bei jungen Mädchen in einer rotbunten, bei Frauen in einer schwarzen oft mit Proben besetzten Kappe, um welche ein rotes oder weisses Tuch so geschlungen wurde, dass seine Zipfel die Gestalt von Flügeln annahmen. Sommer und Winter wurde beim Kirchgang und bei Feierlichkeiten eine knrzhaarige, grosse und steife Muffe getragen. Die Mädchen gingen zum Tanz in kurzen Hemdärmeln, welche nach der Achsel hin aufgebauscht waren und Puffkädel genannt wurden. Die alte Mode ist jetzt so ziemlich gewichen, Frau Hüfner Zwanziger und die Schmiedefrau Brachwitz haben sie am längsten

bewahrt. Die sogenannten Hüllen, ein Tuch, welches um den Kopf geschlungen wird, sind ein schlechter Ersatz. Die neue Mode mit Hut und auch wohl Schleier, mit Armbändern und Uhren fängt an, sich einzubürgern.

Die Beschäftigung der Leute besteht in der Bebauung des wasserarmen, nur mässig fruchtbaren Ackers, in früherer Zeit ist Pferdezucht fleissig betrieben worden; die Koppel lag nach Wölmsdorf. Kleine Leute, d. i. freie Arbeiter, konnten nicht aufkommen, weil die Bauern kein Stück Land hergaben. Es befanden sich nur die nötigsten Handwerker, Schmied und Stellmacher, im Dorfe; das Schneiderhandwerk besorgte der Schulmeister, das Vieh wurde auf die Weide getrieben. Der Kuhhirte sammelte seine Herde mit dem langen Horn und hatte das Recht, Neujahr anzublasen. Der Schafhirte bediente sich einer Pfeife, der Schweinehirt hatte ein kurzes, gewundenes Horn. —

Um das nötige Wasser zu gewinnen, wurden von den alten Kolonisten in Wölmsdorf 2 Wasserbehälter zum Auffangen des Regenwassers gegraben, Niedergörsdorf lag den sumpfigen Wiesen der Nuthe näher und darum befindet sich hier nur ein kleiner Wasserbehälter am westlichen Ende des Dorfes. Die alten Holländer aber verstanden es auch, das Wasser aus der Erde zu holen. Sie hoben die tiefen Brunnen aus, welche sie mit Feldsteinen einfassten. So entstanden die Pütten mit ihren langen Schwebebäumen. Jetzt sind Abessinier in Aufnahme gekommen, und fast jedes Gehöft hat seinen eigenen Brunnen. —

Vor der Separation war der sämtliche Acker in Schläge zerlegt, so dass auf jedem derselben die gleiche Frucht ausgesäet wurde, meist auch an demselben Tage. Wie eifrig die Leute in der Saatzeit gewesen sind, geht aus der Angabe der Arbeitsstunden hervor: 2—6 Uhr morgens, 8—12 Uhr vormittags, 2—6 Uhr nachmittags. Auch die Ernte begann bei allen Hüfnern an demselben Tage und wurde mit einem Frühgottesdienste eingeleitet. Die Namen der Felder waren in Niedergörsdorf: Mühlenstück, Klot, Gottesstrasse, der wüste Hof, die langen Morgen, die Seerute, Dreimorgen, Heringsmorgen, Geer, Schmalmasse, Stück an der Schleidörne, Heideberg, Grundgartenstück, Mittelmorgen, Gauschestück, Kappaue, die Breite, der Keil, Springstück, Buvite u. s. w. Neben den Getreidearten Roggen, Gerste, Hafer, auch wohl Buchweizen, wurde auch reichlich Flachs gewonnen. Die Zubereitung desselben im Reepen, d. i. die Samenköpfe abreissen; im Röten, d. i. die Stengel ins Wasser legen, bis sie mürbe werden; im Baken, d. i. die nun in der Sonne getrockneten Stengel mit einer Keule so lange schlagen, bis der Flachsbast übrig bleibt; im Schwingeln, wodurch der letzte Rest der holzigen Flachsstengel beseitigt wird, machte viele Arbeit. Das Schwingeln geschah früher an einem Block, später mit eigenen Maschinen. Die Mädchen, welche mit diesen Arbeiten bis tief in die Nacht beschäftigt waren, empfingen als

besondere Belohnung 1 Thaler. Während dieser Zeit waren die Gärten nicht immer sicher, weil die Knechte ihren Schönen gern süsse Erquickungen in Obst zuführten. —

Im Winter waren dann die Spinnten (Spinnstuben) im Gange, und die Mädchen sammelten sich mit ihren Rädern in 2—3 Gemeinschaften von 15 Personen in den Hüfnereien, um die feinen Fäden zu ziehen. Vorgelesen wurde wohl selten, aber Dorfneuigkeit, Gesang und Scherz gingen fleissig um. Dabei durfte aber die Arbeit nicht ruhen, denn die sorgsame Hausfrau pflegte die Arbeit zu kontrollieren. Früher mag es in solchen Spinnten harmlos hergegangen sein; wenn aber der Hüfner etwa nicht gute Ordnung hielt oder wohl gar in die Schenke ging, dann war es nicht gut gethan, wenn Mädchen und Knechte ohne Aufsicht bei einander waren. Die Geistlichen waren den Spinnten meist feind, nannten sie wohl auch Brutstätten des Lasters. Deshalb wurde später den Knechten der Zutritt zu den Spinnten untersagt. Sie standen nun mit grosser Ausdauer in ihren weissen Pelzen — dieselben waren nicht überzogen — auf den Hausfluren und an den Fenstern und erwarteten mit Sehnsucht die Freistunde. Trat diese ein, so wurde es auf der Strasse lebendig, Jauchzen und Gekreisch wurde vernommen. Die Spinnten besuchten sich gegenseitig, es gab auch Antritts- und Abschiedsmahle mit Semmel und Kaffee. Diese Spinnten waren so beliebt, dass selbst Schulmädchen solche einzurichten versuchten. Jetzt ist mit dem Verschwinden des Flachsbaues diese schöne Zeit dahin.

Das Leben der Leute ist bei saurer Arbeit einfach und höchst bescheiden. Einen besonderen Wagen für Gast- und Stadtreisen besass man nicht, es musste der Ackerwagen dazu ausreichen, welcher meist einen recht langen Langbaum besass. Auf diesen Leiterwagen wurde ein Korbgestell aufgesetzt und zwar so, dass zu Getreidefuhren der Korb nach vorn, bei Gastfuhren nach hinten geschlossen war. Während der Hüfner vorn die Pferde lenkte, sass weit hinter ihm die Hüfnerfrau, welche bei kaltem Wetter einen Friesrock über die Schultern gezogen hatte; denn Mäntel gab es nicht. Der Wagen, welcher von 2 recht dicken Pferden langsam fortbewegt wurde, war mit einem weissen leinenen Plan überzogen und so gegen Wind und Wetter geschützt. Heute sieht man Federwagen mit blanken Laternen, Kummetgeschirre mit Messing- und Nickelbeschlag, häufig auch mit dem Namenszug des betreffenden Wirtes. Der Kutscher sitzt links und man kann mit seiner Peitsche leicht in Berührung kommen. In der Ernte sieht man selten ein Fuhrwerk im Trab; der Knecht geht neben dem Wagen her, oft in Holzpantoffeln oder in selbstgefertigten leinenen Schuhen mit einer Sohle von Speckschwarte. Die Mädchen dagegen tragen in der Ernte weisse Schürzen mit bunten Bändern und gehen in Hemdsärmeln. Die Leute werden in der Ernte sehr gut verpflegt. Kuchen giebt es zur Genüge, meist wird ein Ernteschwein geschlachtet,

welches auch in Wurst und Braten draufgeht. Sechsmal wird am Tage gespeist, Branntwein wird kaum oder sehr mässig genossen, Bier und kalter Kaffee stillen den Durst. Liegt das Erntefeld weit, so werden die Leute mit Gespann zu demselben gebracht. —

Brot ist die Hauptkost der Leute, und eine Hüfnerei verbraucht jährlich ca. 90 Scheffel Roggen zu Brotkorn. Kartoffeln werden zum Fleisch selten genossen, nur in letzter Zeit kommen bei Ausrichtungen auch Salzkartoffeln auf den Tisch. In guten Wirtschaften findet noch ein Tischgebet statt, und der Hüfner speist mit dem Gesinde an demselben Tisch, bei dem alles wohl geordnet zugeht. Die Mädchen greifen zuletzt zu, speisen öfters auch erst später. Hauptspeisen sind: zerriebene Erbsen mit Butter übergossen, welche auch oft am Sonntag gegessen werden; grosse Klösse aus Kartoffeln, zu welchen Fleisch genossen wird. Das Gemüse wird meist in flüssigem Zustande gereicht und mit dem Löffel gegessen. Grüne Bohnen, Schmorkohl (Krautsalat) sind zumeist bekannt. Salat und Gurke werden mit gebratenem Speck und mit Überguss von Milch angerichtet. Eine Hauptspeise ist Leinöl mit Pellkartoffeln (Knullen). In vielen Wirtschaften werden die Knullen auf den blanken Tisch geschüttet und jeder taucht seinen Teil in einen gemeinsamen Napf mit Öl. —

Festlichkeiten.

Auf den Festlichkeiten geht es recht gemessen her. Zu den Kindtaufen sind gesetzlich nur drei Paten, unter denen wenigstens eine männliche Person sein muss, zulässig; diese Zahl wird aber bei Erstlingsgeburten wohlhabender Leute und auch sonst bis auf 7—8 erweitert. Alle Kinder empfangen in der Kirche die Taufe und werden häufig von der Pfarrfrau dahin getragen. Die Junggesellen- und Jungfern-Paten schmücken sich bei dieser Gelegenheit mit Sträussen. Die Junggesellen tragen Sträusse auf der Brust, welche die Jungfern besorgen, die Jungfern tragen Kränze von gemachten Blumen im Haar. Beim Kindtaufsmahle nehmen die Paten die Ehrenstellen am Tische ein, bringen auch, wenn sie zum ersten Mal den Patenstand verrichten, eine Gabe an Wein und geröstetem Zwieback für die Gäste dar, welche im günstigen Falle wohl an 50 Stück dieser Zwiebacke mit nach Hause nehmen. In früheren Zeiten erhielten die Gäste auch Stücken von Braten und anderem Fleisch nebst zwei grossen Stücken von Kuchen, nm sie für die Ihrigen mitzunehmen, jetzt nur noch den Kuchen, welcher zum Schluss der Mahlzeit vor ihnen aufgebaut wird. Der Patenstand kommt nicht billig zu stehen; denn ausser dem nicht geringen Geldgeschenke bei der Taufe, welches in einer schönen Umhüllung dem Kinde unter das Kopfkissen gelegt wird, haben die Paten auch die Verpflichtung, den Kindern alle Jahre zweimal, zu Weihnacht und zu Ostern, bis gegen die Einsegnung hin

Geschenke zu machen, wozu eigens gebackene Patensemmeln gekauft werden. Ja noch bei der Hochzeit des Patenkindes reichen die Paten reiche Geschenke an Kleidern und Hausgerät dar. Dafür haben sie dann auch die Ehre, die ersten Plätze an der Hochzeitstafel einzunehmen. Das Ordnen der Plätze geschah früher durch den Küster, jetzt verrichtet wohl der Pfarrer, wenn er zum Mahl geladen wird, dies Amt, weil die jungen Lehrer darin eine Entehrung finden. Das Fest wird mit Gebet begonnen und schliesst wie alle andern Feste dieser Art mit Gebet und dem Gesange des Liedes: Nun danket alle Gott.

Der Hochzeit pflegt eine lange Bekanntschaft und Verlobung nicht voranzugehen. Wenn die Verhältnisse in der Bauschau (Brautschau) zusagen, wird zur Heirat geschritten und nach Neigung nicht viel gefragt. Zu solcher wichtigen Bauschau wird auf alle mögliche Weise gerüstet, und wenn so das Haus eines jungen Wirtes neu gestrichen wird, dann fängt man im Dorfe an zu munkeln. Die Ehen sind zumeist glücklich. Es hat jeder so seine volle Arbeit, und wenn er sie treulich verrichtet, dann bleibt Zeit zum Streit nicht übrig. Ehescheidungen kommen daher auch höchst selten vor. Die Hausfrau hat einen schweren Stand; denn wenn sie die ganze Woche hindurch treulich gearbeitet hat, der Mann am Sonntag wohl eine Stunde in die Schenke geht, um ein Glas Braunbier zu trinken, ein Skatspiel zu unternehmen und sich mit dem Nachbar zu unterhalten, sitzt sie mit den Mägden zu hause, um die schadhaften Kleidungsstücke auszubessern. Die Strümpfe werden nicht gestopft, sondern mit Flicken von Zeug besetzt.

Bei den Hochzeitsmahlen geht es sehr ruhig her, da zumeist nur verheiratete Leute an denselben teilnehmen. Am Tage vorher findet ein Polterabend für die Freundinnen der Braut statt, wobei Lieder mit sehr ernsten Weisen angestimmt werden, z. B. „Wie schön ist doch die Thräne einer Braut". Der Gang zur Kirche wird bei grösseren Hochzeiten unter Vorangang der Musik, welche Choräle bläst, vollzogen. Die schöne Sitte, dass dieser Gang unter dem Geläut der Kirchglocken vollzogen wird, will nicht recht Eingang finden, denn man hört nur die Totenglocken heraus. Dem Zuge voran ging in früheren Zeiten der Bräutigam, geführt vom Vater und einem Paten, dann folgte in gleichem Aufzuge die Braut, an welche sich die Hochzeitsgesellschaft anschloss. Der Bräutigam war mit einem Kranze (Krone) auf dem Haupte geschmückt, ebenso auch die Braut, wenn sie ihre Ehre bewahrt hatte. Jetzt gehen Braut und Bräutigam Arm in Arm dem Zuge voran und zwar so eng, dass kein Sonnenstrahl zwischen ihnen durchdringen kann. Der Bräutigam geht mit entblösstem Haupte, trägt aber nur noch einen kleinen Kranz im Knopfloch. Auch diese Sitte ist im Vergehen; denn schon erscheint der Bräutigam im Cylinder und in weissen Handschuhen, und die Braut legt einen Schleier an. Zu erwähnen ist noch, dass die Einladung zur Hochzeit

früher durch den Küster geschah, und dass er dabei das seidene Halstuch, welches er aus dem Hochzeitshause empfing, frei in der Hand trug. Dieses Geschäft war ihm und den Hochzeitsleuten eine Ehre. Einer gefallenen Braut werden die kirchlichen Ehren dahin geschmälert, dass sie keinen Kranz tragen darf, nur mit der kleinen Glocke zur Kirche gerufen wird und der Altar nicht mit Blumen und brennenden Lichten geschmückt sein darf. Die Speisen des Hochzeitsmahles waren früher gut und derb. Es durfte eine kräftige Brühsuppe, geriebene Erbsen mit reichlichem Überguss von Butter, Schmorwurst mit Kohl, Rindfleisch mit Rosinenbrühe, auch wohl Karpfen und verschiedene Braten nicht fehlen. Messer und Gabel musste jeder Gast mitbringen. So waren auch nur einige Gläser vorhanden, welche mit Landwein gefüllt umgingen. Branntwein kam nicht auf den Tisch, höchstens feine Liqueure. Zuletzt kamen die unbequemen Gerichte, wenn Teller mit Salz, mit einem Strohwisch, mit dem Mundloch eines Blasinstruments zu Beiträgen für die Besoldung des Küchenpersonals und der Musikanten die Runde machten. Auch für milde Zwecke fanden Sammlungen statt. Die Musik, welche zum Tanz nach dem Mahl, wozu dann auch die jungen Leute erschienen, stattfand, wurde von den Gästen bezahlt. Die Gäste sind bei den einzelnen Wirten im Dorfe einquartiert, und in jedem Hause ist Fürsorge für gute Aufnahme getroffen. Nach der Hochzeit bleibt die junge Frau noch einige Zeit im elterlichen Hause, um bei den Aufräumungsarbeiten zu helfen. Eines guten Tages in der Abendstunde zieht sie dann mit ihrer Heiratsgabe in die Stätte ihrer Wirksamkeit ein, wo sie bald einmal von der Mutter besucht wird. Diese alte Weise ist sehr im Verschwinden, und städtisches Wesen macht sich Platz: in modischer Tracht mit Brautschleier und in feinerer Küche mit trinkbarem Wein in reichlich verfügbaren Gläsern und mit einem Aufsatz verschiedener Teller.

Die Leichen werden in alter ehrwürdiger Weise zur Ruhe gebracht. Sie werden aus den Sterbehäusern von den Schulkindern, welche dort zwei Lieder singen, zwischen welchen der Geistliche eine Kollekte liest, abgeholt und dann unter dem Gesang des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ zum Kirchhof geleitet. Dem Zuge voran wird von einem Schulknaben ein Kreuz hoch getragen. Die Särge älterer Personen waren mit einem Leichentuch behangen, jetzt werden auch sie mit Kränzen geschmückt. Nachdem die Einsegnung auf dem Friedhofe erfolgt ist, wird im Beisein des Leichengefolges, von dem Erdwurfe vollbracht werden, die Leiche vergraben, wobei gesungen wird: Nun lasst uns den Leib begraben. In der Kirche wird dann die Leichenrede gehalten, woran sich die Vorlesung eines Lebenslaufs und endlich eine Danksagung der Leidtragenden aus dem Munde des Pfarrers an die Begleitenden schliesst. Die Handlung dauert über zwei Stunden. Im Trauerhause wird ein Mahl für die aus der Ferne Gekommenen bereitet.

Belustigungen.

An Volksbelustigungen sind ausser den regelmässigen Tanz-Vergnügungen noch das Stollenreiten und die Jugendmärkte vorhanden. Das erstere hat seinen Namen von der Stolle (Kuchen), welche dem besten Reiter zu teil wurde. Das Fest fällt in den Frühling, und die jungen Burschen erhalten zu demselben ein Pferd vom Hüfner gestellt, welches sie mit Bändern und Blumen schmücken. Sie selbst sitzen in kleidsamer Tracht, d. h. im blossen Haupt, angethan mit einer blauen Jacke, in blanken Stiefeln auf dem blossen Pferde. In neuerer Zeit werden abgelegte Soldatenröcke gebraucht, aber nicht zum Vorteil. Auf der Dorfstrasse sammeln sie sich und tummeln ihre Pferde, welche sehr sauber geputzt sind. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung. Voran schreiten die eigens geladenen Mädchen, dann folgen die Reiter. Ein Musikchor führt mit „barbarischen" Märschen den Zug auf ein freies Feld, wo ein Wettreiten stattfindet. Die Mädchen schenken jetzt Zeug zu einer Weste, welches auf den Rücken der Reiter befestigt wird. Ein Tanzvergnügen schliesst dies beliebte Fest.

Hoch geht es auch bei der Feier der Fastnachten her. Ehe polizeiliche Einschränkungen da waren, wurde das Fest von Mittwoch 12 Uhr bis Freitag früh gefeiert. In alter Zeit fand das Fest in den Häusern der Hüfner der Reihe nach statt, und wurden Speise und Getränke dort verabreicht. Es ging sehr ehrbar her und jede Unordnung wurde von besonderen Festordnern mit einer Geldstrafe belegt. Auch die Pfarrer konnten bei den Fastnachten gern zugegen sein. Jetzt geschieht die Feier im Kruge, aber auch in jeder Hüfnerei werden die Leute aufs beste verpflegt. Im Gange sind ganz dünne, mit einem Eisen gebackene Kuchen nach Art von Waffeln. Dieselben heissen Klemmkuchen und tragen verschiedene Inschriften, z. B.:

Mein Harte und dein Harte sind een Klütken.
Mein guter Michel liebet mich.
Zwei Freier hielten um eine Jungfrau an,
wovon der eine arm, der andere reich war.
u. s. w.

Zweimal im Jahre, zu Johanni und Martini, findet in der Stadt ein Jugendmarkt statt. Die Hüfner brachten früher mit ihrem Gespann ihre Leute zur Stadt, jetzt wird die Eisenbahn benutzt. Dort vergnügen sie sich an allerlei Lustbarkeiten, besonders am Tanz, machen Bekanntschaft mit einander zum Zweck vom Heiraten. Darum legen sie ihren besten Schmuck an, wechseln wohl auch wie auf Hochzeiten, um den Reichtum zu zeigen, die Kleider mehrere Male am Tage. Der Sonntag nach dem Jugendmarkt pflegt einen reichlichen Kirchenbesuch der jungen Leute aufzuweisen.

Digitized by Google

Sonst fliesst das Leben ziemlich eintönig hin. Am Sonntag wissen die jungen Burschen nicht recht etwas anzufangen und sitzen in der Schenke. Die schlechte Sitte, dort die Kopfbedeckung aufzubehalten, fängt an, einer besseren Art zu weichen. Die jungen Mädchen pflegen sich nur am Himmelfahrtstage an einem Gange durch die Felder zu ergötzen, sonst haben sie stets zu thun, auch am Sonntag.

Geschichtliches.

Fast alle wichtigeren Ereignisse der deutschen Geschichte haben die hiesige Gegend mitberührt. Karl der Grosse ist auf seinem Zuge nach Lebus und an die Oder etwas nördlich über Frankenförde und Frankenfelde vorbeigezogen, weil er die starke Veste der Wenden, Jüterbog, nicht angreifen mochte. Erst mit der Einwanderung der Flämiger beginnt eine bessere Zeit. Unter Albrecht dem Bären und dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg wurde die Macht der Wenden auch in Jüterbog gebrochen, und in dieser Magdeburgischen Zeit, 1160 bis 1685, hat sich der Wohlstand bedeutend gehoben. Das sanfte Scepter des Krummstabes war für den Landmann in keiner Weise drückend; nicht wie in anderen Gegenden hatten die Bauern ihre Bedrücker in der Nähe, die Abgaben waren erträglich, Recht und Gerechtigkeit standen in guter Übung. Natürlich wurde von Magdeburg aus für die geistliche Pflege sehr gesorgt. In den dicht gesäeten Dörfern erhoben sich überall die schönen Kirchen in ihrer festen Bauart und die Pfarreien wurden genügend dotiert. Die Abgaben wurden an das Kloster in Zinna, an das Nonnenkloster in Jüterbog und an das dortige Amt entrichtet, und man unterschied Kloster-, Nonnen- und Amtsdörfer.

Niedergörsdorf war ein Amtsdorf, Wölmsdorf zehntete dem Kloster Zinna. Wölmsdorf, welches von jeher filia von Niedergörsdorf gewesen zu sein scheint, hiess ursprünglich Welmarsdorf und war bis 1225 das Eigentum eines gewissen Gottfried von Spandau und eines gewissen Heinrich von Eipe. Von diesen wurde es vom Kloster Zinna gegen einen erblichen Zehnt erworben und wurde dann eine preussische Enclave. Die Loslösung von der Superintendentur Luckenwalde ist erst 1816 angebahnt worden, und 1848 hören in den Kirchenrechnungen die Beiträge zur Gesetzsammlung der dortigen Superintendentur auf zu erscheinen. Der Pfarrer in Niedergörsdorf hatte es demnach mit zwei Superintendenten zu thun. Es bestanden aber auch sonst noch eigentümliche Verhältnisse. Wölmsdorf wurde häufig der Zufluchtsort für diejenigen, welche nach den strengen sächsischen Gesetzen mit dem Staubbesen des Landes verwiesen wurden. Kam das Dorf hierdurch in üblen Geruch, so hatte es doch auch wiederum den Vorteil, billige Knechte zu gewinnen, da die jungen Burschen aus den sächsischen Dörfern nach Wölmsdorf zogen, um der Aushebung zum Militär zu entgehen. Der hiesige Pfarrer hatte

zu Kriegszeiten eine schwierige Stelle; er musste z. B. in Wölmsdorf während des 7jährigen Krieges Siegesfeste feiern, während er in Niedergörsdorf trauerte. In der Zeit der Raubritter ist diese Gegend stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Diese Herren, welche auf dem Rabenstein und auf Beuthen hausten, lebten im Streit mit dem Abte von Zinna und nahmen ihm seine beste Stute von der Weide. Aber während er hinter den Manern des Klosters Schutz fand, mussten es die Klosterdörfer nnd andere Dörfer entgelten. Sie trieben aus hiesigem Dorfe 29 Pferde weg, von denen allein dem Schulzen 8 gehörten. Auch den Bauer Lupsdorf schleppten sie mit sich, welcher sich nur gegen schweres Lösegeld frei machen konnte.

Im Jahre 1480 hat man Wein in so reichem Masse gewonnen, dass der Eimer 2 Groschen galt, und derselbe zum Löschen des Kalks verbraucht wurde. Der Scheffel Roggen kam auf 3 Groschen, Gerste 2 Gr., die Tonne Bier 10 Gr.

Ein gleiches Jahr der Fülle ist 1503 gewesen, dagegen trat 1520 die englische Krankheit anf, an welcher die Leute unter beständigem Schwitzen in 24 Stunden zahlreich hinstarben. Auch der spanische Krieg hat hierher seine dunkle Schatten geworfen, denn 1545 sind die Orte von den Wallonen geplündert worden, welche aus Wölmsdorf die Altarbekleidung raubten.

1596 ist hier eine so starke Erderschütterung wahrgenommen worden, dass die Krüge an der Wand wackelten und die Fenster klirrten.

Annns 1622 brachte eine grosse Teurung, in welcher ein Scheffel Korn 4 Thlr., Gerste 3 Thlr., Hafer 2 Thlr. kostete.

Ums Jahr 1644 kamen die Schrecken des 30jährigen Krieges sehr empfindlich hierher. Nach der Schlacht auf der nahen Bergheide, in welcher Torstenson den Clam Gallas mit einem Verluste von 4000 Mann besiegte, zogen die Schweden auf Jüterbog, welches Torstenson mit einem Mehlsack verglich, aus dem noch immer etwas herausfliegt, wenn man daran klopft. Er berührte auf seinen Zuge Niedergörsdorf, welches vollständig bis auf die Kirche niedergebrannt wurde. Der Pfarrer Pielechen nnd andere Einwohner bekamen fleissig den Schwedentrank, weil man bei ihnen verborgenes Geld oder Nahrungsmittel vermutete. Das Dorf hat sich wieder erholt und das Jahr 1645 war ein gesegnetes, in welchem Roggen 7 Gr., Gerste 5 Gr. galt. Andere Orte gingen unter, wie Heinrichsdorf — die wüste Mark Heinrichsdorf wird schon vor dem Kriege erwähnt. — Zu jener Zeit soll auch eine Kapelle beim Kesselgrund auf dem Burgwall zerstört worden sein.

Von dieser Kapelle geht die Sage, dass in ihr ein grosser Schatz bewahrt und mit derselben verloren gegangen sei. Gehoben kann dieser Schatz werden, wenn sich 7 Männer mit dem Vornamen Hans still-

schweigend ans Werk machen. Einst hatten sich solche Männer glücklich znsammengefunden und richtig, sie hatten den Schatz mit Schaufeln, Leitern und Stricken so ziemlich gehoben. Da vergass sich einer der Hanse, indem er ausrief: „Man immer zn.“ Plötzlich entschlüpfte der Schatz und versank 7 Klafter tiefer, denn vorher. Als die Hanse tief in der Erde ein dumpfes Rollen und Grollen hörten, wichen sie eiligst von dem unheimlichen Orte, von welchem es noch heute heisst, dass es daselbst nicht richtig sei. So wird erzählt, dass man zwischen 12 und 1 Uhr den Weg nach Kaltenborn nicht befahren dürfe, weil das Fuhrwerk aufgehalten würde. Eigen erging es in der Nähe dieser Stelle dem Pfarrer aus Niedergörsdorf. Derselbe kehrt etwas spät von einem Besuch in Kaltenborn zurück. Zu seiner Verwundernng bemerkte er in der Dunkelheit feurige Kohlen. Als er darauf näher ging, sah er eine Gestalt in den Kohlen umherhantieren, welche sich hier- und dorthin wendete. Nach näherer Untersuchung ergab sich, dass ein Steinsprenger aus Kaltenborn Unglück mit einem Bündel Schwamm gehabt hatte. Durch einen Funken seiner Pfeife war der Schwamm in Brand geraten, und er war dabei, den Schwamm zu retten, was ihm schwer gelingen wollte. Ähnlich erging es einem Krieger von 1866, welcher spät von Malterhausen kommend am Kesselgrund vorüber musste. Von fern hörte er ein Geräusch und sah eine Person emsig beschäftigt. Der Spuk war nichts anderes, als ein Mann, der hier für sich auf fremdem Boden den angefahrenen Dünger zusammenharkte. Hierbei ist zugleich zu erwähnen, dass auch an der Grenze von Dennewitz ein grosser Hund umgehen soll. Desgleichen wird erzählt, dass in einer Hüfnerei ein Kobold sein Wesen treibe. Derselbe sei öfters in der Gestalt eines grossen bunten Hundes oder eines Kalbes beobachtet worden, sei aber, wenn man sich genähert habe, auf wunderbare Weise entschwunden. Tagewählerei und mancher andere Aberglaube sind noch im Gange. Erbsen müssen am bestimmten Tage gesäet werden, um gut zu kochen, ebenso der Lein, damit er nicht durch Unkraut leide; in den Zwölften darf kein Spinnrad gehen, wenn nicht Unglück einkehren soll und dergleichen. Vom Besprechen wurde noch neulich eine merkwürdige Geschichte von einem sonst hellen und aufgeklärten Hüfner erzählt. Seine Pferde wollten nicht fressen, und so machte er sich zum Wunderdoktor auf den Weg. Als er seine Not vorgetragen hatte, schrieb dieser mit dem Finger einige Zeichen auf den Tisch, machte dann die Gebärde, als lösche er die Zeichen aus nnd rief: Die Pferde fressen schon. Die Heilung war denn auch vollbracht. Um das Bezanbern abznwehren, wurden in früherer Zeit die Hunde mit dem Namen Wasser gerufen, weil Wasser und Brot nie verzaubert werden kann. Das Storchnest auf dem Dache des Pfarrhauses war ein gutes Omen für das Haus, und man ahnte Feuer oder sonst Unglück, als es ein Sturmwind herunter geworfen hatte.

1661 trat hier zuerst das Scharlachfieber auf, und 1693 richtete ein grosser Sturmwind schweren Schaden an, indem er die Strohdächer abdeckte.

1761 ist in Wölmsdorf die Altarbekleidung von den Feinden entwendet worden, so dass auch im 7jährigen Kriege die hiesigen Dörfer belästigt worden sind.

1762 brachte eine schlechte Münze und grosse Hungersnot, so dass der Scheffel Korn 5 Thlr., das Pfund Fleisch 4 Groschen, die Kanne Butter (gleich 2 Pfund) 20 Groschen, Branntwein 16 Groschen kosteten.

Im Jahre 1764 zog ein gewaltiges Hagelwetter herauf mit Körnern von der Grösse einer Faust, wodurch eine Missernte hervorgerufen wurde.

1771 brachte grosse Wasserflut, 1785 Hitze und Dürre. Im Jahre 1785 litten die Leute an grossem Frost und nachher am Thauwasser. An vielen Orten gab es eine schlechte Roggenernte, weil die Saat beim langsamen Aufthau weggefault war. Auf dem Fläming war die Roggenernte gut; die Sommerfrüchte litten beim Regenwetter an Auswuchs.

Das Jahr 1786 hatte bis zum 18. Februar einen gelinden und offenen Winter, zu Weihnachten aber war es kalt. Nach dem 18. Februar trat heftiger Frost ein, welcher bis zum 4. März anhielt, wo noch recht tiefer Schnee lag. Der darauf folgende Sommer hatte im Juni grosse Dürre, so dass der Flachs nicht geriet. Das Getreide war ergiebig, und es wurden auf der Pfarre an 20 Wispel Gerste gedroschen.

Im Jahre 1787 war der Winter gelinde, er begann schon im Oktober und hinderte die Aussaat, welche vielfach im November nachgeholt werden musste. Es kamen wohl herbe Fröste, aber sie hielten nicht an. Am 28. Februar begann der Auftau, welcher wenig Wasser brachte, denn Schnee hatte nicht gelegen. Der Ausgang des März und der Anfang des April brachte Wärme und Gewitter mit grosser Fruchtbarkeit, dann stellte sich wieder Frost und stürmisches mit Schnee gemengtes Regenwetter ein. Trotzdem war die Ernte eine gute, und in dem Jahre ist eine besondere Gesundheit gewesen, denn es ist nur ein totgeborenes Kind begraben worden. Das nächste Jahr hatte einen unbeständigen, kurzen Winter; das Frühjahr war reich an Gewittern, und zu Osteru stand das Korn schon in den Ähren. Im Mai folgte dann Frost, welcher besonders den Obstbäumen viel schadete. Die Ernte war gut, doch schüttete das Korn nicht reichlich. Der Winter 1779 war streng und lang. Zu Ausgang des Januars wurde das Wetter gelinder, dann erfolgte vom Ausgang des Februars durch den ganzen März eine strenge Kälte, so dass den Obstbäumen und dem Getreide grosser Schaden erwuchs. In diesem Jahre stürzte auch die Scheune des Krügers Kühnast bei ruhigem Wetter und beim Sonnenschein unter gewaltigem Krachen aus eigener Ohnmacht zusammen. In den Freiheitskriegen sind die hiesigen Dörfer sehr be-

schwert worden, besonders am Tage der Schlacht von Dennewitz, am Montag den 6. September 1813.

Der Feuerschein des brennenden Dorfes Zalmsdorf bei Zahna, welcher am Abend des 5. Septembers am südwestlichen Horizonte sichtbar wurde, kündete den erschrockenen Einwohnern hiesiger Gegend das Herannahen des gefürchteten Feindes an. Als sie am Montag nach einer sorgenvollen Nacht erwachten und die Kolonnen der heranziehenden Truppen nach allen Seiten hin bemerkten, standen sie ratlos auf der Dorfstrasse und in den Gärten. Znm Entfliehen war weder Zeit noch Raum. Als sie so standen, kam ein höherer prenssischer Offizier dnrchs Dorf gesprengt, nm zn erknnden, ob es etwa Feinde in sich berge. Er redete die geängstigten Lente freundlich an und machte ihnen die schlimme Mitteilung, dass das Dorf in grosser Gefahr stehe, in Brand gesetzt zu werden. Schon war die Batterie Ludwig aufgefahren, um Brandgeschosse zu senden. Er riet schliesslich den Leuten, in ihre feste Kirche zu eilen. Das thaten sie denn auch. Dort kauerten sie nun an den Wänden mit Gebet und Flehen, der Pastor verbarg sich in der festen Kanzel. Bange Stunden hatten sie hier gesessen, als plötzlich die russische schwere Batterie ganz nahe der Kirche, um den schon im Osten über das Dorf vordringenden Franzosen in die Flanke zn kommen, mit 18 Geschützen ein gewaltiges Feuern begann. Da konnte sich eine Bauerfrau nicht halten, sie rief laut: „Kinjerkins, Kinjerkins, nu kamen die Murhräker.“ Weiter und weiter zog sich der Kanonendonner, neugierig kamen die Leute aus ihrem Versteck. Das Dorf hatte kaum gelitten. Einzelne Kanonenkugeln waren eingeschlagen, und eine derselben hatte das ganze Wohnhaus des Freischulzen durchqnert, indem sie durch 7 Wände schlug. Der alte Freischulze pflegte zu erzählen, dass ein langer Franzose tot auf dem Kirchhof gelegen habe, welcher auch dort begraben sei, und dass er einen blanken Thaler aufgehoben habe. Die Leute von Wölmsdorf, welche sich in ihren Strohhänsern nicht sicher fühlten, traten unter die Mühle. Als aber hier einige Kanonenkngeln einschlngen, fanden sie noch Gelegenheit, hinter dem Rücken der Preussen in die Wälder bei Heinrichsdorf zu entkommen. In ihrem Dorfe sah es bei der Rückkehr tranrig aus; denn hier hatte sich eine Ambulanz eingerichtet. Alle Stuben und Scheunentennen waren mit Verwundeten belegt, welche dann, auf Wagen geschichtet, nach Treuenbrietzen gebracht wurden. Die Toten sind in einem Massengrab am nördlichen Ende des Dorfes begraben. In der Nähe dieser Stätte ist auf einem Stück Landes, welches die Gemeinde Wölmsdorf hergegeben hat, ein Erinnerungsstein mit gärtnerischen Anlagen aufgestellt worden.

Fremdling, magst es daheim den Deinigen melden:
Hart am Weg bei Wölmsdorf erblickt' ich das Grabmal
siegreicher Helden.

Nach der Schlacht sind die Leute dann aufs Schlachtfeld geeilt, um die Toten beerdigen zu helfen, und haben dem Tedeum beigewohnt, welches am 9. September auf dem Schlachtfelde abgehalten worden ist. Aber die Not war damit nicht geschwunden. Nachdem die Armee abgezogen war, blieb bei Jüterbog noch Reiterei zurück, welche sich durch Einfangen der in die Wälder geflüchteten Ackerpferde ergänzte. Marode, zurückgebliebene Soldaten trieben Rindvieh und Schafe auf, welche sie zu Spottpreisen verkauften. Darauf kam ein 5000 Mann starker Heerhaufe des russischen Generals Scherbatow, welcher eine ganze Woche bei Jüterbog lagerte. Da wurden auf den Feldern bei den Mühlen zum Dorf Damm Strohbaracken aufgebaut, zu denen man Thüren und Fenster aus den benachbarten Dörfern herbeiholte. —

Solch ein Haufe Kosaken kam eines Tages nach Niedergörsdorf, und der alte Freischulze pflegte davon zu erzählen: Meine Mutter hatte noch etwas Mehl gerettet und entschloss sich, nachdem es von Feinden ruhiger geworden war, ein Brot zu backen. Ich und meine fünf Geschwister standen um den Backofen auf der Dorfstrasse und warteten auf die schöne Speise, denn uns hungerte sehr. Da kam ein Haufe Kosaken ins Dorf gesprengt, und alsbald hatten sie den süssen Geruch des Brotes gewittert. Meine Mutter musste es aus dem Backofen ziehen, obwohl es noch nicht ganz gar war, und dem Anführer reichen. Wir fingen gar jämmerlich an zu weinen, und das ging dem Kriegsmanne zu Herzen. Mit seinem Degen zerhieb er das Brot in 2 Teile und indem er uns die eine Hälfte zuwarf, jagte er mit der andern von dannen. Vor der Thür des Hüfners Herrmann erschien eines andern Tages ein Kosak, der auf beiden Seiten des Sattels eine Schrote Speck befestigt hatte, um sich Bescheid sagen zu lassen. Entschlossen sprang die Hüfnerfrau zu, riss eine Schrote Speck an sich und verbarg sich in dem Gehöft, wohin der Kosak nicht folgen konnte. Fluchend und wetternd zog er von dannen. Mit einem andern Kosaken, welcher sich hier einquartiert hatte, kam die Gemeinde in Not. Der Mann hatte die Lust am Kriege verloren und liess sich lieber von den Bauern der Reihe nach verpflegen. Als er immer noch nicht gesund werden wollte, kamen die Bauern zusammen, setzten ihn auf sein Pferd und geleiteten ihn auf Nimmerwiedersehen zum Dorfe hinaus. Auch von den Bewohnern der altpreussischen Dörfer erfuhren die hiesigen Bewohner Plünderung an Vieh und Ackergerät. In der Wirtschaft von Meske war nur noch eine Milchkuh, und dieselbe war recht nötig, weil sich dort ein neugeborenes Kind befand. Ohne Erbarmen trieben sie die Plünderer fort, aber die Hüfnerin eilte ihnen nach. Auf dem Wege begegnete sie einem Offizier, welcher sich ihrer annahm. Die Kuh wurde zurückgebracht und zur Sicherheit auf der Pfarre beigestellt. —

In Wölmsdorf hatten die Franzosen Kirchenraub getrieben, indem sie Beschläge und Haken von der Altarbibel gerissen hatten. Diese Bibel liegt jetzt in der Erinnerungshalle mit einem dahingehenden Vermerk von dem Sohne des Kirchenvorstehers Polz. Nach dem Kirchrechnungsbuche haben die Preussen die Glockentaue mitgenommen. Da von der Batterie Sprenth erzählt wird, dass sie ihre beiden letzten Geschütze auf der Verfolgung an Tauen gezogen hätte, so liegt die Vermutung nahe, dass diese Batterie die Glockentaue gebraucht hat. Auch Kirchengeld ist dem Kirchenvorsteher abgenommen worden; ein Hüfner daselbst bewahrt noch einen Petschaft mit dem Namenszug Napoleons. —

Schon im Jahre 1814 beging ein nach Frankreich ziehendes schlesisches Regiment eine Feier auf dem Schlachtfelde, und hielt der Superintendent Schwarzkopf die Ansprache. Laut Vertrag vom 22. Juni 1818 ist dann von den hiesigen Hüfnern Martin Müller und Martin Schulze der Berg vom Kgl. Fiskus angekauft worden, auf welchem dann bald das Denkmal von Dennewitz seinen Platz fand.

Über die Einweihung der Denkmäler bei Grossbeeren und Dennewitz im Jahre 1817 enthält das Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Potsdam vom gleichen Jahre folgende Schilderung:

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs sind auf den Schlachtfeldern von Grossbeeren und Dennewitz Denkmäler errichtet worden. Gleich an Grösse und Gestalt, unterscheiden sie sich nur durch die Angabe des Ortes und des Tages, an die sie erinnern sollen. Es besteht ein jedes aus einem 18 Fuss hohen, viereckigen, gotisch verzierten Obelisk von Eisen, der auf einem Sockel von Sandstein ruht und oben auf seiner Spitze ein eisernes Kreuz trägt. Man liest an der einen Seite dieses Obelisken in altdeutschen Schriftzügen folgende Worte: Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Frieden.

Die Einweihung des Dennewitzer Denkmals geschah am 6. September. Es steht auf der Anhöhe zwischen Dennewitz und Niedergörsdorf, wo während der Schlacht die Division von Thümen zuerst nach schwerem Kampfe den Feind zum Weichen brachte. Der Präsident der Potsdamer Regierung, v. Bassewitz, die Regierungsräte v. Lützow und Ribbach, der Landrat Meuss, die Stände, die Superintendenten, sowie die Geistlichkeit aus den benachbarten Örtern und alle Militär- und Zivilbehörden des Kreises, ein Teil des ersten Garderegiments unter dem Befehl des Majors v. Zieten und eine Menge Zuschauer wohnten der Feierlichkeit bei. Sie begann Morgens 10 Uhr. Die Einwohner des Fleckens Zinna hatten den Fuss des Denkmals bekränzt und es in weitem Kreise mit Laubgewinden umzogen. In diesen Kreis traten sämtliche Behörden. Das Militär stand ausserhalb desselben. Es begann ein geistlicher Gesang. Darauf sprach der Feldprobst Offelsmeyer knieend ein Gebet und hielt dann eine Predigt. Dann fiel wieder der Gesang ein. Nun wiederholte das Militär den Hurrahruf der hier Gefallenen. Ganz nahe um das Denkmal standen die Schulzen und Schöppen der Dörfer Dennewitz,

Rohrbeck, Niedergörsdorf, Kaltenborn, Dalicho und Lindo, welche am meisten durch die Schlacht gelitten hatten. Diesen kündigte jetzt der Landrat an, dass ihnen die Gnade des Königs ein Geschenk von 13000 Thalern als Entschädigung bewilligt habe. „Heil unserm König" rief er, und alle Anwesenden stimmten ein mit: „Heil dir im Siegerkranz." Hiermit endete die Feier auf dem Schlachtfelde. Die herbeigeströmte Menge verteilte sich in die benachbarten Dörfer. Das Militär marschierte nach Jüterbog zurück, wohin sich auch die Stände und alle Beamten begaben. Das Denkmal aber wurde dem invaliden Unteroffizier Kaiser, der am 6. September 1813 invalide geworden war, übergeben. — In Jüterbog auf dem Rathause war indessen für das Militär, für die Stände, die Superintendenten und die obersten der Behörden ein Mahl bereitet. Mehrere Landwehrmänner, welche der Schlacht beigewohnt hatten, sowie die Geistlichen und die Schulzen von Rohrbeck, Dennewitz und Niedergörsdorf waren dazu eingeladen. — Hierbei wurde auch des schon entschlafenen Siegers von Dennewitz, des Grafen Bülow, gedacht. Am Abend war das Städtchen Jüterbog erleuchtet.

Der damalige Kreislandrat Hausehsteck, Ritter des eisernen Kreuzes und Kämpfer von Dennewitz — seine Waffen und Orden haben in der Erinnerungshalle am Denkmal einen Platz gefunden, hat den Ort mit Baumpflanzungen verschönert. Ihm ist es auch zu verdanken, dass die Strasse nach Jüterbog, welche mehr nördlich lag und an der Mühle vorüberging, jetzt dicht am Denkmal vorbeiführt. Die Bauern von Niedergörsdorf und Dennewitz sind ihm bei der Anfuhr guter Erde stets gern zu Diensten gewesen. Viele schöne patriotische Feste sind seitdem am Denkmal gefeiert worden. Besonders grossartig ist die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums verlaufen, deren Beschreibung in der Chronik von Jüterbog zu finden ist. —

Hier möge nur eine kleine Episode jener Feier eingefügt werden, aus welcher hervorgeht, dass diese sonst so ernsten und bedächtigen Flämings-Bauern auch für Humor und Scherz nicht unzugänglich sind. Zu dem Feste waren die drei Gevattersleute: der Freischulze, der Stellmacher und der Ortslehrer hinausgegangen. In den aufgestellten Weinbuden hatten sie sich gütlich gethan. Der Fläminger trinkt nur mit seltenen Ausnahmen übers Mass, so auch diese drei Freunde. Das Fest war draussen zu Ende, sie hatten aber noch nicht Lust, in ihrem Gelage aufzuhören. Sie kauften noch einige Flaschen Wein und Gevatter Schulmeister trug sie in den Taschen seines Leibrocks dem Dorfe zu, wo sie noch geleert werden sollten. Da fiel es dem jovialen Freischulzen ein, sein Lied: „Was unten ist, muss oben sein" anzustimmen. Dabei schlug er mit seinem Stock verhängnisvoll an die Tasche des Lehrers, so dass die Flaschen zerbrachen und der edle Rotwein mit vieler Beschwer des Gevatters vergossen wurde; derselbe konnte die Flaschen nur mit grosser Sorgfalt und Mühe los werden. Die drei sind bis an ihr Ende gute Gevattersleute geblieben.

Digitized by Google

Am 26. Mai 1830 zog ein Gewitter mit gewaltigem Sturm von Westen heranf und erfasste die Scheune des Hüfners Meske, welche er über den Haufen warf. Eine gewaltige Rüster, welche dahinter stand, warf er über die Scheune weg. Auch an den Dächern der andern Gebäude des Dorfes wurde viel Schaden angerichtet, so dass die ganze Dorfstrasse mit dem abgedeckten Stroh bestreut war.

Die Meskesche Wirtschaft war damals in geringen Umständen. Der alte Andreas Meske war 1822 verstorben und hatte seine Witwe mit 4 unerzogenen Söhnen zurückgelassen. Die Witwe verheiratete sich dann wieder mit einem gewissen Müller. In der Erbregulierung hat darauf der zweite Sohn, Friedrich Meske, das Gut mit 2600 Thalern erhalten, die übrigen Söhne bekamen, indem die Mutter zum grossen Teil auf ihre Erbschaft verzichtete, je 500 Thaler zur Erbschaft. Unter diesen mittelmässigen Umständen war es gewiss eine grosse Erleichterung, als Se. M. König Friedrich Wilhelm III. zur Aufrichtung der Scheune das Bauholz aus der Forst Seyda und ausserdem 300 Thaler schenkte.

1845 am 20. Januar wurde in Wölmsdorf das Gehöft des Hüfners Friedrich durch ruchlose Hand eine Beute der Flammen.

Die Jahre 1860—62 brachten bei mittelmässigen Preisen gute Ernten, auch fand die Bonitierung der Äcker statt; eine böse Pocken-Epidemie ging gnädig ohne viele Opfer vorüber.

Die Jahre 1863/64 ergaben günstige Ernten, aber der Preis des Roggens stand auf 4 M. Die Separation wurde angemeldet.

1865/66 brachte bei grosser Trockenheit geringe Ernten, aber der Preis hob sich.

1866 wurden die Ackerpläne zur Separation angewiesen und angenommen. In demselben Jahre ereignete sich im Dorfe ein schweres Unglück. An einem schwülen Tage im Juni wurde der Brunnen auf dem Gehöfte des Krügers Kühnast geräumt. In den sich lagernden Gasen fanden der Zimmermann Müller und der Kossät Hildebrand, der ihn retten wollte, den Tod; der Dienstknecht Schwanert wachte aus seiner Betäubung wieder auf.

1867 brachte eine geringe Ernte, aber Preise von 7—8 M.

1868 am 15. August, abends 12 Uhr, kam in Wölmsdorf beim Hüfner Ernst Schulze ein Schadenfeuer aus, welches in kurzer Zeit die 6 Gehöfte des nördlichen Dorfes zerstörte.

1873 stiegen die Gesindelöhne, gingen aber auch wieder zurück.

1876 war ein besonders ungünstiges Jahr, die Preise gingen bis 8 M. Das war zu Gunsten der Witwe des Pfarrers Besser, welche zu ihrem Abgang von hier noch eine Einnahme hatte.

Am 11. August 1877, abends 9 Uhr, schlug der Blitz in die Scheune der Witwe Hinze ein, welche abbrannte.

1879 fiel zwischen Lindow und Eckmannsdorf ein Wolkenbruch. Durch den Abfluss des Wassers von jenen Höhen hierher ins Thal der Nuthe gerieten die Gehöfte der Hüfner Gottfried und Friedrich Müller, Kühnast und Schulze in grosse Not. Pferde, Rindvieh und Schafe wurden mit Mühe gerettet, die Leute in den Wohnungen mussten auf Stühle und Bänke flüchten.

1888 entstand ein grosses Schadenfeuer, welches in kurzer Zeit die Gehöfte vom Hüfner Schulze, Freidank, Kühnast, Friedrich Müller, Gottfried Müller niederlegte. Dasselbe war von einer Dienstmagd des Hüfners Freidank in dessen Gehöft angelegt worden. Seit jener Zeit ist die Dorfstrasse reguliert worden, indem Kühnast und die Müllers in eine gerade Linie einrückten. Die Krügerei befand sich während des Neubaus im Keller des Pfarrhauses, welches schon 1886 neu aufgeführt worden war.

1889 waren kurz aufeinander solche Wasserüberflutungen, dass die neuen Wohnhäuser, welche nicht hoch genug angelegt sind, in den Kellerräumen beschädigt wurden.

1893 brachte ein besonders trockenes Jahr, so dass von 32 Scheffeln Aussaat auf den Höhen nur 10—12 Mandeln, d. i. kaum die Aussaat, eingebracht werden konnte.

1897 haben die Hüfner Herrmann und Hecht (Jochen) neue Gehöfte aufgebaut, weil dieselben, mit Strohdach bedeckt, nicht mehr in einen Feuerversicherungsverband aufgenommen wurden. Die alten Baustellen waren eng, und da niemand von ihnen aus dem Dorfe weichen und auf dem Felde aufbauen wollte, so ist auch der Raum in den neuen Häusern eng bemessen.

Im Jahre 1898 sind zur 75jährigen Feier des Gedächtnisses der Schlacht von Dennewitz durch milde Beiträge in den Denkmalsanlagen mehrfache Verschönerungen hervorgerufen. Die Zugangswege sind neu mit Laubbäumen bepflanzt worden, der Berg ist durch Beistand der Artillerie-Schiessschule in Terrassen zerlegt, welche mit Ziersträuchern bepflanzt worden sind. Diese hat in grosser Huld Se. Hoheit der Herzog Friedr. von Anhalt aus seinen Gärten hergegeben. Die alten, hohen Pyramidenpappeln mussten leider wegen ihres Alters beseitigt werden und sind durch eine Pflanzung in Eichen und Tannen ersetzt worden. Durch die Gunst der Umwohner, welche freiwillig alte Erinnerungsstücke an die Schlacht hergegeben haben, ist ein kleines Museum in dem Wärterhause des hier postierten Invaliden hergestellt, welches für die zahlreichen Besucher des Denkmals immerhin angenehm ist. Die Feier des 75jährigen Gedenktages wurde von den Schulkindern aus Niedergörsdorf und Wölmsdorf vollbracht, wozu sich die Waisenkinder der Dennewitz-Stiftung sammelten. Der Magistrat von Berlin und die hiesigen Gemeinden hatten die Mittel dargereicht, um die Kinder mit Kaffee und Kuchen zu erquicken und mit kleinen Geschenken zu erfreuen. Se. Majestät Kaiser Wilhelm I. hat zur Ausschmückung zwei Geschütze her-

gegeben. In einem schönen Gedenkbuch, an dessen Zustandekommen der Touristenklub der Mark Brandenburg guten Anteil hat, sind unter dem Vorantritt Sr. Majestät des Kaisers viele Namen gesammelt von Männern, welche die Freiheitskriege lieb haben. Mehrere Städte, Berlin an der Spitze, haben schöne Gedenkblätter gewidmet; historische Vereine, auch die „Brandenburgia", haben sich gern an die Vollführung der patriotischen Aufgabe beteiligt. Alljährlich werden die Schulkinder von Niedergörsdorf und Wölmsdorf am 6. September zum Denkmal geführt, wo sie patriotische Lieder singen und sich an frohen Spielen erfreuen. — Das Schlachtfeld selbst ist an wichtigen Stellen durch einfache Gedenksteine ausgebaut worden.

1899 am Tage vor Pfingsten wurden die Äcker südlich vom Dorfe, welche eine reichliche Ernte versprachen, von einem argen Hagelwetter heimgesucht. Einige Hüfner, die Gebrüder Freidank, der Krüger Kühnast, Schulze (Hendrick), hatten grossen Verlust, weil sie nicht versichert waren. Der Kossät Schulz musste seinen Acker umpflügen. Der Hüfner Ortsvorsteher Zwanziger und G. Hecht (Aussen) haben sich Auszugsstuben eingerichtet, mit denen es früher recht traurig aussah.

Auszug der Hüfner.

Die Hüfner gehen zumeist dann in den Auszug, wenn die Kinder irgendwie versorgt sind und der Erbe in die dreissiger Jahre eintritt. Für einen genügenden Lebensunterhalt wird durch einen schriftlichen Kontrakt gesorgt, welcher aber selten ganz innegehalten wird. Die Leute beherzigen das Sprüchlein, welches sie oft an den Thoren von Jüterbog gelesen haben: Wer seinen Kindern giebt das Brot und leidet im Alter selber Not, den schlage man mit der Keule tot.

Der Auszug bestand hier in diesen Einnahmen:

1. Zur Wohnung erhält der Auszügler die kleine Stube nebst Stubenkammer und den Boden darüber.
2. Das Recht, in den Garten zu gehen.
3. Freies Holz und Licht.
4. Freies Essen und Trinken an des Wirtes Tisch.

Daneben alljährlich:

5. 10 Scheffel Roggen.
6. 6 Scheffel Gerste.
7. 4 Metzen Erbsen.
8. 1 Metze Hafergrütze.
9. 1 Scheffel Weizenmehl.
10. 1 halbes gemästetes Schwein.
11. 1 Märzhammel.
12. Freie Kartoffeln.
13. 2 gemästete Gänse.

14. 6 Kannen (12 Pfund) Butter, auch so oft gebuttert wird ein Stück Butter.
15. Täglich von Marien bis Martini ½, nachher ¼ Kanne frische Milch.
16. Jährlich 2 Mandeln Käse.
17. „ 4 Mandeln Eier.
18. „ 2 Stein reinen Flachs.
19. „ 1 Thaler Kleidergeld.
20. „ 2 Thaler Wollgeld.
21. „ 1 Paar Leinwandhosen.
22. „ 2 Mannshemden.
23. ¼ Anteil des gebackenen Obstes.

Sollten die Alten am Tisch nicht gelitten werden, so tritt eine Erhöhung des Gedinges ein. Statt der Nummern 5—17 erhält der Anszügler:

24. 18 Scheffel Roggen.
25. 10 „ Gerste.
26. 1 „ Erbsen.
27. ½ „ Heidegrütze.
28. ½ „ Hafergrütze.
29. ½ „ Salz.
30. ½ „ Weizenmehl.
31. 1 zweijähriges gemästetes Schwein.
32. 8 Scheffel Kartoffeln.
33. 1 Märzhammel.
34. 2 gemästete Gänse mit den Federn.
35. 12 Kannen Butter und so oft gebuttert wird für einen guten Groschen Butter.
36. Je täglich von Marien bis Martini ½, sonst ¼ Kanne frische Milch.
37. Jährlich 1 Schock Käse.
38. 2 Schock Eier.

Obwohl die Hüfner das von den Vorfahren ererbte Gut bewahren und bestrebt sind, es voll und ganz auf ihre Nachkommen zu vererben, so ist doch im Laufe der Zeit ein Wechsel im Namen der Wirte eingetreten. Verkauft oder verparzelliert ist hier kein Gut, nur eins ist in neuerer Zeit an zwei Brüder geteilt worden. Der Wechsel der Wirte rührt daher, dass kein männlicher Erbe da war und so das Gut auf die Tochter überging. Der frühere Name hat sich so fest erhalten, dass sich derselbe in einigen Fällen aus den Kirchenbüchern, welche bis 1671 reichen, nicht mehr nachweisen lässt, woher er stammt, z. B. Hendrik = Heinrich. Die jetzigen Wirtschaften werden zumeist mit den alten Namen bezeichnet, welche Sitte bei der Häufung der Namen Hecht, Müller, Schulze von Vorteil ist.

Neuer Aufschwung der Gemeinden.

Die hiesigen Hüfner müssen sehr fleissig und sparsam sein, um sich und die Ihrigen mit Ehren durchzubringen. Die Äcker, besonders im Norden, sind sandig und wenig ergiebig. Dort sind Wälder angelegt und einige Wirtschaften haben schon ihr eigenes Brennmaterial. Bauholz liefert der magere Boden, unter dem oft roter Kies lagert, kaum. Zwar hat Niedergörsdorf den Vorteil vor vielen Dörfern des Fläming, dass es an der Quelle der Nuthe einen Wiesengrund besitzt, aber obwohl die Wiesen reich gedüngt werden, liefern sie keinen ausreichenden Ertrag. Darum haben einzelne Wirte Wiesen in Jüterbog und Treuenbrietzen teils erworben, teils gepachtet, aber die Gewinnung des Heues ist sehr umständlich und kostspielig. Aus diesem Grunde konnten die Leute nur einen geringen Viehstand unterhalten. Die Hüfnergüter haben 400—500 Morgen Acker, welchen sie mit 4 Pferden bestellten. An Rindvieh hatte ein Hüfner früher 8—9 Stück, jetzt 12—16 Stück. Schafe waren 80 bis 100 Stück auf einer Hüfnerei anzutreffen und zwar von edlerer Sorte, jetzt werden solche nur noch auf 3 Wirtschaften gefunden.

Gepflügt wurde vor 20 Jahren noch mit den schweren Karrenpflügen, die Egge wird auch jetzt noch nicht rund, sondern in die Länge gezogen, auch wohl in schräger Richtung (Schrodegge, schrod bedeutet wohl schräg). Futterkräuter wurden selten angebaut, den Anbau von Mais soll der Pfarrer Wassermann eingeführt haben. In diese Verhältnisse hat die Anlage der Militär-Artillerie-Schiessplätze einen Aufschwung eingeleitet. Einige umsichtige und bemittelte Wirte kauften für mässige Preise Pferdedünger, tauschten solchen auch wohl gegen geliefertes Streustroh um. Drei Wirte, der Lehnschulze A. Hecht, der Hüfer G. Hecht (Jesper) und der Ortsvorsteher Zwanziger, haben Milchwirtschaften eingerichtet und sind der Molkerei-Genossenschaft in Jüterbog beigetreten. Der Plan, hier eine Molkerei anzulegen und die umliegenden Dörfer für dies Unternehmen zu gewinnen, ist bisher nicht gelungen. Einen ganz besonderen Aufschwung nahmen die hiesigen Dörfer, als hier 1898 ein Bahnhof eingerichtet wurde. Zu demselben ist aus den hiesigen Dörfern eine Summe von 9000 M. aufgebracht worden. Nunmehr haben die Leute bessere Gelegenheit, ihre Erzeugnisse schnell abzusetzen, und durch die Eisenbahn erhalten sie auch die künstlichen Düngungsmittel, welche jetzt reichlich verwendet werden. Die einzelnen Wirte streuen bis 200 Ctr. Thomasmehl, 40—50 Ctr. Kainit und einige Centner Superphosphat. Die Fütterung des Viehes ist besser geworden, denn es werden reichlich Futterkräuter angesät; die Güte des Düngers hat zugenommen und die Leute haben die Einsicht gewonnen, dass in der Massengewinnung von Roggen das Heil ihrer Wirtschaften ruhe. Der Ertrag von Roggen hat sich für die einzelnen Gehöfte wohl um das Doppelte gehoben, 8 Wispel

bis 20 Wispel. Gerste und Weizen wird nicht zu häufig gesäet, wohl aber Hafer und reichlich Lupine, welche häufig zur Düngung verbraucht wird. Auf Gewinnung von Fleisch wird weniger Rücksicht genommen, die Zucht von Schweinen aber ist im Gange.

Über Leutenot ist auch hier Klage, und mit Mühe können die 3 Knechte und 2 Mägde für jede Wirtschaft beschafft werden. Dieselben erhalten an Lohn: der Grossknecht bis 100 Thlr. bei freier Beköstigung und Wäsche, die Grossmagd bis 60 Thlr. und ein Weihnachtsgeschenk, die andern Knechte bis 70 Thlr. Bei diesen hohen Löhnen würden es die jungen Leute zu etwas bringen können, aber das liebe Geld geht im Wirtschaftsleben und in Beschaffung städtischer Kleidung so auf, dass sich reichlich solche finden, welche Bären anbinden.

Die Ernte wird mit Beistand der freien Arbeiter des Dorfes und solcher aus Jüterbog eingebracht, wofür der Hüfner ein Stück Land hergiebt, welches er mit dem Dünger der Leute befährt und beackert, während sie den Ertrag desselben erhalten. In neuester Zeit ist auch hier und da die Aushilfe von Beurlaubten vom Militär in Anspruch genommen worden. Landwirtschaftliche Maschinen kommen mehr und mehr in Aufnahme. Fast jede Wirtschaft hat Maschinen, um die Kartoffeln zu bearbeiten und aus der Erde zu nehmen. Eine Dreschmaschine (Göpel) ist ebenfalls auf jedem Hofe und nur selten noch wird der Tick-Tack der Dresche vernommen. Der hiesige Schmiedemeister Krüger besitzt 2 Dreschmaschinen mit Dampfbetrieb, welche sehr fleissig benutzt werden. 1897 hat der Lehnhofsbesitzer eine Drillsäemaschine angeschafft, und er hat auch den Anfang mit einer Mähmaschine gemacht; Hüfner Meske hier und fast sämtliche Hüfner in Wölmsdorf sind nachgefolgt, andere Hüfner denken mit Ernst an die Erwerbung einer solchen Maschine. Ausserdem geniessen die hiesigen Einwohner den Vorteil, dass hier eine Post-Agentur mit Telephonbetrieb eingerichtet worden ist, wozu 100 M. aufgebracht worden sind und zwar hat die Gemeinde Niedergörsdorf 40 M., der Krüger Kühnast 15 M., der Pfarrer 25 M., Wölmsdorf 20 M. gezahlt. Dennewitz und Kaltenborn, welche von hier aus bestellt werden, haben keinen Beitrag gezahlt.

Allem Anschein nach geht Niedergörsdorf einer guten Zukunft entgegen. Es haben sich in meiner Zeit mehrere Hänsler angebaut und so die Einwohnerzahl vermehrt. — Von drückender Armut ist kein Hausstand heimgesucht.

Das Königliche Fassadenrecht in den Residenzen Berlin und Potsdam.

Nach den Akten des Magistrats zu Berlin geschildert

von **E. Friedel.**

In der Absicht, das äussere Ansehen der Residenzen Berlin und Potsdam zu heben, haben im 18. Jahrhundert die preussischen Könige aus wohlgemeinter und wohlverstandener landesväterlicher Gesinnung in besseren neuen Strassen gedachter Städte den Bau ansehnlicherer Häuser dadurch gefördert, dass sie mitunter die Baustelle, mitunter Holz und Steine und, wenn die Fassade durch Allerhöchsten Erlass genehmigt wurde, zu deren Herstellung auch grössere Beträge baren Geldes gewährten. Solche Fassadenhäuser aus fridericianischer Zeit fallen dem Strassenwanderer selbstredend besonders in Potsdam in die Augen, weil diese Residenz viel kleiner als die Hauptstadt Berlin ist. Während in Berlin die Prunkfassade solcher Häuser gewöhnlich organisch in das eigentliche Haus verwachsen erscheint und deshalb stilistisch mit demselben übereinstimmt, ist dies in Potsdam nicht immer der Fall. Dort ist eine prächtig aussehende Fassade im italienischen Stil garnicht selten dekorationsartig ganz ärmlichen und kleinbürgerlichen Häusern mit kümmerlichen Treppen, Fluren und Zimmern vorgehängt. Solche Häuser sind z. B. zu Potsdam in der Breiten Strasse zu sehen. Die Fassaden wurden und werden dort mitunter geradezu als eine Last empfunden, wie mir Besitzer solcher Häuser gesagt haben.

Dass es in Berlin solche königlichen Fassadenhäuser giebt, ist wenig bekannt, anscheinend mitunter nicht einmal immer allen staatlichen und städtischen Behörden. So war es z. B. anfänglich nicht bekannt, dass, als Zwecks Verbreiterung der hiesigen Neuen Rossstrasse das Haus No. 13 (westliche Seite, zwischen der Rossstrassenbrücke und Wallstrasse) abgebrochen werden sollte, an diesem Grundstück, auf welchem das ehemalige auf königliche Kosten errichtete Wachtgebäude der Rossstrassenbrücke gestanden und das etwa im Jahre 1810 in Privatbesitz übergegangen, der Zwang, die Fassade zu erhalten und solche nur auf Grund königlicher Erlaubnis abzuändern, hafte.

Die städtischen Abbruchsarbeiten wurden vom Polizei-Präsidium inhibiert, und entspannen sich nunmehr Verhandlungen und Untersuchungen über das Königliche Fassadenrecht in Berlin, wobei Potsdam mitgestreift wurde. Was es mit diesem Recht auf sich hat, geht klar aus dem Schreiben des Königlichen Polizeipräsidiums vom 13. Juli 1899 an die Städtische Baudeputation hervor, welches wir deshalb als geschichtliches Zeugnis vollinhaltlich mitteilen.

Digitized by Google

Polizei-Präsidium
Abtellung III. Berlin, den 13. Juli 1899.

J.-No. 2357 III [9].

An
die Städtische Baudeputation, Abtellung II.

Im Anschluss an die gestrige Unterredung mit dem unterzeichneten Abteilungs-Dirigenten wird ergebenst mitgeteilt, dass das in der Neuen Rossstrasse No. 13 belegene Haus zu denjenigen gehört, welche auf Königliche Kosten erbaut sind, und dass daher auf dasselbe das Publicandum vom 31. August 1787 Anwendung findet.

Letzteres ist im Amtsblatt 1829, Stück 17, Seite 87, veröffentlicht und hat folgenden Wortlaut:

„Auf ausdrücklichen immediat Befehl Sr. Königlichen Majestät wird den„jenigen Einwohnern zu Berlin und Potsdam, welchen auf Königliche Kosten „Häuser erbaut worden sind, hierdurch bekannt gemacht, dass sie keineswegs „die Freiheit haben, an der Façade sothaner Häuser Veränderungen nach „ihrem Gutbefinden vorzunehmen. Es bleibt ihnen daher alles Ernstes unter„sagt, weder die Attika, Vasen, Statuen, Gruppen oder auch andere Ver„zierungen davon wegzunehmen oder zu verändern, wie sich einige bereits „erdreistet haben, sondern alles in dem Zustande zu lassen und zu erhalten „wie ihnen solches übergeben ist. Und wollen Sr. Königlichen Majestät ferner, „dass wenn an solchem Ornament etwas schadhaft geworden ist, die unbe„mittelten Einwohner dieses sogleich dem Ober-Hof-Bauamte anzuzeigen haben, „welches Sorge tragen wird, dass die Reparaturen ohne Anstand auf König„liche Kosten geschehen sollen.

„Berlin, den 31. August 1787.

gez.: von Woelner.

„Veränderungen an den Façaden der auf
„Königliche Kosten erbauten Privathäuser."

Die inzwischen an den Magistrat als Eigentümer des genannten Grundstücks ergangene diesseitige Verfügung bezüglich des Abbruches wird dahin modifiziert, dass gegen den Abbruch im Innern des Gebäudes diesseits nichts eingewendet werden soll. Das zuständige Polizei-Revier ist angewiesen worden, der Ausführung dieser Arbeiten kein Hindernis in den Weg zu legen.

Bemerkt wird noch, dass die alten Façaden-Zeichnungen in den diesseitigen Bauakten nicht enthalten sind, da dieselben erst mit dem Jahre 1873 beginnen. Es ist anzunehmen, dass von der ursprünglich vorhanden gewesenen Façade nichts mehr besteht. Da nun, wie dies in ähnlichen Fällen bereits geschehen, unter solchen Umständen der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten auf besonderen Antrag davon Abstand genommen hat, die Allerhöchste Genehmigung zum Abbruch eines auf Könlgliche Kosten erbauten Hauses unter Einreichung der erforderlichen Vorlagen nachzusuchen, so wird anheimgestellt, auch im vorliegenden Falle beim Herrn Minister der öffentlichen Arbeiten dementsprechend vorstellig zu werden.

gez.: Zacher.

Digitized by Google

Der das Haus Berlin, Neue Rossstrasse No. 13, betreffende Fall ist in den Städtischen Akten Stadtbau 104d dadurch beendet worden, dass der Minister der öffentlichen Arbeiten mittels Erlasses vom 15. August 1899 (III. 14229) von der Erwirkung einer Allerhöchsten Genehmigung zum Abbruch des Fassadenhauses Abstand nahm und das Königl. Polizei-Präsidium infolgedessen am 21. desselben Monats die Fortführung der Abbruchsarbeiten gestattete.

Kleinere Mitteilungen.

Nachlese zur Eiben-Kunde. Von Ernst Friedel.

a) Grosse Eibe in Neuendorf bei Potsdam. Ein Taxus baccata L. von ungewöhnlichen Dimensionen befindet sich hinten am Chor der neuen Kirche, wohin sie vor etwas über Jahresfrist verrückt wurde, um erhalten zu werden und den neuen Bau zu ermöglichen. Der Umfang beträgt 110 cm in der Höhe von 90 cm über dem Boden. Dann gabelt sie sich mit einem Stamm von 18 cm, der andere von 51 cm Umfang. Herr cand. jur. Backschatt, der Verfasser der 1899 erschienenen „Geschichte Neuendorfs", dem wir diese Angaben verdanken, hält, weil er Früchte an dem Baum niemals bemerkt, denselben für männlich. Vergl. S. 8.

b) Als der stärkere der beiden Eibenbäume im Herrenhausgarten zum zweiten Mal eingestutzt wurde — das geschah im Frühling des Jahres 1897 — fielen schon recht ansehnliche Äste ab. Einem, der dies Astwerk am Boden liegen sah kam der Gedanke, sich ein Stück davon zu verschaffen, um daraus für den Fürsten Bismarck, der unter dem herrlichen Baum so manches Mal gesessen haben mochte, etwas zum Angedenken schnitzen zu lassen. Das Aststück erhielt er auch, nun aber war es nicht gar so leicht, einen Holzschnitzer zu finden, der etwas daraus zu machen wüsste. Der Ast wurde hier von Fachleuten, die ihn zu sehen bekamen, recht ungünstig beurteilt und es besonders für unmöglich erklärt, das aus ihm herzustellen, was sein Besitzer wünschte, nämlich einen Becher. Da fiel demjenigen, von dem die Rede ist, ein, dass auf der Vorder-Rhön im Sachsen-Weimarischen bei Dermbach, wo am 4. Juli 1866 zwischen den Preussen und den Baiern, die durchaus nicht nach Thüringen durchbrechen durften, so hartnäckig und blutig gekämpft worden ist, von alter Zeit her geschickte Holzschnitzer sitzen. Zu diesen wanderte der Eibenast aus der Leipzigerstrasse in Berlin, und einer von ihnen bat daraus einen Becher geschnitzt, der zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers ausfiel. Er zeigt das Wappen des Fürsten, das Kleeblatt mit den drei zwischen seinen Blättchen hervorsprossenden Eichenblättern und am oberen Rand in erhabener Schrift geschnitten die Worte: „Eibe des Herrenhauses in Berlin." Im übrigen schmückt ihn allerhand zierliches Schnitzwerk. Dieser Becher wurde dem Altreichskanzler zum Weihnachtsabend nach Friedrichsruh geschickt mit folgenden Versen:

Von Eibenholz ein Becher
Sei dir, o Fürst, geweiht,
Der mahn', ein stummer Sprecher,
Dich an vergangene Zeit.

Du selbst, der Eibe gleichend
Scheinst du, so zäh, so fest,
Weit mit den Wurzeln reichend
Und weit mit dem Geäst.

Holz ist's von einem Stamme,
Der wohl bekannt dir war;
Den haben Axt und Flamme
Verschont manch hundert Jahr'.
Vom Baum, in dessen Schatten
Du oft gesessen hast,
Eh' sie gestutzt ihn hatten,
Ist dieses Holz ein Ast.

Ein Becher ist geschnitten
Daraus von kund'ger Hand.
Nimm ihn, drum lass dich bitten,
Als deutscher Treue Pfand.
Die lang' dein eigen war,
Die Lebenskraft der Eibe
Bewahr' noch manches Jahr!

Den Altreichskanzler scheint die kleine Weihnachtsgabe erfreut zu haben. Er antwortete auf die Sendung:

Friedrichsruh, 27. Dezember 1897.

Geehrter Herr!

Mit meinem aufrichtigen Dank für Ihren poetischen Gruss und den erinnerungsreichen Eibenbecher verbinde ich die herzliche Erwiderung Ihrer freundlichen Festgrüsse.

v. Bismarck.

Damit hat die Sache ihren Abschluss gefunden, es bleibt nur übrig eine Empfehlung der Holzschnitzer auf der Vorder-Rhön, die sehr geschickte Arbeiter sind und dabei auf dem einsamen Gebirge dort in der bittersten Armut leben. Der Oberförster Brock in Dermbach wird gern bereit sein, Aufträge für diese Leute in Empfang zu nehmen.

Joh. Trojan in der National-Zeitung vom 1. Januar 1898.

Hierzu sei bemerkt, dass Becher aus Eibenholz gegen einen giftigen Trunk daraus schützen sollen. Der Extraktivstoff der Eibe ist (vergl. No. c) giftig, daher sichert — nach der Volksmedizin „similia similibus" — der Eibenbecher gegen Gifttränke.

c) Im Berliner Lokal-Anzeiger vom 16. September 1898 findet sich folgende Angabe:

„Das Gift des Eibenbaumes. Der Eibenbaum wird in Deutschland überall besonders gerne gesehen und er verdient diese Schätzung sowohl wegen seines schönen Wuchses und der prächtigen Form und Farbe seiner Nadeln, als auch weil er zu den selteneren Bäumen gehört. Er hat aber auch eine unangenehme Eigenschaft, die bisher wenig bekannt sein dürfte und erst neulich vom Rossarzt Schüler in der Zeitschrift für Veterinärkunde klargestellt wurde. Er kann nämlich unter Umständen den Haustieren gefährlich werden. Unser Gewährsmann wurde vor einiger Zeit nach einem Hause gerufen, wo zwei Ziegen erkrankt waren. Er fand die eine mit stark aufgetriebenem Leibe, alle Viere fortgestreckt, zuckend auf dem Boden liegen, während sich die andere noch auf den Beinen hielt, aber kein Futter nahm. Da die erstere nicht mehr zu retten war, so wurde sie geschlachtet, ohne dass ein weiteres Anzeichen von Krankheit gefunden wurde als eine Milzgeschwulst. Auch die andere Ziege wurde nun schlimmer und verfiel in einen schlafsüchtigen, betäubungsähnlichen Zustand. Der Arzt machte einen Stich in die linke Seite und zog dabei zu seinem Erstaunen mit der Kanüle grüne Nadeln heraus, deren Abstammung vom Eibenbaum er sofort erkannte. Die Hausfrau gestand nunmehr, dass sie den Ziegen am voraufgehenden Abende eine 14 Tage alte Guirlande aus Eibenzweigen als Futter vorgeworfen hatte. Die geäusserte Giftwirkung der Eibe rührt von einem nach ihrem Namen (Taxus baccata) als Taxin bezeichneten Stoffe und ausserdem von der in den Nadeln enthaltenen Ameisensäure her."

Hierzu bemerke ich, dass schon seit Jahrhunderten vor Herrn Rossarzt Schüler die giftige Wirkung genossener Eibennadeln bekannt ist. Namentlich

Pferde werden vom Genuss der Eibennadeln krank, ja sterben davon unter Umständen. Dies ist einer der Hauptgründe, weshalb die Eibe als freier Waldbaum mehr und mehr verschwunden ist. Die Förster, deren Vieh Weidegerechtigkeit in den Wäldern hatte, haben, wo dort der Baum vorkam, ihn geflissentlich ausgerottet, um Vergiftungen vorzubeugen.

Für Neu-Vorpommern habe ich dies in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten" XXIII, 1882, S. 339, und XXIV., 1883, S. 115 (woselbst ich speziell brandenburgischer Eiben gedenke) in einem längeren Aufsatz, der betitelt ist „Tierleben im Meer und am Strand von Neu-Vorpommern" ausgesprochen.

d) Mit meinen Wahrnehmungen stimmt folgender Artikel der „National-Zeitung" vom 18. April 1899 überein:

„In Berlin und in der Umgegend von Berlin ist die Eibe oder der Taxusbaum sehr häufig angepflanzt zu finden, es erscheint deshalb nicht ganz unangebracht, darüber, ob die Eibennadeln giftig oder nicht giftig sind, etwas mitzuteilen. In dem Heft der „Gartenflora" vom 1. April d. J. findet sich eine „Giftigkeit oder Ungiftigkeit der Eibe" überschriebene Notiz, die „Gardener's Chronicle" entnommen ist und von Mr. C. W. Strickland herrührt. Herr Strickland sagt darin: „Es ist nicht richtig, dass die Tiere keine Eibennadeln fressen, weil sie wissen, dass sie giftig sind. Im Gegenteil, sie fressen sie gern und leiden keinen Schaden wenn sie sie frisch zu sich nehmen; es scheint ein Magen und Appetit anregendes Mittel für sie zu sein. Ganz anders ist es, wenn man ihnen gepulverte trockene Taxusnadeln giebt, wie das von Bauernburschen mitunter geschieht, wenn die Pferde nur Körnerfutter erhalten und dieses satt bekommen. Getrocknete Taxusnadeln sind unzweifelhaft giftiger als frische."

Dem Studium der Logik, das ja neuerdings auf deutschen Universitäten stark vernachlässigt werden soll (wenn ich aber nicht sehr irre, war das auch zu meiner Studentenzeit der Fall), scheint Herr Strickland nicht übermässig viel Zeit gewidmet zu haben, sonst würde er nicht, nachdem er sich soeben erst über die Unschädlichkeit der frischen Eibennadeln ausgelassen hat, den Satz sich leisten: „Getrocknete Taxusnadeln sind unzweifelhaft giftiger als frische." Übrigens darf das, was er über die Unschädlichkeit der frischen Taxusnadeln bemerkt, nicht unangefochten bleiben. Ich will einen Fall erzählen, der die Sache betrifft. Im Frühling vorigen Jahres wurden bei einem mir befreundeten Förster in der Umgegend Berlins zwei Kälber in den Garten gelassen, um Gras abzufressen. Da fanden sie etwas, das sie noch mehr anzog als das Gras, nämlich einen Taxusstrauch, über den machten sie sich her. Nach wenigen Stunden waren sie beide mausetot, so schwer mussten sie ihre Naschhaftigkeit büssen. Noch betrüblicher aber als für sie war ihr Tod für die Försterslente. Denn sie selbst, die Kälber, wären doch früher oder später abgeschlachtet worden, und ob sie nun dem Schlächtermesser verfielen oder durch den Genuss von Eibennadeln umkamen, das konnte ihnen ziemlich gleichgiltig sein. Ein vegetarischer Dichter würde sich vielleicht sogar zu der Behauptung versteigen, sie hätten mit Absicht Gift genommen, um nicht von den grausamen Menschen aufgegessen zu werden. Nun, jedenfalls steht es fest, dass sie beide an frischem Eibenlaub starben, und das lässt es denn doch etwas zweifelhaft erscheinen, ob das frische Eibenlaub wirklich für das Vieh ein Magen und Appetit anregendes Mittel ist. Mit diesem Fall stimmt das überein, was ich von andern Orten früher gehört habe. Auch im Bodethal im Harz, wo es ja viele Eiben giebt, ist mir gesagt worden, dass Haustiere durch den Genuss von Eibenlaub unbedingt getötet werden, indessen das Wild dort ohne Schaden die jungen durch den Beerenfall ausgesäten Eibenbäumchen abäst. Es ist ja manches für den einen giftig, für den andern nicht. Die Früchte des Spillbaumes (Evonymus

europaea) heissen Rotkehlchenbrot, weil sie dem Rotkehlchen besonders wohl munden und auch nicht schaden; bekommt aber aus Versehen der Papagei sie, so ist er geliefert und kann nur gleich sein Testament machen. Das führt mich darauf, dass es auch Widerspruch herausfordert, wenn C. W. Strickland am Eingange seiner Notiz sagt: „Es ist nicht richtig, dass die Tiere keine Eibennadeln fressen, weil sie wissen, dass sie giftig sind." Von den Tieren im allgemeinen wird kein verständiger Mensch behaupten, dass sie wissen, was giftig ist. Nur von den wilden Tieren kann das gesagt werden, nicht aber von den zahmen, die schon etwas Menschenähnliches angenommen haben. Denn die Menschen, je höher sie in der Kultur empor- und je mehr sie von der Natur abgekommen sind, um so weniger wissen sie das, was giftig ist, von dem, was nicht giftig ist, zu unterscheiden."

Dass dieser Artikel von unserm vortrefflichen Naturbeobachter Joh. Trojan, einem genauen Eibenkenner, herrührt, würden unsere Leser merken, auch wenn ich es nicht ausdrücklich bemerkte.

Das erste Berliner Dampfschiff. Nur wenigen dürfte es bekannt sein, dass die Spree zu denjenigen europäischen Flüssen gehört, welche am frühesten von einem Dampfschiff befahren worden sind, und dass in Berlin zuerst die Einrichtung einer regelmässigen Dampfschifffahrt auf der Spree geplant wurde. Carl Gustav Carus (1789—1869), Königlich sächsischer Leibarzt, berühmter Naturforscher und Psychologe, bekannt auch durch seine Freundschaft mit Goethe, hielt sich in den letzten Ostertagen des Jahres 1817 in Berlin auf und erzählte darüber in seinen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten": „Unter mancherlei, was mir sonst in jenen Tagen in Berlin an Sehenswürdigkeiten aufstiess, muss ich doch noch erwähnen, dass ich dort am Tiergarten auf der Spree das erste kleine Dampfschiff sah, das mir vorgekommen ist. Ich besitze noch eine flüchtige Zeichnung, die ich an Ort und Stelle mir davon entworfen hatte, und weiss, dass es die Neugier vielfältig beschäftigte, obwohl es von vielen Superklugen der Zeit als eine ganz müssige Erfindung betrachtet wurde, die unmöglich grosse Resultate haben könne." Er fügt dann noch hinzu: „Es war wirklich das erste in Deutschland erbaute! Es war von Humphreys zu Pichelsdorf an der Spree erbaut worden und sollte zwischen Hamburg und Berlin fahren, wurde aber wenig benutzt und ging bald ein." Die letztere Bemerkung ist nicht richtig. Denn gerade 110 Jahre früher, anno 1707, fuhr ein französischer Emigrant Denis Papin auf einem von ihm selbst gebauten Dampfboot auf der Fulda von Kassel nach Münden. Das Staunen, welches im Anfang unseres Jahrhunderts die ersten Dampfschiffe erregten, muss zur Zeit des Denis Papin mehr abergläubischer Schrecken gewesen sein. Das Fahrzeug wurde für ein Werk des Teufels gehalten und an der hannöverschen Grenze von der Schiffergilde zerstört. So haben wir Deutschen erst nach weiteren hundert Jahren ein Dampfschiff wiedergesehen, und zwar in der jetzigen Reichshauptstadt.

Carus sah das Dampfboot nahe dem Grossfürstenplatz und den Zelten an der Spree. Pichelsdorf liegt, wie bekannt, an der Havel. Im Märkischen Museum befindet sich eine lithographierte Abbildung dieses Dampfers.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Aktenstücke, betreffend einen Prozess des Rates von Strausberg

gegen Heine Friedrich nnd Valentin Ludwig, Gebrüder von Pfuel in Gielsdorf, 1644—1647.

B. Seiffert.

Im Jahre 1643 hatte der Cornet Heine Friedrich von Pfuel, jüngerer Bruder des gestrengen Valtin Ludwig auf Gielsdorf, in Begleitung eines Reiters der Stadt Strausberg einen Besuch abgestattet und, nachdem er des Gnten zu viel gethan, in der Trunkenheit allerhand Mutwillen nnd Gewalt verübt, ohne die Bürgerstatuten und die polizeilichen Befugnisse des Rats zu respektieren. Er muss es ziemlich arg getrieben haben, denn der Rat brachte den Vorfall zur Anzeige beim Kammergericht, und es wurde eine regelrechte Untersuchung eingeleitet, bei welcher 20 Zeugen zur Vernehmung kamen, darunter der Bürgermeister Daniel Hundertmark, der Richter Albertus Brunzlow, der Ratsherr Martin Schwanhäuser, auch der spätere Stadtschreiber Albert Christian Kalle. Die Sache wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm sehr ernst genommen, denn er übersandte die Akten an die juristische Fakultät der Universität Frankfurt, um ein Gutachten derselben über den Fall einzuholen.

Der Hoffiskal Nicolaus Sadenbeck schreibt am 30. März 1644 dieserhalb an den Rat:

„Ehrenveste, Achbahre vndt wolweise Insonderss gönstige hern vndt werthe freunde, denenselben fuge ich nebst anerbietung meiner dienste znwissen, dass auss der geheimbden Cantzley die attestata nacher Frankfurt zu einholung einess Vrtelss ehist verschicket werden sollen, vndt habe ich diese stunde vmb Vhr 5 selber in der Cantzley gesehen, dass S. Ch. D. den befehl an die professoren juridicae facultatis zu Franckfurt an der Oder eigenhendigk vnterschrieben. Auff der supplication, so gestriges tages einkommen, ist decretiret, das

an die von Pfüle ein befehl ergehen, sich vor ihre Persohn aller thätlicheit hinfuro zuenthalten, auff den Reuter stehet die commination der gefencklichen einziehung, wen er etwass vervben solte, dieses ich den Hern in geheim, damit es nicht fort die, so zum theil auf ihre [d. i. der Pfule] seite noch affectioniret sein möchten, erfahren, notificiren wollen, eilendts Berlin, den der Man nicht lange warten können, — — Der Hern dienstwilliger — — mpr.“

Das Gntachten der juristischen Fakultät lautet:

„Dnrchleuchtigster Hochgeborner Churfurst, E. Ch. D. seindt Vnsere Vnterthenigste Pflichtschuldigste Dienste iederzeit zuvor bereit, Gnedigster Herr, Demnach E. Ch. D. auff die Vnss Vberschickte articulos inquisitionales designirte nomina vndt juramentum testium[1]), so wol der eidtlich examinirten Zeugen depositiones, betreffendt Heine Friederichen vndt Valtin ludewigen gebruedere die von Pfüele zu Gielstorff, ein rechtmessigk Vrtell abzufassen, Vnss gnedigst anbefahlen; Alss haben wir Vntenbenante solche acta mit Vleiss collegialiter Verlesen vndt erwogen, erachten darauff rechtens sein, das E. Ch. D. genuchsahme Vrsache haben, Sich inquisiten der beiden Gebrüder von Pfüele selbst eigenen Persohnen zuforderst versichern znlassen, folgendts seindt dieselben Vber die inquisitional vnd judicional articul mit ihrer deutlichen vnd claren antwort ein ieder absonderlich zuvernehmen vndt Vber die ienigen articul, so Inquisiten inss verneinen ziehen werden, seindt hernach in dehren Kegenwart die Zengen anderweit Zuvoreyden, vndt folgendts auff die articul vndt fragestucken, da einige von den inquisiten vbergeben würden, eidtlich abzuhören, was bey einem oder anderen actn Vorgehen möchte, ist durch eine legalem personam fleissigk, deutlich und förmlich Zubeschreiben, vndt zn den acten zubringen. Wen solches erfolget, vndt die jnquisiten mit Ihrer Volstendigen defension vernommen, Ergehet hernach in der sachen ferner wass recht sein wirdt, Von rechts wegen. Datum Franckfurth an der Oder den 15 April. im Jahr Christi 1644. E. Ch. D. Vnterthenigste vndt Pflichtschuldigste Decanns ordinarius senior vndt andere Dd. der Juristen Facultet in E. Ch. D. Vniversitet daselbsten.“

---

[1]) Diese Eidesformel ist gleichfalls erhalten: „Ich N. N. Schwere hiermit zue Gott, das ich alss ein erforderter Zeuge wegen dero, von heine Friedrich vnnd Valentin Lndewig gebrudern von Pfuel zue Gielsdorff nebenst deme bey sich gehabten Kayserl. Renter in der Stadt Straussbergk vervbten insolentien vnd gewalt, was mir dauon wissendt vnd ich gesehen vnnd gehöret habe, die rechte reine vnuerfälschte warheit, Keinen Part zue Lieb oder Leidt zeugen vnd berichten vnd solches nicht unterlassen will weder vmb geschencke, gunst, gift, gaben. freundschafft oder feindtschafft noch sonsten einiger Vrsache willenn, so mich von der Warheit ableiten möchten, So wahr mir Gott helffe vmb Christi willen —.“ — Valentin Ludwig scheint aber bei dem Excess weniger beteiligt gewesen zu sein. —

Nunmehr mag selbst dem Herrn Cornet der Ausfall seiner Sache zu Bedenken Grund gegeben haben, darum lenkte er in eine friedlichere Bahn ein und bat den Rat um gut Wetter; so kam denn durch Vermittlung seines Bruders ein Vergleich mit dem Rate zustande, der also lautet:

„Zuewissen, Alss Heine Friedrich von Pfuel Cornet, mit seiner Reuter einen, in der Stadt Straussbergk Vuläugsten ezliche Excesse begangen, das deswegen I. Ch. D. zue Brandenburgk V. gn. H., auf des Raths doselbst gefuhrte Clage, durch den Hof Fiscal Inquisition anordtnen lassen, vnnd aber der von Pfuel Seinen Irthumb Erkandt, vnd durch seinen geliebten Bruder Valtin Ludewig Von Pfuelen gutlichen Vergleich begehren lassen, der Rath auch die Vorigte freundtschafft, So sie alss Nachtbarn Iederzeit mit einander gepflogen, vnnd andere dabey Vorgefallene Vmbstäude mehr, Jnsonderheit das die Jugent, vnd domals vbereilte Trungkenheit dem von Pfulen zue einem vnd andern fehler verleitet haben mag, in behörige Consideration gezogenn, Alss haben Sie zue restabilirung Vertrawlicher Nachtbarschafft vnndt guten Vernehmen, die ganze Sache zue grunde auss gütlich Verglichen, vnndt vfgehoben, wie folget,

Es hat nehmblich Heine von Pfuel, vnd seinetwegen Valentin Ludewig von Pfuel alss Bruder ex constituto, dem Rath zue Straussbergk, wegen ihrer violirten Jurisdiction vnnd Excessen die etwa Vorgangen sein möchten, Zweyhundert Thaler Capitall bey den Mittel-Vckermärckischen vnnd Ruppinischen Städten in solutum cediret, vnnd izo also fort die behörige cession Von ihrer Fraw Grossemutter Heine von Pfuels Obersten Seel. Wittiben in händen zueschaffen versprochen, vnnd bey Adelichen Ehren, trew vnd glauben zugesaget, Vber dehme noch absonderlich alle Vervrsachte Schäden, vnnd Vnkosten, welche der Rath vnnd andere Burger verificiren vnd erweisslich machen wurden, billiger massen zue erstadten, vnnd forthin weder den Rath, vund ihre Diener, wenigers gemeiner Stadt vnnd Bürgerschafft, Vor sich oder durch andere, heimblich oder öffendtlich in Keine einczige wege, mit worten oder Thaten Zue Keiner Zeit, den geringsten schaden, offension vnnd feindtschafft zuezuefügen, oder sonsten dieses verlaufs in argen Zuegedencken, gestalt Sie dan derentwegen dem Rathe, auch ganczer gemeiner Stadt vnnd Burgerschafft cautionem de non amplius turbando et offendendo, wie es zue rechte am Krefftigsten geschehen sollen können oder mögen, mittelst würcklicher verpfendnug aller ihrer Haab vnnd Guter, Lehen vnnd Erbes, wie Sie solches albereit an beweglichen vnnd Vnbeweglichen gutern besiczen, vnnd noch anzuwartten haben, Sub pacto Executivo parato, et cum clausula Constituti possessorij, hier mit bestellet

haben wollen, Dogegen hat der Rath auch Versprochen, der Ch. D. zue Brandenburgk Vnserm g. H. per supplicationem Vnterthänigst Zuevernehmen Zuegeben, wie Sie numehro wegen des in ihrem Gerichten Vorgelauffenen Excessus halber Zue grundt aus Verglichen wehren, vnnd dobey gehorsambsten fleisses anzuehalten, dass J. Ch. D. bey so beschaffenen Zuestandt, die Fiscalische Inquisition wieder die von Pfuele auss sonderbahrer gnade, Cassiren lassen woltenn, auf welchen fall dann dieser vergleich aller erst seine Vollstendige Krafft erreichet haben soll, Sonsten wo I. Ch. D. die Inquisition nicht fallen lassen wolten, wollen weder die von Pfuele noch der Rath doran gebunden sein, Mann hoffet aber Zue beeden theilen, J. Ch. D. werden sich hierinne gnädigst vnd gewuriger resolution Vernehmen lassen, Weiln des Richters officium cessiret, wan kein Kläger mehr vorhanden ist, Vnnd wollen sich sonsten beede Parten aller nachtbarlichen frenndtschafft fort hin befleissigen, vnd friedt vnd schiedtlich leben, Alles getreulich ohne gefehrde, vnnd arge list, Vhrkundtlich seindt dieser Recesse Zween zue Pappier bracht, vnd von beeden theilen besiegelt vnnd vnterschrieben worden, Geschehen in Straussbergk den 19. Junij Anno 1644."

Als daher der Rat erfuhr, dass „trotz der Pfule Vnterthänigster Supplication Ihre Ch. D. dero Vice Canzlern vnd Cammergerichts Räthen gnädigst anbefohlen, Verhör zwischen dem Fiscaln vnd ihnen anzuordtnen vnd also diese sache in camera remittiret, Dahero dan dieselbe, so an sich selbst vnstreitigk, in langkweiligen process geführet werden dürfte", vereinigte er seine Bitten mit denen der Gegenpartei, „gleichwie J. Ch. D. die Inquisition gnädigst vff vnsern eingeschickten vnterthänigsten bericht angeordtnet, also auch anizo denselben wiedernmb fallen zuelassen, Vnd das wir vns mit ihnen, weil Sie es zu Vnterschiedenen mahlen bey vns gesuchet, vergleichen mögen, gnädigst nachznegeben."

Damit fand die Sache ihren Abschluss; aber nur scheinbar, denn drei Jahre später wurde sie bei einer anderen Streitigkeit wieder ausgegraben. Plötzlich tauchte nämlich Herr Valentin Ludwig von Pfuel mit einer Schuldobligation über 100 Thaler auf, die angeblich der Rat von Strausberg im Jahre 1629 ausgestellt hätte, nachdem ihm von dem verstorbenen Vater des Herrn v. Pfuel diese Summe zu irgend welcher Kriegssteuer vorgeschossen worden sei. Der Rat war durchaus nicht geneigt, ohne weiteres die Richtigkeit dieser Forderung anzuerkennen, besonders deswegen, weil die in der Verschreibung genannten Bürger, Erhard Neumeister und Johann Blesendorf, bereits verstorben waren, dieser 1634, jener 1642, und von den derzeitigen Mitgliedern des Collegiums keiner von einer derartigen Schuld etwas gehört haben wollte: er verweigerte also kurzweg die Zahlung.

Vergeblich fordert V. L. v. Pfuel in zwei Briefen zu einer gütlichen Vereinbarung auf: 1. „Insonderss grossgönstige Herren, Nachbahrliche sehr Wehrte Freunde, Dieselbe erinnern sich Der bewusten schuldt sache Wie Weit es damit kommen, Vndt Woruf dieselbe bernhet, Wen ich dan deswegen vnvmbgenglich richtigkeit ohne lengeren Verzug haben muss, Alss pitte ich der Abrede nach einen tag zu belieben, Do Wir znsammen kommen Vndt ob Wir die streitige sache zugleich heben vndt hinfuro Nachbahrlich Zu leben, Vorsuchen wollen, jedoch Vorbehaltlich meiness Rechtess, Dieses den Herren ich in eile melden wollen, vorbleibe J. H. dinstwilliger Vndt Nachbarlicher freundt V. L. v. Pfuell mpr. pitte die Herren wollen hiezu den Sonnabendt belieben Vndt mir mitt Zeigern schriftlicher Anttwort würdigen.“ — 2. „Ehrenveste — — Dieselbe erinneren sich Welcher gestalt ich hiebevor an sie gelangen lassen, mich Wegen der 100 thaler, so ihnen mein Vater sehl. Anno 1629 [in der Supplication an den Knrfürsten ist hinzugesetzt: „in ihren höchsten nöthen vndt zwarten zu Contentirung der Soldaten bahr geliehen vndt vorgestreckt“] Vorgeschossen, contentament zu machen, ist mir doch doruf keine Antwort worden, Wen ich den richtigkeit haben muss alss pitte ich die Herren sich bey Zeigern ob sie mich in güte contentiren Wollen Zuerclären, in entstehunge dessen haben sie sich nicht anderss alss der Execution Zuversehen, dieses ihnen in aller eille ich melden Wollen. Actum Gielstorff den 3 feb. Anno 1647.“

v. Pfuel nahm daher des Knrfürsten Hülfe in Anspruch, worauf unterm 9. März 1647 der Befehl an den Rat erging, „Supplicanten innerhalb 4 wochen an Capitaall vnd Zinsen zu Contentiren oder im widrigen fall der Execution gewertig zu sein.“

Die Bedenken, welche seitens des Rates gegen die angebliche Forderung des v. Pfuel geltend gemacht wurden, sind vom Richter Martin Schwanheuser folgendermassen zusammengestellt:

„Memorial. Wass bey der Pfuhlischen Vorhor wegen praetendirter 100 thlr Zuerinnern nöthig. Vorss 1te hette dehnen Von Pfuhlen obliegen wollen, solhe schult / Dieweil ihnen mehr alss zu woll bekandt, in wass Armuth dieses Stedtlein durch dass erbarmliche Kriges wesen gerathen / bey Lebzeiten der Ausgesatzten burgen Zufordern.

2. gestehet Pfuhl, er kegen Neunmeistern Zwarten bej seinen lebzeiten gedacht, das er noch eine forderung beym Rathe zu stehen hatte, dobej aber erwehnet, es wehre noch nicht Zeit solhes zufordern, Sondern er wolte dermahl eins schon seine bequeme Zeit dozu ersehen. Welhe worte ein sonderbahres nachdencken causiren, Jndehm, do ihre forderung Sie vor rechtmesig erkandt, er billich es durch Neumeistern als einen ausgesatzten burgen fordern Vnd durch ihn den Rath Zur Zahlung anhalten lassen sollen Welhes aber nicht bey Neumeisters Leben noch

iehmahlen nach seinem tode als nur Kurtzlich Von ihnen bej Vnss gescheen.

3. Muss Pfuhl gestehen, das wan er bey Sel. Neumeistern logiret, Vnd ich auch bey ihnen Zum offtern gewesen, Das er niemahlen solher Schult erwehnet, noch mich als eine Vnwürdige Raths Person oder des Ausgesazten burgen Johannis Blesendorffs successorem deshalb besprochen.

4. hatt er den Rath oder die burgen Niehmahlen dieser schult halben belanget: Vnd Insonderheit do die burgen noch beyderseits am leben gewesen sint.

5. hette er solhe schult, nach Neumeisters tode (1642), Weil er mit der Witben Abrechnung gehabt, fort mit Angeben Vnndt fordern sollen, so aber nicht gescheen.

6. Worumb er der Schnlt nicht gedacht, Als er des Herrn Kothij, Alss Neumeisters Seel. Successoris Brauw Pfanne in Vorwahrung auf seine guter gehabt. Vnd dieselbe ihme ohne einzige Wiederrede Abfolgen lassen.

7. Hette er eine Rechtmessige forderung wieder dehm Rathe gehabt, So hette er Zu der Zeit /: Wie der Von Waldow ihme Ihr Vieh nach Strausberg In Vnser gerichten, durch dem Landtreiter Abnehmen Vnd hintreiben lassen: / bey der Auslosung es woll gedencken würden, welhes aber auch nicht gescheen.

8. haben Sie dieser Post mit keinen Worthe gedacht, do Sie wegen des Vervbten excesses in Vnseren gerichten Vnss 200 thl. Straff Zugeben Verwilliget.

9. Mus Pfuhl gestehen, das er gesaget, Wan ihnen Von Vnss das Hasen Hetzen auff Vnserer grentze nicht wehre inhibiret worden, er wolte niemahlen den Rath Vmb Solhe Post belanget haben.

10. Beruffen Sich die Pfuhle aufs Inventarium, dorin diese obligation mit begriffen sey. Wollen also hiemit beweisen, das solhe obligation niemahlen auss ihres Vatern henden kommen wehre.

Dahero notig:

Dass Erstlich Sie Ihre Inventarium produciren, Domit man Siehet, quo anno es aufgerichtet.

2. Do solhs Inventarium nach den Plunderungen, [1]) so alhier in ao. 1634 Vnd 1636, erstlich aufgerichtet, Ist Vermüthlich, dass Solhe obligation Welhe laut des Raths Register schon ao. 1631 bezahlt worden, durch solche Plunderung Von Abhanden konte gekommen sein.

---

[1]) Die Jahreszahlen sind falsch; nach Ausweis der Akten wurde Strausberg zuerst am 12. und 13. November 1633, dann am 9. Juli 1637 — auch eine Notiz des Beckmannschen Nachlasses im Geheimen Staatsarchiv bestätigt dies — von Kaiserlichen Soldaten geplündert.

3. Weiset solhe Rechnnng ans Das nicht allein der Ausgesatzte bnrge Herr Neumeister Sel. Sondern auch des Von Pfuhls Arbeits Leute Als der Meurer von Seinet wegen contentirt worden, Wie auch nicht weiniger an Contribution Zahlung gescheen.

4. Vorstehen Sich auch die domahlen im Rath gewesen Zu solher producirten obligation nit, Jnbetracht es nicht ihres Stadtschreibers oder einziges Rathsherren handt. so domahlst Vorhanden gewesen. handt sein soll; Sondern bloss des Von Pfuhlen Vatern Sel. gewesen praeceptors oder Kinder Schulmeisters handt Sein solle. Wan den ihnen mit guten gewissen bekant, das niemahlen einzige obligation. So dem Rath oder der gemeine angegangen, durch eine andere Schrifft ohne ihres Stadtschreibers, So Ja noch allewege eine obligation Schreiben oder aufsetzen konnen, wehre aufgesetzet worden, Alss Zweiffeln Sie, dass dieses die rechte original obligation sein möge.

NB. Was Pfuhl saget, die Stadt wehre Solvendo Vnd hette dohero nicht beturfft, dass er die burgen angemahnet. Respons: Die Stadt ist nicht Solvendo. Den die itzo vorhandenen burger vnd einwohnern seint es nicht schuldig. Sondern hatt domahlen An etlichen Armen leuthen, So nach der Zeit gestorben vndt gantz Vordorben, gemangelt, Von welhen wüsten gutern auch domahlen ein E. Rath nichts erlangen mogen, Dannenhero Sie zu Contentirung derer Schnlt ihre eigene des Raths gefelle Vorgeschossen, domit der von Pfuhl contentiret werden konte, hatt also E. E. Rath noh solhes Von den Wüsten gutern, wen einmahl wass fallen mochte, nebest anderen retardaten Znfordern.

Wollen Sie Sagen, es wehre eines Raths Schult, hoc negat. Vnd do es auch wehre, bestehen des Raths Schult in Concursu Vnd haben Dilationem noch 2 Jahr Znr Zahlung.[1]) Wobej aber die Herrn Haubt Stadte ein protestation ihrer Privilegirten Schult, dass Sie keinen Vorgehen lassen, eingewendet (7. April 1646). Saget Pfuhl, er wehre dobej nicht citiret worden, Andtwortt: Weil der Rath befunden, dass Sie einmahl bezahlet, er auch niemahlen die Schult gemahnet, Alss hatt es solhes nicht bedurfft.“ —

Nachdem in dieser Weise die Angelegenheit gründlich erörtert worden war, berichtete der Rat an den Kurfürsten, die fraglichen 100 Thaler seien „vermöge Jhrer Jharbücher vndt Contribution Register in Ao. 1630 sambt dem zinss danckbarlich bezahlet, wenn v. Pfuel mit ihrem bericht nicht friedlich sein wolte, bäten sie vmb Verhör vnd erkändnus.“ Darauf wurde der erste Termin auf den 17. Mai angesetzt

[1]) Über diese Angelegenheit vgl. des Verfassers Abhandlung über die Kensdorfer Feldmark. —

nnd dem Landreiter des Oberbarnimbs der Befehl erteilt, „mit der Execution in ruhe zu stehen".

Der Verlauf des Prozesses zeigt nun das gewöhnliche Bestreben gegnerischer Parteien, die streitige Sache möglichst in die Länge zu ziehen; zunächst that es der Rat, der nicht in der Lage war, beim ersten Termin zu der von Pfuel „in originali producirten obligation" irgend einen schriftlichen Ausweis beizubringen, dass der selige von Pfuel wirklich Zahlung erhalten habe. Zur nächsten „Tagesfahrt" (14. Juni) sollten Erhard Neumeisters Erben citiert werden, doch erschienen dieselben weder zu diesem, noch zum Termin am 28. Juni: der Rat behauptete, er könne „ihrer nicht mächtig werden". Im Juli wiederum machte der Rat den Vorschlag zu einer „gütlichen Handlung", wovon aber nun v. Pfuel nichts wissen wollte.

So wurde die nächste Verhandlung auf den 10. September festgesetzt und dazu durch kurf. Befehl vom 7. August „des Bürgermeisters Erhardt Neumeisters successor in conjugio Matthias Kothe, pfarr zu Crossen im Lucoischen Creysse peremptorie citiret" durch „N. von Kargass, auf Wendisch Crossen Oberwachmeistern".

Pfarrer Kothe, der in Strausberg noch Verwandte zu wohnen hatte, erschien aber schon am 6. September und beantragte seinerseits unter Hinweis auf seine derzeitigen Amtsgeschäfte eine Verschiebung der Verhandlung durch folgende Erklärung:

„Nachdem Ich Endesbenandter mich den fernen Weg aus dem Lucoischen nacher Strausbergk bemühett, dessen von Pfuls zu Gilstorff vermeintter Schuldt forderung halben, worinnen mein vorfahr soll caviret haben, Vnterredung zu pflegen; so ist doch eben dismahll S. Gestrengen der von Pfuel nicht einheimisch sondern verreiset gewesen. Weill ich dan nun wegen meines Ampts nichtt lenger abwartten kan, Alss Gelangett an E. E. Rahtt hiemitt mein fleissiges bitten sie wollen sich bemühen, domitt die Sache müchte prorogiret werden bis aufn 14 Octobr: do Jch den willens bin, wo ferne mich Gottes gewalt vndt meiner Amptts gescheffte Nothwendigkeitt nicht würden verhindern, gewiss mich zu gestellen, Welches Ich den E. E. Rahtt zur Nachricht hinterlassen wollen. Datum Strausbergk den 6. Septemb. Ao. 1647."

Der Rat schrieb demgemäss an v. Pfuel; derselbe erblickte aber darin nur böse Absicht und „vorsetzlichen aufenthalt", wie er denn auch vorher schon dem Kurfürsten geklagt hatte, „dass er von diesen Leüten wider recht vnd alle billigkeit aufgehalten vnd durch ihre blosse Wort, so sie in ewigkeit nicht werden beweisen können, dass seinige sich vorenthalten lassen muss", so dass in der That den Ratsherrn „wegen vielfältigen tergiversirens" ein Verweis erteilt wurde. Nichts destoweniger wurde mit Rücksicht auf Kothe der Termin vom 10. September auf den 4. Oktober verschoben.

An diesem Tage erschien nnn wieder Herr v. Pfuel nicht, der Rat[1]) aber weigerte sich, mit seinem Mandatar zu verhandeln. Neuer Termin auf den 5. November.

Jetzt jedoch glanbte der Rat den günstigen Zeitpnnkt gekommen, um seine Haupttrümpfe gegen v. Pfuel auszuspielen; kaum von Cöln an der Spree zurückgekehrt, verlangte er in einem Gesuch an den Kurfürsten, dass nnnmehr anch die Streitigkeit vom Jahre 1644 znm endgültigen Austrag gebracht werde.

„Durchlauchtigster, hochgebohrener Churfurst, Gnädigster herr,

Demnach die am abgewichenen Montagk [4. Oktober] zwischen vnss an einem, vndt Valtin Ludwichen vndt Heine Friderichen gebrüdern von Pfuel am andern theil, wegen einer Schuldforderung angesatzt gewehsene Verhör, biss vff den 5! IX^{bris} schirst künftig prorogiret worden;

Vndt aber wier mitt denen Gebrüdern von Pfuel, wegen der in Vnsern Stadtgerichten verübten gewaltt, dorüber E. Ch. Dchl. hoff Fiscalis bereytts inquisition auffgenohmen, zugleich endtscheiden werden müssen,

Alss gelanget an E. Ch. Dchl. vnsser vnterthänigste Pitte, Sie geruhen berürten von Pfüelen anzubefehlen, dass, Jn fall Sie sich mitt vnss in güete nicht Vergleichen wollen, Sie alssdann auch vmb der angezogen verübten gewaltt halber parat erscheinen vndt Rechtlicher erkenttnis erwartten sollen;

Damitt anch E. Ch. Dchl. interesse alssdann bey der Verhör mitt in acht genohmen werden möge, So geruhen E. Ch. Dchl. anch dem Fiscali anzubefehlen, alssdann bey der Verhör vigilant znsein. — — E. Ch. Dchl. vnterthänigst gehorsambste Burgermeistere vndt Rathmanne zu Straussbergk.“

So wurden denn die beiden Brüder wirklich anch zum Verhör wegen der von ihnen verübten Gewaltthat anf den 5. November vorgeladen, nnd an den Hoffiscal Nicolaus Sadenbeck erging unterm 8. Oktober der Befehl: „Wann dann die von dir gehaltene inquisition nnd attestata gehörig publiciret werden sollen, alss befehlen wir dir, alsdann anffzuwartten, der pnblication beiznwohnen und deines Ambts gebühr nach Anleitung der Attestaten in acht zunehmen“. —

Die Herrn von Pfuel zogen es aber doch vor, sich in Güte zu

---

[1]) Verzeichniss wass den 4. Octobris auf die mit dem von Pfulen vff Gielstorff angestellte Verhör gangen: 1 Thlr. 12 gr Vor 3 Persohnen, Jeder 3 Mallzeiten. 6 gr Extra Vertruncken. 10 gr Vor Wiltbrät vnd 8 Vogell [für den Advocaten?], 10 gr Vor Ch. Befehlige, so aufs Newe an die von Pfüele wieder aussgebracht. 1 gr Vor Brandte wein. 1 gr 6 ₰ der Magdt Bettegeldt. 1 Thlr. 12 gr Fuhrlohn. 1 Thlr. dem Advocaten. Summa 5 Thlr. 4 gr 6 ₰. —

vergleichen;[1]) und so erschien denn „am 23. November 1647 Nachmittag 2 Vhr in Herrn Schwanheuser Richters behausung der Edle Gestrenge Christoff v. Crummensee auf Wesenthal“ als Vermittler und brachte „E. E. Rahtt, so damahlen bey Sammen gewesen, im Nahmen der von Pfuhle zue Gielstorff volmechtig“ vor, dass dieselben „lieber wünschen nnd sehen möchten, wenn es vorblieben vnd nicht gescheen wäre, dass die Streitigkeiten So weit gedien“, nnd bereit seien „die gute zu Vorsnchen, ob solhes dergestalt beygeleget werden konte“.

Der auf Grnnd des gerichtlichen Protokolls aufgesetzte Recess vom 28. November 1647 erinnert etwas an das bekannte Parturiunt montes —; beide Teile steigen von der Höhe ihrer vordem gestellten Forderungen bedeutend herab, die von Pfuel begnügen sich mit 30 Thl., der Rat mit einer Cession von 50 Thl.; nun, über allzuviel Geld verfügteu bei den trostlosen Zeiten die einen sowenig wie die andern, und mit den festgesetzten Summen war der junkerliche Übermnt, sowie die lüderliche Ratsverwaltung genügend bestraft. Der Recess lautet:

„Zuwissen, Alss der Wohl Edtle Gestrenge Vndt Veste, Valtin Ludewich Von Pfuhl auf Gielstorf E. Ehrenvesten Vnndt Wohlweisen Rath der Stadt Strausberg Vmb 100 Thl. Capital vnndt 100 thl. daranf gewachsene Zinssen, welhe sein Sel. Herr Vater Tit. Bertram Von Pfnhl Vormoge einer obligation sub dato den 7ten July Ao. 1629 der Stadt Strausberg Vorgesatz Zu rechte belanget, Vnndt besprochen, E. Ehrenvester Rath aber durch ihre register |: dass Herr Erhart Newmeister Sel. Alss ausgesatzten burgen diese Schnlt bereits in ao. 1631 hinwieder bezahlet :| wollen erweisen, S. Gestr. Ludewich von Pfuhl aber, hiemit nicht vorgnnet, besondern die bezahlung mit seines Vatern Sel. handt erwiesen haben wollen, Dieweill aber die Stadt, Vnndt auch das Rathanss in Ao. 1634 Vnd 1636 [2]) Starcke Plünderungen betroffen, dass auch nicht alleine des Raths Siegel, Sondern auch Viele andere Sachen dadnrch Von Abhanden gekommen, Alss hatt dieses nicht gescheen können, der Von Pfuhl aber instendig auf seine bezahlung getrungen Vndt bezahlet sein wollen,

Wan dau im Abgewichenen 1643ten Jahre wegen etlicher Excessen, So von S. Gestr. Herrn Brudern, dehm Auch Wohl Edtlen, Gestrengen Vesten Vnndt Manhafften Heine Friderich Von Pfuhlen, domahlen Corneten, nebenst seinen bey sich gehabten Reuter, auss trnnckenheit in der Stadt Strausberg Vorvbet worden, E. E. Rath wieder dieselbe Clage gefuhret, es auch bereits so weit kommen, das S. Ch. D. zu Brandenburgk, v. g. h. Auf des Raths doselbst gefuhrte Clage, Durch

[1]) Es findet sich in den Akten keinerlei Vermerk, ob der Termin am 5. November stattgefunden hat; aus der grossen Nachgiebigkeit der v. Pfuel möchte ich es jedoch annehmen.

[2]) Muss also 1633 und 1637 heissen. —

dem Hoff Fiscali inquisition anorndtnen lassen, Vnndt aber der Von Pfuhl durch seinen geliebten Herren Brndern Vormahlen guthlichen Vorgleich begehren Vnndt dehm Rathe 200 thl. bey denen Herren Stadten Zn cediren anbieten lassen, Welches aber E. Rath domahlen nicht Acceptiret, Sondern Ihre Action bey dieser Valtin Ludowich Von Pfuhlens forderung der 200 thl de novo Zn Clagen Vnndt Anhengig Zumachen gevhrsachet worden, Dorauf den beyde Theile so Viele Vornommen, dass ohne Weitlenftige Processführnng man hierauss nicht kommen, Dazn erwogen, Dass die Nachbahrliche frenndtschafft hiebey auch nicht zunehmen, Sondern der Eyffer Von tage Zn tage grosser werden Vndt Wachsen möchte.

Diesen nun Vorznkommen, haben beyde Parte gewissen tagk, alss den 23ten Novemb: a. c. Znr Znsammenkunfft benahmet Vnnd Angesetzet, Vmb zn Vorsnchen, ob dieses in gute erortert, Vndt beygeleget werden möchte. Worauf dan anch durch des Wohl Edtlen Gestrengen Vndt Vesten Christoff Von Crummensee Auf Wesenthahl etc. Alss Vnterhendlerss Wohl angewandten fleiss es dohin gerathen, Dass zur restabilirung Vortrawlicher Nachbahrlicher frenndtschafft Vndt guten Vornehmen Die gantze Sache Zu grunde guthlichen Vorglichen Vndt Aufgehoben worden Wie folget.

Es hatt nemlich S. Gestr. Valtin L. von Pfuhl seine gantze Praetension der 200 thl. Capital Vndt Zinss biss Auf dreysig Thl. Schwinden Vnd fallen lassen dergestalt, dass erwehnete 30 Thl. Von E. E. Rathe kunftigen tagk Trium Regum Ao. 1648 Vnfeilbahr bahr erleget Vnd bezahlet werden sollen, Welhes anch E. E. Rath nicht anders Zuhalten Vorsprochen.

Dohinkegen Vorspricht S. G. Valtin L. von Pfuhl nicht alleine Ihre des Raths Obligation in originali ihnen Ausznantwordten, Sondern wil auch bey Anszahlung der 30 thl. Wohlermelten Rathe noch eine Cession Vber 50 Thl. an die Herren Stadte, So Sie nachmahlen alss ihre Proper Vnd eigene Schnlt Von hochgedachten Herren Stadten fordern Vnndt einheben sollen, einandtworten Vndt Vbergeben,

Es ist aber hiebey S. Ch. Dchl. interesse So etwass von deroselbten des begangenen Excesses halben gefordert werden möchte, Von E. E. Rathe aussdrucklichen excipiret worden, Wobey man aber Vorhoffet [: Weil des Richters officium cessiret, wo kein Clager Vorhanden ist :] es werden S. Ch. Dchl. dass ihrige gnedigst fallen lassen, doferne aber Vber Vorhoffen Die Von Pfuhle Von J. Ch. D. desswegen belanget Vnd zur Straffe gezogen werden solten, Ist ein Rath erbotig, J. Ch. D. Snpplicando Vnderthanigst Anzuflehen, Vndt dobey Zuberichten, Wie das Sie Sich im grunde mit einander Vorglichen Vnd dahero Vorhoffen, dass S. Ch. D. aus angefuhrten erheblichen motiven Sich Solhen Vorgleich nicht allein werden lassen gnedigst gefallen, besondern auch, do

Sie desfalss ihrer interesse halber von dehnen Von Pfuhlen etwas praetendirten, Dass Solhes Anspruchs Sie gnedigst erlassen werden möchten, Anzuhalten.

Worauff dan S. Gestr. die gebrüdere Von Pfuhle, So wohl anch E. E. Rath Vor Sich Vndt im Nahmen der gemeinen burgerschafft Zu Strausberg dieser gefuhrten Streitikeiten halber dass kein theil dehm Andern in einzigerley wege, es sey auf wasserley weise es wolle, heimlich oder offentlich, durch Sie oder durch andere, den geringsten Schaden oder offension Vndt feindtschafft Zu keiner Zeit Zuezufugen, Sondern Vielmehr in guter Nachbahrlicher freundtschafft Vndt Vertrauwen Zu leben Sich Zubefleissigen, fest vndt Kreftigster massen bey Ehren Vndt glauben einander Zugesaget Vndt Vorsprochen.

Vndt Zumehrer Sicherheit haben beyde Theile Sich ihrer gefuhrten Actionen kreftigster form rechtens wissentlich hiedurch begeben Vndt Zu fester haltuug Allerseits benebenst Jhren beystande Vndt Vnterhandlern mit Eigen henden Vnterschrieben Vndt mit Ihren Petschafften Vorsigelt Vnndt Vollenzogen.

Gescheen in Stransberg den 28. Novembris Ao. 1647.

(L. S.) Friderich heyne von Pfull. Valtin Ludowieg von pfuell in manglunge meines Siegelss meine eigene handt. Christoff von Krummensehe [dgl.]. Secretum civitatis Straussberg. —

Am 28. Januar 1648 antwortete der Rat auf ein „offenes Brieflein“ Val. L. von Pfuel, dass „gegen Auslieferuug der Obligation er die 30 Thaler alle Stunden habhaft werden könne“. Damit scheint dann die Streitaxt begraben worden zu sein.

Die Lage von Berlin

in orographischer nnd hydrographischer Hinsicht.

Von **W. Pütz.**

Von einem „hängenden Garten“ in Berlin war unlängst in den Spalten einer hiesigen Tageszeitung*) zu lesen. Zwar galt die seltsame Kunde nicht einem Werke à la Semiramis, wie sie als sprüchwörtliche Schöpfungen unermesslichen Reichtums und kühnster Phantasie den babylonischen Wunderpalast jener sagenhaften Königin von Assyrien umgaben, sondern unser „hängender“ Garten, dem dieses orientalische Epitheton nur als licentia poetica gebührte, befindet sich auf fester solider Basis hinter dem Hause, Neue Königstrasse 5, der wie die

*) Berliner Lokal-Anzeiger, 1. Ausg. v. 25. 8. 1900.

benachbarten, ähnliche Verhältnisse anfweisenden Grundstücke eine bedentende, bis zn dem alten an der Prenzlauer Allee nnd der Friedenstrasse liegenden Begräbnissplatz der Kloster-, Marien- nnd Nicolai-Gemeinde reichende Tiefe besitzt, deren Niveauunterschied gegen den vorderen strassenseitigen Teil etwa 10 m beträgt. Auf diesem zum sogenannten Preuzlaner Berg gehörigen Gelände „hängt", durch einen Neubau vorübergehend blossgelegt nnd von der Strasse ans in der That einen merkwürdigen Anblick bietend, der alte Garten, dessen steil abfallende, unten durch Mauerwerk abgestützte Böschung auf etwa 50 steinernen Stufen erstiegen wurde, als ein Beweis dafür, dass auch bei den heutigen, bis zu einer nnheimlichen Höhe gesteigerten Grnndpreisen innerhalb unserer Stadt sich noch gärtnerische Idyllen selbst an solchen Plätzen erhalten haben, wo anscheinend längst jedes Fleckchen Erde dem schnöden Erwerb dienstbar werden musste. Dies gilt namentlich von den Hänsern 8 nnd 9, den letzten die geschilderten Verhältnisse aufweisenden Grundstücken der nenen Königstrasse, deren wohlgepflegte nnd in Folge ihrer über die Mitte des zweiten Stockwerkes reichenden Höhenlage vom „Druck der Giebel und Dächer" befreiten Gärten einen Aufenthalt von eigenartigem Reiz gewähren.

Freilich hat es den Anschein, als ob hier nur die Not zur Tugend führte, da ein Abtragen des zumeist ans festem Diluvialmergel bestehenden Berges wegen der zu hohen Kosten, eine bauliche oder sonstige wirtschaftliche Ausnutzung aber ans practischen nnd polizeilichen Gründen unterbleiben mnss.

Die Erklärung für eine derartige, in dem Gelände unserer Reichshauptstadt immerhin auffallende Erscheinnng, beruht auf einer Eigenthümlichkeit ihrer topographischen Lage, die als solche nur zn verstehen ist als Teil eines grossen Ganzen, nämlich in ihrer Beziehung zu dem vorgeschichtlichen Flusssystem Norddeutschlands.

Dieses alte Flusssystem zeigt im völligen, fast paradox erscheinenden Gegensatz zn dem hentigen nordsüdlichen Verlauf der Oder nnd Weichsel eine südost- nordwestliche bzw. ostwestliche, über Berlin bzw. über Eberswalde führende Richtung dieser Flüsse sowie eine Vereinigung beider in der Niederung des Havellnches, von wo ab dieselben in Gemeinschaft mit den Wassern der Elbe den ältesten Hauptstrom, den eigentlichen Urstrom Norddeutschlands bildeten und in dem weiten, von dem heutigen Elbstrom nur zum kleinsten Teil ansgefüllten Thale der Nordsee zueilten; solchergestalt, in weiterem Gegensatz zu dem heutigen Flnssbild, nur ein einziges Flusssystem darstellend.

Die Entstehnng dieser nach dem Vorgange Berendts auf 3 längere Stillstandspausen während der Rückzugsperiode der letzten Vereisung znrückgeführten, alten Urströme ist in den letzten Jahren durch die Anffindung der zwischen den alten Flussthälern liegenden, die

Stillstandslinien des Eises bezeichnenden Endmoränen*) in ihrer Ursache immer klarer erkannt worden. Der Parallismus zwischen Endmoräne und den alten Flussthälern kennzeichnet diese als ursprüngliche Sammelrinnen der Schmelzwasser; ein Rückzug des Eisrandes nach Norden musste folgerichtig eine weitere Verlegung jener Abflusswege nach derselben Richtung hin nach sich ziehen: Hat somit die Entstehung des ältesten und südlichsten dieser alten Flussthäler, des sogenannten Glogau-Barnther Thales den Beginn der Abschmelzungsperiode zur Voraussetzung, so bezeichnet das hier hauptsächlich in Betracht kommende zweite Thal, das sogenannte Warschau-Berliner Thal, ein bereits über die Gegend von Berlin hinaus vorgeschrittenes Stadium derselben, während dessen zunächst die sämtlichen Schmelzwasser, die bis dahin dem ersten Hauptthal zugeflossen waren, hier ihre Vereinigung und ihren Abfluss nach der unteren Elbe fanden, indessen die Wasser des ersten Hauptstromes das Bestreben zeigten, nach dem neuen tieferen Thal durchzubrechen. Ein solcher Durchbruch gelang zuerst dem Wasser der heutigen Oder in der Gegend von Deutsch Wartenberg, in Folge dessen das erste Hauptthal unterhalb des Durchbruches insoweit ein todtes Thal wurde, als dasselbe jetzt nur noch von Süden her durch Nebenflüsse gespeist wurde; doch auch diesen musste nunmehr der Durchbruch nach dem neugebildeten Hauptstrom um so leichter gelingen, als ihnen hierzu die ehemaligen, nun trocken liegenden nordsüdlichen Schmelzwasserrinnen zur Verfügung standen.

Ein solcher Entwickelungsgang erklärt hinreichend die Herkunft der gewaltigen Wassermassen, welche einstmals unser Berliner Thal ausfurchten, um später nach Entstehung des dritten, nördlichsten Hauptthales, des sogenannten Thorn-Eberswalder Thales nach dieser wiederum tiefer gelegenen Schmelzwassersammelrinne sich einen Durchbruch zu suchen, der südlich bei der heutigen Stadt Frankfurt (a. O.) vor sich ging und für unser Berliner Oderthal von wesentlicher Bedeutung war; denn er liess abwärts der Durchbruchstelle in dem breiten Flussbett nur die Spree, den ehemaligen Nebenfluss zurück, deren schmaler Wasserlauf sich hier, um einen treffenden Vergleich Berendts anzuführen, ausnimmt „wie die Maus im Käfig des entflohenen Löwen".

In dem von den rauschenden Wassern des Urstromes verlassenen Rinnsal sich ihr eigenes Bett ausfurchend, nahm nun die Spree ihrerseits zwei andere bisherige Oderzuflüsse als eigene Nebenflüsse auf, nämlich die in einem breiten ehemaligen Durchbruchthale von Süden kommende wendische Spree (Dahme) und von Norden her die Panke und fand so verstärkt selbstständig ihren Weg über Spandau und Nauen zur unteren Elbe, eine Selbstständigkeit, deren Dauer abhängig war von derjenigen des dritten, nördlichsten Urstromes.

*) Vergl. Heft 11, S. 399 u. f.

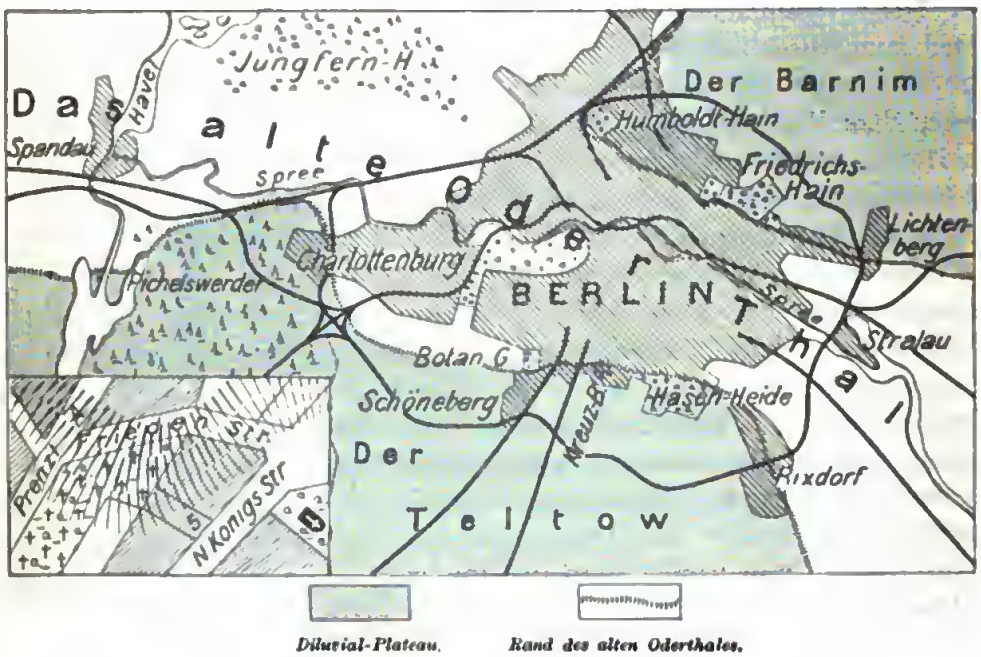
Wie aber nun jeder einzelne dieser dilnvialen Urströme nur anzusehen ist als ein Glied in der Entwickelungsreihe des alten Flusssystemes, so bildete dieses selbst nur das Übergangsstadium zu den hydrographischen Verhältnissen der Gegenwart, für welche der Zeitpnnkt gekommen war, als nach vollständiger Abschmelzung des Inlandeises und in Folge der damit wohl gleichzeitig sich vollziehenden nördlichen Allgemeinneigung des Bodens die bisherigen Nebenflüsse der unteren Elbe, des ältesten und eigentlichen Urstromes des nordöstlichen Dentschlands, Oder nnd Weichsel ihren nördlichen Abfluss zur Ostsee gefunden hatten, nnd in Folge dessen auch das Eberswalder oder alte Weichselthal westlich der in der Gegend von Oderberg zu snchenden Durchbruchstelle ein todtes Thal wurde.

Dieses Ereignis, durch welches das heutige Flussnetz im wesentlichen zum Abschluss gelangte, war für das Berliner Thal nur insoweit von Wirknng, als nunmehr die vorerwähnte „Selbständigkeit“ der Spree, d. h. ihr Einmünden in die Elbe in Frage gestellt wurde; denn die Havel, welche uls nrsprünglicher Nebenfluss des ältesten Urstromes bei Entstehnng der beiden andern Hauptthäler zweimal in ihrem unteren Lauf gekürzt worden und so nacheinander znnächst zu einem Nebenfluss der über Berlin fliessenden alten Oder, sodann der über Eberswalde fliessenden Weichsel geworden wur, hatte nach Entleerung der beiden nördlicheren Hanptthäler endlich ihr altes Bett über Spandan und Potsdam wiedergefunden, stiess aber auf diesem Wege rechtwinkelig mit der Spree zusammen. Zwischen beiden nicht erheblich ungleich starken Flüssen kam es nnn zu einem Kampfe um die Oberhund, dessen Zeugen wir noch heute in den Versandungen des nnteren Spreebettes sehen; die reichlicheren Wasser der Havel mussten aber schliesslich den Sieg davon tragen, und damit war auch für die Umgegend von Berlin das heutige Flnssbild vollendet.

Das im Vorstehenden skizzierte alte Flnsssystem, wie es sich als Ergebnis der nenesten Forschungen etwa zn Eude der Diluvialzeit darstellte, lässt sich in seinen Hauptzügen aus jeder guten topogruphischen oder hypsometrischen Karte, beispielsweise den Blättern der mit so vollendeter Bergschraffur ansgeführten Karte des dentschen Reiches 1 : 100000, der Vogelschen Karte (Perthes-Gotha) 1 : 500000, sowie endlich auch mit Hülfe des Kiepertschen nnd Andréschen Hundatlas ohne Schwierigkeit erkennen. Eine solche kartogruphische Studie wird ferner zeigen, dass das mittlere der drei Hauptthäler auf seiner ganzen Längsausdehnung von der Elbmündung bis nach Rnssland hin un der von unserer Reichshauptstadt eingenommenen Stelle, wenn auch nicht die engste, so doch diese für einen Übergang bei weitem günstigste Stelle aufweist, indem hier die beiden trockenen Dilnviul-Plateans, der Teltow und der Barnim sich anf etwa 400 m gleich einem Drittel der durchschnittlichen Thalbreite nähern.

Hier musste sich also nicht nur ein reger Verkehr zwischen hüben und drüben entwickeln, hier mussten auch die Hauptstrassen von Süd nach Nord, wo die Bernstein-Küste schon frühzeitig den Handel anzog, sich scharen und so Bedingungen geschaffen werden, welche naturgemäss und nachweisbar die Gründung und das rasche Aufblühen einer Ansiedelung bewirken, im vorliegenden Falle aber um so günstiger waren, als die Gabelung der Spree in zwei das Werder umschliessende Arme nicht nur den Landverkehr zu wiederholter Rast zwang, sondern auch wohl den Schiffer wegen der wahrscheinlich beengten Durchfahrt zum Aufenthalt genötigt haben mag.

1 : 200 000



Es ist ein weiter Entwickelungsgang von Fährstelle und Fischerdorf zur Weltstadt, aber unaufhaltsam wuchsen dem auf dem lebensfähigen Boden des alten Flussthales entsprossenen Gemeinwesen die kräftigen Glieder; denn „ein grossartiger Beruf lag auf dieser Sandscholle“ wie Wilibald Alexis sagt, dessen Erfüllung auch die schwerste Not der Zeiten nicht zu hindern vermochte. Schon vor der Mitte des wendenden Jahrhunderts füllte das Strassennetz der werdenden Grossstatt die ganze Breite des Thales, um just im grossen Siegesjahr als jüngste der Millionenstädte Europas die beiderseitigen Höhen zu ersteigen.

Umflutet von dem Wirbel des modernen Strassenlebens, wandeln wir heute, der geringen Steigung nicht achtend, welche die Strassenbahn ohne Schwierigkeit zu nehmen vermag, unbewusst aus dem Gebiete des

Thalsandes auf das Höhen-Diluvium, aber wie sehr auch Menschenwerk die Urschrift der Natur verwischte, immerhin gelingt es an der Hand einer geologischen Karte, von der nebenstehende Skizze einen Auszug gibt, unschwer sie auch in dem heutigen Stand der Dinge noch zu erkennen, da sich sowohl für den Süd- wie für den Nordrand des Thales je ein offen zu Tage liegender Ausgangspunkt einer solchen Beobachtung darbietet.

Als ein derartiger Punkt ist für den Süden der Kreuzberg zu nennen, dessen Anstieg d. h. die Thalböschung in der Belle-Alliance- und Lichterfelder Strasse deutlich zum Ausdruck kommt. Von hier aus lässt sich der Thalrand nach Osten zu in der Richtung der Bergmannstrasse, deren südliche Querstrassen ein merkliches Ansteigen zeigen, um so leichter verfolgen, als derselbe bald hinter dem Marheineckeplatz sowohl in den Friedhöfen der Hasenheide, wie bei den dortigen Schiessständen und weiterhin in den jetzt freilich dem Verschwinden nahen Rixdorfer Rollbergen offen und zum Teil noch ziemlich unberührt hervortritt. Ähnlich gelingt das Verfolgen der Randlinie nach Westen hin durch die Kreuzbergstrasse über die Anhalter und Potsdamer Eisenbahn hinweg nach dem (alten) Botanischen Garten und Neu-Schöneberg, von wo ihr weiterer Verlauf über Charlottenburg, Westend, den Spandauer Berg, dessen vorspringende Spitze, der allen Berlinern wohlbekannte Spandauer Bock eine vorzügliche Beobachtungsstelle bildet, sodann über den Pichelswerder und die Orte Staaken, Dallgow, Nauen zu suchen ist.

Für den Norden dient der Friedrichshain zum Ausgangspunkt; das unmittelbar hinter dem Landsberger Platz stark ansteigende Parkgebäude kennzeichnet recht deutlich das Diluvial-Plateau, dessen Rand von hier aus im Zuge der Friedenstrasse derartig weitergeht, dass diese selbst die obere Kante der Böschung bezeichnet, während ihre Parallele, die Höchste Strasse sich ziemlich am Fuss derselben hinzieht, ihren Namen aber mit Rücksicht auf die von hier immer noch bergab gehenden Querstrassen gleichwohl nicht zu Unrecht führt.

Jenseits des Königsthors, wo sich der Aufstieg der neuen Königsstrasse von der Thalsole auf das Diluvialplateau in einer die Böschung durchsetzenden Falte und somit fast unmerklich vollzieht, macht das Gehänge eine Schwenkung aus der bisherigen Südost-Nordwest-Richtung in eine genau ostwestliche, und tritt zugleich mit einer stärkeren Erhebung etwas südlich vor, sodass die Randlinie einen spitzen Winkel mit der Linie der neuen Königstrasse bildet, und auf diese Weise die eingangs geschilderten Verhältnisse, „die hängenden“ Gärten, ihre Erklärung finden;*) denn die dem Scheitelpunkt dieses Winkels zunächst liegenden Häuser der neuen Königstrasse müssen dieser Situation gemäss

*) Siehe auch die in grösserem Massstabe gezeichnete linke, untere Ecke der Skizze.

das umgekehrte Verhältnis zeigen, wie die Grundstücke der Friedenstrasse, nämlich von der Strassenfront nach hinten zu aufsteigen, da erstere der Thalsohle angehört, der hintere Teil aber auf der Böschung bzw. bereits auf dem Plateau selbst liegt. An der nun folgenden Prenzlauer Allee erleidet das Terrain wiederum eine Senkung, so dass der Höhenrand zwischen hier und dem Königsthor bergartig hervortritt und der früher gebräuchliche, durch die Bebauung aber allmählich fast in Vergessenheit geratene Name „der Prenzlauer Berg" begreiflich wird

Jenseits des Prenzlauer Thores durchschneidet das Gehänge die nordseitigen Querstrassen der Lothringerstrasse, von der es sich allmählich immer weiter zurückzieht, so das der stark ansteigende Weinbergsweg etwa in seiner Mitte und die folgende Brunnenstrasse etwa bei der Einmündung der Veteranenstrasse gekreuzt werden. Von hier über den Begräbnisplatz der Elisabeth-Gemeinde und die Bernauerstrasse weiterlaufend folgt die Böschung dem Zuge der Hussitenstrasse und tritt dann, mit einer Linksbiegung, die Stettiner Eisenbahn überschreitend, in den Begräbnisplatz der Dorotheen-Gemeinde, wo er um den rechts bleibenden Humboldthain nach Norden biegend in den Ostrand des Pankethales übergeht.

Die bedeutende Verbreiterung des Berliner Thales, welche hier durch das Einmünden zweier ehedem weit ansehnlicheren Wasserläufe, nämlich der bereits genannten Panke und des Hermsdorfer Fliesses entstanden ist, und der sich die grosse Unterbrechung des Diluvial-Plateaus durch die Havel unmittelbar anschliesst, sprechen auch hier von weit grösseren Wassermengen der Vorzeit und lassen andererseits die für den Entwickelungsgang unserer Stadt so ungemein günstige Lage derselben mit überzeugender Klarheit hervortreten.

Vom Friedrichshain ostwärts tritt der Thalrand zunächst in den Friedhöfen der Petri- und Georgen-Gemeinde hervor, von wo aus er, durch mehr oder weniger starkes Gefälle bemerkbar werdend, über die Weiden- und Thaerstrasse und den Balten-Platz in fast paralleler Richtung mit der Frankfurter Allee verläuft, deren heute noch vielfach eine offene z. T. ländliche Physiognomie zeigende Grundstücke die Beobachtung erleichtern und zugleich eine schwache Vorstellung jener Zeiten ermöglichen, da in Berlin in der Nähe des Thalgehänges, wo die Namen Ackerstrasse, Gartenstrasse, Frucht- und Blumenstrasse eine fast vergessene Sprache reden, eine reiche Garten- und Acker-Kultur blühte, deren Bedeutung schon daraus erhellt, dass die Berliner Ackerbürger bereits vor Entwickelung der städtischen Gewerbe sich zu einer Gilde zusammengeschlossen hatten und in der sogenannten „Wröhe" ein eigenes Gericht besassen, dessen Mitglieder, die „Wröheherren"*) wie aus den

*) Der letzte Wröheherr, der letzte Vertreter dieses Restes alter Volksgerichtsbarkeit, der Berliner Ackerbürger C. Gubeler starb am 12. Dez. 1848.

Satznngen der Ackergilde von 1580 hervorgeht, in Gemeinschaft mit den zngeordneten Ratsdeputirten von der Pflugzeit bis nach Bartholomäi alle Sonntage auf dem Rathause die „Wrüge“*) abhielten.

In der Frankfurter Allee war es auch, wo einer Zeitnngsnotiz znfolge noch im Jahre 1886 ein Grundbesitzer seinen Wein kelterte. — Weinbau in Berlin! In welch' hellem Glanze erscheint uns beim Klange dieses Wortes der alte Thalrand!**) Und es war nicht nur schlichter, sog. „blanker“ Landwein, den die alten Berliner namentlich an dem nördlichen, nach Süden einfallenden und so die günstigsten Kulturbedingungen bietenden Gehänge erzeugten, sondern auch Muskateller, Malvasier, Petersilienwein und tiefdunkeler, sog. Tintenwein, von deren vortrefflichem Wohlgeschmack die Chronisten des 17. Jahrhunderts viel Rühmliches zu erzählen wissen. Zwar erwähnt der Frankfurter Studiosns Michael Frank, der auf seinen Reisen vor 300 Jahren auch nach Berlin kam, neben den Obstgärten besonders auch den „Weinwachs“ an der trebbinischen Seite, also im Süden der Stadt bei dem heutigen Kreuzberge, wo die letzten Weinberge 1740 ausgerodet wurden,***) doch kann derselbe hier naturgemäss nur von geringerer Bedeutung gewesen sein, als an dem nach Süden und Südwesten gelegenen, der vollen, noch durch keinerlei Miets-Kasernen beeinträchtigten Bestrahlung ausgesetzten Abhange des Barnim, wo das Andenken an jene glücklichen Zeiten in den Namen zweier, die Hauptzugänge zu jenen Weinbergen bildenden Strassen erhalten ist; denn an dem heutigen Weinbergsweg lag der früher nach seinem zeitweiligen Besitzer dem Feldmarschall Sparr benannte spätere Wollanksche Weinberg, der das ganze von jenem Wege und der Zehdenicker-, Choriner- sowie der Fehrbelliner-Strasse umschlossene Viereck einnahm und von dem hier besonders stark entwickelten Thalgehänge in seiner ganzen Längsausdehnung durchzogen wurde, während die Weinstrasse zu jenen zusammenhängenden Weinpflanzungen führte, die sich vom Ausgange derselben am Thalrande nach

*) Wröhe, Wrüge-Rüge d. h. also Rügegericht. Die Funktionen dieser Rügeherren hatten sich indes im Laufe der Zeiten geändert und bestanden zuletzt nur noch im Abschätzen von Wiesen und Äckern.

**) Die vereinigten Städte Berlin und Kölln besassen um die Mitte des 16. Jahrhunderts 70 Weinberge u. fast 30 Weingärten, von denen einer 1595 volle 96 Tonnen ergab.

***) Der aus dem Jahre 1757 stammende Schmettausche Stadtplan, auf dem wie nebenbei bemerkt sei, der Thalrand in voller Deutlichkeit, wenn auch in der dem damaligen Stande der Kartographie entsprechenden, willkürlichen und systemlosen Manier eingetragen ist, zeigt im Süden der Stadt keinerlei Weinberge mehr, jedoch befanden sich früher u. a. zwei städtische Weinberge an der heutigen Bergmannstrasse, die nach Ausweis der Kämmerei-Rechnungen i. J. 1695 für 36 Tonnen Wein die Summe von 144 Thlr. einbrachten.

Westen hin über die heutige Barnimstrasse*), sowie den hochgelegenen Platz der Bartholomäus-Kirche erstreckten und in noch grösserer Ausdehnung jenseits der damaligen Bernauer- (heutigen König-) Strasse den ganzen südöstlichen Abhang des mehr genannten Prenzlauer Berges überzogen, wo in den „hängenden" Gärten leidlicher Daseinsbedingungen sich erfreuend heute wohl noch die Sprösslinge jener Rebstöcke erzählen von der ehemaligen Bedeutung des Thalgehänges des „vorsintflutlichen" Urstromes im Leben der Berliner Bevölkerung.

So knüpfen sich die Fäden zwischen den ins Dunkel der Vorgeschichte reichenden Entwickelungssphasen unserer Erde bis zu den freundlichen Gebilden der Kultur und bieten der Heimatkunde reizvolle Anregungen.

Von den Grabsteinen der Germanen und Wenden, insbesondere von dem bei Boossen gefundenen Grab-Altar.

Von **Dr. Christian Wilhelm Spieker.**

(Mitgeteilt aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

In dem Frankfurter Patriotischen Wochenblatt, Frankfurt a. d. O. 1843 S. 1091 flg., sind die nachstehenden, auszugsweise mitgeteilten archäologischen Nachrichten enthalten. Es werden dieselben einmal hier mitgeteilt, weil sie in einer längst vergessenen, sicherlich nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen Zeitung enthalten sind, sodann weil die Mitteilungen sich fast durchweg auf die vorgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Brandenburg anwenden lassen, endlich weil es vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt interessant ist zu sehen, wie von einem gebildeten Fachmann vor zwei Menschenaltern die archäologischen Verhältnisse unserer Heimat aufgefasst und erklärt wurden. —

Über die Pflicht die alten vorgeschichtlichen Denkmäler, insbesondere die Grabhügel zu erhalten, mag auf dasjenige verwiesen werden, was bereits der grosse Baco von Verulam sagt: „Res sane operosa, sed mortalibus grata et cum reverentia quadam conjuncta, ac digna certe, quae deletis fabulosis nationum originibus in locum huiusmodi commentitiorum substituatur."

Der alte Wormius bemerkte in Monumentis Dan. lib. I, cap. VII: „Erant olim sepulturae in silvis et agris, tumulosque agrestes lapidibus vestientes muniebant et gigantum strata vocabantur." Spieker erwähnt,

*) Der an dieser Strasse gelegene Sametzkische Weinberg, der letzte aller Berliner Weinberge, der sich wenigstens dem Namen nach bis zu unseren Tagen erhalten hatte, wurde erst i. J. 1889 zu Baustellen parzellirt.

wie in allen Gegenden der Mark Brandenburg sich Hünengräber, Heldenbetten, Riesensteine (lecti, tumuli heroum, strata gigantum) befunden hätten. Hieran knüpfen die nachfolgenden Anszüge unmittelbar an.

Wörtliche Auszüge aus Dr. Spiekers Berichten.

(S. 1092.) Ähnliche Hünenbetten finden sich in allen Teilen der Altmark, nirgends aber häufiger als bei den Dörfern Klöden und Steinfeld. Letzteres mag von den vielen Grabbetten seinen Namen haben. Sie haben hier eine unregelmässigere Form, sind aber zum Teil behauen und die Opfersteine haben an den Seiten künstliche Löcher. Sie ruhen auf grossen Steinen, an denen sich dickes und veraltetes Moos angesetzt hat. Entzelt erzählt in seiner Beschreibung der Altmark (2. Ausg. S. 87), dass bei den Dörfern Gross- und Klein-Ballerstedt, wo die Markgrafen Albrecht und Huder von den Wenden eine Niederlage erlitten „noch grausame grosse Steine, darunter die todtgeschlagenen Wenden sollten begraben sein worden, vorhanden sind. Nach der dortigen Bauern Aussage höret man dort bei Tage und bei Nacht oft seltsam Geschrei und siehet allerlei Gespenste." Bekmann führt noch eine Menge in der Altmark bei den Dörfern Delehow, Diestorf, Salentin, Bretschen, Aluhn befindliche Grabstätten an, die mehr oder weniger die Form der angegebenen haben.

In der Priegnitz findet sich nur ein einziges Steinbett dieser Art, nämlich bei dem eine Meile von Lenzen gelegenen Dorfe Möllen. In der Nähe desselben liegen 28 Grabhügel, dergleichen man in der Altmark nirgends gefunden.

In der Uckermark liegen unweit Wilmersdorf, Seehausen, Bentikow, Prenzlau, Dedelow, Güssow und Klockow eine Menge Steine von ungewöhnlicher Grösse beisammen, die offenbar Überbleibsel von alten germanischen oder wendischen Begräbnisstätten sind, die Form von Heldenbetten aber verloren haben. Nur bei Dedelow hatte sich bis zum Jahre 1757 ein solches ziemlich vollständig erhalten; es fehlte jedoch der Altar, der durch frühere durch den Gutsbesitzer v. Klützow angestellte Nachgrabungen fortgeschafft sein soll.

In der Neumark hatten diese Heldenbetten eine andere Gestalt. Ein Stein von ausserordentlicher Grösse, der in der Regel unten oder an den Seiten mehrere eingehauene Löcher hatte,*) ruhte auf drei oder vier Steinen und hatte um sich herum einen Kreis von 9 bis 10 grossen Steinen.

Der grosse Stein, der offenbar der Opferstein war, bedeckte bei angestellten Nachgrabungen eine Gruft, in welcher sich ein oder zwei Aschenkrüge mit verbrannten Knochen befanden. Bisweilen fanden sich eiserne Nadeln, messingene Ringe, Ketten u. dgl. Die meisten dieser Steinkreise sind in neueren Zeiten vernichtet und zu Bauten verbraucht. So war

*) Nur ein einziger Stein, der bei Klempin, hat länglichtviereckige Löcher, deren Zahl sich auf 10 beläuft. Sie sind sehr regelmässig, in gleichen Entfernungen, in der Richtung von Osten nach Westen, eingehauen, nicht in der Seite, sondern auf der oberen Fläche.

früherhin auf dem Eichhornschen Felde unweit Grüneberg i. N.-M. ein solcher Grabaltar, der in der Gegend unter dem Namen des Steinkellers bekannt war. Auf einem von Feldsteinen aufgeführten Hügel standen von Süden nach Norden 5 grosse Steine, von denen 2 die Seitenwände ausmachten, jeder 8 ½ Fuss lang. Darüber lagen 2 grosse glatte Steine, wovon der grösste 24 Fuss, der kleinere 17 ½ Fuss im Umfange hatte. Gegen Mittag war der Eingang offen. Die Breite und Höhe des Kellers 3 ½ Fuss. Zwei Personen konnten darin gemächlich neben einander sitzen. Die Steine schlossen überall so fest, dass man darin vor Wind und Regen gesichert war.

(S. 1094.) Solche Streitkeile oder Meissel, die wie die ehernen Sicheln als Waffe und Hausgerät sehr gewöhnlich gewesen sein müssen, hat man an allen Orten Deutschlands in grosser Anzahl, oft aufgeschichtet und in Ordnung zusammengelegt, in der Erde gefunden. So entdeckte man

bei Demmin in Vorpommern .	30	eherne	Streitmeissel
„ Geitz in Böhmen	32	„	„
„ Ebenfels in Oberfranken .	40	„	„
„ Freistadt in Ober Österreich	50	„	Sicheln u. Streitmeissel
„ Zittau in Sachsen	50	„	„
„ Bamberg	60	„	„
„ Neuenheiligen in Thüringen	60	„	„
„ Seope an der Saale . über	100	„	„
„ der Chaussee von Merseburg	120	„	„
„ Zapfendorf in Oberfranken	126	„	„
„ Presslin in Vorpommern .	150	„	Meissel.

S. Heidelb. Jahrb. Jahrg. 1843, Maiheft S. 422 und des Prof. Schreiber zu Freiburg Monographie: Die ehernen Streitkeile, zumal in Deutschland. Freib. 1842 (192 S. 4). Bei Welbsleben a. d. Eine fand man Streitmeissel, anderthalb Fuss lange Streit-Äxte, Dolchklingen, Schneidemeissel, Haarnadeln (zum Teil grosse, oben mit Scheiben) und Armringe neben eisernen Sachen, bei Mussbach in der Baierschen Pfalz in einer Sandgrube mancherlei Waffen und Werkzeuge, wie z. B. Messerklingen, Sicheln, Lanzen und Streitmeissel, bei Meckenheim im Nordosten von Neustadt a. d. Orle seltene Modelle zum Giessen von Dolchen, Messern und Schwertern, wahrscheinlich aus der Zeit Karls des Grossen. Es ist auffallend dass man in allen Gräbern fast gar keine edle Metalle findet, blos bei Waltersberg fand man ein kleines unbedeutendes Ohrringchen von Gold, ein rund zusammengebogenes Golddräthchen, und bei Bindow in der Nähe von Crossen ein Stück von einem goldenen Ringe, der leider, wie der frische Bruch deutlich zeigte, durch den Spaten zerstochen wurde und dessen übrige Teile nicht aufzufinden waren. (S. Wochenbl. 1836, I. Band S. 351.) Dr. Wilhelmi sagt (Heidelb. Jahrg. 1843, Maiheft S. 431): „Auch mir ist in den Altgermanischen Gräbern nur ein einziges goldenes Ohrringelchen bei Waltdorf geworden.“ Darüber giebt uns Tacitus in seiner Germania Cap. V Auskunft wenn er sagt: „Argentum et aurum propitii an irati dii negaverint dubito. Possessione et usu haud proinde afficiuntur. Est videre apud illos (Germanos) argentea vasa, legatis

et principibus eorum muneris data non in alia vilitate, quam quae humo finguntur.

Nach der Annahme des Christentums behielten sie die Sitte bei, die Grabmäler ihrer Toten in Wäldern und auf dem Felde durch Denksteine zu bezeichnen und zum Unterschied von den älteren heidnischen Gräbern die Form des Kreuzes darauf zu bilden. Deutsche und Wenden konnten sich lange nicht entschliessen, ihre Toten auf eigenen geweihten Kirchhöfen zu begraben, sondern legten sie in Wäldern und auf freiem Felde in den Schooss der Erde und bezeichneten ihre Grabstätte durch steinerne Denkmäler. Daher die bekannte Verordnung Karls des Grossen, welche das Beisetzen der Toten in Hügeln nach heidnischer Weise streng untersagte. Auch der Bischof Otto von Bamberg erliess ein sehr scharfes Verbot gegen diese Sitte.*)

(S. 1117.) Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Grabhügel oder Hünengräber ursprünglich den Germanen eigentümlich waren. Solche Ehrenhügel errichteten sie nur ihren Edelsten und Tapfersten, und den im Kampf gefallenen Helden, am liebsten auf flachen Waldhöhen in heiligen Hainen. Sie begruben die Leichname und nur in seltenen Fällen verbrannten sie dieselben und setzten die Asche und Knochenreste in Urnen bei. Die Slaven dagegen verbrannten ihre sämtlichen Toten und bewahrten die Überreste in Urnen. Die Grabstätten legten sie in den Ebenen auf weiten Feldern an, und den Edlen und Heerführern errichteten sie Denkmäler von Steinen.

Von den bei Crossen und Cunersdorf aufgefundenen Grabstätten habe ich im Wochenblatt, Jahrg. 1836 No. 7 und 8, und in demselben Jahrg. No. 18 Auskunft gegeben und die aufgefundenen Urnen, Geräthe, Nadeln und Ringe abbilden lassen. Einzelne Urnen haben sich an vielen Orten, in unserer Stadt sogar bei Fundamentirung abgebrochener und neu aufgeführter Häuser, besonders an der Oder entlang gefunden.

(S. 1118.) Die Gegend von Brieskow (in alter Zeit Writzig genannt) über Lossow, Markendorf, Lichtenberg, Boossen, Mallnow, Podelzig bis Reitwein ist in Beziehung auf die älteste Geschichte der Wenden klassisch zu nennen. Überall findet man in diesem Landstriche Hünengräber, Burgwälle, Opfersteine, Grabstätten, Totenurnen u. dgl. Vieles ist verfallen, zerstört, durch den Sturm der Zeit verwehet. Was noch vorhanden ist, sollte erhalten, was in Urkunden sich befindet, gesammelt werden.**) Die

---

*) Ne sepeliant mortuos Christianos inter Pagsnos in silvis aut in campis. Abbas Usperg. ad Ann 1124.

**) Bei Grenzbestimmungen kommen in alten Urkunden häufig die Ausdrücke vor: „de via, quae ducit in tumulum gigantis — ad sepulcrum Slavorum situm — ad tumulum terrae et lapidum — usque ad sepulcbra Sclavorum — inde vertentes ad montem lapideum, Dupna muggnla Slavicali more sic nominatum“ u. dgl. Muggula heisst Grabmal. In mehreren Gegenden Pommerns werden noch jetzt die Hünengräber Mogille und Mogrille genannt. S. den 3. Jahresb. d. Ges. f. pommersche Gesch. u. Altert. S. 66 und Urkundliche Beiträge zur Kenntnis der Altertümer heidnischer Vorzeit, in Ledeburs Archiv f. d. preuss. Geschichtskunde 9. Band, S. 154.

beiden grossen Umwallungen an der Oder bei Lossow und Reitwein, offenbar heilige Örter und Tempel wendischer Gottheiten, Herthaburgen oder Wodansitze, sind sehr merkwürdig und verdienen eine besondere Untersuchung und Beschreibung.*) Die Sandhügel hinter den Runen am Wege nach Müllrose und nach Rosengarten zu sind unverkennbar Heldenbetten.

(S. 1165.) Zu diesen 5 Näpfchensteinen, die zu Bekmanns Zeiten sich noch um Boossen herum befanden, gehört der jetzt aufgefundene und ausgegrabene nicht. Er liegt auf der linken Seite des Weges von Boossen nach den Runen, etwa 400 Schritt hinter der Fichten-Schonung. Steinsprenger sahen ihn mit der äussersten Spitze aus der Erde etwas hervorragen und umgruben ihn. Je tiefer sie kamen, desto grösser wurde der Umfang des Steins.

(S. 1189.) Unter allen deutschen Landschaften finden sich nirgends so viele und so reichhaltige Hünengräber als in Hessen, besonders in Niederhessen, dem eigentlichen Sitze der Chatten. Schon im 17. Jahrhundert sind hier Nachgrabungen angestellt und das Ergebnis derselben bekannt gemacht. Die merkwürdigsten und interessantesten Entdeckungen wurden aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in der Nähe des Dorfes Maden bei Grundensberg auf der sogenannten Maderhaide, unweit dem Ederfluss, gemacht. Den Gewinn dieser Nachgrabungen hat J. H. Schminke in einer besonderen Dissertation beschrieben und in Abbildungen bekannt gemacht.**) In den höchsten dieser Grabhügel fand man über den 3 Urnen auch 3 menschliche Gerippe, und zwar auf den Leib gelegt. Diese Vermischung zweier Gebräuche gehört zu den selteneren Fällen und hat sich bis jetzt nur gefunden:

1) zu Wernstadt in Sachsen, wo sich auf der einen Seite die Urne mit den gebrannten Knochen eines Kindes befand, auf der andern Seite Knochen von einem begrabenen Menschen, schon ziemlich mürbe, zwischen beiden aber in der Mitte ein vollkommenes Mannsgerippe, zu dessen Seite ein Spiess lag.***)

2) In den um Wiesbaden herum neuerdings entdeckten Gräbern, wo man Urnen mit verbrannten Knochen und unverbrannte Gerippe in geringer Entfernung von einander ausgegraben.†)

3) Unter den Braunfelsischen Hügeln enthielt grade der höchste ein Gerip, ein anderer Gerip und Urne zugleich.††)

4) In den bei Dornburg im Weimarschen kam derselbe Fall vor, sowie sie in den slavischen Hügeln in Pommern.†††)

---

*) S. meine Geschichte und Beschreibung der Oberkirche S. 39 und 437.

**) De urnis sepulchralibus et armis lapideis veterum Cattorum. Marb., 1714. 4.

***) Schminke führt dies in der vorgenannten Abhandlung aus Büttners Schrift über den Leichenbrand Cap. 7 an. Dagegen findet sich im ganzen mit Grabhügeln angefüllten Schlesien kein Beispiel davon. S. Budorgis von Friedrich Kruse, S. 104 in der Anmerkung.

†) Will. Carl Grimm, über Deutsche Runen, S. 258.

††) Schaum, Altertümer u. s. w., S. 32 und 52.

†††) Sell, Geschichte von Pommern, I, 20.

5) Sjöborg und Thorlacius führen ein Beispiel an, wo in einer Steinkiste verbrannte Knochen und Asche und ein paar Ellen tiefer unverbrannte Gerippe lagen.*)

6) In dem Grabe bei Jägerprijs, welches Pontoppidan beschrieben hat, fand man erst die Aschenkrüge, in der Steinwölbung aber 3 Gerippe und eins voranliegend.**)

7) In zwei Steingräbern in dem Hügelberge bei Landshut fand man neben etlichen, zum Teil zerbrochenen Urnen, nicht blos ein menschliches Skelett, dessen Haupt auf einem Pferdeschädel ruhte, sondern auch andere Pferdeknochen und das Brustbein eines Vogels.***)

Am 30. Mai 1785 wurden bei Neu Stettin zwei grosse Hünengräber geöffnet. Sie waren etwa 8 Fuss breit und 14 Fuss lang und enthielten 4 vollständige Totengerippe. Die Toten waren blos auf die Erde hingelegt und mit Steinen bedeckt. Bei jedem Toten lagen einige Stücken Eisen und bei einem Gerippe 2 grosse Zähne von einem Aucroehsen oder Elentiere. Die Zähne der Begrabenen waren noch ganz gesund und so weiss wie Elfenbein.†)

In dem Grabmale zu Bentzelwitz i. P. fand man zehn Menschengerippe mit Kopf und Körper dicht an einander gepresst in krummer Stellung und untergeschlagenen Füssen.††)

Durch diese Entdeckungen wird die Vermutung immer wahrscheinlicher, dass das Verbrennen und die Beerdigung der Leichen zu gleicher Zeit üblich gewesen und in demselben Grabhügel beide Gebräuche in Ausübung kommen konnten, vielleicht nach einer bestimmten, uns noch unbekannten Unterscheidung.†††)

(S. 1206.) Einen Bericht über die bis zum Jahre 1798 in Deutschland aufgegrabenen Hügel enthält eine Abhandlung von Hirt in den Memoiren der Berliner Akademie von jenem Jahre: Sur les monumens sépulcraux des anciens peuples du nord. Darin ist auch ein Teil der hierher gehörigen Literatur angegeben. Viel vollständiger findet man aber dieselbe in Lawätz encyklopädischem Wörterbuche Artikel Begräbnis, in Ersch Handbuch der deutschen Litteratur Abth. VI, S. 198, in Reuss Repertorium der Schriften

*) Sjöborg, Nomenclatur pp. S. 93, und Thorlacius, über Hügel pp. S. 253.

**) Historische Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, übersetzt von V. A. Heinze, VII, S. 287 f.

***) Beides, Pferdeknochen, besonders Schädel und Reste von Vögelskeletten, sind gar nichts Ungewöhnliches in germanischen Gräbern und Totenhügeln. In einem der Totenhügel im Wendelsteiner Forste unweit Klein-Rossleben fand man sogar nicht weit von einem noch ziemlich vollständigen menschlichen Skelett, ein ganzes, zwischen grossen Platten bestattetes Pferd. Dr. Wilhelmi, i. d. Heidelb. Jahrb. 1843, Maiheft, S. 423.

†) Fabris und Hammerdörfers histor. u. geograph. Monatsschreiben, I. Band. 2. Stück, S. 131.

††) Sells Gesch. von Pommern. S. 21.

†††) Vergl. Birger und Thorlacius über Hügel und Steinkreise. S. 63.

gelehrter Gesellschaften Tom. VIII p. 62 und in Grubers Encyklopädie der Wissenschaften und Künste Artikel Hünengräber, womit zu vergleichen J. A. Fabricii bibl. ant. p. 1030 sq. — Chr. Fr. Schulz Nachricht von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Totentöpfen. Friedrichstadt 1767. Ueber die neueren Nachgrabungen in Thüringen (die schon Dalberg in den achtziger Jahren um Erfurt anstellen liess) findet man Nachrichten in den Kuriositäten von Vulpius und im 2. Bande von dessen Vorzeit. Auch Göthe redet davon im 2. Bande von Kunst und Altertum S. 189—192 Er führt bestimmte Zeugnisse an, dass die heidnische Sitte des Begrabens bis ins 8. Jahrhundert fortgedauert habe. K. A. Kortum Beschreibung einer neu entdeckten alten germanischen Grabstätte, nebst Erklärung der darin gefundenen Altertümer. Dortmund 1804.

(S. 1207.) Ueber die in Pommern und auf der Insel Rügen aufgefundenen Hünengräber, Opfersteine und heidnischen Altertümer findet man Nachrichten in Mikrälius Pommerland, in den Baltischen Studien, in der Sundine und in den Hakeschen Provinzial-Blättern von Pommern. Einzelne Berichte finden sich in städtischen Wochenblättern und Provinzial-Blättern, wie z. B. in den Halberstadter Blättern (1823 No. 32) im Leipziger Tageblatt (1840 vom 27. Nov.), in den Beiträgen für vaterländische Altertumskunde (1. Heft 1826 S. 84 f.), im ersten Bericht des Thüringer Vereins (1821 S. 9), in den Mitteilungen des Voigtländ. Vereins (1830, 2. Lief. S. 1—60), in den Schlesischen Prov. Blättern, dem Halleschen Wochenblatt u. s. w.

Die reichsten und interessantesten Nachrichten aber findet man über Gegenstände dieser Art in dem alten und neuen Lausitzischen Magazin nicht nur über die in der Lausitz, sondern auch in anderen deutschen Landen aufgefundenen vorchristlichen Altertümer. Namentlich gilt dies von einem Aufsatze des Professors G. Seyffarth in Leipzig: „über Opferplätze und Religion der alten Deutschen", (Neues Lausitzer Magazin. 20 Bd. Görlitz 1842 S. 151 f.) worin ich auch eine Lösung der 12 Löcher auf unsern Opfersteinen gefunden. Der scharfsinnige Verfasser sagt: „So wie nach den Grundsätzen der alten Naturreligion alle Naturerscheinungen zum Bereich (Ducatus) des einen oder des andern Planeten gezogen wurden, so hielt man es auch mit 12 Monaten und den ihnen entsprechenden 12 Zeichen des Tierkreises. Jeder Monat, jedes Zeichen in Verbindung mit der Sonne bringt andere Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben hervor. Diese 12 Naturkräfte wurden späterhin personificirt und so entstanden die 12 Götter der alten Völker. Die 12 Asen oder Aesir in der nordischen Mythologie: Thor, Uller, Freya u. s. f. nebst deren Wohnungen: Thrudheim, Ydalir, Alfheim u. s. w. sind nichts anders als die germanischen Zwölfgötter und deren Zeichen im Tierkreise, die auch bei den Griechen, Römern, Aegyptern und anderen Völkern Wohnungen der grossen Götter heissen. Auf mehreren nordischen Amuleten (Quodbas) findet man die Planetengötter (Cabyron) in Verbindung mit 12 Sternen, den 12 Zeichen des Tierkreises. Sollten nun die 12 Löcher auf den Opfersteinen nicht die 12 Gottheiten der alten Germanen, die 12 Asen der Nordländer, nach den 12 Monaten bezeichnen?

Nnn finden sieh auf einigen Opfersteinen nur 7 oder 8 Löeher! Auch dafür liegt die Deutung sehr nahe. Die alten Völker kannten 7 Planeten, Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Darnach teilte man alle Erscheinungen der ganzen Welt in 7 Klassen und diese 7 Complexe von Natur-Erscheinungen wurden zu Sinnbildern eben so vieler verschiedenartiger Schöpferkräfte.*) Dies sind die eigentlichen Cabiren, die später erst als besondere göttliche Personen gedacht und verehrt wurden. Als aehter Cabir galt die Erde, als eine besondere höchste Natnrkraft. Septem sunt Dei planetae, octavns, qui ex omnibus constat, mundus. So wie bei den Römern die Wochentage nach den Planeten-Göttern genannt wurden, so bei den Dentschen nach deren Cabiren: Satur, Sun, Mun, Tues, Wodan, Thur und Freya. Sollten nnn die 7 Löcher nicht die 7 Cabiren mit ihren Tagen und das achte Loch die Erde bedenten? —

Wir schliessen, ohne eine Kritik an den Erklärnngen des Dr. Spieker an dieser Stelle üben zu wollen, dessen höchst interessante Mitteilungen hiermit ab.

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

(Vgl. Nr. 1—23 Brandenburgia II, 112-118. Ferner IV, 152—160 und VII, 200.)

24) **Vogelstellen im alten Berlin.** Gustav Parthey: Jugenderinnerungen Bd. I, Berlin 1871 erzählt S. 234 was folgt: „Nicht ohne Behagen erzählte er (Eichmann, Parthey's Grossvater) uns von einer Industrie, die er schon als Sekretär des Ministers von Görne getrieben, und die uns einen Begriff gab, wie ländlich am Ende des 18. Jahrhunderts die Umgebungen von Berlin beschaffen waren. Eichmann stellte des Abends Sprenkel an der äusseren Seite der Stadtmauer, und visitierte sie mit Tagesanbruch. Da fand er denn zuweilen ein halbes Dutzend Rebhühner, Wachteln und anderes Geflügel. Den Fang übergab er dem Koche des Ministers, der die eine Hälfte für die hohe Tafel, die andere für den jungen Sekretär zubereitete."

---

25) **Vom Jagdwesen der guten alten Zeit.** Ein altes Berliner Edikt von 1688 enthält Verordnungen wegen pflichtmässiger Wolfsjagden, da sich dieser böse Gast damals noch recht häufig bei uns zeigte. Von dem Aufgebot derer, die „zum Laufen in die Wolfsjagd verpflichtet", waren nur befreit: die Geistlichen und Schullehrer, regierende Bürgermeister, Richter, Stadtschreiber, Zins- und Accisebediente, Salzfaktoren, Land-, Post- und Mühlenbereiter,

*) Vergl. die 7 Augen Jehovahs und des Lammes. Zach. 4. 10. Offb. 5. 9.

refugierte Franzosen, kranke Frauen, Stadtphysici und Wehmütter. Alles Andere musste mit. Später wurde gnädiglich dekretirt, dass auch junge Mädchen nichts mehr damit zu schaffen haben. An guten Püffen muss bei Anlässen nicht Mangel gewesen sein; heisst es doch, „dass die Leute, so in die Wolfsjagd laufen, von den Jägern mit Schlägen traktiret werden“. Das Jahr 1734 beschränkt dies Aufgebot und bestimmt, „dass nur für jedes Gezeug 130 Leute kommandiret werden, weil das genug sei, und nur eitel tüchtige Mannspersonen“. Tagelang dauerten solche Züge, und nächtlich lagerte dann der ganze Schwarm bei grossen Wachtfeuern. War dann aber der Wolf erlegt, dann liessen es sich die guten Bürger Berlins nicht nehmen, den Feind ihres Viehstandes der Reihe nach mit Heu- oder Mistgabeln zum Dank für das, was er ihnen zerrissen hatte, einen Stoss zu versetzen mit den Worten: „Das ist für mein Füllen! Für mein Kalb!“ u. s. w. Von der drakonischen Strenge, mit der vor drei Jahrhunderten die Wilddieberei in der Mark bestraft wurde, giebt ein Erlass vom Jahre 1585 Kunde. Es wird darin den Wilddieben der Galgen angedroht und mit Strang und Galgen geht es bis 1610 fort. Für den Galgen war früher auch ein sehr abschreckendes Ersatzmittel ersonnen, nämlich das Anschmieden des Wilddiebes an einen Hirsch; durch den Ritt auf diesem wilden Renner wurde der Delinquent nach und nach in Stücke zerfetzt. Den Jägern wurde auch empfohlen, die Wilddiebe einfach niederzuschiessen, aber schon 1672 wird bei dem Totschiessen eine gewisse „Behutsamkeit“ (!) empfohlen, damit kein Unschuldiger dabei zu kurz komme.“ In dem Edikt von 1610 werden auch Geldstrafen festgesetzt bis zu 500 Reichsthalern für einen unbefugt geschossenen Hirsch. Die Strafe des Anschmiedens an den Hirsch wird wohl nur auf dem Papier gestanden haben; schätzte man doch das edle Wild so hoch, dass man schwerlich ein Prachtler elend zu Tode gehetzt haben würde. Dass diese barbarische Strafe je wirklich vollzogen worden wäre, davon scheint nichts bekannt. B. T. Bl. 20. Dez. 1885.

---

26) Im Jahre 1885 wurden mehrere Fälle festgestellt, dass Hasen schwimmend angetroffen waren Hierzu folgende Mitteilung:

Noch ein schwimmender Hase. Der Ökonom Herr Fritz M. aus Neu-Rehfeld bei Crossen a. d. Oder schreibt uns: „Sehr geehrter Herr Redakteur! Jahrelanger treuer Abonnent Ihres geschätzten Blattes kann ich nicht umhin, da sich die Sache nun einmal um das Schwimmen der Vierfüssler dreht, Ihnen einen Fall zu erzählen, den ich persönlich diesen Sommer erlebt habe. Es war Anfangs Juli — die liebe Sonne, wie sie wissen werden, meinte es gut Tags über — als ich gegen 6½ Uhr in Gesellschaft meiner Freunde und in Begleitung meines Hundes baden ging. „Popp“, ein gelehriges fixes Tier, wie ich es selten gefunden, spürte auf unserem Heimgange, der uns über üppige Wiesen führte, einen Hasen auf. „Ein Hase!“ erscholl es unisono aus unsern Kehlen; aber wo war unser Popp, resp. mein Popp? dicht hinter dem Hasen her, um ihn uns zu erlangen. Jetzt musste der Hase verfallen, weil er ringsum von 8—10 Fuss tiefen und 15—20 Fuss breiten Grabenwässern eingeschlossen war. Dies wussten wir, schlossen sofort einen Kreis; zurück konnte der Hase nicht mehr; entweder er musste „Poppen“ unterliegen,

oder durchs Wasser. Vor dem Graben angekommen sprang der Hase wenigstens viermal so weit ins Wasser, als mein Hund, tauchte zunächst unter, kam sofort wieder hoch, schwamm, verfolgt von dem fixen Hunde, dem jenseitigen Ufer zu, erreichte dasselbe mit einer gewissen Schnelligkeit und weiter ging's! — Popp gab schliesslich sein Ziel auf, kam in gedrückter Stimmung zu mir zurück, gerade als ob er sich schämte, dass er nicht den Sieg davongetragen. [B. T. Bl. 19. Nov. 1895.

---

27) Schon seit dem 16. Jahrh. haben die brandenburgisch-preussischen Herrscher es sich angelegen sein lassen, neues Wild in ihren Forsten auszusetzen, teils vom Standpunkt der Nützlichkeit, teils vom Standpunkt der Jagdlust. Begüterte Grossgrundbesitzer folgten und folgen noch jetzt diesem fürstlichen Vorbilde, das auch vom Standpunkt der Zoologie und Biologie höchst dankenswert ist, nicht selten nach. Auf ähnliche Ansiedelungsversuche beziehen sich die folgenden Nummern 28 bis 32 und 34.

---

28) **Ansiedelung des Schneehasen in Deutschland.** Ein interessantes, faunistisches Akklimatisierungs- und Züchtungs-Experiment ist in diesen Tagen in den verschiedensten Teilen des deutschen Reiches, sowohl an der Nordseeküste, in Holstein und in Pommern, wie in Mitteldeutschland, in Schlesien und in Rheinland begonnen worden, nämlich die Ansiedelung des skandinavischen Schneehasen (Lepus glacialis), der zu diesem Zwecke in mehreren Hundert ausgesucht schönen und kräftigen Exemplaren von einem Braunschweiger Tierhändler aus Petersburg bezogen und jetzt an die Besteller in den verschiedensten Gegenden Deutschlands verteilt worden ist. Der nordische Schneehase übertrifft unsern einheimischen Hasen an Grösse und unterscheidet sich von ihm durch sein weisses Fell, das an den Ohrspitzen schwarz gefärbt, sonst aber nur ausnahmsweise dunkel gefleckt ist; das Auge des Tieres ist schwarz. Der Preis für einen lebenden Schneehasen ist nicht niedrig; er beläuft sich auf 13 Mark für das Stück. Auf den Ausgang des Ansiedlungsversuchs mit dem Schneehasen darf man gespannt sein. Hoffentlich wird den jetzt ausgesetzten Zuchtexemplaren die gebührende Schonung zu Teil und es ergeht ihnen nicht, wie den vor einigen Jahren zur Zucht ausgesetzten Schneehasen des bekannten Tierfreundes Baron v. Cramm, in Oelber a. w. W., dem, wie die Magdeb. Ztg. mitteilt, diese Tiere, sobald sie das Jagdrevier des Herrn v. C. überschritten, von rücksichtslosen Grenznachbarn als interessantes, seltenes Wild, ausnahmslos abgeschossen wurden. B. T. Bl. 24. Febr. 1895.

---

29) **Hamburg,** 16. Januar. Ein Transport von fünfzig Stück lebender Hasen, in Kisten verpackt, passirte den hiesigen Bahnhof. Die Hasen kommen von Schlesien und sind für Dänemark bestimmt, wo sie ausgesetzt werden sollen. Neun der Tiere krepierten unterwegs, während die übrigen sich anscheinend wohl befanden. Es sind noch weitere

Transporte angemeldet, wenngleich jeder Hase inklusive Fracht bis Dänemark auf 20 Mark zu stehen kommt. B. T. Bl. 18. Jan. 1894.

Hier handelte es sich um unsere heimischen Krummen (Lepidus timidus).

---

30) **Wapiti als Jagdwild.** Im fürstlich Solms-Baruthschen Schloss zu Golssen, Kreis Luckau, bemerkte ich am 30. Oktober 1892 unter den reichhaltigen dortigen Jagdtrophäen, das auf dem Schädel sitzende Geweih eines Sechzehnenders, einem Wapiti-Hirsch (Cervus canadensis) zugehörig. Das Tier ist am 2. Dez. 1881 bei Klitschendorf, Kreis Bunzlau, erlegt worden und gehört zu den in dortiger Gegend, zwecks Eingewöhnung, ausgesetzten amerikanischen Hirschen.

Mehrere Auerhähne und Spielhähne, von demselben Jagdrevier bei Klitschendorf herrührend, befinden sich in anderen Sälen des Schlosses zu Golssen wohl ausgestopft aufgestellt. E. Friedel.

---

31) Die Kölnische Zeitung berichtet unter dem 14. Okt. 1899 aus Keiberg (Eifel) Folgendes: „Vorgestern wurde in hiesiger Gegend ein männliches Känguruh erlegt. Dasselbe war von blaugrauer Farbe und gut genährt; es wog 15 Kilo und mass vom Kopfe bis zur Schwanzspitze 1,50 Meter. Der Schwanz allein hat eine Länge von 66 Centimeter. Das Tier, dessen Alter auf zwei Jahre geschätzt wird, ist seit etwa drei Wochen in hiesiger Gegend gesehen worden. Es wird hier vermutet, dass das erlegte Tier von den sechs Känguruhs herstammt, welche vor mehreren Jahren bei Seebtem vom Freiherrn von Böselager ausgesetzt worden sind. Der Besitzer der seltenen Jagdbeute ist Postdirektor Essinger in Metz. Wie in Fachkreisen behauptet wird, haben die ausgesetzten Tiere in der Freiheit Nachkommenschaft erhalten.“ B. T. Bl. 18. Okt. 1889.

Die Eingewöhnung von Känguruhs ist auch in den Provinzen Schlesien und Sachsen erfolgreich versucht. Die Tiere erliegen leider nur meist der Flinte der „guten und getreuen Nachbarn“ und der Wildschützen.

---

32) **Als Geschenk des inzwischen verstorbenen Zaren** an Kaiser Wilhelm trafen nach der Danziger Ztg. auf dem Bahnhof Trakehnen 27 Stück Schwarzwild, 20 Sauen und 7 Keiler ein. Einer der grössten Keiler kam tot an; er mass über 2 Meter in der Länge. Über die Heimat der schwarzen Borstentiere berichtete der russische Forstbeamte, der den Transport begleitete, interessante Einzelheiten. Der Wald, aus dem die Tiere gebracht worden sind, hat einen Flächenraum von mehr als 20 Quadratmeilen. Er ist in seinen meisten Teilen noch Urwald, in dem noch der Auerochse haust. Das Einfangen der Tiere hat nicht geringe Mühe gemacht. 600 Treiber waren aufgeboten, und erst nach vier Tagen war die mühsame Arbeit vollbracht. Die Tiere stammen aus der Bialowiczer Pussta in Russisch-Litthauen. B. T. Bl. 30. Nov. 1894.

---

33) **Dem königlichen Hofjagdamt** liegt im Winter die Sorge ob für circa 1200 Schwäne der Havel und Spree. Sobald die Flüsse sich mit Eis zu bedecken beginnen, müssen die Schwäne, die dann nur spärlich Nahrung finden, nach den eigens bestimmten Futterplätzen in Spandau nnd Potsdam geschafft werden, wo sie bis zum Frühjahr mit Gerste gefüttert werden. Unter Leitung von Strombeamten werden die Schwäne zusammengeholt. Diesmal hält es sehr schwer, die Schwäne auf ihren Standorten aufzusnchen, da am Lande hoher Schnee liegt und das mit Schnee bedeckte Eis der Flüsse noch nicht hält. B. T. Bl. 9. Jan. 1895.

34) **Der Vermehrung des Federwildes** in unseren Jagdgebieten widmet die staatliche Forstverwaltung ihre besondere Fürsorge. So werden gegenwärtig in der Umgegend von Sommerfeld in der Mark in hühnerarmen Gegenden Tausende von Rebhühnern ausgesetzt; sie stammen aus der Gegend von Komotau in Böhmen, wo sie mit der Netzfalle gefangen worden sind. Ebenso wie an dieser Stelle mit Rebhühnern wird in den Forsten des Ostens für die Vermehrung des Fasanenbestandes gesorgt.
B. T. Bl. 5. Jan. 1899.

35) **Die Jagd auf Rebhühner im Stadtkreis Berlin** ist eröffnet. Der einzige Jäger, welcher hierbei in Frage kommt, ist, wie „Sport im Bild“ meldet, Herr Gutsbesitzer Bötzow, der in Berlin N. und NO. wie O. noch grosse unbebaute Terrains besitzt, welche noch landwirtschaftlich benutzt werden, und wo in jedem Jahre einige Völker Rebhühner liegen. Vor einigen Jahren noch war dies freilich anders; heute wo einer der elegantesten Stadtteile Berlins erstanden ist, unmittelbar hinter dem Zoologischen Garten, an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, fing beispielsweise ein Jagdterrain an, wo es bis zum Grunewald recht viele Rebhühner gab, und wo wir manches Huhn geschossen haben. Heute sind diese Herrlichkeiten längst vorüber nnd zählen zu den tempi passati. Herr Bötzow ist der letzte Mohikaner, der einzig Übriggebliebene, welcher im Stadtkreise Berlin noch Jagdgerechtigkeit ausüben darf. Er geniesst nebenbei den Vorzug, dass auf seinem Terrain, so auch im diesem Jahre, die Jagd mindestens einen Tag eher eröffnet werden darf, als irgend anderswo im preussischen Staat. Dieser Bevorzugte ist also in der angenehmen Lage, bereits junge, frische Rebhühner essen zu dürfen, während andere Sterbliche noch mit Rindsgoulasch oder einem frugalen Schweinernen vorlieb nehmen müssen. Siechen freilich steht in dem (sicher ungerechtfertigten) Verdacht, einen heimlichen Pakt mit Bötzow geschlossen zu haben. Denn nirgends giebt es bekanntlich in öffentlichen Lokalen eher frische Rebhühner der Saison als bei Siechen. Wie wir hierzn bemerken wollen, ist indess der öffentliche Verkauf von Rebhühnern in Berlin vom Tag der Jagderöffnung, in diesem Jahr also vom 18. August ab, gestattet, nnd dass, da in Böhmen die Jagd stets früher als hier eröffnet wird, von dort stets reichliche Zufuhren für den ersten Markttag eintreffen. Die Jagd auf Rebhühner in der Mark Brandenburg ist vorgestern eröffnet worden. Die Resultate des ersten Jagdtages waren sehr verschieden. Viele Reviere haben nnr wenig Hühner, andere zeigen guten Besatz.

Digitized by Google

Es sind, wie dies nicht anders zu erwarten war, viel alte güste Hühner vorhanden, denen die Brut im Klee ausgemäht ist, auch findet man viele Völker, welche wenig über Wachtelgrösse erreicht haben, also anscheinend aus Nachbruten stammen. Im Ganzen muss indes die gesamte Zufuhr ziemlich gut gewesen sein, denn die Preise sind nicht so hoch wie im Vorjahr am Tage nach der Eröffnung der Jagd. In bezug auf das Jagdresultat des ersten Tages muss man aber berücksichtigen, dass die Hitze so ausserordentlich gross war, dass nur gut trainierte Jäger dabei aushielten. Die älteren und beleibteren Herren spannten sehr bald aus. B. T. Bl. 23. Aug. 1895.

---

36) **Der Wildbestand der Mark Brandenburg** wird im Allgemeinen bedeutend unterschätzt, indem vielfach angenommen wird, dass derselbe nicht erheblich sei. Dies trifft jedoch, wie eine soeben fertiggestellte Statistik über die Jagdergebnisse des Jahres 1896 beweist, durchaus nicht zu. Es wurden nämlich im Verlaufe dieses einen Jahres nicht weniger als 10000 Füchse, 5000 Stück Rotwild, 3000 Stück Damwild, 16000 Rehe, 200000 Hasen, 37000 wilde Kaninchen, 500 Marder, 6000 Fischottern, 206000 Rebhühner, 40000 wilde Enten, 11000 Fasanen und 8000 Schnepfen erlegt. Andererseits steht es allerdings fest, dass in der Mark bestimmte Tiergattungen erheblich abnehmen, und hier deren völliges Aussterben zu erwarten ist. Dazu gehört vor allem der Biber, welcher nur noch in beschränkter Anzahl an der Grenze der Mark und zwar bei Barby an der Elbe vorkommt. Und auch der Auerhahn wird nur noch selten angetroffen. Im übrigen ist noch zu erwähnen, dass von der Jagdbeute aus den Wäldern der Mark der bei weitem grösste Teil des zum Verkauf gelangenden Wildprets nach Berlin geht, welches aber natürlich auch noch von weiter her starke Zufuhr von Wildpret erhält. B. T. Bl. 22. Dez. 1897.

Der Wildreichtum Böhmens. Nach der von der k. k. Statthalterei für Böhmen ausgegebenen statistischen Nachweisung sind im Jahre 1890 in den Jagdrevieren der 89 Bezirks-Hauptmannschaften Böhmens 1241012 Stück Wild erlegt worden, und zwar: 2348 Stück Edelwild, 1758 Stück Damwild, 11048 Rehe, 587 Wildschweine, 521559 Hasen, 25656 Kaninchen, 1093 Auerhühner, 5097 Birkhühner, 682 Haselhühner, 52184 Fasanen, 528117 Rebhühner, 10289 Wachteln, 3622 Waldschnepfen, 1428 Bekassinen, 369 Wildgänse und 13736 Wildenten. An Raubwild wurden erbeutet: 2423 Füchse, 2481 Marder, 13971 Iltisse, 291 Fischottern, 208 Dachse, 77 Uhus und 41572 diverse Raubvögel. B. T. Bl. 15. Jan. 1892.

---

38) **Der Wildreichtum Böhmens** ergiebt sich aus folgender Statistik: In sämtlichen Jagdrevieren Böhmens sind im ablaufenden Jahre 1568495 Stück Wild erlegt worden, und zwar an Nutzwild: 2516 Edelhirsche, Tiere und Kälber, 1804 Damhirsche, Gaisen und Kitze, 14446 Rehe, 915 Wildschweine, 602285 Feldhasen, 37236 Kaninchen; 1124 Auerhühner, 5456 Birkhühner, 401 Haselhühner, 75814 Fasanen, 675547 Rebhühner, 49612 Wachteln, 2174 Waldschnepfen, 480 Bekassinen, 334 Wildgänse und 13690

Wildenten; an schädlichem Wilde: 2434 Füchse, 3235 Marder, 13 047 Iltisse, 489 Fischottern, 457 Dachse und 64 999 diverse Tag- und Nachtraubvögel. Der nach dem Minimal-Erlöse durchschnittlich geschätzte Gesamtwert des erlegten Nutzwildes beläuft sich auf rund 1 415 000 Gulden.
B. T. Bl. 11. Nov. 1894

39) Von der Böhmischen Jagdbeute kommt für Berlin, als Abnehmer, namentlich das Federwild (Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner) in Betracht. Vgl. wegen der Rebhühner (in Böhmen, wie in Süddeutschland „Feldhühner" genannt) Nr. 35. E. Fr.

40) **Schwerin i. Meckl.,** 29. Oktober. Einem Kampfe zwischen Rehen und einem Fuchse wohnte gestern der Erbpächter Lange aus Wittenbeck bei Doberan bei. Auf seinem Wege von Wittenbeck nach Doberan vernahm er nahe dem Kellerswald das laute Klagen eines Kitzchens (jungen Rehes). Er kam von seinem Wagen hinzu und sah nun, wie ein Fuchs das jammernde Tier am Hinterlauf gefasst hatte und es in den Wald zu zerren suchte. Lange eilte nun zum Wagen zurück, um die Peitsche zu holen und den Fuchs von seinem Opfer fortzuhauen. Inzwischen aber stürzten mehrere Rehböcke herbei, die mit gesenktem Gehörn auf den Fuchs losgingen und ihn in ihrer Übermacht von seinem Raub abbrachten, so dass er davoneilte. Das verwundete Kitzchen hinkte darauf an der Seite seiner Befreier in den Wald zurück. B. T. Bl. 31. Okt. 1899.

41) **Der Rehbock springt aufs Blatt.** Wenige Tage noch und die Brunstzeit unseres zierlichen Rehwildes, des Cervus capreolus, beginnt. Mit diesem Tage fängt aber auch die von jedem Jäger so heiss herbeigesehnte Zeit der Blattjagd oder des Blattens, jene ungefähr vier Wochen von Mitte Juli bis Mitte August dauernde Periode im Leben der Rehböcke an, wo selbst den schlauesten von ihnen eine tolle Liebessehnsucht jede Vorsicht vergessen lässt, so dass ihn der nachgeahmte Ruf des weiblichen Rehes unwiderstehlich anlockt und dem Jäger vor das Rohr führt. Von der ursprünglichen Manier, diesen verlockenden Ruf auf einem frischen, weichen Buchenblatt nachzuahmen hat diese interessante Jagdart ihren Namen bekommen und bis auf den heutigen Tag beibehalten, wenn auch schon längst das primitive Buchenblatt, das nur noch sehr wenige erfolgreich zu benutzen verstehen, durch die verschiedensten Arten von Locken und Blatten ersetzt worden ist. Trotzdem nun diese kleinen nützlichen Instrumente die Blattjagd sehr erleichtern, da sie ein Fehlschlagen des Locktones so ziemlich ausschliessen, so erfordert doch auch ihre Anwendung Uebung und Verständnis, sowie eine gute Kenntnis des betreffenden Reviers, des Standes und der Gewohnheiten der Böcke etc., denn auch die alte Ricke springt auf das Blatt, namentlich wenn der Jäger mit dem Fiepen des Schmalreches oder dem Angstgeschrei blattet. Und wenn dann ein solches angeblattetes Altreh den Waidmann in seinem Versteck eräugt oder windet, dann springt es gewöhnlich mit lautem „Schrecken" ab, und der Bock, der vielleicht schon unterwegs

war, wird in den meisten Fällen vergrämt, und der unerfahrene Schütze hat für diesmal wenigstens das Nachsehen.

Es empfiehlt sich daher, wenn einige Tage vor dem wirklichen Beginn der Blattjagd bei heisser Witterung — wie in diesem Jahre gegen Mitte des Monats Juli — der Waidmann sein Revier sorgfältig beobachtet oder wenigstens beobachten lässt, denn an warmen Abenden fangen die Böcke auf günstig gelegenen Wiesen oder Blössen bereits an, weibliche Stücke zu treiben, und man kann sich bei dieser Gelegenheit am besten über geeignete Plätze für das Blatten unterrichten. B. Lok. Anz. 20. Juli 1899.

---

42. **In einer Kaninchenfalle gefangen** hatte sich dieser Tage der elfjährige Sohn des Schuhmachermeisters Schlösser aus der Müllerstrasse No. 53a. Auf dem Grundstück der Erziehungsanstalt zum grünen Hause, Müllerstrasse No. 52, sind, wie seit Jahren auch auf anderem Gelände in jener Gegend, die Kaninchen so zahlreich, dass sie bedeutenden Schaden anrichten. Inspektor Schröder versuchte daher, den Schädlingen mit einem Fangeisen beizukommen. Der kleine Schlösser bemerkte nun das Eisen und hätte es gar zu gern einmal aus nächster Nähe betrachtet. Er steckte daher eine Hand durch eine kleine Zaunöffnung, durch die die Kaninchen in die Falle gehen sollten, und kam so auch an das Eisen heran. Sobald er es jedoch berührte, klappte das Fangeisen zu und fasste den Jungen am Daumen. Da nun das Loch im Zaun zu klein war, um die Falle durchzulassen, so war Schlösser gefangen. Wohl aus Furcht vor Strafe wagte er nicht, um Hülfe zu rufen. Nach längerer Zeit kamen endlich andere Knaben dazu. Als aber auch diese keinen Rat wussten, musste er endlich einen Gespielen zu seiner Mutter schicken. Diese befreite ihn aus der Falle und erteilte ihm gleich an Ort und Stelle eine fühlbare Lehre. Die Verletzungen, die der Neugierige davontrug, sind nicht sehr bedeutend.

B. T. Bl. 11. Nov. 1898.

Gemeint ist natürlich das seit dem Grossen Kurfürsten bei uns eingeführte wilde Kaninchen, welches noch jetzt innerhalb des Weichbildes von Berlin haust, z. B. in den Rehbergen, von dort die Gärten der Müllerstrasse und ihrer Querstrassen nachts heimsuchend. E. Friedel.

---

43) **Der weisse Hirsch,** welcher im königlichen Wildpark bei Potsdam sein Dasein fristet, wird in dem Festprogramm zu Ehren der Anwesenheit des Königs Alexander von Serbien eine tragische Rolle spielen. Der Kaiser hatte schon lange die Absicht, den Hirsch abzuschiessen, da aber der König Alexander ein grosser Jäger ist, so wird für ihn bei seinem bevorstehenden Besuche eine Pirschfahrt am 17. oder 18. d. M. im Wildpark veranstaltet werden, bei welcher er den weissen Hirsch erlegen soll.

Der Hirsch ist erlegt worden. B. T. Bl. 12. Okt. 1894.

---

44) **Luckau,** 2. November. **Einen unfreiwilligen Ritt auf einem Hirsche** unternahm während einer am Montag bei Langengrassau abge-

haltenen Treibjagd der als Treiber fungierende Ziegelmeister L. Die flüchtigen Hirsche kamen dem L. so nahe, dass er im Augenblick, als er sich die vorderen Tiere mit einem Knüppel abwehrte, von einem nachfolgenden Stück Mutterwild aufgelaufen und eine Strecke fortgetragen wurde. Der L. glaubte sein Ende nahe, da jeden Augenblick die Schützenlinie passiert werden musste, er wurde jedoch noch rechtzeitig im dichten Gehölz abgelaufen und kam mit dem blossen Schrecken davon, während der Hirsch diesen Streich mit seinem Leben bezahlen musste.

B. T. Bl. 4. Nov. 1896.

---

45) **Gefährliches Damwild.** In der Nähe des Havelberges macht seit einiger Zeit ein junger, starker Damhirsch den Grunewald im eigentlichen Wortsinne unsicher. Er hat, obwohl die eigentliche Brunstzeit des Damhirsches in den späteren November fällt und die Tiere dann erst als bösartig gelten, Vorübergehende wiederholt „angenommen" und „geforkelt", wie es in der Waidsprache heisst, d. h. angegriffen und mit dem Geweih gestossen. Dasselbe besteht bei besagtem Tier nur erst aus einer Stange, der Bösewicht ist also ein Spiesser. Zwei Mitglieder des Berliner Geschlechtsvereins, die als eifrige Wanderer bekannt sind, wurden am 27. v. Mts. von dem wütenden Tier, welches nicht viel mehr als dreijährig sein kann, gestellt, eine halbe Stunde lang verfolgt und konnten sich des Tieres nur durch Stockhiebe erwehren. Wenn das Tier so fortfährt, kann es als Schaufler recht bedenklich werden, Kindern ist es schon jetzt gefährlich. Dies erinnert uns an das Gebahren des Rotwildes im Wildpark bei Potsdam. Der Maurermeister Stechow aus Werder wurde vor Jahren durch einen brünstigen Rothirsch genötigt, auf den Wildzaun beim Entenfänger zu klettern; dort wurde er stundenlang belagert und erst durch einen von ihm zu Hilfe gerufenen Trupp Waldarbeiter aus seiner bedenklichen Lage befreit. In demselben berühmten Waidanger und Jagdrevier hat König Friedrich Wilhelm IV. einem seiner Hegemeister ein Denkmal gesetzt, der hier von einem starken Rothirsch langsam zu Tode geforkelt worden ist. Sonderbar ist es, dass solche Hirsche das weibliche Geschlecht unter den Menschen respektieren, sie sind so galant, dass sie die Werderschen Frauen, überhaupt weibliche Personen, die den Grunewald, die Pirschheide und den Wildpark passieren, nicht anfallen.

Dem betr. jungen Damhirsch bin ich damals selbst in der Gegend des Havelberges begegnet und habe ihn mit Stockhieben mir vom Leibe gehalten. Nov. 1890. E. Friedel.

---

46) **Unter dem Vorsitze des Kaisers** als Protektors des „Ordens vom Weissen Hirschen Sancti Huberti" fand am Sonnabend Abend 7 Uhr im Palais des Fürsten Pless, welcher die Stelle des Grossmeisters dieses Ordens bekleidet, die feierliche Aufnahme des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin in den genannten Orden statt. Dieser Orden wurde am 3. November 1859 „zum Besten des Löblichen Waidwerks" von dem verstorbenen Prinzen Friedrich Carl in Anbetracht des damaligen jämmerlichen und nicht genug zu beklagenden Verfalls und zur Abwehr der Gefahr gänzlichen Verschwindens des edlen Waidwerks gestiftet und von dem jetzt

regierenden Kaiser im Jahre 1889 von neuem sanktioniert. Dem ceremonienreichen Aufnahmeakt folgte ein Diner. B. T. Bl. 4. März 1894.

---

47) **Die Jagdbeute des Kaisers.** Nach einer Bekanntmachung des kaiserlichen Hofjagdamtes erlegte der Kaiser im letztverflossenen Jahre auf den verschiedenen Hofjagden insgesamt 894 Stück Wild und zwar: 92 Sauen, 265 Fasanen, 4 Kaninchen, 3 Rehböcke, 458 Hasen, 13 Auerhähne, 48 Rothirsche, 8 Damhirsche und 3 Stück „Verschiedenes". Davon entfielen am am 8. Januar auf der Insel Potsdam 1 Rehbock, 96 Hasen und 2 „Verschiedenes"; am 15 Januar zu Buckow bei Britz 362 Hasen; am 24. und 25. April zu Klitschdorf in Oberschlesien 2 Rehböcke, 13 Auerhähne; am 29. August im Wildpark bei Potsdam 2 Rothirsche; vom 18. bis 23. September in der Schorfhaide 36 Rothirsche und 1 Damhirsch; vom 24. September bis 3. Oktober in Rominten 10 Rothirsche und 1 Stück „Verschiedenes"; am 9. Dezember am Entenfang bei Potsdam 265 Fasanen, 4 Kaninchen und am 14. und 15l Dezember im Saupark bei Springe 7 Damhirsche und 92 Sauen. — Da der Kaiser in der Hauptjagdzeit wenig jagte und da ferner die Orientreise in diese Zeit fiel, so ist das Jagdergebnis — wenngleich es als ein vorzügliches zu bezeichnen ist — doch nicht so glänzend wie in den Vorjahren, wo es zwischen 1500 bis 2500 Stück Wild schwankte. B. T. Bl. 18. Febr. 1899.

---

48) **Aus Anlass der 2000. königlichen Parforcejagd,** welche zugleich die letzte in diesem Winter war, fand am gestrigen Abend ein Festmahl im Hotel Kaiserhof statt, zu welchem sich weit über hundert Teilnehmer eingefunden hatten Die im grossen Festsaale des Hotels hergerichtete Tafe prangte in wundervollem Tannengrün, aus dem sich Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Hasen, Hunde und andere Tiere mehr als Attrapen erhoben. Besonders reich war der Platz vor dem Ehrensitz, den Prinz Joachim Albrecht von Preussen einnahm, mit allerhand Tieren dekoriert. Ein besonders interessantes Bild gewährte die Tafelrunde dadurch, dass alle Teilnehmer im roten Frack erschienen waren. Nachdem Freiherr v. Heintze einen Rückblick über die königlichen Parforcejagden vom 8. Februar 1828 bis 20. Dezember 1897 gegeben und die Festteilnehmer aufgefordert hatte, dem verstorbenen Prinzen Carl von Preussen, dem dereinstigen Protektor der Parforcejagden, ein stilles Glas zu weihen, brachte Graf Hohenau ein Hoch auf den jüngsten Parforcereiter des königlichen Hauses, dem Prinzen Joachim Albrecht aus, welcher mit einem Hoch auf den Master, Grafen Hohenau, antwortete. Jeder Festteilnehmer erhielt eine geschmackvoll ausgestattete Nachweisung über die in der erwähnten Zeit abgehaltenen 2000 Parforcejagden, aus welcher folgendes ersichtlich ist. Jagden sind an 12 verschiedenen Orten abgehalten worden, die meisten 735, am Stern, 638 im Grunewald; die 1. bis 1000. Jagd von 1828 bis 1863, darunter 71 Fehljagden, die 1000. bis 2000. von 1863 bis 1897, darunter 72 Fehljagden. 87 fürstliche Herrschaften haben abgefangen, darunter Kaiser Wilhelm I. 50 mal, Kaiser Wilhelm II. 47 mal; ausgehoben haben 5 mal und darüber 70 fürstliche und andere Jäger. B. T. Bl. 22. Dez. 1897.

---

49) **Der Kaiser auf der Deutschen Geweihausstellung.** Die im Borsigschen Hause auf der Vossstrasse veranstaltete Deutsche Geweihausstellung wurde vor ihrer Eröffnung für das Publikum am gestrigen Nachmittag $^3/_4$3 Uhr vom Kaiser nach dessen Rückkehr von Potsdam durch einen Besuch ausgezeichnet. In der Begleitung des Monarchen befanden sich die beiden Flügeladjutanten Herren von Arnim und von Kalkstein. Zur Begrüssung des Kaisers waren erschienen die beiden Herren Borsig, sowie die Herren des Komitees Fürst Pless, Oberjägermeister vom Dienst, Freiherr von Heintze und General von Hindenburg, ferner die Herren Preisrichter Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, Herzog von Ratibor, königlich bairischen Gesandter Graf Lerchenfeld, Graf von Fabrice von der königlich sächsischen Gesandtschaft, Graf Solms-Baruth und General der Infanterie von Arnim und schliesslich Prinz von Hohenlohe-Ochringen. Die Führung bei Besichtigung der Ausstellung hatte, wie im vergangenen Jahre, Fürst Pless übernommen, mit welchem sich der Kaiser lange Zeit eingehend unterhielt. — Die Verteilung der Preise für die ausgestellten Geweihe und Gehörne, sowie für Kollektionen ist bereits am vergangenen Freitag Abend beendet worden und hatten folgendes Ergebnis: Der Kaiser hatte zwei Ehrenpreise für deutsche Rothirsche gegeben, und es erhielt Fürst Pless denjenigen für das beste ausgestellte deutsche Rothirsch-Gewih für einen in Pless (Schlesien) erlegten ungeraden Achtzehn-Ender und Fürst zu Putbus denjenigen für die beste Kollektion von Rothirschen aus freier Wildbahn (Rügen). Es gelangten für die Abteilung deutsche Rothirsche zwölf Preise zur Verteilung, von welchen I. der Kaiser für einen in Rominten (Ost-Preussen) erlegten ungeraden Achtzehn-Ender, II. Graf von Mirbach-Sorquitten für einen von Frau Gräfin Mirbach in Sorquitten gestreckten Sechszehn-Ender, III. Fürst zu Schaumburg-Lippe für einen im Revier Baum (Bückeburg) geschossenen Vierzehn-Ender erhielt etc. Ferner wurden noch 39 Medaillen vergeben. Ausserdem erhielt in dieser Klasse als deutscher Jäger für einen im Ausland (Darda, Ungarn) erlegten Rothirsch von sechszehn Enden Fürst zu Schaumburg-Lippe einen Preis. In der Abteilung B. Deutsche Damschaufler waren drei Preise ausgesetzt, welche, wie folgt, zuerkannt wurden: I Der Kaiser für den stärksten Schaufler der Ausstellung, geschossen im Grunewald, und für die beste Kollektion. II. Der König von Württemberg für einen im Favoritepark erlegten Schaufler und III. Graf von Hahn-Basedow für Gesamtausstellung von 6 Schauflern, die er in Basedow (Meeklenburg-Schwerin) zur Strecke gebracht. Acht Medaillen wurden hier noch vergeben. In der Abteilung C. Gams (Deutsche) wurden ein Preis und eine Medaille zuerkannt. Den ersteren erhielt Herr Behrens für einen im Unter-Ammergau (Baiern) geschossenen Bock. Für die Klasse D. Deutsche Rehböcke kamen fünf Preise und achtMedaillen für Einzelgehörne sowie vier solche für Gesamtausstellungen von Rehkronen zur Ausgabe. Von den Preisen wurde I. Herrn A. von Janta Polczynski für einen in Gross-Komorze (West-Preussen) geschossenen Sechser-Bock, II. Förster Georg Ernst im Gemeindewald Brand bei Aachen (Rhein-Provinz) erlegten Zwölfer-Bock, III. Generalmajor B. von Arnim für einen bei Calcum (Rhein-Provinz) gestreckten Achter-Bock zugesprochen u. s. w. B. T. Bl. 27. Jan. 1896.

50) **Von der deutschen Geweihausstelluug** wird uns noch geschrieben: Es mag nochmals darauf hingewiesen werden, dass nur schädlechte Geweihe und Gehörne hier ausgestellt sind, deren Träger von deutschen Jägern während des Jahres 1895 erlegt worden sind, und zwar kommen hauptsächlich die auf deutschen Wildbahnen geschossenen in Betracht. Daneben finden wir allerdings gleich im ersten Raume zur rechten Hand, durch eine Leine mit der betreffenden Aufschrift getrennt, die von deutschen Jägern im Ausland erbeuteten Jagdtrophäen. Es sind im ganzen die Geweihe von 202 Rothirschen und 72 Schauflern, ferner 259 Rehgehörne, 59 Gamskrickeln und 2 Elchhäupter und 1 desgleichen Schaufelgeweih vertreten Zwar befinden sich darunter einige „Abwürfe", doch sind dieselben lediglich der Kuriosität wegen ausgestellt und haben bei der Prämiirung nicht mit konkurrlert, wie auch die von „geforkelten", das heisst von im ritterlichen Zweikampf mit Nebenbuhlern in der Brunstzeit gefallenen Hirschen. Im allgemeinen kann die Ausstellung mit ihren vielen starken und teilweise kapitalen Kronengeweihen als Beweis dafür gelten, dass wir in Deutschland nnter der rationell und waidgerecht betriebenen Jagd unserer grossen Jagdbesitzer und Grundeigentümer noch einen sehr schönen Wildstand besitzen. Als ein Beispiel hierfür darf angeführt werden, dass Fürst Pless in seinem umgatterten Revier von rund 50000 Morgen (Wildschadeu daher ausgeschlossen) im vergangenen Jahre 153 Stück Rotwild mit 71 Hirschen abgeschossen hat und trotzdem einen Wildstand (aufgenommen am 12. Januar d. J.) von 842 Stück Rotwild mit 386 Hirschen besitzt. Da sich in diesem Stand 218 Stück Alttiere befinden, so wird, falls nicht noch grosse Verluste durch sehr ungünstige Witterungsverhältnisse nnd dergleichen eintreten, der Nachwuchs in diesem Jahre den vorjährigen Abschuss übersteigen. Doch wenden wir uns vom ersten Raume ans links zwischen den starken vom Fürsten Heinrich XII von Reuss älterer Linie einerseits und dem Grafen von der Asselburg andererseits aufgestellten Hirschgeweihen nach dem grossen Saale, so befinden wir uns inmitten der grossen Kollektionen von Rothirsch-Trophäen. Zunächst fesseln an der Längswand die vom Kaiser gesandten Geweihe — zumeist aus Rominten und von Hirschen von schwerstem Gewicht stammend — den Blick. Es sind echte deutsche Rothirsche, deren Mittelpunkt dasjenige Geweih bildet, das den ersten Preis davongetrageu. Dasselbe gilt von denjenigen des Königs von Württemberg, des Königs Albert und Prinzen Georg von Sachseu, des Grossherzogs nnd Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenbnrg-Strelitz, des Herzogs von Koburg-Gotha nnd namentlich von der Kollektion des Fürsten zu Putbus, welche den Ehrenpreis des Kaisers erlangte. Die zahlreichste Sammlung von Rothirschen hat übrigens der Herzog von Koburg-Gotha mit 30 Stück am Platze, während der Kaiser selbst der bedeutendste Ausstteller ist, denn er hat 20 Rothirsche, 20 Damschaufler und 22 Rehböcke eingesandt. Im nächsten Saale finden wir die Damschaufler, von welchen wieder die vom Kaiser erlegten, namentlich diejenigen aus dem Grunewald, darunter das ganz ausnahmsweise starke Schaufelgeweih, welchem der erste Preis fraglos zukam. Es scheint also, dass die „Berliner Stullenpapiere" eine auf die Geweihbildung sehr günstige Äsnng abgeben, wie ein Besucher der Ausstellung sich änsserte. Kapitale Schaufler haben anch der König von Württemberg, der Landgraf

von Hessen aus der Herrschaft Hessenstein (Holstein), der Herzog von Schleswig-Holstein aus Primkenau (Holstein), den Graf Hahn-Basedow und andere eingesandt. Den Mittelpunkt des folgenden Rammes bildet die Hirschkollektion des Fürsten Pless, darunter das als bestes deutsches Rothirschgeweih mit dem Ehrenpreis des Kaisers ausgezeichnete. Es sind unzweifelhaft die stärksten Rothirschgeweihe der ganzen Ausstellung, welche hier beisammen sind, wenn es uns auch scheinen will, als ob bei manchen noch das Wapitiblut hervorträte, das zur Auffrischung des Rotwildstandes in der fürstlichen Wildbahn verwendet worden ist. Dabei waren die Hirsche durchweg schlechter bei Leibe als die vom Kaiser in Rominten zur Strecke gebrachten. Die Wände dieses Saales tragen die Gamskrickeln — über welche nicht viel zu sagen ist — sowie die Rehgehörne, denen fast sämtlich anzusehen ist, wie sehr ihre Träger unter den Folgen des letzten strengen Winters zu leiden gehabt haben. Häufiger als bei den Hirschgeweihen sind die Abnormitäten vertreten, und manche derselben sind wirklich hoch interessant. Der mit dem ersten Preise bedachte Sechserbock des Herrn A. v. Janta-Polczynski aus Gross-Komorze (Westpreussen) erinnert — wie übrigens auch einzelne andere Stücke — mit seiner Höhe von 28 Centimeter sowie seiner ganzen Struktur und Perlung nach an die Formen des sibirischen Rehbocks (Cervus pygargus). Bemerkenswert ist auch eine Kollektion von Gehörnen, welche Herr Generalmajor B. von Arnim in Calcum (Rheinprovinz) erbeutet hat — dritter Preis — durch die eigenartige, einer Perrücke ähnelnde Perlung des ungemein starken Rosenstocks mit dem unteren Stangenteil, während der obere sehr rasch schwächer wird und sich wie verkümmert ausnimmt. Leider ist ein vom Graf von Mielzynsky eingesandtes Gehörn zu spät zur Prämiirung eingetroffen. Zum Schlusse treten wir wieder in den Eingangsraum zurück unter die von deutschen Jägern im Ausland erbeuteten Trophäen, wo recht viel Schönes vereinigt ist. Wir erwähnen den kapitalen Sechszehnender (mit dem Preise ausgezeichnet und der schönste der ganzen Ausstellung), den der Fürst zu Schaumburg-Lippe in Darda (Ungarn) und den Achtzehnender, welchen der Herzog von Schleswig-Holstein in Szirovra (Oberungarn) erlegt hat. Ferner die vom Herrn A. Florstedt in Siebenbürgen geschossene Kollektion von 10 starken Gamskrickeln (Medaille) und endlich die beiden norwegischen Elchhäupter (ausgestopft), die zwar recht schwache Schaufeln zeigen, im übrigen jedoch einen Begriff von den riesigen Formen dieses gewissermassen vorweltlichen Wildes geben.

B. T. Bl. 30. Jan. 1896.

---

51) **Breslau,** 9. Dezember 1899. Bei der Preisverteilung in der heute eröffneten Geweih- und Gehörn-Ausstellung erhielt Kaiser Wilhelm eine Kollektion von Diplomen für Rothirsche und für Rehkronen, ausserdem eine Medaille für einen Zweiundzwanzigender und zwei Medaillen für Rehböcke. Der König von Sachsen erhielt ein Kollektivdiplom und zwei Medaillen, der König von Württemberg ein Kollektivdiplom und eine Medaille.

Nat. Z. 10. Dez 1899.

Digitized by Google

52) **Das Elch oder Elentier** (Cervus alces L.) hat in der Jagd unserer Heimat eine grosse Rolle gespielt. Leider ist es seit langer Zeit ausgerottet, obwohl unsere Herrscher wiederholt den Versuch der Eingewöhnung mit Tieren aus Ostpreussen gemacht haben. Unter den Moorfunden unserer Gegend spielen Reste von Elen eine grosse Rolle. In und bei Berlin sind wiederholt Geweihe, Schädel und Gebeine des Elchs ausgebaggert oder ausgegraben worden. Gegenwärtig ist dies edle, an die Gestalten der Vorzeit erinnernde Hirschwild auf ein kleines Schonrevier in Ostpreussen beschränkt, woselbst es strengstens überwacht und bestens gehegt wird. Die nachfolgenden Mitteilungen dürften deshalb das Interesse unserer Leser erregen.

Zunächst eine Jagd-Episode aus der Zeit, wo unser Kaiser, als Prinz Wilhelm, mit dem jagdfreudigen, später so unglücklich endenden österreichischen Kronprinzen Rudolf auf die Elch-Birsch zog:

53) **Die Oberförsterei Ibenhorst,** nach welcher bekanntlich Prinz Wilhelm mit dem Kronprinzen Rudolf von Österreich sich zur Jagd auf Elchwild begeben hat, liegt am kurischen Haff in dem weitverzweigten Memeldelta zwischen den Hauptmündungen der Russ und der Gilge. Von der Mündung des Athmathstromes bis zum Loyefluss folgt ihr Gebiet, nur durch einzelne Privat-Ländereien davon getrennt, in einer Breite von durchschnittlich anderthalb Meilen der Küste des kurischen Haffs. Es ist ein niedrig gelegenes, bruchiges, oder aus schlickhaltigem Boden gebildetes Stück Land, nur hie und da überhöht von meist bewaldeten, ehemaligen Dünenhügeln. Wenn beim Eisgang der Memel oder bei anhaltenden Weststürmen durch den Rückstau der Wässer des Haffs Überschwemmungen eintreten, so ragen nur diese sandigen Höhen und das Ibenhorster Hochmoor über die Wasserfläche empor. Dort ist das Gebiet der sogenannten „Wassersteppen", wo Wasser- und Sumpfpflanzen ein üppiges Dasein geniessen und der geflügelte Bote Stephans, der Landbriefträger, seine amtlichen Touren mittels des Dienstkahnes zurücklegen muss. In der schlechten Jahreszeit, besonders zu Ausgang des Winters, wenn das Wasser nicht gefriert und der vollgesogene Boden nicht trägt, hört oft wochenlang, ausser auf den wenigen Kunststrassen, jeder Verkehr von Hof zu Hof auf, und der biedere Lithauer nennt diese trostlose Zeit den „Schaektarp". — Etwa drei Fünftel des Ibenhorster Reviers sind mit Wald bestanden, ein Fünftel wird von dem grossen Ibenhorster oder Bredzuller Torfmoor eingenommen, den Rest bilden meist Wiesen. Den Waldbestand machen auf hochgelegenen Stellen Kiefern, weiterhin Erlen und Weiden, vielfach auch Birken und Flechten aus. Ein Forstbetrieb im grossen Stile ist nicht gut möglich, und darum hat die königlich preussische Regierung dort dem sagenhaften Elch, einer dem Untergange geweihten Wildart, eine Heim- und Zufluchtsstätte eingerichtet, welche der Oberförsterei Ibenhorst ihren Ruf bei jedem echten Waidmann gegründet hat. Besondere Verdienste um die Wiedervermehrung des Elchstandes in Ibenhorst hat sich Oberförster Axt, welcher das Revier 1873 übernahm und bis zu seiner im jüngsten Sommer erfolgten Versetzung nach Letzingen verwaltete, erworben. Er fand nur 74 Stück vor, hat aber durch seine unausgesetzten Bemühungen —

Wie man durch Gehilfen oder selber
Fängt der Elche hoffnungsvolle Kälber —

Digitized by Google

es dahin gebracht, dass im Sommer 1883 ein Stückzahl von 130 Hänptern vorhanden war, obgleich das Jahr 1880 durch eine seuchenähnliche Krankheit erheblichen Abgang gebracht hatte. Nenere Nachrichten stehen uns nicht zu Gebote, doch wurde in diesem Frühjahr gefürchtet, dass der Elchwildstand durch die langandauernde Überschwemmung der Niederung, wobei wegen des grossen Körpergewichts des Tieres und des durchweichten Bodens die Nahrungsplätze immer kleiner wurden, wieder geschädigt worden sein könnte. Wer an die zierlichen und eleganten Formen nnd Bewegungen unseres Rotwilds gewöhnt ist, wird sich durch die Erscheinung des Elchs leicht etwas enttänscht sehen. Das Elch macht im Vergleich zum Reh- nnd Rotwild eher den Eindruck eines zwar massiven, aber plumpen Erstlingsversuchs der Natur. In der Erscheinnng wie im Gang unterscheidet sich das Wild wesentlich von seinen bekannteren Verwandten, erinnert durch die Schnauze an das Kameel, dnrch den mit einer Mähne gezierten Hals an den Stier nnd durch die Gangart einigermassen an das Pferd. Es ist, wenigstens in Ibenhorst, wenig scheu und wird nicht schnell flüchtig, erfordert somit keine besondere Jagdfertigkeit, damit man es erlege. Sein Jagdruhm besteht wesentlich in der grossen Seltenheit, und der Waidmann, dem das Glück zu Teil wurde, einen Elch auf die Strecke zu bringen, wird sicher mit Stolz das mächtige Geweih seiner Sammlnng von Jagdtrophäen mit einfügen. — Schliesslich sei hier noch eines Mannes gedacht, der mit der Geschichte des Elchwildes in Ibenhorst innig verwachsen ist. Das ist Ramonat, der „Elchvater" genannt, königlicher Hegemeister in Ibenhorst. Er ist ein Original-Lithaner, der selbst mit der dentschen Sprache noch keinen Frieden geschlossen hat, ein richtiger Sohn des wasserreichen Lithauens, wie ihn nur jene abgelegene Gegend hervorbringen konnte. Treu wie Gold im Dienste nnd ein gewissenhafter nnd seiner Funktion mit Waidmannslust und Liebe ergebener Pfleger des Elchs, weiss er anch, dass gar viele hochgestellte Gäste in Ibenhorst einkehren, und manches lobende Wort seiner Fürsorge für die seltenen Pfleglinge gegolten hat. Mit ruhmredigem Stolz zeigt er die Stelle, wo er der deutschen Kronprinzessin vor Jahren, als sie beim Scheuwerden der Pferde aus dem Wagen sprang, aus dem tiefen Wassergraben an der Seite des Weges geholfen hat. Andere Geschichten, ob wahr oder falsch, werden über ihn erzählt. So soll er einst einem ebenso als Waidmann wie als Feldherrn berühmten preussischen Prinzen, dem er als Führer auf die Elchpürsch diente, gesagt haben: „Rauchen können Sie, königliche Hoheit, wenn Sie Elche sehen wollen, aber halten Sie's Maul!" Diese von der Wiener Presse erzählte Geschichte ist vielleicht weniger wahr als charakteristisch für den alten „Elchvater", der ebenso wie Wald nnd Sumpf, Elch nnd Moor dem Bilde Ibenhorsts einen fremdartigen, abgelegenen Charakter verleiht. B. T. Bl. 17. Okt. 1884.

---

54) **Bei der vom Jagdschloss Hubertusstock** aus am Montag mit Tagesanbruch begonnenen nnd gegen Mittag abgebrochenen Pürsche im königlichen Hofjagdgehege Schorfheide hat der Kronprinz Rndolf in der Oberförsterei Grimnitz 3 Vierzehner, 1 Zwölfer nnd 1 Schaufler, der Prinz

Wilhelm in der Oberförsterei Gross-Schönebeck 3 Zwölfer erlegt. Wie die Wiener „Presse“ mitteilt, hat Kronprinz Rudolf bei der Elchjagd in Ostpreussen ein selten schönes Exemplar von einem Elentier zur Strecke gebracht, welches neben einem vom Kronprinzen bei Görgeny erlegten Bären präpariert und im Schlosse Laxenburg aufgestellt werden wird.

B. T. Bl. 22. Okt. 1884.

---

55) **Bei den königlichen Jagden** auf dem Hunnegebirge in Schweden am 29. v. Mts. wurden nicht weniger als vierzig Elentiere geschossen. Kaiser Wilhelm erlegte vier, der König Oskar und der Kronprinz je zwei und der Prinz Karl eins. Vormittags wurde die Jagd von der herrlichsten Witterung begünstigt; Nachmittag regnete es. Der Kaiser war während des ganzen Tages bei der besten Laune, und sprach zu wiederholten Malen seine grosse Befriedigung mit der Jagd und den getroffenen Anordnungen aus. Das freundliche Auftreten des Kaisers machte auf sämtliche Anwesende einen sehr sympathischen Eindruck. Am Diner, das um 8 Uhr auf dem Bahnhof Herrljunga eingenommen wurde, brachte der König Oskar einen Toast auf seinen hochgeschätzten Freund, den Kaiser aus; der König dankte dem Kaiser, weil er an der Jagd teilgenommen hatte. Der Kaiser trank auf die Gesundheit des Königs und sprach sein Erstaunen über das günstige Resultat der Jagd aus. — Der Flächeninhalt des Hunnegebirges beträgt 4,585 Hektar. Auf dem Gebirge liegen nicht weniger als 20 kleine Seen. Die Hunne- und Halle-Gebirge erheben sich steil auf der Westgöta-Ebene; die Gebirge sind von düstern Tannenwäldern, tiefen Ravinen und wüsten Morästen erfüllt. Noch vor wenigen Jahren boten die Gebirge den Wölfen einen sicheren Zufluchtsort. Nachdem aber die Wölfe seit einigen Jahren vollständig ausgerottet sind, haben sich die Elentiere im hohen Grade vermehrt. Seit dem Jahre 1885 sind, wie die Hamb. Nachr. konstatieren, vier grosse Jagden auf den Gebirgen abgehalten, während welcher insgesamt 160 Elentiere niedergeschossen worden sind. Im Vorjahre schätzte man die Anzahl der Elentiere auf dem Hunnegebirge auf circa 110, auf dem Hallegebirge auf 35. Seitdem hat sich die Anzahl der Tiere natürlicherweise weiter vermehrt.

B. T. Bl. 3. Okt. 1893.

---

56) **Seltene Gäste** sind, wie uns aus dem Kreise Heydekrug in Ostpreussen berichtet wird, in dem Wäldchen der dortigen Bismarck-Kolonie aufgetaucht. Seit einiger Zeit hält sich daselbst nämlich ein Rudel von Elen- oder Elchtieren auf. Diese Hirschart wird in unserem deutschen Vaterlande bekanntlich nur noch in der Ibenhorster Forst (in demselben Kreise) gehegt. Der gegenwärtige Bestand an Elchwild beträgt etwa 100 Stück. Zur Winterszeit verlassen die Elche öfters den Forst und streichen auf den weiten Moorflächen umher, von dem Niederholz und Gestrüpp die Rinde und Knospen äsend. Die Tiere erscheinen so zahm, dass sie bis in die nächste Nähe der Menschen und Gehöfte kommen. Durch das Schlittengeläute lassen sie sich in ihrer Ruhe durchaus nicht stören. So unschön auch die Kopfbildung, namentlich das sehr breite Maul des Wildes erachtet werden muss, vermag

das Gesamtbild des Elchtieres mit seinen hohen Beinen und dem mächtigen schaufelförmigen Geweih den Blick des Beobachters lange zu fesseln.

B. T. Bl. 9. Jan. 1895.

---

57) **Kaiserliches Jagdglück.** Kaiser Wilhelm II. erlegte am 28. September 1898 in der Rominter Heide einen Vierundvierzigender-Rothirsch. Herr Richard Skowronnek, der Dichter von „Halali“ und „Waidwund“ erstattete dazu folgenden Bericht.

Alljährlich um die Zeit der Herbstmonde zieht unser geliebter Kaiser nach seinem tief in den ostpreussischen Forsten gelegenen Jagdschlosse Rominten, um dort in dem Jungbrunnen des edlen Waidwerkes neue Kräfte zu sammeln für sein hohes und verantwortungsvolles Amt. Von Birken und Erlen fällt leise das herbstlich gefärbte Laub, geräuschlos fügen sich die sanft herniederschwebenden Blätter zu dem dichten Teppich, der die fröstelnde Muttererde gleich einem wärmenden Mantel umgiebt, und zwischen den rostbraunen Stämmen der Kiefern und dem grünen Fichtengezweig braut schwer und in dichten Schwaden der Septembernebel. Das ist die Zeit, da der Edelhirsch mit brünstigem Liebesschrei durch die Wälder schreitet und, stolz ausgereckt, mit tiefem Orgelton die Nebenbuhler weit und breit zum mörderischen Zweikampfe ladet um die Gunst der Geliebten. Da zieht hellprasselnder Klang der aufeinanderstossenden Geweihe durch den schweigenden Forst, mit schnaufenden „Windfängen“, aus denen der Athem brodelnd fährt, stehen die Kämpfer einander gegenüber, jeder mit gesenktem Haupte die Blösse des Gegners erspähend. Am Rande der Lichtung harrt mit aufgerichteten Lauschern und trotz des aufregenden Schauspiels stetig sichernd das Rudel Mutterwild auf den Ausgang des Kampfes. Darunter schlank und jungfräulich das Schmaltier, um dessen Besitz die beiden edlen Kämpfer mit Einsatz ihres Lebens ringen. Jetzt dringt der Jüngere ungestüm vor, der in mancher herbstlichen Fehde ergraute „Platzhirsch“ fängt mit mächtigen Stangen den Anprall auf, um im nächsten Augenblick mit gewaltigem Stosse dem Gegner die Augensprosse tief in die Dünnung zu stossen. Gefällt und mit den Läufen schlagend liegt der Besiegte am Boden, indess der Platzhirsch mit jubelnden „Röhren“ seinen Siegesschrei in die Waldesstille schmettert. Trollend und zärtlich sichernd naht sich ihm das Rudel des Mutterwildes, seine „Lichter“ leuchten im Vorgefühl des nahenden Siegerlohnes — da kracht ein scharfer, kurzer Knall, ein leichtes Rauchwölkchen hebt sich am Rande der Lichtung, und der stolze Sieger fährt „zeichnend“ zusammen, um nach einem Paar weiter Fluchten im niedrigen Unterholz zusammenzubrechen .... ein König, gefällt von einem Könige. Die rauchende Büchse in der Hand, späht der hohe Waidmann zu dem verendenden Platzhirsche hinüber; die nimmer fehlende Hand und das sichere Auge haben ihm im entscheidenden Augenblicke nicht im Stiche gelassen. Gar manchen stolzgewellten Hirsch hat der Kaiserliche Jagdherr schon gestreckt, doch in diesem Jahre ist ihm das Waidmannsglück besonders hold gewesen. Ein Hirsch ganz so kapital und endenreich, wie ihn kaum die kühnste Jägerphantasie beim stillen Pürschgange zu träumen wagt, ein Vierundvierzigender ist von Sr. Majestät vor wenigen Tagen in der Rominter Heide erlegt worden. Die Stärke der Stangen, die

Abmessungen der einzelnen Geweihteile, die weiter unten angegeben sind, und natürlich nicht zuletzt die Zahl der Enden stempeln diesen Rominter Hirsch zu einem in der Geschichte des edlen Waidwerks geradezu einzig dastehenden Exemplar. Vor dem bekannten Sechsundsechzigender, den König Friedrich I. im „Ampte Fürstenwalde“ am 18. September 1696 erlegte, und von dem eine holzgeschnitzte Nachbildung im Hohenzollernmuseum hängt, hat er die Stärke und Wucht der Stangen voraus. Und die von Riedingers Meisterhand verewigten Hirsche aus vergangenen Jahrhunderten können sich wiederum an Endenzahl mit dem Rominter Recken nicht messen. Den Pflegern der Rominter Wildbahn war der Hirsch seit Jahren bekannt. Er zeigte schon stets eine Neigung zu schaufelförmiger Bildung, eine derartige gewaltige, an die Schaufeln eines Elchs gemahnende Krone hatte er aber erst in diesem Jahre aufgesetzt. Von den berufensten Sachverständigen wird ihm ein Alter von zehn bis zwölf Jahren gegeben. Er war tadellos gebaut und wies nirgends eine Abnormität auf, die zur Erklärung der so einzig dastehenden Endenzahl hätte dienen können Drei in gerader Linie liegende Verletzungen an Augen-, Eis- und Mittelsprosse lassen vielleicht die Vermutung zu, dass der Hirsch in der „Kolbenzeit“ mit dem Geweih in die Drähte der Umgatterung geraten ist und bei den gewaltsamen Anstrengungen zu seiner Befreiung den Grund zu der so eigentümlichen Bildung seiner Kronen gelegt hat. Se. Majestät der Kaiser erlegte ihn in dem nicht eingegatterten Teile des Belaufes Nassaven in der gleichnamigen Oberförsterei. Der Hirsch stand mit einem Rudel Mutterwild auf der Blösse, zog jedoch während der Zeit, da der hohe Jagdherr in Begleitung des Forstmeisters von St. Paul, seines Büchsenspanners Rollfing und des Belaufsförsters Zeidler zur Gewinnung guten Windes eine Umgehung machte, zu Holze. Schon schien der Pürschgang vergeblich, da trieb der Hirsch ein Stück Mutterwild auf die Blösse heraus, um ein paar Augenblicke später von der Hand des Kaisers mit einem herrlichen Blattschusse gestreckt zu werden. Die Masse des Geweihes sind im einzelnen folgende: Länge der rechten Stange 76 cm, Länge der linken Stange 74 cm, Auslage (der Abstand zwischen den Kronen) 113 cm, Rosenumfang 22 cm, Sehne (Entfernung zwischen Krone und Rose) 68 cm, der rechte „Teller“, über Kreuz gemessen, 42 und 37 cm, der linke Teller, ebenso, 27 und 40 cm. Auf der rechten Stange trägt er 22, auf der linken 19 wohlvereckte uns gut gefegte Enden. Das Gewicht des Geweihes beträgt 17½ Pfund, das des Hirsches 367 und nach dem Aufbruche 306 Pfund. Die Freude Sr. Majestät über das seltene Waidmannsglück soll eine unbeschreibliche gewesen sein. Sicherlich teilt alles, was in deutschen Landen zur grünen Farbe schwört, die Freude des Kaiserlichen Waidmannes und ruft ihm aus treuem Jägerherzen ein kräftiges „Horridoh!“ zu.

B. Lok. Anz. 7. Okt. 1898.

---

58) **Ueber die Jagdbeute Sr. Majestät des Kaisers,** den in Rominten erlegten Zweiundvierzigender wird noch berichtet: Dieser Hirsch ist eine Seltenheit und übertrifft an Endenzahl alle in den letzten Jahrhunderten in Deutschland erlegten Hirsche, eine Seltenheit der Jetztzeit, wie seinerzeit der von Kurfürst Friedrich III. erlegte Hirsch, dessen Geweih sich gegenwärtig in der Moritzburg befindet. Als dieses Ereignis Abends in Rominten

bekannt wurde, machte sich eine allgemeine freudige Aufregung bemerkbar, die sich nach weiterem Bekanntwerden in der ganzen Heide fortpflanzte. Die Forstbeamten des Dorfes, sowie der nächsten Umgegend eilten bereits am Abend nach Rominten, und im Laufe des nächsten Tages trafen beinahe sämtliche Beamten der Heide dort ein und begaben sich nach dem Jagdhause, um diese so seltene Jagbeute in Augenschein zu nehmen. Das Geweih ist im Verhältnis zur Endenzahl gerade nicht sehr lang, jedoch in der „Auslage" recht breit mit starken Stangen, die in der Krone schaufelförmig enden. Die Krone (Schaufel) der rechten Stange ist dreiteilig, von denen jeder Teil eine Schaufel für sich bildet und mit fünf bis sechs Enden versehen ist. In der rechten Stange des Geweihes befinden sich zweiunzwanzig und in der linken zwanzig Enden. Das ganze Geweih ist mit Perlen reich verziert.

Post vom 1. Okt. 1898.

---

59) **Das Alter des Vierundvierzigenders,** den der Kaiser am 27. v. Mts. in der Rominter Heide schoss, wird, wie unser dortiger s-Korrespondent schreibt, auf etwa 10 Jahre geschätzt. Das Geweih zeigt krankhafte Bildungen, wie auch der Hirsch selbst verkümmert aussah. Die Mehrzahl der Enden waren pilzartige Auswüchse von 2—3 cm Länge. Trotzdem bleibt der Hirsch, der den Forstbeamten wunderbarerweise gar nicht bekannt war, eine äusserst seltene und wertvolle Jagdbeute. Ueber den Bestand besonders an starken Hirschen sowie über das Aussehen der einzelnen Kapitalien sind die Förster sonst sehr genau orientiert. — Die Geweihe sind bei den Hirschen so verschieden, wie bei den Menschen die Gesichter: beim näheren Besehanen von anscheinend ganz gleichen Geweihen findet man Merkmale, die sie von einander unterscheiden. Diese Merkmale sind an sich oft zwar unwesentlich, machen das Geweih aber um so wertvoller, je seltener sie sonst beobachtet werden. Bei einigen Hirschen ist nun die Geweihbildung individuell und vererbt sich, wie auch eigentümliche Bildungen der Eis- und Angsprossen, so dass die Förster in der Lage sind, sozusagen den Stammbaum eines Hirsches festzustellen. Zu diesen Hirschen mit individueller — hier tellerförmiger — Geweihbildung gehören nun auch die Schaufelhirsche, die in der Rominter Heide selten sind, und von denen dort der Kaiser in neun Jahren nur drei erlegt hat. B. Lok. Anz. 15. Okt. 1898.

---

60) **Gedenksteine.** Der „Graudenzer Gesellige" schreibt: „Ein sehr günstiges Jagdergebnis hat in der Romintener Heide der Kaiser in diesem Jahre erzielt, obgleich er nur an fünf Tagen gepürscht hat und nach echter Waidmannsart nur ältere Hirsche schoss. Elf Hirsche hat der Herrscher erlegt. Das kapitalste Geweih ist das des zuerst erlegten 14-Enders (Gewicht 17 ½ Pfund), demnach beinahe so schwer wie das Geweih des vor drei Jahren erlegten 20-Enders, welches 18 Pfund wog. Das Geweih des diesjährigen 20-Enders wiegt nur 14 ½ Pfund, das des vorjährigen 44-Enders 17 ½ Pfund. Den ganz kapitalen Hirschen wird auf Wunsch des Kaisers auf der Stelle der Erlegung ein Stein gesetzt, der die Inschrift trägt: „Hier erlegte Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. im (Datum und Jahr) einen kapitalen (Enderzahl). Es sind bisher drei solcher Steine gesetzt, und zwar dem

20-Ender im Belauf Hirselthal, dem 22-Ender Belauf Fuchsweg und dem 14-Ender Belauf Reif. In diesem Jahre dürften dazu kommen, der 14-Ender im Belauf Budweitschen und der 20-Ender im Belauf Fuchsweg."

Berl. Zeit. 8. Okt. 1899.

---

61) **Gefährliche Raubtiere.** Obwohl die Zahl der früher im Brandenburgischen heimisch gewesenen, dem Menschen gefährlichen Raubtiere längst auf dem Aussterbeetat gesetzt ist, so erscheint doch die Erinnerung an diese Bestien noch jetzt im Volke lebendig. Bär und Wolf sind die bedeutendsten, Luchs und Wildkatze fast vergessen. Auch der Bär, obwohl durch viele Ortsnamen verewigt, beginnt mehr sagenhaft zu werden, dagegen lebt der Wolf frisch in der Erinnerung, um so mehr, als Überläufer noch in diesem Jahrhundert dafür gesorgt haben, dass die Erinnerung nicht schwindet. Über den in der weiteren Nachbarschaft Berlins erlegten letzten Wolf, im Blumenthal bei Strausberg, geschossen vom Bürgermeister Fubel am 23. Januar 1823, hat mein Sohn, cand. med. Erwin Friedel, Brandenburgia VII, S. 200, berichtet. In der Neumark sind in den letzten Jahrzehnten noch ab und zu einzelne Wölfe, als polnische Überläufer, in besonders harten Wintern gespürt worden. — Was in diesen Zeiten an Wildkatzen ausgegeben wurde, hat sich stets als verwilderte Hauskatze herausgestellt. Luchse sollen noch im vorigen Jahrzehnt zwischen Berlin und Spandau vorgekommen sein. Bekmann, Churmark pp. 791. E. Friedel.

(Fortsetzung folgt.)

Fragekasten.

Seydlitz oder Seidlitz? Durch Allerhöchsten Erlass vom 15. August 1881 ist dem ehemals nach Osten abschwenkenden Teil der Moabiter Turm-Strasse zwischen Rathenower- und Lehrter-Strasse, weil dort der Exerzierplatz des Regiments Garde du Corps liegt, zum Gedächtnis des berühmten Reitergenerals Friedrich Wilhelm v. Seydlitz (geboren 3. Februar 1721, gestorben 7. November 1773) der Name Seidlitz-Strasse beigelegt worden. So lauten auch die vom Königl. Polizei-Präsidium (nicht vom Magistrat) angebrachten Strassen-Schilder. Hermann Vogt „die Strassen-Namen Berlins", 1885 S. 87 schreibt dagegen „Seydlitz-Strasse". Vor einigen Jahren machte die Familie von Seydlitz darauf aufmerksam, dass sie sich so und nicht Seidlitz schriebe; gleichwohl hat man die Anschaffungskosten neuer Schilder mit „Seydlitz-Strasse" bisher gescheut. — Unterm 21. September 1898 hat nun der Major a. D. W. v. Seydlitz und Ludwigsdorf auf Wehlefronze bei Pakuswitz folgendes Schreiben an den Berliner Magistrat gerichtet: „Auf dem Wilhelmsplatz in Berlin steht ein Denkmal des Generals von Seydlitz, der Name auf dem Denkmal ist fälschlich mit „i" geschrieben. Durch alte Briefe etc. etc. kann

ich jederzeit beweisen, dass der grosse General seinen Namen mit „y“ geschrieben hat, stelle anheim, eine Änderung auf dem Denkmal vornehmen zu lassen. Auf den Schildern der „Seydlitz-Strasse“ in Breslau war der Name mit „i“ gesebrieben, das ist nmgeändert worden, ohne dass Unterzeiehneter, welcher Senior des von Seydlitzschen Familien-Verbandes ist, einen Antrag einbrachte.“ — Die Städt. Baudeputation Abt. II hat hierauf geantwortet, das die Denkmäler auf dem Wilhelmsplatz Staatseigentum sind und unter Aufsicht des Königl. Minlsteriums der gelstllehen pp. Angelegenheiten stehen. Übrigens schwanken die zeitgenössisehen Quellen in der Sehreibung mit „i“ und „y“; Man gab eben noch im 18. Jahrhundert nicht viel auf das konsequente Festhalten einer bestlmmten Rechtsehreibung der Eigennamen. Es lassen sich manche Beispiele dafür anführen. E. Friedel.

Fragebogen über Tieraberglauben. 1. Welche Tiere (Vögel, Fische, Insekten u. s. w.) sollen für denjenigen, der sie sieht, Glück (bzw. Unglück) bedeuten?

2. Welche Tiere sollen dem Hause, in dem sie sind, Glüek (bzw. Unglüek) bringen?

3. Welehe Tiere sollen einen Todesfall verkünden?

4. Welche Tiere sollen den Preis des Kornes, die Reichhaltigkeit der Ernte u. s. w. voraussagen?

5. Wird den letzten Kornhalmen ein Tiername beigelegt? Sagt man, dass ein Tier durch das Feld laufe, wenn das Korn sich vor dem Winde wiegt?

6. Werden Tiere (Vögel u. s. w.) lm Hause gehalten, um das Glück festzuhalten, um Krankheiten zu wehren u. s. w.? Sollte man das Erstgesehene einer Tiergattung im Frühling fangen, grüssen u. s. w.? Giebt es Tiere (Vögel, Eier u. s. w.), die man nicht nach Hause bringen sollte?

7. Welche Rolle spielt die Farbe des Tieres im Aberglauben? Werden weisse Tiere bevorzugt?

8. Giebt es Tiere, die örtlieb für heilig gehalten werden, d. h. die man weder töten noch essen darf, die man ungern sieht, deren Körper, Nester u. s. w. man ungern berührt, und deren gewöhnlichen Namen man nicht nennt?

9. Werden gewisse Tiere nur einmal im Jahre, oder einmal im Jahre mlt besonderen Feierlichkeiten gegessen?

10. Giebt es Tiere, die einmal im Jahre gejagt oder bei Volksbelnstigungen getötet werden? Oder solche, die verfolgt oder gepeitscbt werden? Oder Vögel, deren Eier man ausnimmt und zerstört?

11. Werden Tiere oder Tiergestalten umhergeführt, ins Osterfeuer geworfen u. s. w.? Werden Vögel oder Insekten einmal im Jahre verkauft? Werden sie gekauft, um in Freiheit gesetzt zu werden?

12. Glaubt man besondere Hell- oder Zauberkräfte zu erlangen, indem man das Fleisch von gewissen Tieren isst, dieselben berührt oder in der Hand bleiben lässt? In welchem Alter sollte man dies vornehmen?

13. Welche Tiere wendet man in der Zauberei und der Volksmedizin an und zu welchen Zweeken? Wann sollten die dazu bestimmten Tiere erlegt werden?

Digitized by Google

14. Werden Kuchen in Tiergestalt oder sonstige Tierfiguren gemacht, oder solche, denen man einen Tiernamen beilegt?

15. Glaubt man, dass die Toten Tiergestalt annehmen?

16. Glaubt man, dass die Hexen Tiergestalt annehmen?

17. Welche Tiere sollen die menschliche Sprache verstehen?

18. Welche Tiere sollen Menschengestalt in andern Ländern annehmen, oder nach Belieben als solche erscheinen? Welche Tiere sollen verwünschte Menschen sein?

19. Welche Tiere sollen die kleinen Kinder bringen und woher?

20. Werden Märchen von Schwanenjungfrauen bezw. -jünglingen erzählt? Oder solche von Vorahnen in Tiergestalt oder mit tierischen Körperteilen, von Tiergeburten u. s. w.?

21. Spielen Tiere eine Rolle in Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisceremonien?

22. Werden Tierköpfe oder -schädel an den Giebeln angebracht, oder um die Felder aufgestellt?

23. Welche Tiere findet man als Wirtshausschilder und als Wetterfahnen?

24. Giebt es Kinderspiele, die nach Tieren genannt oder worin man Tieren nachahmt? Werden Eierspiele, -läufe u. s. w. zu Ostern veranstaltet?

25. Werden gewisse tot aufgefundene Tiere aus abergläubischen Gründen begraben, zu Fastnacht beerdigt u. s. w.?

Es wird gebeten:

1. Jedesmal den Ort anzugeben.

2. Auch dialektische Tiernamen (mit hochdeutscher Übersetzung) mitzuteilen.

3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind Abbildungen auch erforderlich.

N. W. Thomas.

The Anthropological Institute, 3 Hanover Sq.
London.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

6. (3. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 12. September 1900,

im Bürgersaal des Rathauses Berlin.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.

I. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder nach den Ferien, teilt den Winter-Arbeitsplan, sowie die Angaben No. II bis XXI mit.

II. Die General-Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte findet diesmal zu Halle a. S. vom 22. bis 27. d. M. statt. Das Programm ist, wie immer bei den Zusammenkünften dieser hochansehnlichen wissenschaftlichen Vereinigung, ein äusserst reichhaltiges, wie Sie aus den ausliegenden Exemplaren ersehen wollen. Anmeldungen sind an den Ortsansschuss zu Halle zu richten.

III. Die General-Versammlung des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine findet ungefähr znr selben Zeit in Dresden, vom 24. bis 28. d. M. statt. Auch hier zeigt Ihnen das ausgelegte Programm eine Fülle wissenschaftlicher Anregungen. Der 24. ist ein Archivtag, bezw. ein Tag der Denkmalspflege. Die I. Hanptversammlung findet am 25. in Dresden statt, die II. (zngleich Festsitznng zum 75jährigen Jnbiläum des Königlich Sächsischen Altertnms-Vereins) in der Albrechtsburg zu Meissen. Anmeldungen zu richten an Herrn Regierungsrat Ermisch in Dresden.

Der Brandenburgia-Vorstand wird nicht unterlassen dem befrenndeten Verein, der auf eine lange, gesegnete wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit znrückblickt, die herzlichsten Glückwünsche zn seinem Ehrentage auszusprechen.

IV. Der Nestor der dentschen Anthropologen und Altertums-Forscher Herr Geheime-Medizinalrat Professor Dr. Rudolf Virchow hat am 18. August d. J. in stiller Znrückgezogenheit zu Wilhelmshöhe unweit Cassel bei seinem Sohne dem dortigen Königlichen Garten-Inspektor Virchow die Feier der goldenen Hochzeit be-

gangen. Rudolf Virchows bahnbrechende Untersuchungen über die heidnische Vorzeit unserer Gegend sind so bekannt, dass sie einer besonderen Anerkennung unsererseits kaum bedürfen. Der Vorstand hat ein herzliches Glückwunschschreiben an das Jubelpaar gerichtet. Möge Herrn Virchow, welcher zu den besten Kennern unserer brandenburgischen Heimat gehört und den wir als Berliner und Brandenburger mit Stolz den unserigen nennen, noch eine lange Reihe fruchtbringender Jahre in ungetrübter körperlicher und geistiger Frische beschieden sein.

V. „Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850—1900. Von Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekar der Stadt Berlin. Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Volksbibliotheken. 1. August 1900. — 115 S. 4° — Als Vorsitzender der Städtischen Volksbibliotheken seit 1874 überreiche ich ein Exemplar dieses buchdruckerisch altertümlich ausgestatteten Werkes für die Bücherei. Dasselbe ist mit einem Bilde Friedrichs von Raumers, des eigentlichen Begründers der Städtischen Volksbibliotheken und der neuen schön eingerichteten Lesehalle in der Glogauer Strasse ausgestattet. Für die Kulturgeschichte und Ortskunde Berlins enthält die Arbeit nebenher eine Menge interessanter, zum Teil neuer Angaben. Typographisch stellt sich das Buch als eine mustergiltige Leistung der auch sonst rühmlich bekannten Kunstdruckerei Otto von Holtens dar. Dem Berliner Fremdenblatt vom 16. d. M. entnehmen wir nachträglich folgende Einzelheiten:

Hat auch der Konsistorialrat zu Castell Heinrich Stephani, der leidenschaftliche Vertreter des Rationalismus auf theologischem und pädagogischem Gebiete bereits im Jahre 1797 vom Staate gefordert, er solle zur weiteren eigenen Ausbildung Volljähriger nach Verlassen der Schule Volkslesеanstalten einrichten mit guter Nahrung für Kopf und Herz und erregten auch seine Vorschläge die Aufmerksamkeit des damaligen Präsidenten der pommerschen Regierung, späteren Ministers von Massow, des Nachfolgers von Woellner in der Leitung des Oberschuldepartements, so blieb es doch nur bei der platonischen Bewunderung. Fürchtete doch Massow, es würden sich „bei jetzigen Zeiten des Freiheitsschwindels bald böse Ratgeber finden“ und ihnen die vom Staat autorisierten Bücher verdächtig machen, um andere in Umlauf zu bringen. Im übrigen war seine Ansicht die, der Bauer und Handwerker solle sich mit Bibel, Gesangbuch, Katechismus begnügen und allenfalls noch einen Volkskalender lesen. Lange Zeit hindurch musste in Berlin einzig und allein die nicht gerade gesunde und immer zuträgliche Nahrung der Leihbibliotheken das Lesebedürfnis der kleineren Leute befriedigen. Gründungen, wie sie der Prediger zu St. Marien, Emil Gustav Lisco, oder der bekannte fruchtbare Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt ins Leben rief, konnten nur einem kleinen Kreise zu Gute kommen. Versuche des Volksbibliothekenvereins, der 1845 gegründet wurde, zeitigten

kanm bessere Ergebnisse: eine Zahl kleiner Bibliotheken entstand, die nach einigen Jahren kümmerlichen Daseins eingingen. Erst der grosse Geschichtsschreiber nnd Staatsmann Friedrich von Raumer — mit Recht ist daher seinem Gedächtnis die Festschrift gewidmet — sollte hier völligen Wandel schaffen. Eine Reise Raumers nach Nordamerika im Jahre 1841 hatte die unmittelbare Anregung gegeben. Der grosse Historiker erzählt selbst darüber:

Während einer Fahrt auf dem Mississippi, in einem Gespräch mit Landlenten nnd Handwerkern, wäre er erstaunt gewesen, wie gut sie in den Lebensbeschreibungen Plntarchs Bescheid gewusst hätten. Aus ihrem Munde erfnhr er, dass in den einzelnen Ortschaften Volksbibliotheken vorhanden wären und in den grösseren Städten wissenschaftliche Vorträge gehalten würden. Dieses eine Erlebnis, das ihn veranlasste, die Volksbibliotheken in einigen amerikanischen Staaten aufzusuchen nnd Vorträge mitanzuhören, legte ihm den Gedanken nahe, ähnliches in Berlin zu gründen.

Am 5. Dezember 1841 trat, von Ranmer berufen, eine glänzende Korona von Vertretern der Berliner Gesellschaft zusammen und stiftete den „Verein für wissenschaftliche Vorträge". Die Vorträge fanden in der Singakademie statt. Den Reigen eröffnete am 8. Jannar 1842 Ranmer mit einer Einleitungsrede, worauf Lichtenstein über Südafrika nnd dessen Tierwelt sprach. Hnmboldt schreibt über die Vorlesnngen, die eine ausserordentliche Anziehnngskraft ausübten: „Der Wechsel der Organe und Personen hat etwas Unterhaltendes nnd Pikantes. Es ist wie eine Musterung der Talente, der rednerischen und Sachtalente, welche eine Stadt besitzt". Schon nach wenigen Jahren hatte der Verein dank der alle Erwartungen übertreffenden Teilnahme des Pnblikums nnd der Uneigennützigkeit der Vortragenden Ersparnisse von 18 000 Mark angesammelt. Auch hier war es wiedernm Ranmer, der für ihre Verwendnng dem Verein die Wege wies. Er schlug vor, 12 000 Mark aus den Mitteln des Vereins zur Gründnng von 4 Volksbibliotheken in Berlin zu bestimmen und je nach dem Erfolge und der Erfahrung auch noch weitere Zuschüsse in Aussicht zu stellen. Der Magistrat nahm den Vorschlag mit lebhafter Teilnahme an (5. August 1846) und entsandte den Stadtschnlrat Schnlze zn den Verhandlungen mit dem Verein. Nachdem die Schuldeputation geeignete Räume in städtischen Schulgebäuden vorgeschlagen hatte, erfolgte bald die Zustimmung des Magistrats und auch der Stadtverordneten-Versammlung (20. Mai 1847). Aber die Königliche Genehmigung zur Annahme des vom Verein angebotenen Geldgeschenkes (zur Gründung von Volksbibliotheken) liess lange auf sich warten; sie erfolgte, obwohl sich der Prinz von Preussen ins Mittel legte, erst am 8. Juni 1849. Der Minister von Ladenberg nnd im Auftrage von Manteuffels der Ministerialdirektor von Puttkamer

richteten am 22. Juni 1849 auch noch an den Verein selbst ein Schreiben folgenden Inhalts:

Es ist eine ganz neue Schöpfung, welche hier ins Leben gerufen wird, und die Erspriesslichkeit ihrer Erfolge noch etwas überaus Zweifelhaftes. Wir fühlen uns daher aufgefordert, den Verein noch besonders angelegentlich zu ersuchen, des Gewichtes der Sache bei der ihm vorbehaltenen Auswahl der Mitglieder-Verwaltungskommission gedenk zu sein und bei der Auswahl der Bücher neben dem bisher so rühmlich bethätigten Interesse für die Hebung der Intelligenz und der Moralität der hier in Betracht kommenden Schichten der Bevölkerung und der öffentlichen Ordnung, der Religiosität und der Sitte eine wohlwollend geneigte Rücksicht zu nehmen.

Der Eröffnung der Bibliotheken standen nunmehr keine Bedenken im Wege, wenn sich nicht im wissenschaftlichen Verein selbst eine Gegenströmung geltend gemacht hätte. So schrieb der Botaniker Link, der Nutzen der Volksbibliotheken wäre ihm „nie recht klar geworden". Schon wollte man dem Zoologischen Garten eine Dotation von 6000 Mk. bewilligen; aber Raumer, der damals in Frankfurt a. M. als Abgeordneter weilte, protestirte, obwohl auch er die Erhaltung des Zoologischen Gartens für wünschenswert hielt, in seiner drastischen Weise: „Das ganze Ergebnis wird, wenn nicht Stadt und Staat grössere nachhaltige Mittel gewähren, nur darin bestehen, dass man die Tiere einige Monate später verkauft oder totschlägt und ausstopft. Wäre aber auch diese Ansicht ganz irrig, so kann ich dennoch jenem Vorschlage nicht beistimmen. Qui embrasse tout, ne train rien, sagt ein verständiges französisches Sprichwort . . ." Im Ganzen erhielten die Volksbibliotheken aus den Mitteln des wissenschaftlichen Vereins in den Jahren 1847 bis 1879 zusammen 88 000 Mk. Raumer selbst gab aus eigenen Mitteln 6000 Mk. zur Errichtung einer Volksbibliothek in Moabit her.

So konnte denn die ständige Kommission, welche die Gemeindebehörden für die Errichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken schon im Jahre 1847 eingesetzt hatten, an die Arbeit gehen. Der wissenschaftliche Verein hatte neben Raumer den Zoologen Lichtenstein, den Begründer des Zoologischen Gartens, und den Statistiker Dieterici dazu abgeordnet. Von den Stadtverordneten, die in der ersten Kommission sassen, gehörten drei zu den bedeutendsten Buchhändlern: Karl Duncker (bald ersetzt durch J. Guttentag), Georg Reimer, Moritz Veit. Die Bibliotheken wurden gemäss dem Vorschlage der Schuldeputation in folgenden städtischen Schulgebäuden untergebracht: die erste mehr mit wissenschaftlichen Werken ausgestattete im Friedrich-Werderschen Gymnasium, die drei anderen in den höheren Stadtschulen (Realschulen) der Königs-, Dorotheen- und Luisenstadt. Die Ausstattung war so einfach wie möglich: einige einfache Spinden bildeten das ganze nenbeschaffte Mobiliar.

Bald wurde eine Verlegung der Bibliotheken in Gemeindeschulhäuser notwendig. Am 1. August 1850 wurden die vier Volksbibliotheken mit einem Bestande vom 7400 Bänden — ihre Anschaffung hatte 11877 Mk. beansprucht — eröffnet. Armselig genug sah's trotzdem aus, wenn wir das erste Bücherverzeichnis durchmustern, das in 18 Abteilungen zerfällt. Ein sechzig Jahre altes chemisches Wörterbuch, Eberts 1776 — 78 erschienene Naturlehre für die Jugend werden den Lesern von 1850 eine ebenso wenig vollkommene und förderliche Lektüre gewesen sein, wie ein im Jahre 1741 in Kopenhagen erschienener „Gründlicher Unterricht, über eine sogenannte kleine Handlung richtig Buch zu führen". Indes war gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiete die neuere Litteratur recht gut gewählt: Humboldt, Cuvier, Arago, Maedler, Dove, Berzelius, Liebig, Bischof etc. waren durch bekannte Werke vertreten. Auch an neuen Reisewerken war kein Mangel. Doch hätte gerade diese Abteilung durch Ausscheidung längst überholter Werke viel gewonnen, wie z. B. von Andersons „Nachrichten von Island, Grönland und der Strasse Davis", die 1747 erschienen sind. Sehr wenig befriedigte die Abteilung „Deutsche Nationalliteratur". Fast ganz ausgeschlossen war, nach amerikanischem Vorbilde, die Romanliteratur. Vergeblich sucht man nach Börne, Dingelstedt, Annette von Droste, Eichendorff, Freiligrath, Grillparzer, Gutzkow, Halm, Hebbel, Hoffmann von Fallersleben. Nicht einmal Heines Buch der Lieder hatte Gnade gefunden. Die Werke des ungezogenen Lieblings der Grazien finden sich zum ersten Mal in einem Bücherverzeichnis einer Berliner Volksbibliothek vom Jahre 1870. Da war Stanislaus Graf von Grabowski glücklicher gewesen; er wurde schon 1861 gelesen. Gingen auch anfangs verhältnismässig viel Büchergeschenke ein — darunter freilich nicht wenig gänzlich veraltete Ladenhüter, so waren die Geldgeschenke sehr gering. Im Jahre 1850, wo Berlin bereits mehr als 400 000 Einwohner zählte, belief sich deren Gesamtsumme auf 123,50 Mk. In einem erfreulichen Gegensatz hierzu stand die Leselust. Während im zweiten Betriebsjahre (1851) die Zahl der Leser 1281 und die der verliehenen Bände 38430 betrug, zählten im Jahre 1870 die vorhandenen 11 Bibliotheken bereits 10 325 Leser und verliehen bei einem Bücherbestande von 43 500 Bänden nahezu 200 000 Bände im Jahr. Die höchste Staffel war im Jahre 1881 mit 17593 Lesern erklommen worden; von da ab fiel die Zahl, bis sie 1890/91 mit 12721 Lesern auf ihrer niedrigsten Sprosse anlangte.

Man forschte nach den Ursachen des Rückgangs. Inzwischen war die Stadt — der wissenschaftliche Verein war 1884 eingegangen — alleinige Verwalterin der Bibliotheken geworden. Vor allem bedurfte es einer Verjüngung des Bücherbestandes. Namentlich dank der Anregungen, die Dr. Arend Buchholtz gab, wurden in den letzten Jahren beinahe 60000 Mk. hierfür verwandt. Auch der Abteilung der schönen Litteratur

Digitized by Google

wandte man eine besondere Anfmerksamkeit zu. „Neben den sämtlichen Werken unserer vornehmsten Schriftsteller nnd Schriftstellerinnen prangen“ — so heisst es in der betreffenden Festschrift — „in nicht geringer Zahl die Namen sehr bestrittener Autoren; aber mit Ebers, Samarow, Hackländer, Winterfeldt und der Marlitt haben wir Zugeständnisse an den vulgären Geschmack gemacht, um treue Schaaren von Lesern nnd Leserinnen nicht zu verlieren, die sonst zur gröberen Kost der Leihbibliotheken geflüchtet wären“. Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben. Aus einem Bücherbestande von 114897 Bänden, den unsere Bibliotheken am 1. April 1900 aufwiesen, und aus einer Ausleihziffer von 663078 Bänden ergiebt sich, dass jeder Band im Durchschnittt mehr als sechs Mal entliehen worden ist. In der am stärksten benutzten Volksbibliothek (Ravenéstrasse) wird jeder Band durchschnittlich achtzehn Mal entliehen. Sehr interessant sind die statistischen Einblicke in den Beruf der Leser. So waren von 20 678 Inhabern von Leihkarten 28 Proz. Handwerker. Im Jahre 1890 betrug der Ausgabe-Etat für die Volksbibliotheken insgesamt 26 560 Mk. 1899: 42 135 Mk. im Ordinarium nnd 22 400 Mk. im Extraordinarinm; 1900 beträgt er 62 213 Mk. im Ordinarium und 42 550 Mk. im Extraordinarinm.

VI. „Bericht über die Gemeinde-Verwaltnng der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895.“ III. Teil, Berlin 1900. Von diesem, meinerseits redigierten grossen Werke, überreiche ich den 3. nnd letzten Teil (369 Seiten), welcher die Armenverwaltung und Wohlthätigkeits-, sowie Gesundheitspflege, daneben ausserdem aber noch umfasst das Bestattungswesen, die Kunstverwaltung, das Märkische Provinzial-Museum, die städtischen Bibliotheken, das Archiv, das Vermessnngsamt und das Statistische Amt der Stadt. Anch dieser Schlussteil ist mit Bildern und Plänen vielfach ausgestattet.

Sehr zu wünschen ist, dass der Magistrat mit der nächsten Publikation gleicher Art nicht etwa zehn Jahr wartet, sondern bereits mit fünf Jahren sich begnügt. Das wäre der Abschluss des 19. Jahrhunderts und derselbe muss im geschichtlichen wie statistischen Interesse nnbedingt für sich zur Darstellung gebracht werden. Obwohl das eigentlich selbstverständlich erscheint, will ich doch nicht verfehlen, da sich zufällig gerade hier an interessierter Stelle der Pflege der Heimatknnde die Gelegenheit darbietet, diesen Wnnsch hiermit vor der Öffentlichkeit auszusprechen.

VII. Dennewitz-Feier. Unser Mitglied, Herr Pfarrer Zimmermann in Nieder-Görsdorf, der unermüdliche Förderer der Erhaltung von Erinnerungen an die Schlacht von Dennewitz am 6. September 1813, teilt uns die Einzelheiten über das Fest mit, welches zur Feier der Übergabe einer von dem Grafen Curt Bülow von Dennewitz gestifteten, im Dennewitz-Museum zu verwahrenden Fahne am 5. nnd 6. d. Mts. stattfand. Wegen der Ferien konnte diesseits leider keine Teilnahme

beim dem vaterländischen Feste stattfinden. Wir benutzen aber nochmals die Gelegenheit, auf die Herrn Zimmermanns Fürsorge zu verdankenden Denkmäler und Denksteine in dem weiten Schlachtgelände zwischen Dennewitz, Nieder-Görsdorf und Jüterbog sowie auf die kleine Erinnerungshalle bei Nieder-Görsdorf aufmerksam zu machen, welche speziell der Pflege unseres verehrten Freundes untersteht und in jeder Beziehung recht sehenswert ist.

VIII. Ein Aufruf zur Errichtung eines Spreewald-Aussichtsturmes ist im Cottbuser Anzeiger Nr. 128, Mai d. J. abgedruckt und von vielen Spreewald-Forschern und -Freunden unterzeichnet, an der Spitze der unserer Brandenburgia nahestehende und befreundete Sänger und Forscher des Spreewaldes Sanitätsrat Dr. Behla in Luckau. Es fehlt in dem zumeist flachen Gelände des Spreewaldes an einer Hochwarte. Zwar geniesst man vom Lübbenauer Kirchturm einen weiten Blick und bereits Moltke hat dieser Aussicht seine Bewunderung gezollt, indem er sie in seinen Reisebriefen mit Pera in Kleinasien verglich. Der neue Turm dagegen soll möglichst den ganzen Spreewald beherrschen. Beiträge nimmt der genannte Herr entgegen. Wir wünschen seitens der Brandenburgia dem Unternehmen, — das sich vielleicht am besten unter der Firma „Spreewald-Kaiser-Wilhelms-Turm“ ausführen liesse, recht baldiges Wohlgelingen.

IX. Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren 200jähriges Bestehen von uns am 21. März d. J. mit voller Anteilnahme und ehrerbietigen Glückwünschen begrüsst worden ist (vgl. meinen Bericht S. 41—43) hat dem Märkischen Museum die ausliegende vierbändige Festschrift aus der Feder Adolf Harnack's zum Geschenk gemacht: „Geschichte der K. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack.“ — 2 Bde. in 3 Teilen. Dazu Dr. Otto Köhncke: „Gesamtregister über die in den Schriften der Akademie von 1700—1899 erschienenen wissenschaftlichen und Festreden.“ Berlin 1900. Der kulturgeschichtliche Wert der Harnackschen Publikation ist für alle Zeiten und besonders für unser Heimatsgebiet gesichert.

X. Auf dieselbe Feier bezieht sich ein zweites erst im August d. J. versandtes Werk, welches ich hiermit herumgebe: „Die Zweihundertjahrfeier der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften am 19. und 20. März 1900. Zur Erinnerung an den 19. und 20. März 1900 überreicht von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften.“ Der stattlich gedruckte, mit Abbildung der schönsten überreichten Glückwunsch-Adressen geschmückte Quart-Band enthält auf 171 Folio-Seiten eine Einleitung und eine Beschreibung der Festakte an beiden Tagen, sowie in einem Anhang die am 20. März überreichten Adressen und Glückwunschtafeln.

Digitized by Google

Aus den geschichtlichen „Vorbemerkungen“ erhellt u. A. folgendes: Die Stiftungsnrkunde der Kur-Brandenburgischen Societät der Wissenschaften wurde von Kurfürst Friedrich III. am 11. Jnli 1700 vollzogen. Thatsächlich aber beginnt die beurkundete zusammenhängende Geschichte der Akademie bereits mit dem 19. März 1700, an welchem Tage dem Hofprediger Jablonski die Entschliessung des Kurfürsten angezeigt wurde, gemäss dem ihm von Jablonski in Einverständnis mit Leibniz unterbreiteten Plan „ein Observatorium und eine Académie des Sciences in Berlin zu etablieren.“ Der Erlass des zur finanziellen Fundierung der neuen Stiftung ausgestellten Kalenderprivilegs vom 10. Mai und die unter dem 19. Juni vollzogene Ernennung von Leibniz znm Präsidenten der Akademie bilden weitere benrkundete massgebende und der zufällig verzögerten und dann auf den Gebnrtstag des Kurfürsten verschobenen Vollziehung des förmlichen Stiftungsbriefs und der Statuten („General-Instruction“) der Societät voraufgehende Daten.

Da der Juli in vieler Beziehung recht unbequem war, so entschloss sich unser Kaiser und König das Datum des 19. Märzes zu bevorzugen.

XI. In der Kunstwerkstatt und Berliner Gobelin-Manufaktur unseres Mitgliedes Herrn W. Ziesch, Bethanien-Ufer 8, an welche namentlich unsere Damen noch mit Entzücken zurückdenken und die wir am 9. September 1899 (Monatsblatt VIII 264, 265) unter kundiger Führung des Chefs, sowie unseres Mitgliedes des Herrn Historienmalers Konrad Astfalck besuchen durften, befanden sich auch Teppiche aus der Rotunde des Alten Museums, zu den berühmten Raffaelschen Tapeten gehörig, in der Ausbesserung und Auffrischung. Diese berühmten Erzeugnisse der Textilkunst nach den von Raffael 1516 und 17 gezeichneten, im South-Kensington Museum zu London verwahrten Carton sind in Brüssel aus Wollen-, Seiden- und Goldfäden gewirkt, Wiederholungen der zur Bekleidung der unteren Wände der Sixtinischen Kapelle im Vatikan bestimmten Tapeten. Sie wurden für Heinrich VIII. von England verfertigt, kamen in den Besitz des unglücklichen Karls I., später der Herzöge von Alba, wnrden 1844 von Friedrich Wilhelm IV., neun an der Zahl, für einen nach heutigen Vorstellungen billigen Preis erworben und sind jetzt restauriert.

XII. Seitens der Deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner zu Rixdorf, deren Werkstätten und Ausstellungsräume Berlinerstr. 7/8 wir am 10. August 1898 mit vielem Genuss zu nnserer Belehrung unter Führung unseres Mitgliedes des Mitdirektors der Gesellschaft Herrn Wagner, besucht haben (Monatsblatt VII S. 211—215 und S. 387—403), sind „Ergänzungsblätter“ zu den früher erschienenen Heften herausgegeben, welche von dem Fortschritt dieser künstlerischen Werkthätigkeit und ihrer allmählichen Anerkennnng im In- und Auslande beredtes Zeugnis ablegen. Wir sind weniger überrascht als erfreut

und voll befriedigt gewesen, dass diese für Deutschland eigentlich erst neuerfundene Kunsttechnik der Rixdorfer Fabrik auf der damaligen internationalen Weltausstellung zu Paris, wo sie in der deutschen Kunstabteilung bestens vertreten war, volle Anerkennung und Bewunderung gefunden hat. Die gedachten Ergänzungsblätter liegen heut aus.

XIII. Die hiesige Packetfahrt-Aktiengesellschaft, welche ihre Briefbeförderung in Folge der Novelle zum Reichspostgesetz leider vom 1. Januar 1900 ab einstellen musste, hat die grosse Güte gehabt, dem Märkischen Museum ein Album zu schenken, welches eine Sammlung der bei der Gesellschaft im Umlauf befindlichen Postwertzeichen im weitesten Umfange (Postmarken, Postkarten, Kartenbriefe, Streifbänder, Postanweisungen etc. etc.) enthält und hiermit zur Ansicht ausgelegt wird. Wenn uns allen nicht die unermüdliche Thätigkeit der Gesellschaft auf postalischem Gebiet sattsam bekannt und noch voll in der Erinnerung wäre, so würde uns diese überaus mannigfache Ausbildung der postalischen Verkehrszeichen an und für sich schon von der segensreichen Wirksamkeit der verflossenen Privatpost überzeugen müssen. Die Postanstalt der Berliner Packetfahrtgesellschaft ist von der Reichspost keineswegs übertroffen worden, hat vielmehr auf sie befruchtend eingewirkt, auch dem Publikum Verkehrserleichterungen geboten, zu denen ein fiskalisches Institut sich niemals verstehen wird. Ich erinnere nur an die zahlreichen Drucksachen, welche das Institut je nach Wunsch und Geschmack des Publikums anfertigte und gleich mit Postwertzeichen auf den Markt brachte. Nur den billigen Tarifsätzen unserer Berliner und der übrigen deutschen Privat-Posten ist die seit 1. Januar d. J. eingetretene Portoverbilligung zu verdanken. Aus eigenem Antriebe würde die Reichsfinanzverwaltung sich dazu nimmermehr verstanden haben. Wenn die Privatpost schliesslich durch ein Reichsgesetz untergegangen ist, so kann sie mit Fug und Recht sagen, dass sie auf dem Felde der Ehre und zum allergrössten Bedauern vieler Millionen von Deutschen der Übermacht erlag.

XIV. M. Wald, Lehrer in Gross-Beeren: „Heimatkunde des Kreises Teltow und der Städte Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf.“ Mit einer Karte der Provinz Brandenburg. Berlin 1900, im Verlag unseres Mitgliedes Herrn Pastor em. Zillessen. Zur raschen Orientierung dienend und mit 38 Seiten für 50 Pfennig sehr billig. Leider bringt aber auch diese 2. Auflage eine ganze Anzahl von bösen Irrtümern. So hält Verfasser immer noch die Urnenlager für die Begräbnisplätze der Wenden (S. 9), obwohl dies unzählige Male widerlegt ist.

Die Statistik ist nur selten, wenigstens bis 1895 fortgeführt, meist schliesst Wald mit 1850 (vgl. Zossen S. 19, Mittenwalde S. 20). Heimatkunde zu schreiben, ist viel schwieriger, als manche der Herren Lehrer

auf dem Lande sich einzubilden scheinen. Vgl. die gänzlich verunglückte Heimatkunde des Kreises Luckau von Lehrer A. Mäcke in Dobrilugk (Brandenburgia VIII S. 40). Warum wenden sich dergleichen schreiblustige Herren nicht erst um Auskunft und Kritik an den Vorstand der Brandenburgia, bevor sie ihre doch immerhin für Unterrichts- und Belehrungszwecke bestimmten „Heimatkunden“ und Verwandtes durch den Druck veröffentlichen? In Gross-Beeren wohnt überdies ein gelehrtes Mitglied unserer Brandenburgia, zu welchem Herr Wald sicherlich dienstliche Beziehungen hat? Weshalb setzt er sich nicht mit Herrn Pfarrer Parisius in Verbindung, dadurch wären sicherlich mindestens ganz augenfällige Mängel vermieden worden.

XV. Die Verwüstungen des berühmten, herrlichen Waldes „der Blumenthal“ nördlich von Strausberg und die Erschwerungen des Besuchs der stehenbleibenden privaten Forstbezirke haben unser Mitglied Herrn Goerke, seit dem 1. April Direktor der Urania, zu einem Schreiben an den I. Vorsitzenden veranlasst, worin er zur Abhülfe auffordert. So dankenswert diese übrigens, auch bereits von einigen grösseren Zeitungen in ähnlicher Weise vorgebrachten Anregungen sind, so glaubt der Vorstand doch nicht eher etwas veranlassen zu können, ehe er sich nicht an Ort und Stelle von der Sachlage überzeugt hat. Zu diesem Behufe wird eine Exkursion seitens des Märkischen Provinzial-Museums am Sonntag den 23. September d. J. veranstaltet werden, bei der sich ortskundige Mitglieder unserer Gesellschaft zu beteiligen gedenken. Den Bericht wird Herr Dr. Gustav Albrecht in der Sitzung am 31. Oktober d. J. abstatten.

XVI. Dr. Gustav Albrecht: „Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte.“ Mit Abbildungen — Heft 2, (Gruppe 5—9). Wie ich in der Sitzung vom 23. November 1898 (Monatsblatt VII, S. 354) das 1. Heft mit Vergnügen vorgelegt und besprochen habe, so genüge ich auch heut nur einer angenehmen Pflicht hinsichtlich der Fortsetzung des illustrierten Führers. Es handelt sich um die Gruppen Johann I. mit dem Schulzen Marsilius und Probst Simeon von Berlin (Bildhauer Max Baumbach), Johann II. mit Graf Günther von Ruppin und Konrad von Beelitz (Bildhauer Felderhoff), Otto IV. mit dem Pfeil, Nebenfiguren: Johann von Buch und Droiseke von Kröcher (Bildhauer Begas), Waldemar der Grosse mit Frauenlob und Siegfried von Fenchtwangen, endlich Heinrich das Kind mit Herzog Wratislaw IV. von Pommern und Wedigow von Plotho (Bildhauer August Kraus). Der Text, Beschreibung der Bilderwerke und des Lebens der Dargestellten, ist kurz und bündig, wie sich das bei einem „Führer“ gehört, dabei aber gleichzeitig anregend geschrieben. Allen Freunden der Herrschergalerie in der Siegesallee bestens zu empfehlen.

XVII. Die Ansschmückung des Pariser Platzes zum Empfange unsers Erlanchten Alliierten des Kaisers von Oesterreich, Königs von Ungarn, Franz Josef, am Sonnabend den 5. Mai d. J. ist in einem Albnm, gr. Fol., 8 Blätter in Lichtdruck verewigt worden, welches ich ebenfalls vorlege. Der Titel lantet: „Festschmuck der Stadt Berlin auf dem Pariser Platz im Mai 1900". Aus der Tafel I wollen Sie ersehen, mit welcher Sorgfalt und künstlerischer Ueberlegung der ausführende Künstler, nnser Mitglied, Herr Königliche nnd Stadtbaurat Ludwig Hoffmann verfahren ist. Er hat sich nicht um die übliche Ausstattung mit Masten und Fahnen nnd Bogen, sondern um die Erzielung einer einheitlichen und allgemeinen künstlerischen Platzausstattung, wie sie Berlin in dieser Art noch nicht gesehen, gehandelt und diese ist im vollsten Masse gelungen.

XVIII. Ein neues erfreuliches Werk unsers Mitgliedes Herrn Robert Mielke wird Ihnen hiermit vorgelegt: „Der Einzelne und seine Knnst. Beiträge zu einer Oekonomie der Kunst". (147 S. 8°.) Leipzig nnd Berlin 1900 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag.

Der Verf. hat nns vor vier Jahren mit einem Buch „Volkskunst" bedacht, welches die Bedeutung der Volkskunst, gleich der Volkspoesie — vom Verf. nicht ohne Berechtigung „Die Kunst der Namenlosen" genannt — entwickelte. Auch hier bei der Kunst des Einzelnen, handelt es sich um Namenlose, eigentlich um jedes Individnum. Im Kapitel „Werden und Wesen der Knnst" wird der verflachende Einflnss der Kunst-Iudustrie geschildert und die Menge der jetzt herrschenden Kunststile, die zumeist sich entweder in einer mehr oder minder geschickten Nachahmung bewegen oder in einer gewissen bizarren Effekthascherei, im Suchen nach Ungewöhnlichem, noch nie Dagewesenen selbstgefällig das künstlerische Ideal suchen. Damit wird zur Wende des Jahrhunderts leider nur eine „décadence" der Kunst bekundet, gegen welche der Einzelne mit seinem natürlichen Kunstempfinden sich auflehnen soll im Anschlnss an die Entwickelung der heimatlichen Knnst.

Damit ist der springende Punkt für die Heimatkunde und die Beziehung des neuen Mielkeschen Buches zu unseren Bestrebungen gegeben.

Im zweiten Abschnitt, Kunstpolitik betitelt, macht der Verfasser neue praktische Vorschläge zur Anbahnung gesnnderer ästhetischer Anschanungen in 8 Kapiteln: Umfang und Wesen einer Kunstpolitik; der Einzelne nnd seine Kunst; der Staat und die Kunst; die Organisation der Knnstpolitik; endlich in einem Anhange Vorschläge zu besonderen örtlichen Vereinigungen behufs Schaffung nnd Förderung eines Kunstgefühls bei dem Einzelnen wie bei der Gesamtheit. Hier werden empfohlen Anregung und Förderung der Hauskunst bei Lehrenden und Lernenden. — Unterstützung alter ortsüblicher Haus- und gewerblicher

Betriebe — Veranstaltung von Vorträgen und Ausstellungen. — Erhaltung alter Bau- und Geschichtsdenkmäler. — Raterteilung an Gemeinden und Einzelne. — Sammlung von volkskundlichen Gegenständen. — Wachsamkeit über alle Bestrebungen, die das Bild der Landschaft in gutem und bösem Sinne zu verunstalten geeignet sind, Hütung alter Baumbestände und Anpflanzungen an passenden unbenutzten Stellen*). — Pflege alter poetischer Sitten und Gebräuche (Sagen, Spiele, Umzüge, Tänze, Feste und dergl.). — Unterstützung einer guten Litteratur (Liederbücher, Zeitschriften, Kalender, selbst Schaffung solcher. — Veranstaltung von öffentlichen Aufführungen (Gesang, Schauspiel, Turnen etc.).

Man sieht, dass es dem Verf. vollster Ernst mit seinen dankenswerten Bemühungen und Vorschlägen ist. Wenn auch einzelnes vielleicht zum Widerspruch reizen mag, so ist das Buch doch allein schon wegen seiner Tendenz höchst löblich. Es ist nicht leicht zu lesen, aber es entschädigt reichlich für die aufgewendete Zeit und ich glaube, es giebt keine Gebildeten, der nicht über die geltend gemachten Gesichtspunkte nachzudenken Veranlassung hätte.

XIX. Professor Dr. Friedrich Wagner: „Aus der Jugendzeit der Kurfürsten Johann und Joachim I. von Brandenburg. (Osterprogramm des Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und der Königlichen Vorschule zu Berlin. Programm No. 55.) Das Heft giebt auf 69 S. 4° so viel kritisch gesichtetes Neues und Interessantes in gedrängter und anregender Darstellung, dass sich in einer Besprechung kaum darüber das Nötige sagen lässt, ohne unwillkürlich in einen Auszug zu verfallen. — Ueber den kurfürstlichen Vater Albrecht (1470—1486) erfahren wir vieles, was nötig ist, um die Jugendbildung Johanns zu beleuchten. In Uebereinstimmung mit Ranke, Prenss. Gesch. I 135, bemängelt Verf. von vornherein den Beinamen des Vaters „Achilles". „Dieser Beiname bezeichnet so wenig sein Wesen, dass man denselben wohl fallen lassen sollte. Der deutsche Achilles war seinem deutschen Agamemnon nur allzu getreu." Für ihn hätte mehr der Beiname Oeconomus, der Haushälterische, der Sparsame, der Vorsorgliche gepasst. Was Johann anlangt, so glaubt Verf. nicht an die Beredsamkeit und die lateinischen Kenntnisse des Kurfürsten und vermeidet deshalb absichtlich den Beinamen Cicero, den er für einen ganz irrigen hält; aus einer unrichtigen, kritisch nicht haltbaren Erzählung Melanchthons ist dies Epitheton ornans erst spät entstanden und durchaus zu verwerfen. (S. 3).

Nach der Darstellung des Verf. ist Johann einfach und schlicht erzogen und dürfte trotz der Vorschriften der goldenen Bulle Karls IV.,

*) Deckt sich in der Hauptsache mit meinen und des Herrn Dir. Dr. Conwentzs Vorschlägen. Vergl. meinem Bericht auf S. 10—15 und S. 79 dieses Jahrganges der Brandenburgia.

welche lateinischen Unterricht bei kurfürstlichen Personen vom beginnenden 7. Jahr ab verlangt, nicht viel Klassizität erworben haben. Noch nach seiner Mündigkeit als Regent der Mark klagte er ebenso kindlich wie ehrerbietig (S. 48) über seine dürftige Ansbildung und Erfahrung seinem Vater gegenüber in einem Brief:

> „so haben wir bedacht, dass wir mitten in den Ländern sein, nichts sehen und lernen, als allein zeitweilig zur Lust und zum Zeitvertreib pflegen auf Rehe und anderes Wild zu jagen und wenn wir nicht in der Zeit, wo wir Euer Liebden am Leben haben, zu Reichstagen kämen und besonders zu dem jetzt anstehenden kaiserlichen Tage zu Angsburg, dass wir dann uns ganz versitzen, nichts sehen und lernen, auch nicht wüssten, so wir einst zu Leuten kämen, wie wir uns gegen Fürsten und andere mit Ehrerbietnng und Reden verhalten sollten und also ein niederländischer*) Landesfürst und Jäger blieben, der sein Lebtag nichts gesehen noch gehört und sich selbst, seinen Landen nnd Leuten wenig nützen könnte."

Fortlaufend sind die Klagen des jungen Fürsten über mangelhafte Ansrüstung nnd geringes Taschengeld. So zieht sich die Verschiedenheit der Anschauungen seines Vaters, darüber wann der Kurprinz sich ein neues Sammetwams anschaffen dürfe, wie ein roter Faden durch den mehrjährigen, uns erhaltenen Briefwechsel.

Eingeteilt ist der ausgiebige Stoff in 8 Kapitel: 1. Geburt und Familie. — 2. Markgraf Albrecht als Erzieher. — 3. Markgraf Johann siedelt in die Mark Brandenburg über. — 4. Die Erzieher des Markgrafen Johann. — 5. Derselbe als Statthalter — 6. Derselbe als Kurprinz. — 7. Derselbe als Regent. — 8. Begründung des eigenen Hausstandes.

Von letzterer sagt Verf. S. 54: „Fast eine Komödie der Irrungen hat derjenige zu schreiben, welcher die Vermählung des Kurprinzen darzustellen hat." Wie in allen wichtigeren Haus- und Familienangelegenheiten verfolgte Kurfürst Albrecht vor allem stets vorteilhafte politische nnd finanzielle Verbindungen. Bezüglich der künftigen Gemahlin seines Sohnes Johann kam dem Vater das enge Verhältnis zu seinem Nachbar, Herzog Wilhelm von Sachsen zu statten. Des Herzogs erste Gemahlin Anna hatte Ansprüche auf Böhmen und diese gingen in Ermangelung männlicher Erben auf ihre älteste Tochter Magarethe über. So wird denn schon am 19. Jannar 1467 in Weimar ein Heiratsbrief zwischen dem Markgrafen Johann nnd der Herzogin Margarethe, natürlich bei der Jugend der Nupturienten, seitens der Eltern abgeschlossen. (S. 55).

Darin verpflichtet sich Herzog Wilhelm seine Tochter spätestens zu Pfingsten 1467 auf seine Kosten nach der Stadt Kulmbach zu bringen,

*) Im Gegensatz zu den Hochdeutschen, den Franken. — W.

wo Markgraf Albrecht sie freundlich aufnehmen und in jungfräulichem Stande und fürstlichem Wesen bei sich in seinem Hause drei Jahre (bis Sonntag Estomihi [4. März] 1470) behalten soll; an diesem Tage soll die Hochzeit stattfinden. Gleichzeitig will der Herzog Wilhelm seiner Tochter 20000 Gulden Heiratsgut und Heimsteuer geben, während Magarethe dafür auf väterliches und mütterliches Erbe verzichten soll. Markgraf Albrecht verpflichtet sich anstatt seines Sohnes als Widerlage ebenfalls 20 000 Gulden zu geben, so dass seine Schwiegertochter jährlich 3000 Gulden Ertrag daran haben soll; auch wird die Morgengabe in üblicher Weise bestimmt.

Gleichwohl dauert es noch bis zur Vollziehung der Ehe am 4. März 1470 sieben Jahre. Diese lange Frist ist an tragischen Zwischenfällen reich. Herzog Wilhelm kann oder will die Aussteuer nicht beschaffen, der Bräutigamsvater aber besteht hartnäckig auf seinem Schein. Auch Krankheiten und allerhand Zufälligkeiten verzögern die Hochzeit.

Johann machte (S. 64) als wiederum ein neuer Hochzeitstermin fruchtlos zu verstreichen drohte, seinem Unmut Ende des Jahres 1475 in derben Worten an seinen Vater Luft: er schäme sich vor seinen Landständen; denn er habe sich nun zum dritten Male gerüstet und die Hochzeit ausgeschrieben; seine Unterthanen hätten allerwegen zur Ansrichtung der Hochzeit gegeben, was sie dazu schuldig wären; auch habe er die Auszahlung der Pfandsumme angekündigt und grosse Zugeständnisse machen müssen, als er genötigt gewesen sei, seine Ankündigung wieder zurückzunehmen; er gerate in Schimpf und üble Nachrede bei seinen Landständen; diese hätten mit ihm darüber verhandelt, dass er den Vater um die endgültige Erledigung der Heiratsangelegenheit ersuche; so werde es zum Schlusse kommen, er werde die Ablösung der Pfandsumme vollziehen und die Gattin in sein Haus bringen können.

Am 25. August ward das fürstliche Beilager endlich glücklich gefeiert.

Vergönnt sei mir noch eine niedliche Episode aus der frühsten Lebenszeit Johanns anzuführen. Der kleine Prinz machte der Mutter und den drei Schwestern viel zu schaffen. So kam denn die älteste, die fünfjährige Ursula, auf den Gedanken in die Kanzlei zu gehen und dort folgenden Brief (S. 6) aufsetzen zu lassen:

Was wir in kindlicher Treue Liebes und Gutes vermögen, allzeit zuvor.

Hochgeborner Fürst, liebster Herr und Vater!

Die hochgeborne Fürstin, unsere liebe Frau und Mutter, auch unser lieber Bruder, unsere lieben Schwestern und wir sind von der Gnade Gottes in solchem Vermögen und solcher Gesundheit, dass wir dafür Seiner göttlichen Gnade hoch danken und mit aller Innigkeit unseres Gemüts; begierig, desgleichen und alle Glückseligkeit von Euch zu vernehmen. Und wir haben nach Eurer Rückkehr nicht kleines Ver-

langen, zu dem allmächtigen Gott wünschend, Seine Gnade werde Euer Wesen solchermassen verfügen, dass wir Euch in kurzem frölich und gesund hier sehen. Sonderlich klagen wir von unsert- und unserer lieben Schwestern wegen über den genannten unsern lieben Bruder, dass wir von ihm mit Schlagen und anderer ungebührlicher Misshandlung täglich viel Gewalts und Ueberlasts haben und dulden müssen; mit aller Unterthänigkeit bittend, Ihr wollet Euch in kurzem anheims verfügen und uns solcher Gewalt und solchen Hochmuts gegen unseren Bruder Rat schaffen. Denn wir mögen uns dessen selbst nimmer erwehren, nachdem er uns zu stark werden will. Und wollet uns ja darin väterlich vor sein! Denn das ist uns auf die Länge nicht zu dulden noch zu leiden. Dessen wollen wir uns in ganzer Treue zu Euch verhoffen.

Datum Ansbach am Freitag nach Bartholomaei [27. August] im 56. Jahre. Ursula von Gottes Gnade Markgräfin zu Brandenburg und Berggräfin zu Nüsberg.

Der Schreiber bemerkt dazu: domina Ursula proprio motu et ore commisit. —

Der brüderliche Tyrann aber war wenig über Ein Jahr alt! — Die Jugendzeit Joachims I. wird Friedrich Wagner später und an anderer Stelle schildern.

XX. Zwei halbmondförmige Schaber, auch als Sägen angesprochen, aus Feuerstein und mehrere sandsteinerne Schärfer aus ehemaligem Seeboden im Dorf Berlinchen bei Wittstock, Ostprignitz, sind von dem Besitzer des Geländes, Herrn Bauergutsbesitzer Berlin, in dankenswerter Weise dem Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. II., Nr. 22523—29) als Geschenk verehrt worden und werden vorgezeigt. Sie erinnern in ihrer Gestalt und gedengelten Herstellungsweise an Figur 88 und 91 Tafel V von Sven Nilssons „Steinalter“ (Hamburg 1868).

XXI. Ein rätselhaftes bronzenes Gerät aus Alt-Bronze, dem Märkischen Provinzial-Museum (Kat. B. II 22541) ist von letzterm kürzlich als bei Jüterbog im Moorboden gefunden, erworben worden. Der Befund des Erzes spricht für vielhundertjährige Lagerung in feuchtem

Grunde. Es hat, wie aus den beikommenden, im halben Massstab gefertigten zwei Zeichnungen erhellt, ersichtlich die Form eines nur mässig gebogenen Hornes von 15 cm Länge. Die Spitze ist stumpflich abgerundet. Das breitere Teil, dessen Mündung durch einen Ringwulst

verstärkt erscheint, hat einen lichten Durchmesser von 1,8 bis 2,1 cm und einen Anssendurchmesser von 2,7 bis 3 cm. Nahe über dem Ring sind 2 nnregelmässige, eiförmige, einander entsprechende Nietlöcher ausgespart zum Befestigen eines in die Höhlung passenden Schafts. Das Feld, innerhalb dessen diese Löcher liegen, ist dnrch zwei feingravierte, gleichsinnige Doppellinien verziert.

Das recht seltene Gerät gehört, wie anch Herr Knstos Rudolf Bnchholz meint, im weitern Sinne zu den sogenannten Schwertpfählen, Prozessionsäxten, Kommandostäben und ähnlichen symbolischen Prunkgeräten, die kaum für den Ernstfall berechnet erscheinen*).

Klemm: Handbnch der germanischen Altertumskunde, Dresden 1836, Figur 2a, Tafel XV zn § 60 (S. 208) bildet ein ähnliches znr Vergleichung heranzuziehendes Bronze-Gerät ab, welches mit einem Bronze-Schwert nnd einem richtigen typischen Schwertpfahl (Fig. 1 a. a. O.) znsammen bei Welsleben im Mannsfeldschen vom Pastor Lehmann (Notiz in den „Cnriositäten“ pp. VII 182) entdeckt wurde. Allerdings sitzt hier an dem Horn noch senkrecht ein bronzenes durchbohrtes Schaftstück, in welches der hölzerne Schaft gesteckt wurde. Interessant ist es zu sehen, dass das Horn mit der hohlen Krümmung nach oben befestigt ist. Klemm hält es sehr richtig nicht für ein Waffenstück und fährt fort: „Dieser Umstand und dann die Kostbarkeit des Metalls im germanisch-römischen Zeitalter lässt also vermnten, dass sie zu anderweiten nnd wichtigen Zwecken bestimmt waren und rechtfertigt die Vermntung, dass sie als Zeichen königlicher Würde dienten. Beide Stücke**) befinden sich in der gräflich Erbachschen Sammlung.“ Ohne Zweifel sind es dieselben zwei Schwertstäbe, welche Lindenschmit: Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. III. Bd. 1881, Heft VI, Tafel Fig. 4 nnd 5 abbildet. Es heisst hier bei Fig. 5: „Gefunden mit No. 4 in einem Grabhügel des Osterberges zu Welbsleben mit 1000 (?) Urnen, Steinäxten, metallenen Werkzeugen, einem Hammer und 12 länglich runden Scheiben. — Sammlung Sr. Erl. des Grafen Erbach-Erbach“.

Bei der Seltenheit gleicher oder nahverwandter Funde bitte ich dringend mich auf solche aufmerksam zu machen.

XXII. Herr Kustos Rudolf Buchholz legt 2 Renaissance-Sporen vor, die an den Abhängen der alten Burgstelle von Alt-Daber bei Wittstock vom Stadtförster Huth gefunden und durch unser Mitglied, Herrn Reuter, dem Märk. Museum übermittelt sind.

---

*) Vgl. u. a. W. R. Wilde: Catalogue of the Antiquities of animal materials and bronze in the Museum of the Royal Irish Academy. Dublin 1861, S. 490, Fig. 358, S. 491 sowie Fig. 359 nnd 360, S. 492.

**) D. h. die beiden Schwertpfähle; von dem Schwert ist nicht weiter die Rede. — E. Fr.

Der Form nach gehören sie dem Ende 16. und Anfang 17. Jahrhnndert an, in welcher Zeit die blattförmigen Zähne der Sporenräder gebräuchlich waren. Das Rad des einen Sporns hat 14, das des andern 9 Zähne, auch die Bügelweiten sind verschieden. Er müssen also an der Fundstelle mindestens zwei Reiter verunglückt sein, vermutlich anch noch mehr, von denen zufällig keine Spuren vorliegen nnd daraus kann anf ein kleines Gefecht an der Fundstelle geschlossen werden, wahrscheinlich ein Patronillen-Gefecht in Verbindung mit der Schlacht bei Wittstock am 12. Septbr. (4. Oktober) 1636.

Diese Schlacht, eine der grösseren im 30jährigen Kriege, wütete zwar hauptsächlich südlich von Wittstock, zwischen der Stadt und dem „Scharfen Berge", und die Fundstelle liegt etwa 6 km nördlich von der Stadt. Aber es ist bekannt, dass General Banèr einen Teil seiner schwedischen Reiter während der Schlacht eine grössere Schwenkung über Manlbeerwalde machen liess nnd diese können sehr wohl anf die Bnrg Altdaber gestossen sein, wo gewiss ein Kaiserlicher Posten gestanden haben muss, da diese Stelle am Anfang der grossen Stadtheide die Strasse von Wittstock nach Norden, nach Mecklenburg, beherrscht.

Bei der Gelegenheit möge auch der Sage gedacht werden, nach welcher der schwedische General Banèr von einer auf dem „Bohnenkamp" gestandenen nnd in den 1880er Jahren ausgebrannten Pappel aus die Schlacht geleitet habe. Der Bohnenkamp blieb während der Schlacht in den Händen der Kaiserlichen, und erst am nächsten Tage, nach dem Abzuge der Kaiserlichen, nahmen die Schweden ohne weiteren Kampf von der Stadt und Umgebung Besitz. Auch ist die Pappel, wie Herr Rektor Meyer in Wittstock ausführt, damals, wenn sie überhaupt schon stand, noch klein gewesen nnd es kann sich, wenn Banèr in Betracht kommen soll, nur nm eine Revne in den Tagen nach der Schlacht handeln.

XXIII. Herr Kustos Buchholz bespricht ferner 2 wendische Thongefässe aus Spandau. Die beiden hier vorliegenden Thongefässe sind im südlichen Weichbild von Spandau, in der Gegend zwischen dem „Ziegelhof" und dem „Burgwall", kürzlich ausgegraben worden. Sie standen über 1 m tief im Sande nnd enthielten nach Angabe der Arbeiter „Asche", doch habe ich bis jetzt keine Probe davon erhalten könneu, um den Inhalt festzustellen. Ähnliche Gefässe sollen dort noch mehr gefunden sein, sie sind aber zerschlagen nnd die Reste verschwunden.

Die Gefässe zeigen nach Form, Töpfertechnik und Verzierung den ansgesprochen spätslavischen Charakter. Der Thon ist mit grobem Steingrus versetzt, die Form mittels der Töpferscheibe hergestellt, der Brand härter als der altgermanischer Gefässe, aber noch nicht so klingend, wie bei der frühmittelalterlichen Töpferware. Die Ornamente sind hauptsächlich mit der Scheibe gedrehte Riefen, daneben zeigt das eine

Gefäss eine eingeritzte, mehr zickzackförmige Wellenlinie, das andere einen Ring dichter schräger Kerben.

Auffällig ist bei beiden Gefässen die relativ dicke Wandung und die dadurch bedingte grössere Schwere; auch sind sie offenbar nur wenig oder gar nicht im wirtschaftlichen Gebrauch gewesen, denn die Wandungen sind von eingezogener organischer Masse noch nicht gedunkelt, erscheinen vielmehr fast braudfrisch.

Da die Fundstelle nur circa 150 Schritt von dem einstigen wendischen Burgwall entfernt ist und der Typus der Gefässe der Burgwallperiode entspricht, so können sie auch zweifellos als Kultur-Überreste der Bevölkerung jenes Burgwalls angesehen werden.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, zu welchem Zweck die Eingrabung stattgefunden haben mag und zwar deshalb schwierig, weil der Inhalt verworfen ist und nicht mehr festgestellt werden kann. Der gemeine Begriff „Asche“ kann im Sinne der Arbeiter vieles bedeuten, von schmutzigem Sande bis zum Leichenbrand. Die letztere Bedeutung mag hier ferner liegen, weil nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung feststeht, dass die slavische Burgwallbevölkerung ihre Toten nicht verbrannte. Sollte sich aber dennoch ergeben, dass der Inhalt Leichenbrand war, dann würden die Feststellungen, die der althergebrachten und noch vor 40 Jahren ziemlich allgemeinen Bezeichnung germanischer Gräberfelder als „Wendenfriedhöfe“ ein Ende machten, noch nicht als abgeschlossen gelten können. Berichtet doch auch Bischof Thietmar von Merseburg, der im 11. Jahrhundert, also zur Zeit der Burgwallbevölkerung, lebte, dass in Polen die Leichen verbrannt werden. Chronik, Buch VIII, Kap. 2. „Jeder Frau ward, wenn ihr Mann gestorben und sein Körper verbrannt war, der Kopf abgeschlagen.“

Unser Mitglied, Herr Neupert, dem wir diesen Fund, wie viele andere Erinnerungsstücke aus Spandau und Umgegend verdanken, hat vielleicht die Güte, nach dem Inhalt der Gefässe weiter zu forschen und event. eine Probe beizubringen.

XXIV. Herr Robert Mielke: Photographische Aufnahmen von Wohnungseinrichtungen und Interieurs. Es ist bekannt, welch grosse Wichtigkeit für die Kulturgeschichte die Kenntnis der verschiedenen Wohnungsformen hat, bekannt auch, dass die Wissenschaft um so mehr auf diese Kenntnis verzichten muss, je weiter die Zeiten von uns entfernt sind. Wenn wir dennoch diese Lücke nicht allzusehr empfunden haben, so liegt es daran, dass die Kultur einst einheitlicher und geschlossener war als heute, wo unsre gesamte Kultureutwicklung auseinanderstrebt, wo der einzelne nicht mehr im Banne der Gesamtheit, der Sitte und der Überlieferung steht. Je vielseitiger unsre Lebens- und Verkehrsformen werden, um so grösser ist auch die Freiheit des einzelnen, seine ihm zusagenden Bedingungen selbst auszuwählen. Damit ist

aber für unsre Wohnungen — seien es nun solche auf eigenem Grund oder in Mietshäusern — die Stetigkeit geschwunden und der Wechsel in der Form ein dauerndes Wahrzeichen geworden. Was heute genügt, ist morgen verändert; was vor einigen Jahrzenten war, ist bereits entschwunden und geschichtlich geworden. Dankbarer würde es daher schon die nächste Zeit begrüssen, wenn sich eine Stelle fände, an der die Wohnungsformen der Gegenwart in Abbildungen gesammelt werden. Auf meine Anregung hin hat sich Herr Geheimrat Friedel bereit erklärt, eine solche Sammlung in dem Märkischen Provinzial-Museum anzulegen und weiter zu pflegen. Heute, wo jeder photographiert oder doch wenigstens im näheren Umkreis einen photographierenden Bekannten hat, dürfte eine solche Bilder-Sammlung keine Schwierigkeit machen.

Selbstverständlich kann es sich dabei nicht um Pracht- und Prunkräume handeln, die bereits in unsern kunstgewerblichen Zeitschriften einen bevorzugten Platz gefunden haben und auch — weil sie zumeist von Berufsdekorateuren geschaffen werden — von der Eigenart des Bewohners so gut wie nichts zeigen, sondern um Räume wie Korridore, Küchen, Schlaf- und andere Zimmer, die in dem Zeichen des täglichen Gehens und Lebens stehen. Da es vielleicht nicht nach dem Geschmacke eines jeden ist, seine Wohnung je dem Blicke preiszugeben, so dürfte es genügen, wenn bei der Angabe das Stadtviertel und die Strasse, Vorder- oder Hinterhaus gekennzeichnet ist und bei sonstigen märkischen Wohnungen die Landschaft und der Wirkungskreis des Besitzers (ob Geistlicher, Lehrer, Beamter, Landmann, Gewerbetreibender etc.) angedeutet ist. Ich kann diese Anregung hier wohl mit der Erwartung schliessen, dass aus den Kreisen der Brandenburgia diese Sammlung in jeder Weise gefördert wird, die damit als erste dieser Art leicht auch vorbildlich für andere Landesteile werden könnte.

XXV. Herr Dr. Gustav Albrecht besprach Schloss Plane an der Havel. Wir hoffen den Vortrag in erweiterter Form im nächsten Heft als besonderen Aufsatz bringen zu können.

XXVI. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

7. (4. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 16. September 1900.

Wanderfahrt nach Mittenwalde.

Mit dem fahrplanmässigen vom Görlitzer Bahnhof um 11 Uhr 35 Minnten abgehenden Vorortzug fnhren bei dem schönsten Herbstwetter einige sechzig Mitglieder zunächst nach Königswusterhansen. Wer die Strecke längere Zeit nicht passiert hatte, musste über die Veränderungen stannen, die die Entwickelnng des Verkehrswesens auch hier hervorgerufen hat. Lag früher ein dichter Kiefernwald zwischen der Station Schmöckwitz und dem Seddinsee, so ist in ihm jetzt ein kleiner Villenort, genannt Eichwalde, entstanden. Ebenso hat sich zwischen Zeuthen und Königswusterhausen eine nene Ortschaft aufgethan, Namens Wildau. Dort hat die Berliner Maschinenbau-Actien-Gesellschaft, vormals L. Schwartzkopff, eine Zweiganstalt errichtet, an der besonders die für die Arbeiter bestimmten Wohnhäuser durch ihre hübsche Bauart auffielen.

Am Bahnhof in Königswnsterhansen wurden die Mitglieder von dem Vertreter des Comités, das sich zum Empfang der Gesellschaft in Mittenwalde gebildet hatte, Herrn Amtsgerichtsrat Böthke, begrüsst und nach Mittenwalde geleitet, wohin man mit dem fahrplanmässigen Zuge der von Königswusterhausen nach diesem Ort führenden Kleinbahn gelangte. Der Bahnhof liegt von der Stadt eine gute Strecke entfernt. Einige Mitglieder benutzten denn auch die bereitstehenden Wagen, während der grössere Teil den Weg bis zum Fuhrmannschen Hôtel durch die hübsche Allee zu Fuss an dem Hause vorbei, in dem einst General v. York als Kommandeur des hier stationierten Jägerregiments wohnte, dem heutigen Hôtel York, zurücklegte. Da inzwischen die Mittagszeit herangekommen war, begab man sich geradeswegs zum Essen. Das Mahl, an dem etwa eben so viel Bewohner Mittenwaldes als Mitglieder der „Brandenburgia“ teilnahmen, wurde durch Wort und Lied reichlich gewürzt. Amtsrichter Böthke toastete auf unsere Gesellschaft, nnser I. Vorsitzender Geh. Rat Friedel trank auf das Wohl Mittenwaldes, indem er in launigen Worten auf den Prozess anspielte, zu dem es zwischen diesem Städtchen nnd Berlin beinahe gekommen wäre.

Dann sprach Bürgermeister Daur, dem unser Mitglied, Stadtverordneter Gericke, erwiderte. Den Schlusstoast auf die Damen brachte mit glücklichem Humor unser Mitglied, Professor Krüner, aus. Zwischen diesen Reden trug die Mittenwalder Liedertafel vierstimmige Gesänge vor.

Nach dem Essen wurde die St. Moritz-Kirche besucht. Beim Eintritt empfing uns vom Organisten Felgentreu vorgetragenes Orgelspiel, worauf Frl. Mertens unter Begleitung der Orgel eine Arie aus Haydns Schöpfung mit herrlicher Stimme sang. Dann trat Propst Sandmann vor den Altar, um über die Geschichte, den Bau und die innere Ausschmückung des Gotteshauses etwa folgende Worte zu sprechen:

„Wir befinden uns in einer gotischen, dreischiffigen Hallenkirche mit polygonem, dreischiffigem Chor. Sie besitzt reiche Sterngewölbe, die im Mittelschiffe auf oblongen, mit Diensten besetzten, im Chor auf achteckigen Pfeilern ruhen. Diese verschiedene Struktur der Pfeiler, sowie das im Verhältnis zu ihnen gedrückt erscheinende Sterngewölbe zeigen, dass die Kirche aus Mangel an Mitteln nicht nach dem ursprünglichen, viel schöneren Plan erbaut ist. Sie dürfte aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen.

Der schöne Altar (Flügelaltar) mit reichem Schnitzwerk und Ranken ist ein Geschenk der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I. aus dem Jahre 1514. Er zeigt in seinem unteren Teile, der Predella, eine Darstellung von zwei Engeln, die das Schweisstuch mit dem Antlitz des dornengekrönten Heilands halten. Der Liederdichter Paul Gerhardt, der bekanntlich einige Jahre (1651—57) als Propst in Mittenwalde amtierte, hatte sonntäglich beim Altardienst dieses Bild vor seinen Augen. Seiner gläubigen Versenkung in diesen Anblick verdanken wir wohl das schönste Lied der evangelischen Christenheit, das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden", das Paul Gerhardt auf Grund des alten „Salve caput cruentatum" dichtete.

Über der Predella befindet sich der Mittelschrein. Er zeigt als Hauptdarstellung eine Kreuzesabnahme, in den Flügeln zwei Statuen von Heiligen, unten drei Wappen: das hohenzollernsche, den roten brandenburgischen Adler und das des nordischen Dreikönigreiches. Dieses letztgenannte ist das Wappen der Kurfürstin, die eine dänische Königstochter war. Auf dem Schreine sehen wir eine reiche architektonische Bekrönung mit spätgotischem Ornament. Sie wird von sechs Heiligen-Statuen gebildet, in deren Mitte eine Figur der mater dolorosa mit dem goldenen Herzen Jesu steht, während die Spitze die Gestalt des auferstandenen Heilands zeigt. Alles ist gut geschnitzt, polychrom bemalt und teilweise vergoldet. Auf der Aussenseite der inneren Flügel ist die Verkündigung Mariä gemalt. Restauriert ist der Altar i. J. 1862 durch den Bildhauer Koch in Potsdam.

Digitized by Google

Am Eckpfeiler neben dem Altar hängt die lebensgrosse Bildsäule eines Papstes in Holz geschnitzt. Sie ist bemalt und zum Teil vergoldet. Sie soll denjenigen Papst vorstellen, unter dessen Pontifikat der Ablass zur Fertigstellung des Gotteshauses ausgeschrieben wurde.

An der Ostwand befindet sich das lebensgrosse, in Öl gemalte Porträt Paul Gerhardts, ein Geschenk des Königs Friedrich Wilhelms III. Es ist eine Kopie jenes der Kirche in Lübben gestifteten Bildes. Unter ihm ist ein steinernes Epitaph, eine Gedächtnistafel, die Paul Gerhardt seinem i. J. 1657 hier verstorbenen Töchterchen Marie Elisabeth gewidmet hat.

Der Taufstein ist aus Sandstein, einfach, becherförmig. Die Taufschüssel von Messing stammt aus dem Jahre 1632. In ihrer Mitte sieht man graviert Christus am Kreuz sowie die Bildnisse der Familienangehörigen des Donators, eines Patriziers mit Namen Suasius.

Hinter dem Altar ist im Halbkreis altes Chorgestühl aufgestellt mit in Holz geschnitzten und farbig bemalten Darstellungen über jedem Stuhl. Nach der Ansicht sachverständiger Archäologen sind diese Schnitzereien teils Hausmarken teils Embleme von Gewerken.

Die mit schönem Prospekt geschmückte Orgel zeigt Rococostil und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Im Jahre 1894 wurde sie vom Hoforgelbaumeister Sauer von Grund aus in trefflicher Weise restauriert.

Unsere St. Moritz-Kirche ragt durch ihre Architektur über viele andere in der Mark hervor und ist der Schmuck unserer Stadt Mittenwalde."

Nach dem Vortrage erhob sich alles, um die besprochenen Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Nach dieser Besichtigung wurde ein Spaziergang durch und um die Stadt unternommen. Indem wir in die Hauptstrasse einlenkten, gelangten wir sehr bald zu den Resten der mittelalterlichen Befestigung der Stadt, dem „Berliner Thor". Sie bestehn aus einem runden Turm, genannt Pulverturm, dem Überbleibsel des alten inneren Thores und dem Rest des jüngeren Aussenthores. Der Pulverturm, dessen unterer Teil aus Granit, dessen oberer aus Ziegeln erbaut ist, war seit langem reparaturbedürftig. Wie unser Mitglied Herr Geh. Baurat Bluth, Konservator der Provinz Brandenburg, den Versammelten mitteilte, hatte die Gefahr bestanden, dass er abgebrochen würde. Die Stadt glaubte nicht in der Lage zu sein seine Wiederherstellung zu bezahlen und Kreis und Provinz waren nicht geneigt dafür Mittel zu bewilligen. Da trat der Konservator bei der Regierung lebhaft für die Beibehaltung und Renovierung des alten Bauwerks ein und setzte durch, dass alle die genannten Instanzen zusammen für die Erneuerung des alten Wahrzeichens der Stadt sorgten. Eben ist man dabei den Turm bis zu seiner alten Höhe zu führen, worauf er neu gedeckt

werden soll. Aus dieser jüngsten Baugeschichte erzählte Herr Geh. Rat Bluth nicht ohne Humor, wie der Ersparnis wegen minderwertiges Material benutzt werden sollte und wie es erst seinem Eingreifen gelang es zu verhindern.

Das Aussenthor ist aus Ziegeln erbaut und besteht aus einem viereckigen Turm mit spitzbogiger Durchfahrt. Über ihm erhebt sich ein von zwei runden Ecktürmchen flankierter Oberbau, der einen hohen Giebel mit Spitzbogenblenden trägt. Das Bauwerk wurde i. J. 1865 restauriert und die Façade durch kreisrunde Nischen und einen Masswerkfries geschmückt.

In der Nähe des Thores, aber ausserhalb der alten Stadt befindet sich wie in so vielen märkischen Städten — auch in Berlin war es einst so — eine St. Georgskapelle. Sie ist um 1400 aus Backsteinen erbaut. Thür und Fenster sind spitzbogig, sehr einfach. Der Ostgiebel zeigt Nischen und Fialen. Die Kapelle wurde 1876 restauriert. Sie dient jetzt als Leichenhalle.

Nach einem Spaziergang durch die hübschen Anlagen in der Umgebung der Stadt, der uns auch nach dem Mühlenberg, dem höchsten Punkt der Gegend, führte, kehrten wir in das Fuhrmannsche Gasthaus zurück, um dem Vortrage des Propstes Sandmann über die Geschichte Mittenwaldes zu lauschen. Der Redner äusserte sich etwa folgendermassen:

Mittenwalde war eine deutsche Ansiedelung im Wendenlande des Teltow. Der Name der Ortschaft ist von ihrer Lage mitten im Buchwalde der sumpfigen Notte-Niederung hergenommen. Gegründet dürfte sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sein. Die erste urkundliche Erwähnung findet sich um 1240. Auf einem Stein der früheren Stadtmauer soll die Zahl 1189 zu lesen gewesen sein. Man hat darin das Datum ihrer Errichtung sehen wollen. Doch dürfte die Annahme schwerlich berechtigt sein. In der Zeit der Gründung muss auch die Kirche erbaut sein als der letzte vorgeschobene Posten des Christentums gegen die heidnischen Wenden. Errichtet wurde sie vom Bistum Meissen und dem heiligen Mauritius gewidmet. Im wesentlichen hat sie heute noch dasselbe Aussehen, das sie damals erhielt. Doch geschah der Bau nicht ohne Hemmungen. Ich sagte Ihnen schon im Gotteshause selbst, dass die verschiedene Struktur der Pfeiler und der Charakter des Gewölbes auf mehrere Bauperioden schliessen lassen

Um die Kirche hat sich die Stadt mit ihren einst hohen und festen Feldsteinmauern gebildet. Sie war nur von zwei Seiten zugänglich und besass daher nur zwei Thore: das nördliche, heute zum Teil erhaltene und „Berliner Thor“ genannte und das südliche, neben dem sich ein Hügel befand, der „Hausgrabenberg“, der den Ausblick in die sumpfige Niederung gewährte.

Die chronistischen Nachrichten über Mittenwalde fliessen recht spärlich. Zuerst hören wir von einem Kampf, der um die Stadt entbrannte. Als die Anhaltiner Markgrafen von Brandenburg geworden waren, strebten sie darnach geordnete staatliche Verhältnisse einzuführen. Zu den Gebieten, deren Besitz streitig war, gehörte unser Mittenwalde. Es wurde gleichmässig vom Markgrafen Heinrich von Meissen und den gemeinsam regierenden Brüdern Johann I. und Otto III. von Brandenburg beansprucht. Diese riefen den Erzbischof Willebrand von Magdeburg als Schiedsrichter an. Aber ehe er sein Urteil sprach, fiel Heinrich von Meissen über Mittenwalde her und nahm es in Besitz. Die brandenburgischen Markgrafen liessen sich das nicht gefallen. Sie griffen ihn an und besiegten ihn. Mittenwalde öffnete ihnen seine Thore und blieb von nun an in ununterbrochenem Besitz Brandenburgs und Preussens lange Zeit als letzte märkische Stadt gegen Sachsen hin. Der Gunst seiner Fürsten hat es sich oft zu erfreuen gehabt. Dass die Kurfürstin Elisabeth, die Gemahlin Joachims I., der Moritzkirche 1514 den schönen Altarschrein stiftete, habe ich in meinem ersten Vortrag erwähnt.

Sonst wird Mittenwalde, das besonders als Festung geschätzt wurde und einmal „eine Port gegen das Land zu Lusitz und Schlüssel des Landes“ genannt wird, im Mittelalter noch mehrfach erwähnt. Als Immediatstadt sandte es seine Deputierten zu den Landtagen und gehörte zu jenem Märkischen Städtebund, der sich nach dem Aussterben der Anhaltinischen Dynastie (1319) zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze gegen Gewalt gebildet hatte.

Eine neue Zeit brach an, als Martin Luther seine Stimme in Wittenberg erhob. Von Sachsen drang die neue Lehre nach Brandenburg. Aber Kurfürst Joachim I. war Luthers erbitterter Feind. Erst Joachim II., Sohn der frommen, evangelisch gesinnten Elisabeth, gab 1539 dem Evangelium freien Lauf in seinem Lande. Hier in Mittenwalde erbat sich der Rat der Stadt von Luther einen würdigen Geistlichen, der die neue Lehre rein und lauter predigen sollte. So wurde Petrus Garz 1543 der erste evangelische Propst.

Das alte Kirchenbuch berichtet von zwei schrecklichen Pestepidemien, die die Stadt heimsuchten. Die eine, durch ein Weib aus Berlin eingeschleppt, wütete 1577 und raffte 516 Personen dahin. Es starben täglich 6—7. Die andere brach 21 Jahre später aus. Ihr erlagen 662 Menschen.

Noch schlimmere Zeiten brachte der 30jährige Krieg über die Stadt. Sie wurde fünfmal geplündert. Von den Kaiserlichen, von den Schweden, die 1637 bei Nacht Mittenwalde überfielen, raubten, in die Kirche drangen und den Propst Gallus Lutherus vor dem Altar erschossen, wiederum von den Kaiserlichen u. s. w. Zu diesen Plünderungen gesellte sich das schreckliche Kriegsgespenst, die Pest, die in dem ausgesogenen

Städtchen noch zweimal raste. Damals muss Mittenwalde wie eine Wüste gewesen sein. Man kann sich denken, mit welcher Inbrunst der Liederdichter, den Gott der Herr bald in unsere Stadt ziehen liess, gebetet hat:

Schleuss zu die Jammerpforten
Und lass an allen Orten
Nach so viel Blutvergiessen
Die Freudenströme fliessen.

Es ist Paul Gerhardt. Hier in Mittenwalde war 1651 der Propst Caspar Gäde gestorben. Der Rat der Stadt liess sich durch das geistliche Ministerium der Nicolaikirche in Berlin den Kandidaten Paul Gerhardt empfehlen, der schon 22 Jahre auf ein Pfarramt gewartet hatte. Im November 1651 wurde er in das Amt des Propstes eingeführt. Vier Jahre später vermählte er sich mit Anna Marie Berthold in Berlin. Seine Gattin fand hier drückende Verhältnisse, musste mancherlei Entbehrungen leiden und konnte sich nicht heimisch fühlen. Um sie auf die reichen Gottesgaben der Gegenwart hinzuweisen dichtete Paul Gerhardt das sinnige Sommerlied:

Geh aus, mein Herz, und suche Freud.

Dann preist er den gesegneten heiligen Ehestand:

Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ
Im Stande, da dein Segen ist

und singt von seiner herzlieben Gattin

Wohl Dir, o Zier,
Hausessonne, Manneswonne, Ehrenkrone,
Gott denkt Dein vor seinem Throne.

1656 wurde ihnen ein Töchterlein geboren, Marie Elisabeth, doch welkte es bald dahin und starb den 14. Januar des folgenden Jahres. Die Mutter versank in tiefe Traurigkeit, aus der sie auch das Lied „Sollt ich meinem Gott nicht singen" nicht zu befreien vermochte. Die Trauer schien zur Schwermut zu werden. Da ging Paul Gerhardt in den Propsteigarten, dichtete auf der Bank sitzend das unvergleichlich herrliche Lied „Befiehl du deine Wege" und überreichte es seiner Gattin. Am Abend aber desselben Tages kam ein Bote aus Berlin, Martin Richter, mit einem versiegelten Schreiben des dortigen Magistrats, durch das er zum Diakon an der Nicolaikirche berufen wurde. Mit Freuden nahm er das Amt an und siedelte Mitte Juli nach der Hauptstadt über.

Die Zeit seiner Wirksamkeit in Mittenwalde ist für unsere Stadt und Gemeinde eine Segenszeit gewesen. Hier hat Paulus Gerhardt, wie der Hymnologe Bachmann nachweist, 63 Lieder gedichtet, unter denen

sich die schönsten seiner gottbegnadeten Poesie befinden, die in der ganzen evangelischen Welt gesungen werden und den Namen unseres Städtchens in eine unauflösliche Verbindung mit dem seinigen gebracht haben. Fontane vergleicht es in seinen „Wanderungen durch die Mark" in dieser Beziehung mit Gohlis, an welchem Ort Schiller das Lied „An die Freude" dichtete. Aber, sagt er, während tausende dahin wallfahrten, besucht Mittenwalde niemand. Und doch war es in seinem Propstei-Garten, dass ein anderes, grösseres Lied an die Freude gedichtet wurde, das grosse deutsche Tröstelied: „Befiehl du deine Wege."

Beinahe hundert Jahre später im August 1730 war der Name unserer Stadt in aller Munde. Der auf seiner Flucht eingeholte Kronprinz Friedrich wurde unter militärischer Eskorte eingebracht, um sich hier unter General von Grumbkow dem ersten Verhör zu unterziehen. Nach ihm verfügte der in Wusterhausen weilende erzürnte Vater seine Überführung nach Küstrin. Zur Erinnerung an diesen Aufenthalt ist das Haus, in dem der Kronprinz damals wohnte, mit seiner Büste geschmückt.

Die Wunden des 30jährigen Krieges waren im Laufe der Zeit vernarbt. Da schlug der siebenjährige neue. Unsere Stadt lag zwar dem Kriegsschauplatz fern, aber die Nähe zur Hauptstadt wurde ihr gefährlich. Hierher drang nach der unglücklichen Schlacht bei Collin der österreichische General Haddick mit 4000 Kroaten und brandschatzte sie. Ein Haufe von 300 Kroaten unter Oberst Upsass löste sich von ihnen und drang in Mittenwalde ein. Er forderte eine hohe Kontribution. Glücklicherweise verscheuchte das Anrücken des Prinzen Moritz von Anhalt gegen Berlin den General Haddick, dem sich Oberst Upsass eiligst anschliessen musste. Im folgenden Jahre wurde Mittenwalde von 300 Kroaten unter Oberst Stimming stark gebrandschatzt und 1760 von den Russen unter Totleben geplündert.

Nach dem siebenjährigen Kriege wurde Mittenwalde als Grenzstadt gegen Sachsen Garnisonstadt für ein Bataillon Jäger. Nach Berghaus lagen 271 Mann hier zuerst unter Oberst v. d. Oesten, dann v. Aweide und bis zum Ausbruch des Krieges 1806 unter York. Ein von diesem erbautes Haus trägt seine Büste und hat seinen Namen damit uns Mittenwaldern treu bewahrt.

Mittenwalde lag an der grossen Strasse von Berlin nach Dresden. Daher fand hier ein starker Postverkehr statt. Die Post war in dem Stutterheimschen Hause, in dem jetzt die Propstei ist, untergebracht. Dieser grosse Verkehr hörte auf, als unsere Rivalin, Zossen, uns beim Bau der Chaussee nach Cottbus den Rang abgewann. Seitdem ist Mittenwalde gesunken und fast ein vergessener Ort geworden. Erst der Bau des schiffbaren Notte-Kanals führte dem Ort neues Leben zu, indem er die Industrie (hauptsächlich Herstellung von Ziegeln) förderte und die

Schifffahrt vermehrte. Zweimal war Mittenwalde das Glück versagt, Eisenbahnstation einer grossen Linie zu werden; weder die Görlitzer noch die Dresdener Bahn berührt es. Dafür macht es jetzt gewaltige Anstrengungen in den Weltverkehr hineingezogen zu werden. In einigen Tagen wird die zweite Eisenbahn, die es mit Berlin verbindet, eröffnet.

Dies ein kurzer Abriss der 700hundertjährigen Geschichte Mittenwaldes. Gott schütze, Gott erhalte, Gott segne unsre Stadt. —

Nach diesem mit vielem Beifall aufgenommenen, vorzüglich gesprochenen Vortrag trat eine kurze Pause ein.

Demnächst wurden wir durch schöne Gesangsvorträge der Damen Fräulein Mertens und Frau Kommerzienrat Fickert erfreut.

Die Jugend widmete sich alsdann dem Tanze, bis gegen 10 Uhr die Abschiedsstunde schlug. Nach wiederholtem herzlichem Dank an die Herrschaften in Mittenwalde wurde ein Extrazug bestiegen, welcher uns binnen kurzem nach Königswusterhausen brachte, von wo aus die Berliner Teilnehmer den Vorortzug zur Rückkehr benutzten.

Die Erinnerungen an das in Mittenwalde Gesehene und Erlebte werden noch lange in der Brandenburgia auf das Angenehmste erhalten bleiben.

---

8. (5. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Dienstag, den 25. September 1900, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung des Warenhauses von Hermann Tietz, Leipzigerstrasse 46—49 und Krausenstrasse 46—49.

Obwohl die Kunstforschung niemals zuvor mit einem solchen Eifer und Erfolg betrieben worden ist, wie in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und obgleich die Kunst und das Kunstgewerbe, insbesondere die Baukunst, sich in allen möglichen Stilen von dem griechisch-römischen Formenkreise und vom romanisch-byzantinischen Banstil an bis zum Nach-Empire, ja bis zum japanischen Stil versucht hat, ist aus diesem Eklektizismus gleichwohl weder ein einheitliches Kunstempfinden noch eine einheitliche Kunstübung als Mitgabe in das neue Jahrhundert hervorgegangen*).

*) Vgl. das gelegentlich der Besprechung des Buches unsers Mitgliedes Robert Mielke „der Einzelne und seine Kunst“ in der Brandenburgia-Sitzung am 12. Sept. 1900 unter No. XIX Gesagte.

Dies muss auch für die Baukunst, wie schon angedeutet, gleichmässig behauptet werden, soweit die öffentlichen Gebäude und die Wohngebäude der grossen Städte in Frage kommen.

Eine Ausnahme mag allerdings als bautechnische Errungenschaft unserer Zeit anerkannt werden, d. i. die eigentümliche Konstruktion der grossen Gebäude für technische und industrielle Unternehmungen. Diese Ausnahme ist zuerst durch die Industrieausstellungen in London, Nord-Amerika und Paris ins Leben gerufen worden, welche die Gebäude gewissermassen in grosse Schaukästen umwandelten und zwar auf Grund ausgedehnter Verwendung von Glas und Eisen. Solcherlei technische und industrielle Glaseisenbauten haben ihren Einzug seit Jahrzehnten mehr und mehr auch in Berlin gehalten, und eins der überraschendsten Beispiele wird uns durch den riesenhaften Neubau des Tietzschen Warenhauses in einer durch Grossartigkeit, Zweckdienlichkeit und Pracht ausgezeichneten Weise vor Augen geführt. Die Verwendung von Glas und Eisen hat aber ihre Grenze, einmal aus statischen Gründen, dann aus feuerpolizeilicher Vorsicht, weil bei grossen Bränden Schmiede- und Gusseisen sich derartig verzieht, dass dadurch der Zusammensturz ganzer Stockwerke veranlasst werden kann. Steinerne Wände, steinerne Pfeiler sind also nicht ganz zu entbehren — vom ästhetischen Standpunkt gesprochen glücklicher Weise — denn sie erhalten dem Warenhaus, das andernfalls einem riesigen Vogelbauer oder Terrarium ähneln würde, dadurch den Charakter eines in sich geschlossenen wirklichen Bauwerks. Nun verlangt in dergleichen Riesengebäuden, in denen tausende von Menschen verkehren, die Gesundheitspolizei möglichste Ventilation. Zugluft aber befördert die Gefahr einer Ausbreitung eines Schadenfeuers ausserordentlich und so gerät der Architekt in eine böse Zwickmühle, wie das auch bei der inneren baulichen Gestaltung des Warenhauses Tietz der Fall gewesen ist. Es sei wegen der Lösung des hier gebotenen baulichen Problems dieserhalb besonders auf den nachfolgenden Spezialbericht verwiesen.

Ähnliche Betrachtungen wurden von manchen Mitgliedern der Brandenburgia — mit den Gästen waren mehrere hundert Personen zur Stelle — beim Betreten und Durchwandern des Warenhauses ausgetauscht.

Der Chef des Hauses, welcher auf besondern Wunsch die Besichtigung des Hauses noch vor dessen Eröffnung gestattet hatte, begrüsste die Erschienenen, wonächst dieselben sich unter mehrfacher Führung in Gruppen verteilten.

Folgendes wurde uns über die Entstehung des Warenhauses mitgeteilt.

Der Bau dieses umfangreichen Geschäftshauses ward im Jahre 1899 begonnen, wobei als erschwerendes Moment hinzu trat, dass das Haus Leipziger Strasse 49 erst am 15. Oktober 1899 abgebrochen werden konnte,

sodass nicht mehr als 11 Monate zur völligen Herstellung frei waren, sollte der Termin der Eröffnung innegehalten werden. Einige Angaben mögen die Grösse des Baues veranschaulichen:

Das ganze Grundstück umfasst 5500 qm, der Innenraum in allen Etagen jedoch mehr als 20000 qm. Das Gebäude besteht aus einem Vorderhause in der Leipziger Strasse, einem Vorderhause in der Kransen-Strasse und einem Querraum, der von beiden Seiten von offenen Höfen flankiert wird. Auf dem grösseren Hofe nach dem Dönhofsplatz zu befindet sich das Maschinen- und Kesselhaus mit zwei mächtigen Schornsteinen.

Damit das Gebäude als ein einziger Saal wirke, ist die Axe desselben in die Mitte der Fassade Leipziger Strasse gelegt worden. Diese Fassade in der Leipziger Strasse wurde von dem Grundgedanken ausgehend projektiert, dass zu einem Kaufhause in erster Linie Eingänge und Schaufenster nötig sind. Dementsprechend wurde das Mittelrisalit als Haupt-Eingang und die zwei Seitenrisalite wurden als Nebeneingänge ausgebildet.

Zwei kolossale Schaufenster von je 26 m Länge und 17½ m Höhe verbinden einerseits diese Risalite mit einander und reichen andererseits bis zum Hauptgesims des Gebäudes empor. Um dies konstruktiv zu erreichen, mussten die tragefähigen Pfeiler in 2 Meter Abstand von der Glasfläche zurückgebaut werden. Konsolartig tragen dann wie ein Balkon hervorgestreckte Träger die Stockwerke.

Dass das 3 m hohe, massive Sandstein-Hauptgesims auf 26 m frei tragend über der Glasfläche schwebt, ist eine noch nie dagewesene Neubildung, die Fachmänner nach ihrem vollen Werte zu würdigen wissen werden.

Die Fassade in der Krausen-Strasse, ebenfalls in Sandstein-Material ausgeführt und im mittelalterlichen Stil durchgearbeitet, ist in ihrer gewinnenden Einfachheit eine Zierde der Strasse geworden.

An die Haupt-Eingänge schliessen sich Windfänge von 10 m Länge und 6 m Breite an, die darum in solcher Riesendimension angelegt wurden, weil so allein bei scharfer Heizung der Zug vermieden wird. Ebenfalls eine Errungenschaft neuzeitlicher Art, die zwar viel Raum erfordert, aber hygienisch von nicht genug zu schätzendem Werte ist.

Beim Eintritt durch das Hauptrisalit, und nachdem man den Windfang passiert hat, erblickt man den grossen im Querbau liegenden Saal, der die bisher unerreichte Breite von 48 m hat. In der Mitte dieses Saales liegt der grosse Lichthof, in welchem sich die Haupttreppe nach den Stockwerken befindet. Hier erblickt man auch die Lifts in schön dekorativ ausgebauten Fahrschachten. Auf dem Grundstück befinden sich 13 solcher Lifts, welche nach der neuesten Konstruktion des Mailänder Fabrikanten Stigler hydraulisch-elektrisch kombiniert sind und höchste Sicherheit gewähren.

Die polizeilich geforderten Nottreppen sind so angelegt, dass sie sich mitten im Lokal befinden und als ganz helle, sehr breite, stets sichtbare vornehme Ausgänge sich darstellen.

Um dieses kolossale Gebäude, bei dem die Gewinnung des Tageslichts vorzüglich glückte, des Abends zu erleuchten, sind 10000 Glühlampen und 1000 Bogenlampen notwendig. Die Kraft hierzu liefern 4 Maschinen, welche von 4 Kesseln gespeist werden. Die elektrische Energie beträgt 2000 Pferdekräfte.

Für die Abwässer der Maschinen musste vom Hause bis zur Spree ein Kanal gebaut werden, dessen Kosten sich auf 80000 Mark belaufen.

Die Heizung des Riesenrammes wird durch wahrhaft geniale Anlagen gleichzeitig mit Luft und Dampf bewirkt.

Die Bauleitung hatte es für den Fall von Feuersgefahr als bedenklich erachtet, die Pfeiler im Innern des Gebäudes aus Gusseisen oder Schmiedeeisen herzustellen, wesshalb als Material für die Pfeiler Granit und Sandstein gewählt wurde. Auch wurde bei denjenigen Pfeilern, welche in der Nähe der Front der Leipziger Strasse liegen und welche die schwebenden konsolartigen Deckenteile zu tragen haben, auf die Erschütterung Rücksicht genommen, die durch den Wagenverkehr verursacht wird. Dies sogar auf besondere Veranlassung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, welchem das Polizei-Präsidium das Projekt zur Begutachtung vorgelegt hatte.

Einzelne Ausbildungen der Fassade sind noch von besonderem Interesse und erwähnenswert. So ist das Mittelrisalit 34 m hoch und wird durch eine Glaskugel gekrönt, welche 4½ m Durchmesser hat. Diese Glaskugel wird innerlich durch Bogenlampen elektrisch erleuchtet werden und weithin erstrahlen.

Um die Beleuchtungszwecken dienende Kugel stehen 4 grosse Figuren, welche die 4 Jahreszeiten bedeuten.

Zu beiden Seiten des Hauptrisalits befinden sich schwebende Phantasie-Figuren als Träger in 4facher Lebensgrösse.

Über den Seitenrisaliten befinden sich Idealgestalten des Handels und der Industrie.

Erbaut wurde das Warenhaus durch die Baumeister Lachmann & Zauber nach Plänen von Bernhard Sehring und Louis Lachmann.

Die Bildhauerarbeiten rühren von dem Bildhauer Westphal her, die Malerei-Ausführungen von Bodenstein. Elektrische Maschinen und Installation stellte Schuckert. Die Beleuchtungskörper und dekorativen Schlosserarbeiten haben die Firmen Schulz & Holdefleiss sowie Puls angefertigt. Die Heizanlagen rühren von der Firma Junk her, die Glaserarbeiten von Gebrüder Seligmann und die Eisenkonstruktionen von der Firma Steffens & Nölle. Die Steinmetzarbeiten in der Leipziger Strasse hatte die Firma Winterhelt und die in der Krausen-Strasse die Firma Plöger übernommen, die dekorative Tischlerarbeit führte die Firma Siebert & Aschenbach aus.

Die Firma A. Borsig, Tegel-Berlin (seit 1837 bestehend) hat für das Geschäftshaus zum Betriebe vorzüglich funktionierende liegende Eincylinder-Dampfmaschinen mit Präcisions-Ventil-Steuerung nach den neusten Patenten von A. Collmann geliefert

Einem fachmännischen, zugleich kritischem Bericht entnehmen wir noch folgende Einzelheiten.

Die Pläne zu diesem grossen Neubau, dessen Fassaden ja schon seit einiger Zeit das öffentliche Interesse erregen, sind gemeinschaftlich von den Baumeistern Bernhard Sehring und Louis Lachmann entworfen worden. Sicherlich geht man nicht fehl, wenn man annimmt, dass dabei Sehring mehr das Künstlerische, Lachmann mehr das Praktische der Aufgabe gefördert hat;

und man kann gleich hinzufügen, dass sich Sehring wieder als der geschickte und sichere Dekorateur, als den wir ihn kennen, und dass sich Lachmann den ungewöhnlichen und neuen Problemen gegenüber als ein sehr begabter und umsichtiger Konstrukteur erwiesen hat. Die Forderung des Banherrn ging dahin, die ganze Fassade nach der Leipziger Strasse, soweit es irgend nach den Polizeivorschriften anging, in Fenster umzuwandeln, dabei aber doch dem Ganzen einen monumentalen und repräsentativen Charakter zu geben. Damit war eine logische und konstruktive Lösung, wie sie Messel im Wertheimschen Hause für das Magazin gefunden hat, ausgeschlossen. Es war nur noch möglich, ein grosses und wirkungsvolles Plakat der eigentlichen Konstruktion vorzubauen. Und das war eine Sache, die keinem so lag wie gerade Sehring.

Die polizeilich vorgeschriebene Steinfläche wurde so verteilt, dass in der Mitte ein Portalbau angelegt wurde, der mit einem hohen Aufbau über das Gesimse hinausragt, und den das Steingesimse mit den beiden Seitenportalbauten verbindet. Der Raum zwischen der Mitte und den Ecken ist an beiden Seiten in ein riesiges Fenster verwandelt, das, nur von den Fassungen der grossen Scheiben gegliedert, vom Fundament bis zum Gesimse durchgeht. Um bei diesen grossen Glasflächen dem Ganzen überhaupt den Charakter eines Baues zu geben, mussten die Steinteile sehr reich mit plastischem und dekorativem Schmuck in grossen Massstäben geschmückt werden. So sind zu beiden Seiten des Hauptportals vier schwebende Frauengestalten von vierfacher Lebensgrösse angebracht, zwei unten und zwei oben. Oben stehen um den Globus von Glas, der etwa fünf Meter im Durchmesser hat und von innen elektrisch beleuchtet wird, vier Figuren, die die Jahreszeiten darstellen. Auch die Eckbauten sind von plastischen Gruppen gekrönt. Diese ganzen Steinteile bewegen sich in barocken Formen, denen Sehring einen grossen Schwung und bei aller Schwere einen Zug von Eleganz gegeben hat.

Das künstlerisch Feinste an dem Bau ist ohne Zweifel der Lichthof, in dem mit verhältnismässig einfachen Mitteln eine ausgezeichnete Wirkung erreicht ist. Es ist ein Pfeilerbau, glatt in Weiss; das Holzwerk der grossen Treppe und der Balustraden in den Stockwerken, das in Blaugrau und Gold gehalten ist, und das Messingwerk bringen einen guten Ton hinein. Ausgezeichnet war die Idee, die Schachte der beiden Aufzüge zu den Seiten der Haupttreppe in den Treppenbau hineinzuziehen; da die Schachte ganz in Glas sind, so wird man die besetzten Lifts auf- und absteigen sehen. In der Gestaltung der Treppe zeigt sich Sehrings Geschmack am besten. Im Lichthof sind auch die originellsten Beleuchtungskörper: zu beiden Seiten der Treppe Lorbeerbäume, aus deren durchbrochenem Laub Glühkörper schimmern, Pfauen, in deren Schwanzfedern an Stelle der Augen Lichter prangen, alles in Aluminiumbronze geschmiedet.

Die Fassade nach der Krausenstrasse ist einfach: zwischen glatten Sandsteinpfeilern zieht sich um die schmalen Fenster krauses gotisches Ornament in Kunststein. Von dem roten Dach ragen Giebel. Auf dem Dach steht das Turmwärterhäuschen.

Nach dem Rundgang durch die verschiedenen Räume, der etwa eine Stunde in Anspruch nahm, bedankte sich die Firma für den Besuch.

Die Teilnehmer verkehrten demnächst noch mit einander in dem Sedlmayrschen Bierlokal zum Spaten Friedrich Str. 172 in gewohnter zwangloser Weise.

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

(Vgl Nr. 1-23 Brandenburgia II, 112-118. Ferner IV, 152—160 und VII, 200.)

(Fortsetzung.)

62) Einige nachfolgende Nachrichten aus anderen Teilen Europas mögen daran erinnern, wie es mit den Raubtieren bei uns im Mittelalter und teilweise noch zur Zeit des dreissigjährigen Krieges aussah.

---

63) **Welches Raubtier kommt in Europa am häufigsten vor?** Offenbar der Wolf. Die Zahl der in Europa lebenden Wölfe ist grösser, als man gewöhnlich annimmt. Selbst im Herzen des Erdteils, in unserem Vaterlande, halten sie sich in ziemlich beträchtlicher Menge auf, aber allerdings nur an der Ost- und Westgrenze. In Lothringen allein werden jährlich ungefähr 50 Wölfe erlegt. Geradezu überraschend ist jedoch die Zahl dieser Raubtiere in Frankreich. Nach den offiziellen Berichten des Ministers für Landwirtschaft wurden im Jahre 1887 701 Exemplare dieser gefährlichen Raubtiergattung erlegt, und in den vorhergehenden Jahren hatte sich diese Zahl noch bedeutend höher gestellt. Dagegen verschwindet Norwegen mit seinen 15 getöteten Wölfen jährlich vollkommen. Bei weitem die erste Stelle in der Häufigkeit der Wölfe nimmt natürlich Russland ein. Der Schaden, den sie hier im Viehstand anrichten, geht ins Enorme. Lasarewski berechnet den durch Wölfe verursachten Abgang an Haustieren auf 15 Millionen Rubel, den an Wild auf 50 Millionen Rubel. In Wirklichkeit werden die Zahlen, besonders die erste, sich jedoch noch höher beziffern. Sonderbar! Gerade Russland und Frankreich, das östlichste und westlichste, das unkultivierteste und das kultivierteste Land Europas, haben den grössten Überfluss an Wölfen.

B. T. Bl. 14. Jan. 1890.

63a) **Eine Wolfsjagd in der Bauernstube.** In dem galizischen Dorfe Przependow, Bezirk Tarnow, herrschte vor einigen Tagen unter den Bewohnern grosse Angst und Aufregung über das Erscheinen zahlreicher Wölfe, welche, von der äussersten Not getrieben, selbst bei hellem Tage raub- und mordlustig in unmittelbarster Nähe der Ortschaft herumschwärmten. Ein Bauer Namens Gawel Piatkiewicz sass mit seiner zahlreichen Familie in der Wohnstube, um mit ihr das gemeinschaftliche Mahl einzunehmen. Plötzlich wurden

sämtliche Anwesende durch das klägliche Angstgeheul des Hofhundes aufgeschreckt, der denn auch bald darauf zu aller Entsetzen mit einem Verzweiflungssprunge durch die Fensterscheibe Schutz suchend mitten unter die erschreckte Familie stürzte, verfolgt von einem riesigen Wolfe, der es auf den Hund abgesehen hatte. Das Aufkreischen der bestürzten Frauen und der Schreckensruf der Männer machten die Bestie stutzig, die sich so unerwartet so vielen schreienden Menschen gegenübersah, und rasch wollte dieselbe auf demselben Wege, den sie gekommen war, das Weite suchen. Der beherzte Bauer jedoch, dies vorausseheud, war mit einem Sprunge am Fenster, erwischte gerade noch eine Hinterpranke des flüchtenden Wolfes, die er, da der schwere Körper des Raubtieres aus dem Fenster hing, trotz aller Anstrengungen des gefangenen Räubers so lange festhielt, bis es dem ältesten Sohne des Bauern gelang, durch Axthiebe auf den Schädel die Bestie zu erlegen. Bei vielen Flaschen Wodka wurde dann in Gemeinschaft der Ortsinsassen die Heldenthat Piatkiewicz gefeiert. B. T. Bl. 27. Jan. 1891.

63e) Ein furchtbares Verbrechen wird demnächst seine Sühne finden. Das Schwurgericht in Wilna verurteilte das Ehepaar Smilkow, reiche Gutsbesitzer, zum Tode; das Ehepaar hatte sich eines grausigen Verbrechens schuldig gemacht. Im letzten Winter wurden die Smilkows, während sie mit ihren drei Kleinen von sechs, vier und zwei Jahren im Schlitten durch einen dicht bei Wilna gelegenen Wald fuhren, von einem grossen Schwarm hungriger Wölfen angefallen. Um das eigene Leben zu retten, warfen die Eheleute ihre drei Kinder den Wölfen zu und brachten sich, während die Bestien sich um die Beute stritten, in Sicherheit. Von den drei Kindern fand man nicht einmal die Knochen wieder. Im Gefängnishofe zu Wilna werden die beiden Mörder in kurzem gleichzeitig aufgeknüpft werden.

Mitt. vom Juni 1895.

---

64) **Raubtierjagd in Bosnien.** Bosnien und Herzegowina gehören sicherlich zu den europäischen Jagdgebieten ersten Ranges. Die bosnischen Gebirge beherbergen eine grosse Anzahl von Bären und die Niederungen an der Save werden nicht selten von Wölfen heimgesucht Die bosnische Landesregierung zahlt daher schon seit dem Jahre 1880 bestimmte Prämien für die Erlegung dieser Raubtiere, und dadurch ist es möglich geworden, die Zahl der erlegten Bären und Wölfe einigermassen zu kontrollieren. Hiernach wird die Zahl der in den Jahren 1880 bis inklusive 1889 in Bosnien und Herzegowina getöteten Raubtiere dieser Art auf 884 Bären und 8490 Wölfe angegeben. Davon entfielen auf das Jahr 1885 allein 1057 Wölfe und 129 Bären. Im Jahre 1887 wurden wieder 130 Bären erlegt, während die Zahl der Wölfe damals 971 betrug. Die Zahl der erlegten Stücke dürfte überhaupt noch etwas höher sein, als nachgewiesen werden konnte, weil in dem Falle, wo der glückliche Jäger keine Prämie verlangt, eine Anzeige an die Behörde nicht zu erfolgen braucht. Während die Wölfe in den nordbosnischen Bezirken Gradiska, Banjaluka, Prujavor, Dervent, Gradacac, Breka und Bjelina am zahlreichsten sind und übrigens in allen Bezirken des Landes

vorkommen, halten sich die Bären am meisten im Centrum des Landes, nämlich in dem westlich und südlich von Travnik und von Serajevo liegenden Berglande auf, insbesondere in den Bezirken Travnik, Jaice, Bugojno, Jojnica, Konjica, Foca, dann auch in Cainica und Rogatica, ferner in einigen Bezirken der Kraina (und zwar in Kljne und Petrovac), endlich in den herzegowinischen Gebirgen von Konjica bis Gacko, hier besonders im Bezirke von Nevesinje. In allen den genannten Bezirken wäre die Bärenjagd lohnend. Am Nordrand Bosniens und der herzegowinisch-dalmatischen Grenze aber kommen Bären fast gar nicht vor. Mitteilung aus dem Jahr 1891.

---

65) **Eine Bärenjagd.** Am 29. v. M. meldete ein Bauer auf der Freiherr v. Popperschen Besitzung Weldzirz in Galizien dem Oberförster Julius Voigt, dass in der Nacht ein Bär seinem Schafstall einen Besuch abgestattet und drei Schafe gefressen habe. Es wurde sofort eine Jagd auf denselben mit Brackhunden arrangiert, bei welcher Gelegenheit der Bär dem Herrn Voigt auf circa zwanzig Schritte zum Schuss kam. Nach dem ersten Schuss, welcher das hintere Blatt traf, stürzte die Bestie unter fürchterlichem Gebrüll zusammen, erhob sich jedoch nach einigen Momenten wieder, um ihrem Angreifer an den Leib zu gehen In diesem Moment krachte der zweite Schuss, welcher das Herz durchbohrte und das Tier tot niederstreckte. Das selten grosse und schöne Exemplar hat eine Länge von 2,15 Metern. Die Tatzenlänge beträgt 0,28 Meter und das Gewicht 273 Kilo. Herr Voigt ist derselbe Schütze, welcher vor acht Jahren auf derselben Herrschaft im Revier Zakla einen Bären erlegte, dessen Gewicht um 20 Kilo weniger betrug.

B. T. B. 8. Sept. 1893.

65a) **Der Bär von Vrlog.** Von unserem b.-Korrespondenten wird uns aus Belgrad berichtet: Ein riesiger Bär war schon lange der Schrecken der Bevölkerung des Dorfes Vrlog bei Pirot in Serbien. Seit fünf Jahren schon stieg dieses Ungeheuer aus dem Hochwalde herab in das Dorf, um sich einen besonderen Schmaus zu verschaffen, und jedesmal erfasste die Bewohner ein panischer Schrecken, wenn sie ihn erblickten. Sie wagten es nie, einen Angriff auf das riesige Tier zu machen. So holte sich denn Meister Petz in aller Gemütsruhe ein saftiges Rind um das andere, sodass es neben vielem Kleinvieh schon 47 Ochsen waren, die er sich als Tribut von den durch die Furcht beherrschten Menschen seines Reviers selbst holte. Der Bär kam nur in der schönen Jahreszeit herab, diesmal aber musste ihn wohl der Hunger oder ein böser Traum aus seinem Winterschlaf geweckt haben; denn kürzlich sahen die Bauern mit Entsetzen ihr Ungeheuer am Waldessaum über den tiefen Schnee sich einen Weg in das Dorf suchen. Unbeschreiblich war die Angst. Man beratschlagte eine Weile, endlich aber wurde der Bezirksvorsteher benachrichtigt, der sofort eine Treibjagd veranstaltete. Und ihm gelang es wirklich, dem gefürchteten Bären den Garaus zu machen. Es war ein Prachttier von 2,20 Meter Länge und 340 Kilo im Gewicht. Die Gemeinde lässt sein Fell ausstopfen, um bei seinem Anblick sich an die ausgestandene Angst zu erinnern. L. A. 31. Dez. 1899.

---

66) **Über das „Bärenabenteuer“**, das der Fürstin Hohenlohe, der Gemahlin des Reichskanzlers, zugestossen sein sollte, waren in der gesamten europäischen Presse gar seltsame Gerüchte verbreitet, die Herr v. Vietinghoff-Scheel, der Veranstalter der angeblich so gefahrvollen Bärenjagd, in einem russischen Blatte folgendermassen berichtet: Auf der zu Ehren der Fürstin Hohenlohe veranstalteten Jagd ging ein Bär durch die grosse Treiberkette durch und legte sich zwei Werst von seinem ersten Lager wieder zum Winterschlaf, aus dem ich ihn später durch ein zweites Treiben störte. Aus dem Lager aufgescheucht, ging der Bär in gerader Linie auf einen etwa vierzig Schritte von mir postierten bewaffneten Treiber los, welcher so erschrak, dass er in der Richtung zu mir zu fliehen begann. Kaum aber hatte er einige Schritte zurückgelegt, als der Bär, seine Richtung verlassend, ihn verfolgte, unheimlich rasch erreichte und auch sofort annahm, indem er hochaufgerichtet ihn in seine Arme schloss. Doch ehe der Bär seine Mordwaffen in Funktion setzen konnte, erreichte ihn meine Kugel, so dass der Bär, den Treiber loslassend, zwei furchtbare Sätze machte, um sich für immer niederzulegen. Der Treiber, der zu seiner Verteidigung seinen Arm vorgestreckt hatte, ist mit einem Biss davongekommen, er geht seiner Genesung bereits entgegen. Das ist das ganze Abenteuer. B. T. Bl. 17. 4. 1896.

---

67) **Junge Bären** sind gutmütige Tiere. Im Jahre 1863 brachten die mir befreundeten Söhne des Gouverneurs von Warschau einen jungen polnischen Bären nach Berlin mit, welcher in meiner Wohnung Dorotheenstr. 62 untergebracht wurde. Er war zahm wie ein Hund, und folgte auch wie ein solcher seinem Herrn auf der Strasse. Da aber die Hunde, welche offenbar missgünstig waren, weil der Bär nicht, wie sie einen Maulkorb zu tragen brauchte, dem Tier zusetzten und Strassenaufläufe entstanden, so musste das Tier abgeschafft werden und kam in den Dresdener Zoologischen Garten. Alte Bären sind in der Gefangenschaft von den Tierkundigen mit Recht gefürchtete Tiere, sie sind übelnehmisch und gewaltthätig. Der Wärter würde lieber zu einem Löwen in den Käfig gehen. Personen, welche zufällig oder absichtlich in einen Käfig mit alten Bären, längere Zeit in denselben gehaltenen Bären gehen, riskieren ihr Leben. Das Berliner und Berner Wappentier hat im Jahre 1890 dafür, wie die Nrn. 68 und 69 zeigen, einen traurigen Beweis gebracht. E. Friedel.

---

68) **Das Unglück im Berner Bärengraben.** Aus Bern, 11. April schreibt unser Korrespondent: Der in den Bärengraben gefallene und von den Bären zerfleischte Mann heisst Christian Wüthrich. Sein Brod verdiente er als Kübler (Kübelmacher), Knecht und Zimmermann. Er wird als vorzüglicher Arbeiter gerühmt Seine Stelle als Knecht in der Nähe von Bern musste er am 4 Februar verlassen, weil er dem Trunke ergeben war. In Bern mag er sich nach Beschäftigung umgesehen haben. Am Abend vor seinem Tode hat er in einer Wirtschaft der Stadt Bern Karten gespielt. Schon Abend 7 Uhr war er betrunken. In diesem Zustande hat er sich ohne Zweifel

an die niedere Umfassungsmauer des Bärengrabens gelehnt, er verlor das Uebergewicht und fiel hinab. Eine verbrecherische That erscheint ausgeschlossen.
B. T. Bl. 14. 4. 1896.

---

69) **Über den Leichenfund im Bärengraben zu Bern** wird uns in Ergänzung unserer telegraphischen Mitteilungen von unserem Berner Korrespondenten geschrieben: Heute (Mittwoch) Morgen, ein Viertel vor 6 Uhr — es war schon Tag — ging ein Arbeiter bei dem allen Fremden wohlbekannten Bärengraben vorbei. Er blickte schnell in den Graben hinunter. Wie gross war sein Erstaunen, als er auf dem Steinboden einen menschlichen Kadaver liegen sah, an dem die beiden Bären, zwei grosse, alte Tiere, begierig frassen. Der Mann war ganz entblösst, die Bären hatten ihm alle Kleider, mit Ausnahme von Schuhen und Strümpfen, vom Leibe gerissen. Die blaue Blouse, die man fand, lässt auf einen dem Arbeiterstande angehörenden Mann schliessen. Er ist etwa 30 Jahre alt und von kräftiger Statur. Kopf und Hals waren entsetzlich zerfressen, ein Arm und eine Hand war abgenagt bis auf die Knochen. Die Kopfhaut war losgeschält. Die Füsse waren intakt, am Rücken zeigten sich manche, vom Anpacken herrührende Wunden. Der Bärenwärter ist Postangestellter und hatte gerade Nachtdienst. Die Familie des Wärters wurde von dem Arbeiter, der den toten Mann entdeckt hatte, geweckt. Schnell war die Polizei und der Regierungsstatthalter v. Herrenschwand zur Stelle. Die Tiere von der Beute zu verdrängen, war jetzt das schwierigste. Man zündete ein Strohfeuer an, doch blieb dies ohne Eindruck auf die Tiere. Einer riet, Knallbonbons loszulassen; die Magazine, die Bonbons verkaufen, waren jedoch noch geschlossen. Man dachte daran, mit Feuerhaken den Toten aus der tiefen Rotunde zu heben. Dann kam man auf den Gedanken, die Hydranten gegen die beiden fleisch- und blutgierigen Tiere spielen zu lassen. Das geschah. Zuerst erhob das Männchen die schwere Tatze, um den Wasserstrahl abzuhalten. Endlich zogen sich die Tiere in den Stall zurück. Die eiserne Fallthür wurde hinunter gelassen, und nun konnte man in den Bärengraben gelangen. Die Leiche wurde in einen grossen Korb gelegt und in die Leichenhalle transportiert. Auf den Kleidern fand man ein Notizbuch, ferner einen Massstab. Die Identität des auf so seltene Weise umgekommenen Arbeiters konnte noch nicht festgestellt werden. Über den Hergang des Unglücks lassen sich bloss Vermutungen aufstellen. Die einen glauben, der Arbeiter sei betrunken über die nicht hohe Grenzmauer gestürzt, andere meinen, er könnte im Streite hinuntergeworfen worden sein. Der Vorfall muss sich in der Nacht ereignet haben. Die Tochter des Bärenwärters war bis um Mitternacht auf, sie hörte nichts. — Vor etwa 30 Jahren ist auf gleiche Weise ein Engländer, Namens Lorch, umgekommen. Er hatte gewettet, er laufe auf der Umfassungsmauer des Bärengrabens herum. Er stürzte dabei in den Zwinger. — In der Stadt Bern bildet das Ereignis das Gespräch des Tages. B. T. Bl. 8. 4. 1896.

---

70) Unter dem 21. Juli 1899 berichtete etwas ähnliches der Berl. Lok. Anz. **Ein Kampf mit Bären** hat dieser Tage im bekannten Volksmuseum „Skansen“ in Stockholm stattgefunden. Schon vor einiger Zeit machten die

Bären den Versuch, ihren Wächter zu überfallen, doch gelang es ihm, sich rechtzeitig zu retten. Seit dem Tage gingen die Wächter nur zu Zweien und mit Stöcken bewaffnet in den Bärenzwinger hinein. Wie notwendig diese Vorsichtsmassregeln waren, sollte sich bald zeigen. Als die Wächter kürzlich am Morgen den Käfig betraten, um die Bären zu füttern, stürzte einer der Bären sich plötzlich auf den einen Wächter und warf ihn zu Boden. Dann griffen beide Bären den anderen Wächter an, der, während der andere Mann sich schleunigst flüchtete, um sich zu retten, ins Wasser sprang. Die Bären folgten jedoch nach, und im Wasser entstand ein wütender Kampf, während dessen Mann und Tier im Wasser verschwanden. Einigen in der Nähe arbeitenden Leuten, die den Lärm gehört und zur Hilfe eilten, gelang es mit grosser Mühe, den Unglücklichen aus den Klauen der Bären zu befreien. Er war jedoch sehr schwer verletzt und hatte über 30 Wunden erhalten. In sehr leidendem Zustande wurde er ins Hospital gebracht. Es ist jetzt den Wächtern verboten worden, sich in den Bärenkäfig zu begeben. Das Essen soll hineingeworfen, und wenn der Käfig gereinigt wird, sollen die Bären hinter einem starken Eisengitter eingeschlossen werden.

---

71) Erstaunlich und ergötzlich zugleich ist es, dass als später in denselben Bärenzwinger zu Bern eine wild gewordene Kuh geriet, die Bären vor ihr Reissaus nahmen. Den ihnen bekannten Menschen verachteten die Bären; vor dem ihnen unbekannten gehörnten Tier aus dem Rindergeschlecht hatten sie dagegen eine lächerliche Furcht, obwohl sonst die schweizerischen Bären nicht selten Kühe töten und auffressen. E. Friedel.

---

71) **Eine Parforcejagd im Grunewald im Jahre 1714.** Von Jagdschloss Grunewald aus wird sich heute am Hubertustage nach alter Sitte der Jagdzug in Bewegung setzen, um der auf frischer Fährte angelegten Meute zu folgen. In langem Jagdgalopp wird an der Spitze des roten Feldes der höchste Jagdherr, der Kaiser, dem hellen Geläut der Hunde im herbstlich gefärbten Forst folgen, in welchem vor fast 200 Jahren der Begründer der Parforcejagd im Grunewald, der Kurprinz Friedrich Friedrich Wilhelm, der grösste Jagdreiter und Jäger unter den Hohenzollern, die ersten Jagd geritten hat.*) Leidenschaftliche Jäger sind mit wenigen Ausnahmen alle Hohenzollern gewesen, und selbst unter Monarchen, wie Friedrich der Grosse, Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. kam das edle Waidwerk insofern zu seinem Recht, dass in beschränktem Masse wenigstens Hofjagden abgehalten wurden. Je nach der herrschenden Mode war der Jagdbetrieb verschieden; bis zum Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten dominierte „das Jagen und Schlagen" hauptsächlich auf Hirsch und Sau im Hauptjagen. Aus einem 4—5 Quadratmeilen grossen Bezirk wurde das Wild zusammengetrieben, mit hohen Tüchern eingestellt und dann in einem Tage auf einem

*) Die von mir s. Z. in „Wild und Hund" veröffentlichten Bilder aus dem Jagdschloss Königs-Wusterhausen geben genauen Aufschluss über die Hetz und Parforcejagden jener Zeit.

Lauf erlegt, „wozu viel Jagdzeug, viele Jäger und eine zahlreiche Jagensmannschaft erforderlich war“. Zu einer Parforcejagd in grossem Stil gehört ein bedeutender Apparat, eine geschulte Jägerei, Jagdpferde und eine eingearbeitete Meute, ganz so wie es heut zu Tage noch am Berliner Hofe in beschränkterem Masse der Fall ist Seit der Einführung der Parforcejagd ungefähr um 1700 ist im Grunewald mancher Hirsch und manche Sau halali gejagt. Die eigenartigste Parforcejagd aber, die je im „Grunen Wald“ abgehalten, fand 1714 unter Friedrich Wilhelm I. statt, denn das gejagte Wild war nicht auf märkischem Boden gross geworden. Ein veritabler Steinbock war es, auf dessen Fährte im November des Jahres 1714 die Meute angelegt wurde. König Friedrich I. hielt nämlich in der Menagerie zu Charlottenburg und im Hetzgarten zu Kölln an der Spree die seltensten Tiere zu allerlei Kurzweil und Ergötzlichkeit: Löwen, Tiger, Eisbären, braune Bären, indianische Raben und afrikanische Stachelschweine, Elche und Auerochsen aus den lithauischen Wildnissen, sowie im Jagdschloss Grunewald einen kleinen Stamm piemontesischer Steinböcke; gleich nach Übernahme der Regierung reduzierte der sparsame Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., diese kostspielige Einrichtung. Das fremde Getier ging an befreundete Höfe nur die afrikanischen Stachelschweine und die Steinböcke wurden auf Betreiben des Oberjägermeisters Samuel von Hertefeld im Grunewald „frey“ gelassen, um zu sehen, „ob sie sich vermehren würden“, so lautete wenigstens die Kabinetsordre dat. Kölln an der Spree, den 10. Januar 1714, an den Kastellan Mark auf dem Grunewald. Auf Vorstellung des Oberjägermeisters, dass „der alte Steinbock, ein schwarzer Satan, die Weibsen beim Holzlesen arg molestiert“, beschloss Se. Majestät, diesen böswilligen Burschen parforce zu jagen, welches anzusehen sich viele neugierige Berliner mit Weib und Kind durch den tiefen Sand nach dem kleinen Jagdschlösschen abquälten. Die Jägerei, an der Spitze der Oberjägermeister von Hertefeld, der Hofjägermeister Georg von Schlieben, Jagdjunker Benno Friedrich Brandt von Lindau empfing Se. Majestät vor dem Thore. Nach einem schnell eingenommenen kräftigen Frühstück zog der König auf seinem ostpreussischen Blauschimmel Hengst, gefolgt von den Jagdpagen Gloeden und Osten und den Kavalieren, der Stellstätte zu, wo die Meute englischer Parforce-Hunde, brav eingearbeitete „Lautläufer“, des Moments harrte, auf der vom Oberjäger Bock und den Besuchs-Knechten Wachs und Westrich ausgemachten Fährte angelegt zu werden. Zwölf Piqueure in roten Röcken mit grünen Sammetkragen, grünen Westen und Hosen, goldene Balletten auf den Schultern, vermochten kaum die wilde Gesellschaft zurückzuhalten. „Jagd frei!“ brauste das Feld hinter der lautjagenden Meute her, aber der schwarze Satan nahm nach kaum einer Viertelstunde in richtiger Erkenntnis einen 200 Morgen grossen undurchdringlichen Windbruch an, aus welchem er nicht zu vertreiben war. Missgestimmt kehrte Se. Majestät nach dem Jagdschloss zurück, „divertirte“ sich jedoch an einem Fuchsprellen im Schlosshof. Der grösste Parforcejäger damaliger Zeit, der alte Dessauer, der bei einer ordentlichen Jagd gewohnt war, mindestens drei „Klepper“ zu Schanden zu jagen, mehr wie 40 Thaler durfte aber ein „Schinder“ nicht kosten, wird über die Idee, einen Steinbock parforce zu jagen, gewaltig den Kopf geschüttelt haben. Nur die Herren

vom Marstall, Syberg, Schwerin und Schlieben, dürften vergnügte Gesichter gemacht haben, hatte doch die kurze Jagd vermutlich kein Pferdefleisch gekostet. Die Berliner werden sich dann wohl an den harmonischen Klängen der sechs doppelt gewundenen Waldhörner erquickt haben, die der Oberjägermeister von Hertefeld eigens bestellt hatte, und „worauf die Jägerburschen sich in der Musik exerzieren sollten, aus dem Clevischen, weil selbige allhier nicht so tüchtig, auch nicht vor den Preiss verfertiget werden." Das Stück hat aber auch acht Thaler gekostet, „daneben vor den Kasten, worinnen sie angekommen, und zu anderen notdürftigen Aussgaben zwei Thaler, an Postgeld allhier 6 Thaler, 4 Groschen und an Accise einen Thaler 8 Groschen."
Berl. Lok. Anz. 3. Nov 1899. Gentho.

73) **Ein Jagdabenteuer.** Die gegenwärtige Zeit der Parforcejagden ruft die Erinnerung an ein interessantes Jagderlebnis des Prinzen Carl von Preussen, des Bruders des alten Kaisers Wilhelm, wach, das noch heute in Zehlendorf, am Schauplatz der That, durch eine Tafel verewigt ist. Es war am 26. November 1876, als auf einer vom Prinzen Carl von Preussen veranstalteten Saujagd ein handfester Eber aus dem Grunewald in das Dorf überlief und dort von dem Prinzen abgefangen wurde. Der mitanwesende Graf Hohenau II. wurde von dem gereizten Tier nicht unerheblich verletzt. Vor dem Gasthof des Kaufmann Thiele wurde Halali geblasen, der Eber aber wurde vom Prinzen Carl den Bewohnern Zehlendorfs geschenkt und noch am Abend auf der Thiele'schen Kegelbahn ausgespielt. Als später auf dem erwähnten Platz eine an das Ereignis erinnernde Tafel mit einer in bunten Farben gemalten Jagdscene errichtet wurde, wohnten der Schwager unseres Kaisers, Erbprinz von Sachsen-Meiningen, Graf Hohenau und zahlreiche Offiziere der Berliner und Potsdamer Garnison dem feierlichen Akte bei. Der Platz vor der Gastwirtschaft wurde „Halali-Platz" genannt, und als im Jahre 1880 ein Original von Gastwirt, Namens Drenkow, die Gastwirtschaft übernahm, erhielt er, im Anklang an Homers „göttlichen Sauhirt", den Beinamen „göttlicher Sauwirt", und sein Lokal wurde die „Sauwirtschaft" genannt. Welch' urgemütliche Stunden dort verlebt wurden, davon wissen noch heute zahlreiche Zehlendorfer Einwohner ein Lied zu singen. Als Drenkow sein zehnjähriges Jubiläum als „Sauwirt" feierte, liess er vor seinem Lokal eine Silberlinde pflanzen, die einige Jahre hindurch an das originelle Ereignis erinnerte. Jetzt ist der Baum längst eingegangen, und auch der „göttliche Sauwirt" ruht schon geraume Zeit unter dem grünen Rasen. Nur das verblasste Jagdbild erinnert noch an den einstigen Überläufer, den hier ein preussischer Prinz abfing. Berl. Lok. Anz. 14. Nov. 1899.

74) **Die Jagd und das Sprichwort.** Dass das Wort „Kneipe" der Jägersprache entstammt, dürfte gewiss viele überraschen Das Wort „Kneipe" ist der Sprache der Vogelfänger entnommen und bedeutet eine Spalte in einem Holze, welche klemmt und festhält, auch das Tellholz bei den Sprenkeln, wodurch die Vögel gefangen und festgehalten wurden. Sodann nannten die Vogelfänger auch die Schänkstuben „Kneipen", in denen sie festgehalten wurden und mancher lockere Vogel gefangen wurde. Überhaupt sind aus

Digitized by Google

der Jagdsportsprache viele Ausdrücke in die allgemeine Sprache übergegangen nnd finden noch heutigen Tages vielfache Anwendung, ohne dass der eigentliche Ursprung und die Bedeutung derselben gekannt wird. So bedeutet „Auf Knall und Fall" den Schuss und das gleichzeitige Zusammenstürzen des Wildes. — „Einem die Haut über die Ohren ziehen", bedeutet das Abbalgen des Wildes — „Eine feine Nase haben" deutet auf die Spürnase des Jagdhundes hin. — „Sich drücken" heisst so viel wie sich durch Niederducken den Blicken des Jägers entziehen. — „Durch die Lappen gehen" erinnert an das Umzäunen des Jagdgebiets mit Garn, Netzen oder Tüchern, welche letztere, im Winde flatternd, das Wild vom Durchbruche abhalten sollten, oftmals aber ohne Erfolg. — „Prellen" war früher ein beliebtes Waidmannsvergnügen bei der Fuchsjagd, wobei der Fuchs auf straff gespannten Tüchern in die Höhe geschnellt und wieder anfgefangen wurde. — Der Ausdruck „Auf den Leim gehen" rührt von dem Vogelleim her, der znm Vogelfang benutzt wurde, nnd „Pechvogel" hiess der, der an den Leimruthen kleben blieb. — „Pfiffig" war der Jäger, welcher die Vogelstimmen zum Locken gut nachpfeifen konnte und alle Pfiffe verstand. — „Ausgehetzt" ist dasjenige Wild, welchem durch keine Hetze beizukommen ist. — „Eine wahre Hetzjagd", „abhetzen" sind heute viel gebrauchte Ausdrücke, wie sich überhaupt deren noch viele finden, die anf die edle Jägerei zurückzuführen sind.

Berl. Lok. Anz. 5. Okt. 1899.

---

75) **Ein deutscher Nationalpark.** Die als so materialistisch und übermässig praktisch verschrienen Amerikaner können uns dennoch auf manchem Gebiete als nachahmenswerte Muster von idealistischer und ästhetischer Denkart dienen. So bestehen dort schon lange die sogenannten Nationalparks, d. h. Landgebiete, die der Bebauung und der sonstigen Kulturbehandlung gesetzlich entzogen sind, um auch späteren Generationen Beispiele gewisser von der Natur geschaffener Bodenformationen mit ihren tierischen und pflanzlichen Bewohnern unverändert zu überliefern. Es ist sehr dankenswert, dass jetzt auf Anregung des Dr. Wetekamp im landwirtschaftlichen Ministerium Verhandlungen gepflogen werden, die die Schaffung eines deutschen Nationalparks in Aussicht stellen, so dass z. B. Wisent, Biber, Luchs, Elch, Nörz, Wildkatze u. a. m. der jetzt drohenden Vernichtung entzogen werden. Freilich wird dieser deutsche Nationalpark bei weitem nicht die Grösse der amerikanischen erreichen; hat doch z. B. der berühmte Yellowstonepark die Grösse der halben Provinz Westfalen, der Yosemitepark diejenige von Braunschweig und der wesentlich zur Konservierung der berühmten Mammuthbäume bestimmte Sequoiapark die Grösse des Hamburger Staatsgebiets; an die Freilassung solcher Riesenflächen ist ja bei uns nicht zu denken, aber einige Qnadratkilometer werden wir doch wohl erübrigen.

Berl. Lok Anz 6. Okt. 1899.

---

76) Hierzu gestatte ich mir folgende Nachschrift. Einen Nationalpark in dem vorstehenden Sinne in Mitten von Deutschland anzulegen, worin auch die grössern deutschen Raubtiere als Wildkatze, Luchse, Wolf, Bär, frei herum laufen, ist einfach ein Unding nnd würde niemals genehmigt werden

Digitized by Google

können. Ein der Sache entsprechendes Unternehmen wäre es, den zum skandinavischen Volksmuseum und Freiland-Museum (vgl. No. 70) in Skansen bei Stockholm befindlichen Tierpark nachzuahmen. Dazu bedarf es eines malerischen wilden Berggeländes mit schäumenden Bächen und grünen Matten; dort könnte man die schädlichen Tiere in grossen Gehägen, Bergen und die nützlichen Tiere sich noch freier bewegen lassen, jedenfalls unendlich viel ungezwungener als in den grössten Zoologischen Gärten. Dort könnte man das Elch und den Auerochsen und den Biber ansiedeln. Dort müssten auch die Hauptvertreter der freiwillig wachsenden deutschen Baum- und Strauchwelt angepflanzt werden. In den thüringischen Waldgebirgen dürfte sich ein solcher deutscher Nationalpark unter dem Schutze eines unserer wald- und waidliebenden Fürsten ohne besondere Schwierigkeiten schaffen lassen. Ein Freiland-Museum — im kleineren Massstab des Skansen-Freiland-Museums — möchte ich neben dem Neubau des märkischen Museums in dem dazu vorzüglich geeigneten Köllnischen Park einrichten. Vor allem müsste dort ein Bären-Zwinger und eine Wolfs-Schlucht sein. Auch würde ich gern daselbst die übrigen Haupttypen der brandenburgischen Tierwelt hegen, alles vom Standpunkt der Heimatkunde und der Heimatsgeschichte, also von ganz anderen Gesichtspunkten aus als sie im Zoologischen Garten hierselbst massgebend sind. Ob es aber, bei der Schwierigkeit, die es macht, neue Ideen zur Verwirklichung zu bringen, gelingen wird, diese Vorschläge durchzusetzen ist mir zweifelhaft. Und doch meine ich, könnten dieselben, wenn man sich mit Eifer dahinter setzte, verwirklicht werden und zwar fast ohne Belastung der Stadtkasse. Es würden sich sicherlich hochherzige Bürger finden, welche die Tiere und ihre Gelasse stifteten und auch Mittel zur Pflege und Instandhaltung aussetzten. Vielleicht bringt das neue Jahrhundert die Verwirklichung dieses märkischen Freiland-Museums im Köllnischen Park, welches unserer Bevölkerung recht eigentlich zur Belehrung und zur Unterhaltung dienen würde. Ein auf meine Anregung gemachter bescheidener Anfang, das für die heimischen Kriechtiere und Lurche eingerichtete Freiland-Vivarium im Humboldthain ist den Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia durch die Besichtigung am 26. Juni 1895 (Brandenburgia IV. 107) bekannt geworden.

Berlin, den 23. Dezember 1899. E. Friedel.

77) **Die Rieseljagd in Osdorf am 11. Januar 1881.** (Originalbericht des „Berliner Tageblatts".) Bei bitterer Winterkälte, aber an einem hellen, prächtig klaren, windstillen Morgen, der die — 8° R. wenig empfindlich erscheinen liess, versammelten sich die ca. 30 Schützen der diesjährigen Osdorfer Hasenjagd auf dem Bahnhof Lichterfelde, von wo dieselben mittels Wagen nach dem Kiefernge hölz an der Ecke des Giesensdorf-Osdorfer Weges befördert wurden. Die weiteren erforderlichen, sehr präzisen Dispositionen wurden von dem Stadtrat Marggraff, Vorsitzenden der städtischen Kanalisation und dem Baurat Hobrecht, Chefingenieur derselben Behörde, zwei erfahrenen Jägern vor dem Herrn, mit Umsicht getroffen Es wurden keine Kesseltreiben,

vielmehr mit Rücksicht auf das Terrain fünf Vorstehetreiben in Scene gesetzt. Die Schützen, unter denen wir ausser den genannten Herren und den Osdorfer Beamten die Stadträte Kunz, Meubrink, Friedel und Walcker, die Stadtverordneten Hermes, Gerth, Schnppmann, Salge, Seibert, Gericke II, sowie viele geladene Gäste und Nachbaren bemerkten, entwickelten sich zu einer langen Feuerlinie, während die Treiber von einem weiten Halbkreis aus, mit lautem Hoho! und Horidoh! entsetzlich lärmend, alles jagdbare Wild den lauernden Flinten zuzutreiben bemüht waren. Unter letzteren fanden sich alle denkbaren Mordinstrumente vertreten von den feinsten Leue und Timpe, Barella, Dreyse und Lefaucheux bis zur altertümlichen, der Aufnahme in das Märkische Museum würdigen Donnerbüchse und dem nachgerade auch schon prähistorischen „Kuhfuss". Das Bild der Jagd war ein äusserst ansprechendes und übersichtliches, da sich auf den endlosen Schneeflächen auch der kleinste dunklere Gegenstand auf weithin scharf markiert abhob. Für die Schützen, welche in dem Hölzchen nach dem Gehöft von Osdorf standen, erinnerte die Einleitung des „Feuergefechts" an die kleinen Franktireur-Scharmützel im gleichen Monat vor zehn Jahren. Das Geknatter der Flinten begann auf dem linken Flügel, immer näher tönt das Geschrei der Treiber, endlich versuchen ein paar „Krumme" sich in dem äussersten Winkel der Schützenkette durchzuschleichen. Ein halb Dutzend grobe Schrotladungen bringen sie alsbald zur Strecke und belehren sie, dass die Abrechnung der Zeche für geäs'ten städtischen Rieselkohl gekommen ist. Die Treiben II, III und IV ziehen sich nach der von Berlin auf Grossbeeren zu führenden Chaussee und die Rosinanten der dort verkehrenden Berliner Milchwagen, sowie ihre verschlafenen Kutscher sind höchlichst verwundert über das kriegerische Treiben auf dem seit dem denkwürdigen Schlachttage gleichen Namens vielleicht selten durch so viele Schüsse unsicher gemachten Wege. Der Vater des Berliner Aquariums giebt hier auf bedeutende Entfernung einen Meisterschuss auf einen unglücklichen Lampe ab, der ohne zu mucksen tot hinfällt. Andere Hasen, welche offenbar die Jagdgesetze zu ihrem Frommen gut auswendig gelernt haben, begeben sich auf Gilkasches Heinersdorfer Terrain; im Jagdeifer stürzt ihnen ein Dutzend Treiberjungen nach, um sie wieder auf städtisches Terrain zu lootsen, allein das Auge des Gesetzes wacht, indem im richtigen Moment der nachbarliche Feldhüter oder Flurschütz erscheint und den Übereifrigen ein Quos ego! zuruft. Ein im freien Felde bei einem Schuppen aufloderndes Feuer gemahnt endlich die ermüdeten Sportsmen, dass es Frühstückszeit ist, und bald lagerte sich die ganze Gesellschaft um die von dem Restaurateur des Bahnhofs Lichterfelde, Herrn Schultz, aufgeschlagenen Feldtische. Bei Knackwurst und Janerschen, Sülze und Eisbein in Begleitung von Portwein- und Sherrypunsch wurden die Erlebnisse besprochen, hier gespöttelt, dort gelobt, wie das so Brauch unter den Freunden der Diana. Alles, was über Müdigkeit und Embonpoint, Chiragra und Podagra, Hexenschuss und „Reissmaltüchtig", Kälte und Schnupfen geklagt hatte, verschnaufte und erholte sich hier wieder, und die beiden folgenden letzten Treiben wurden mit Eleganz abgehalten. Leider ist das Ergebnis der Hasenjagd diesmal schwächer, als im vorigen Jahr. Der „Krumme" thut sich zwar auf dem Berliner Kommunalkohlfeld nachts gütlich, tags aber ist er so undankbar,

auf die Felder der Herren Nürnberg, Gilka und Benno Meyer zu gehen, deren Jagd auf diese Weise erheblich aufgebessert worden ist. Ob ihm mehr die Nässe oder die Ausdünstung der Rieselfelder oder das viele Arbeitspersonal von Osdorf unleidlich ist — quien sabe? — Wahrscheinlich tragen alle drei Umstände dazu bei, ihn aus dem Kanalisationsterrain zu vertreiben. Dagegen fiel den Teilnehmern die Menge von Rebhühnern auf, welche gelegentlich des Treibens aufgescheucht wurden, wegen der Schonzeit aber nicht geschossen werden durften. Noch einen Vorteil hat die diesmalige Jagd, ausser dem Schussgeld für die erlegten Hasen, der Kommune Berlin dadurch gebracht, dass sich hier wohl über 100 Zeugen von den geradezu komischen Übertreibungen überführen konnten, welche aus Veranlassung des neulichen Rohrbruchs der Kanalisationsleitung über den angeblich dadurch verursachten Schaden kolportiert worden sind. Von einer Unterwaschung oder Beschädigung der Chaussee vermochte das kritischste Auge keine Spur zu entdecken. Um 3 Uhr nahmen die Teilnehmer ein gemeinschaftliches Essen im Bahnhof Lichterfelde der Anhalter Bahn ein und fuhren, bis zum letzten Augenblick vom herrlichsten Wetter begünstigt, 52 Minuten später nach Berlin zurück. Uns aber fallen gerade die Worte in die Augen, welche Landgraf Philipp von Hessen in seinem Testament brauchte: „Hätte der Herr kein Wildpret haben wollen, so hätte es seine Allmächtigkeit nicht in die Arche Noah lassen nehmen, es sollen sich die Herren damit zu Zeiten verlustieren, die sonsten mit schweren Geschäften überhäuft sind. Die Herren vernehmen auch, wenn sie auf der Jagd sind, wohl mancherlei, was ihnen sonsten entgeht; sie lernen ihr Eigen und ihre Grenzen besser kennen, und mancher arme Mann kann dabei mit ihnen sprechen, der anders nicht zugelassen wird.“ — Und damit auf Wiedersehen im städtischen Wildanger anno 1882!

B. T. Bl. 13. Jan. 1881. E. Friedel.

---

78) **Wild innerhalb Berlins.** (Wachteln No. 1, Rebhühner No. 35, wilde Kaninchen No. 42, Marder, Iltis, Wiesel No. 79.) Im dem Teile des Invalidenhaus-Parkes um die Gnadenkirche sind grosse cylinderförmige Körbe zur Aufnahme überflüssig gewordenen Packpapieres aufgestellt. Ein solcher befindet sich dicht neben der Bank unter dem alten Ahorn unfern des Grenzzaunes der anstossenden Gärtnerei. Durch den Boden des Korbes haben Ratten ein Loch genagt, um einschlüpfen und nach Speiseresten suchen zu können, das zu gleichem Zwecke auch von Mäusen benutzt wird. Als vor ein paar Tagen zwei Arbeiter früh von der Kessel- nach der Invalidenstrasse dort vorübergingen, sahen sie, dass der Inhalt des Korbes sich bewegte und sich ein Tier mit langem buschigen Schwanz und weisser Kehle, ein prächtiger Steinmarder, darin zu verbergen suchte, den abzufangen, um den herrlichen Winterpelz ihm auszuziehen, sie sich jedoch vergeblich bemühten. Denn, wütend um sich beissend, war der Marder mit einem Satze auf dem Baume, spitzte die Ohren und fletschte die Zähne. Die „Jäger“ hatten nur noch das Nachsehen und waren ärgerlich, dass ihnen „dieser schöne Weihnachten“ entgangen war; denn „zehn Mark sei der Pelz doch wohl wert“. Wie der Parkaufseher weiss, sind Marder an dieser Stelle

keine Seltenheit und dringen vom Invalidenhause her hier ein. An der Torfstrasse sind Jagden auf Marder, Iltisse und Wiesel bei strenger Kälte durchaus nicht ungewöhnlich. Hier hausen die Tiere in den alten hohlen Pappeln hinter den morschen Bretterzäunen über dichtesten Bocksdornhecken. Der Fang erfolgt derart, dass an dem Schlupfloch ein Sack befestigt und der betreffende Räuber durch Anwendung von allerlei Chikanen, selbst Feuerbränden, hineingetrieben wird. Die Jagden sind hier Notwehr; denn die Räuber dringen am Abend in die Höfe vor und würgen das Hausgeflügel ab.

N. Z. 29. 12. 1899.

Kleinere Mitteilungen.

Der Mariensee bei Kloster Chorin. Exkursionsbericht des Märkischen Provinzial-Museums vom 21. Juli 1895 erstattet von Ernst Friedel.

Es interessierten uns heut weniger die herrlichen, aber ungezählte Male beschriebenen Kosterruinen von Chorin, welche auch wohl noch einmal ihre Wiederherstellung, ähnlich der Ruine von Lehnin, erleben werden, als wie die naturgeschichtlichen Verhältnisse des vom Kloster östlich belegenen Amtssees, gewöhnlich choriner See oder mit ältester Bezeichnung Mariensee (Stagnum Beatae Virginis Mariae) genannt.

Der See mit meist steil abfallenden Ufern hat an sich etwas Feierliches und Finsteres, was selbst heut mitten im Sommer sich geltend machte. Man sieht dem Gewässer an, dass es zu allerhand Legenden und Sagen Anlass geben mag.

Ein alter Fischer, welcher gleichzeitig den Dienst als Bademeister versieht, brachte uns nach der im See befindlichen, von fernher schon an ihrem prächtigen Baumwuchs kenntlichen Insel.

Dieselbe enthält zwischen der Anfuhrt und der Badestelle einen festen diluvialen Kernboden mit vielen grossen erratischen Blöcken; daneben schliesst sich eine sehr sumpfige mit Erlen und Farrenkraut bestandene verschilfte Stelle an, welche sich einem vorspringenden Punkte des festen Ufers unterhalb des Forstgartens nähert. Man kann aber — bei Lebensgefahr — weder hier hindurch schwimmen, so verkrautet, noch hindurch waten, so weich, trotz des trockenen Hochsommers, ist der Grund. Daselbst soll nach Herrn Hegemeister Raatzs Meinung eine Brücke oder Fuhrt nach der Insel geführt haben, und in dem versumpften Teile vermutet er einen wendischen Pfahlbau als Unterlage.

Wir haben äusserlich nichts davon entdecken können, es sind hier freilich in unendlicher Zahl Erlenwurzeln verzweigt, welche das Nachgraben sehr erschweren. Diese Erlen treiben aus den im Seewasser freiliegenden Hauptwurzeln unzählige kleine fuchsrote oder orangegelbe Saugewurzeln, oft in einer Länger bis zu 2 Meter ohne irgend welche Erde, frei in das Wasser des Sees hinein. Flottieren diese, wie heut der Fall war, in Folge des Windes lose im Wasser, so gemahnt der Anblick an eine auf- und niedertauchende

Seetang-Bank in einer Meeresbucht, oder mit gröberem Vergleich an einen schwimmenden Fuchspelz. Man kann sich nur schwer von der Wahrheit, dass es sich, wie gesagt, lediglich um zahllose ohne Erde frei im Wasser gewachsene Sange-Wurzelpolster von Alnus glutinosa handele, überzeugen.

In den dreissiger Jahren sind auf dem kleinen Eiland schöne Bäume, namentlich Rottannen angepflanzt worden, die sich mächtig entwickelt haben, desgl. finden sich allerlei verwilderte Zierstauden, Johannisbeersträucher und dergl. als Überbleibsel früherer sorglicher menschlicher Kultur vor. Auch Reste eines Fachwerkbaues einer hier vor Jahrzehnten bestandenen Bleicherei sind noch da.

Im Wasser liegen zahlreiche vom Winde umgestürzte Bäume, Erlen der beschriebenen Art, die allmählich durch den Wellenschlag gänzlich unterspült und abständig wurden, desgl. Espen, Weiden und auch einzelne Eichen.

Unser Ferge und gleichzeitiger Führer wollte hierauf die vermuteten Pfahlbauten beziehen, meinte dagegen, südlich von Chorin im Bach-See (oder Bahr-See der Generalstabskarte) ständen in der Mitte eine Menge von eingerammten uralten Pfählen, die darauf, dass hier in der Vorzeit eine Besiedelung bestanden haben könne, einen Schluss erlaubten. Die Stelle verdient eine Untersuchung.

Noch sei erwähnt, dass in dem Sumpf der Insel im Amtssee einzelne grosse Geschiebeblöcke lagen, welche nur durch die Wurzeln der hier wachsenden Birken, Weiden und Erlen vor dem Versinken geschützt worden sind. Diese Steine müssen, wann ist wohl nicht mehr festzustellen, durch Menschenhand hier hingeworfen sein. Der teils sumpfige, teils mit Wurzeln und altem Holzwerk bedeckte Seeboden rät im Amtssee überall zu grosser Vorsicht beim Baden.

Unterhalb der Neuen Klosterschenke ist eine oben abgerundete Steinplatte zum Gedächtnis einer im Amtssee i. J. 1893 wenige Schritt vom Ufer hier ertrunkenen jungen Berliner Dame, Fräulein Siems, aufgestellt, ein Mahnzeichen, das zur Vorsicht beim Baden an dem jäh in den See abfallenden Ufer auffordert, da der Grund des Gewässers teils morastig, teils mit Wasserpflanzen und Wurzeln durchsetzt ist, die dem Badenden oder Schwimmenden gefährlich werden können.

Einen Abfluss hat der See an der Nordwest-Ecke Dieser Bachgraben, in dessen Nähe altes Mauerwerk der Kloster-Umfassungsmauern steht, hat romantische Ufer, ist tief eingeschnitten und murmelt klar und stark strömend über steinigen Grund. Dieser Abfluss steht nordöstlich mit dem Weissen und dem Grossen Paarsteiner See in Verbindung. An dem Mörtel des alten Mauerwerks wurden an, für unsere Gegend seltenere, lebenden Schnecken vor allem die den Mönchen als leckere Fastenspeise gedient habende fette grosse Weinbergsschnecke Helix pomatia L. gesammelt, ferner eine kleine flache Schnirkelschnecke Helix rotundata Müll. und eine Schliessmundschnecke Clausilia laminata Mont. In dem Bachgraben fanden sich an Muscheln, ausser zahllosen Sphaerium corneum L., Unio batavus Lam. im See Unio tumidus Retz. und U. pictorum L., die Teichmuschel Anodonta piscinalis Nilss. sowie die Deckelschnecken Vivipera vera v. Franen und V. achatina Müll.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Lurchen geschenkt, da sich auf sie, eine bei unsern Klosterseen wiederkehrende Volksüberlieferung bezieht. Ad. Kuhn (Märk. Sagen. 1843 Nr. 192) erzählt von den stummen Fröschen zu Chorin. „In dem bei dem Kloster Chorin gelegenen kleineren Mariensee befindet sich zwar eine grosse Zahl von Fröschen, aber so viele ihrer auch darin sind, so lässt doch keiner irgend jemals sein Gequäk vernehmen. Das kommt, wie einige behaupten, daher, dass, als das ganze Kloster verwünscht worden, auch die Frösche mit verwünscht und zu ewigem Schweigen verdammt wurden. Andere behaupten, einst als noch Mönche in dem Kloster wohnten, hätten die Frösche mit gewaltigem Gequäk die Andacht derselben gestört, so dass die Frommen, als es gar kein Ende hätte nehmen wollen, endlich Gott gebeten jene auf ewig verstummen zu machen, und das sei auch augenblicklich in Erfüllung gegangen. Seit dem Augenblick sind nun die Frösche stumm bis auf den heutigen Tag. *)

In dem See fanden wir den Wasserfrosch, unsern gesangslustigen „grünen Jäger" (Rana esculenta L.) nicht vor, es wurde uns bestätigt dass er dem See fehlt.

In der Nähe des Ufers sprang allerdings der Feld- oder Grasfrosch (Rana muta Laur.) herum, derselbe geht aber nur gedrungen ins Wasser und wir konnten ihn nur durch Treiben, in das Wasser des Sees zu flüchten, nötigen, welches jetzt im Hochsommer + 15° R hatte, also ganz annehmlich warm war. Gleichwohl verliessen diese Landfrösche sofort wieder das Wasser. Dieser Frosch ist, wie sein Artname richtig besagt, meist stumm. Die Ursache, weshalb die eigentlichen Quakfrösche den See meiden, namentlich in ihm nicht laichen, liegt in seiner Kaltgründigkeit, welche wiederum mit kalten Quellen zusammenhängt. Auch wird das Seeufer derartig an vielen Stellen von den über demselben hängenden Baumästen beschattet, dass das Wasser an der Oberfläche eine den Wasserfröschen nicht zusagende Kühle hat. Wir erklären uns aus diesem Fehlen der sonst so lauten eigentlichen Wasserfrösche die Sage von den stummen Fröschen. Die erste Version der Sage nach Kuhn ist offenbar nachreformatorisch als das Volk über das Eingehen des Klosters grübelte; die zweite Fassung ist gewiss die ältere. — Auch Erdkröten (Bufo vulgaris Laur.) waren in Menge nahe dem Ufer sichtbar.

Von Mariensee besuchten wir das nordwestlich belegene Dorf Chorinchen, woselbst nach der Sage,**) die letzte Schlacht geschlagen wird, so blutig, dass das ganze übrig bleibende deutsche Heer unter einem alten Knödelbaum Platz findet. Auf dem Wege vom Dorf Chorinchen nach der Chaussee zum Bahnhof Chorin links fanden wir den Boden, um Wegebaustoff zu gewinnen, ausgeschachtet. Dabei ist eine flach gewölbte Sandkuppe angeschnitten, welche etwa einen Meter unter dem obern deckenden Flugsand eine weit ausgedehnte, vielleicht mehrere Magdeburger Morgen

*) Vgl. W. Schwartz: Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. 3. Aufl. (1895) Nr. 89.

**) Schwartz a. a. O. Nr. 90. — Die Brandenburgia war am 2. September 1894 in Chorin. Brandenburgia III. S. 127–132.

grosse Brandschicht von mehreren Zoll Dicke zeigte, in der wir wendische Thongefässreste (B. II. 20578 des Märk. Museums) fanden, anscheinend von einer Ansiedlungsstelle herrührend.

Ueber die Bedeutung von Wik — Iuwik — Wikbild — Weichbild etc., Begriffe, welche auch in der märkischen Heimatkunde eine Rolle spielen. R. Henning-Strassburg sagt bei seiner ausführlichen Erörterung über „Meltzens Siedelung und Agrarwesen“ (Zeitschrift für deutsche Altertumskunde) Nr. 43, Berlin 1899, S. 249 hinsichtlich des Wortes „Wik“ folgendes: „Eine der ältesten Benennungen solcher Anlagen [d. h. der nordd. Stadtanlagen] ist jedenfalls das Wik, vgl. „die alte Wik“, die Domfreiheit in Hildesheim, die alte Wik oder Brunswig in Braunschweig u. s. f. Das Wort hat seine eigentliche Verbreitung in Sachsen und Niederdeutschland. Dass es aus dem lateinischen vicus entlehnt sei, wie Kluge meint, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Wie sollten die Deutschen, die immer ihre Dörfer hatten und benannten, in einer von direkten römischen Einflüssen und Überlieferungen entfernten Gegend zu der Entlehnung gekommen sein? Sollte man dann nicht eher am Rhein und in Oberdeutschland solche Namen erwarten, die hier jedoch völlig fehlen? Das Wort ist alt und bezeichnete wohl ursprünglich eine regelmässige, gesicherte Anlage. — Nach solchen offenbar kunstgerechten Lagerplätzen wurden die in England sich einnistenden Feinde nach Bugges und Müllenhoffs Ansicht (Beowulf S. 97) „Wikinger“ genannt. So ist das Wort und zweifellos auch die Sache älter, als dass für diese Anlagen an südliche Einflüsse gedacht werden könnte. Sie gehen in die Zeit der ältesten sächsischen (und wendischen?) Städtegründungen zurück, welche eine übersichtliche und schützende Anlage mit einander vereinigten, wie das zweifellos schon für die Lagerplätze der Wikinger anzunehmen ist. Das Wort wird zu wiken, „weichen, Platz machen“, gehören und bezeichnet eine Stelle, von der man zu weichen hat, die aus den sonstigen Ortsverbänden herausgelöst und insofern auch eine „Freiheit“ (vgl. Domfreiheit, Schlossfreiheit) oder Immunität ist.

So wird man die äusseren Vorbilder für die „Wiken“ und die regelmässigen Stadtanlagen zunächst bei denjenigen Stämmen zu suchen haben, welche zuerst und vor allem in der Fremde gesicherte Lagerplätze absteckten. Dass die sächsischen Kolonisten und die nordischen Seevölker dabei eine grössere Rolle gespielt haben, ist nicht zu bezweifeln, und so sei nochmals an die nordischen Dörfer erinnert, mit dem grossen freien Mittelraum, der bei regelmässiger Anordnung viereckig oder rund wird, — dem Vorbild aller Märkte mit ihrer Orientierung nach den Himmelsrichtungen und den vier Wegen, welche zum Orte führen: Merkmale, die auch bei der Stadtanlage der Slavenländer wiederkehren.“ E. Fr.

Warum ist unser heimischer Weinbau zurückgegangen? Dies Thema, welches in unserer Brandenburgia mehrmals besprochen worden, ist auch sonst bezüglich Norddeutschlands vielfach erörtert worden. Gewöhnlich

werden als Gründe angeführt: a) Verwüstung der Weinberge im dreissigjährigen Krieg, b) Fehlschlag der Traubenernten durch Erfrieren der Reben oder kalte Sommer, c) Veränderung des Geschmacks, der vollere und bessere Trinkweine bevorzugt, d) zunehmende Einfuhr billigerer Tafeltrauben und billigerer leichter Weine aus den verschiedensten besser belegenen Teilen Europas und anderer Erdteile.

Einen neuen Grund zum Rückgange der Rebenzucht führt der Dirigent der önochemischen Versuchsstation zu Geisenheim Dr. Kulisch ins Feld. Der sehr rührige Gewerbe- und Gartenbauverein zu Grüneberg hat genannten Sachverständigen zu einer Prüfung der Weinbau-Verhältnisse an Ort und Stelle veranlasst. Die vorgenommene Kostprobe der Weissweine hat Herrn Dr. Kulisch durchaus befriedigt. Der Wein, welcher in Berlin den Spitznamen „Grüneberger Schattenseite" führt, ist in der That besser als sein Ruf und ward als für Handelszwecke wohl geeignet befunden. Aber nur der Weisswein; dagegen konnte Dr. Kulisch den zwar an sich brauchbaren Rotweinen nicht das Wort reden, indem die Grüneberger Rebe, wie das deutsche Gewächs in allen Weinbaugegenden sich besser zu Weissweinen als zu Rotweinen eigne. Alle deutschen Rotweine, meint Dr. K., stehen den Rotweinen südlicher Länder nach, da dem deutschen Erzeugnis fehle, dass es weich, herb, feurig und warm sei. Ausserdem findet Dr. K. — und dies ist eben das auch wohl für die Provinz Brandenburg geltende Novum —, dass der Grünberger Sandboden infolge der Jahrhunderte hindurch betriebenen Weinkultur bodenmüde und bodenhungrig geworden ist; er empfiehlt deshalb zum Wiederanfbau der ausgesaugten Stoffe, deren die Rebe bedarf, eine gründliche Erneuerung durch zusagendere Düngung mit tierischen und pflanzlichen Stoffen, als Beigabe mit Kalk, Kainit und Thomasmehl. Für sehr geeignet erachtet Dr. K. den Torfmüll-Dung. Auch sollte eine Verjüngung der Weinkulturen durch Aufzucht neuer Reben aus Reisern angestrebt werden. (Vgl. Mitt. über Landwirtschaft etc. Berlin 1898, Nr. 29.) E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Nachträge
zur Dorfchronik von Nieder-Görsdorf.

Von **E. Zimmermann**, Pfarrer,
und **P. Zimmermann**, cand. r. min.

Religiöses Leben.

Ist der niedersächsische Volksstamm durch sein ruhiges und bedächtiges Wesen schon von Natur zur Ausübung einer besonderen Frömmigkeit angelegt, so hat dieser religiöse Sinn unter der Pflege des Landesherrn, Bischofs von Magdeburg, reiche Nahrung gefunden. Schon die Namengebung der Kinder zeigt den Gedankenkreis an, in welchem sich die alten Fläminger bewegt haben. —

Da finden wir in den Kirchenbüchern, welche bis 1630 hinaufgehen, ausschliesslich biblische Vornamen: Abraham, Jacob, Michael, Andreas, Peter, Johannes, Jeremias, Balthasar (Balzer), Valentin, Martin, Thomas, Mattheus. Schon 1671 lässt der Pastor loci seinen Sohn auf Christian Gottfried taufen, 1674 Christian Friedrich, und unter den Paten findet sich ein Christian, Gottfried und Friedrich. Die Mädchen führen die Namen: Marie, Anna, Elisabeth, Ursula, Gertraud, Dorothea, Margarethe. 1703 lässt der p. loci seine Tochter Sophia taufen. Vom Jahre 1736 überwiegen die Namen: Gottfried, Gottlob, Johann Christian, Christian.

1743 führt der p. loci die Namen Carl Friedrich ein.

1763 empfängt das Söhnlein des p. loci den Namen: Johann Carl Wilhelm.

Die Mädchen tragen in dieser Zeit vorwiegend den Namen: Anna, doch kommt auch schon der Name Wilhelmine auf; der p. loci giebt 1790 seiner Tochter den Namen Carolina Amalia und 1802 Wilhelmine Amalie Henriette.

Diese Namen halten sich so ziemlich bis 1818, wo die Namen August und Luise hinzukommen; die Namen Friedrich und Wilhelm werden häufiger. 1835 erscheint der Name Albert, welcher von nun an öfter gebraucht wird, 1846 zumeist der Name Ernst im Gebrauch, 1850 Ludwig nur einmal.

Seit 1850 wiegt der Name Caroline vor.

Von 1854 finden sich nur noch die modernen Namen: August, Friedrich, Albert, Ernst neben Gottfried, Gottlob, Gotthelf. Seit 1874 erscheinen die Namen: Richard, Reiuhardt, Reinhold, Gustav, Emil, Eduard, Edelfried, Otto, Arthur, Robert, Alfred, Oscar, Erwin, Ehrich, und für Mädchen: Hildegard, Alma, Charlotte, Selma, Frieda, Alwine, Else, Pauline. —

Auch an Liebesgaben für die Kirche hat es nicht gefehlt. 1766 hat eine wohlthätige Hand an einem hohen Tag früh eine grosse zinnerne Kanne zum Gebrauch bei der heiligen Taufe auf den Taufstein gesetzt, welches Geschenkes beim Nenjahrswunsch erwähnt wurde.

1770 hat Hans Müller, ein gottesfürchtiger Mann, den Altar mit grünem Tuch bekleidet, wie denn anch die vasa sacra von ihm und seinen Vorfahren hergekommen sind.

1779 hat der p. loci zum Andenken, dass die Kanzel und der Taufstein 100 Jahr gestanden, eine Kanzel- und Taufsteinbekleidung besorgt, welche von grünem hellen Atlas mit weissen seidenen Borten und Franzen gemacht worden war und 14 Thaler gekostet hat. Dazu hat gegeben:

der Gerichtsschulze Hans Hecht	18	Groschen
Christian Hecht	4	„
Hans Lehmann	4	„
die Krügerin	16	„
die Kirche	5	Thaler
am Erntefest gesammelt . . .	2—5	Groschen.

1782 hat der gottselige Hans Müller die alte zinnerne Weinholflasche nmgiessen lassen, nnd in demselben Jahre ist von der Krügerin Anna Elisabeth Kühastin eine zinnerne Kanne zum Gebranch bei der Communion geschenkt worden.

1784 wurde von Maria Elisabeth Freidankin in Haus Eichelbaners Gut nach überstandenen harten Zufällen in ihren Wochen am 24. p. Trin. bei ihrem Kirchgang ein grünseidenes Tnch übers Pult gelegt.

In demselben Jahre wurde am IV. Advent von Dorothea Christine Hildigerin geb. Müllerin und Anna Elisabeth Mülleriu, Hans Müllers Witwe, ein schöner silberner Kelch, inwendig vergoldet, nebst Oblaten-Teller, zusammen 19 gute Loth schwer, gewidmet. Der Kelch war in Leipzig vom Juwelier Geissler gemacht. — Wo ist dies geblieben!

1854 hat die Jugend einen Kronleuchter geschenkt.

In der Sakristei befindet sich neben der sächsischen Kirchen-ordnung (General-Artikel) und einigen Agenden auch:

Magdeburg: und Halberstädtsche
Kirchen Agende
Anf sonderbaren und gnädigst. Befehl
des Durchlauchtigst. Grossmächtigst. Fürsten und Herren
Herrn Gustav Adolph der Schweden, Gothen uud Wenden
Königs, Grossfürsten zu Finland, Herzog von Ehesten nud
Cauclen, Herrn über Ingermanland.
MDCXXXII
Hall in Sachsen. In verlegung Melchior Ölschlegels.

Wie schon berichtet ist, konnten die hiesigen Einwohner bei der Kirchenvisitation 1650 gut beten. Sie waren auch in früheren Zeiten sehr fleissige Besucher des Gotteshauses, die Kirchenstühle der Hüfner waren regelmässig voll besetzt; auch die Dienstboten wurden zur Kirche angehalten und erschienen so zahlreich, dass einmal der Knechtechor durchbrach. Der Abendmahlsbesuch geschah regelmässig in den Vierzeiten und fast jeder Einwohner communicierte viermal im Jahre. Verheiratete nnd junge Leute gingen getrennt zum Abendmahl. Die Zahl der Communicanten ging bis 470, obwohl das Dorf nur halb so gross war wie jetzt, wo circa 350 Abendmahlsgäste gezählt werden. Einzelne Personen communicieren jetzt bloss einmal, nnd auch die Jngend ist lässig geworden. Früher wurde neben den gewöhnlichen Sonn- nnd Festtagen noch Gross-Neujahr, Mariä Heimsuchung. Grün-Donnerstag, Johanni, Michaelis und das Reformationsfest am 31. Oktober als Festtage begangen. Später wurden sie dann so gehalten, dass am Nachmittage ein Tanzvergnügen stattfand. Als dann auch infolge der Separation keine Einheit in der Gemeinde war, und die einen lärmende Arbeit vollbrachten, während die anderen feierten, sind diese Feste eingegangen. In der Fastenzeit werden fünf Gottesdienste abgehalten. Früher faud in derselben ein Examen mit den jungen Leuten statt, nnd beteiligten sich dieselben an demselben reichlich. Es kamen auch ältere Leute bis zum Alter von 30 Jahren. Säumige oder gar Renitente wurden mit einer Kirchenstrafe in Geld belegt. — Nach der Einsegnung blieben die jungen Lente noch 2 Jahr vom Besuch der Tanzvergnügungen znrück. Waren sie ungezogen, so mussten sie den saueren Weg nach Kloster Zinna antreten, wo es oft harte Strafe mit dem Stocke gab. Die Konfirmanden wurden in den Betstunden, welche an jedem Sonntag, Nachmittag von 1—2 Uhr, stattfanden, dahin verwendet, dass sich zwei von ihnen ein Stück des Katechismus abfragten und dass sie einen Psalm vorzulesen hatten. Vom zehnten Jahr besuchten die Kinder als Chorschüler regelmässig die Kirche und besorgten unter Aufsicht des Lehrers das Geläut der Glocken. — Wo ist diese Zeit geblieben, wo auch in jeder Haus-

haltung das Gebet gepflegt wurde. Bei Tisch wurde vom Hausherrn der Segen gesprochen, dann folgte das Vaterunser von der Hausfrau und dann noch ein Gebet von einem Kinde. War der Hausherr nicht zugegen, so verrichtete der Grossknecht das Gebet. — Jetzt fängt die alte Frömmigkeit an zu wanken. — Zu den Akten liegt eine Übersicht von jedem Sonntag über den Kirchenbesuch des letzten Jahres im vorigen Jahrhundert. —

Sittlich-religiöses Leben.

Die Kindererziehung ist in guter Ordnung und ist über Verzärtlichung im ganzen nicht zu klagen. Weil in den Häusern auf Gehorsam gehalten wird, hat die Schule über aufsässiges Wesen keine Klage zu führen. Die Kinder werden zu einem freien, offenen Wesen angeleitet, und es ist gelungen, sie so zutraulich zu machen, dass sie auf der Strasse nicht scheu ausweichen, sondern laut und frisch antworten. Diese Zutraulichkeit findet sich auch bei den schon Eingesegneten, so dass von Ungezogenheiten auf der Strasse in letzter Zeit nicht die Rede gewesen ist; höchstens vergisst sich mal ein zugezogener Knecht. Es ist wohl vorgekommen, dass so ein kleiner Knirps mit geballter Faust gerufen hat: „Na waahre man, Magister“; aber auf der anderen Seite kommen die Kinder auch ganz zutraulich mit der Bitte, sich im Pfarrgarten Strauchobst pflücken zu dürfen. Gern sind die Eltern bereit, ihren Kindern eine Freude zu machen, und wenn ein Karussel oder ein Puppenspiel ins Dorf kommt, wird ihnen gern ein Groschen gereicht; es hat nie grosse Not gemacht, die Unkosten für die Turnreisen aufzutreiben. Auch für Beschaffung des Lehrmaterials für die Schule ist stets aufs beste gesorgt worden. Die Erziehung zum Patriotismus wird in der Nähe der historischen Stätte des Denkmals der Schlacht von Dennewitz nicht so schwer. Obwohl die Fläminger selten zum Militärdienst grosse Vorliebe haben und nur selten ein Berufssoldat aus ihnen hervorgeht, so werden doch häufig zwischen den hiesigen Kindern und denen von Dennewitz nach den Regeln der Kunst Schlachten ausgeführt, bei denen es oft hart hergeht und auf deren Abstellung hingearbeitet werden muss.

Die hiesigen Einwohner sind königstreu und, nachdem nunmehr seit 100 Jahren diese Orte dem preussischen Staate einverleibt worden sind, ist die Erinnerung an vergangene Zeiten so ziemlich erloschen. Vor 20 Jahren konnte man es noch erleben, dass unsere Leute, wenn sie mit den Altpreussen in Jüterbog zusammenkamen, sich gegen diese, zumal wenn sie sich gross machen wollten, wegen der Plünderung von 1813 sehr bitter aussprachen. — Ihren Patriotismus beweisen die hiesigen Einwohner dahin, dass sie gern an den patriotischen Feiern am Denkmal teilnehmen und dass sie in den politischen Wahlen ihre Stimmen stets im königstreuen Sinne abgegeben haben, auch mit Ernst bemüht sind,

fremdes Wesen vom Dorfe fern zu halten. Aus solcher treuen Gesinnung ging auch der Beschluss hervor, Ihrer Majestät der Kaiserin im Jahre 1900 einen Glückwunsch zu senden, und die Freude war gross, als die Hohe Frau ihren herzlichen Dank aussprechen liess, und ausserdem auf die Darreichung unserer kleinen Dorfgeschichte geruhte, einen Beitrag von 300 M. zum Bau einer neuen Orgel zu übergeben.

Von Prozessen und Streitsucht ist nicht die Rede, ja seit langer, langer Zeit ist kein Prozess vor Gericht in der Erinnerung. Es kommen wohl Meinungsverschiedenheiten vor, ja auch rechthaberische Leute finden sich; aber der Friede ist nicht dauernd gestört worden und die Rechthaber werden bald erkannt und können nicht recht aufkommen. Oft ist die Rechthaberei spasshaft. Ein guter alter Hüfner hatte so gelegentlich mit dem Pfarrer über den Zaun hinweg eine Unterredung. „Herr Magister, ich denke mir, dass Frankreich dorthin liegt“ — er wies nach Osten. Nachdem er belehrt worden war, sagte er so im tiefen Ernst: „Nein, was ich mir so denke, das muss wahr sein und das lasse ich mir nicht nehmen.“ Darauf konnte ihm nur erwidert werden: „Nun, Vater M., dann glauben sie nur getrost, das wird sie nicht hindern, selig zu sterben.“ Hierbei ist noch zu erwähnen, dass vor 20 Jahren hier allgemein jeder ältere Einwohner mit Vater angeredet wurde, jetzt sagt man Herr. Ein schöner Fortschritt ist es auch, dass die hiesigen Gastwirte grössere Tanzsäle erbaut haben, so dass die Vergnügungen, aus den engen Stuben entrückt, mehr durchsichtig werden und eine edlere Gestalt annehmen.

Über Diebstahl in der Gemeinde ist nicht gerade Klage, und ausser einem Fall ist seit vielen Jahren niemand darum bestraft worden. Gegen Holzdiebstähle, welche wohl verübt werden, denn man schlägt diese Sünde weniger hoch an, sucht man sich dadurch zu schützen, dass man einige Stücke Kleinholz in den aufgestapelten Holzhaufen anbohrt und mit einer Gabe Pulver so herrichtet, dass sie beim Verbrennen sehr leicht den Ofen sprengen können. Obst wird von den Knechten gestohlen, und sie tragen sich auf die Heuboden Vorräte für den Winter zusammen wie die Hamster. Diese Stehlereien, welche der Bauer geduldig über sich ergehen lässt, mögen wohl auch der Grund sein, warum die Leute weniger gutes Obst anpflanzen; sie kaufen das nötige vom Händler. —

In den Alleen findet man zumeist die saure Kirsche und Feldpflaume, wohl kaum einen Apfel- und Birnbaum. Trunkenbolde giebt es hier nicht; es ist selten, dass sich jemand dahin vergisst, und er kann sicher auf Geringschätzung rechnen. —

Einen nicht besonders guten Einfluss üben die nahen Artillerie-Schiessplätze aus. Dort giebt es ein fideles Leben; in den Wirtschaften, von denen 2 hierher gehören, werden Schänkmamsells gehalten. Auch

kommen die Soldaten häufig am Sonntag hierher, wodurch die Sonntagsruhe oft arg gestört wird. Nun die Gemeinden sind schon zufrieden, dass sie ständige Einquartierung, welche vor Errichtung der Baracken hier stattfand, los geworden sind. Auch hat durch die Herstellung einer Eisenbahn, welche vom Schiessplatz Verbindung nach Treuenbrietzen und Jüterbog hat, der Zuzug von Soldaten hierher sehr abgenommen. Die meisten von ihnen kommen nur noch, um das Denkmal zu besuchen.

Erbschaftsverhältnisse.

Von den 26 Wirtschaften in Nieder-Görsdorf ist nur Nr. 8 in ganz fremde Hände im Jahre 1871 übergegangen; No. 5 Angerähen (Andreas) wird im Jahre 1886 an zwei Brüder aufgeteilt. Es haben sich die Namen der Vorwirte fast überall lebendig erhalten.

No. 2 Linke—Müller, No. 3 Dörmchen—Müller, No. 4 Hendrich—Schulze, No. 5 Angerähen—Freidank, No. 6 Aussen—Hecht, No. 7 —, No. 8 Meier—Lehmann, No. 10 Bossdorf—Müller, No. 19 Petersch—Meske, No. 21 Jochen—Hecht, No. 22 Schulze—Hecht, No. 23 Bornad—Müller, No. 24 Jesper—Hecht, No. 25 Lenzen—Zwanziger, No. 26 Möllersch—Windmüller. Diese Namen lassen sich bis auf No. 4 und No. 5 nachweisen, No. 23 Bornad soll gleich Bornhaus sein, weil dieser Wirt die Brunnen in Ordnung zu halten hatte. Nur die Gehöfte No. 11 (Freidank) und das Lehngut haben Erbfolgen in gerader Linie, bei den andern wechselt der Name des Wirtes. Die Erbfolge geschah in der Weise, dass, wenn die Kinderzahl klein war, der älteste Sohn oder, wenn dieser schon versorgt war, der zweite Sohn das Gut erhielt. War die Familie gross, so hielt der Vater die Wirtschaft so lange wie möglich in Händen und gab sie dann einem spät geborenen Sohne. Ja es kommt vor, dass auch eine jüngere Tochter Erbin wird, offenbar in der Absicht, durch die Gewinnung eines reichen Freiers für die Geschwister, welche meist in kleinere Wirtschaften (Kuhbaner) unterzukommen suchten, eine grössere Mitgift zu erzielen. Viele von ihnen suchten Händler und freie Arbeiter zu werden, aber erst in letzter Zeit konnten sich die Hüfner entschliessen, von ihrem Acker ein Stück abzutreten. Starb einem Hüfner die Ehefrau, so entschied er freihändig über die Erbfolge, starb dagegen der Hüfner, und ging seine Ehefrau eine zweite oder dritte Ehe ein, so blieben die Kinder erster Ehe im Vorrecht. Es kommen da sehr verwickelte Sachen vor. Z. B. in der Krügerei No. 1 heiratet:

Martin Schulze 1718 Katharina Hermann

Martin 1719
Andreas 1721 — † 1721.

Katharina Hermann heiratet (2. Ehe) 1721 Christoph Kühnast

Christian 1722 (erbt 1757 das Gut)
Andreas 1724 — † 1724
Katharina 1726.

Nachdem Katharina gestorben, heiratet

Christoph Kühnast in 2. Ehe Anna Mehliss

Anna Elisabeth 1729
Andreas 1736 — † 1738

Nun tritt Christian die Wirtschaft an.

In Wirtschaft No. 2 steht es ähnlich:

Die Witwe des Benedix Eichelbaum, welcher 4 Töchter hinterlässt, heiratet Andreas Sierke. Es sind 4 Kinder aus dieser Ehe: 2 Söhne, 2 Töchter. Die Witwe geht die 3. Ehe ein mit Hans Müller, aus der ein Sohn Gottfried entspringt. Darauf heiratet Hans Müller 1723 die Elisabeth Hecht, und das Gut kommt an seinen jüngsten Sohn Martin.

Fast ebenso trug es sich in No. 20 zu, wo nach einer Reihe schnell wechselnder Wirte: Rechhicken, Randewig, Amende, Schlawig und einer dreifachen Ehe der Ursula endlich der bleibende Name Hermann aufkommt.

In No. 24 sitzt zuerst ein Jesper mit 7 Töchtern; die 5., Ursula, bringt einen Hecht in das Gut, und diese bleiben durch 2 Generationen.

Der dritte Hecht, Gottlob, hat nur 2 Töchter, welche sterben. Um eine Erbschaft zu erzielen, muss man zu einem unehelichen Sohn des Bruders greifen, welcher Johann Gottlob Eichelbaum heisst.

Joh. Gottlob Eichelbaum heiratet 1854 Caroline Rückert,
4 Töchter, 1 Sohn Gottlob,

in 2. Ehe 1864 Joh. Christine Bossdorf,
3 Söhne.

Christine, geb. Bossdorf, heiratet darauf den Joh. Gottfried Hecht,
1 Tochter.

Nach ihrem Tode heiratet Joh. Gottfried Hecht Margarethe Caroline Henze,
1 Sohn,

in 3. Ehe die Wilhelmine Henze,
1 Tochter.

Es waren demnach in derselben Zeit Kinder aus 5 Ehen da. —

Die Wirtschaft ist von Joh. Gottf. Hecht erworben worden, welcher mit reichem Segen wirtschaftet.

Lebensdauer.

Bei der einfachen Lebensweise erreichen die hiesigen Einwohner ein ziemlich hohes Alter. Von den 295, welche von 1690—1799 verstarben, erreichten:

8	Personen	90	Jahre	32	Personen	50—60	Jahre
9	„	80—90	„	17	„	40—50	„
31	„	70—80	„	20	„	30—40	„
43	„	60—70	„	20	„	20—30	„

Es starben 115 als Kinder.

Von 415, welche von 1800—1900 starben (NB. die Einwohnerzahl hat sich vermehrt), erreichten:

1	Person	90	Jahre	33	Personen	50—60	Jahre
16	Personen	80—90	„	23	„	40—50	„
47	„	70—80	„	19	„	30—40	„
59	„	60—70	„	29	„	20—30	„

Es starben 188 Kinder.

In den Jahren 1707, 1717, 1744, 1822, 1823, 1826 starb hier niemand; 1758 starben 12 Personen und meist Erwachsene, 6 davon im Januar. In demselben Jahre starb der Pfarrer Pfenniger, und er ist es, welcher in der Kirche begraben ist. Im Jahre 1886 starben hier 2 alte Leute von 82 und 83 Jahren, welche in einem Grabe beerdigt worden sind.

Geboren sind:		Gestorben sind:	
1671—1700	180	1630—1700	101
1700—1800	476	1700—1800	332
1800—1900	676	1800—1900	443

Summa: 1332 Geburten
876 Tote
456 Mehrgeburten.

Für Wölmsdorf:

Geboren sind:		Gestorben sind:	
1671—1700	31	1671—1700	31
1700—1800	197	1700—1800	135
1800—1900	365	1800—1900	221

Summa: 593 Geburten
387 Tote
206 Mehrgeburten.

Zu den hiesigen Akten befindet sich auch die

Ordnung
bei der Introduction des Superintendenten M. Linda in Jüterbog. 1747.

Nach einer Verfügung aus dem Wittenberger Consistorium vom 1. Februar 1747 ist den Pfarrern, Archi- und Diacouis, auch andern Kirchen- und Schulbedienten zu wissen gefüget worden, dass M. Linda, bisheriger Pfarrer zu Elsterwerda, durch Herrn Carl Gottlob Hoffmann, der hlg. Schrift Doctor und Prof. practicus zu Wittenberg, des geistl. Consistorii Assessoren und des Chur-Kreises Generalsuperintendent den 10. April solle investirt und eingewiesen werden. Und sollen oberwähnte Pfarrer, Archi- und Diaconi, auch andere Kirchen- und Schulbedienten angeregten Tages früh vor 8 Uhr in Jüterbog unausbleibend erscheinen und der Einweihung gegenwärtig sein, auch dieses Patent eigenhändig unterschreiben.

Nach dem vom Herrn Prof. Gottlob Ehrenfried aus Wittenberg zugeschickten Aufsatze soll es bei der Investitur folgendermassen gehalten werden:

1. Sonntags früh wird die morgende (als 10. April) Investitur abgekündigt, zur Vesperzeit aber wie zu den hohen Festtagen eingeläutet.
2. Montags früh um 7 Uhr wird zum ersten, halb 8 Uhr zum andern, um 8 Uhr zum dritten Mal mit allen Glocken eingeläutet, auch mit diesem Läuten so lange, bis die Procession in der Kirche angekommen, continniret.
3. Die Procession gehet mit 8 Uhr aus dem logis des Herrn General-Superintendenten aus und gehet in selbiger
   der Herr General-Superintendent mit dem Herrn Superintendenten,
   der Prot. Notar mit den Beamten,
   der Rath,
   das Stadt Ministerium und das aus den Diaconen nach dem Alter, als sie ins Ministerium gekommen,
   das Schulcollegium der Stadt Cüster,
   die Schulmeister von den Dörfern,
   die Kinderlehrer,
   die Bürgerschaft.
4. Beim Eintritt in die Kirche wird auf der Orgel präludirt und mit solchem präludiren so lange der Herr General-Superintendent sein Gebet vor dem Altar verrichtet fortgefahren.

   Der Herr General-Superintendent geht auf den Altar, der Herr Superintendent aber kniet vor dem Altar, der Prot. Notar,

Beamte, Rath treten in ihre Stände, das Ministerium und die übrige Procession bleibet stehen und verrichten ihr Gebet mit dem Herrn General-Superintendenten in der Stille, alsdann begiebt sich der Superintendent und übrige Geistlichkeit in ihre Stühle.

5. Wird gesungen: Kyrie Gott Vater in Ewigkeit.
6. Intoniret der Diacon vor dem Altar: Gloria in excelsis.
7. Wird gesungen: Allein Gott in der Höh'.
8. Wird vom Diacon Zach. III, 1—10 (Text V. 7) verlesen.
9. Wird gesungen: Es will uns Gott genädig.
10. Wird kurz musiciret.
11. Wird der Glaube gesungen.
12. Folgt die Predigt, wobei auf der Kanzel gesungen wird: Nun bitten wir den heiligen Geist.
13. Nach der Predigt wird praeludiret.
14. Gesungen: Komm, heil'ger Geist.
15. Unter diesem Gesang geht der Herr General-Superintendent auf den Altar, der Superintendent tritt unten vor den Altar. Die Herren Geistlichen treten hinter den Superintendenten in Reihen, hinter diesen steht das Schulcollegium, sodann die Schulmeister und Kinderlehrer. Aber der Prot. Notar, Beamte, Rath und Deputierte der Bürgerschaft treten dem Herrn General-Superintendenten zur rechten Hand neben dem Altar hinunter.
16. Der Herr General-Superintendent hält eine Rede und erzählt des Herrn Superintendenten Lebenslauf.
17. Lässt die Konfirmation ablesen.
18. Erinnert der Herr General-Superintendent den Herrn Superintendenten seiner Pflichten und lässt sich von demselben mit einem lauten Ja versprechen, dass er solchen nachkommen wolle.
19. Der General-Superintendent ermahnt zum Gebet, der Herr Superintendent kniet vor dem Altar nieder, worauf die geordneten Gebete verlesen werden.
20. Wenn das Gebet zu Ende, nimmt der Herr General-Superintendent den Herrn Superintendenten neben sich auf den Altar und erinnert alsdann die Umstehenden ihrer Pflichten, befiehlt auch den Kirchen- und Schulbedienten, dass sie dem Herrn Superintendenten mit Hand und Mund obedientiam et reverentiam angeloben sollen.
21. Wird auf dem Chor das Te Deum laudamus angestimmt, sodann kommen Prot. Notar, Beamte, Rath und gratulieren dem Herrn Superindenten.
22. Kommen die Herren Kirchen- und Schuldiener in ihrer Ordnung, gratulieren dem Herrn Superintendenten und versprechen ihm mit gethanem Handschlage obedientiam et reverentiam.

23. Wenn solches zu Ende, kniet der Herr Superintendent wieder vor dem Altar nieder und der Herr General-Superintendent intonirt: Wir loben Gott, den Vater, spricht die Collecte nnd den Segen, worauf mit Amen geschlossen wird.
24. Wird ein stilles Vaterunser gebetet und unter demselben mit allen Glocken zn länten angefangen.
25. Wenn das Gebet zu Ende, wird praelndiret, und damit so lange continniret, bis die Procession in Gnaden ans der Kirche.
26. Mit dem Länten wird continuiret, bis man in des Herrn General-Snperintendenten logis wieder anlangt.
27. Die Ordnnng in der Procession wird wie vorher gehalten. —

Hierzu berichtet der hiesige Pfarrer:

Die Ordnung ist den 10. April a. c. also gehalten worden, dass die Kirchen- nnd Schuldiener mit dem Herrn General-Superintendenten, dem Herrn Superintendenten und dem Protocollario aus der Superintendantur in die Kirche gegangen und also auch wieder hinaus in die Superintendantur. Der Rath aber und die Bürgerschaft sind vor sich in die Kirche gegangen. Doch ist die Anzahl der Zuhörer eben nicht gar zu gross gewesen, nnd haben verschiedene eine schlechte Achtung göttlichen Wortes nnd rechtschaffener Diener desselben bei der grossen Armnth in der Stadt Jüterbog bewiesen, dass es also wohl hierbei zn sehen war: der Herr schlage sie, aber sie fühlens nicht; Gott erbarme sich der armen, nnwissenden Verirrten und gegen die evangelische Wahrheit erbitterten Seelen. —

---

9. (6. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 20. Oktober 1900, nachmittags 3 Uhr im Deutschen Volkstrachten-Museum, Klosterstrasse 32—36.

Nachdem die Gesellschaft sich im Vorraum versammelt hatte, begrüsste der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, die Erschienenen, gab mit einigen Worten eine knrze Geschichte des Musenms und sprach den Dank der Gesellschaft aus für die Erlaubnis des kostenfreien Besnches. Daranf ergriff Herr Sökeland das Wort und setzte das Bedürfnis nach einem genügenden Gebäude auseinander. In der That ergab sich, dass bei der ungehenren Fülle des Materials dieses Bedürfnis vorhanden ist.

Neben den reichen Sammlungen aus allen deutschen Gauen schliesst das Museum auch Gegenstände aus der Volkskunde der Mark Brandenburg ein, von denen besonders die Trachten und die Spreewaldstube auffielen.

Das Museum ist im Schoosse der Berliner „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte", die in ihren Verhandlungen sich bereits häufig mit den Resten bäuerlicher Kultur beschäftigt hatte, gegründet worden, nachdem schon vorher Versuche gemacht worden waren, eine solche Abteilung mit dem im Bau begriffenen Museum für Völkerkunde zu verbinden. Aus Räumlichkeitsgründen liess sich dies nicht durchführen und so vereinigte 1888 der unermüdliche Prof. Rudolf Virchow einen engeren Ausschuss, der die Schaffung einer solchen Sammlung in die Hand nahm und zu seiner Unterstützung einen besonderen Museums-Verein bildete. Das Glück war dem Unternehmen günstig; denn es gelang in wenigen Jahren eine Sammlung deutscher Volksaltertümer zusammenzubringen, die nicht nur einzig in ihrer Art ist, sondern bald das Dreifache der ihr anfangs von dem damaligen Kultusminister zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten füllen konnte. Man wiederholte hier also den Vorgang, der einige Jahrzehnte vorher zur Gründung des Kunstgewerbemuseums geführt hatte; von vornherein war auch wie bei diesem die Absicht massgebend, die gesammelten Gegenstände dem Staate zu übereignen, wenn er die Fortführung übernehmen würde.

Die Verhältnisse haben die Ausführung dieses Planes bisher noch nicht weitergeführt, obwohl die ins Grosse gewachsenen Aufgaben die Kräfte von Privatpersonen zu übersteigen beginnen. Schon heute verschlingen die Unterhaltungskosten die wenigen durch die Mitglieder aufgebrachten Beiträge, während ein grosser Teil der Gegenstände in Kisten, Kasten und Kellern verpackt, aus Raummangel nicht zur Aufstellung gelangen kann. Es ist die allerhöchste Zeit, dass hier Wandel geschafft, dass wenigstens das bisher Erreichte von dem Staate übernommen wird.

Die bisherigen Bestände schliessen so ziemlich alles ein, was für Kenntnis und Verständnis der breiten Volkskultur von Belang ist. Dementsprechend ist das Sammlungsgebiet ein sehr ausgebreitetes, indem künstlerische, wirtschaftliche und ethische Zeugnisse aus der deutschen Volksvergangenheit vertreten sind. Neben der Art des Wohnens, die in Plänen, Bildern und nach Thunlichkeit in wirklichen Gegenständen zur Darstellung kommt (in den Lageplänen der Siedelungen und der Höfe, den Modellen und Teilen von Häusern, Giebelverzierungen, Schliessvorrichtungen, Thürklopfern, Hausmarken) ist der Hauseinrichtung und dem Haushalt (Leuchtern, Lampen, Steinfeuerzeugen, sonstigen Küchengeräten, Geschirren, Back- und Butterformen, Kesseln und Grapen, Dreifüssen, Kesselhaken, Mangelhölzern, Glätte- oder Gnidelsteinen, Mahl- und Stampfgeräten, Tischen, Stühlen, Bänken, Bettläden, Truhen, Schränken,

Wiegen u. s. w.) die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dann ist an die Kleidung für Kinder und Erwachsene, für Alltag und Feiertag, an Schmucksachen für Mensch und Tier gedacht, die sich in besonderer Mannigfaltigkeit in Friesland, den Elbmarschen und Oberdeutschland örtlich ausgebildet haben. Die Gegenstände des Ackerbaues (ursprüngliche Pflüge, Sicheln, Hacken und Spaten), der Viehzucht (Joche, Gespanne, Melkgeräte), der Jagd (Fallen, Netze, Wurfgeschosse), des Fischfanges (Angeln, Harpunen, Netzsenker, Fischspeere) sind ebenso eingereiht wie die der gewerblichen häuslichen Arbeit (Flecht-, Spinn-, Näh-, Klöppel-, Strick-, Schmiede-, Filigran-, Schmelz- und Töpferarbeiten), Webereien, Stickereien, Schnitzereien, Malereien, wie solche des Handels und Verkehrs (Wagen, Schlitten, Schiffe und Boote), der häuslichen Musikpflege (Instrumente), denen sich alles anschliesst, was bei der Geburt (Amulette, Patenbriefe, Kinderspielzeuge), bei der Hochzeit (Stühle, Truhen, Geschmeide, Brautkronen, Brautbitter-Stäbe), bei Tod und Begräbnis (Beigaben, Typen von Grabdenkmälern, Totenkronen), bei Ernte- (Puppen, Kränze) und bei den verschiedenen Jahresfesten (Masken und Vermummungen zu Weihnachten, Fastnachtspuppen, Ostereier, Lebensrute, Pfingst- und Johannissymbole) gebraucht wird. Dann ferner die Gegenstände der Gemeinden und Genossenschaften (Schulzenstäbe, Nachtwächter-Ausrüstung, Würdezeichen, Kerbhölzer, Eigentumsmarken und Lose, Innungswahrzeichen) und schliesslich die Mittel der Volksmedizin (Instrumente, Amulette, Zauberbücher, Bötzeichen u. a.).

Innerhalb dieses reichen Sammelprogramms nimmt die Mark Brandenburg einen immerhin beträchtlichen Platz ein. Neben den vielen Gegenständen aus den wendischen Gebieten, Modell eines Spreewaldhauses aus Lehde (vergl. Abbildung 53 im Archiv der Brandenburgia, V, 1899), der Spreewaldstube, in der mit plastischen Trachtenfiguren eine Hochzeitswerbung dargestellt ist, sind Trachten aus Nenhardenberg, aus Rohrbeck und Hohen-Schlenzer bei Jüterbog und Einzelheiten aus der Gegend von Dahme vorhanden. Gross ist die Sammlung von Flügelsäulen, von Steinkrügen und Tellern, Ostereiern, Zinngeräten, Spinn- und Ackergeräten. Von den der Mark Brandenburg unmittelbar benachbarten Gebieten sind die Altmark (Drömling), Pommern (Weizacker bei Pyritz), Oberlausitz in grösserer Vollständigkeit vertreten.

Zum Schluss wollen wir noch den Herren unsern Dank abstatten, welche die Führung übernommen hatten und in sorgfältiger Weise die reiche Sammlung erläuterten. Es sind dies unsere Mitglieder: die Herren Sökeland und Mielke, sowie der Kustos des Museums, Herr Höft.

10. (4. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Oktober 1900, abends 7½ Uhr
im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Die nachfolgenden Mitteilungen unter A 1—19 rühren von dem Vorsitzenden, Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel, her.

A. 1. Der Vorsitzende macht Mitteilung von einem Dankschreiben des Herrn Professors Dr. Alfred Nehring, Direktors der Zoologischen Abteilung des Museums der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule, als Antwort auf das Beileidsschreiben, welches der Vorstand, anlässlich der durch Gasexplosion angerichteten, leider sehr bedeutenden Schädigung der Sammlungen, an Herrn Nehring gerichtet hatte.

2. Es werden die vier neuesten Nummern der vaterländischen Zeitschrift „Bär“ vorgelegt. Dieselbe nimmt in dankenswerter Weise die Interessen der „Brandenburgia“ wahr und enthält wiederum viele interessante, durch gute Abbildungen unterstützte Beiträge. Die Förderung des „Bär“ wird den Mitgliedern, Gönnern und Freunden in jeder Beziehung warm ans Herz gelegt.

3. „Untersuchung des Berliner Dialekts. Es wird zunächst die geschichtliche Grundlage durch die Durchforschung der niederdeutschen Urkunden und Akten der Stadt Berlin zu legen sein, dann ist das Eindringen des Hochdeutschen in die Geschäftssprache zu beobachten und die etwaige Mischsprache zu verfolgen. Ueberhaupt ist die Berliner Litteratur nach ihrer sprachlichen Seite zu studieren. Hierauf soll der neuere Berliner Dialekt erstens grammatisch, zweitens lexikalisch dargestellt werden. Auf Gliederung nach zeitlichen Abschnitten und nach den verschiedenen Gegenden der Stadt ist zu merken.“

Also lautet eine Preisaufgabe, welche die philosophische Fakultät der hiesigen Universität auf Grund des städtischen Preises von 225 M. lediglich für eingetragene Studierende derselben, Ablieferungstermin bis 4. Mai 1901, gestellt hat.

In den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins No. 10 von 1900 wird auf die grossen Schwierigkeiten zumal für Studierende und angesichts der kurzen Frist aufmerksam gemacht. Indem der Vorsitzende auf die sachgemässen ausführlichen Mitteilungen unseres Mitgliedes Dr. Hans Brendicke a. a. O. S. 120—122 hinweist, schliesst er sich dessen Bedenken vollinhaltlich an.

4. Der neugebildete Rügisch-Pommersche Geschichts-Verein zu Greifswald und Stralsund, welcher Austanschbeziehungen (vgl. Brandenburgia-Sitzung vom 12. Sept. 1900) angeknüpft, übersendet uns den I. Band seiner „Pommerschen Jahrbücher". Aus dem reichen, zumeist die dortigen Verhältnisse betreffenden Inhalt ist für uns von besonderer Wichtigkeit ein Aufsatz von Professor Dr. Ernst Bernheim-Greifswald: „Lokalgeschichte und Heimatkunde in ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Unterricht." Der Verfasser fasst von seinem besonderen wissenschaftlichen Standpunkte aus die Heimatkunde als Bestandteil oder Untergruppe der Landesgeschichte auf. Das entspricht selbstredend nicht unserem heimatkundlichen Standpunkt. Uns ist die Heimatkunde vielmehr ein Bestandteil und eine Untergruppe der Landeskunde, dagegen die Geschichtskunde eine Hülfswissenschaft, wie das in unserem Programm gelegentlich der Begründung der „Brandenburgia" in unseren Satzungen vom 22. März 1892 § 1 deutlich ausgesprochen ist (Brandenburgia I, 1892, S. 2). Lediglich von jener rein geschichtlichen Perspektive des Herrn Professors Bernheim ist es auch erklärlich, dass er bei der Heimatkunde mit keinem Wort der Naturkunde gedenkt, die doch die alleinige und unbedingt allererste Grundlage der Heimatkunde ist. Wie kann denn jemand die Heimat und das Land verstehen, wenn er sich nicht mit der Kunde des Bodens, der Gewächse und der Tiere vertraut macht? Nur dadurch erst wird der natürliche Übergang zum Menschen und zur Erkenntnis seiner geistigen und seiner sonstigen schöpferischen Thätigkeit gegeben. Dies Verhältnis liegt ferner auch selbstverständlich in der Bodenkunde, denn im Diluvium finden wir die ersten sicheren körperlichen Reste des Menschen und seine primitivsten Erzeugnisse. Von dieser Dämmerungszeit des Menschengeschlechts steigt die Heimatkunde aufwärts allmählich in die neuerliche Steinzeit, in die Metallzeit und damit allmählich in die Geschichtszeit. Das ist unser Standpunkt bei dem Studium der Landes- und der Heimatkunde, und diesen werden wir allzeitig unverändert festhalten.

Im Übrigen enthält der Aufsatz viel Beherzigenswertes und wir schliessen uns gern dem Schlusssatz (S. 32) an: „In Unterricht und Wissenschaft treffen wir auf dasselbe Verhältnis der Lokalforschung: sie ist auf beiden Gebieten lebhafter als je zuvor in das allgemeine Interesse gerückt und unendlich fruchtbar geworden durch die Berührung mit dem Allgemeinen, durch welche sich ihr neue Aufgaben und Wege erschlossen haben."

5. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille. II. Bd. 1. Heft. Oktober 1900. Diese Zeitschrift, welche sich bereits einer berechtigten Beliebtheit erfreut, vermittelt zwischen der allgemeinen und der örtlich begrenzten Geschichtsforschung,

indem sie den Lokalforscher über die Probleme der allgemeinen Geschichte unterrichtet und den Forscher auf allgemeinen Gebieten davon in Kenntnis setzt, was im einzelnen Falle aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands an gleichartigem Material vorliegt.

Das vorliegende Heft enthält zwei uns besonders angehende Aufsätze. Vom Archivrat Dr. G. Sello-Oldenburg eine mit Bienenfleiss zusammengetragene Übersicht: „Zur Litteratur der Roland-Bildsäulen." (Wird fortgesetzt.) Von unserm Mitgliede Professor Dr. Gustav Kossinna: „Eine archäologische Reise durch Teile Norddeutschlands." — Betrifft die Museen von Stralsund, Greifswald, Neubrandenburg, Stettin, Danzig, Marienburg, Graudenz, Thorn, Bromberg.

Hinsichtlich der Bevölkerungsverhältnisse bemerkt Kossinna von unserer Gegend: „Die während der Bronzezeit nur zum kleinsten Teile germanische Mark Brandenburg," eine Anspielung auf die dakische Bevölkerung, worüber sich Kossinna bei Danzig, Marienburg, Graudenz, Thorn und Bromberg etwas ausführlicher auslässt. Bei der überaus grossen Bedeutung der einschläglichen ethnologischen Fragen für unsere Provinz Brandenburg und da der Herr Verfasser uns auf ein die Heimat betreffendes Werk über die vorgeschichtlichen Perioden und die praehistorischen Völkerschichten in Brandenburg leider noch immer in Hangen und Bangen warten lässt, bleibt mir nichts übrig, als seine bedeutungsreichen kurzen Auführungen wörtlich von S. 23—25 zu entnehmen.

„Das schöne, mit reichen Mitteln ausgestattete und bestverwaltete Danziger Museum zeigt aufs klarste die Ablösung der westgermanischen jüngeren Bronzezeit durch die spezifisch ostgermanische Kultur, wie sie aus den kleinen Steinkisten mit Gesichtsurnen und ihren Begleiterscheinungen zutage tritt. Alle anderen Kulturen und Perioden verschwinden in diesem Museum neben der Fülle der von mir auf die Jahre 800—400 v. Chr. festgelegten Zeit der ersten Besitznahme des Gebietes zwischen Weichsel und mittlerer Oder durch die Ostgermanen und zwar die Wandalen (nicht Goten wie bisher voreilig stets als zweifellos hingestellt worden ist). Das Schloss Marienburg beherbergt die namentlich für die ostpreussische Vorgeschichte wertvolle Sammlung des Herrn Bleil-Tüngen (jetzt Gr.-Lichterfelde), während das kleine, aber schöne Graudenzer Museum ausschliesslich der Latène- und der sogenannten römischen Kultur der Ostgermanen des Weichsellandes gewidmet ist, jener Kultur, die westwärts nicht ganz an die untere Oder reicht, südwärts aber noch fast die ganze Niederlausitz, Posen, das nördliche Sachsen und Nord- und Mittelschlesien gewonnen hat und in Galizien bis an den Dniester zu verfolgen ist. In eine ganz andere Welt kommen wir dagegen in Thorn (1. Städtisches, 2. Polnisches Museum) und Bromberg: neben der schon spärlicher werdenden Gesichtsurnenkultur zeigt sich sehr auffallend ihr ungermanischer Vorgänger, die karpodakische Bevölkerung der posensch-schlesisch-lausitzisch-sächsisch-nordböhmischen Urnenfelder (Buckelurnen und ihre Weiterentwickelungen

neben eigenartigen Bronzesachen), die über Galizien nach Ungarn (Dakien) die Bruderhand ausstreckt, ihre Nordgrenze an den sumpfigen Niederungen findet, die die Netze begleiten, und nun an den Netzequellen vorbei bis an die Weichsel dringt und drüber hinaus das Cimer Land besetzt. Unter ihrem Einflusse hat sich im östlichen Ostpreussen in der älteren Bronzezeit ein selbständiger, allerdings nicht kräftiger Ableger wohl aistischer Kultur mit wenigen germanischen Nebenbeeinflussungen herausgebildet, während die noch spärlichere Ausbreitung und Stärke zeigende westpreussische ältere Bronzekultur (links der Weichsel) vor der westgermanischen (1100—800 v. Chr.) Invasion ein ganz charakterloses Gemisch teils germanischer, teils karpodakischer Herkunft aufweist.

Ein ganz anderes Bild boten die archäologischen Verhältnisse **westlich der Elbe**, wo ich die Museen zu Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Bremen, Oldenburg, Emden, Clemenswerth, Osnabrück, Münster, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Bonn, Trier, Oberlahnstein, Wiesbaden, Mainz studierte. Wie im **westlichen Brandenburg**, so ist auch in der ganzen Provinz Sachsen, in Braunschweig, im östlichen und nördlichen Hannover, wie in Oldenburg, bis an die nordwestliche Grenze Westfalens die Frühlatènezeit und die ihr voraufgehende Eisenzeit (etwa 600—300 v. Chr.) in zusammenhängenden Gräberfeldern geradezu massenhaft vertreten, zahlreich und auch in sich zusammenhängend die drei Latèneperioden (400 bis Christus). Die überaus reiche Bronzekultur des östlichen Hannovers und des nördlichen Teils der Provinz Sachsen zeigt echt nordisch-germanischen Charakter, doch mit einer merklichen Schattierung süd- und westdeutschen Einflusses, der teilweise von Südwesten durch Hessen, mehr noch aber über Thüringen den prähistorischen Kulturfluss der Germanen, die **Saale**, herabgekommen ist. Denn längs der Saale, d. h. auf ihrem linken Ufergebiet, und nicht längs mittlerer und oberer Elbe, wie die Archäologen, namentlich die Erforscher des urzeitlichen Bernsteinhandels einschliesslich Undset, Montelius und Olshausen, immer von neuem behaupten, ist während der Bronzezeit der Weg von dem germanischen untern Elblande nach dem Süden über Franken, Oberpfalz nach der Donau zu gewesen, da **die Gegenden des südlichen Brandenburgs** und der südöstlichen Provinz Sachsen sowie das Königreich Sachsen verhältnismässig spät und zwar von Schlesien aus besiedelt wurden und hierin, nach Südosten, nicht aber nach Norden, auch fernerhin ihre Beziehungen behalten. Böhmen aber hat seine Verbindungen in der älteren Bronzezeit nach dem Süden und nach Westen, und erst in der jüngeren Bronzezeit wurde sein nördliches Gebiet, wie erwähnt, der karpodakischen Kultur Schlesiens—Sachsen angegliedert."

Ich verweise nochmals auf diese bedeutsamen Ausführungen unseres Mitgliedes Prof. Dr. Kossinna, welche fortan von jedem heimatkundigen Vorgeschichtlichen beachtet und geprüft werden müssen. Vgl. dazu die folgende Nummer 6.

6. **Wanderungen und Siedelungen der Germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Grossen. Auf zwölf Kartenblättern dargestellt von**

Roderich von Erckert, Kaiserlich Russischem Generallentnant a. D. Berlin 1901. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbnchhandlung, Kochstrasse 68—71.

In dem Vorwort zn dem prächtigen Kartenwerk nnseres hochgeschätzten Mitgliedes sagt Prof. Johannes Ranke-München: „Wir dürfen das Werk v. Erckerts als ein Qnellenwerk ersten Ranges bezeichnen, es ist dadnrch eine Grundlage geschaffen worden, auf welcher weiter gebaut werden kann, und das Werk trägt selbst die lebendigen Keime, die lebensfähigen Triebe zum Fortwachsen in sich. In dieser Form war bis jetzt nichts Entsprechendes veröffentlicht." —

„Möge dies eigenartige Werk, welches Herr General v. Erckert znnächst dem dentschen Volke als eine kostbare Gabe zur Jahrhundertwende darbietet, überall, bei uns wie bei den Nachbarvölkern die gute Stätte finden, die es so reichlich verdient; möge die Treue, Sorge und Mühe, die Zeit und Arbeit, welche in freudiger selbstvergessender Begeisterung für die grosse Aufgabe dem Werke gewidmet wurden, in einer hohen Schätzung durch die mitstrebenden Zeitgenossen den Lohn finden; möge es überall da mit Freude und Dank aufgenommen werden, wo nationaler und historischer Sinn mit den ältesten Denkmalen der Geschichte nnd Vorgeschichte sich befasst, nnd möge es ihm beschieden sein, der hohen Aufgabe immer mehr Freunde und Arbeiter zn gewinnen."

Unsere „Brandenbnrgia" schliesst sich diesen warm empfundenen Worten herzlichst an.

In der Einführung sagt der Verfasser von seinem Lebenswerk u. A. bescheiden:

„Das hohe Lebensalter des Verfassers erlaubte nicht, bis znr Wende des Jahrhunderts einen entsprechenden Text dem Atlas beizugeben, um nicht die Arbeit ins Ungewisse hinauszuschieben. Charakteristische erläternde Bemerkungen sind auf den Karten selbst beigefügt."

„Der Verfasser versagt es sich, von den grossen Schwierigkeiten zu sprechen, welche die Arbeit in so vieler Hinsicht begleiteten; er wollte nur möglichst Richtiges, Charakteristisches zur einfachen Anschauung bringen, um dem gebildeten Publikum Verständnis und Interesse am Gegenstand der Arbeit zu erwecken. So möge dieselbe sich nachsichtiger und teilnehmender Aufnahme erfreuen und mehr nach dem Wollen als nach dem Können des Verfassers benrteilt werden."

In der richtigen Erkenntnis, welche sich langsam aber stetig verbreitet, dass die Germanen nicht von Asien hereingewandert, sondern, wie schon Tacitus Germania cap. II (Ipsos Germanos indigenas crediderim) sagt, antochthon sind, stellt die erste Karte die zweite (grösste) und die dritte Eiszeit dar. Die älteste germanische Bevölkerung dürfte bereits in der letzten Zwischeneiszeit vorhanden gewesen sein nnd sich von den ersten Zeiten nach der letzten Vereisung und Abschmelzung bis

in die neolithische Zeit und von dieser weiter in die Metallzeit fortgepflanzt haben.

Auf Karte II: indogermanische Völker in Enropa zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. verzeichnet Erckert in der Nieder-Lausitz Karpaten-Daken (Karpo-Daken), zwischen der Weichselmündung bis zur Einmündung der Havel in die Spree Ostgermanen (Burgunder), an der Havel und nnteren Elbe Westgermanen. Anf Tafel III: nngefähre Ausbreitnng der Germanen nnd Kelten in Mittel-Enropa vom 6. bis 2. Jahrhnndert v. Chr. Befestigung der germanischen Bevölkernng nnd allmählicher Rückzug der karpo-dakischen Kultur. Tafel IV: Germanen in Mittel-Europa um das Jahr 60 v. Chr. Langobarden und Snebische Semnonen im grössern Teil der Provinz Brandenburg, beide Oder-Ufer aber ostgermanisch (Burgunder — Wandalen). Tafel V: (Germanen um 150 n. Chr.) zeigt für unsere Heimat keine Veränderung nach Süden und Südosten, aber Böhmen, Pannonien und das Karpathengebiet germanisiert. Tafel VI giebt die Ptolemaeische Karte von Gross-Germanien nach dem Text der Müllerschen Ausgabe, Paris 1883. (Die Geographie des Ptolemaeus erschien um 170 n. Chr.) Tafel VII enthält vier Kärtchen der Wander- und Kriegszüge germanischer Völker bis 1066 n. Chr. — Tafel VIII nm 300 n. Chr.: Das rechte Oderufer ist geräumt. Die Slaven erscheinen an der Weichsel, den mittleren Lauf bis zum rechten Ufer besiedelnd. In der Niederlansitz ist die germanische Bevölkerung in der Auflösnng. Südlich der Havel Sneben im engeren Sinne (Semnonen nach SW. als Juthungen gewandert), nördlich der Havel Brenten. — Tafel IX um 400 n. Chr.: Die Slaven bis zur Prosna vorgedrungen. Die Germanen im Lande zwischen Oder und Havel bezw. Elbe, soweit brandenburgisch, in der Auflösung. Tafel X nach dem Jahre 500 n. Chr.: Die Slaven bis zum rechten Oderufer. Die germanische Bevölkerung der Provinz Brandenburg in völliger Anflösnng. Tafel XI nach dem Jahre 600 n. Chr.: Die Slaven bis znm rechten Ufer der Elbe und Elb-Saale, im Süden bis zu den Main-Quellen nnd der fränkischen (Main-)Saale. Tafel XII um 814 n. Chr.: grösste Machtentfaltung der Slaven jenseits der Elbe. Von da ab kommt das Slaventum znm Stehen und die Rückwanderung des Germanentums, die Verdeutschnng des Wendengebietes setzt langsam ein.

7. Über die Saalburg-Feier, welche ich, auf Allerhöchsten Befehl eingeladen, am 11. Oktober 1900 mitgemacht habe, erlanbe ich mir in der Kürze folgendes zu berichten: Ich lege Ihnen, wie ich dies bereits in der Sitznng vom 9. Mai 1900 (S. 98 nnter 5) gethan, L. Jacobi: Das Römerkastell Saalbnrg bei Homburg vor der Höhe (1897), 1 Textband nnd 1 Tafelband, nochmals vor, indem ich auf die Nrn. 5 u. 6 (namentlich die V. Erckertsche Karte) verweise, welche das viele Meilen lange, gewaltige römische Bollwerk gegen Deutschland, den Limes

Romanus deutlich erkennen lässt. Damals war Germanien durch römische Überkultur wie später durch slavische Unkultur in seinem volkstümlichen Wesen bedroht. Seit dem Schwinden der gallorömischen Latène-Kultur wird Germanien, auch soweit es römische Fasces und Adler nicht gesehen, mit Tauschartikeln aus den römischen Provinzen und römischen Grenzlanden, zu denen die Tannusgegend mit dem Römerkastell der Saalburg gehört, überschwemmt. Mit Recht hat unser Kaiser, indem er bei den drei Hammerschlägen für das künftige Saalburg-Museum eine Ansprache innerhalb des Praetoriums hielt, darauf hingewiesen, dass, wenn die Römer auch unserer Altvorderen Feinde waren, wir ihnen immerhin die erste abendländisch-klassische Kultur verdanken und dass er in diesem Sinne das alte Römerkastell wieder aufbauen und dem Kaiser Antonius Pius (138—161 n. Chr.), einem der besten römischen Kaiser, der auch die Christenverfolgungen, so viel er konnte, verhinderte, aussen vor der Porta Decumana ein ehernes Standbild setzen wolle.

Der Gedanke Seiner Majestät, dies Kastell bei dem feierlichen Akte mit römischen Legionssoldaten zu besetzen, wie Sie das aus den wohlgelungenen Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz ersehen, wurde vortrefflich ausgeführt und rief ein gewiss höchst naturwahres Bild hervor. Die germanischen Krieger, welche in dem Aufzuge miterschienen, waren, wie regelmässig bei dergleichen Aufzügen, teilweise unchronologisch bewaffnet, sie trugen nämlich teilweise Hallstatt-Waffen, also aus einer Zeit, die viele Jahrhunderte vor Christus liegt, während bei der Saalburg eine Annäherung an die Völkerwanderungsepoche richtiger gewesen wäre. Wir z. B. in der Provinz Brandenburg lernen aus den Saalburg-Funden, in welche Zeit die bei uns vorkommenden ganz gleichartigen Funde gehören, umgekehrt kann der römische Antiquar aus unseren heimatlichen Funden ersehen, wie im übrigen, d. h. von den römischen Tauschartikeln abgesehen, der germanische Mann, die germanische Frau aussah. In jenen Momenten liegt die grosse Bedeutung der Saalburg-Ausgrabungen wie überhaupt der gesamten Limes-Forschung und der Kunde der sogenannten römischen Provinzial-Epoche für die Provinz Brandenburg.

Wenn wir auch nicht alle Daten mehr historisch wieder aufbauen können, so ist doch so viel anzunehmen, dass der Pfahlgraben vom Main bis zum Rhein von Domitian ums Jahr 84, die Saalburg vielleicht etwas früher angelegt wurden. Fünf oder mehr Brandschuttschichten lassen auf Verwüstungen durch die Chatten und Alemannen schliessen. Auf blutige Kriege folgten Zeiten der Wiederherstellung: unter Commodus (180—192), unter Septimius Severus (193—211) und unter Caracalla (211—217), dem ein Teil der bürgerlichen Niederlassungen vor der Veste vielleicht ihre Entstehung verdankt. Unter Alexander Severus (223—235) war die Saalburg in den Händen der Alemannen, unter Maximinus Thrax (235—238), unter Philippus Arabs (244—245), unter Probus (276—282)

in römischem Besitz. Mit dem Ende des 3. Jahrhunderts verfiel mit der gesamten Römerherrschaft die Saalburg; wie ein schlafendes Dornröschen lag sie über anderthalb Jahrtausend unter Dornengestrüpp, Buschwerk und zeitweilig Hochwald versteckt. Erst die neue preussische Herrschaft seit 1866, besonders seit 1871 trat hier ausgrabend und unterhaltend ein.

Kaiser Wilhelm II. beabsichtigt nach Maass der vorhandenen Mittel die Saalburg wieder herzustellen. Zunächst ist die Porta Decumana, das südliche dem Inland zugekehrte Doppelthor wieder hergestellt, vor dessen Mittelpfeiler eine Bildsäule stand, deren Trümmer gefunden sind. In den Langseiten lagen die Ausfallsthore Porta Principalis Dextra und Porta Principalis Sinistra. Das nördliche, dem Feinde zugekehrte Thor hiess Porta Praetoria. Aus den vielen von mir ausgelegten Plänen, Skizzen und Photographien können Sie sowohl den Zustand der Ruinen wie den beabsichtigten Wiederaufbau genau erkennen. Dem von sachkundiger Hand geschriebenen, im August 1900 herausgegebenen Führer „Die Saalburg bei Bad Homburg“ entnehme ich S. 4 noch folgende 2 Notizen: Ausser einer Stelle bei Tacitus (Ann. I. 56) ist bisher kein Anhaltspunkt für die Entstehung des Kastells aufgefunden. Es heisst dort: „Germanicus gab dem Caecina 4 Legionen, 5000 Mann Hilfsvölker und einige in der Eile zusammengebrachte Haufen von den jenseit des Rheines wohnenden Deutschen; er selbst aber führte eben so viele Legionen und noch einmal so viel Hilfsvölker an, und nachdem er auf dem Berge Taunus über den Ruinen einer ehemaligen Schanze seines Vaters ein Kastell angelegt hatte, drang er mit dem gepäckledigen Heere ins Land der Chatten vor.“ — Auch bei einem Feldzuge des Lucius Pomponius (unter Kaiser Claudius) i. J. 50 wird der Taunus erwähnt. Tacitus schreibt hierüber: „Zur selbigen Zeit stand man im oberen Germanien in grossen Ängsten, weil die Chatten einbrachen, raubten und plünderten. Der Legat Lucius Pomponius teilte sein Heer in zwei Teile, und diejenigen, welche sich zur linken Seite gewendet hatten, nahmen dem im Rückzug begriffenen Feind die Beute wieder ab, als er berauscht und im tiefen Schlaf lag. Auch war die Freude um so grösser, weil man dabei noch etliche von denen, welche vor vierzig Jahren bei der Varischen Niederlage in Gefangenschaft geraten waren, aus ihrer Dienstbarkeit erlöste. Diejenigen aber, welche sich auf dem kürzeren Wege zur rechten Hand gewandt hatten, trafen den Feind in Schlachtordnung an. Sie fügten ihm manchen Schaden zu und kehrten hierauf mit grosser Beute und Ruhm wieder nach dem Taunus zurück. Dort erwartete sie Lucius Pomponius mit den Legionen, wenn etwa die Chatten aus Rachbegierde Gelegenheit zu einer Schlacht geben würden.“ Es scheint hiernach, dass auch dem Pomponius wie seinen Vorgängern die Saalburg als Stützpunkt diente.

Für die chronologische Erklärung der römischen Funde im Brandenburgischen vom Beginn unserer Zeitrechnung bis etwa 300 n. Chr. sind

also die Fundstücke der Saalburg und Umgebung, ich betone dies wiederholt, von grossem Werte.

Von der Sachkenntnis und unermüdlichen Sorgfalt des Baurats Jacobi darf man eine möglichst getreue Wiederherstellung der Saalburg erwarten. Möchte doch dieses Beispiel von historischer Selbstverleugnung und von Verneinung jeglichen Chauvinismus, welches unser hochherziger Kaiser und das gesamte deutsche Volk dadurch, dass es ein römisches Zwing-Uri in Germanien unbefangen, ja mit einer gewissen Begeisterung rekonstruiert unter Errichtung einer Huldigungs-Bildsäule für den Bezwinger der Markomanen, für den römischen Imperator Antonius Pius, vor der ganzen gebildeten Welt ablegt, wenigstens auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften auch bei anderen Nationen ausgleichend und versöhnend wirken. Ob wohl Tschechen oder Slovenen einem berühmten Germanen oder Deutschen, da wo sie das Regiment führen, ein Denkmal setzen würden in Anbetracht dessen, dass die Deutschen im Slavenlande eine ähnliche kulturgeschichtliche Mission wie die Römer in Germanien gehabt? Zur Zeit muss diese Frage leider mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden.

Die Königlichen Behörden hatten alles Wissenschaftliche, die städtischen Behörden von Homburg v. d. H. unter dem liebenswürdigen Oberbürgermeister Dr. Tettenborn alles Mögliche für die Bequemlichkeit, Unterhaltung und Bewirtung der Gäste geleistet, und ich bitte, in letzterer Beziehung in dankbarer Erinnerung die Scherzesworte — Klapphornverse — wiederholen zu dürfen, die ich am 11. Oktober bei der Tafelrunde sprach:

Durch die römische Porta Praetoria
Zog heut zur Saalburg des Kaisers Gloria.
Porta Sinistra und Porta Dextra —
Homburgs Senat gab ein Frühstück extra.
Schwer durch Porta Decumana
Schwankte manch Graukopf zur Nirwana.*)

8. Ein deutscher Goldschmiedetag, verbunden mit der vierhundertjährigen Gedächtnisfeier des Altmeisters Benvenuto Cellini, findet hierselbst vom 1. bis 4. November d. J. in den Räumen des Künstlerhauses, Bellevue-Strasse 3, statt. Unser Mitglied Herr Paul Telge, stellvertretender Vorsitzender der hiesigen Goldschmiede- und Juwelier-Innung, hat um Abordnung je eines Mitgliedes des Vorstandes und Ausschusses der „Brandenburgia“ ersucht. Ich selbst werde als Abgeordneter der Stadt Berlin, als Vorsitzender der Gewerbe-Deputation des Magistrats sowie als Dirigent des Märkischen Provinzial-

*) Vgl. meinen Bericht „Die Saalburg-Feier“ im Berl. Tageblatt vom 13. Okt. 1900.

Museums teilnehmen und über den Verlauf des Festes in der Sitzung am 28. k. M. berichten.

9. Herr Superintendent L. Naumann in Eckartsberga, Provinz Sachsen, hat wie im Vorjahre für 1900, so jetzt für 1901 einen „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga“ (6. Jahrgang, Druck von Otto Kirschbaum in Wiehe) eingesendet, der gleich den Vorläufern mit zahlreichen ansprechenden Bildern und vortrefflichen Aufsätzen ausgestattet ist, z. B.: Die Flora der Finne von Pf. Koch; aus der Reformationsgeschichte der Grafschaft Mansfeld von P. M. Parisius; Spinnstubengeschichten aus dem Unstruthale; Bucha während des 30jährigen Krieges von Pfr. Rühlmann und dergleichen mehr. Auf über 100 Seiten 4° (einschliesslich eines Öldruckbildes und eines Wandkalenders für den überaus billigen Preis von 40 Pf.) wird dem Bürger und Bauer eine gesunde geistige Kost geboten, die jeden Heimatsfreund erfreuen muss. Wenn wir doch in unserer Provinz Brandenburg endlich so weit wären, dass wenigstens einige Kreise dergleichen höchstnützliche Kalender erhielten.

10. Die rüstig fortschreitende Aufstellung der Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin veranlasst mich, Ihnen die Litteratur der letzteren, so weit ich sie übersehe, vollständig vorzulegen:

a) Die Herrscher-Galerie in der Sieges-Allee zu Berlin. Von Ernst Friedel. Sonderabdruck aus dem „Bär“. Berlin 1895. Diese Arbeit von mir hat nur noch ein geschichtliches Interesse. Die von mir bereits am 31. Januar 1895 abgeschlossene Vorschlagsliste deckt sich mit der schliesslich beliebten amtlichen selbstverständlich nicht vollständlich.

b) Die historischen Denkmale in der Sieges-Allee des Berliner Tiergartens. Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen, herausgegeben von Paul Seidel. Zweiter Jahrgang. 1898. Verlag von Giesecke & Devrient. Berlin–Leipzig. Fol. S. 18—27. Mit vortrefflichen Abbildungen. Fortsetzung im 5. Jahrg. 1901.

c) Die von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm II. gestifteten Denkmäler in der Sieges-Allee zu Berlin. Abbildungen mit geschichtlichem Text. Dritte vermehrte Auflage. 8°. Verlag von Schultze & Vellhagens Buchhandlung, Berlin. Umfasst 15 Gruppen.

d) Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte von Dr. Gustav Albrecht. Mit Abbildungen. Heft 2 (Gruppe 1—4), 1898; Heft 2 (Gruppe 5—9), 1900. Verlag von Fr. Zillessen. Diese Veröffentlichungen unseres Mitgliedes sind in der „Brandenburgia“ seinerzeit vorgelegt und besprochen worden.

e) Die Siegesallee. Amtlicher Führer durch die Standbildergruppen. Herausgegeben auf Veranlassung des Königlichen Unterrichtsministeriums. Berlin. Verlag von Mart. Oldenbourg. Ausgegeben während der Denkmalsenthüllungen am 26. Oktober 1900. Die bislang vollständigste Übersicht; auch die noch nicht aufgestellten Gruppen begreifend.

f) Angeblich wird nach Fertigstellung des Ganzen ein amtliches Prachtwerk in der Ausstattung der zu b) erwähnten Koserschen Veröffentlichung geplant. Etwas Sicheres hierüber ist bislang nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.

g) Ausserdem haben alle illustrierten Blätter Deutschlands gelegentlich Abbildungen und Erklärungen einzelner Gruppen gebracht.

11. Aus Mittenwalde, dem freundlichen Städtchen, welches uns von dem Ausfluge am 16. September d. J. noch in angenehmer Erinnerung vorschwebt, legt Ihnen unser Mitglied Herr Franz Kuhrt fünf Photographieen vor, welche er selbst hergestellt hat und die das Innere der ehrwürdigen Pfarrkirche, sowie das Berliner Thor vor seiner Restauration betreffen. Diese Bilder sind am 8. Februar 1900 aufgenommen worden. Besonders interessant sind die bekannten Gewerksstühle hinter dem Altarchor mit ihren charakteristischen Holzschnitzereien, bezüglich welcher ich auf den Bericht über unsere vorgedachte Wanderfahrt hierdurch verweise.

12. Aus Nieder-Görsdorf bei Jüterbog hat unser eifriges Mitglied Herr Pfarrer Zimmermann verschiedene Ansichtspostkarten der Gegend, sowie mehrere Volkstrachtenbilder eingesendet, über die ich kurz hinweggehen kann, weil demnächst Ihnen die charakteristische Bauerntracht des Hohen Flämings an einer lebenden Frauengestalt mit erläuternden Bemerkungen des Herrn Museums-Kustos Rudolf Buchholz vorgestellt werden wird. Vgl. sub C der heutigen Niederschrift.

13. Altertümliches aus Seddin und Kreuzburg, Kreis West-Prignitz. Bei Gelegenheit einer Wanderfahrt der Pflegschaft des Märkischen Museums am 7. Oktober v. J., an welcher sich ausser mir die Herren W. Pütz, O. Monke, R. Mielke, H. Maurer, Grunow und Dr. Gustav Albrecht, sowie Herr Rentier W. Ratig, Besitzer einer schönen Altertümersammlung in Perleberg, beteiligten, nach dem in der Gesellschaft wiederholt zur Sprache gekommenen Königsgrab von Seddin, Kreis West-Prignitz,*) passierten wir das bislang ungemein abgelegen gewesene altertümliche Dorf Krenzburg**) an der Stepenitz, nordöstlich von Rohlsdorf, welches erstgenannte Dorf dadurch

*) Brandenburgia VIII. 271, 339, 381; IX. 77.

**) Früher auch Creutzburg geschrieben, alter Putlitzischer Besitz. (Berghaus, Landbuch, I. 659.)

ganz kürzlich allgemeiner zugänglich geworden ist, dass man das Flüsschen hier überbrückt hat.

In Kreuzburg fiel uns die Kirche in ihrer schlichten Einfachheit, ausgemauertes Fachwerk, mit derben grossen roten Backsteinen, weiss ausgefugt, auf und der daneben stehende hölzerne Glockenturm mit hohem dreieckigem Dach, welcher aus der Entfernung an eine unserer alten hölzernen Bockwindmühlen erinnert.

Kirche und Glockenturm stammen nach Inschriften aus dem Jahre 1688. Auf dem Altar befinden sich drei schlichte Zinnleuchter, Stiftungen von Gemeindemitgliedern, datiert 1665 (zweimal) und 1695. Der alte emeritierte Lehrer des Orts, Herr Gehrke, gab bereitwilligst nähere Auskunft. An der Kirche und dem Turm versuchte sich die photographische Kunst der Herren Pütz, Maurer und Ratig. Das vorstehende Bild ist hiernach hergestellt.

Schräg gegenüber der Kirche steht ein ebenfalls von den Genannten aufgenommener, auf S. 322 wiedergegebener strohgedeckter und dick bemooster Fachwerkbau: Holzständerwerk mit Lehmstaaken, zum Teil als Schuppen, zum Teil als Thorweg-Überbau für das dahinter belegene bäuerliche Gehöft dienend, nach Herrn Gehrkes Angabe ungefähr der Kirche gleichalterig. Die charakteristische Stilisierung der derben altertümlichen Holzkonstruktion ist einer bildlichen Darstellung wert.

An dem Seddiner Königsgrab, welches demnächst aufgesucht wurde, zeigten sich gegen unsern Befund bei dem Besuch am 20. September 1899 erhebliche Veränderungen. Von den geförderten, wüst herumliegenden losen Feldsteinmassen ist das Meiste vertragsmässig abgefahren. Dagegen liegen noch die gewaltigen Sandhaufen unordentlich herum, welche gelegentlich des Aufsuchens der abzufahrenden Steine neben dem grossen eigentlichen Grabhügel aufgetürmt worden sind. Die Verwaltung der Provinz Brandenburg sollte diese Sandmassen recht bald

wieder auf und an den Hügel heranwerfen lassen, damit dessen flachglockenförmige Tumulusgestalt, wie er vor Zeiten war, wieder hergestellt wird.

Inzwischen ist die genannte Behörde auf Anregung unseres für die Erhaltung der Volksdenkmäler so segensreich wirksamen Mitgliedes Provinzial-Konservators und Geheimen Baurats Bluth nicht unthätig gewesen; sie hat den Schacht durch den Hügel, welcher zum Eingang der Höhle führt, rechts und links durch oben rasenabgedeckte Seitenwangen aus Feldsteinen des Tumulus sichern und dicht vor dem Eingang zwei granitene Pfeiler errichten lassen, an denen eine mit einem tüchtigen Schloss zu sperrende durchsichtige feste Eisenthür angebracht werden soll, welche einen Einblick in die Grabkammer gestattet, aber das Eindringen verwehrt.

In der letzteren lagen noch die zwei von uns am 20. September 1899 wahrgenommenen losen Sitzsteine, der längere links, als ich damals in die Höhle stieg, leer, der rechts mit Urnen besetzt. Der geglättete chocoladenbranne, einigermassen gleich einem Linoleum-Läufer mattglänzende Estrich ist inzwischen mit Sand überschüttet; an den Steinen der Kammer befand sich noch teilweise der Thonbewurf, welcher wahrscheinlich die Kammer gänzlich — auch oben — bekleidet hat und ebenso Reste der roten Bemalung. Die grossen Wandsteine sind teils unberührte Geschiebe, teils gespalten, alle selbstredend und vernünftigerweise rauh, weil sonst der schwere Wandbewurf hierauf nicht gehaftet haben würde.

Unsere Untersuchung galt insbesondere den geologischen Verhältnissen. Wie bei der Untersuchung 1899 gelangte ich zu dem Schluss, dass der Tumulus künstlich von Menschenhand unter Benutzung einer höheren Geländestelle aufgeschüttet ist, und ich freue mich, in dieser Beziehung vollkommen mit dem Landesgeologen, Herrn Dr. Wahnschaffe, Professor an der Kgl. Bergakademie, übereinzustimmen, welcher sich gerade ebenfalls zur Zeit in Perleberg aufhielt, um das das Königsgrab mitumfassende Blatt der Landesvermessung geologisch festzulegen.

Besonders günstig war es, dass, um das von der Provinz erworbene Gelände zu markieren, ein grosser Teil des äusseren, den Tumulus einhegenden Steinkranzes freigelegt war. Durch Vergleichung mit der Figur des oberhalb der Steine sitzenden Herrn Dr. G. Albrecht können sie sich aus dem umstehenden, nach einem Photogramm des Herrn Wilhelm Pütz aufgenommenen Bilde eine genügende Vorstellung von der Grösse der Steinblöcke und von dem gewaltigen Eindruck der ganzen Anlage machen. Man wird nicht in der Annahme fehlgehen, dass diese Steine auf gefrorenem Boden hingeschafft worden sind. Der Tumulus mit der näheren Umgebung ist von Wasser auf drei Seiten umgeben, zwei etwas versumpfte Wasserlachen fanden wir als Reste grösserer ehemaliger Bewässerung vor.

Das Innere der Kammer wurde von Herrn Pütz nochmals aufgemessen. Ein Kreisrund mag angestrebt worden sein; thatsächlich aber bilden die grossen Steine der Kammer ein unregelmässiges Neuneck. Die Breiten der betreffenden neun Steinflächen sind von dem Eingangs-Schwellstein (mit 65 cm) rechts betrachtet folgende: 96 cm; 68 cm; 70 cm; 70 cm; 66 cm; 92 cm; 50 cm und 69 cm. Die lichte Weite der Kammer beträgt an 3 verschiedenen Messungsstellen ca. 40 cm, über dem Estrich 218 cm, 219 und 220 cm. — Vor dem Eingange fand ich einen rötlichen quarzitischen, deutlich abgenutzten Reibestein, sowie das Bruchstück eines auf einer Seite abgeschliffenen platten, aus sehr grobkörnigem Granit bestehenden, etwa 6 cm hohen Reibesteins.

Was die Zeitstellung des Seddiner Hünengrabes anlangt, so gingen die Ansichten um Jahrhunderte anfänglich auseinander. Sehr merkwürdig ist das Vorkommen der eisernen „Tapezierer-Nähnadel“ und eines mit Fellresten versehenen Stückchen Eisens in der einen Frauen-Aschenurne. Gustav Kossinna und, wenn ich recht verstehe, unser grösster Vorgeschichts-Chronologe Oscar Montelius sind geneigt, den Seddiner-Königs-Tumulus um 1000 v. Chr. zu gruppieren. In der ausgezeichneten neuesten Arbeit unseres Montelius: „Die Chronologie

der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (Mit 451 in den Text eingedruckten Abbildungen. Archiv für Anthropologie, XXV und XXVI. Auch als Sonderabdruck. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn, 1900.)“ gelangt der gelehrte Verfasser zu folgender Zeitgliederung: Jüngere Steinzeit. Periode I: Keine Grabkammern von Stein. Kein Metall. — Periode II: Dolmen (Dösar) und Gräber ohne Steinwände. Kein Metall. — Periode III: Ganggräber und Gräber ohne Steinwände. Das erste Auftreten des Kupfers. — Periode IV: Steinkisten und Gräber ohne Steinwände. Kupfer. — Bronzezeit. Periode I (ältere Abteilung): Hauptsächlich zinnarme Bronze. Keine Schwerter, keine Speerspitzen mit Tülle. — Periode II (jüngere Abteilung): Zinnreiche Bronze. Kurzschwerter. Am Ende der Periode: längere Schwerter und Speerspitzen mit Tülle.

Wie ersichtlich verbirgt sich die Kupferzeit, welche auch in Brandenburg ausgebildet erscheint, in Periode III und IV der jüngeren Steinzeit, und fällt das erste Auftreten des Kupfers in den südlichen Gegenden des nordischen Gebietes um oder kurz nach 2500 v. Chr., das erste Auftreten der anfangs zinnarmen Bronze in denselben Gegenden um oder kurz nach 2000 v. Chr. Der Befund des Seddiner Königsgrabes aber ist deshalb so schwierig zu chronologisieren, weil er neben Eisen auch archaistisch aussehende Bronze, z. B. ein Kurzschwert, eine weidenblattförmige Bronzespeerspitze mit schmalem Dorn und dergleichen, neben jüngeren Bronze-Typen enthält. Dazu kommen, der an Mykene erinnernde Kuppelaufbau der Grabkammer, der Wandbewurf und die Bemalung desselben, Eigenartigkeiten, die bei uns als Unica dastehen.

Die Reste des kleinen Raubtieres, welche zwischen den Gebeinresten des Königs in der wohl verschlossenen Bronzeurne lagen, erklärt Herr Professor Dr. Alfred Nehring als Hermelin. Das Tier muss gleichzeitig beigesetzt sein.

Die ganze Umgebung des Seddiner Hünengrabes scheint ein geweihtes Tumulusfeld gewesen zu sein. Südlich von dem Dorf Seddin sind in früheren Jahrzehnten Hünengräber abgetragen und die Funde zum Teil in das Königliche Museum zu Berlin, zum Teil in Privatbesitz gelangt. Südlich von dem Seddiuer Hünengrab, nahe dem Seddiner Ausbau, welcher „der Kohlhorst“ heisst und dem Landwirt Hildebrand gehört, liegen drei Hünengräber, welche auf der Generalstabskarte deutlich markiert sind.

Das eine Hünengrab auf einem flachen Anberg südöstlich vom Kohlhorst lag auf Hildebrandschem Acker, ein bereits vor längerer Zeit zerstörtes Hünengrab, von welchem wir noch grosse Steine, sowie kohlige Stellen feststellten und eine Anzahl schwarzer grober Scherben sammelten, von der Technik der grossen schwarzen Urne, welche sich in der Seddiner Königs-Grabkammer, durch einen flachen schweren Reibestein zerdrückt, leer, rechts in der Ecke vom Eingang der Grabkammer aus gesehen, befand.

Besser erhalten war ein zweites Hünengrab, fast östlich (mit wenig südlicher Lage) — auf der Generalstabskarte in der Luftlinie 500 m entfernt — aufgewühlt, aber dennoch ungleich besser erhalten. Aus diesem mit einem Steinkranz umstellten und im Innern mit grossen Blöcken ausgestatteten Hügel stammen verschiedene, Herrn Wilhelm Ratig gehörige Bronzen her: ein langer Dolch oder wenn man will: Kurzschwert, mit der abgebrochenen Spitze 32 cm lang, Griff und Klinge miteins aus Erz gegossen, ein 29 cm langes yataganartiges Bronzemesser mit rundlicher Griffzunge in Holz oder Horn befestigt gewesen und ein Bronzehohlkelt.

Endlich drittens südöstlich vom Kohlhorst und etwa 300 m nordwestlich von dem letztgenannten Hügel ein Hünengrab mit jungen Eichen und Buchen bewachsen, an einer Seite abgestochen, so dass man eine grosse Steinpackung gewahrt, aber anscheinend noch nicht aufgedeckt, mit äusserem Steinkranz, ähnlicher Konstruktion wie No. 1 u. 2, wahrscheinlich auch in die Zeiten des Königsgrabes gehörig. Bei dem zu 2 gedachten Hünengrab befindet sich eine flache wallartige runde Erhöhung, in welcher wir menschliche Spuren jedoch nicht wahrzunehmen vermochten.

Naturkundliches.

14. Endmoräne bei Liepe unweit Oderberg i. M. Von dieser geologisch und heimatkundlich so hoch interessanten Ablagerung der Eiszeit verdanke ich der Güte des Herrn W. Pütz die vorgelegte interessante, von ihm aufgenommene grosse Photographie, welche die wirre Anhäufung des verschiedenartigsten glazialen, durch Lehm oder Grand oder Kies notdürftig verbundenen Schuttmaterials deutlich erkennen lässt. Ein Block lässt die durch das Eis bewirkte Abschleifung und Furchung ahnen. Vor Jahren, als ich in der Gegend zu einem solchen Abschnitt hineinstieg, hatte ich das täuschende Bild eines förmlichen Steinbruchs im Gebirge vor mir, so dicht gedrängt lagen die Steine aneinandergepackt, und erst die petrographische Verschiedenartigkeit der Geschiebeblöcke zeigte, dass von einer zertrümmerten einheitlichen Steinwand nicht die Rede sein könne.

Diese Photographie ist auch insofern lehrreich, als sie in Vergleichung mit den Ihnen vorgewiesenen Photographien des Seddiner Königsgrabes deutlich wahrnehmen lässt, wie die Struktur des Aufbaues beider Örtlichkeiten eine ganz verschiedene ist, bei Liepe hat eben der Gletscher das Material hingeschoben und liegen lassen, beim Seddiner Königsgrab hat dagegen der Mensch aufgeschüttet.

15. Helios. Abhandlungen und Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirkes Frankfurt. (Museums-Gesellschaft.) Herausgegeben von Dr. Hugo Roedel. Berlin. In Kommission bei R. Friedländer & Sohn. 17. Bd. 1900. Darin zwei Berichte des Herrn Oberlehrer Dressler über die meteorologischen Verhältnisse von Frankfurt a. O. Recht wertvoll sind naturkundliche Berichte unter dem Titel: Bibliotheca marchica, historico-naturalis, welche auch die Prähistorie unter der Bezeichnung Urgeschichte — Ref. M. Klittke — umfassen, wobei hinzugefügt werden mag, dass Herr Klittke in einem besonderen Artikel: „Prähistorische Funde aus der Umgebung von Frankfurt a. O." bespricht. Im ganzen ist noch zu wenig aus dieser Gegend bekannt; eine systematische, mit grösseren Kräften unternommene Erforschung der Odergegend wird

zweifellos noch viele neue Funde und wissenschaftliche Ergebnisse zeitigen. Herr Landesgeologe Dr. Konrad Keilhack bearbeitet die geologische und mineralogische, Dr. K. Brand die botanische und unser Mitglied Oberlehrer Dr. C. Matzdorff die zoologische Litteratur.

16. Mein Aufruf*) zum Schutz der landschaftlichen Natur in Anlehnung an die Besprechung des forstbotanischen Merkbuches von Dr. Conwentz, vgl. S. 11—15, hat bereits gute Früchte hervorgebracht, wie aus den heutigen Nummern 16—19 erhellt.

Neue Nachlese zur Eibenkunde.**) Herr Lehrer H. Berdrow in Rixdorf hat die Güte, mir folgendes zu schreiben:

„Die Eiben der Buchschen Fasanerie. Im Verlauf einer durch die Ortschaften der nördlichen Rieselfelder am 8. Oktober 1900 unternommenen Wanderung besuchte ich die von Mitgliedern der „Brandenburgia“ am 25. August 1898 in der Fasanerie des Dörfchens Buch entdeckte und im Monatsblatt, VII. Jahrgang S. 252 ff. beschriebene alte Eibe. Ich fand sie nach einigem Suchen, identifizierte sie nach den dort angegebenen Maassen und glaube der Beschreibung hinzufügen zu können, dass einer der dem Erdboden auflegenden Äste fest eingewurzelt ist. Da es mir unwahrscheinlich vorkam, dass dieser ehrwürdige Zeuge vergangener Jahrhunderte von jeher als Einsiedler gelebt haben sollte, so stellte ich eine Suche nach etwaigen Stubben an, fand aber nichts. Dagegen entdeckte ich bei weiterem Umherspähen etwa 20 m südwestlich vom Standort dieser Eibe zwei andere Exemplare, die über der Wurzel und 1 m über dem Erdboden 70 und 58 resp. 68 und 50 cm Umfang hatten. Neben dem stärkeren von ihnen stand ein halb so dicker, anscheinend aus derselben Wurzel entsprossener Stamm. Dicht neben dieser Gruppe erhebt sich eine stattliche Lärche.***) Jenseit des Weges fand ich, immer ungefähr dieselbe Richtung nach Südwest beibehaltend, in der Umgebung eines strohgedeckten Häuschens, Eiskellers oder, der Tiefe nach zu schliessen, Brunnens, eine weitere Gruppe von 8 Stück, von denen die dickste unten sowohl wie in 1 m Höhe 69 cm hatte. Alle bisher gesehenen waren Junggesellen, wenigstens konnten weder meine Augen noch meine ziemlich scharfsichtigen Kinder etwas von Früchten entdecken. Nun aber kam die grösste Freude. Ein wenig von dieser Gruppe entfernt, jenseit des Häuschens, erhob sich ein prächtiger Stamm von 73 resp. 61 cm Umfang, in dessen dunklem Laub eine Fülle von Scheinbeeren, teils noch klein und grünlichgelb, teils ausgewachsen in wundervollem Rot, prangte, die einzige Dame unter so vielen Rittern. Dicht neben ihr stehen zwei schwächere Eiben von 50 und 35 cm Umfang unten. Leider setzte die nun einbrechende Dunkelheit und der Fahrplan weiterem Suchen ein Ziel. Junger Nachwus, nach dem ich schon fortwährend Umschau gehalten, war nicht zu entdecken.

---

*) „Der Denkmalsschutz ausgedehnt auf Gegenstände der Natur, insbesondere Bäume“ von Ernst Friedel, Brandenburgia IX S. 10.

**) Vgl. Brandenburgia I. 90, 151; VII. 252, 488; VIII. 31; IX. 197.

***) Die Lärche (Larix decidua) ist in der Provinz Brandenburg nicht einheimisch, vielmehr erst vom Menschen eingeführt. E. Fr.

Den Ansehauungen des Herrn Dr. Bolle über die Urwüchsigkeit dieser 15 Eiben kann ich mich nur anschliessen. Ihr Aussehen, ihre Gruppierung, endlich der Standort selbst machen es durchaus wahrscheinlich, dass sie die Bezeichnung „wildwachsend" mit vollem Rechte verdienen. Nachdem ich zur Identifizierung einen Zweig für Herrn Geheimrat Friedel gepflückt,*) nahm ich Abschied von der botanischen Sehenswürdigkeit, die einen erneuten Besuch der pflanzenkundigen Mitglieder der „Brandenburgia" wohl verdiente."

17. Unser Mitglied Herr Gustav Lackowitz überreicht eine Aufnahme des Photographen W. Fritsch in Neu-Drakowitz bei Carlsbad i. B., welche die berühmte Körner-Eiche bei Dallwitz darstellt. Vier Männer mit ausgespreitzten Armen versuchen den 1,5 m über dem Boden 11¼ m Umfang aufweisenden Riesenbaum zu umklaftern. An dem Baum ist eine Tafel angebracht mit dem Wortlaut: Zur Erinnerung an die Feier des hundertjährigen Gebnrtstages des Dichters und Freiheitkämpfers Theodor Körner am 23. September 1891." Ein urkräftiger ehrfurchtgebietender Waldriese.

Herr G. Lackowitz teilt ferner 28 Ansichtspostkarten aus unseren Vororten Pankow und Nieder-Schönhausen mit, welche die schönen Park- und Gartenanlagen, sowie den herrlichen Baumwuchs insbesondere des Schönhauser Schlossgartens mit seinen prächtigen Eichen, Fichten und Weymouths-Kiefern (Pinus Strobus) erkennen lassen.

Auf der Chaussee nach Berlin befindet sich nahe Restaurant Bellevue ein Alleebaum, Linde, dessen einer Aststumpf das Profil des „Alten Fritz" zeigt, weshalb der Baum auch die Alte Fritz-Linde benamset wird. Leider ist das Naturspiel kürzlich von unnützer Hand beschädigt worden. Ferner die „die Rübezahl-Fichte", in Wahrheit eine grosse Weymouths-Kiefer, deren Stamm unten durch Naturspiel grobe Gesichtszüge zeigt, die auf den Geist des Riesengebirges gedeutet werden, natürlich modernste Erklärungs-Spielerei. Ferner vor dem Königlichen Garten ein langer flacher wohl beraseter und wohl markierter, mit zwei stattlichen Linden bestandener Hügel, „das Grab des Schmiedes von Mollwitz." Das Märkische Provinzial-Museum, welchem Herr Lackowitz diese stattliche Sammlung zuweist, spricht hierfür seinen verbindlichsten Dank aus.**)

18. Über Hauslaub (Hauslauch) Sempervivum soboliferum Sims. und Sempervivum tectorum L. Zwei zur Familie der Fettpflanzen (Crassulaceae) gehörige Pflänzchen, welche ich, eventuell zur gefälligen Entnahme für Ihre Terrarium-Felsen, lebend vorlege, sind bei unserem Land- und Stadtvolk als anheimelnde Hauspflanzen und als

*) War mit reifer Frucht versehen.

**) Eine Exkursion des Märkischen Museums unter Führung der Herren W. und G. Lackowitz unter Beteiligung von 12 Herren der „Brandenburgia" nach diesen Baumschätzen in Pankow und Nieder-Schönhausen, ausgedehnt bis zu den Spuren des alten kurfürstlichen Vogelherdes in Pankow, fand am 25. November 1900 statt. E. Fr.

Schutzpflanzen nngemein beliebt. Bekannter ist das Hanslaub, Hauslauch, anch Donnerbart (Barba Jovis) genannt, S. tectorum, welches nach Panl Aschersons Flora (s. d.) aus Süddeutschland stammt, aber bei nns sowohl auf Häusern, wie in Gärten (als Teppichbeeteinfassung und als Topf- sowie Terrarium-Felsen-Pflanze nngemein beliebt ist. Anf dem Kopf des Rolands zu Brandenburg befindet sich seit nnvordenklicher Zeit eine immergrüne, im Stamm schön blühende Haube von Sempervivum tectorum. In Süd- nnd Mitteldeutschland, z. B. in Unter-, Mittel- nnd Oberfranken, ganz Thüringen und Hessen, habe ich in den letzten Jahren dies Hanslaub vielfach in den Dörfern nnd kleinen Städten verbreitet gesehen, bemerkenswerter Weise weniger auf den Wohnhausdächern als auf denen der Scheuern, Schuppen und Ställe, sowie auf den Umfassungsmauern und Thorwegen der Gehöfte. Karl der Grosse hat bereits das Anpflanzen des Donnerkrants oder Donnerbarts (womit der Bart des Feuer- nnd Blitz-Gottes Donar oder Thor gemeint ist) zur Verhütung von Blitzschlägen anbefohlen.*) Gequetscht dienen die Blätter der Pflanze gleich denen gewisser Agave-Arten als Kühlungsmittel gegen Quetschungen, Bienenstiche und dergleichem, der Saft bei Heiserkeit, Verbrennungen u. s. w.

Die Stelle des bei nns in der Mark nicht heimischen Sempervivum tectorum ersetzt nrsprünglich das weniger ansehnliche, mehr kugelige Sempervivum sobolifernm Sims., welches in der Provinz Brandenburg, wenn anch verhältnismässig selten, vorkommt. Ascherson a. a. O. S. 232 führt an: Bnrgwall zwischen Reppen und Klauswalde, Wriezener Berge (jetzt verschwnnden), Warbecks Mühle bei Eberswalde, Wald südlich von Chorin. — Die mir in Menge lebend zugegangenen Exemplare stammen von dem Hauslauchberge bei Buchs-Mühle zwischen Lunow und Stolpe, westlich vom nördlichen Oderbrnch, Kreis Angermünde. Der Berg, welcher nach dem Hauslauch genannt ist, gehört dem Kammerherrn und Schlosshauptmann von Buch auf Stolpe. Unser Mitglied Lehrer Heinrich Lange zu Oderberg i. d. M., einer der besten Kenner der Flora seiner Gegend, hat mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Pflanzen mir zugeschickt in zahlreichen Stücken, von denen ich Herrn Dr. Carl Bolle eine Zahl zur Anpflanzung auf seiner Insel Scharfenberg eingehändigt habe, woselbst die Pflanze vom Besitzer auch sonst bereits eingeführt worden ist. Herr Lange schreibt mir unter dem 15. September 1900: „Die Pflanze kommt dort an einigen Stellen so zahlreich vor, dass man kaum treten kann, ohne einige Stücke zu beschädigen. Ascherson und Garcke haben, wenigstens in ihren älteren botanischen Werken, diese Fundstelle nicht angegeben.“ — Auch anf dem rechtsseitigen neumärkischen Höhenrand ist S. soboli-

*) „Et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam.“

ferum beobachtet. Mein Sohn, cand. med. Erwin Friedel, fand vor einigen Jahren in meinem Beisein ein einzelnes Exemplar — vielleicht einen Irrgast — in der Nähe des Turnplatzes bei Alte Grund, Kalkberge Rüdersdorf. Der Name „soboliferum", „Sprossen oder Junge tragend", ist sehr bezeichnend. Eine sehr eigentümliche Ablösung und Verbreitung sprossförmiger Ableger findet gerade bei dieser Hauswurzart statt. Vergleiche hierzu die treffliche Abbildung bei Kerner, Pflanzenleben, II. Aufl., II. Bd., S. 576. Die dicken, fleischigen Blätter sind auf Kurztriebe rosettenartig gestellt, und die neuen Rosetten werden stets in den Achseln der Rosettenblätter als winzige Knospen angelegt. Aus diesen Knospen gehen fadenförmige, mit kleinen anliegenden Schuppen besetzte Knospen und demnächst kleine kugelförmige Pflänzchen hervor, deren fadenförmige Verbindung mit der Mutterpflanze verdorrt, so dass ein Windstoss genügt, um sie los zu reissen. Diese durch ihre eigentümliche Kugelbildung, gleich der sogenannten Rose von Jerichow, Anastatica Hierochuntica, und der sogenannten Auferstehungspflanze, Selaginella lepidophylla, von Mexiko, vor dem Eintrocknen geschützt, rollen ähnlich diesen ausdauernden Pflanzengebilden vor dem Winde her und verbreiten sich solchergestalt über weite Flächen. Die Pflanze wird, wie schon Ascherson a. a. O. bemerkt, bei uns gelegentlich ebenso wie der eigentliche Hauslauch auf Mauern und Dächer gepflanzt und gilt wie dieses als eine Art geweihte und segenbringende Pflanze. Als Teppichbeet ist S. soboliferum weniger beliebt, einmal weil es nicht so ansehnlich aussieht wie S. tectorum, welches man mit einer Miniatur-Agave vergleichen kann, und dann weil es, wie die Gärtner sagen, „zu viel jungt", d. h. zu schnell und zu viel Nebenpflänzchen treibt, welche unordentlich herumliegen und dadurch bei Teppichbeeten die scharfabgegrenzten Säume und Muster der Dessins beeinträchtigen.

19. Der Elsbeerbaum und seine nächsten Verwandten. Schon früher habe ich auf den Elsbeerbaum und seine Verwandten in der „Brandenburgia" aufmerksam gemacht.*) Der Baum ist als wild gewachsener Vertreter unserer heimischen Waldflora wahrscheinlich in der Provinz Brandenburg nicht so gar selten gewesen, aber aus verschiedenen Gründen — Mangel an Pflege — Mangel an Nachpflanzung — schonungslose Ausrottung durch Benutzung des wie bei allen Sorbus- und den nahverwandten Pirus-Arten sehr festen, vortrefflichen Holzes —

*) Vgl. Brandenburgia II., 157 flg. Verzehren geringwertiger Obstarten: Sorbus aucuparia var. dulcis 158. — Obst der Steinzeit: a. a. O. S. 187 flg. Sorbus torminalis 187 und 188. — Sorbus Aria 189. — Sorbus latifolia 189. — Sorbus fennica 189. — Über die süsse Vogelbeere (S. auc. dulcis) IV. 286–289, 365; V. 2 u. 38. — Über den Elsbeerbaum ausserdem Dr. Carl Bolle: Vom Elsbeerbaum (Sorbus torminalis, Crtz.) in der Mark; IV. 359 bis 361.

fast verschwunden. Lange Zeit galten die drei, später nur noch zwei Exemplare, jetzt nur noch ein Baum, auf der der Familie Degen gehörigen Marieninsel (Paelitz-Werder) im grossen Paarsteiner See bei Angermünde nach Prof. Ascherson (Flora s. v.) und einige sonstige Stücke in der Uckermark als die einzigen Exemplare in der Mark, bis im Jahre 1899 eine neue Nachricht durch die Zeitungen ging. Der ausgezeichnete, auch in der heutigen Niederschrift (unter No. 16) gedachte Forstbotaniker und Direktor des westpreussischen Provinzial-Museums zu Danzig, Professor Dr. Conwentz, habe in einem in Hannover erscheinenden forstmännischen Blatte gelesen, dass in dem Schutzbezirk des Brieselang-Waldes nördlich der Haltestelle der Berlin-Hamburger Bahn Finkenkrug, etwa 20 km nordwestlich Berlins, Elsbeerbaumholz geschlagen und zum Verkauf ausgeboten sei.

Diese höchlichst überraschende Mitteilung veranlasste mich, in Gesellschaft unserer Mitglieder Dr. Gustav Albrecht, Gustav Lackowitz jun., H. Manrer, Friedrich Backschat und O. Monke eine Exkursion nach dem Brieselang am 19. August 1900 zu unternehmen. Wir erkundigten uns bei dem in der Gegend aufgewachsenen Besitzer der Brieselang-Krugwirtschaft nach dem Vorhandensein der Elsbeerbäume und erhielten die Nachricht, dass dergleichen Bäume noch vorhanden seien. Herr Krause hat als Kind unter einem der grössten Bäume sich oft gelagert, auch im Spätherbst von den alsdann weich gewordenen, länglich eirunden, lederbraunen, wenig wohlschmeckenden Früchten, welche herabfallen, gelegentlich gekostet. Der Brieselang ist den Botanikern von Berlin und Umgegend seit etwa 150 Jahren wohl bekannt und wird beständig von ihnen durchforscht. Wie ist es in aller Welt möglich, dass ansehnliche, schöne Bäume dem Spürsinn der Pflanzenkundigen entgangen sind? Diese Herren heften zumeist ihre Blicke auf den Boden, nach oben sehen sie nicht, weil sie meinen, die Bäume seien längst bekannt. Auf die Fragen: warum haben Sie die Herren nicht auf die Elsbeerbäume aufmerksam gemacht, entgegnete Herr Krause trocken: es hat mich ja niemand darnach gefragt!

Wir ermittelten folgendes: Der Els- oder Elsebeerbaum kommt in Brieselang in der Nähe des Brieselang-Kruges vor:

a) strauchartig im Jagen 70, etwa 50 Schritt nördlich von der vom Gasthaus Finkenkrug nach Brieselang führenden Fahrstrasse in der Nähe der alten Dorfstelle;
b) als schön gerade gewachsener, kräftiger Baum zwischen den Jagen 66 und 67 mitten im Gestellweg. Wir bestimmten die Höhe auf etwa 12 m. Der Umfang des sich erst in reichlich 6 m Höhe verästelnden Stammes beträgt 1 m über dem Boden 119 cm;
c) zwischen den Jagen 71 und 72 als Baum von gleicher Stärke und
d) im Jagen 63, das stärkste Exemplar.

Es bedürfte nur geringer Pflege dieser vorhandenen Bäume, um sie zu einer natürlichen Vermehrung und zwar durch Zweigausläufer und durch Wurzelausläufer zu veranlassen. Sorbus torminalis hat nämlich gleich dem Mehlbeerbaum S. Aria sowie S. suecica, S. aucuparia und Mespilus chamaemespilus die Neigung, Familiengemeinschaften zu bilden, wie ich das in der Mark Brandenburg, auf der Insel Rügen, in Thüringen, in Unter-Franken, in Oberbayern und Tirol beobachtet habe.*) S. torminalis kann auf diese Weise ganze Gebüsche und Dickichte bilden, die von einem Baum ausgehen, so verhält sich die Elsbeerbaumgruppe im Brieselang nahe der alten Dorfstelle (zu a); der grosse Elsbeerbaum zu b), von dem ich einen solchen Wurzelschössling mitgenommen habe, der freudig gedeiht, giebt sich Mühe, ein Gebüsch zu bilden. An den Kreideabhängen von Stubbenkamer, auf Jasmund und an den Muschelkalkabhängen des Stufenberges bei Bad Kissingen kann man den Elsbeerbaum an blosgelegten Stellen in dieser Weise ausgezeichnet deutlich beobachten. Aus durch Abrutsch freigelegten Wurzeln treiben Zweige in die Höhe, und umgekehrt wagerecht verlaufende Zweige treiben, wo sie dem Erdboden aufliegen, nach unten Wurzeln, nach oben neue Elsbeerbäumchen, alles mit engstem organischen Zusammenhang mit in der Nachbarschaft befindlichen grösseren Mutterbäumen.**)

Bei unseren Ausflügen nach Oderberg i. d. M. und Umgegend nahmen wir über dem Wege nach Lunow auf den diluvialen Blocklehmhöhen Elsbeerbäume in diesem Jahre wahr. Herr Heinrich Lange schreibt mir darüber am 15. September 1900: „Sorbus torminalis, Elsbeerbaum. Dieser Baum, der in hiesiger Gegend (Pehlitzwerder) vor vielleicht 50 Jahren von dem inzwischen verstorbenen Pharmazeut Hertzsch-Angermünde entdeckt wurde, ist vor 30 Jahren von mir an den westlichen

*) Bei S. torm. in der Mark vgl. später; wegen Thüringen, wo bei Kösen, Eckartsberga, Kloster Häseler u. s. w. S. torm. garnicht selten ist, vgl. z. B. in dem unter A 9 dieser Niederschrift erwähnten Kalender S. 64 flg.: Koch, Die Flora der Finne. — Von S. Aria habe ich diese Gemeinschaften in Tirol, Oberbayern und Unter-Franken beobachtet. Von der Zwergmispel, Mespilus chamaemespilus, habe ich förmliche Dickichte bei Maria Waldrast, etwa 5000 Fuss oberhalb Matrey an der Brenner Bahn, angetroffen.

**) Wie man aus solchen Lebensgemeinschaften von Pinus das Wort Pinetum, von Taxus das Wort Taxetum bildet, so könnte man aus Sorbus das Wort Sorbetum für solche aus einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossenen Sammelbäume und Sammelgebüsche vielleicht ganz berechtigt bilden. — Sorbet oder Tscherbet ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Saft von Früchten — auch wirklichen Sorbusarten — und aus Zucker hergestellt wird. Der gemeine Türke bereitet sich Sorbet aus einem abgesüssten, über gestossenen Rosinen und dergleichen gegossenen Wasser. Ob daher Sorbet etwa mit der Frucht von Sorbus zusammenhängt, das mag ein orientalischer Sprachforscher begutachten, ich wage nur auf die Möglichkeit hinzuweisen.

Abhängen des Gaisberges an 4 Stellen aufgefunden worden. Einige Exemplare sind baumartig 6—7 m hoch, mit ausgebreiteter Krone, während die meisten, durch den Eigennutz der Besitzer, strauchartig erhalten bleiben. Die jungen Stämme werden, sobald sie dazu tauglich sind, zu Harken- oder Forken- und Besen-Stielen, auch zu Sprossen in den Ernteleitern benutzt. Da Sorb. torm. aus dem Süden stammen soll, so war ich der Meinung, dass sie wahrscheinlich durch Mönche des Prämonstratenser Ordens, die Pfleger des hier in Barsdin belegenen Marienhospitals waren, hier angepflanzt worden seien, zumal ihr Vorkommen gerade in der Umgebung der Stelle ist, wo das Hospital gestanden hat. Noch mehr bestärkt wurde ich in dieser Annahme, dass die Mönche, als hier bei Oderberg das Hospital abgebrochen und nach dem Pehlitzwerder verlegt wurde, diesen Baum als besondere Liebhaberei dort mitgenommen haben könnten. Ja ich ging in meinen Schlüssen noch weiter: da dieser Baum sehr sparsam wächst und das Prachtexemplar auf dem Pehlitzwerder eine Höhe von 40—50′ und einen Durchmesser von 1½–2′ hatte, so muss er dem entsprechend auch ein recht hohes Alter erreicht haben und schien es mir nicht unwahrscheinlich, dass er noch aus den ersten Anpflanzungen der Mönche herrühren könne. Herr Prof. Ascherson teilte diese Ansicht aber nicht, da der Baum noch an anderen Stellen der Mark, ja auch in Mecklenburg vorkäme. Der grosse Baum auf Pehlitzwerder wurde in den siebziger Jahren, da der Stamm morsch geworden, vom Sturme umgeworfen, hat aber Schösslinge hinterlassen.“ Schon früher machte Herr Lange mich auf das Vorkommen — ob freiwilliges? — von Sorbus torminalis im Park des Herrn von Rüsselmann zu Krussow bei Angermünde aufmerksam.

Ich füge hinzu, dass der Elsbeerbaum noch weit nördlicher vorkommt. Dr. Th. Fr. Morsson: Flora von Neu-Vorpommern, Rügen und Usedom, Leipzig 1869, sagt: „In Wäldern und an den hohen Ufern der Seeküste, hin und wieder. In den Wäldern des Dars und Zingst. An den Ufern von Hiddensee, Jasmund und Mönchgut und der Insel Oie.“ In den letzten Jahren habe ich Elsbeerbäumchen in den Schluchten zwischen Stubbenkamer und Sassnitz öfters bemerkt.

Gegessen werden, hauptsächlich natürlich von Kindern, die mudig gewordenen Früchte des Elsbeerbaumes im Brieselang, bei Oderberg und sonst im Oktober und November. Man hat daraus auch bei uns früher Most bereitet, teils allein, teils zusammen mit den Knödelbirnen, die, wie ich früher ausführte, gleich den Früchten unserer Mispel und des Mehlbeerbaumes erst im beginnenden Zustande der Zersetzung geniessbar werden. Auch dies würde für die von mir zuvor angedeutete Herstellung von Sorbet im Orient aus Sorbus-Früchten sprechen.

Ich lege Ihnen noch die schönen roten Früchte von Sorbus fennica sowie vom Mehlbeerbaum (Sorbus Aria) vor, mich mit Freuden an die

schönen Mehlbeerbäume erinnernd, welche, als ich im Jahre 1894 im Frühsommer den herrlichen wilden Eibsee in Oberbayern an der tirolischen Grenze besuchte, durch die weisse Farbe der Unterseite der Blätter zwischen dem dunkeln Fichtengrün hindurchleuchteten und, da die Oberseite noch hellgrün war, das felsige Ufer wie mit einem lichtgrünen Kranz umgaben.

Sonst lege ich Ihnen noch vor Pirus scandica Bab. (= P. intermedia Ehrh.) vom Pfarrgarten zu Kloster auf Hiddensöe, Cydonia vulgaris Pers., ebendaher vom Schwedenhagen, wahrscheinlich vor Jahrhunderten durch Mönche eingepflanzt. Ferner Sorbus domestica L., den Speierling oder Spierlings-Baum (franz. le Cormier), Früchte birnenförmig, zuweilen apfelförmig, bis 3 cm lang, grünlichgelb, rotbäckig. Der schöne Baum wird langsam wachsend bis 200 Jahre alt. Die Früchte sind ebenfalls teig essbar. Hat ein bräunliches, wegen seiner Zähigkeit und Festigkeit geschätztes Holz, während das Holz vom Mehlbeerbaum (franz. le Viorne) rötlich-weiss, fein, zähe, fest ist und sich nicht wirft.

Anführen will ich bezüglich des Elsbeerbaumes (franz. le Sorbier torminal) noch eine Stelle aus Dr. Harold, Othmar Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte, Gotha 1854: „Sobald sie (die Beeren) im Herbst durch einen Frost teig geworden sind, geben sie eine angenehme Speise. So wie man nach keinem frischen Obst Bier trinken darf, so muss man es nach diesem besonders vermeiden, selbst Wasser kann dadurch Bauchweh verursachen. Der Baum wächst vorzugsweise auf Kalkbergen wild, kann 60′ hoch werden, hat ein vortreffliches, rötliches, feines, festes, zähes Holz, das sich gut polieren lässt und sich nicht leicht wirft."

Dr. Aug. Garcke: Flora von Mittel- und Nord-Deutschland schreibt: „Pirus torminalis Ehrh. Elsbeere, Ruhsbirne. In Bergwäldern zerstreut, im nördlichen Deutschland seltener (Oderberg, Pählitzwerder im Paarsteiner See, Gerswalde bei Prenzlau, in Merulenburg, auf Rügen, in Preussen bei Stuhm und Montken)."

Auf das langsame Reifen der Elsbeerfrüchte und ihrer Verwandten bezieht sich das italienische Sprüchwort: „con tempo e pazienza maturono le sorbe" (Mit Zeit und Geduld werden selbst die Sorbus-Früchte reif); gemeint ist hier eigentlich, wie mich Dr. Bolle belehrt, die mehr südliche Sorbus Azarolus bezw. Sorbus domestica, von welcher letzteren Dr. C. H. Persoon in seiner Synopsis Plantarum II. 39 schreibt: „Hab. in Eur. calidioribus. Grandaeva primum fructificat." Il sorbo heisst der Baum, la sorba seine Frucht auf Italienisch. Lateinisch heisst bei Cato, Columella, Vergil, Plinius u. A. der Baum Sorbus, die Frucht Sorbum.

Endlich erwähne ich noch, ohne auf die vielfachen interessanten Kreuzungen der verschiedenen Sorbus-Arten einzugehen, die in unseren gewählteren Gärten auch wohl vorkommenden Sorbus latifolia,

die zuerst in den Waldungen von Fontaineblean bemerkt worden und deshalb Alisier de Fontainebleau genannt worden ist, wobei ich vermuten möchte, dass der Stammlaut der Wörter Elsbeer, Elsebeer und Alise, Alisier sprachlich verwandt sei. Da der Speierling oder Sperberbaum, Sorbus domestica, auch Arlesbeerbaum genannt wird, so wäre eine weitere sprachliche Frage die, ob dieses übrigens auch etwas an Elsebeer oder Elsbeer anklingende Wort mit der Stadt Arles, lateinisch Arelate in Verbindung gebracht werden darf? Auch der Ausdruck Atlasbeeren kommt für Elsbeeren vor (Kerner, Pflanzenleben, II. Aufl., Bd. II, S. 673).

Schliesslich empfehle ich die genannten Sorbus-Arten, soweit sie unser Klima vertragen, zur vermehrten Anpflanzung in unserer Heimat, besonders auf den Schutt- und Abraum-Halden der Rüdersdorfer Kalkberge. Ich habe mich gefreut, in diesem Jahr zu sehen, wie eine pommersche Gemeindeverwaltung, die der alten Universitätsstadt Greifswald, fleissig die seltenen Sorbusarten in ihren Anlagen z. B. auf der Naugangswiese, im Müntergrund u. s. w. angepflanzt hat. Möge unser Mitglied, Herr Garten-Direktor Mächtig, wenn es noch nicht geschehen sein sollte, uns und unsere Nachkommen mit diesen herrlichen Nutzbäumen im Treptower Park, im Plänterwald beim Eierhäuschen und auf den Hängen des Kreuzberges recht ausgiebig erfreuen.

B. Ausgelegt wird ferner heut Abend:

W. Lackowitz, Flora von Berlin und der Provinz Brandenburg. Anleitung die in der Umgebung von Berlin und bis zu den Grenzen Brandenburgs wild wachsenden und häufiger kultivierten Pflanzen auf eine leichte und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Zwölfte Auflage. Berlin. Verlag von Friedberg & Mode. 1901.

Herr Dr. Bolle berichtete darüber wie folgt:

Die Anziehungskraft, welche die vegetative Natur unserer Heimat auf ihr sympathisch gestimmte Gemüter ausübt, ist eine so lebhafte, dass nach Ablauf gewisser Zeiträume sich immer neue Kräfte ihrer Bearbeitung zuwenden, ältere aber in ihrem Studium, sich änderndeu Verhältnissen Rechnung tragend, verharren. Neben den mustergültigen und umfassenderen Arbeiten eines Ascherson, dem sich neuerdings Dr. Graebner hülfreich und befähigt zugesellt hat, kennt seit lange schon die Floristik Herrn Lackowitz als einen ihrer gediegensten Förderer. Seine Flora von Berlin liegt in gänzlich umgearbeiteter Gestalt vor und zwar stellt sich dieselbe in einer Form dar, welcher vorzugsweise Lob dafür gebührt auf ebenso rationellem wie leicht fasslichem Wege für Erlangung praktischer Erfahrung Pfadfinderin zu sein. Es giebt keinen stärkeren Beweis für ihre Vorzüglichkeit als die Thatsache einer verlangten und nun erschienenen 12. Auflage. Zum Schulunterricht in hohem Grade vorteilhaft verwendbar,

dürfte sich der hübsch ausgestattete kleine Band auch für weitere Kreise als ein nutzbarer Ratgeber erweisen und demgemäss den guten Zweck erfüllen, der Kenntnis vaterländischen Grüns neue Jünger zu werben. Den modernen Wandlungen der Wissenschaft ist darin ausgiebig Rechnung getragen. Ausserdem erfreut den Leser die beruhigende Schlussfolgerung, dass vielfach hemmender kultureller Entwicklung zum Trotz die wilde Flora des alten Bodens, wenn auch zurückgedrängt, immer noch kräftig fortlebt und fortfahren wird, ihren gewohnten Zauber auch ferner auszuüben. Es darf als besonderes Verdienst des Verfassers, der zumal auf dem Gebiet der Riedgräser (Carex) Hervorragendes geleistet hat, gelten, abstrakteren Tendenzen gegenüber einen Stamm greifbarer Pflanzenkenntnis in Wald und Flur lebendig zu erhalten.

C. Herr Kustos Buchholz über malerische Volkstrachten.

Wie schon der Herr Vorsitzende andeutete (vgl. S. 320 No. 12), hat das Märkische Museum durch Vermittelung des Herrn Pfarrer Zimmermann in Nieder-Görsdorf Proben der im Fläming noch jetzt gebräuchlichen Frauentrachten erhalten, die hier in natura und Abbildungen vorliegen.

Vor 4 Jahren, gelegentlich der Vorlage von Frauentrachten aus dem Kreise Weststernberg, hatte ich darauf hingewiesen, dass der Gebrauch malerischer Volkstrachten innerhalb der Provinz Brandenburg, abgesehen von der Wendei, immer mehr im Verschwinden ist und, nachdem nun auch im Oderbruchdorfe Neu-Hardenberg selbst ältere Frauen die moderne Tracht vorziehen, die Dörfer des Oderdeichverbandes im Sternberger Kreise, Ziebingen, Rampitz, Grimmitz u. s. w., die letzten sein dürften, in denen sich die alten malerischen Trachten erhalten haben. Im Hohen Fläming, an der südwestlichen Grenze der Provinz Brandenburg haben sich solche Trachten auch noch erhalten, aber ich konnte sie damals nicht mitanführen, weil dieses Gebiet im wesentlichen der Provinz Sachsen angehört und die Märkischen Grenzen nur streift und weil Probetrachten noch nicht vorlagen.

Nun sind wir in die Lage gesetzt, auch dieses Trachtengebiet nachzuholen. Der gewöhnliche Festanzug wird hier, von einer Berliner Frau getragen, vorgeführt. (S. 1. Abbldg. flg. Seite, wo jedoch ortsangehörige Frauen dargestellt sind.) Er besteht aus einem weit gefalteten, die Füsse frei lassenden roten Rock mit schwarzem Sammet-Mieder, gesticktem Puffkädel (Oberhemd mit kurzen Ärmeln) und darüber um den Oberkörper geschlagenem kleinen bunten Tuch; eine weite bunte Schürze lässt vom Rock nur hinten einen Streifen sichtbar. Der Kopf ist mit einer gestickten Kappe bedeckt, die mit einem zusammengelegten Tuch cylindrisch, aber nur niedrig berandet wird. Die beiden Enden des Kopftuches gehen in grosse abgesteifte Flächen über, die flügelartig zu beiden Seiten des Hinterkopfes abstehen und, wie ein grosses Herz, den Hintergrund für das Gesichtsbild abgeben.

Auf untenstehendem 2. Bilde sind einige Abstufungen der Tracht bei älteren Frauen dargestellt, von denen namentlich auf die Abendmahlstracht der Frau links aufmerksam gemacht wird. Diese hält sich in ähnlichen Formen, ist aber nur schwarz und weiss und dazu gehört noch die grosse Schafpelz-Muffe.

D. Herr Grubenbesitzer Franz Körner hatte eine hervorragend schöne pomologische Ausstellung veranstaltet, welche durch seinen erfahrenen und geschickten Obergärtner Herrn Brandenburg zusammengestellt war, herrührend aus dem der „Braudenburgia" wohlbekannten Garten-Grundstück des Herrn Körner an der Jonas-Strasse zu Rixdorf. Herr Körner erläuterte die verschiedenen Sortimente und deren Kulturen eingehend, gab auch Zubereitungsrezepte und verteilte die ausgestellten Früchte mit freigebiger Hand unter die Zuhörer, welche dem Vortrag mit gespannter Aufmerksamkeit folgten.

Unter den Äpfeln sind folgende zu nennen: Lord Derby (Hochstamm); Kaiser Alexander (Spalier); Bismarck (Spalier); Geflammter

Cardinal; Roter Calvill, auch roter Stettiner genannt; Goldzeugapfel (Hochstamm); Goldreinette von Blenheim; Zweden-Apfel; Weisser Winter-Apfel; Grauer Herbstapfel; London Pepping. Unter den Birnen erwähnen wir: König Karl von Württemberg (Spalier), 1½ Pfund schwer, man sieht sie auch in einem Schaufenster unter den Linden, sie sind aber wenig schmackhaft; Späte von Toulouse, bis 1¼ Pfund, Hochstamm, sehr tragbar; Clairgeaus Butterbirne; Birne von Tongres; Schwester-Birne; Pastoren-Birne; Minister Lucius; Boscs Flaschenbirne.

Aus Äpfeln kann man auf folgende Weise Gelee bereiten: Die rohen Äpfel werden gewaschen, dann geschält, das Herz herausgeschnitten und in einem Emaille-Topf gekocht. Der Brei wird durch Mull gekeltert und nun mit Zucker gesüsst und zwar auf 1 Pfund Äpfel 1 Pfund Zucker. Wenn der Brei sämig vom Löffel fliesst, wird er in Gläser gefüllt und dort luftdicht abgeschlossen.

Neben den Äpfeln und Birnen waren auch Tomaten ausgestellt. Diese wurden früher nur in Frankreich und Italien gezogen. Sie liefern einen sehr gesunden Salat, der zu jedem Braten passt. Die grünen Tomaten können mit Zucker zubereitet werden und liefern ein Compot, das dem der Stachelbeeren gleicht.

Zu den formenreichsten Früchten gehören die der Zierkürbisse. Es waren 50 verschiedene ausgestellt. Unter ihnen: Türkenbund, Regenschirm, Mimose, Syphon, Apfelsinen, Auguren, Pommeranzen.

Die ausgestellten Sommerblumenköpfe (Helianthus annuus Bismarckianus) haben einen Durchmesser von 47 cm und einen Umfang von 1½ m; sie enthalten 4000 Körner. Diese dienen als Futter für Gänse, Enten, Hühner, Papageien u. s. w. Das Mark der Stengel ist mit Erfolg bei der Herstellung von Schwimmgürteln verwertet worden, da es siebenmal leichter als Kork ist. Die Körner enthalten ein Öl, das als Speiseöl sich verwerten lässt.

Endlich waren noch Obstzweige ausgestellt, welche von der Blutlaus befallen waren, und Zweigstückchen mit den Eiern der Ringelraupe. Als Mittel zur Bekämpfung beider Schädlinge empfiehlt sich Abwaschen mit Bordelair-Brühe oder mit einem Gemisch von Petroleum-Seifwasser. Die beste Hülfe gewähren aber einige Vögel: die Schwarzdrossel, Finken, Meisen und Sperlinge.

E. Hierauf hielt unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer einen durch bildliche Darstellungen erläuterten Vortrag:

Im altberlinischen „Triangel“ und seiner Umgebung.

Zu jenen alten Stätten und Häusern, an welche Erinnerungen aus einer denkwürdigen Vergangenheit sich knüpfen, gehören auch diejenigen des von Friedrich Nicolai (1786) so bezeichneten „Triangels“ und seiner Umgebung auf dem Friedrichswerder.

Und er begründet diese Bezeichnung damit, dass die Adlerstrasse eigentlich zwei Strassen, wie zwei Seiten eines Triangels bildet, wozu die Holzgartenstrasse die dritte Seite darstellt.

In früherer Zeit breitete sich hier, umschlossen von der heutigen Alten Leipziger-, der Unterwasser- und Kurstrasse, der v. Oppenheimsche Garten bis zur Schlensenbrücke aus. Diesen Garten hatte Kurfürst George Wilhelm von einem späteren Besitzer, dem Oberförster Freitag, zur Erweiterung des „Jägerhofes“ erworben, welcher auf dem angrenzenden Terrain zwischen dem Hausvogtei-Platz und der Jägerstrasse einerseits, und der Oberwall- sowie der Kurstrasse andererseits lag und bis 1553 den Tobiasschen Garten bildete.

Nachdem dann Kurfürst Johann George denselben für 800 Gulden zur Erweiterung des bis dahin sich erstreckenden Tiergartens erworben, legte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim Friedrich, Katharina, welche eine besondere Liebhaberei für die Landwirtschaft hegte, ein Vorwerk darauf an. Dasselbe ging nach dem Tode Katharinas, 1602, auf die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Leonora, über, diente aber bald darauf an Stelle des alten, baufällig gewordenen Jägerhofes zur Jägerei.

Auch Kurfürst Johann Sigismund huldigte mit Leidenschaft dem edlen Waidwerk. Aus seiner Zeit ist eine Schilderung der dortigen Örtlichkeit von Interesse, die wir dem Tagebuche des hochangesehenen Augsburger Handelsherrn Philipp Hainhofer entnehmen, welcher im Oktober 1617 auf der Rückreise vom Hofe des pommerschen Herzogs Philipp in Berlin verweilte: „Das Vorwerk der Kurfürstin, darneben etliche Handwerker, die täglich zu Hofe benöthiget, wohnen. Darbei ein Wagenhaus nebst den Stallungen für die Kutschen-Pferde; das Jägerhaus, auch sonst noch ein Haus, darinnen die Wünd-Hetzer (Windhund-Dressierer) wohnen; das Ballhaus, und würdt dieser Ort „auf dem Werder“ genannt, gehet über die Hundsbruggen (heutige Schlossbrücke), darüber man die Jagdhunde führet.“

Das Ballhaus, in welchem keine Bälle gegeben, sondern geschlagen wurden, stand an der Ecke der Unterwasser- und Alten Leipzigerstrasse (No. 1). Der Grosse Kurfürst liess das während des dreissigjährigen Krieges verfallene Gebäude zur Pflege des Ballspieles, als einer guten Körperbewegung wieder herrichten; denn an Festlichkeiten konnte Friedrich Wilhelm und die kleine Hofwelt in der damaligen drangsalvollen Zeit wenig denken.

Verhängnisvoll für Berlin gestaltete sich insbesondere der 20. Januar 1647, an welchem Tage Schwarzenberg, aus Besorgnis vor einem Angriff der Schweden unter dem Obersten Stahlhantsch, die Werdersche und Köllnische Vorstadt durch den Obersten Dietrich von Kracht mit Pechkränzen niederbrennen liess, wobei 103 Häuser eingeäschert wurden.

Vom Feuer verschont blieb in der zum Teil verschanzten Werderschen Vorstadt die Gegend der Kurstrasse und das Jägerhaus.

Wenden wir uns dem Ballhause wieder zu, so zeigten manche der höheren Ballschläger sich durchaus des Vertrauens nnwürdig, das der Kurfürst in ihre Ehrenhaftigkeit gesetzt hatte. Es geht dies aus folgendem Reskript desselben hervor:

„Wir geben hiermit männiglich zu vernehmen, welcher Gestalt wir in Erfahrung kommen, dass sich unter vielen etzliche sowohl adlige als bürgerliche Standespersonen sollen nnterstanden haben, wenn sie in Unserem Ballhaus allhier gespielet, nicht allein ohne Bezahlung davonzugehen, sondern anch ohne Respekt des Burgfriedens, den Wir insonderheit in Unsern eigenen Häusern wollen gehalten haben, Unseren Ballmeister oder dessen Bediente, wann sie die gebührliche Zahlung für die ausgegebenen Bälle und ander Znbehör gefordert, mit gröblichen Schimpfworten ganz importun anzugreifen, ja oft gar mit Schlägen abzudecken."

Mit einer detaillierten Ballhaus-Ordnnng sollte nunmehr gegen die Übelthäter ernstlich eingeschritten werden.

Neben dem Ballhause führte in der Alten Leipziger Strasse ein Durchgang zn dem knrfürstlichen Gartenterrain. Hier lief, gegenüber dem Mühlengraben zwischen der Brüderstrasse und den Grundstücken „An der Schleuse" ein Ausfluss des Spreearmes durch den späteren „Triangel" und umgab bis zur heutigen Bau-Akademie den Garten wie ein Bassin. Noch im Jahre 1654 wurden in diesem zum Teil sumpfigen Graben Hechte „gestochen", dann erfolgte bis 1678 die Zudämmnng desselben bis auf ein schmales Gerinne, das Schlüter teilweise zu dem von ihm angelegten neuen Münzkanal verwendete.

Küster berichtet in seinem „Alten und Neuen Berlin", dass in diesem Garten Bären gehalten wurden und, soviel das sehr morastige Erdreich leiden wollen, auch (kurfürstliches) Breunholz darum gesetzet worden; wie denn itzo eine Strasse auf dem Friedrichswerder hiervon den Namen „Holzgarten-Gasse" führt.

Auch die Adlerstrasse des „Triangels" soll ihre Bezeichnung den Adlern und Geiern verdanken, welche der Grosse Knrfürst hier in der Nähe unterhielt.

Bald nach seinem Regierungsantritt war, 1646, die Umwandlung des von allen Seiten offenen Jägerhofes in einen „Baumgarten" erfolgt, der mit einer ansehnlichen Mauer umgeben wnrde. Später in die neuen Festungswerke der Stadt eingezogen, fand eine Abholzung des Baumgartens bis auf einige, das schmale Jägerhaus umschattende Bäume statt, welcher Gestalt dasselbe auf dem Merianschen Plane, und zwar auf der heutigen Stätte No. 10 in der Oberwallstrasse, erscheint.

Denn noch immer wurde das Jägerhaus von dem „grossen Nimrod“, wie Nikolas Peucker den Kurfürsten angesungen hat, benutzt. Vehse berichtet, dass die jährlichen Ausgaben für die Jagdpassion sich auf 54000 Thaler beliefen und eine ungeheure Menge von Pferden sowie mehr als 3000 Menschen in Anspruch genommen habe. Die Hirschjagden erstreckten sich nicht nur auf den Grunewald, sondern auch auf das Kaputer Revier und Lehnin. Eine der glänzendsten Jagden fand im Oktober 1679 bei Kaput statt; sie dauerte zwei Wochen, während welcher über dreihundert Kapitalhirsche erlegt wurden. Dreimal, so berichtet Vehse, habe der Kurfürst, von der Gicht und andern Molesten geplagt, sich in einem Stuhl auf den Anstand tragen lassen. Seinen Geburtstag (16. Februar) feierte er grösstenteils durch eine Jagd, zu denen sonst noch Hasen- und Kaninchenjagden bei Werder sowie Reiherbeizen bei Kaput gehörten. So berichten die „Märkischen Annalen“, dass im Mai des Jahres 1710 bei einer solchen Beize ein Reiher gefangen wurde, welcher vier Ringe um den Fuss trug, deren einer vom Grossen Kurfürsten herrührte. Man fügte denselben einen fünften hinzu und schenkte dem Vogel nochmals die Freiheit.

Kehren wir zur Entwickelung unseres Stadtteils zurück, so hatte der Kurfürst bereits vor Beginn des Festungsbaues den ganzen Friedrichswerder, welchem er wegen der Nähe seines Schlosses besondere Aufmerksamkeit widmete, den dazu Bemittelten zum Anbau überlassen. Bereits im Jahre 1667 konnte der neue Stadtteil einen eigenen, aus Bürgermeistern und Ratsherren bestehenden Magistrat wählen, welchem Simonetti 1672 ein Rathaus erbaute, dessen später noch eingehender gedacht werden soll.

Damals belief sich die Zahl der neuen Häuser auf 92, von denen freilich die Hälfte kurfürstlichen Hofdienern gehörte. So war eines der ersten dasjenige des Hofjägers Emmerich in der heutigen Kurstrasse (No. 43), der „Goldene Hirsch“ genannt.

Demnächst liess hier, No. 52 und 53, der Staatsminister v. Danckelmann im Jahre 1674 nach Nerings Entwürfen sein Palais erbauen, welches dann, nachdem der Minister in Ungnade gefallen, von Staatswegen eingezogen und zur Wohnung für fremde fürstliche Personen, zu denen auch der „alte Dessauer“ gehörte, bestimmt wurde. Diesem Umstande verdankte es bekanntlich seine Bezeichnung als „Fürstenhaus“.

Zur Zeit König Friedrichs I. war dagegen der angebliche Feldzeugmeister und Generalfeldmarschall der Bairischen Armee, Graf Gaetano de Rnggieri wiederholt ein Bewohner jenes Hauses. Als vermeintlicher Besitzer des „Steines der Weisen“ gelang es ihm durch Vermittelnug des Grafen v. Wartenberg, in Gegenwart des Königs eine Probe des Goldmachens abzulegen, indem er Silbermünzen scheinbar in das edlere Metall verwandelte. Nachdem er vierzehn Tage hindurch königlich be-

wirtet worden, nach der dritten Probe aber die erhofften Gnadengeschenke ausblieben, entwich Gaetano aus Berlin, bis er nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten nach Hildesheim gelangte, wo seine Verhaftung auf Verlangen des Königs erfolgte. Wiederum erhielt er jenes Haus zu ferneren Experimenten angewiesen, die ebenfalls resultatlos verliefen, so dass ihn der König nach der Veste Küstrin bringen liess, wo er bis zur Erfüllung seines Versprechens verbleiben sollte. Dort wusste Gaetano als geschickter Chemiker so glücklich zu experimentieren, dass am 19. Februar 1707 seine Überführung nach Berlin erfolgte und er zum dritten Male das Fürstenhaus als Wohnung und Laboratorium erhielt. Auf königliche Kosten wurden ihm und seiner zweiten Gattin — der bildschönen Tochter einer Wiener Hebeamme — täglich zehn Schüsseln zu Mittag, und deren acht zur Abendmahlzeit geliefert.

Das herrliche Leben in Gesellschaft seiner Gönner und neuen Freunde sollte jedoch gegen Ende Oktober einen unerwarteten Abschluss finden, als Graf von Wittgenstein erschien mit dem bestimmten Auftrage des Königs, Gaetano solle unverzüglich einen halben Zentner Gold in natura herstellen.

Wiederum gelang es dem Pseudo-Alchimisten, bei Nacht und Nebel Berlin zu verlassen und Frankfurt am Main zu erreichen, wo jedoch seine Verhaftung erfolgte. Am 8. Mai 1708 nach Küstrin gebracht, wurde nunmehr die Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und am 2. August des folgenden Jahres vom Könige das Urteil bestätigt, als Fälscher und Dieb durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Nach damaligem Brauche legte man ihm ein Gewand von Flittergold an, und mit gleichem Stoffe war auch der Querbalken des Galgens ausstaffiert, an welchem Gaetano verendete.

Seine Gattin war schon während der langen Untersuchungshaft desselben vor Gram gestorben.

An die Geschichte des Fürstenhauses knüpft sich auch der Name Johann Karl v. Eckenbergs, par excellence der „starke Mann" genannt. Sofort nach seiner ersten Ankunft in Berlin, 1717, hatte er das Glück, im Charlottenburger Schlosse eine Vorstellung zu geben und durch seine bedeutende Leibesgrösse und stattliche Erscheinung den König für sich einzunehmen. Ein besonderes Bravourstück war es, dass Eckenberg eine 20 Zentner schwere Kanone, auf welcher zum Überfluss noch ein Tambour mit der Trommel sass, mit einer Hand anhob und so lange in der Luft hielt, bis er mit der anderen ein Glas Wein ausgetrunken hatte. Unter ungeheurem Zulauf des Publikums gab er nun in einer Bretterbude auf dem Neuen Markt seine Vorstellungen, und kehrte dann nach mancherlei Kreuz- und Querzügen im Jahre 1731 mit einer Truppe von Seiltänzern (Spatenschläger genannt) und Schauspielern nach Berlin zurück. Hier eröffnete er als privilegirter „Hof-Komödiant"

seine Vorstellungen in dem über dem königlichen Reitstall in der Breiten Strasse befindlichen Theater. Oft erschien der König, um sich an „Doktor Fausts Höllenfahrt“, der „artigen Grundsuppe der Welt“ und anderen Darstellungen seiner privilegierten Recreationsbeamten zu ergötzen.

Inzwischen aber scheint Eckenberg, welcher mit der Erbauung eines Hauses an der Ecke der Charlotten- und Zimmerstrasse begonnen, auch sonst wohl mehr ausgegeben als eingenommen hatte, in Geldverlegenheit geraten zu sein; denn er verweigerte nicht nur die Armenabgabe von einem Thaler für jede Vorstellung, sondern auch die „Musikanten-Nahrungsgelder“ von 6 guten Groschen. Andererseits beklagte sich die königliche Kartenkammer, dass Eckenbergs Komödien dem Debit der Spielkarten einen empfindlichen Abbruch thäten.

Wurden nun auch die „Musikanten-Nahrungsgelder“ durch Kabinetsordre niedergeschlagen, so wusste Eckenberg andererseits aus der ihm gemachten Eröffnung Nutzen zu ziehen. „Es ist mir unendlich schmerzlich,“ schrieb er an den König, „dass ich durch meine Komödien die königliche Kartenkammer molestiere; so bitte ich denn um die Erlaubnis, Assambléen einrichten zu dürfen, bei denen Karten gespielt und eine honette Unterhaltung geführt werden kann, wie dies bisher bei den Assamblées in den adligen Häusern gehalten worden ist.“

Dieser Plan fand die Genehmigung des Monarchen und wurde durch Ordre vom 7. Januar 1733 derart ins Werk gerichtet, dass Eckenberg, als „Entrepreneur der Assembléen“, dieselben im sogenannten Fürstenhause in der Kurstrasse des Dienstags und Freitags abhalten sollte. Und zwar hatte er Holz und Licht, Spieltische und zwei Chor „Hautbois“ zu fournieren, wohingegen ihm diejenigen, welche bisher die Assembléen gehalten, 30 Thaler pro Kopf zahlen und dafür, ausser freiem Zutritt, den ganzen Winter hindurch Kaffee, Thee, Schokolade und Limonade unentgeltlich erhalten sollten. Für die übrigen Teilnehmer war das Entree auf 8 Groschen festgesetzt, sie mussten die Getränke besonders bezahlen, und die Spieler 16 Groschen Kartengeld erlegen. Befreit von diesen Beiträgen blieben die Kapitäns und Subalternen.

Zu diesen Assembléen fand selbst der hohe Adel sich ein und Eckenberg verstand es, die Versammelten so gut zu unterhalten, dass der König gegen die bisherige Gewohnheit die Assembléen bis zum unmittelbaren Beginn der Fasten gestattete.

Im April 1733 ging Eckenberg nach Halle, um dort, mit einem speciellen Befehl des Königs versehen, Vorstellungen zu geben.

Seine spätere Anwesenheit in Berlin interessiert uns hier nicht weiter. Es sei nur angeführt, dass der Tod den Dreiundsechzigjährigen 1748 im Lager bei Luxemburg überraschte; er endete in Elend und Vergessenheit.

Im unteren Geschosse des Fürstenhauses befand sich später die General-Kriegskanzlei, im zweiten Geschosse seit 1766 die königliche Stempel- und Kartenkammer und im dritten Geschosse wohnten, wie Nicolai angiebt, die Königlichen Pagen, wenn der König in Berlin verweilte. Und bereits in den Adresskalendern aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts heisst es, dass der Pagenmeister Michel Katsch auf dem Friedrichswerder „hinter der Münze auf dem Pagenhof" wohnte.

Im Jahre 1832 gelangte das Gebäude, in welchem sich dann eine zeitlang das Friedrich-Werdersche Gymnasium befand, tauschweise an den Magistrat.

Als bemerkenswert in der Kurstrasse ist auch das einstige erste Berliner Pfandleihhaus zu nennen, welches die vornehmere Bezeichnung „Adresshaus" führte. Das Privilegium zu demselben erhielt im Jahre 1692 ein Refugié, Namens Nicolaus Ganget. Ein Jahrhundert später gehörte es als solches den Humbertschen Erben. Nachdem Friedrich der Grosse 1764 das Bank-Institut begründet hatte, wurde dasselbe aus dem Thieloschen Hause auf der Dorotheenstadt in das 1690 von Nehring für den Oberjägermeister zur Amtswohnung bestimmte Gebäude in der Jägerstrasse verlegt. Nach einer bedeutenden Erweiterung des Gebäudes fand dann im Jahre 1833 ein abermaliger Umbau statt, welcher auch die Vergrösserung des Instituts durch den Ankauf und Neubau des angrenzenden „Adresshauses", Ecke der Kurstrasse, zur Folge hatte.

Ursprünglich führte hier die Kurstrasse bis zur Alten Leipziger Strasse die Bezeichnung „Alte Friedrichstrasse" und bis zum Spittelmarkt „Breite Gasse", dann „Kurfürstenstrasse". Um das Jahr 1790 in „Kurstrasse" abgekürzt, ging diese Benennung auch auf den anderen Strassenteil über.

Der nivellierende Zug der weltstädtischen Entwickelung hat auch hier eine weitgreifende Wandlung bewirkt. Von dem ehemaligen Eldorado der Antiquariats-Buchhandlungen bis herab zu jenem Original eines „fliegenden" Buchhändlers, welcher seine nur dürftigen Schätze auf einem kleinen Tisch am Werderschen Markt feilbot, ist kaum noch eine Spur vorhanden.

Neben dem Danckelmannschen Palais (dem späteren Fürstenhause) erhob sich auf einem freien Platze das bereits im Jahre 1672 von Simonetti erbaute Werdersche Rathaus am damaligen „Kälbermarkt", dem späteren Werderschen Markt, auf dem namentlich Kälber feilgeboten wurden.

Das mit einem Glockenturm versehene Rathaus diente, in Ermangelung eines Gotteshauses, der Andacht und auch der Gerichtspflege. Überdies vereinigte es neben dem Stadtkeller das Gefängnis, die Folterkammer und einen Brodscharren in sich. Schliesslich auch mussten im oberen

Geschosse dem 1681 gestifteten Friedrichswerderschen Gymnasium einige Zimmer eingeräumt werden.

Nachdem das Rathaus im Jahre 1794 abgebrannt war, enstand auf seiner Stätte ein neues Münzgebäude, dessen Bau dem aus Italien zurückgekehrten Professor Geuz (ein Bruder des als Politiker und Historiker bekannten Hofrats in Wien) übertragen und in einem für die damalige Zeit grossartigen Stil ausgeführt war. Die Vorderfassade hatte ein vorspringendes Rifalit und eine Freitreppe, die zur Thür zwischen zwei dorischen Säulen führte. Der im zweiten Stockwerk um das Gebäude in einer Länge von 116 Fuss hinlaufende Fries, eines der kunstreichsten Werke Gottfried Schadows, bildete wie derjenige des Phydias im Panthenon, ein sinnvolles Ganze: das Gewinnen der Metalle, die Verarbeitung und das Münzen derselben. Endlich auch stellen sie in bildlicher Form die Anwenduug des Geldes dar, wie durch dasselbe die schönen Künste und namentlich die Baukunst hervorgerufeu werden. Nach dem Abbruch des Gebäudes wurde das Relief an der Fassade des jetzigen Müuzgebäudes in der Unterwasserstrasse 2 bis 4, wo sich bis dahin die Amtswohnungen und ein Teil der Münz-Büreaus befanden, wieder angebracht.

Die älteste Nachricht über die Münze reicht bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts; und zwar befaud sich dieselbe in dem Hause Poststrasse No. 5, als dessen erster Besitzer 1540 Bartholomäus Heyser genannt wird. Fünf Jahre später vertauschte dann der damalige Eigentümer, ein Dr. Thieme, das Grundstück gegen No. 6, wohin die gleichzeitige Verlegung der Münze stattfand. Dort verblieb sie bis 1593, als ihre Unterbringung in ein Seitengebäude des Schlosses erfolgte. Von dort verlegte sie der Grosse Kurfürst im Jahre 1680 in den unteren Teil des zur Wasserkunst bestimmten Turmes an der heutigen Adlerecke des Schlosses.

König Friedrich I. gefiel sich in dem Gedanken, den höchsten europäischen Turm in seiner Hauptstadt zu besitzen, den das eigens zu diesem Zwecke aus Holland verschriebene, später der Parochialkirche überwiesene Glockenspiel krönen sollte. So wurde denn Andreas Schlüter 1701 beauftragt, den Turm, nach Verlegung der Münze in das Gebäude No. 2 der Unterwasserstrasse, bis auf 280 Fuss zu erhöhen.

Das Misslingen dieses Unternehmens ist bekannt. Noch sind die Entwürfe Schlüters vorhauden, und unter demjenigen des von ihm angelegten zweiten Fundaments, welches die gewaltige Last des Turmes nicht zu tragen vermochte, stehen von des Künstlers Haud die in sichtbarer Erreguug niedergeschriebeneu Worte: „Das ist die Stelle alles meines Unglücks.“

Zum Betriebe der neuen Münze hatte Schlüter den Münzkanal, unter Benutzung des bereits erwähnten, im Jahre 1678 bis auf ein

schmales Geriune eingeengten sumpfigen Ausflusses angelegt, dessen Überwölbung erfolgte. Dann fand im Jahre 1750 eine Erweiterung der Münze durch Hinzunahme der angrenzenden Hausvogtei No. 3 und 4 der Unterwasserstrasse und des hinter den Grundstücken derselben, einschliesslich des Münzkanals, bis zur Holzgartenstrasse No. 1—3 sich hinziehenden Terrains statt. (Zwei Jahre darauf wurde in der Münzstrasse No. 10—12 eine zweite, die nunmehrige „neue“ Münze erbaut, welche, gleich der Hauptmünze, unter der Oberaufsicht des General-Münzdirektors Graumann stand. Später wurden die Räume zur königlichen Münzmaschinen-Bananstalt verwendet.)

Nach Erweiterung der alten Münze erfolgte die Verlegung der Hausvogtei nach dem heutigen gleichnamigen Platze, welcher auf dem damals erschienenen grossen Schmettauschen Plane die Bezeichnung „Jerusalems Platz“, nach der Jerusalemerstrasse, führte. Zu Nicolais Zeit (1786) hiess er das „Quarree“ (obgleich er nicht viereckig war), auch „Krähenmarkt“ und „Schinkenplatz“. Letzteren Namen erhielt er nach der schon 1750 auf dem Schmettauschen Plane vorhandenen „Schinkenbrücke“, welche über den Festungsgraben nach der Mohrenstrasse führte, woselbst ein westfälischer Schinkenhändler sich etabliert haben sollte.

Zu den denkwürdigen Gebäuden in der Umgebung des „Triangels“ gehört auch No. 1 der Alten Leipziger Strasse, Ecke der Unterwasserstr.

Der Grosse Kurfürst hatte die Stätte des ehemaligen Ballhauses seinem Günstling, dem „Dircktor der Brandenburgischen Fregatten“ Benjamin Raule zur Errichtung eines Wohnhauses geschenkt, mit dessen Bau im Jahre 1678 begonnen wurde. Nachdem dann acht Jahre später die bis dahin getrennten Verwaltungen der bewaffneten Schiffe und die der Handelsunternehmungen nebst der Marinekasse und den Chargengeldern unter Raules General-Direktion gelangt waren, wurde sein Haus zum vollständigen Marine-Ministerium.

Aus jener Zeit sei daran erinnert, dass der Major v. d. Gröben 1683 das kurfürstliche Fort Gross-Friedrichsburg an der afrikanischen Küste erbauen nnd dasselbe mit 20 Kanonen nebst einer Garnison versehen liess. Als ein geeigneter Unterhändler mit den Negern, soll er es nicht verschmäht haben, eine schwarze Schöne zur Gattin erwählt, und dieselbe am Berliner Hofe vorgestellt zu haben.

Nach dem Tode des Kurfürsten hatten Raules Feinde den Sturz des fremden Emporkömmlings durch unbegründete Verdächtigungen herbeizuführen versucht, bis es ihnen gegen Ende des Jahres 1698 gelang, seine Verhaftnng wegen angeblicher Unterschlagung kurfürstlicher Gelder herbeizuführen. Er wurde nach Spandau gebracht und sein gesamtes Besitztum, wozu auch das Gut Rosenfelde (jetzt Friedrichsfelde) gehörte, mit Beschlag belegt.

Als dann im Jahre 1702 die preussische Handelsgesellschaft, welche ihren Sitz in Emden hatte, in Verfall geriet, wurde Raule aus der Haft entlassen, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen; doch waren dieselben so ungünstiger Art, dass die preussische Seemacht ein baldiges Ende nahm.

So erblicken wir in jenem Hause die eigentliche Geburtsstätte unserer jetzigen Marine-Verwaltung. Doch was vor nunmehr 200 Jahren nach dem tragischen Ende Raules schnell wieder verlief: die See- und Kolonialmacht des Grossen Kurfürsten, das ist jetzt der Stolz und die Zuversicht der deutschen Nation geworden!

Auch die Sage bemächtigte sich jenes Hauses. Zur mitternächtigen Stunde wollte man in dem Seitengebäude, woselbst die Marinekasse und Chargengelder sich befanden, das Ausschütten gefüllter Geldbeutel vernommen haben, deren Inhalt Raule unterschlagen haben sollte.

Nachdem später sein Haus in den Besitz des Arztes Dr. Kurella, des Erfinders des nach ihm benannten Brustpulvers, gelangt war, verweilte hier wiederholt Gotthold Ephraim Lessing während seines siebenmaligen Berliner Aufenthaltes.

Mit welchen Gefühlen der Dichter im April 1767 die „Königin der Städte" verlassen hatte, in welcher „die deutsche Muse von dem grössten deutschen Sohne, von des grossen Friedrichs Throne ungeehrt und schutzlos ging", ist bekannt. Noch lange erfüllte ihn die getäuschte Hoffnung, als Bibliothekar eine feste Stellung zu erlangen und so für immer an Berlin gefesselt zu bleiben, mit bitterer Stimmung.

Auf der Reise mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien verweilte Lessing vom 1. bis 15. März 1775 zum vorletzten Male in Berlin, und zwar bei seinem Bruder Carl, welcher als Beamter der Königlichen Münz-Direktion damals im Kurellaschen Hause wohnte. Während dieses kurzen Aufenthaltes fand ein reger Verkehr mit Moses Mendelssohn und Nicolai statt; die Unterhaltung drehte sich namentlich um den Charakter der Orsina (in „Emilia Galotti") und um theologische Streitfragen, denen Lessing damals ein grosses Interesse widmete. — Im folgenden Jahre sehen wir ihn dann auf der Rückreise zum letzten Male in Berlin, vom 26. Januar bis Mitte Februar wiederum bei seinem Bruder wohnend.

Schliesslich sei auch erwähnt, dass im Seitengebäude jenes Hauses das Königliche Pass-Bureau und das von dem späteren Polizei-Direktor Saeger im Jahre 1836 errichtete Einwohner-Melde-Amt bis zu deren Übersiedelung nach dem Dienstgebäude am Molkenmarkt No. 1 sich befanden.

Über „Raules Hof" führt seit alter Zeit der Durchgang nach dem „Triangel", dessen Gebäude zum Teil auf dem eingeengten und demnächst überwölbten Ausfluss des Spreearmes, dem späteren Münzkanal, errichtet wurden. Es entstanden zunächst die Häuser No. 7, 8 und 9 in

der Holzgartenstrasse, von denen No. 8 wohl als ein Unicum sich herüber gerettet hat in das Häusermeer der aufgestiegenen Kaiserstadt.

Eine auf den Bürgersteig sich vorschiebende siebenstufige Treppe mit eisernem Geländer führt zum Hochparterre, über welchem das dreifenstrige erste Stockwerk mit einem hohen Giebelgeschoss sich erhebt.

Meine Ermittelungen über die Besitzer dieses Hauses, welches gleichzeitig mit dem Rauleschen 1669 erbaut worden ist, haben sich nur bis zum Jahre 1798 feststellen lassen. Damals war es ein Posamentiermeister Mohr; 1820 eine verehelichte Kaufmann Schüler, welche die steinerne Treppe an Stelle der hölzernen herrichten liess. Dann erscheint seit dem 5. September 1851 der als „Pensionair" bezeichnete invalide Unteroffizier Voigt, von welchem das Haus 6 Jahre später an die Familie Telge gelangte, welcher der jetzige Besitzer, unser Vereinsmitglied, der Königlich Rumänische und Herzoglich Sächsische Hofgoldschmied Herr Paul Telge angehört.

Der Unfall, dass am 18. Oktober 1884 ein Stück Dachgesims mit einem 2 m langen Balken sich ablöste, führte zur Feststellung des Jahres, in welchem das Haus erbaut worden ist. Es fand sich nämlich in der Maueröffnung eine mumifizierte Ratte vor, welche am Bande eine Medaille mit den von einem Lorbeerzweig umrankten Abzeichen des Maurergewerks aufzeigt, während auf der Rückseite die eingravierte Majuskelininschrift lautet: M(eister?) Hans Schild, 1669.

Nach einem am 19. April 1893 in der Werkstatt ausgebrochenem Brande liess Herr Telge einen Umbau der gesamten Wohnräume vornehmen, die eine wahrhaft fürstliche Ausstattung erhielten. Neben den Gemälden und antiken Gegenständen aus edlem Metall, welche die Wände schmücken, paradiert auch ein hoher, reich verzierter Sandsteinkamin aus der Zeit des Barock.

In dem erst kürzlich einem Neubau gewichenen Hause No. 6 befand sich vor nunmehr einhundert Jahren die „Königliche Lohn-Lakaien-Niederlage". Und als ein Kuriosum sei noch erwähnt, dass um dieselbe Zeit unter den zehn Hausbesitzern — fünf Wittwen sich befanden.

In der Adlerstrasse waren zur Zeit der ersten Bebauung des „Triangels" (1678) nur No. 11 bis 16 um den Graben her erbaut. Auf dem späteren Grundstück No. 10, bis wohin sich der Garten hinter dem Hause des Obersten v. Schlabrendorf in der Unterwasserstrasse No. 7 erstreckte, wurde im Jahre 1679 die Poliermühle vom Mühlendamm verlegt und der Graben dementsprechend reguliert.

Zu dieser Häusergruppe, welche anfänglich die Bezeichnung „Beim Holzgarten" führte, gehört das geschichtlich denkwürdige Haus No. 7, an der Ecke des Durchganges über „Ranles Hof".

Der glänzende Sieg bei Kesselsdorf war errungen, und damit der zweite schlesische Feldzug beendet. Die Berliner vernahmen die Kunde

davon am 17. Dezember (1744) durch den Marquis v. Descouville, welcher abends zwischen 8 und 9 Uhr, gefolgt von vierzig Postillonen mit brennenden Fackeln, seinen Einzug durch das Brandenburger Thor hielt.

Am 28. Dezember kehrte Friedrich der Grosse in seine Hauptstadt zurück. Vom frühen Morgen an läuteten die Kirchenglocken und nachmittags hielt der König in einem offenen Phaeton seinen Einzug. Ganz Berlin war in Aufregung, und unter den Rufen: „Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Grosse!" fuhr der Held dem Schlosse zu. Junge Mädchen streuten ihm Blumen, von den Dächern der Häuser und aus den Fenstern flogen ihm Lorbeerkränze zu. Die glänzende Erleuchtung der Stadt und der Freudentaumel über die glückliche Rückkehr dauerten die ganze Nacht hindurch.

Auch der sonst so stille „Triangel" blieb von dem allgemeinen Glanze der Illumination nicht ausgeschlossen. Dort, im Erdgeschosse des damals dem Fabrikanten Espagné gehörigen Hauses Adlerstrasse No. 7 (am Durchgange „Ranles Hof"), lag im Hinterstübchen ein schwer Erkrankter, schon umfangen von den Schatten des Todes. Auf seinen Wunsch waren von der Schwester die nach der Strasse zu gelegenen Fenster ebenfalls erleuchtet worden, als letztes Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit gegen seinen teueren König . . .

Es war Duhan de Chandun, der einstige Erzieher des jugendlichen Kronprinzen, bis der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn ausgebrochen und letzterem der Prozess gemacht worden war. Damals ging auch Duhan seiner Stellung und des Gehalts als Legationsrat verlustig, doch unterstützte ihn der Kronprinz, soweit dessen eigene Verhältnisse es gestatteten, und erfreute ihn auch sonst durch mancherlei Aufmerksamkeiten.

So schrieb er ihm unter anderem, wie er sich unaufhörlich des schönen Zeugnisses erinnere, das Alexander der Grosse seinem Lehrer durch die Erklärung gab, wie er in gewissem Sinne gegen diesen mehr Verbindlichkeiten als gegen den eigenen Vater hätte. Nach der Thronbesteigung ernannte Friedrich ihn zum Geheimen Rat, und am 60. Geburtstage zum Direktor der Liegnitzer Ritterschaft. „Lieben Sie mich," so schrieb er ihm gleichzeitig, „und seien Sie fröhlich; dies sind Ihre Verpflichtungen. Leben Sie zufrieden in Berlin, lieber Duhan, und erfreuen sich in Ihrem Alter der Ihrem Verdienste gebührenden Annehmlichkeiten, die das Schicksal Ihnen in der Jugend versagte."

An jenem Einzugstage, so erzählt Bielefeld, hatte Friedrich den Zustand seines ehemaligen Lehrers in Erfahrung gebracht. Es trieb ihn, den hochgeachteten Greis noch einmal zu sehen, ihm die letzten Augenblicke zu versüssen. Begleitet von dem Prinzen von Preussen und dem Prinzen Heinrich trat er vor das Bett seines alten Freundes.

„Mein lieber Duhan, mein Schmerz ist sehr gross, Sie in dieser Lage zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen! Sie würden sehen, wie viel meine Dankbarkeit mit Freuden Ihnen opfern würde."

„Es ist der grösste Trost," erwiderte der Angeredete mit schwacher Stimme, „der mir zu Teil werden konnte, Ew. Majestät noch einmal sehen zu können; ich hoffe nun leichter zu sterben, denn mit mir ist es aus." Er machte eine Bewegung, wie um die Hand seines Königs zu küssen.

Friedrich entzog sie ihm, warf ihm einen Kuss zu und schied mit dem Ausrufe: „Nein, das lässt sich nicht länger ertragen!"

Duhan entschlief des folgenden Tages.

Einhundertfünfundzwanzig Jahre waren seit jenem Siegeseinzuge Friedrichs des Grossen vergangen, als in dem Nebenhause No. 6 der Adlerstrasse aus der Litfafsschen Hofbuchdruckerei die vervielfältigten Depeschen vom Kriegsschauplatze hervorgingen, deren 189., am 2. März 1871 von Kaiser Wilhelm dem Grossen aus Versailles „an die Kaiserin-Königin" gerichtete lautet:

„Soeben habe Ich den Friedensabschluss ratifizirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der National-Versammlung angenommen worden ist.

Soweit ist also das grosse Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde; dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen — Ihm sei die Ehre!

Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank.

Wilhelm."

Wünschen und hoffen wir, dass auch sein Enkel das „grosse Werk" im fernen Lande siegreich vollende!

F. Nach dem Schluss der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung im Rathauskeller statt.

Kleinere Mitteilungen.

Die Teufelseiche und der Teufelssee bei der „Steinernen" Brücke (Schlagbrücke). Passiert man von Sumt (bei Birkenwerder a. Nordbahn) kommend, die über die Briese führende „Steinerne" Brücke und verfolgt den Weg etwa 5 Minuten weiter, so erblickt man in einer Niederung dicht am Wege eine riesige Eiche, die im Volksmunde die Teufelseiche heisst. Eine starke Narbe in der Rinde erinnert uns, dass einst ein Blitz die Eiche traf; glücklicherweise hat's aber dem „Teufelsbaum" wenig geschadet.

Das in der Nähe im Jagen 74 liegende Bruch war früher — vor 125 Jahren — ein fischreicher See. In alter Zeit soll der Teufel den See mit einem Kahn befahren haben, der für gewöhnlich mit einer langen eisernen Kette an der am Südufer des Bruches stehenden alten Eiche befestigt war. So erzählte eine alte Frau aus Wensickendorf, deren Schwiegervater noch auf dem Teufelssee gefischt haben soll. (Mitgeteilt durch den Königl. Förster Herrn Engel-Wensickendorf.) O. Monke.

Berliner Volkswitz. Das Haus Berlin N. Müllerstr. 150 ist auffallend niedrig. Die Leute sagen: wenn der Besitzer einmal zu spät nach Hause kommt und den Hausschlüssel vergessen hat, so greift er von der Strasse aus durch den Schornstein und nimmt sich den Schlüssel von der Wand.

Die niedrige Lage des einstöckigen Hauses ist bei der Ausschüttung und Neuregullerung der Müllerstrasse entstanden. Der Besitzer erhielt damals eine Entschädigung und man glaubte, er werde nun den alten „Kasten" abreissen. Es ist aber nichts geschehen, als dass letzterem die Zugänglichkeit von der Strasse aus gesichert worden ist. M.

Aus **Gustav Partheys**, des berühmten Berliner Verlegers, Jugendzeit.

a) In Gustav Partheys Jugenderinnerungen Bd. I. Berlin 1871 heisst es S. 230: „Der Grossvater Elchmann hatte von seiner Schulzeit her eine Anzahl latelnischer Brocken im Gedächtnis behalten. — Wenn die erste Flasche leer war, so sagte er: Eichmann'n, Du könntest uns wohl noch eine langen! und wenn diese erschien, so folgte der Vers:

Qui bibit ex negis, ex frischibus incipit ille!

Paul hatte einen alten französischen Schmöker aufgetrieben: Amusements philologiques; darin fand er für den Trinkvers folgende Variante, die ihm richtiger schien:

Qui bibit ex negas — (wer die Neigen austrinkt)

und wagte dies auch an des Grossvaters Tische vorzubringen. Aber damit kam er nicht durch. „Sein Sie still, junger Freund!" herrschte ihn der Grossvater an, „ich habe in der Schule negis gelernt und damit Basta."

Anmerkung. Es ist dies eine Anspielung auf das berühmte Lippehnesche Trinkrecht (Jus bibendi Lippehnicum), von welchem folgendes gefabelt wird: Im hochweisen Rat des neumärkischen Städtchens Lippehne war es, wie in vielen anderen Städten Sitte, dass man während der Beratungen ein grosses Glas mit Weissbier herumgab, aus dem zuerst der Bürgermeister trank, dann die Ratsherren secundum ordinem nach dem Alter bis zum jüngsten Wohlweisen. Diesen verdross es nun, dass er, wie bei oberjährigem Bier erklärlich, immer das letzte Bier, die dicke trübe Neige (plattdeutsch Neege) bekam. Er beschwerte sich beim Kurfürsten, der in guter Laune ihm mit dem küchenlateinischen Hexameter antwortete:

Qui bibit ex negas, ex frischibus incipit ille!
(Wer die Neegen ausgetrunken hat, der soll mit dem frischen Bier
aus dem nächsten Glase anfangen!)

Die andere Lesart: „Qui bibit ex negis, ex frischibus incipit ille" (Wer von den Neegen getrunken hat, der soll mit dem frischen Bier aus dem nächsten Glase anfangen!) kommt auch vor, die erste Lesart scheint mir noch drolliger, noch mehr küchenlateinisch, deshalb ziehe ich sie vor, gebe aber jedem geneigten Leser anheim, sich wie er wolle, selbst zu entscheiden. E. Friedel.

b) „1806 sprengten französische Reiter in Berlin über den Schlossplatz nach der langen Brücke zu. Der letzte Reiter war etwas zurückgeblieben spornte sein Pferd und dies schlug mit solcher Gewalt aus, dass das lockere Eisen eines Hinterfusses bis gegen das Tuchhändler Hoffmannsche Haus flog und dort hängen blieb. An der Dachrinne mit Draht befestigt, diente es viele Jahre als Wahrzeichen." S. 71.

Anmerkung. Parthey irrt sich hier, es handelt sich um einen Kosaken, der im Frühjahr 1813 sich in Berlin hineinwagte und von den Franzosen verfolgt wurde. Das Haus am Schlossplatz No. 12 wurde mit den Nachbarhäusern, um dem grossen neuen Marstallgebäude Platz zu machen, abgebrochen; das Hufeisen ist ins Märkische Museum gelangt und wird dort unter B. VI Nr. 11552 verwahrt. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Nationaltracht der Flämigerinnen in Niedergörsdorf, Kreis Jüterbog.

Pfarre u. Schule.

Altes Pfarrhaus.

Altes Haus
(Hufnerei)

Denkstein b. Wölmsdorf.

Kirche.

Alte Häuslerin.

11. (7. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. November 1900, nachmittags 3 Uhr

in der Musikwerke-Fabrik der Firma Cocchi, Bacigalupo & Graffigna,
Schönhauser Allee 78, neben dem Ringbahnhof.

Die zahlreiche Versammlung wurde in den Fabrikräumen von dem Chef der Musikwerke-Fabrik Herrn Bacigalupo senior freundlichst empfangen nnd sofort in die volle Thätigkeit desselben eingeführt.

Herr Bacigalnpo senior, ein einfacher Landmannssohn mit zahlreichen Geschwistern aus der Umgegend von Genua, ist ein self mademan in der rühmlichsten Bedentung des Wortes. Er erzählte in drolliger Weise, wie er als armer und verlassener Knabe nach Hamburg gekommen sei und man ihm, nm sein Brod zn verdienen, eine defekte Harmonika und ein Meerschweinchen gegeben. Letzteres habe er stolz mit den Worten „non voglio porci“ (ich mag keine Schweine) abgelehnt nnd dafür später einen Affen genommen, wie er es in der Dressur dieser Menschen-Karrikaturen sehr weit gebracht nnd seine Kollegen vielfach mit hochgebildeten Vierhändern auf ihren Knnstfahrten ausgestattet haben soll. Als der einzige des Schreibens und Lesens Kundige unter seinen Berufsgenossen, gewann er bald deren Vertrauen und Kundschaft beim Reparieren von Drehorgeln. Durch Fleiss und Anstelligkeit glückte es ihm, vorwärts zn kommen und befasste er sich schliesslich selbständig, mit immer grösserem Erfolge mit der Herstellnng mechanischer Musikwerke aller Art.

Gegenwärtig ist Herr Bacigalnpo sen. seit vierzig Jahren bereits in Berlin ansässig und hat sieh zn einem so ausgedehnten Geschäftsbetrieb aufgeschwungen, dass die meisten der in Norddentschland vorhandenenen Kunstmusikwerke von der einfachen Drehorgel bis zu dem kunstvollen Symphoninm nnd Orchestrion ans seiner Fabrik hervorgegangen sind. Seine ganze zahlreiche Familie ist bei ihm mitthätig, alles arbeitet Hand in Hand einträchtig mit einander und das Ganze lässt nns einen erfreulichen Einblick thun, wie Ansdauer, Fleiss, Begabung und angeborener Geschäftsverstand auch heut zu Tage noch,

gewissermassen dem Grosskapital zum Trotz, auch völlig Unbemittelten eine angenehme und reichliche Existenz verschaffen können; jeder unbemittelte deutsche Kunstarbeiter und Kleinhandwerker kann sich diese achtungswerte, intelligente Familie aus dem Lande unserer südlichsten Dreibundsgenossen nur in jeder Beziehung zum Muster nehmen.

Die in der Werkstätte von Bacigalupo hergestellten Musikwerke lassen sich im allgemeinen als Orchestrions bezeichnen, d. h. als Instrumente, welche die Wiedergabe von Orchestermusik auf rein mechanische, maschinelle Weise bezwecken. Die grössten dieser Werke, welche sowohl in der äusseren Form, als auch in der inneren Ausrüstung der Orgel ähnlich sind, führen den Namen Orchester-Orgeln. Besichtigt wurde das für ein Etablissement in Ruhrort soeben fertiggestellte orgelähnliche Orchestrion, dessen Gehäuse 4 m breit und $3^3/_4$ m hoch ist. Der Preis des Riesenwerkes kommt dem einer grösseren Kirchenorgel gleich (12 000 Mk.). Ein ähnliches Werk wird z. Z. von derselben Firma in Chemnitz aufgestellt. Die Ausstattung der Vorderfront des Gehäuses mit beweglichen Gliederpuppen, die das Spiel mit Arm-, Bein- und Kopfbewegungen und Gesichtsverzerrungen taktmässig begleiten, sowie mit senkrechten, gewundenen Säulen, bei deren axialer Drehung durch optische Täuschung den Eindruck einer in Längsrichtung fortschreitenden Bewegung hervorgerufen werden soll, entspricht in ihrer ästhetischen Wirkung wohl ziemlich genau der Höhe des musikalischen Geschmackes derjenigen Kreise, auf welche die musikalischen Leistungen des Werkes Eindruck machen sollen.

Bekanntlich suchte man besonders im 18. Jahrhundert auch in der äusseren Ausstattung der Kirchenorgeln dem Geschmack des Publikums in ähnlicher Weise „entgegen" zukommen, indem man allerlei Zimbelsterne, Posaunenengel, sich drehende Sonnen, Tauben mit sich bewegenden Flügeln etc. anbrachte.

Wie bei Kirchen- und Konzertorgeln hat man auch beim Orchestrion drei Hauptteile zu unterscheiden, das Pfeifenwerk, das Windwerk (Gebläse) und die Gruppe der Vorrichtungen, welche das Öffnen und Schliessen der Pfeifenventile während des Spieles bewirken (Regierwerk).

Das Pfeifen- und Windwerk entspricht vollkommen dem der Kirchenorgel. Auch hier kommen sowohl Lippenpfeifen, offene und gedeckte, als auch Zungenpfeifen (Rohrflöten, Schnarrpfeifen) zur Anwendung. Bei den Labial- oder Lippenpfeifen tritt der Luftstrom durch den unteren Teil der Pfeife, den Kopf, ein, geht durch einen schmalen Spalt zwischen dem Unterlabium und dem Kern, einer den Kopf oben abschliessenden dünnen meist wagerechten Platte, spaltet sich an der scharfen Schneide des Oberlabiums und gerät dabei in Schwingungen, durch welche im oberen Teil der Pfeife, dem „Körper", Luftverdichtungen und Verdünnungen erzeugt werden, die sich durch das Medium der

Luft bis zum Gehörorgan fortpflanzen und dort als Ton empfunden werden. Da in den oben verschlossenen (gedeckten oder „gedackten") Pfeifen die Luftwellen von dem Deckel zurückgeworfen werden, also denselben Weg noch einmal zurückzulegen haben, entspricht der Ton einer gedeckten Pfeife hinsichtlich seiner Höhe dem einer doppelt langen offenen Pfeife, d. h. er liegt genau eine Oktave tiefer.

Es versteht sich von selbst, dass beim Orchestrion, namentlich aber auch bei der kleineren Drehorgel, unserm vielgeliebten und vielgehassten Leierkasten, dem Spatzen unter den Singvögeln, viele gedeckte Pfeifen zur Verwendung kommen, weil hier nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht. Aus demselben Grunde behilft man hier sich auch mit „gekappten" Pfeifen, d. h. man giebt dem Pfeifenkörper die Gestalt eines Winkels. Einige Pfeifen, selbst Halbpfeifen, werden in dieser Weise sogar 2—3 mal gewinkelt. Eine hervorragende Rolle spielen beim Orchestrion die sogenannten Geigenstimmen, d. s. Pfeifen, bei denen der aus dem Spalt tretende Luftstrom durch eine schräg zur Pfeifenaxe gestellte dünne Messingplatte beeinflusst wird.

Bei den Zungenpfeifen tritt der Luftstrom durch eine kurze, an einer Seite offene Röhre ein, deren offene Seite von einem nur oben befestigten, sehr elastischen Metallbändchen, der Zunge, bedeckt ist, die beim Anblasen in Vibration gerät und so die Schallwellen der Luft erzeugt.

Sämmtliche Pfeifen stehen auf der sogenannten Windlade, einem viereckigen Kasten, welchem durch den Blasebalg fortgesetzt komprimierte Luft zugeführt wird. Natürlich müssen alle Pfeifen durch Ventile verschlossen sein, weil sie sonst sämmtlich gleichzeitig ansprechen würden, sobald der Blasebalg in Thätigkeit tritt. Während nun bei der Orgel das einzelne Pfeifenventil durch ein mehr oder minder kompliziertes Hebelwerk infolge des Druckes auf die Taste der Klaviatur geöffnet wird, erfolgt dieser Akt beim Orchestrion durch den Eintritt der atmosphärischen Luft in einen kleinen Kanal, in welchem vorher mit Hülfe einer winzigen Saugpumpe ein luftverdünnter Raum erzeugt worden war. Der durch die Evakuierung bewirkte einseitige Luftdruck schliesst nämlich solange das Ventil der Pfeife, bis durch den Eintritt der äusseren Luft in den Kanal dieser einseitige Luftdruck aufgehoben wird, sodass nunmehr der Zug einer schwachen Messingspirale zur Geltung kommen und das Ventil der Pfeife öffnen kann. Selbstverständlich muss jede Pfeife ihren besonderen Luftkanal, einen eigenen Evakuierungsbalg und ein besonderes Ventil haben. Sämtliche Kanäle sind nun an dem einen Ende dergestalt zu einer Reihe angeordnet, dass eine senkrechte Wand mit kleinen gleich hoch liegenden Öffnungen an der oberen Kante bilden. Über diese Kante läuft ein Papierstreifen mit kleinen Löchern, sodass die Öffnungen der Kanäle abwechselnd verschlossen oder freigelegt werden. Tritt ein Loch

des Papierbandes über eine Kanalöffnung, so strömt sofort die äussere Luft in den Kanal, hebt die Saugwirkung des kleinen Balges auf, das Spielventil öffnet sich, nnd die Pfeife ertönt. Zwar wird auch bei neueren grösseren Orgeln Druck- oder Saugluft zur Erleichterung des Spiels angewandt (pneumatische Orgeln), doch ist die Art der Öffnnng und des Verschlusses der Luftkanälchen durch das gelochte Papierband eine spezifische Eigenart der mechanischen Musikwerke des Herrn Bacigalupo. Der Ruhm dieser als Patent gesetzlich geschützten Erfindung gebührt dem Sohne des Herrn B.

Die Papierrollen, die bisher in einer Länge von fast 70 m hergestellt worden sind, gestatten die Aufführung beliebig langer Musikstücke. So wurde bei der heutigen Besichtigung die vollständige Ouverture zum Tannhäuser mit Hülfe eines Bandes von 45 m Länge in 13 Minnten nnd ferner die Freischütz-Ouverture in 8 Minuten zu Gehör gebracht. Interessant ist die Herstellungsart dieser Bänder. Zunächst werden die Noten eines Musikstückes in Gestalt kleiner Eindrücke mit Hülfe einer Maschine auf einen Pappstreifen übertragen. Dieser wird sodann auf eine Rolle gewickelt, die durch eine gemeinsame Axe mit einem Rade von 1,5 m Durchmesser verbunden ist, über welches der Papierstreifen läuft.

Beim langsamen Drehen des Apparates greift ein kleiner Zapfen in die Vertiefungen des Pappstreifens, während gleichzeitig ein Stift die betreffende Stelle auf dem Papierband des grossen Rades markiert, die znnächst durch einen Bleistiftstrich hervorgehoben und dann später mit Hilfe eines besonderen Apparates coupirt wird.

Ausser den Orchesterorgeln werden in der Fabrik auch Orchester-Pianos mit Seiten und Pfeifen hergestellt, wobei der Anschlag der Hämmer und das Öffnen der Pfeifenventile ebenfalls durch Pnenmatik erfolgt.

Doch auch Orchestrions älteren Systems mit Walzen, deren eingeschlagene Stifte die die Spielventile öffnenden Hebelvorrichtungen in Thätigkeit setzen, sowie Drehorgeln (Leierkästen) in jeder Grösse liefert die Fabrik. In einem besonderen Raume werden die Gehänse der Orgeln und die Holztheile der Pfeifen angefertigt. Die Fabrik beschäftigt z. Zeit etwa 70 Arbeiter, darunter 8—10 Italiener.

Es ist hier nicht der Ort, über den künstlerischen Wert der Leistungen mechanischer Musikwerke ein Urteil zu fällen; der springende Punkt für unser Interesse liegt sicherlich wo anders, nämlich in der bewunderungswürdigen Technik, dnrch welche jene mechanischen Leistnngen erzielt werden. Jede künstlerische Bethätignng auch anf musikalischem Gebiet wird mit Hilfe einer Reihe mechanischer Leistungen zustande gebracht; die Hervorbringung eines Geigentones erfordert einen Fingerdrnck von gewisser Stärke an einem Punkt der Saite, der mit

höchster Präcision getroffen werden will, nnd einen Bogenstrich in bestimmter Richtung, Stärke nud Geschwindigkeit, also eine Anzahl mechanischer Arbeitsleistnngen, nnd je höher die künstlerische Wirkung ist, desto genauer wird auch die Differenzierung dieser mechanischen Werte sein müssen. Dessenungeachtet wird die Division des Wertes einer künstlerischen Leistung durch denjenigen der dabei erforderlichen mechanischen Thätigkeiten niemals vollkommen aufgehen; es bleibt ein idealer Rest, den sich die Muse nicht abzwingen lässt durch „Hebel und durch Schrauben".

Die Einzelheiten der Mechanik und der Ansführung der einzelnen Theile wnrden dnrch die Mitglieder der Familie Bacigalupo, welche als ausserordentlich musikalisch veranlagt erscheint, den Erschienenen vorgeführt.

Der Vorsitzende Geheimrat Friedel machte noch darauf aufmerksam, dass die mechanische Musik selbstredend keine Kunstmusik sein könne und wolle und dass sie sich zn solcher etwa verhalte, wie ein Öldruckhild zu einem wirklichen Ölgemälde. Wie aber der Erwerb einer guten mechanischen Reproduktion eines Ölbildes, wo die Mittel zum Kanf guter Ölbilder fehlen, doch nicht getadelt werden könne, so wirke gute mechanische Musik sicher veredelnder als die Musik trunksüchtiger Bierfiedler, die dem Volk, namentlich auf dem Laude, elende grossstädtische Gassenhaner vorspielen, welche weder zur Veredlung des Geschmacks noch zur Förderung der Sittlichkeit dienen. Wenn, wie es der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums hei ihren zahlreichen Wanderschaften auf dem Lande während der letzten Jahre wiederholt passiert sei, in kleinen Dorfwirtshäusern Musikwerke vorgefunden wurden, welche Choräle, gute Volkslieder, klassische Opernmusik u. dgl. spielten, so könne sich der Menschenfreund darüher nur frenen nnd auch in diesem Sinne den Bestrebungen der Familie Bacigalupo auch fernerhin nur den besten Erfolg wünschen. Nachdem der Vorsitzende noch einige scherzhafte Daukes- und Abschiedsworte in italienischer Sprache hinzngefügt, bedankte Herr Bacigalupo sen. sich hierfür sowie für den Besuch der „Brandenburgia" auf das Wärmste in deutscher und italienischer Rede.

Die Erschienenen verteilten sich demnächst in die zwei benachbarten italienischen Wirtschaften das Ristorante Colonia Italiana und Café Genova nnd tauschten ihre Eindrücke bei einer Tasse Kaffee nnd einem Glas italienischen Weines aus.

12. (8. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 17. November 1900, mittags 12 Uhr.

Auf mehrfach geäusserten Wunsch fand heut eine Besichtigung der Städtischen Leichen-Sammelstelle und des Städtischen Verbrennungsofens in der Diestelmeyerstrasse gegenüber der 4. Realschule und nördlich angrenzend an den Parochialkirchhof statt.

Der Vorsitzende des Städtischen Kuratoriums für das Bestattungswesen Stadtrath Ernst Friedel begrüsste die Erschienenen und trug über die Leichen-Sammelstelle und den Verbrennungsofen folgende technische Einzelheiten vor:

Die Leichen-Sammelstelle dient als Hauptsammelpunkt für alle Leichen, die als Freileichen für Rechnung der Stadtgemeinde beerdigt werden müssen. Diese Leichen werden im Laufe des Tages durch einen Unternehmer mittels Leichenwagens aus den Sterbehäusern und den Kranken-Anstalten abgeholt, an die Sammelstelle abgeliefert und von hier aus während der Nachtzeit durch besonders eingerichtete Wagen auf der zu Lichtenberg gehörigen neuen Gudrun-Strasse nach dem Gemeinde-Friedhofe bei Friedrichsfelde übergeführt.

Durch den von der Stadtsynode bestellten Geistlichen haben in der hiesigen zweckmässig eingerichteten Leichenhalle auf Wunsch der Hinterbliebenen Einsegnungen von Leichen stattgefunden und ist den Hinterbliebenen geistlicher Zuspruch gewährt worden. Ein grosser Teil dieser Hinterbliebenen bevorzugt nämlich zum Teil aus Bequemlichkeit und Zeitersparnis für diesen Zweck die in der Stadt belegene Leichen-Sammelstelle, erbittet hier den geistlichen Zuspruch und vermeidet dadurch den Weg nach dem Friedhofe bei Friedrichsfelde. Derartige geistliche Einsegnungen sind vom Jahre 1. April 1898 bis 31. März 1899 im ganzen 87 erfolgt.

Eine Revision der Sammelstelle wird von Zeit zu Zeit bewirkt.

Der Verbrennungsofen, welcher von dem Herrn Oberpräsidenten von Achenbach gestattet worden ist, ist im April 1898 in Betrieb genommen, er dient zur Verbrennung von Körperteilen, mögen diese von lebenden Menschen aus Amputationen herrühren oder zu Leichen gehören, bei denen jede Leichenindividualität verloren gegangen ist.

Der Ofen ist durch den auf diesem Gebiete besonders erfahrenen Erbauer der Crematorien in Hamburg und Basel etc., Ingenieur Richard Schneider in Dresden, nach der besten modernen Technik errichtet worden und funktioniert ohne Belästigung durch Rauch oder Gase.

Wie Sie sich bereits überzeugt haben, ist die Rauchverbrennung vollkommen gelungen. Selbstredend erfolgen die Einäscherungen völlig geruchlos. Die ersten Verbrennungen haben in Gegenwart von Mitgliedern der Medizinal-Abteilung des Königlichen Kultus- etc. Ministeriums, des Kaiserlichen Gesundheits-Amts, des Königlichen Polizei-Präsidiums und der Städtischen Gemeindebehörden stattgefunden und ist hierbei die gute Feuerwirkung des Ofens, die vollständige Verbrennung der Leichenteile und die sachgemässe Anlage des Ganzen ungeteilt lobend anerkannt worden. Die Verbrennung der Leichenteile geschieht in mit Zink wasserdicht ausgelegten Holzbehältern, welche ein Anslaufen von Flüssigkeit vor der Verbrennung ausschliessen.

Im Verbrennungsraum ist eine Zeichnung des Ofens ausgehängt, welche die Konstruktion desselben ersichtlich macht.

Aus der Baugeschichte über die Herstellung des Ofens ist folgendes zu bemerken:

Durch Beschluss der Stadtverordneten wurde am 4. März 1897 das Projekt zur Herstellung eines Verbrennungsofens für Leichenteile etc., sowie das für die Anlage des Verbrennungsofens selbst vorgelegte Projekt genehmigt, und es erklärte sich die Versammlung mit der Entnahme der Gesamtkosten mit 27 600 M. aus Spezial-Etat 35 einverstanden.

Durch Verfügung vom 10. April 1897 erteilte die städtische Bau-Deputation, Abteilung I, den Auftrag zur Ausführung des Baues.

Nahdem die baupolizeiliche Erlaubnis durch Bauschein, J.-Nr. 499, vom 10. Juli 1897 erteilt war, wurde am 3. September mit dem Bau begonnen, dessen Fertigstellung am 30. März 1898 erfolgte.

Die Übergabe des Baues an das Kuratorium geschah am 26. April 1898.

Der 11,50 m lange und 6,90 m breite Anbau an das Kapellengebäude ist in dem Styl des letzteren aufgeführt.

In dem mit eisernen Wellblech überdeckten Anbau befindet sich der nach dem System des erwähnten Herrn Richard Schneider von diesem selbst erbaute Ofen, während in einem Teile des alten Gebäudes sich der hydraulische Aufzug für die zu verbrennenden mit Leichenteilen gefüllten Kisten, sowie eine Drehscheibe, nebst Geleisanlagen für den zur Einführung der Kisten in den Ofen dienenden Wagen befinden.

Wie das alte Gebäude zerfällt der Nenbau in ein Erdgeschoss und Obergeschoss, die Geschosse sind durch eine eiserne Treppe verbunden.

Die Ofenanlage besteht aus 3 Hanptteilen:

1. ans dem Koksregenerator mit dem Aschenfall,
2. ans dem eigentlichen Ofen mit dem Verbrennungsraum,
3. ans dem seitlich vom Ofen im Gebäude liegenden und darüber hinausragenden Schornstein.

Die Gesamtkosten betrugen:

1. des Baues	11 724,01	M.
2. des Verbrennungsofens	15 269,30	„
Summa	26 993,31	M.

Der Bau ist mit 27 100 M. bei der städtischen Fener-Sozietät versichert.

Die Verwaltung der Sammelstelle und des Verbrenuungsofens wird durch den Inspektor des daneben belegenen Parochial-Friedhofes Herrn Lamche als Nebenamt geführt.

Verausgabt sind im vorgedachten Berichtsjahre für beide Teile	3184,10	M.
dagegen vereinnahmt	2003,75	„
sodass ein Zuschuss von	1180,35	M.

erforderlich gewesen ist.

Die Körperreste, welche in Kisten verpackt waren, wiegen 120 bis 200 Pfund nnd sind in der Zahl von 231 im Verwaltungsjahr 1. April 1898/99 nnd im Verwaltungsjahr 1. April 1899/1900 in der Zahl von 336 durch Feuer vernichtet worden. Es wurden zu jedem Brande immer 2 Kisten eingeführt.

Inzwischen ist wiederum eine Steigerung der bezüglichen Einäscherungen eingetreten, weil allmählich die öffentlichen Institute von der bequemen Erlaubnis sich der Leichen- und Amputationsteile zn entledigen immer mehr Gebrauch machen.

Genehmigt ist für Berlin durch den bereits angezogenen Erlass des Oberpräsidinms die Verbrennung von sogenannten Nichtindividualleichen, d. h. von solchen Körperresten, die nicht mehr als ein eigentlicher Mensch, als ein Individuum, angesprochen werden können, z. B. ein Leichnam, dem der Kopf fehlt, ein Rumpf ohne Extremitäten und dergleichen. Um Verwechslungen mit Individualleichen vorzubengen, werden die erwähnten Kästen benutzt, die ihrer Form nach den Leichnam eines erwachsenen normalen Menschen nicht enthalten können.

Die Verbrennung eines solchen mit Leichenteilen gefüllten Kastens ist schwieriger als wie die eines eingesargten Leichnams, weil der Inhalt mehr Körpergewicht, vor allem erheblich mehr wässerige Teile als ein gewöhnlicher einzelner Leichnam enthält, und dauert etwa 1½ Stunden. Wiederholen sich die Verbrennungen, so wird selbstverständlich Zeit erspart und höchstens 1 Stunde erfordert.

Die Kosten der Verbrennung eines Kastens mit Inhalt beziffern sich auf etwa 1 M. für Brennstoffverbrauch, bei Wiederholungen auf etwa 75 Pf. Die Bedienung stellt sich etwa an Löhnen auf 50 Pf.

Über die ethische nnd religiöse Seite der Leichen-Verbrennung, zu welcher letzteren wir uns nunmehr wenden, spreche ich

nicht, da dies Thema ausserhalb der Aufgaben der „Brandenburgia“ liegt. Ohnehin darf man annehmen, dass jeder Gebildete sich hierüber ein Urteil gebildet haben wird.

Hinsichts der gesundheitlichen Seite wird auch von den Gegnern der Feuerbestattung zugegeben, dass die Vernichtung des Leichnams durch Hitze eine in sanitärer Beziehung absolut zuverlässige ist. Erst kürzlich hat man sich wieder zur Leichenverbrennung und zwar zu einer zwangsweisen entschlossen als es die in Glasgow an der Pest gestorbenen Menschen auf die unschädlichste Weise zu beseitigen galt. Dem Vernehmen nach ist es schliesslich zur Einäscherung nicht gekommen. Augenblicks, wo ein aus Süd-Amerika in Bremen eingeschleppter Fall von Bubonenpest in Bremen Besorgnis vor der Weiterverbreitung des „Schwarzen Todes“ in Deutschland erregt, ist die Frage der Feuerbestattung wieder, man kann hier sagen, recht eigentlich „brennend„ geworden.

Die Einrichtungen der Sammelstelle und des Verbrennungsofens wurden hierauf von dem Vorsitzenden unter Beihülfe des Herrn Lamcke gezeigt und erklärt. Für diejenigen, welche sich aus technischen und wissenschaftlichen Gründen für den Verbrennungsakt interessiersten, wurden zwei Kisten mit Inhalt im Gewicht von zusammen vier Centner eingeäschert. Diese Verbrennung dauerte etwa 50 Minuten.

Zur Vergleichung lagen Leichenbrandreste vor, wie sie der städtische Verbrennungsofen liefert, die Brandreste einer in Gotha feuerbestatteten Leiche, ebenso Leichenbrandreste von einem brandenburgischen germanischen Brandgräberfeld aus der Zeit etwa 500 bis 600 vor Christus. Die Übereinstimmung der beiderlei Vebrennungserzeugnisse war eine überraschende.*) Wird der Verbrennungsprozess zu sehr verlängert, so tritt eine Versinterung und Verschlackung der Knochenreste ein. Diese Überverbrennung ist durchaus überflüssig und sollte schon aus Sparsamkeitsrücksichten vermieden werden.

Inzwischen erklärte der Bureau-Vorsteher des hiesigen Feuerbestattungs-Vereins, Herr Pauli, an einem kleineren, vortrefflich gearbeiteten und entsprechend funktionierenden Modell in sachkundiger und anschaulicher Weise die Manipulationen, welche bei dem jetzigen Verfahren einer Leichenverbrennung in Ohlsdorf bei Hamburg und an anderen Orten Deutschlands stattfinden.

*) Vgl. dazu „Brandenburgia“ I. S. 92, IV. 128.

13. (5. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. November 1900, abends 7½ Uhr, im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regiernngsrat E. Friedel.

Von dem Vorsitzenden Herrn Geheimen Regierungsrat E. Friedel rühren die nachfolgenden Mitteilungen unter A 1—10 her.

A. 1. Der Tod hat uns zwei werte Mitglieder entrissen, welche im Mitglieder-Verzeichnis ein Sternchen führen d. h. zn denjenigen Mitgliedern gehören, welche bis zur ersten öffentlichen und Hanpt-Versammlung nnserer „Brandenburgia“ am 6. April 1892 dieser beigetreten waren: Herrn Geheimen Rechnnngsrat Petsch und den städtischen Oberlehrer Herrn Professor Dr. Reinhold Pallmann. Letzterer hat sich hauptsächlich durch folgende Arbeiten, die znm Teil nnser Forschnngsgebiet berühren, bekannt gemacht. Als er noch Universitäts-Bibliothekar in Greifswalde war: Die Geschichte der Völkerwanderung. Nachdem er nach Berlin übergesiedelt, woselbst er als Oberlehrer an der Lnisenstädtschen Ober Realschnle bis zn seiner kürzlich erfolgten Pensionierung wirkte: Die Pfahlbanten uud ihre Bewohner. 1866 (mit phönizischen Handelskolonien in Verbindung gebracht. — Die Cimbern nnd Tentonen. 1870; Der dentsche Exporthandel der Nenzeit nnd die amerikanische Konknrrenz. 1881; Petrolenm in der Mark Brandenbnrg. 1882; Die Bewohnbarkeit der Tropen für Enropäer. 1887 (2. Aufl. 1888). — Geboren am 14. Juni 1835 entschlief Pollmann gestern früh 1¼ Uhr in seiner Wohnnng Reichenbergerstrasse 4 nach langen schweren Leiden. Die Beerdigung findet am 30. d. M. Nachm. 4 Uhr, von der Leichenhalle des alten Lnisenstädtischen Kirchhofes, Bergmann-Strasse, statt. Unsern verewigten wackern gelehrten Freund betrauern die Gattin, zwei Söhne, eine Tochter.

2. Vom Märkischen Provinzial-Mnseum ist seit dem 15. d. M. der Teil der kulturhistorischen Abteilung (Abteilnng B des allgemeinen Einteilungs-Plans) geöffnet, welcher die nichtvorgeschichtlichen Sammlungen umfasst. Die vorgeschichtlichen Sammlnngen werden voraussichtlich erst gegen Ostern 1901, die naturgeschichtlichen Sammlungen (Abteilungen A des Einteilungsplans) erst noch später dem Publikum zugänglich gemacht werden. Die provisorischen Räumlichkeiten in dem

der Städtischen Sparkasse gehörigen Gebäude Zimmer Strasse 90/91 sind zwar teilweise freundlicher und höher als die in dem leider abgebrochenen Köllnischen Rathause, immerhin sind die Ausstellungszimmer so beschränkt, dass etwa nur ein Drittel der Gegenstände gezeigt werden kann.

Ich verteile den eben erschienenen gedruckten Verwaltungsbericht über das Museum für die Zeit vom 1. April 1899 bis 31. März 1900 und entnehme demselben folgende Einzelheiten:

I. Vermehrung der Sammlungen.

Während des Verwaltungsjahres sind die auf die Zusammenstellung auf die einzelnen Kataloge verteilten 1498 Nummern in Zugang gekommen und die Gesamtzahl aller Museumsgegenstände hat sich dadurch von 84 029 auf 85 527 vermehrt.

Nummer des Katalogs	Bezeichnung des Katalogs	Bestand am 1. April 1899	Zugang im Etatsjahr 1899/1900	Bestand am 31. März 1900
	A. Naturgeschichtliche Abteilung.			
I.	Mineralogie, Paläontologie etc. . .	6 611	64	6 675
II.	Botanik	2 454	11	2 465
III.	Zoologie	1 946	44	1 990
	B. Kulturgeschichtliche Abteilung.			
II.	Vorgeschichtliche Zeit . . Inland	22 238	245	22 483
III.	do. . . Ausland	1 138	2	1 140
IV.	Mittelalter . . . . . Inland	3 252	54	3 305
V.	do. . . . . Ausland	12	—	12
VI.	Neuzeit . . . . . Inland	13 505	169	13 674
VII.	do. . . . . Ausland	257	7	264
VIII.	Varia	1 211	9	1 220
IX¹.	Münzen	3 821	30	3 851
IX².	Medaillen	3 429	3	3 432
IX³.	Siegel, Wappen	154	8	162
X.	Architektonisches	746	7	753
XI.	Bilder	9 436	412	9 848
XII.	Urkunden	1 026	28	1 054
XIII.	Bibliothek	6 378	383	6 761
XIV.	Karten, Pläne	237	17	254
XV.	Autographe	179	5	184
	Noch nicht katalogisierte Objekte .	6 000	—	6 000
	Summe	84 029	1 498	85 527

II. Wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit.

a) Da die Umzugsarbeiten fast das ganze Jahr hindurch alle in Betracht kommenden Kräfte in Anspruch nahmen, so konnte an wissenschaftlichen Arbeiten nnr wenig geleistet werden.

Dennoch sind aus dem Museum an Veröffentlichungen hervorgegangen:

Aus dem Gebiet der Naturkunde:

„Über den diluvialen Höhlenlöwen in der Mark Brandenburg“ (Monatsblatt der „Brandenburgia“). „Das Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg“ (ebenda).

Aus dem Gebiet der Vorgeschichte:

„Das Bronzeschwert von Französisch-Buchholz“ (Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft).

Aus dem Gebiet der Kulturgeschichte:

„Rückblick auf die Geschichte des Köllnischen Rathauses“ (Monatsblatt der Brandenburgia). „Hauswirtschaftliche Geräte des frühen Mittelalters der Provinz Brandenburg“ (ebenda). „Urkunden zur Geschichte der Berliner Anatomie“ (ebenda). „Heinrich v. Kleist und Berlin“ (ebenda).

b) Die Sorge für die Erhaltung der unbeweglichen Denkmäler der Provinz Brandenburg liegt in der Hand des von der Provinz gebildeten Ausschusses, an dessen Spitze der jedesmalige Oberpräsident von Brandenburg steht, während die technischen Angelegenheiten von dem Geheimen und Landes-Baurat Bluth bearbeitet werden.

Die Sorge für die Erhaltung der unbeweglichen Denkmäler des Stadtkreises Berlin liegt in ganz analoger Weise vorzugsweise der Direktion des Märkischen Museums ob, welche darin nicht allein durch die städtischen Organe (die beiden Bauräte und die Stadt-Bauinspektionen), sondern auch durch die Kaiserlichen und Königlichen Behörden (insbesondere das Königliche Polizei-Präsidium und die Königliche Ministerial-Baukommission), gelegentlich auch durch die Pflegschafts-Mitglieder des Museums, sowie durch Mitglieder des „Vereins für die Geschichte Berlins“, nicht minder der „Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“, auf das Wirksamste Unterstützung findet. Es wird dadurch das gänzliche oder doch teilweise Zerstören älterer baugeschichtlich interessanter Gebände und das Verschleppen abgebrochener einzelner Architekturstücke verhindert; gleichzeitig wird, soweit dies angänglich, Rat in Bezug auf Restaurierungsarbeiten und stilgerechte Ausstattung bei Neubauten erteilt. Vielfach sind dergleichen Architekturstücke, soweit sie nicht bei Um- oder Neubauten wieder Verwendung finden, vom Märkischen Museum gesammelt worden. Die bezügliche sehr reichhaltige Sammlung, welche häufig von

Architekten und Kunstbeflissenen zu Rate gezogen wird, ist in dem dazu gehörigen Katalog B X inventarisiert. Die Behörden liefern im übrigen die bei Hausabbrüchen und Tiefbauarbeiten auf ihren Geländen gewonnenen anderweitigen Fundstücke fast ausnahmslos an das Märkische Museum ab, einzelne Objekte sind an die vorgeschichtliche Abteilung des Königlichen Völkermuseums gelangt, einige auf Schlossterrain gemachten Funde an das Königliche Hohenzollern-Museum.

Endlich werden denkwürdige Gebäude, einzelne wie Häusergruppen, sowie die damit in Verbindung stehenden Prospekte (Stadtteilbilder) vor den ihnen drohenden Veränderungen photographisch aufgenommen. Vergleiche das Nähere unter Abteilung V dieses Berichts.

III. Ausflüge in die Provinz.

Auch in diesem Jahre wurden wieder zahlreiche Ausflüge in das äussere Weichbild von Berlin und in die Provinz unternommen, um durch persönliche Thätigkeit an Ort und Stelle die Bereicherung der Museums-Sammlungen zu fördern und durch wissenschaftliche Aufnahmen das für uns notwendige landeskundliche Material zu vermehren. Zugleich wurden diese Ausflüge zur Einwirkung auf die Bewohner benutzt, um deren Interesse für die Altertumskunde anzuregen und Zuwendungen an das Museum zu veranlassen.

Die Ausflüge, die vom Direktions-Vorsitzenden unter Zuziehung einzelner Pflegschaftsmitglieder und Freunde des Museums veranstaltet wurden, waren gerichtet nach:

Brunne, Kr. Osthavelland; Henickendorf am Stienitzsee; Werder a. H., Genshagen, Kr. Teltow; Fürstenwalde a. Spree; Preuden, Kr. Niederbarnim; Wusterhausen a. D. und Kyritz; Oderberg i. d. Mark, Neuendorf und Parsteiner See; Joachimsthal; Werbellin und Hubertusstock; Berkenbrück und Dehn-See, Kr. Lebus; Waudlitz und Briesethal; Schmargendorf; Angermünde, Bölkendorf, Parsteiner See, Neu-Künkendorf; Rixdorf; Pfaueninsel; Wittenberge; Sternebeck, Blumenthal und Strausberg; Friesacker sowie Kleesseuer Zotzen und Vietznitz, Kr. Westhavelland; Belzig, Preissnitz, Mörz und Kuhlewitz; Jüterbog und Niedergörsdorf; Löckuitzthahl, Fangschleuse, Gottesbrück und Berglnch; Rudow, Philippsthal, Rehbrück und Saarmund.

IV. Wappenscheiben.

Das Museum hat sich schon seit 14 Jahren angelegen sein lassen, eine Sammlung aller in Berlin und in der Provinz Brandenburg geführter Wappenzeichen, auf Glas farbig gemalt und eingebrannt, herzustellen, um sie, zu Fenstern zusammengestellt, dem Publikum bequem

vor Augen zu führen. Da die Kosten der Selbstbeschaffung doch sehr gross geworden wären, so wurde den wappenführenden Körperschaften bezw. Personen die Stiftung der Wappenscheiben anheimgestellt und der gleichmässigen und billigen Herstellung wegen mit einem Glasmaler die Herstellung für den Preis von 10 M. für die Scheibe vereinbart. In Betracht kamen die Städte, die Adelsfamilien, die Innungen, die studentischen Vereinigungen und einige wissenschaftliche bezw. Kunst-Vereine.

Die Sammlung ist schon jetzt über Erwarten gross geworden; sie wird, abgesehen von ihrem eigentlichen Wert, zugleich eine kunstvolle Ausstattung der Fenster in dem neu zu errichtenden Musenmsgebäude ermöglichen.

In diesem Jahre sind hinzugekommen:

2 Städte: Potsdam, Schöneberg,

2 Adelsfamilien: Freiherr von Bock, von Messerschmidt.

Im ganzen enthält diese Sammlung gegenwärtig die Wappen von

140 Städten (mehrere mit 2 Wappen),

224 adeligen Familien,

48 studentischen Vereinigungen,

55 Berliner Gewerken,

4 wissenschaftlichen Vereinen.

V. Ansichten älterer Bauwerke und Strassenzüge Berlins.

Die Museums-Verwaltung hat zugleich die Aufgabe, die bemerkenswerten Häuser und Strassenbilder Berlins photographisch zn fixieren, um sie der Nachwelt zu erhalten. Da nach dieser Richtnng schon seit 20 Jahren gearbeitet wurde, so würde kaum noch Material zur Aufnahme vorhanden sein, wenn nicht der häufig stattfindende Abbruch von Häusern nnd ganzen Strassenzügen immer neue Veranlassung böte. Anch kommen bereits die älteren Landhäusergruppen in den äussereu Stadtteilen in Betracht.

Zur Aufnahme gelangten im Berichtsjahr Häuser der Spandauer-, Rosen-, Ross- nnd Leipzigerstrasse, des Leipzigerplatzes, Hegelplatzes und einige Häusser in den Aussenvierteln. Insbesondere wurde das Köllnische Rathaus noch kurz vor dem Abbruch von allen Seiten und im Innern aufgenommen. Die Innenaufnahmen schliessen zugleich die hauptsächlichsten Museumsränme ein, so dass die frühere Aufstellung der Sammlungen für die Dauer ersichtlich bleiben wird.

Verbraucht wurden an Etatsmitteln, einschliesslich des Ankanfs einiger älterer gestochener Ansichten 525 M.

VI. Öffentliche Gedenktafeln für berühmte oder verdiente Männer an deren Wohnstätten.

Im Berichtsjahr sind wiederum 2 neue Gedenktafeln anf städtische Kosten errichtet worden:

a) für Theodor Fontane am Hause Potsdamerstrasse 134c,
b) für Willibald Alexis (W. Hering) am Hause Zimmerstrasse 95.

Vorbereitet sind auf Rechnung des Etatsjahres 1900 die Gedenktafeln für

den Grosskanzler, Graf v. Carmer,
den Gerichtsschreiber nnd Begründer der städtischen Volksbibliotheken Friedrich v. Ranmer.

Eine Uebersicht sämtlicher in Berlin befindlicher Gedenktafeln ist in einer „Anlage“ von unserm Mitglied Herrn Museums-Kustos Rndolf Bnchholz zusammengestellt, welche ich mir ebenfalls zu verteilen erlaube.

Eine Ergänznng zn der daselbst nnter No. 28 erwähnten, anscheinend verschwnndenen Gedenktafel Alexander von Hnmboldt's am Hause Oranienburgerstrasse No. 67 füge ich an dieser Stelle hinzn. Das nrsprüngliche Haus, an welchem die Tafel befestigt war, wurde im Jahre 1895 abgebrochen, und als der Neubau fertiggestellt war nnd die Gedenktafel wieder eingemauert werden sollte, stellte es sich heraus, dass sie fehlte. Vor kurzem wurde nun die massive und und recht nmfangreiche Tafel wieder aufgefunden. Unter dem Gerümpel eines Hanses der Johannisstrasse wurde sie zufällig von einem Arbeiter entdeckt; sie war mit dem alten Hause zugleich „auf Abbruch“ verkauft worden, nnd niemand hatte sich nm sie bekümmert. Die Marmortafel trägt die Inschrift: „In diesem Hanse wohnte Alexander v. Humboldt vom Jahre 1842 bis zu seinem Hinscheiden am 6. Mai 1859“; demnächst soll die Tafel wiedernm an der Front des Hanses Oranienbnrgerstrasse 67, in dem sich jetzt die Klinik Humboldt-Haus befindet, angebracht werden.

Dem Verein für die Geschichte Berlins nnd dem hiesigen Verein für Volksknnde habe ich bereits mitgeteilt, dass ich im Frühjahr 1901 bereit sei, die Mitglieder an einem noch zu verabredenden Tage in der Nenaufstellnng des provisorischen Museums zn führen, ich spreche diese Bereitwilligkeit hiermit auch gegenüber den Mitgliedern der Brandenburgia aus.

3. Das 125jährige Jubiläum der Firma Jacob Ravené Söhne u. Comp. ist hierselbst gestern gefeiert worden und überraschte den derzeitigen Chef des Hauses Kommerzienrat Louis Ravené mit vielfachen Ovationen. Eine aus mehreren hundert Personen bestehende Festversammlnng vereinigte sich in der Gemäldegalerie des Hauses Wallstrasse 5/8 und brachte in feierlicher Weise ihre Glückwünsche zn dem Jubilänmstage dar. Den Reigen der Gratulanten eröffnete der älteste Prokurist der Ravenéschen Firmen Ottomar Schulze, der im

Anschluss an eine Ansprache eine kunstvoll ausgestattete Adresse überreichte, ihm folgten die Vertreter der Beamten und Arbeiter des Ravenéschen Hauses sowie die Abgesandten der Filialen. Pastor Reifenrath gratulierte im Namen der Gemeinde Marqnard, in derem Bezirk das Rittergut des Herrn Ravené belegen ist. Der Pastor dankte seinem Patron gleichzeitig für den von diesem gestifteten Nenban der dortigen Kirche und überreichte als Erinnerungsgabe die in dem Grundstein des nunmehr abgerissenen Kirchleins gefundenen uralten Münzen. Für die Berliner Eisengrosshändler ergriff Herr G. J. Dellschan das Wort, während Geheimer Kommerzienrat Goldberger als Vertreter des Vereins Berliner Kaufleute nnd Industrieller sowie des Centralausschusses kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine den Chef des Ravenéschen Hauses als das Musterbild eines dentschen Kaufmannes feierte. Geheimer Kommerzienrat Herz gratulierte im Namen der Aeltesten der Kaufmannschaft, Kommerzienrat Jacob brachte die Glückwünsche des Vereins vom roten Kreuz, Kommerzienrat Moll verlas eine Adresse der Berufsgenossenschaften. Auf alle Ansprachen nnd Adressen dankte Herr Ravené, der an der Seite seiner Gattin die Gratulationen entgegennahm, stets mit herzlichen Worten. Er warf einen kurzen Rückblick anf den Werdegang seines Hanses, das sich in 125 Jahren ans kleinen Anfängen unter Leitung seiner Vorfahren und unter der seinigen zu der jetzigen Blüte entwickelt hat. Er gab die Versicherung ab, den Traditionen des Hauses tren bleiben zu wollen, die in emsiger ehrlicher Arbeit das Ziel des echten Kaufmanns sehen und es gleichzeitig für die Pflicht desselben erachten, mit allen Kräften auch dem öffentlichen Wohle zu dienen. Herr Ravené hat aus Anlass des Jubiläums der Pensionskasse seiner Angestellten 150 000 Mark zugewiesen sowie an alle seine Beamten nnd Arbeiter ein Monatsgehalt im Gesamtbetrage von 60 000 Mark anszahlen lassen.

Wir nehmen von diesen Vorgängen gern Akt, weil das Hans Ravené unleugbare langjährige Verdienste nm den Handel und die Industrie in Berlin nnd nnserer Provinz erworben hat. Wir gedenken dabei gern der freundlichen Aufnahme, welche die Brandenbnrgia in dem neuen schönen Geschäftsbau Wallstrasse 5—8 nnd in der dortigen altberühmten Gemälde-Galerie am 15. Mai 1897 (Brandenbnrgia VI S. 57—75) gefunden hat. Die Geschichte der Familie habe ich auf S. 57—69 Herr Professor Dr. Galland die Bedeutung der Bildersammlung auf S. 69—75 geschildert.

3a. Die Firma Rudolf Hertzog hat in der Agenda 1901 in gewohnter Weise einen hervorragenden Beitrag zur Heimatknnde geliefert: Die Spree von der Quelle bis znr Mündung S. 5 bis 54. Es wird darauf in der Sitznng am 19. Dezember ausführlicher eingegangen

werden. Die beigegebene Abbildung ist sehr anschaulich, auch bestens ausgeführt.

4. Die Berlinische Bildwirkerkunst, deren Wiederbelebung wir unserem Mitgliede Herrn Hof-Kunstweber W. Ziesch (in Firma W. Ziesch & Co., Berlin SO, Bethanien-Ufer 8) verdanken, ist wiederholt Gegenstand der Erörterung in der Brandenburgia gewesen.* Wir freuen uns, dass unser Mitglied bei der kürzlich geschlossenen Pariser Weltausstellung grosse Erfolge und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Dem wohlorientierten, rühmlich bekannten Familienblatt „Die Saison" entnehmen wir bei dem Interesse, welches die edle Bildwirkerkunst auch für unsere Heimat hat, aus der No. 59 (München, den 31. August 1900) zur Belehrung und Orientierung die folgenden geschichtlichen und technischen Angaben.

Dem ausgezeichneten Malerkünstler der „Gobelins", Prof. Ehrmann, dankt man es, dass die im XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts völlig dekadente, nur mehr auf das sklavische Kopieren von Bildern jeden Genres beschränkte Bildwirkerkunst wieder in ihre ursprünglichen grossen und monumentalen Bahnen zurückgelenkt wurde. Es gehört durchaus gerade kein geschultes, wohl aber ein sehendes Auge dazu, um bei den Bildwirkereien aus der Blütezeit dieser Kunst die Prinzipien und technischen Mittel ihrer Erzeugung wahrzunehmen und die Einfachheit zu bewundern, mit welcher die Alten durch Konturen und 4—5 Schatten eines Tones in unvergleichlicher Weise zu wirken wussten; es ist eben alles in diesen Tapisserien organisch, grosszügig und monumental.

Die gemeiuhin „Gobelins" genanuten Werke der Bildwirkerkunst sind Wirkarbeiten und schon die Bezeichnung „Wandteppich", „Bildteppich", „Figuren"- oder „Hängeteppich" weist uns unzweifelhaft auf

* Besuch der Brandenburgia am 9. Sept. 1899 (Brandenburgia VIII, 264 flg.) und Erwähnung ebendaselbst IX, S. 257 (Sitzung vom 12. Sept. 1900). Litteratur: Die Gobelin-Manufaktur von Wilhelm Ziesch & Co., Separatabdruck aus dem Werke „Berlins Gross-Industrie" von Paul Hirschfeld, Berlin 1899. — Von der Firma: Anleitung zur sachgemässen Behandlung alter echter Gobelins (Kunt-Handwebereien) Berlin 1899. — Der künstlerische Berather der Firma, Herr Historienmaler Konrad Astfalck, ebenfalls unser Mitglied, hat kürzlich eine heut ausliegende, treffliche, belehrende Studie veröffentlicht: Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen bayerischen National-Museum zu München (Berlin, Verlag von Karl Koch-Kranss, 1900), auf die wir zur Orientirung in der Geschichte auch unserer märkischen Gobelin-Manufaktur verweisen. Dass in Brandenburg-Preussen im 17. und 18. Jahrhundert Gobelins fabrizirt sind, scheint ganz vergessen zu sein. Erst kürzlich war in einer in Bayern erschienenen kunstgewerblichen Schrift zu lesen, dass in Deutschland nur zu Würzburg Gobelins angefertigt worden sein. Ein Besuch im Hohenzollern-Museum belehrt jedermann vom Gegentheil. Bezüglich der Astfalckschen Broschüre wird speciell auf das Albrechtsche Referat B No. 1 dieser Niederschrift verwiesen.

die Bestimmnng nnd Verwendung solcher Teppiche im Rahmen einer grossen Architektur hin.

Die Bezeichnnng „Gobelins“ trifft bekanntlich eigentlich nur anf diejenigen haute-lisse oder basse-lisse Tapisserien zu, welche nach 1662 aus den „Gobelins“, d. h. aus jener in Paris an der Bièvre gelegenen, alten Scharlach- und Schönfärberei der Gebrüder Gobelin hervorgingen, welche nach Verstaatlichnng der Pariser Bildteppichmanufakturen durch Colbert mit diesen vereinigt wurde.

Ueberall auf der ganzen Welt, wo Freunde nnd Kenner der alten Bildwirkerknnst zu finden sind, wurde es als eine Wiedergeburt derselben freudig begrüsst, als die „Gobelins“ unter Guiffreys Leitnng zum Prinzip der Alten zurückkehrten nnd haute-lisse-Tapisserien in grossen Formen nnd lauten, leuchtenden Farben mit wenig Tönen weben liessen.

Eine Vergleichung der Rück- nnd Vorderseite eines alten Bildteppichs belehrt uns sofort, dass neugewebte Tapisserien frisch nnd beleuchtend in der Farbe sein müssen, sollen auch noch zweite und dritte Generationen sich ihrer Schönheit erfreuen.

Diese Ueberzeugung drängte sich auch unwiderstehlich der Leitung der Gobelin-Manufaktur von Wilh. Ziesch & Co. in Berlin SO. auf, welche seit ihrem Bestehen über 4400 Quadratmeter alter Gobelins (einige von ihnen waren in ausgezeichneten Photogrammen vor nnd nach der Reparatur anfgenommnen, in den Invalides ausgestellt) in ihren Ateliers zur Reparatur und Reinigung hatte und dabei Gelegenheit fand, bei jedem einzelnen Stück die eingehendsten Studien über das Verbleichen des Pigments der gefärbten Wollen- und Seidenfasern zu machen und eine anf Erfahrung beruhende Schwindungs- (Verbrennnngs-) Theorie für die verschiedenen Pigmente aufzustellen. Diese streng wissenschaftlich durchgeführten Untersnchungen lieferten den nntrüglichen Beweis, dass das Pigment selbst noch bei so echt gefärbten Wollen- nnd Seidenfasern im Lanfe der Jahrzehnte nnd Jahrhunderte von 10—65 pCt. schwindet, je nach der Licht- nnd Lnftbeständigkeit der verwendeten Farbstoffe.

Mit Ansnahme des hie und da noch vorkommenden Gold- und Silberfadens besteht das Material der Gobelins aus gefärbten Wollen- oder Seidengarnen oder -Zwirnen nnd verwendet die Berliner Gobelin-Manufaktnr zum Färben ihrer Garne bezw. Zwirne lediglich vegetabilische Farbstoffe und den Farblack der Cochenille in Küpe oder Flotte nach vorhergegangenem Beizverfahren. Diese altbewährte nnd hente noch in Frankreich und bei den Färbern im Orient in ursprünglichster Form gebräuchliche Methode gewährleistet die seit vielen hnndert Jahren erprobte beste Sicherheit gegen das Verblassen künstlich gefärbter Fasern, jedoch anch nur relativ, da Licht nnd Luft unansgesetzt an der Zerstörung des Pigments auch der echtest gefärbten Fasern arbeiten. Diese Zerstörung oder Verbrennnng, deren Produkt das „Verbleichen“ ist, schreitet in

ihrem ersten Stadium schneller, in ihrem zweiten langsamer, d. h. in Jahrzehnten fast unmerklich vor. Das Eintreten des zweiten Stadiums bezeichnet man als das „Sterilwerden" der Farben. Man versuchte zwar schon in alter Zeit das Sterilwerden künstlich zu beschleunigen, allein ohne rechten Erfolg und so begannen denn in neuerer Zeit dankeswerter Weise die „Gobelins" in Paris wieder damit, zu ihren Geweben speciell verfertigte Kartons als Vorwürfe zu nehmen, die mit dem späteren Verbleichenmüssen bereits rechneten und setzten so an die Stelle unzulänglicher künstlicher Verbleichungsversuche ihrer Garne ein practisches Gobelin-Karton-System.

Es wird hiernach der Karton eines Gobelins mit so leuchtenden und kontrastreichen Farben gemalt und nach ihm das Gewebe mit so energisch und feurig gefärbten Wollen und Seiden schattiert, dass es nach den so stark bleichenden Einflüssen der ersten fünf bis zehn Jahre, also erst dann, in der richtigen Weichheit und dem eigentlich beabsichtigten Kolorit erscheint und in dieser Schönheit, da ein späteres Verbleichen kaum mehr wahrzunehmen ist, Jahrzehnte lang sich erhält und auch einem Jahrhundert wohl noch trotzen dürfte. Nach dem Gesagten ergiebt sich, dass sich die fahlen verblassenen und unkörperlichen Farbeneffekte der modernen Kunstrichtung für diesen Zweck nicht eignen, dass vielmehr die kräftige Farbengebung und deshalb auch Modellierung der Renaissance und des Barocks sowie die Farbenkontraste des Helldunkels allein in Betracht kommen können.

Bei Beschickung der Pariser Weltausstellung nun hat sich die Berliner Gobelin-Manufaktur, um dem heutigen Verständnis für die Gobelin-Bildwirkerei entgegenzukommen, darauf beschränkt, neben einigen Kopien nach alten französischen Gobelins neue Tapisserien im Stile und im Sinne alter, schon etwas verblasster Gobelins auszustellen und zwar zwei Kopien von Tapisserien nach François Boucher, deren Originale sich im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers befinden. Diese Originale stammen aus den letzten zwei Dritteln des XVIII. Jahrhunderts und sind ohne Zweifel aus einer der beiden französischen Staatsmanufakturen, entweder den „Gobelins" in Paris oder jener zu Beauvais hervorgegangen. Der Gegenstand der Darstellung ist der Göttergeschichte entlehnt und lässt darauf schliessen, dass die beiden Originale zu einer jener zahlreichen tentures (unter einer „tenture" verstand und versteht man eine Serie von Gobelins oder Tapisserien, die gleichen Genres zur Ausstattung eines Raumes dienten, also Möbelbezüge, Wandteppiche, Fensterzwischenbehänge etc.) „les amours des dieux" gehören. Sichere Anhaltspunkte mangeln jedoch gerade während jener Periode der beiden Staatsmanufakturen, da erstens Boucher sehr häufig dasselbe Motiv unter gleicher Bezeichnung aber ganz abweichender Darstellung gemalt hat; und zweitens, weil die Gobelins im letzten Drittel des XVIII. Jahr-

hunderts die einzelnen Stücke in ihrem Inventarverzeichnis nicht mehr einzeln bezeichnet haben, sondern sich damit begnügten, solche vielleicht aus 10 bis 15 verschiedenen grossen „Panneaux decoratifs" bestehenden Serien nur als „tenture d'après Monsieur Boucher" zu vermerken. Ausgeführt sind die Originale, wie von fachkundiger Seite angenommen wird, in einem der drei Ateliers, denen z. Zt. Cozette, Neilson oder Audran als Chefs vorstanden.

Um nun noch näher auf das Wesen der Bildwirkerkunst einzugehen, so besteht ihre vornehmste Aufgabe darin, monumental zu wirken; sie schildert uns alsdann historische Scenen, Allegorien oder Bibelgeschichtliches. In diesem Falle arbeitet sie auf grober Kette, in grossen Massen mit starken Wollfäden, wenig Seide, aber desto mehr Gold- und Silberfäden, wobei sie nur wenige, höchstens fünf, häufig nur wenige, höchstens 3—4 Schatten oder Töne von jeder Farbe zu Hilfe nimmt. Dem Kunstweber jener Tage lieferte eben der Schönfärber verhältnismässig nur wenige Farben; seine Farbstoffe (Wau, Waid, Indigo, Scharte, Krapp, Cochenille und Kermes und noch einige wenige) liessen es nicht anders zu. Nach Art der Monumentalmalerei umgiebt die Bildwirkerkunst jener Tage ihre Figuren und Formen mit starken Konturen. So begegnen uns die Werke aus der Blütezeit der Bildwirkerkunst, aus dem XV. oder XVI. Jahrhundert. Unter dem höfischen Einfluss einer späteren Zeit verliert sich der monumentale Charakter und grosse Stil, das Genrehafte tritt an die Stelle des Historischen, das Unbedeutende an die Stelle des Bedeutsamen. Zeitgenössische Scenen und Episoden verdrängen die grossen Ereignisse der Weltgeschichte, Fürstenporträts und glatte Schmeicheleien beginnen Spielraum zu gewinnen. Der Stil verliert an Kraft und Grösse, er wird genrehaft, seicht und hascht nach malerischen billigen Effekten. Die Bildwirkerkunst arbeitet nun auf feiner Kette in grösseren oder kleineren Massen mit feinen Woll- und viel Seidenfäden und mit vielen, 30—50 Schatten eines Tones ohne Konturen in der vollen Wirkung eines Ölbildes. In diese Zeit fällt die Gründung der „Gobelins" unter Louis XIV. Es folgt der Verfall unter Louis XV. und die Periode des Vegetierens von Louis XVI. bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts.

Traf auch unter Napoleon I., der sich für diesen Kunstzweig sehr interessierte, ein belebender Lichtstrahl diese stolze Industrie, so waren doch die bevorzugten Maler des Hofes, wie z. B. David, Gérard etc., nicht die Männer, welche sie mit Energie aus dem Banne des Genrehaften, Süsslichen und Kraftlosen befreien konnten.

Die schönen „gewebten Bilder" François Bouchers weisen nichts mehr auf von der gewaltigen, der Bildwirkerkunst ureigenen, von ihr untrennbaren Monumentalität; sie sind es aber gerade, welche beim kaufenden Publikum auch heute noch den meisten Vorzug finden. Das war auch der Grund, weshalb die Berliner Gobelin-Manufaktur bei Be-

schickung der Pariser Weltausstellung mehr anf den Geschmack des Publikums als auf ihre eigene Wünsche Rücksicht nahm, welche dahin zielten und zielen, Tapisserien im Sinne und Stile des XVI. Jahrhunderts zu verfertigen. Bei den beiden „Panneanx décoratifs" nach Kartons des langjährigen artistischen nnd technischen Leiters des Instituts, Historienmalers Konrad Astfalk, bestand nur die Absicht, zwei lustige nnd wirkungsvolle Saaldekorationen zu schaffen, wozu sich der Stil der genrehaften Tapisserien des XVIII. Jahrhunderts allerdings vorzüglich eignete.

Vielleicht kommt einmal eine Zeit nnd zn ihrer Herbeiführung hönnte die moderne Kunst-Litteratur viel beitragen, in der auch beim kanfenden Publikum ein beseres Verständnis für das Wesen und für die Anfgaben der Bildwirkerkunt erwacht und jene Betsrebnngen, die wir eingangs erwähnten, Anerkennung nnd Würdigung finden werden.

Haben wir bisher nnr immer den Geist der Bildwirkerknnst im Ange gehabt, ihre Anfgaben ästhetisch nnd geschichtlich beleuchtet nnd danach geforscht, weshalb sie monnmental sein muss, so kommen wir nun auf das Kunsttechnische der Ansführung von Gobelingeweben überhaupt nnd die von der Berliner Gobelin-Manufaktur ausgestellten Objekte insbesondere, und da wollen wir schon an dieser Stelle betonen, wie es nicht dem mindesten Zweifel nnterliegt, dass wir es hier mit Tapisserien von hervorragender Qualität nnd meisterlicher Technik zn thun haben.

In ihnen kommen lediglich die beiden so strenge geforderten Arten der Flächen- nnd Formengebung sowie der plastischen Modellierung der Gobelin-Webtechnik und zwar in kleinen Formen, die mosaikartige, in grösseren nnd grossen die Hachüren-Form, wie es die senkrechte Kette und der wagerechte Einschlag bedingen, znm Ansdruck.

Jede Form nnd jeder Gegenstand ist hier organisch, malerische Znfälligkeiten nnd nnorganische Farbenflecken wie sie znr Zeit des Verfalles, besonders bei François Boncher sich finden, aber technisch nnd ästhetisch bei Gobelins unstatthaft sind, sind hier nicht zn entdecken. Die mit den künstlerischen Rücksichten übereinstimmende wunderbare Technik, die Wirknng der durchsichtigen Flügel, welche lediglich dnrch Hachüren hervorgebracht wurde, die exquisite Behandlung von Fleisch und Lnft sind Vollkommenheiten, welche nicht nur einem feinen künstlerischen Empfinden entspringen, sondern auch eine grosse manuelle Fertigkeit, eine gründliche Schulung und eine Unsumme von Aufmerksamkeit erforderten.

Es darf nicht nnerwähnt bleiben, dass an diesen Tapisserien Mädchen — nnr solche beschäftigt das Institut überhanpt — gearbeitet haben, welche zum Teil erst 4 und 6 Jahre in der Manufaktur thätig sind, während bekannt ist, dass die Mannfakturen von Paris und Beauvais

bei ihren gewiss hochbegabten männlichen Arbeitskräften allein auf eine siebenjährige Lehrzeit dringen und eine solche voraussetzen, ehe sie die jungen Künstler für reif erachten, so komplizierte Hachüren-Webung auszuführen, wie sie alle Fleischteile, besonders menschliche Köpfe und Hände verlangen.'

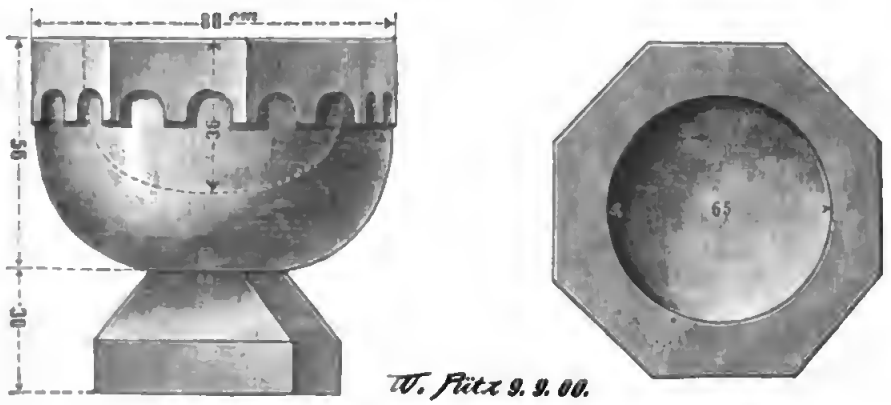
Die Berliner Gobelin-Manufactur von W. Ziesch & Co. in Berlin wurde gelegentlich der Kunstgewerbe-Ausstellung zu München 1888 mit dem Ehrendiplom für Wiedereinführung der Gobelin-Arbeit in vorzüglicher Ansführung, in Paris kürzlich mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Wir heben diese Auszeichnungen hervor, weil sie ein unbestrittenes Verdienst der Firma anerkennen.

5. Unser Mitglied Herr Otto Hasselkampf in Potsdam hat mir eine grosse Serie von Photographien, die er in unserer schönen Havel-Residenz und deren herrlichen Umgebungen letzthin aufgenommen hat, zur Verfügung gestellt, welche Serie Sie hier aufgestellt sehen. Desgleichen eine Photographie von dem Äusseren des Städtichen Verbrennungsofens an der Diestelmeyerstrasse, welchen die Brandenburgia am 17. v. M. unter meiner Führung besichtigte, nicht minder eine kleinere Photographie des Kapellenzimmers der mit dem Verbrennungofen verbundenen Städtischen Leichensammelstelle sowie des dem hiesigen Verein für Feuerbestattung gehörigen plastischen Modells einer Feuerbestattungs-Anlage.

Diese Amateur-Aufnahmen, wie Sie sich leicht überzeugen, gehören zu dem Gelungensten, was auf photographischem Gebiete geleistet worden ist. Wir schulden Herrn Hasselkampf für seine Frenndlichkeit besonderen Dank.

6. Romanischer Tanfstein aus der Dorfkirche zu Rottstock, Kreis Zauch-Belzig. Am 9. September d. J. machte unter

Alter romanischer Taufstein aus Sandstein in der Kirche zu Rottstock bei Brück (Kr. Zauch-Belzig.)



Ausser Gebrauch und im Treppenhaus (Turmaufgang), beide Theile von einander getrennt, aufbewahrt.

meiner Leitung die Pflegschaft des Märkischen-Museums u. A. einen Ausflug auch nach dem gedachten friedlichen Dörflein. Die mittelalterliche Kirche daselbst ist in gotischen Formen gehalten, umschliesst aber wahrscheinlich einen romanischen Kern.

In der Turmhalle befindet sich — gewissermassen zur Bestärkung dieser Annahme — ein uralter romanischer Taufstein ausser Gebrauch verwahrt und zwar in zwei Teilen, das eigentliche Taufbecken für sich und der vierkantige Fuss desgleichen für sich.

Die beifolgenden zwei Abbildungen, von der kunstfertigen Hand unsers Mitgliedes Wilhelm Pütz entworfen, veranschaulichen das interessante altchristliche Kultusgerät. Höhe des Beckenstückes 56 cm, des Fusses 30 cm, Gesamthöhe also 86 cm. Grösste Tiefe des Beckens 36 cm, oberster Durchmesser desselben 65 cm. Der Rand ist achteckig gekantet, grösster Durchmesser 88 cm. Ober- und Unterstück waren durch einen Dübel verbunden.

7. Über seltene mittelalterliche Gefässe aus Kupfer oder bronzeartigem Metall, flache Becken mit eingravierten, stets lateinischen Buchstaben und figürlichen Darstellungen, auf welche kürzlich unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben, sowie Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler in Breslau aufmerksam gemacht hat, habe ich in der Brandenburgia unter Vorlegung der bezüglichen Schriften am 9. Mai d. J. S. 99—101 gesprochen. Aus der Provinz Brandenburg ist nur das eine in der Gubener Gymnasial-Sammlung vorhandene Gefäss bis jetzt bekannt. Grempler kennt im ganzen einige 80 Exemplare.

Ich bin nun so glücklich gewesen, ein bis dahin den Forscherangen entgangenes neues derartiges Gefäss in dem trefflichen Städtischen Altertümer Museum zu Frankfurt am Main, welches der vorzüglichen Leitung der Herren O. Cornill und Dr. F. Quilling unterstellt ist, als ich von der Saalburg-Grundsteinlegung zurückkehrte, bei einem Besuch am 14. Oktober d. J. aufzufinden.

Das angeblich kupferne Becken hat etwa 10 cm Höhe und etwa 35 cm obern Durchmesser, es ist leider innen recht defekt, lässt aber noch erkennen, dass darin die Myrrha-Sage dargestellt wird. (S. 44 des Führers durch das Städtische Historische Museum zu Frankfurt am Main von Dr. F. Quilling). Nach der orientalisch-griechischen Myrrha-Sage war über Kinyras, den König von Cypern, von der Göttin der Liebe (Aphrodite), die er beleidigt hatte, die Strafe verhängt worden, dass er unbewusst mit seiner eigenen Tochter Umgang pflog. Als er die Blutschande später entdeckte, wollte er seine Tochter und sich tödten und verfolgte sie mit gezücktem Schwerte; sie wurde von Aphrodite in einen Myrrhenbaum verwandelt, aus dessen berstender Rinde nach zehn Monaten der schöne Adonis entsprang. Die Direktion

giebt als das Alter des Beckens ganz richtig das 11. bis 12. Jahr hnndert an.

Nach einer freundlichen Mitteilnng des Herrn Cornill ist die Myrrha-Schale dem Museum geschenkt, nachdem sie aus der Privatsammlung des Freiherrn von Minnigerode in der Versteigerung erworben. Weiter lässt sich nichts sagen. Die Herkunft des merkwürdigen Stückes bleibt dunkel. Da, meines Wissens, viele der Gegenstände ans Hannover stammen, so möchte die Vermntung nahe liegen, dass die Myrrha-Schale dem nordwestlichen Deutschland entstammt, welches ein dgl. Gefäss (in Stade) geliefert hat. Der Zufall, welcher mitunter hilft, mag wohl noch später auf die richtige Spur führen, zumal dergl. Becken doch wegen ihrer Seltenheit und Seltsamkeit in die Augen gefallen sein müssen.

8. Führer durch Potsdam und Umgebung mit Karten, Ansichten und Fahrplänen. Herausg. von der Vereinignng znr Hebung des Geschäfts- nnd Fremdenverkehrs. 4. Anfl. (1890) Potsdam, in Kommission: A. Stein's Verlags-Buchhandlnng. Die Illnstrationen rühren zum Teil von unserm Mitglied O. Hasselkampf, zum Teil von O. Link her. Dies Buch ist in jeder Beziehung praktisch und kann für den Fremden-Verkehr bestens empfohlen werden.

9. Ein Gedächtnistuch auf den Hubertsbnrger Frieden 1763 bezüglich, ist von dem wissenschaftlichen Beirat des Märkischen Museums, Herrn General-Lentnant von Prittwitz und Gaffron in Karlsruhe, eingeschickt worden nnd wird zur Besichtigung ausgelegt. Das Tuch ist zur angegebenen Zeit weiss nnd rot mit vielen Figuren, Namen und Zahlen gewirkt worden nnd recht interessant. Ich entsinne mich zwei dergleichen Tücher in Händen gehabt zu haben. Znletzt eins zn Bad Kissingen in der bekannten Sammlung des mit dem Fürsten Bismarck befrenndet gewesenen Ökonomierat Streit, welche in den vom Reichskanzler bei seinen wiederholten Badeaufenthalten in dem vormals bischöflich würzburgischen Absteigehause auf der obern Saline enthaltenen Räumen nntergebracht ist.

Auf dem sauber gewebten 1,2 m breiten nnd 0,92 m hohen Tnch erblickt man in der Mitte (von links nach rechts) die Porträts des Königs von Frankreich, des Königs von Polen, der Kaiserin Maria Theresia, Friedrichs des Grossen, der Kaiserin Katharina von Rnssland nnd des Königs Georg von England. In den Ovalen unter den Fignren befinden sich die Monogramme ihrer Namen. Über den Porträts schwebt zwischen der Aufschrift Ao. 1763 den 15. Feb. eine geflügelte weibliche Gestalt, eine Posaune blasend. Unten die Verse:

Zwey Kayser und drey Könige
sind nun des Krieges müde
Drum machen sie auf Gottes Winck
mit Preussen Friedrich steten Friede.

In den Ecken ist der preussische Adler mit dem Monogramm FR eingewirkt. Die Ränder zeigen teils eine Pyramide von Trophäen, teils je zwei Soldaten mit Trophäen.

10. Der Deutsche Goldschmiedetag nnd die 400jährige Geburtsfeier des Altmeisters nnd Goldschmiedes Benvenuto Cellini am 2. d. M. ist — wie in nnserer Sitzung vom 31. Oktober d. J. angekündigt — diesseitig im Künstlerhause, Bellevuestr. 3, beschickt worden und war die Brandenburgia im Vorstand durch mich und Herrn Franz Körner, im Ausschuss durch dessen stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Georg Galland, vertreten.

Das Gedeihen des Goldschmiede-Gewerbes geht allemal gleichsinnig dem Wohlstande der Stadt nnd des Landes. Sind gute Zeiten da, so findet sich anch Geld zur Anschaffung von Geschmeide nnd allerhand Gerät ans Edelmetall. Insofern kann in der That das Blühen und Gedeihen der Gold- nnd Silberschmiedearbeit und der Juwelierknnst, in seinem Steigen und Fallen als eine Art Wetterglas des Blühens und Gedeihens der Städte angesehen werden.

Das gilt anch von unserer Stadt Berlin.

Man macht sich gewöhnlich von der Wohlhabenheit der letztern in alter Zeit einen falschen Bericht und unterschätzt in dieser Beziehung in der Regel das alte Berlin sammt seiner Schwesterstadt Kölln an der Spree ganz bedeutend. Das hängt damit znsammen, dass der furchtbare dreissigjährige Krieg bis heutigen Tages unverrückbar in der Volksseele lebendig geblieben ist nnd dass man sich auf die besseren wirtschaftlichen Zustände in unserer Mark vor jenen tranrigen Zeiten nicht mehr zu besinnen vermag.

Es sei mir daher vergönnt, wenigstens mit ein paar Worten daranf hinzuweisen, dass Berlin in der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance eine wohlhabende Stadt war. Unser Mitglied Professor Dr. Friedrich Wagner hatte die Güte gehabt, mir für den 2. d. M. ein Verzeichniss des Juwelen-, Pretiosen-, Gold- und Silberschatzes der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I., einer dänischen Prinzessin, zur Verfügnng zu stellen, welchen sie im kurfürstlichen Residenzschloss verwahrte. Es ist das dieselbe hochgemute Fürstin, die später nm ihres evangelischen Bekenntnisses halber in freigewählte Verbannung ging, nnd rührt aus Aufzeichnungen im Staatsarchiv her, welche Herr Wagner demnächst mit Erläuterungen versehen herauszugeben beabsichtigt, während ich Abschrift des einfachen Verzeichnisses der hiesigen Goldschmiede-Innung zu ihrem Ehrentage namens des Magistrats als städtische Gabe überreichen durfte. Das sehr reichhaltige Verzeichnis rührt von 1526 her und begreift die mannigfachsten Schmuck-Gegenstände des Körpers nnd der Kleidung, daneben aber auch kostbare

Toilettengeräte. Ich kann natürlich nicht behaupten, dass diese Sachen sämtlich in Berlin gefertigt seien (unter Berlin ist hier die Schwesterstadt Kölln allemal inbegriffen), wenn auch der Kurfürst und die brandenburgischen Prinzen gewiss manche heimische Schmuckgabe der Kurfürstin verehrt haben werden, jedenfalls aber spricht dieser Kleinodien- und Silberschatz doch für die Mode der Zeit und deren Wohlstand.

Dieser fürstliche, aber auch der bürgerliche Wohlstand dauerten in der Renaissance- sowie in der Barock-Zeit, bis zu den Wirren des erwähnten beklagenswerten Religionskrieges fort, der allerdings infolge allgemeiner Verarmung die Thätigkeit des Goldschmiede- pp. Gewerks und überhaupt des Kunsthandwerks lahm legte. Um so erfreulicher ist es zu sehen, wie verhältnismässig schnell unter dem Grossen Kurfürsten das Kunstgewerbe aufblühte. Der Kurfürst selbst war diesbezüglich in einer guten Schule in den Niederlanden vorgebildet, die sich durch gediegene Pracht auszeichneten und vom Kriege weit weniger gelitten hatten. Dazu kam die Einwanderung der vertriebenen französischen Reformierten, welche Prachtliebe, kunstgewerbliche Fertigkeiten und teilweise auch Kapitalskraft ins Land brachten.

Die höchste künstlerische Blüte erreichte das Goldschmiede-Gewerbe während Kurfürst Friedrich's III., später König Friedrich's I. Regierung, unter dem Einflusse des genialen Andreas Schlüter. Dieser höchste Aufschwung des Spät-Barocks ist bislang nicht übertroffen worden.

Ganz beträchtlich sticht dagegen die Regierung des nüchternen und sparsamen Königs Friedrich Wilhelm's I. ab. Die Allongeuperrücke ist mit dem Zopf vertauscht und der Zopfstiel ist der Förderung des Kunstgewerbes nicht sonderlich dienlich. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass der sparsame Soldatenkönig an gewichtigem derben Silbergerät Freude hatte und solches im Inlande und sogar ausserhalb Landes in Augsburg fertigen liess. Aus seiner Zeit stammt ja gerade die bei A. Cosmar (Sagen und Miscellen aus Berlin's Vorzeit S. 1 ff.) und bei A. Kuhn (Märkische Sagen und Märchen S. 129 ff.) berichtete Erzählung von dem fleissigen, aber armen Goldschmied, bei dem der König ein goldenes Service bestellt, während gerade gegenüber die Frau und Tochter des reichen Konkurrenten aus Missgunst die abscheulichsten Gesichter schnitten, so dass der Monarch an dem Hause der Heiligengeiststrasse, worin der arme Meister wohnte, zur Beschämung des Gegenüber den vielbekannten weiblichen Neidkopf anbringen liess.*)

Die politischen und kriegerischen Wechselfälle unter Friedrich dem Grossen liessen auch hier ein stetiges Aufblühen des Kunst-

*) Die Neidkopfsage ist in der Brandenburgia mehrfach behandelt: Brandenburgia VII, 286 flg. u. 327 flg. VIII, 70.

gewerbes nicht zu, war doch zeitweilig die Geldnot eine so grosse, dass kostbares Gerät eingeschmolzen und minderwertiges Geld (die sogen. Ephraimiten) ausgegeben wurde*). Im Stil ringen Spätbarock (Louis Quinze-Stil), Rokoko, Zopfstil und der die Periode der Klassizität einfädelnde Louis Seize-Stil miteinander. Unter Friedrich Wilhelm II. überwuchert der letztgedachte Stil und herrscht eine kurze Blüte des Goldschmiedegewerks, um einem jähen Falle nach dem Zusammenbruch des preussischen Staats i. J. 1806 unter Friedrich Wilhelm III. Platz zu machen. Durch die Kriegskontributionen und Einquartierungen, durch die Kontinentalsperre, sowie das gänzliche Darniederliegen des äussern und innern Handels und Gewerbfleisses verarmten Berlin und Preussen, namentlich in den mittlern und östlichen Provinzen, schnell. Was an Gold- und Silbergerät noch gerettet war, wurde bei der Erhebung des Volkes i. J. 1813 auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. „Gold gab ich für Eisen" lautete der sinnige, erhebende Spruch, der auf den eisernen Ringen und Schmuckimitationen stand, welche gegen Trauringe und Schmuck aus Edelmetall eingetauscht wurden.

Dass unter so traurigen Verhältnissen der Juwelier, der Gold- und Silberschmied keinen grossen Verdienst haben konnte, dass der in Herrschaft tretende antikisierende Stil herb und einfach war, lag in den Zeitverhältnissen. Erst langsam hat sich das Kunstgewerbe wieder entwickelt in dem Maasse als Preussen den Gedanken, Deutschlands Vormacht und Deutschlands Einiger zu werden, mehr und mehr erfasste.

Wie Handel und Gewerbe seit der Aufrichtung des Deutschen Reichs immer lebhafter aufgeblüht sind, so hat sich auch das Kunstgewerbe — und darunter nicht zum Wenigsten dasjenige, welches uns im Augenblick beschäftigt — glänzend entwickelt.

Es war ein schöner Gedanke, den Deutschen Goldschmiedetag mit des grossen Florentiners Benvenuto Cellini vierhundertjährigem Geburtsfest zu verbinden. Ist er auch ein besonders vielseitiger Künstler, Musiker, Bildhauer, Erzgiesser, Medailleur und Edelmetallkünstler gewesen, so hat sich doch sein Ruhm vornehmlich auf dem letztgenannten Gebiete, als Juwelier, Gold- und Silberkünstler in der Erinnerung erhalten, wobei nur zu beklagen, dass gerade von den letztgedachten Werken sowenig aus seiner Meisterhand auf die Nachwelt gekommen ist, wie dies Herr Direktor Jessen vom Kunstgewerbe-Museum in seiner sinnigen Festrede des Näheren erörterte.

Kein geringerer als Goethe hat uns durch eine treffliche Übersetzung der Selbstlebensbeschreibung Cellinis mit dessen Werdegang vertraut gemacht. Ich schloss deshalb meine Ansprache, die ich als Ver-

*) Der Zopfstil macht sich, zum Teil zwischen anderen Stilarten hindurch, von 1710 bis 1780 geltend.

treter der Stadt Berlin am 2. zu halten hatte, absichtlich mit einem Citat aus dem Anhange zur Lebensbeschreibung Benvennto Cellinis, Cottasche Ausgabe von 1856, Bd. XXIX S. 171. Goethe sagt daselbst folgendes:

„Zu damaliger Zeit genoss der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedentenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehren mit Grossen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbknnst in eine höhere Sphäre."

Ich fügte diesem Citat ein paar Worte hinzu, die ich um so lieber heut wiederhole, als der stellvertretende Vorsitzende der hiesigen Goldschmiede-Innung, Herr Paul Telge, unserm Vorstand angehört: „Meine verehrten Herren, möge das, was der Altmeister Goethe von Ihren Berufsgenossen im Cinquecento gesagt hat, auch von der Gegenwart, möge es von Ihren Berufsgenossen für alle Zeiten gelten: Das ist unser aufrichtiger Wunsch an Ihrem heutigen Ehrentage."

Und ich schliesse mit Rücksicht auf unser erwähntes verehrtes Mitglied hier in der Brandenburgia den Wunsch an, möge es dem Kunstgewerbe niemals an derartigen Meistern fehlen, die sich wie Herr Paul Telge zur Belebung und Förderung ihres Kunststrebens in den Geist des Altertums vertiefen, sowohl in die Werke, welche uns von den klassischen Völkern den Altertums, wie von unsern nordischen Altvorderen überkommen sind; steht doch gerade der Genannte in der glücklichen Nachbildung und Ergänzung derartiger Werke unerreicht in der Gegenwart da, wie u. A. die prächtigen Nachbildungen vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Herkunft gezeigt haben, welche Herr Telge im grossen Saal des Ständehauses am 12. Dezember 1894 (Brandenburgia III, S. 239) für unsere Mitglieder zu deren Freude und Überraschung ausgestellt hatte.

Ausgelegt und, soweit ich Vorrat besass, mitgeteilt habe ich die zu dem Goldschmiedetage erschienene, mit dem Brustbild des grossen Florentiner Altmeisters geschmückte „Festgabe zur vierhundertjährigen Geburtsfeier des Altmeisters und Goldschmiedes Benvenuto Cellini und zum Deutschen Goldschmiedetage in Berlin am 1., 2., 3. und 4. Nov. 1900" (Verlag von Herm. Schlag Nachf., Leipzig). Ebenso verteile ich einige Exemplare von Nr. 21 und 22 (1. und 15. Nov. d. J.) des „Journal der Goldschmiede-Kunst. Fachzeitschrift für Gold- und Silberschmiede, Juweliere und verwandte Gewerbe". 21. Jahrg. Leipzig, im gleichen Verlag, Nr. 21 als Festnummer ansgestaltet, Nr. 22 den Festbericht enthaltend. Dgl. sei erwähnt die Nr. 4 vom 20. d. M. der „Kunst-Halle", woselbst unser Mitglied Herr Prof. Dr. G. Galland auf S. 49—51 „Vom deutschen Goldschmiedetage" eingehend berichtet.

Endlich lege ich das allen Fachgenossen wohlbekannte Werk Dr. Friedrich Sarres vor: „Die Berliner Goldschmiede-Zunft von ihrem Entstehen bis zum Jahre 1800. Ein Beitrag zur Kunst- und Gewerbe-Geschichte Berlins“ (Berlin 1895), ein vortreffliches Pracht-Werk, dessen Bedeutung weit über den örtlichen Rahmen hinausgeht.

1555 zählt man in Berlin und Kölln 23 Goldschmiede-Meister, die sich zu einer Innung zusammen thun; es ist das sehr bedeutend, wenn man denkt, dass um dieselbe Zeit in dem reichen westlichen Strassburg mit viel grösserer Bevölkerung nur 50 bis 60, in dem östlichen Königsberg i. Pr. nur 9 Goldschmiede thätig waren. Aber Berlin-Kölln war eben damals, wie vorangedeutet, eine wohlhabende Gemeinde. Im 17. Jahrh. finden wir als hervorragenden Goldschmied Daniel Mannlick den Ältern (* 1625 † 1701). Grabdenkmal für ihn und seine Gattin von Andreas Schlüter in der hiesigen Nikolai-Kirche. Einen grossen Ruf hatte Johann Christian Lieberkühn (* 1669 † 1733). Er erhält bedeutende Aufträge von Friedrich Wilhelm I., der ihn 1732 mit dem Einlager eines Unteroffiziers mit 6 Musketieren bedroht, wenn er nicht binnen 10 Tagen seine Arbeiten fertig stellt (Sarre S. 81). Ebenso hervorragend ist sein Sohn Christian (1735—1764). Unter Friedrich II. sind die Hofjuweliere Gebrüder André, sowie Reclam Vater († 1754) und Sohn (* 1738 † 1817) zu nennen. — Verschiedene vortreffliche Berliner Goldschmiede- pp. Arbeiten werden bei Sarre, auf den überhaupt des Weitern verwiesen werden muss, abgebildet.

B. Herr Dr. Gustav Albrecht teilt die folgenden drei Berichte B 1—3 mit. Zunächst im Anschluss an den Bericht A No. 4 dieser Niederschrift:

1. Münchens Gobelin-Fabriken im 17. und 18. Jahrhundert und deren Zeugen im Neuen Bayerischen National-Museum zu München. Eine Studie von Konrad Astfalck, Berlin (Karl Koch-Krauss) 1900. —

Diese interessante Broschüre, welche mit der Landeskunde der Mark Brandenburg zwar nichts unmittelbar zu thun hat, lege ich Ihnen deshalb vor, weil sie von einem Mitgliede der „Brandenburgia“, dem artistischen und technischen Leiter der Gobelin-Mannfaktur W. Ziesch & Co., Konrad Astfalk, verfasst ist und weil sie ferner wertvolle Beiträge zur Geschichte der Kunstweberei in Deutschland enthält.

In München ist gegen Ende September das Neue Bayerische National-Museum eröffnet worden, in dem Altertümer und Kunstschätze aus allen Gauen Bayerns aufgestellt sind. Unter diesen Schätzen befinden sich auch eine grosse Anzahl gewirkter Tapeten und Gobelins, welche zum grössten Teil in München selbst hergestellt sind. Diese Thatsache, dass bayerische Fürsten den nur in Flandern und Paris gepflegten Zweig des Kunstgewerbes in ihrer Hauptstadt haben ausüben

lassen, ist wenig bekannt, und es ist deshalb für die Geschichte der Kunstweberei von grosser Wichtigkeit, dass der Verfasser, einer der besten Kenner dieses Kunstzweiges, angeregt durch die künstlerische Ausführung und die Farbenwirkung der Münchener Gobelins, die Spuren dieser Industrie bis zu ihren Anfängen zurückverfolgt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat Astfalck in der genannten Broschüre niedergelegt.

Dem Charakter des Neuen National-Museums entsprechend sind die Wandteppiche und Gobelins, deren Zahl weit über 100 beträgt, in den einzelnen, einer bestimmten Zeitepoche gewidmeten Zimmern untergebracht und bilden hier durch ihre prächtige Farbenwirkung und den Reichtum an Gold- und Silberstickerei im Verein mit anderen Kunstgegenständen, Möbeln und Deckentäfelungen einen hervorragenden Schmuck der betreffenden Abteilungen. So finden sich in dem grossen Renaissancesaal, den ein Teil der berühmten Holztäfelung aus dem Dachauer Schlosse schmückt, prachtvolle goldstrotzende Wandteppiche, im Ottheinrich-Saale ein hochinteressanter Stammbaumgobelin, im Saale des Kurfürsten Maximilian I. Gobelins mit Darstellungen aus der römischen und biblischen Geschichte, und in den nächsten Sälen mehrt sich die Zahl der in München hergestellten Wandteppiche ganz erheblich. Es ist ein Stück Kunstgeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit, das die Wände hier entrollen, und für den Deutschen besonders interessant, da sie ein Stück deutscher Kunstgeschichte umfassen. Die meisten dieser Wandteppiche sind von dem Bildwirker Hans van der Biest hergestellt, der im Anfang des 17. Jahrhunderts als Hofweber des Kurfürsten Maximilian I. in München lebte und nach Entwürfen des Malers und Bildhauers Peter Candid arbeitete.

Bereits der Vorgänger Maximilians, Herzog Albert V. von Bayern, hatte den Plan gefasst, um billiger zu schönen Wandteppichen zu kommen, eine eigene Teppichweberei in München zu errichten, aber erst dem Kurfürsten Maximilian I. gelang es, das Unternehmen ins Werk zu setzen. Nachdem ein Versuch mit flandrischen Webern aus Frankenthal, woher der Kurfürst einen grossen Posten Wandteppiche bezogen hatte, missglückt war, berief er im Jahre 1604, trotz des Widerstandes der spanischen Statthalter in den Niederlanden, den genannten Jean van der Biest mit 6 anderen Webern nach München und liess von ihnen eine Hautelisse-Weberei einrichten, die in den folgenden Jahren eine erspriessliche Thätigkeit entfaltete. In dieser Zeit sind die grossen Gobelins mit Darstellungen aus der Geschichte des Hauses Wittelsbach, eine Serie Wandteppiche mit den vier Jahreszeiten, 2 Tapisserien „Tag und Nacht“ und Gobelinstoffe für eine Zimmereinrichtung mit Darstellungen der zwölf Monate, welche sämtlich im National-Museum aufbewahrt werden, angefertigt worden. Im Jahre 1612

tritt dann plötzlich ein Stillstand in der Münchener Manufaktur ein, die Vlamen kehren in ihr Vaterland zurück und auch Hans van der Biest verlässt schliesslich München.

Dieser flandrischen Epoche der Münchener Bildwirkerei folgt dann, wie Astfalck nachweist, im 18. Jahrhundert eine französische Epoche. Kurfürst Maximilian II. Emanuel, der sich als spanischer Statthalter in den Niederlanden eine grosse Vorliebe für farbenprächtige Wandteppiche zu eigen gemacht hatte, gründete im Jahre 1718 eine neue Hautelisse-Manufaktur in München. Er beschäftigte, wie dies nach dem Erlöschen der flandrischen Teppichweberei und bei der Berühmtheit der Pariser Fabrik auch nicht anders zu erwarten war, ausschliesslich französische Knnstweber. Zwei ehemalige Gobelin-Leute, die Franzosen Chedeville und Santigny, waren nacheinander die Direktoren der neu gegründeten Manufaktur und fast alle Meister und Gesellen hatten ihre Ausbildung in den „Gobelins“ in Paris erhalten. Der grösste Teil der in dieser Manufaktur angefertigten Arbeiten ist noch im Neuen Bayrischen National-Museum vorhanden, u.a. eine „Geschichte der Bayernherzöge“, die in den Jahren 1732—1746 gezeichnet ist. Die mit dem Namen Santignys signierten Gobelins und Tappisserien stammen aus den Jahren 1767—1790. Das letzte Stück, auf dem sich sein Name eingewebt findet, ist ein „Festmahl der Götter“, das gar die Jahreszahl 1802 trägt. Das Bestehen der zweiten Münchener Manufaktur lässt sich bis 1808 verfolgen, dann fehlen weitere Nachrichten.

Obwohl die Bildwirkerkunst nie recht heimisch in Deutschland geworden ist, zeigen doch die im Neuen Bayerischen National-Museum aufbewahrten Schätze und die in Berlin aus der Zeit des Grossen Kurfürsten erhaltenen Gobelins, dass deutscher Fleiss und deutsche Genauigkeit sich für diesen Zweig des Knnstgewerbes besonders eignen, denn neben den flandrischen und französischen Webern haben auch deutsche Arbeiter sowohl in der Münchener Manufaktur wie in Berlin unter Pierre Mercier mitgewirkt, und die seit einigen Jahren in Berlin wieder aufgenommenen Versuche mit der Hautelisse-Weberei (vgl. meinen Aufsatz „Gobelinweberei“: Bär XIX. 619 ff.) lassen vermuten, dass die Bildwirkerkunst sich auch in Deutschland einmal zu ähnlicher Blüte entfalten wird wie vor Jahrhunderten in Frankreich, Flandern und Italien.

2. Heimatknnde der Provinz Brandenburg. Für die Hand der Schüler dargestellt von H. Quilisch, Rektor in Freienwalde a. O. Mit Bildern und mit einer Karte. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Selbstverlag. Freienwalde a. O. 1900. — Vor Jahresfrist, in der Sitzung vom 29. November 1899, konnte ich Ihnen dieses kleine Werk, welches, von einem Mitgliede der „Brandenburgia“, Herrn Rektor Quilisch, verfasst, nunmehr in 2. Auflage erschienen ist, vorlegen und bestens empfehlen.

Ich wünschte dem Büchlein damals, dass es recht schnell Verbreitung in märkischen Schulkreisen finden möge, nnd dieser Wnnsch ist schneller, als ich erwartet habe, in Erfüllung gegangen: bereits nach sechs Monaten war die erste Auflage vergriffen. Sicherlich ist dieser schnelle Vertrieb ein Zeichen für die Branchbarkeit des Bnches und für die Notwendigkeit einer solchen Heimatknnde, und wenn der Verfasser mit dem Absatz der 2. Auflage, welche vielfach verbessert und auch mit einer kleinen Karte ausgestattet worden ist, ebensoviel Glück hat wie mit der ersten, so kann er anf den Erfolg seines Buches stolz sein.

3. Sperrnng des Blumenthal. Wie unser verehrter Herr Vorsitzender, Herr Geheimrat E. Friedel, bereits in der September-Sitzung mitteilte, sind die märkischen Naturfrennde und Touristen in den Sommermonaten durch allerlei nnheilvolle Zeitungsnachrichten über die Sperrnng und die Abholznng des Blumenthal bei Strausberg sehr beunruhigt worden. Bald sollte der Blumenthal gänzlich gesperrt, bald nur auf einzelnen Wegen verboten sein; bald sollte der ganze Gamengrnnd abgeholzt werden, bald nur ein Teil des westlichen Abschnittes nach Hirschfelde zu der Axt zum Opfer fallen n. a. m. Auch verschiedene Anfragen märkischer Touristenvereine brachten kein Licht in die Dnnkelheit der beunruhigenden Gerüchte. Man stellte nnr fest, dass die Forstverwaltnng der Baronin von Eckardstein anf Prötzel, zn deren Besitz der Blumenthal gehört, den Besuch des Waldes ansserhalb der öffentlichen Wege verboten habe und nnr solchen „Personen, von denen voraussichtlich Beschädigungen der dnrchwanderten Forsten nicht zu erwarten sind," Erlaubnisscheine gegen Zahlung von 1 Mk. für die Person ausstellen würde. Über die geplante Abholzung einzelner Teile liess sich dagegen nichts Genaues ermitteln.

Die vielfach sich widersprechenden Nachrichten, die immer wieder in den Zeitnngen auftauchten, veranlassten schliesslich den Vorstand der „Brandenburgia" sich mit der Angelegenheit zu befassen, und in der September-Sitzung wurde beschlossen, eine Exknrsion zur Feststellung des Sachverhalts nach dem Blumenthal zn nnternehmen. Diese Exkursion hat am 23. September stattgefunden, nnd ansser einigen Mitgliedern des Vorstandes beteiligten sich daran verschiedene Pfleger des Märkischen Musenms nnd andere Freunde der märkischen Heimat. Geleitet wurde die Exkursion wie alle ähnlichen von unserem Vorsitzenden, die Führung durch den Blumenthal hatte Oberlehrer Dr. Böttger aus Wriezen übernommen.

Die Teilnehmer der Wanderfahrt hatten sich zunächst nach Tiefensee begeben, wo sie von Dr. Böttger erwartet wurden, und suchten von hier aus die Umgebnng des prächtigen Gamensees auf, der sich als Fortsetzung der Seenkette bei Leuenberg von der Tiefenseer Ziegelei aus in schluchtenähnlicher Mulde südlich bis zur Prötzeler Chaussee hinunterzieht. Das Westufer des Gamensees liegt auf dem Gebiet der Königl.

Tiefenseer Forst, gehört also noch nicht zum verbotenen Paradies des Prötzeler Waldes und kann deshalb auf seinen lauschigen Wegen ungestraft betreten werden. Die prächtigen Ausblicke vom Nordende des Sees, der mit seinen eigenartig gestalteten Umrahmungen von Laub- und Kiefernwald an die Gebirgsseen des Schwarzwaldes erinnert, fanden ebenso wie die idyllische Umgebung des West- und Südufers gebührende Anerkennung, und man bewunderte den Natursinn des märkischen Liederdichters Pastor Schmidt von Wernenchen, der hier im Grunde an der Südspitze des Sees seine bei Alt und Jung beliebten Volksfeste feierte. Auch von der Höhe der Prötzeler Chaussee, die an dieser Stelle etwa 20—25 m hoch durch den Gamengrund aufgeschüttet ist, geniesst man einen grossartigen Anblick auf den Gamensee und auf den südlich sich hinziehenden, tief eingeschnittenen Gamengrund mit seinem wogenden Wipfelmeer und seinen moosigen Abhängen.

Westlich vom Gamengrund bis zum Vorwerk Werftpfuhl zieht sich das Waldrevier hin, das leider der Vernichtung geweiht ist. Dieser Abschnitt der Prötzeler Heide ist nach dem Tode des Barons von Eckardstein durch Vererbung in den Besitz eines Verwandten des Grafen von Finckenstein auf Ziebingen übergegangen und von diesem an eine Berliner Aktiengesellschaft für Holzverwertung und Imprägnierung verkauft worden, die nunmehr das ganze Gebiet bis an den Gamensee hin abholzen will. Bei Werftpfuhl ist bereits mit der Abholzung begonnen worden, eine Schneidemühle verarbeitet das gewonnene Rohmaterial sofort an Ort und Stelle, und auf diese Weise wird nach und nach der gesamte, etwa 900 Morgen umfassende Waldbestand zu Balken und Brettern verarbeitet werden. Da die Grenze des betreffenden Gebiets mitten durch den Gamengrund geht, so wird vermutlich die westliche Hälfte seines Baumbestandes in einiger Zeit verschwinden, und die so oft gerühmte Schönheit des Gamengrundes wird dann auf Jahre hinaus vernichtet sein und nur in den begeisterten Schilderungen märkischer Naturfreunde fortleben. Noch ist es Zeit, dem unheilvollen Treiben kaufmännischer Spekulation Einhalt zu gebieten und wenigstens die Waldpartieen im Gamengrunde und seiner nächsten Nähe zu schützen. Noch ragen die Wipfel der stattlichen Bäume zum Entzücken des Wanderers empor und mahnen ihn mit ihrem Rauschen, seine Stimme zur Rettung des bedrohten Waldreviers zu erheben, aber bald werden sie der Axt zum Opfer fallen und knirschend und ächzend werden sie niedersinken, seufzend über den Undank der Welt, die sie so oft durch ihre Schönheit entzückt haben. Vielleicht wird dem herrlichen Baumbestande ein Retter erstehen und dem Gamengrunde seinen reizenden Schmuck erhalten. Jedenfalls wäre es im höchsten Grade zu bedauern, wenn die massgebenden Behörden nicht so viel Macht über eine Privatgesellschaft besässen, um die Verunstaltung des

Blumenthals zu verhindern. Ich möchte deshalb von dieser Stelle aus einen Appell an die Denkmalschutz-Kommission der Provinz Brandenburg richten, einen energischen Versuch zur Rettung des bedrohten Waldreviers zu machen. Im Spitzkrug zu Tiefensee, in unmittelbarer Nähe des Gamengrundes, hängt eine schmucklose Tafel, auf der die folgenden Verse verzeichnet stehen:

„Der Wald ein Segen,
Wo Gott ihn schuf —
Den Wald zu pflegen
Ein schöner Beruf."

Dieses Sprüchlein sei allen, die an der Vernichtung des Waldgebiets mitarbeiten, als Mahnung zugerufen, und auch denen, die imstande sind, die Abholzung der schönsten Partieen zu verhindern. Noch sei die Hoffnung nicht aufgegeben, dass uns der Gamengrund in alter Herrlichkeit erhalten bleibt, die „Brandenburgia" wenigstens sollte, so viel in ihren Kräften steht, zu seiner Erhaltung beitragen.

Vom Gamensee aus begaben sich die Teilnehmer der Exkursion in östlicher Richtung in das Gebiet des Blumenthal hinein und gelangten auf dem sogenannten Grenzwege durch romantische Schluchten und prächtigen Buchenschlag zum Russengrund und zum idyllischen Pichesee und von dort auf der alten Berliner Strasse nach Sternebeck, von wo aus die Rückfahrt angetreten wurde. Überall auf dem Wege entfaltete sich die geheimnisvolle Schönheit des Blumenthal, der in seinem bereits herbstlich gefärbten Sommergewande gerade um diese Zeit einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährte. Allgemein wurde es von den Mitgliedern der Exkursion bedauert, dass dieses Kleinod unter den märkischen Wäldern von nun an den Naturfreunden verschlossen sein soll.

Ganz so schlimm, wie es auf den ersten Augenblick aussieht, ist es übrigens mit der Sperrung des Blumenthal nicht. Freilich besteht das Gebot der Forstverwaltung, und auch die erwähnte „Lustbarkeitssteuer" von 1 Mk. für die Person wird erhoben, aber trotz dieser Bedrückungen braucht man auf eine Wanderung durch den Blumenthal nicht zu verzichten, ja, man kann sogar, ohne einen Pfennig zu bezahlen, allein auf den öffentlichen Wegen einen lohnenden und genussreichen Spaziergang unternehmen.

Da ist zunächst die Chaussee von Werneuchen nach Prötzel. Sie führt uns an dem herrlichen Gamengrund und dem Gamensee vorüber und durch einen stattlichen Buchenwald zum Vorwerk Blumenthal, in dessen Nähe sich die vielgenannte, sagenumwobene „Stadtstelle" befindet. Dieser Ort, der landschaftlich wenig reizvoll ist, wird rings von Ackerland umgeben und ist bis zur Erntezeit überhaupt nicht zu erreichen. Erst wenn der Wind über die Stoppeln weht, kann man der „Stadtstelle", die nur der historischen Merkwürdigkeit und des

grossen „Marktsteins“ wegen von den Touristen aufgesucht wird, einen Besuch abstatten, und da im allgemeinen das Betreten der Stoppelfelder nicht verboten ist, so würde man sich bei einem Rundgang auf der „Stadtstelle“ wohl keiner Uebertretung des freiherrlichen Verbots schuldig machen. Auch der weitere Teil der Chaussee nach Prötzel führt durch schöne Buchenwaldung und kann ungestört betreten werden. Für die Umgebung und den Park von Prötzel muss allerdings eine besondere Erlaubniss zur Besichtigung eingeholt werden, aber das war früher auch schon der Fall und ist ganz selbstverständlich. Eine zweite öffentliche Strasse, die den Blumenthal von Südwesten nach Nordosten durchquert, ist die alte Berliner Strasse, ein jetzt wenig benutzter Fahrweg, der von Hirschfelde über Forsthaus Heidekrug und Blumenthal nach Dorf Sternebeck führt, den Gamengrund schneidet, den Blumenthalsee berührt und mannigfache Schönheiten des Waldgebiets enthüllt. Eine dritte Strasse von Prötzel nach Biesow durchschneidet einen anderen Abschnitt des Waldes und führt durch abschüssige Schluchten und an anmutigen Waldpartieen entlang zu einer reizenden Seenkette nördlich von Biesow, die bereits ausserhalb des verbotenen Gebiets liegen, aber landschaftlich zum Blumenthal gehören und seinen schönen Partieen nicht nachstehen. Der nördlich von der Chaussee gelegene Teil des Blumenthal ist durch die beiden Landwege so ziemlich zugänglich, denn von diesen aus führen eine ganze Anzahl Fahrwege, die auch durch Wegweiser als öffentliche Wege gekennzeichnet sind, in den Wald hinein, und wenn man sich nicht ausserhalb der Wege betreffen lässt, kann man mit grossem Vergnügen und ohne „Eintrittsgeld“ diese Partieen des Waldes durchwandern. Einige hervorragende Schönheiten allerdings, wie die Picheberge, die beiden Picheseen, den Blumenthalsee und den Faulen See, sowie die Schluchten der Springberge, werden dem Wanderer, der die Gaben der gütigen Mutter Natur umsonst bewundern will, verschlossen bleiben, da sie abseits von den öffentlichen Wegen liegen, aber mit List und Schläue wird er sich den Genuss dieser verbotenen Früchte gleichfalls ohne grosse Schwierigkeiten verschaffen können.

Noch günstiger liegen die Verhältnisse in dem Teile, der sich südlich von der Chaussee ausbreitet. Den Gamengrund kann man getrost durchwandern, da sich ein Grenzweg hindurchzieht, der das Prötzeler Gebiet von dem vormals Finckensteinschen Revier trennt; über Heidekrug führt ein öffentlicher Weg, und an diesen schliesst sich der Grenzgrund an, eine romantische Schlucht, die die Gielsdorfer Forst von der Prötzeler trennt. Also auch dieser Abschnitt des Blumenthal steht dem Wanderer zur Besichtigung offen, er darf sich nur nicht auf verbotenes Gelände begeben. Der Grenzgrund führt zum Grossen Lattsee, und die auf Gielsdorfer Gebiet liegenden Dachsberge ermöglichen es, einen Blick

anf diese Perle märkischer Seen zu werfen; ebenso ist ein Spaziergang am westlichen Ufer der beiden Lattseen bis zur Südspitze herum ohne weitere Kosten möglich, da diese Gegend nicht zu dem verbotenen Gelände gehört. An der Ostseite der Seen, von diesen allerdings durch eine Anhöhe getrennt, zieht sich ein Fahrweg zur Prötzeler Chanssee hinauf, und hinter der „Stadtstelle" führen mehrere öffentlichen Wege znm Walddorfe Lettin am Fusse der Bienenberge hinnnter, so dass auch die östliche und westliche Umgebung der „Stadtstelle" nngehindert von jedermann aufgesncht werden kann. Schliesslich führen durch den östlichen Abschnitt des Blumenthal eine ganze Anzahl öffentlicher Wege und Chansseen von Prötzel aus nach Stransberg, Klosterdorf nnd Rühlsdorf nnd andererseits von Wilkendorf nach Prädikow nnd von Klosterdorf nach Grnnow, so dass es anch hier kanm ein Gebiet giebt, das man nicht aufsuchen könnte.

Alles in allem ist der Blnmenthal trotz des Verbotes der Forstverwaltung nicht so verschlossen und unzngänglich, wie es nach den beunruhigenden Zeitungsnachrichten anfangs scheinen musste, und die Erkundigungen, die von den Teilnehmern der Exknrsion in den Ortschaften der Umgebnng des Blnmenthal eingezogen wurden, haben denn auch ergeben, dass bisher keine Belästigungen von Touristen, die sich auf öffentlichen Wegen befanden, stattgefunden haben. Es liegt deshalb anch kein Grund vor, eine Anfhebnng des Verbotes zu befürworten, da dnrch die öffentlichen Wege, wie aus den obigen Angaben ersichtlich ist, den Besuchern des Blumenthal vollkommen Gelegenheit geboten ist, die Schönheiten des herrlichen Waldes kennen zu lernen. Wer sich in die verborgenen Reize des Blumenthals vertiefen will, mnss allerdings in den Beutel greifen und das festgesetzte Eintrittsgeld entrichten. Allzuviel dürfte indes nicht in den forstwirtschaftlichen Säckel fliessen, da die meisten Besucher des Blumenthal sich mit dem begnügen, was sie bei einer Wanderung auf den öffentlichen Wegen zu sehen bekommen, nnd das ist anch genug des Schönen.

Der Besuch des Blumenthal scheint übrigens infolge der bennruhigenden Gerüchte erheblich zurückgegangen zu sein, wenigstens trafen die Teilnehmer der letzten Exknrsion nnr wenige Ausflügler im nördlichen Teile des Waldes. Mögen diese Zeilen dazn beitragen, den märkischen Naturfrennden die Beruhigung zu geben, dass man die Schönheiten des Blnmenthal nach wie vor in vollem Umfange geniessen kann.

An diese mit lebhaftem Beifall begrüsste Mitteilnng knüpfte sich eine rege Besprechung, an welcher sich die Mitglieder Professor Dr. Ascherson, Dr. Carl Bolle, E. Friedel, Robert Mielke, Dr. Eduard Zache u. A. beteiligten.

Es wurde die Hoffnung ausgesprochen, dass die Kommission unter Präsidium des Herrn Oberpräsidenten, welcher die Pflege

und der Schutz der nationalen Denkmäler in der Provinz Brandenburg obliegt, alles aufbieten werde, um den Waldbestand des Gamen-Grundes und des Blumenthals, soweit er bedroht erscheint, vor Verwüstung zu bewahren. In der Zeitschrift für Denkmalspflege hat sich übrigens Herr Robert Mielke ebenfalls in ähnlichem Sinne in einem kürzeren Artikel ausgesprochen.

Auch der Provinzial-Konservator, Herr Geheime Banrat Bluth, unser hochverehrtes Mitglied, ist gebeten worden, seinen Einfluss zur Verteidigung eines der malerischsten und berühmtesten Waldreviere unserer Mark aufzubieten.

C. Demnächst hielt Herr Dr. Otto Pniower seinen angekündigten Vortrag über Theodor Fontanes Grete Minde in Gegenwart der verwittweten Frau Dr. Fontane, Emilie geb. Rouanet-Kummer, der Schwester des Verewigten, Frau Weber, sowie des jüngsten Sohnes, hiesigen Verlagsbuchhändlers Friedrich Fontane. Das rühmlichst bekannte Ölgemälde Dr. Theodor Fontanes von Fechners Meisterhand war aus dem Sitzungszimmer No. 51 des Rathauses herbeigeschafft, auf eine Staffelei gestellt, sowie mit einem Lorbeerkranz und Blumen zu Ehren des vaterländischen Dichters festlich geschmückt worden.

Fontanes Grete Minde.

Von **Otto Pniower.**

Am 13. September 1617 wurde die Stadt Tangermünde von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Es wird berichtet, dass in ihr und dem Vorort Hünerdorf 486 Wohnhäuser und 53 mit Getreide gefüllte Scheuern verbrannt seien.

Grosse Not war damit über das Städtchen hereingebrochen. Im römischen Reich und in der Nachbarschaft, wie es in der Chronik heisst, wurde gesammelt und „solches unter den Abgebrandten nach Geometrischer Proportion vertheilet, dazu ihnen etliche tausend Eich-Bäume aus dem Stadt-Busch abgefolget.“ Erst dann fing die „liebe Bürgerschaft durch vornehmer Leute Beysteuer und Hülffe“ zu bauen an. Das grausige Ereignis sollte nach dem Willen der Bewohner unvergessen bleiben. Es wurde bestimmt, dass „jährlich auf die Zeit, da das Feuer angegangen als am Sonnabend nach Mariä Geburt zwischen 4 und 5 Uhr alle Glocken in der Pfarr-Kirche zu läuten seien und des folgenden Sonntags eine Gedächtnis-Predigt gehalten werde“. Beides wurde bis in die neueste Zeit hinein beobachtet.

Nach der Überlieferung war man in Tangermünde der Ansicht, dass das Feuer angelegt worden sei. Hatte man doch, wie der Chronist

erzählt, schon lange vorher „etliche Brandzeichen hin und wieder in der Stadt ausgeworffen“ gefunden und sollen doch auch nachher die Bürger durch neue erschreckt worden sein. Einmal soll auf diese Weise auch wieder Feuer entstanden sein, also „dass etliche Häuser davon in Rauch aufgingen.“ Kein Wunder, dass die Bevölkerung in grösster Angst lebte. Es wurden Kundschafter bestellt, Vorsichtsmassregeln durch fleissiges Wachen und andere Anstalten getroffen und auch Gottes Hilfe ward angerufen, indem man in allen Predigten, auch in den umliegenden Ortschaften den Herrn anflehte, die bösen Buben an den Tag zu geben. Endlich wurden durch einen Zufall die angeblichen Urheber der Brandstiftung entdeckt. Der Ehemann eines Tangermünder Kindes aus einer Ratsherrenfamilie, Greta Mindens, wurde, als er sich verdächtig machte, festgenommen und der „peinlichen Frage“ unterworfen. Hier soll er „wider männigliches Vermuten“ freiwillig bekannt haben, dass er nebst seinem Weibe und anderen Buben die Stadt eingeäschert habe. Nach dieser Aussage wurde Grete Minde „und noch ein Kerl“ in Haft gebracht. Allen dreien wurde der Prozess gemacht, in dem sie nach langen Verhandlungen zum Tode verurteilt wurden. Am 22. März 1619, anderthalb Jahre nach dem Brande wurden Grete Minde, ihr Mann und jener Gefährte unter grausamen Martern hingerichtet. Nach ihrem Tode, berichtet der Chronist, wurden noch etliche ertappet und durch allerhand Pein hingerichtet, etliche aber haben nicht mögen ausgekundschafftet werden, sondern seynd dem gerechten Gerichte Gottes anheimgegeben.“

Über diese Vorgänge liegen uns zwei Berichte von Zeitgenossen vor. Der eine stammt von einem Manne, der in dem Jahre der Feuersbrunst einer der beiden Bürgemeister der Stadt war, von Caspar Helmreich. Caspar Helmreich liess im Jahre 1636 in Magdeburg Annales Tangermundenses erscheinen, ein Werk, das in seiner ersten Gestalt seinen Titel mit wenig Fug trägt. Denn in seinen drei Büchern enthält es von Tangermünde so gut wie nichts. Es handelt vielmehr von den ältesten Bewohnern der Mark bis zur Zeit Karls des Grossen, dann von ihrer Gründung durch Heinrich I. bis zur Besitzergreifung durch Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg; endlich giebt es eine sehr summarische Geschichte der Hohenzollerschen Kurfürsten bis Georg Wilhelm. Der Verfasser war ein poeta laureatus Caesareus und hat auch seine Chronik in deutschen iambischen Versen abgefasst. Doch würde sich heute schwerlich jemand finden, der geneigt wäre, ihn mit dem Lorbeer zu schmücken. Seine Reimerei ist trostlos. Den Versen hat er Anmerkungen in lateinischer Sprache hinzugefügt, in denen er seine Quellen citiert, eine grosse Belesenheit offenbart, zugleich aber jene tote Gelehrsamkeit auskramt, die seiner Zeit eigen war.

Von Tangermünde handelt erst das vierte Buch. Dieses brachte aber erst die zweite 1651 in Zerbst erschienene Ausgabe zusammen

mit einem Fragment des fünften. Dieses vierte Buch schildert in 118 Versen Ursache und Verlauf der Feuersbrunst.

1651 erschien aber auch und zwar gleichfalls in Zerbst ein zweites, die Geschichte Tangermündes darstellendes Büchlein: Andreas Ritners Altmärkisches Geschichts-Buch. Dies Werkchen concentriert sich besonders in seinem ersten Teil viel stärker als Helmreichs Annalen auf Tangermünde und überschreitet erst weiterhin, in der Schilderung des dreissigjährigen Krieges, die Grenzen der Vaterstadt. Gerade durch diese Darstellung ist es aber eine gute Quelle für die traurigen Vorgänge jener Zeit. Uns interessiert hier nur sein Bericht über die Feuersbrunst. Auch Ritner war ein Tangermünder Kind. Auch er war Bürgemeister der Stadt, wie es schon sein Vater war. Zur Zeit des Brandes war er freilich erst acht Jahre alt. Sein Bericht müsste also an Authenticität hinter dem Helmreichs zurückstehen. Dafür aber ist er in schlichter Prosa geschrieben und da Ritner als Stadtschreiber, Ratsherr und Bürgemeister, welche Stellungen er abwechselnd bekleidete, die nächsten Beziehungen zum Rat hatte, so möchte seine Darstellung an historischem Wert hinter derjenigen seines älteren Konkurrenten kaum zurückstehen.

Wesentlich weichen sie übrigens nur in einem Punkt von einander ab. Helmreich erzählt, dass Grete Mindens Mutter nach dem Tode ihres Gatten in Tangermünde, ihr Kind in einem Korbe tragend, erschienen sei und von ihrem Schwager, Heinrich Minde, das ihr zustehende Erbteil verlangt habe, aber abgewiesen worden sei. Einige Jahre darauf habe Grete, die sich inzwischen an Schelmen und Buben gehangen hätte, aus Rache für die Abweisung der Mutter die Brandstiftung verübt. Ritner dagegen leitet die Darstellung der Feuersbrunst mit der Erzählung ein, dass Grete Minde selbst von ihrem Vetter (d. h. Vatersbruder) ihr grossväterliches Erbteil gefordert habe. Dass dieses letztere jedenfalls auch geschehen ist, wissen wir aus andern Quellen, nämlich aus den Akten des Prozesses, die sich grösstenteils erhalten haben und von denen gleich die Rede sein wird (vgl. Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark Hamburg 1883 S. 73).

Die Originaldrucke von Helmreichs und Ritners Annalen müssen früh selten geworden sein — heute findet man sie z. B. in den grossen Berliner Bibliotheken nicht mehr — sie müssen selten geworden sein, denn der unermüdliche, einst Tangermündische, später Berlinische Rektor George Gottfried Küster, der sich um die Geschichtschreibung unserer Stadt und der Mark überhaupt so verdient gemacht hat, sah sich 1729 veranlasst, eine neue Ausgabe beider Werke zu veranstalten. Er fügte ihnen einen vierfachen Anhang und einen Band „Tangermündischer Denkwürdigkeiten“ hinzu und nannte das Ganze: „Antiquitates Tangermundenses.“

Alle, die sonst von dieser Begebenheit handeln, mag es nun

Bekmann in seinem vielbenutzten, grossen Werk „Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ (Berlin 1751—53) sein oder der Lokalhistoriker A. W. Pohlmann, der 1829 eine Geschichte der Stadt Tangermünde herausgab oder andere, sie fussen lediglich auf dem, was Helmreich und Ritner berichten. Neues über die Begebenheit, ihre Ursache, den Verlauf des Prozesses, den sie zur Folge hatte, die neben Grete Minde an der Brandstiftung angeblich beteiligten Personen brachte erst ein kleines i. J. 1843 erschienenes, ebenfalls von dem Pfarrer A. W. Pohlmann verfasstes Schriftchen, das den Titel führt: Margaretha Minde oder die Feuersbrunst zu Tangermünde am 13. September 1617. Ein Denkmal menschlicher Verworfenheit usw. Der Verfasser hatte die im Rathaus der Stadt noch vorhandenen Originalakten über die Angelegenheit studiert und war so in der Lage, Unbekanntes zu sagen.

Diese Litteratur, d. h. Helmreichs und Ritners Annalen, sowie die eben erwähnte Pohlmannsche Schrift lag vor, als Theodor Fontane daran ging, den Vorgang zum Gegenstand einer Dichtung zu machen. Das geschah Ende der siebziger Jahre. 1878 war sein erster Roman erschienen „Vor dem Sturm“, der die schwere Zeit zwischen der Niederwerfung Preussens durch Napoleon und der Erhebung behandelt. Zwei Jahre später schenkte er uns sein zweites episches Werk: „Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik“.

Es sei mir gestattet anachronistisch schon hier einer Arbeit zu gedenken, die erst nach Fontanes Erzählung erschienen ist, aber wegen ihrer Bedeutung für den Gegenstand nicht unerwähnt bleiben kann. Im Jahre 1883 sah sich Ludolf Parisius veranlasst in den Bildern aus der Altmark, die er zusammen mit dem Zeichner Dietrichs herausgab, auf die Tangermündische Feuersbrunst näher einzugehen und die über sie vorhandene Überlieferung einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Auch er studierte die Prozessakten durch, kam aber zu einem ganz andern Resultat als Pohlmann. Ihm schienen die durch die Folterqualen erpressten Aussagen der Angeschuldigten, selbst die, die das Zugeständnis des Verbrechens enthalten, keineswegs glaubwürdig, zumal sie im Widerspruch miteinander stehn und er gelangte zur Überzeugung, dass mit der Hinrichtung der armen Grete ein arger Justizmord verübt worden sei. Eine Ehrenrettung betitelt er denn auch seine Darstellung. Der Dichter hat von dieser leider so spät erfolgten Rehabilitierung Kenntnis genommen und sie hat ihm, wie ich aus dem Munde seiner Gattin weiss, mit Genugthuung erfüllt. Wir werden im Laufe dieser Betrachtungen noch erfahren, weshalb.

Was reizte den Dichter an diesem Stoff? Die Antwort darauf ist nicht schwer. Es reizte ihn, dass er romantisch und zugleich heimatlich war. Fontanes wiederholter, zum Teil langjähriger Aufenthalt in

England in den vierziger nnd fünfziger Jahren hatte ihn das Volksleben und die Volkspoesie, den nnendlich reichen Schatz herrlicher Balladen des Inselreiches kennen gelehrt, aber doch auch nach seinem eigenen Bekenntnis in ihm die Überzengnng geweckt, dass ebenso wie das fremde Land anch seine vielverlästerte Heimat nnverächtliche landschaftliche Reize und eine Fülle historischer Erinnerungen biete (vgl. das erste Vorwort zum ersten Band der Wanderungen dnrch die Mark). So entstand der eigentlich märkische Dichter in Fontane ex opposito, was freilich bei einem Mann, in dem wie in ihm die Neigung fürs Paradoxe Zeit seines Lebens wirksam war, nicht weiter überraschen kann. Also zuerst reizte ihn der Stoff, weil er heimatlich war. Dann aber musste es ihm seine romantische Färbnng anthnn. Man denke: eine Patriziertochter gerät nnter die fahrenden Lente! Diese waren von jeher in der romantischen Poesie beliebt, nnd dem anf das Besondere, das Ungewöhnliche gerichteten Sinn des Dichters gewiss anch in der Wirklichkeit stets interessant. Dazu kommt aber noch, und wohl als das Wichtigste, das psychologische Moment. Wie, so musste sich der allzeit wissbegierige, in der Tiefe der Seele forschende Dichter fragen, wie ist es möglich, dass ein Patrizierkind zur Mordbrennerin wird?

Die Überlieferung geht über dieses Problem sehr leicht hinweg. Für sie ist Voraussetzung, was für ein Dichtergemüt Frage ist. Für sie ist Grete Minde von vornherein das „heillose" Weib, dessen Vater wegen eines Totschlages hatte flüchten müssen, Kriegsmann ward nnd ein ausländisches Weib ehelichte. Der Verbindung entspross jenes Wesen

An welchem nicht ein gutes Haar
Von Jngend anf zn finden war,

und das sich zur Vollziehung der Rache an jenen losen Buben hing. Dieser billige, vielleicht übrigens auch nicht völlig nnbegründete Standpnnkt der Überlieferung hindert aber nicht anznnehmen, dass das, was ich das psychologische Moment nannte, die Frage: wie konnte ein Kind einer Ratsherrenfamilie znr Mordbrennerin werden?, das eigentlich Lockende für Fontane war. Es giebt dafür ein Argument, dessen schlagender Beweiskraft sich niemand entziehen kann. Das ist die Erzählnng selbst, deren eigentlicher Inhalt die Ausführung dieses Themas ist. Denn nicht weiter als bis zur Feuersbrnnst führt Fontane die Handlnng. Seinem zarten, weichen Sinn war alles Hässliche fremd. Den Brand einer ganzen Stadt, das Elend, das er im Gefolge hat, im einzelnen zu schildern, lag gewiss ausserhalb seines poetischen Wollens, und nnn gar von den Martern und Qualen einer gefolterten Fran nnd ihrer Genossen zu erzählen, das mnsste ihm völlig zuwider sein. Nnn verweilen die Quellen aber vorzugsweise bei der Darstellung der Feuersbrunst nnd der sich an sie anschliessenden Vorgänge: der Verhaftung der Beschuldigten, des Prozesses, der ihnen gemacht wurde, ihrer Hin-

richtung, während sie die Vorgeschichte ganz flüchtig abthun. Bei Ritner nimmt sie etwa den fünften Teil seines Berichtes ein. Was hat dann aber Fontane, so fragen wir, von der Überlieferung benutzt, wenn er der Vorlage nur auf eine so kurze Strecke folgt? Dies führt mich zu dem eigentlichen Thema, das ich mir gestellt habe, zu dem Kern dieser Betrachtungen, zu der Frage: wie hat der Dichter aus dem Rohstoff der Überlieferung sein poetisches Werk geschaffen?

Sie erschöpfend zu beantworten ist an dieser Stelle nicht möglich. Wollte ich genau verfolgen, wie Fontane das von der Tradition Gegebene bereichert, belebt, vertieft hat, so würde das eine Darstellung erfordern von nicht geringerem Umfang als ihn die Erzählung selbst besitzt. Notwendig ist also hier eine Auswahl zu treffen und nur die wichtigsten Momente können hervorgehoben werden. Aber schon ein Umriss des Inhaltes der Dichtung, eine Skizze des Ganges der Handlung wird eine Vorstellung geben von dem, was Fontane hinzugethan hat, wie er geändert hat, um ein Kunstwerk hervorzubringen.

Was die Annalisten berichten, haben wir gesehen. Es ist im wesentlichen nur die Thatsache, dass Grete Minde aus Rache dafür, dass ihrer Mutter und ihr das ihr zukommende Erbe versagt wurde, die Stadt in Brand setzte. An Personen, die bei der Begebenheit eine Rolle spielen, führen sie auf: den zur Zeit der Geschehnisse schon verstorbenen Vater Gretes, der wegen eines Verbrechens geflohen war und später in der Fremde ein ausländisches Weib heiratete, seinen Bruder Heinrich, der die Auszahlung des Erbes verweigert und den Gatten Gretes, der auf der Folter die Brandstiftung eingesteht. Dem gegenüber finden wir bei Fontane eine ganze Fülle von Personen. Ausser den eben genannten, von denen übrigens der Dichter den Vater leben und in Tangermünde den Rest seines Daseins beschliessen lässt, während er aus dem historischen Oheim Heinrich (der, nebenbei bemerkt, auch vor der Katastrophe starb) einen Stiefbruder Gerdt gemacht hat, ausser diesen finden wir als Hauptpersonen: die Gattin dieses Gerdt Minde, Gretes Schwieger, einen Ratsherrn Zernitz und Frau, als die Eltern von Gretes Gefährten Valtin, den Prediger Gigas, Regine, Gretes Pflegerin und seit vielen Jahren Verweserin des Hauses, eine treue Seele, ähnlich der Roswitha in „Effi Briest„ und daneben eine beträchtliche Anzahl episodischer Figuren. Zudem erstreckt Fontane die Darstellung auf eine Reihe von Jahren, indem er uns weit in die Vergangenheit zurückführt. Grete ist beim Beginn der Erzählung kaum 14, Valtin, ihr Genosse, 16 Jahr.

Mit einem Idyll setzt die Dichtung ein. In den Gärten, die sich zwischen den benachbarten Häusern ausdehnen, finden wir Grete und Valtin in unschuldsvollem Spiel. Er zeigt ihr ein Vogelnest, holt ihr Kirschen vom Baum und giebt ihr beim Überreichen der Früchte einen herzhaften Kuss. Eine ähnliche, vermutlich in der eigenen Knabenzeit

erlebte Situation hatte Fontane schon früher in dem Gedicht „Im Garten“ dargestellt („Gedichte“ 2. Aufl. 1875 S. 6). Die Schwieger Trud, eine neidische, hartherzige Person, streng und bigott, die unter der Lieblosigkeit ihres trägen, habsüchtigen Gatten leidet, beobachtet die harmlose Scene und eilt zur Stiefmutter des Knaben, der Frau des Ratsherrn von Zernitz, um sie auf die Gefahren der kindlichen Liebesäusserung hinzuweisen und sie zu veranlassen, den Verkehr der beiden Gespielen zu verbieten. Valtins Stiefmutter ist nun aber das gerade Gegenstück zur Schwieger Trud. Zwar ist auch sie in der Ehe nicht glücklich, aber heiter und lebenslustig wie sie ist, nimmt sie das Dasein leicht. In einem köstlichen, echt Fontaneschen Geplauder entwickelt sie ihre optimistische Weltanschauung und hält ihrer Freundin und Nachbarin einen Spiegel vor. „Lache mehr und bete weniger“, so schliesst sie ihre Ratschläge. Inzwischen sind fahrende Leute, Puppenspieler, in der Stadt angelangt und verkündigen, dass sie am nächsten Tage mit hoher, obrigkeitlicher Bewilligung das Spiel vom „jüngsten Gericht“ auf dem Rathause aufführen werden. Grete bittet um die Erlaubnis es zu besuchen, die Schwieger aber will es nicht gestatten, weil in ihren Augen die Darstellung Gottes und des Teufels als Puppen eine Profanation ist. Doch mit Hilfe ihres alten Vaters erreicht es Grete. Er giebt die Einwilligung, nachdem er erfahren hat, dass Valtin und seine Eltern ihm beiwohnen würden. Von der Aufführung entwirft Fontane eine kurze, ergreifende Schilderung, dass wir uns von den Schauern der Ewigkeit umfangen fühlen. Die Vorstellung aber wird jäh unterbrochen, indem die Entzündung eines Pulverfasses durch einen Feuerwerkskörper eine Explosion bewirkt. In dem überfüllten Saal entsteht ein Gedränge, bei dem einige Menschen getötet werden. Auch die ohnmächtig gewordene Grete gerät in Lebensgefahr, wird jedoch durch die Entschlossenheit des jungen Valtin, der sie hinausträgt, gerettet.

Nun ist die Zeit herangekommen, dass Grete zur Einsegnung vorbereitet wird. Sie soll zum Prediger Gigas kommen, den sie fürchtet, weil „er einen so durch und durch sieht“. Ihr ist immer, als meine er, sie verstecke was in ihrem Herzen, und sei noch katholisch von der Mutter her. Aber sie irrt sich glücklicherweise. Er ist ein Verkündiger der Liebe. Als die Schwägerin Trud ihn vor dem Mädchen warnt und von ihr sagt, dass etwas böses in ihr sei, antwortet er mit den schönen Worten: „In uns allen, Trud. Und nur zwei Dinge sind, es zu bändigen: der Glaube, den wir uns erbitten und die Liebe, die wir uns erziehen. Liebt Ihr das Kind? — Und sie senkte den Blick“. (S. 32. Ich citiere nach dem Abdrucke der Dichtung im 5. und 6. Bande der „Gesammelten Romane und Erzählungen“.)

Der Mangel an Liebe verschärft den Konflikt zwischen Grete und der harten, herzlosen Schwägerin immer mehr. Beinahe ein Jahr, nach-

dem sie in die Zucht des Predigers gekommen ist, wird das übliche Maienfest gefeiert. Valtin und Grete werden von ihren Angehörigen zu der Linde geschickt, unter der die Kinder spielen. Aber sie ziehen es vor, weiter in den Wald zu gehen und verirren sich schliesslich. Grete kehrt ins Haus zurück, als Bruder und Schwägerin längst daheim sind. Trud macht ihr Vorwürfe und ist lieblos genug, ihr das fremde Blut, den fremden Glauben und die Bettelarmut ihrer Mutter vorzuwerfen. Das hat einen leidenschaftlichen Ausbruch des Mädchens zur Folge und drohend tritt sie der Schwieger entgegen. Dadurch schafft sie sich für einige Zeit Ruhe. Als aber wenige Monate darauf kurz nach ihrer Einsegnung der Vater stirbt und sie sich ganz Waise fühlt, als dem Bruder ein Knabe geboren wird, den Grete wie eine Magd hüten und pflegen muss und dem sie die Liebe zuwenden soll, die sie selbst stets entbehrt hat, da bäumt sie sich wieder auf und sie hat nur einen Gedanken: zu fliehen, frei zu werden. Niemanden hat sie, dem sie ihr Leid klagen kann, als Valtin und ihm schüttet sie ihr ach! so volles Herz aus. Er tröstet sie nach Kräften und verspricht ihr seinen Beistand. Schon vorher in einer lieblichen Scene hatte sie ihn scherzhaft zu ihrem Ritter geschlagen. Während der Unterhaltung hatte sie eine Menge der umherliegenden Kastanien gesammelt, aufgezogen und als Schnur um den Hals gehangen. Die nahm sie herunter und hing sie ihm um und sagte ihm, er sei nun ihr Ritter, der zu ihr halten und für sie fechten und sterben müsse. Jetzt bewährt er sich nun wirklich als ihren Ritter. „Eins musst Du wissen, Gret'", sagte er, „ich thu alles, was Du willst. Sage, dass ich hier hinunter springe, so spring ich, und sage, dass du fortwillst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging. Ich kann nicht leben ohne Dich. Und ich will auch nicht!" (S. 62f.) Das stärkt wieder den gebrochenen Lebensmut des Mädchens und vertrauensvoll sieht sie in die Zukunft. Allein das Verhängnis lauert und ihm zu entrinnen vermag sie nicht. Zu Weihnachten, dem Fest, da jeder Freude bereitet und Freude empfängt, erfährt sie eine neue, heftige Kränkung von der Schwägerin und das Verhältnis der beiden Frauen wird immer gespannter. Da tritt ein Zwischenfall ein, der die entscheidende Wendung herbeiführt.

Der Kurfürst kommt nach Tangermünde, um einen Tag und eine Nacht auf seiner Burg zuzubringen. Die Bürgerschaft giebt ihm ein Fest auf dem Schloss, an dem Männer und Frauen der vornehmen Geschlechter der Stadt teilnehmen. Grete muss zu Hause bleiben, um das Kind zu hüten. In ihrer Verlassenheit wird sie von Valtin besucht, der sie zu einem Gang ins Freie auffordert. Sie lässt sich bereden, da sie den Knaben bei Regine, ihrer alten Pflegerin, die noch im Hause ist, in guten Händen weiss. Auf ihrem Spaziergang sprechen die beiden von mancherlei Dingen, wie sie ihnen der Augenblick und die Örtlich-

keiten, die sie sehen, eingeben. Im Mittelpunkt der Unterhaltung aber steht das Wort „Flucht". In echt Fontanescher Weise werden wir damit auf das bevorstehende Ereignis vorbereitet. Zugleich aber benutzt der Dichter das Motiv, um uns einen tiefen Blick in die Kindesseele Gretens werfen zu lassen. In ihrer Gottesfurcht und frommen Einfalt hat sie ihren einzigen, erfahrenen Freund, den Prediger Gigas, gefragt, „ob Flucht allemalen ein bös und unrecht Ding sei? Oder ob es nicht auch ein rechtmässig und zuständig Beginnen sein könne?" (S. 81 f.) Sie erzählt nun, wie der Pfarrer, dessen Herz von Sorgen beschwert ist, da er, der strenge Lutheraner, am nächsten Tage vor dem reformierten Kurfürsten zu predigen hat und zudem noch durch den Besuch des alten Bürgemeisters Peter Guntz in seiner Antwort unterbrochen wird, wie er unvollkommen erwidert und dass sie herausgehört hat, „dass auch eine Flucht das Rechte sein könne". Und nun zählt sie auf, wer alles geflohen sei. „Joseph und Maria floh. Und auch Petrus floh aus seinem Gefängnis". So ist sie denn entschlossen, Haus und Stadt zu verlassen, aber Valtin ist diesmal nicht so bereitwillig und nimmt sogar das Versprechen, das er ihr im verwichenen Herbst gegeben hat, das Versprechen, ihr Retter zu sein, zurück. Inzwischen ist es Nacht geworden und Grete bestellt Valtin für eine spätere Zeit in den Garten, da ihr nichts Gutes ahnt. In die Wohnung heimgekehrt, findet sie die Schwägerin in heller Bestürzung. Das der Obhut Reginens überlassene Kind liegt in Krämpfen und Trude wirft ihr in leidenschaftlichem Hasse vor, dass sie allein die Schuld daran trifft. Es kommt zu einer heftigen Scene. Worte wie: „Undankbare Kreatur", „Bettelkind", „Fremde Brut" fallen, und Trude, ihrer Sinne nicht mächtig, schlägt nach Grete. Da greift sie nach dem über der Wiege hängenden Gürtel der Schwägerin und schlendert ihn ihr ins Gesicht, dass ein Blutstreifen über ihre Wange rinnt. Nun bleibt nichts übrig als die Flucht. Grete eilt in ihre Kammer, schnürt das Notwendigste in ein kleines Bündel, kniet zu einem inbrünstigen, von heissen Thränen begleiteten Gebet nieder, in dem sie Gott um Verzeihung und seinen Beistand bittet und begiebt sich nach dem Garten, wo der treue Valtin ihrer harrt. Die Flucht wird nun bewerkstelligt. Fontane schildert nur gleichsam ihre erste Station. Nach einem langen Weg durch den nächtlichen Wald treffen die beiden auf Flossfahrer, die ihnen auf ihrem, von einem abentenerlich-interessanten Reiz umwobenen Fahrzeug eine Freistatt gewähren. Man fühlt, mit welcher Neigung der Dichter seinen so ausgeprägten Beobachtungssinn auch der romantischen Existenz solcher Leute zugewandt hat. Mit liebevoller Sorgfalt schildert er die sinnreichen Einrichtungen dieser zusammengekoppelten Flösse und das Leben und Treiben auf ihnen. Doch nur ein kurzes Verweilen ist den Flüchtlingen bei diesen Heimatlosen vergönnt. Grete, immer die scharfsichtigere, merkt, dass das zu

den Flössen gehörige Weib Böses gegen sie im Schilde führt und treibt Valtin zum Aufbruch. Sie benutzen in der Nacht einen Moment, wo sie hart am Ufer vorbeifahren und unbeobachtet sind und springen ans Land. Und in kurzem sind sie über die Grenze.

Erst nach drei Jahren finden wir sie wieder. Sie stehen im Dienste jener Puppenspieler, die einst in der Vaterstadt die Vorstellung des „Jüngsten Gerichtes“ gaben, die durch das Brandunglück jäh abgebrochen wurde und bei der sich Valtin zum ersten Male Greten gegenüber als Ritter und Retter erwies. Und nun sind sie wieder in der Heimat der Flüchtlinge in Arendsee. Grete ist eben Mutter eines Kindes geworden. Valtin liegt im Sterben. Auf dem Totenbette beschwört er sie, nach Tangermünde zurückzukehren, beim Bruder und der Schwägerin eine Heimstätte zu erbitten. „Du kannst nicht mehr mit den fahrenden Leuten weiter bleiben!“ raunt er ihr mit ersterbender Stimme zu. „Ich mag sie nicht schelten, denn sie waren gut mit uns, aber sie sind doch anders als wir. Und du musst wieder eine Heimstätt' haben und Herd und Haus und Sitt' und Glauben!“ Er mutet ihr zu, sich den Verwandten als Magd anzubieten und niederzuknieen nicht vor der Schwägerin, aber vor ihrem Bruder Gerdt. Die stolze, unbeugsame Grete vermag es nicht, dem Sterbenden den letzten Wunsch zu versagen und verspricht ihm Erfüllung. Valtin stirbt und Grete wünscht, ihn auf dem Kirchhof des Orts beerdigt zu sehen. Aber der Pfarrer Roggenstroh, ein harter, intoleranter Mann, gestattet nicht, dass ein Fahrender, von dem niemand wusste, wes Glaubens er wäre, ein ehrliches Begräbnis erhalte. Grete ist verzweifelt. Da erbarmt sich ihrer die Wirtin, bei der sie wohnt und rät ihr, zu den Nonnen des Klosters zu gehen und ihnen ihre Not zu klagen. Sie würden ihr helfen, schon — ein echt Fontanescher Zug — weil sie den alten Roggenstroh nicht leiden könnten. Und sie findet Hilfe. Die Domina, eine 95jährige Greisin, räumt dem Toten gern einen Platz auf dem Kirchhof des Klosters ein und hier findet er seine letzte Ruhe.

Grete aber hat nun den schwersten Gang zu thun, indem sie nach Tangermünde zieht. Sie tritt vor den Bruder und bittet um eine Heimstatt und einen Platz an seinem Herd. Sie will ihm dienen. Das soll ihre Busse sein. Der Bruder schlägt es aus. Seine Schwester könne nicht seine Magd sein. Das verbiete das Herkommen und das Gerede der Leute. Da bittet Grete, wenigstens ihr Kind, das in Sitte und Ehre aufwachsen solle, aufzunehmen, oder wenn sie sich seiner schämen, es zu guten Leuten in Pflege und Zucht zu geben. Und sie wirft sich ihm zu Füssen. „Hier lieg ich, ich habe mich vor Dir niedergeworfen, nimm mich wieder auf! Hilf mir, und wenn nicht mir, so hilf dem Kind!“ Der harte Bruder bleibt unerbittlich. Er lässt die Schwester liegen und greift nach dem Aktenbündel, als ob er der Störung müde

sei und wieder lesen wolle. Da springt Grete auf und ein Blick unendlichen Hasses schiesst aus ihren Augen. Nachdem sie so in ihrer Not nicht erhört ist, will sie ihr Recht. Sie, des reichen Jacob Minde Tochter, will nun ihr Erbe, um das sie schon aus der Fremde vergebens gebeten hatte (S. 118). Gerdt lacht sie aus. Sie habe kein Erbe. Das Geld der Mindes habe seine Mutter eingebracht.

Die abgewiesene Grete beruhigt sich nicht bei diesem Bescheid. Sie wendet sich an den Magistrat und während einer Ratssitzung erscheint sie mit ihrem Kinde in demselben Saal, in dem sie vor Jahren das Spiel vom „Jüngsten Gericht" hat aufführen sehen. Sie trägt dem alten Peter Guntz ihre Klage gegen den Bruder vor und er fragt den Ratsherrn: „Ist es, wie sie sagt? Oder was habt Ihr dagegen vorzubringen?" Gerdt erklärt, dass seine Stiefschwester keinen Anspruch auf ein Erbe habe. Die Mindes hätten nichts besessen. Erst durch seine Mutter sei das Geld in die Familie gekommen, das der Vater aber wieder verloren habe und noch jetzt sei das von ihr Eingebrachte noch nicht zurückerworben. „Und dies sagt Ihr an Eides statt, Ratsherr Minde?" fragt Peter Guntz. „Ja, Peter Guntz!" Ein Appell des alten Bürgemeisters an Gerdts Herz, er möchte aus christlicher Barmherzigkeit von seinem Recht ablassen, bleibt unberücksichtigt. Unerhört auch hier verlässt Grete den Saal.

Und nun verwirren sich ihr die Sinne. Schon vorher hatten sich Spuren von Trübungen ihrer Seele gezeigt. Der harte, ungewohnte Kampf um die Existenz, die Erniedrigung, die sie über sich ergehen lassen musste, die herbe Enttäuschung, die ihr die Freiheit brachte, der Tod des Geliebten und zuletzt die ihr angethane Schmach, der Schmerz und die Wut über das erlittene Unrecht verdüstern ihr den Verstand. Ratlos irrt sie in der Stadt umher und findet, als der Abend hereingebrochen ist, in einer Scheune Unterkunft. Und hier in Verblendung der Sinne übermannt sie das Gefühl des Hasses und der Rache. Um ihre Vaterstadt zu vernichten, legt sie Feuer an. Sie ersteigt einen Festungsturm, um sich von hier aus an dem Anblick der brennenden Häuser zu erlaben. Dann eilt sie zu ihrem einstigen Wohnhaus und entzündet es und entführt vor den Augen der vor Angst gelähmten Trud deren Knaben. Mit ihm und ihrem eigenen Kind ersteigt sie den Stephansturm. Und hier steht sie nun, während die ganze Stadt unten ein Feuermeer bildet. Aller Blicke sind nach der Höhe des Turmes und auf sie gerichtet. „Unter denen, die hinaufwiesen, war auch Gerdt. Den hatte sie mit ihrer ganzen Seele gesucht, und jetzt packte sie seinen Knaben und hob ihn auf das Lukengebälk, dass er frei dastand und im Widerschein des Feuers von unten her in aller Deutlichkeit gesehen werden konnte. Und Gerdt sah ihn wirklich und brach in die Knie und schrie um Hülfe, und alles um ihn her vergass der eigenen

Not und drängte dem Portal der Kirche zu. Aber ehe noch die Vordersten es erreichen oder gar die Stufen der Wendeltreppe gewinnen konnten, stürzte die Schindeldecke prasselnd zusammen, und das Gebälk zerbrach, an dem die Glocken hingen, und alles ging niederwärts in die Tiefe“ . . .

Schon diese Skizze zeigt Ihnen, wie viel Fontane stofflich zur Überlieferung hinzugethan hat. Auch wie er die Personen und Ereignisse für die künstlerische Darstellung zustutzte, ist schon aus der Analyse ersichtlich. In erster Reihe hat der Dichter alles in eine höhere Sphäre gehoben nnd es sich dann angelegen sein lassen das Sinken der Heldin in den niedern Stand begreiflich zn machen. Die historische Grete Minde hing sich an einen losen Buben, wie die Überlieferung sagt, an einen fahrenden Mann, wie wir sagen würden. Die Heldin der Dichtung flieht mit einem ebenbürtigen Jugendgespielen. Dass sie in Gesellschaft von Fahrenden geraten, erklärt sich hinlänglich eben daraus, dass sie von besserer Herknnft sind. Denn dadurch ist ihnen die Kenntnis des Lebens der Arbeit entzogen, in das der Arme nud niedrig Geborene nur zu früh einen Einblick erhält. So ermangeln sie der Vorbereitung für einen ehrsamen Beruf. Ihre Flucht ist ein unbesonnenes, phantastiches Unternehmen, das in der Jugendlichkeit der Personen seine Erklärung findet. Aber der Dichter suchte es auch tiefer, durch ein sittliches Monument zu begründen. Darum lässt er beide ohne Mutterliebe aufwachsen. Beide entbehren der liebenden Sorgfalt der Eltern, die allein den Kindern das Heim zn einer Stätte des Friedens und der Freude macht.

Solche fundamentale Unterschiede im Charakter des Stoffes lehrt schon die Aualyse. Von der sonstigen künstlerischen Eigenart der Dichtung aber kann keine Skizze eine Vorstellung geben. Die verschafft nur die eigene Lektüre. Schon „Grete Minde“ zeigt in der Entwicklung der Fabel, im Aufbau der Handlung, in der Verteilung der Motive, in der Art, wie die wichtigeren durch Winke und Andeutungen hervorgehoben werden, jene feine Struktur, die die Fontaneschen Dichtungen wie zarte Gewebe erscheinen lässt. Kein grösseres Motiv erfahren wir unvorbereitet. Es ist, als wenn der feine Sinn des Dichters sich dagegen sträubte, uns etwas Unvermutetes erfahren zn lassen. Alles ist leise, aber von langer Hand vorbereitet, nichts geschieht unvermittelt. Wenn er erzählen will, dass sich die Kinder im Walde verirren, flicht er, um uns in Stimmung zu versetzen und uns sachte zu dem Erlebnis hinzuleiten, vorher die Erzählnng der Tangermündischen Sage von der Jungfer Lorenz ein, die sich in demselben Walde verirrte und von einem Hirsch aus der Tiefe des Forstes heraus bis an das Thor und in die Mitte der Stadt getragen wurde. — Wir haben gesehen, wie die Nonnen von Arendsee zuletzt in Gretes Schicksal eingreifen. Das geschieht nicht,

Digitized by Google

ohne dass schon vorher von ihnen einmal vorübergehend die Rede ist. Nach der heftigen Scene zwischen Trud und Grete verlangt jene von Gerdt die Entfernung der „Hexe“ aus dem Hause. „Wohin mit ihr?“ fragt Gerdt. „Ich hab an die Nonnen von Arendsee gedacht“, erwidert Trud. „Das ist nicht zu nah und nicht zu weit. Und da gehört sie hin. Denn sie hat ein katholisch Herz.“ (S. 92). — Einige Zeit vor dem Tode des alten Minde wird in rührend zarter Weise auf sein Verscheiden hingewiesen. Beim Maienfest erscheint auch er. Und kaum ist er vom Pferde gestiegen und hat Platz genommen, so pflückt Grete Blumen und sagt: „Soll ich Dir einen Kranz flechten?“ Aber der Alte lächelte: „Noch nicht, Grete. Ich warte noch ein Weilchen.“ Und sie sah ihn mit ihren grossen Augen an und küsste stürmisch seine welke Hand. Denn sie wusste wohl, was er meinte“. Übrigens ist der Ausdruck „sie küsste seine welke Hand“ eine Reminiszenz an Goethes Faust (V. 2699).

„Vielleicht hat dankbar für den heil'gen Christ,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküsst!

Gerdts Geiz und Habsucht wirkt am Schluss bestimmend auf das Schicksal Gretens. Deshalb wird früh, aber ganz nebenbei und scheinbar absichtslos auf diesen Charakterzug hingewiesen. Bei der Schilderung des Weihnachtsabends, an dem Greten neue Kränkung widerfährt, heisst es von dem Knaben des Bruders, dass er nach den Lichtern des Baumes haschte und vor allem nach dem Goldschaum, der reichlich in den Zweigen glitzerte. „'s ist Gerdts Kind“ sagte Grete, der ihres Bruders Geiz und Habsucht immer ein Abscheu war.“ (S. 66) Ja, weil der Zug so wichtig wird, begründet ihn Fontane tiefer und giebt uns zu verstehn, dass er die Schwäche von der Mutter geerbt hat. Denn sie trug, erzählt Regine Greten, immer selbstgebleichtes Linnen. Und warum trug sie's? Weil sie geizig war; und es sollt immer mehr und mehr werden. Denn sie war eines reichen Brauherrn Tochter, und alles Geld, das wir haben, kommt von ihr“ (S. 22). — Was in der Überlieferung der alleinige Anlass der Brandstiftung ist: die Verweigerung des Erbes wird bei unserm Dichter zur letzten treibenden Ursache des furchtbaren Ausganges. Auch auf dieses wichtige Motiv wird, lange bevor es entscheidend eingreift, angespielt und früh wird es vorbereitet. Der Scene ist schon gedacht, in der Grete vor Valtin ihr Herz ausschüttet und er sie aufrichtet mit dem Versprechen, alles, was sie nur wolle, für sie zu thun. Das hat sie hören wollen. Das, das!, heisst es. Und nun ist sie wie umgewandelt und träumt eine selige Zukunft. „Wir wollen aushalten, wie Du sagst, ruft sie beglückt aus, und wollen hoffen und harren, bis wir gross sind und unser Erbe haben. Denn wir haben doch eins, nicht wahr? Und haben wir das, Valtin, so haben wir uns, und dann haben wir die ganze Welt! (S. 63.) —

Natürlich lässt es sich der Dichter auch angelegen sein, ein besonders wichtiges Moment der Dichtung: das seltsame äussere Schicksal der Heldin begreiflich zu machen und von innen heraus mit ihrer Charakteranlage zu begründen. Grete ist eine von jenen häufigen Frauengestalten, wie sie Fontane besonders gerne schildert, die, von einer unbestimmten Sehnsucht erfüllt, mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit leben und schliesslich ihrer starken Phantasie zum Opfer fallen. Sie wird zur Abenteuerin, nicht bloss weil ihr daheim die Liebe fehlt, weil sie hart behandelt wird, sondern auch weil ihr das Ferne, Ungewöhnliche im Lichte der Verklärung erscheint. Von ihrer Doppelexistenz hier auf der Erde und im Reich der Träume hören wir oft. Valtin hat ihr einmal von einem Thal erzählt, das tief in Bergen läge, über das der Sturm drüber hinginge, in dem kein Krieg wäre und die Menschen einander liebten. Das Thal sah Grete nun im Wachen und in Träumen. Viele Wochen lang. Und sie sehnte sich danach und wollte hin (S. 60). Ein ander Mal sagt sie: „Nun sieh, Valtin Du weisst, ich bin immer weit fort; weit fort in meinen Gedanken“ (S. 80). Und der Dichter berichtet von ihrer Gewohnheit, vor dem Einschlafen sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. „Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehn und der Seewind ging, und es war Nachtzeit und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war gross und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht. Ihr Trotz wurde Demut und an Stelle des bösen Engels, der ihren Tag beherrscht hatte, sass nun ihr guter Engel an ihrem Bett“ (S. 65 f.). Auch Gretens furchtbare, im Irrsinn verübte Unthat sucht der Dichter aus ihrer ursprünglichen Anlage, ihrer Natur zu erklären. Und nicht bloss aus ihrem Hasse, dessen er sie recht fähig zeigt, leitet er sie her, sondern sie fliesst in echt menschlicher Tragik zugleich aus einer edlen Eigenschaft. Darum lässt er sie sagen: „Ich kann kein Unrecht sehen. Und wenn ich's seh, da giebt es mir einen Stich, hier grad' ins Herz, und ich möchte dann weinen und schrein“ (S. 56) . . und ein zweites Mal wiederholen: „Ich mag kein Unrecht sehen und auch keines leiden.“ (S. 83).

Dieses Bestreben des Dichters, die Vorgänge leise vorzubereiten und miteinander zu vermitteln, nichts geschehen zu lassen als was schon angekündigt ist, so dass die Begebenheiten und ihre äusseren wie inneren Ursachen wie die Fäden eines Netzes miteinander verknüpft erscheinen, ist nicht bloss die Zierde eines Kunstwerks, sondern im tiefsten Wesen der Poesie begründet. Poesie ist verklärte Wirklichkeit oder wie es Jacob Grimm mit herrlichen Worten ausgesprochen hat: „Die Poesie ist nichts anders als das Leben selbst, gefasst in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache.“ Und wie im Leben und im Lauf der Welt Ursache und Wirkung aufs innigste verkettet sind, so muss auch in ihrem Abbild, der

Dichtnng, das Gesetz der Causalität sichtbar sein. Wie moderne Dichter, besonders Fontane, Ibsen und Gerhart Hauptmann dieser Forderung gerecht werden, das ist der Determinismus, übertragen auf das Gebiet der Kunst.

Ich habe zu zeigen gesucht, wie viel Fontane hinzuthut, um aus dem überkommenen Stoff eine Dichtung zu gewinnen. Meist liess er dabei die eigene Phantasie walten. Allein für einige Züge benutzte er die Überlieferung. Um die Chronologie blieb er dabei freilich unbekümmert. So haben in der That Puppenspieler im Rathaus zu Tangermünde eine Vorstellung des „Jüngsten Gerichts" gegeben und es ereignete sich auch dabei ein Brandunglück, wie der Dichter erzählt. Aber die Begebenheit, die uns Ritner berichtet, fiel ins Jahr 1646, beinahe dreissig Jahre später als Fontane sie geschehen lässt. Eine zweite von Ritner unabhängige Darstellung des Vorganges giebt Sebaldus, Breviarium historicum p. 432. Dass der Dichter ihn sich nicht entgehen liess, wird man begreifen. Denn einmal:

„Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern."

Dann aber, welchen Vorklang musste die Aufführung des „Jüngsten Gerichts" für eine Erzählung geben, die mit einem so furchtbaren Strafgericht schliesst! Welch symbolische Bedeutung gewinnt das Spiel! Die packende Schilderung, die er von seinem Wesen und Inhalt entwirft, giebt er übrigens ganz aus Eigenem, ohne irgend eine Vorlage, etwa das mittelalterliche Mysterium, das dieses Thema behandelt, benutzt zu haben (Mone, Schauspiele des Mittelalters 1, 273 f. „Das jüngste Gericht", hrsg. von Nic. Senn v. Buchs-Werdenberg. Teufen 1869. August Hartmann, Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1880 p. 412 ff.)

Auf ihrem letzten Spaziergang vor der Flucht erzählt Grete ihrem Valtin bei dem Anblick des Dorfes Fischbeck von ihrem Pfarrer, der Sohn eines Fischbecker Bauern war und seines Vaters Pferde hüten sollte, ihm aber im Drang nach Höherem entlief und schliesslich am selben Ort Prediger wurde. „Und sein Vater hat es noch erlebt". (S. 79.) Diesen Zug fand Fontane in Pohlmanns Geschichte von Tangermünde. (S. 239.) Aber hier wird der interessante Lebenslauf von Lorenz Prätorius, dem zweiten Prediger an der Stephanskirche, erzählt, der ein Zeitgenosse Grete Mindes war und 1626 starb.

Wie Fontane hier sorglos auf einen Namenlosen und an einem andern Ort Lebenden überträgt, was in Wirklichkeit für einen bestimmten, in Tangermünde ansässigen Geistlichen zutraf, wie er bei der Gestaltung der Fabel mit der Überlieferung souverän schaltete, so hat er auch sonst die äussere Geschichtlichkeit bewusst verletzt. Aus Küsters Antiquitates Tangermundenses, die er wahrscheinlich benutzte und auf die ihn

das von ihm, wie wir noch sehen werden, sicher herangezogene Bekmannsche Werk verwies (Bekmann 5 Thl. I. Bnch VI. Kap. Sp. 35), aus den Antiquitates konnte er ersehen, dass die beiden Bürgemeister Tangermündes in dem Jahre der Brandstiftung Caspar Helmreich nnd Peter Asseburg waren. Er aber lässt Peter Guntz damals an der Spitze des Regiments stehn, von dem wir nur wissen, dass er i. J. 1598 das Scepter führte, während er 1617 anscheinend längst tot war. Und bei der Aufzählnng der Ratsherren (S. 153) bedient er sich ansser bei Caspar Helmreich, der aber, wie gesagt, Bürgemeister war, fingierter Namen obgleich ihm an derselben Stelle die authentischen zu Gebote standen.

Ganz am Schlnss der Dichtung erscheint der altmärkische Landeshanptmann. Foutane giebt ihm den Namen Achaz von der Schulenburg. So hiess in der That einmal der nnmittelbare Vertreter des Kurfürsten in der Altmark. Nur lebte er zwei Menschenalter später und wird als Truppenführer 1675 beim Anmarsch der Schweden genannt. Das konnte Fontane etwa ans Pohlmanns „Historischen Wanderungen dnrch Tangermünde (Tangermünde 1846, S. 68) erfahren. Dass er dieses Buch benntzt hat, möchte sich darans ergeben, dass hier unter den angesehenen Familien der Stadt die Zernitze und Guntz aufgezählt werden (S. 99 f.). Wirklich hiess der Mann, der i. J. 1617 das höchste Amt in der Altmark bekleidete, Thomas von dem Kuesebeck. Es ist der selbe, dessen Büste nächstens das Denkmal Johann Sigismunds in der Siegesallee zeigen wird. Auch diesen Namen konnte Fontane ans Bekmann entnehmen, der alle Landeshauptlente, soweit sie bis zu ihm hin festzustellen waren, nennt (Bekmann 5. Thl. 1. Buch 1. Kap. Sp. 55). Ebenso war es ihm ein Leichtes, aus seiner Beschreibnng von Arendsee zn erfahren, dass die damalige Domina des Klosters Eva Margarita von Wartenberg hiess. Foutane nennt sie v. Jagow. Neben ihr führt er noch die Namen einiger anderer an: Ilse von Schulenbnrg, Barbara v. Rundstedt, Adelheid v. Rademin, Mette v. Bülow. Zwei dieser Namen sind nicht rein fingiert, sondern einer Urknnde vom Jahre — 1481 entnommen, die die siebzig Insassen des Nonnenklosters aufzählt. Die Urkunde ist unter den genannten Büchern nur bei Bekmann (1. Bnch 9. Kap. Sp. 36 f.) abgedruckt und damit gewinnen wir die Thatsache, dass nnser Dichter dieses hente noch für jeden märkischen Forscher nnentbehrliche Buch herangezogen hat. In ihm konnte Fontane auch lesen, (V. Teil 1. Bnch 9. Kap. Sp. 28), welchen Namen der damalige Pfarrer von Arendsee führte, den er Roggenstroh nennt. Er hiess Steff. Thnritz. Nnr der Prediger Gigas amtierte wirklich in der Zeit in Tangermünde. Doch fehlt ihm in der Überlieferung jeder persönliche Zug. Die prächtige Gestalt der Dichtung ist Fontanes freie Erfindung. Küster berichtet von ihm, dass er eine rühmliche Gelehrsamkeit besass nnd deshalb zu einer religiösen Unterredung mit einem bekannten Theologen bernfen wurde

(III, 76). Daher vermute ich, dass Fontane das Küstersche Buch gekannt hat. Denn von dort mag er die Anregung empfangen haben, ihn von dem Kurfürsten zu einem Religionsgespräch einladen zu lassen (S. 70 Zwar erzählt auch Bekmann (V. Tl. 1. Buch 6. Kap. Sp. 13), dass Gigas den Unterredungen beiwohnte, die im September und Oktober 1614 auf Befehl des Kurfürsten in der Nicolaikirche zu Berlin von den kirchlichen Inspektoren abgehalten wurden und das könnte Fontane auch schon zu seiner Erfindung angeregt haben, allein es ist schon aus einem anderen Grunde wahrscheinlich, dass unser Dichter den Küster benutzte. Wenn er auf dem Titel seiner Erzählung sagt „Nach einer märkischen Chronik", so ist doch anzunehmen, dass er mindestens Ritners Bericht gekannt hat. Dass ihm der aber in dem Küsterschen Abdruck zugänglicher war als im Original oder vielleicht allein zugänglich, ist oben (S. 391) bemerkt Fontane hat sich von Gigas eine ganz persönliche Vorstellung gemacht, wenn er von seinen roten Augen spricht, die der Wimpern entbehren (S. 300). Ganz in seiner Art und reizend erfunden ist dann der Zug, dass dieser ernste Mann, als ihm die hübsche Trud entgegenkommt, sich aufrichtet und grader geht als gewöhnlich. „Nicht zu glauben! . . . Und ist so alt und so fromm", murmelt die alte Magd, die das sieht (S. 30).

Wie aber Fontane inbezug auf die Namen willkürlich verfährt und die Chronologie verletzt, so erfindet er auch Thatsachen, die historisch nicht begründet oder jedenfalls nicht erweislich sind. Er lässt den Kurfürsten in Tangermünde weilen, ohne dass irgendwo in der Ueberlieferung von einem Besuche der Stadt durch den Landesherrn die Rede ist. Bezeichnender Weise spricht er auch immer nur von dem Kurfürsten, ohne ihm den Namen Johann Sigismund beizulegen, wie er auch, was sehr bemerkenswert ist, nirgends die Zeit oder auch das Jahrhundert geradezu nennt, in dem sich die Vorgänge abspielen. Wohl aber ist er, wie wir noch sehen werden, bemüht, mittels innerer Momente zu datieren. Indem er sich aber in bewusster Tendenz mit der Ueberlieferung in Widerspruch setzt oder über sie hinausgeht, indem er die Begebenheiten seiner Dichtung weit überwiegend frei erfindet, baut er sich eine eigene, zwischen Realität und Irrealität schwebende, unbestimmte Welt. Nicht die Wirklichkeit, die doch nicht zu erreichen war, will er geben, sondern ihr verklärtes Abbild nach dem Worte Schillers:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Und er durfte auf die äussere Geschichtlichkeit verzichten, weil er sich bewusst war, die innere, den Geist der Zeit getroffen zu haben.

Die Epoche, in der sich Grete Mindes Schicksal abspielt, ist hauptsächlich durch ein Moment bezeichnet: die erbitterten Glaubenskämpfe.

Der Katholik steht dem Protestanten schroff gegenüber, und innerhalb der evangelischen Religion befehden sich Lutheraner und Calvinisten mit einem Eifer und Fanatismus, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Und diesen entscheidenden Zug der Zeit greift Fontane mit dem seherischen Blicke des rückwärts gewandten Propheten auf und verwebt ihn aufs innigste mit seiner Dichtung, der er dadurch erst den weltgeschichtlichen Hintergrund giebt. Darum wird der religiöse Gegensatz zu einem treibenden Motiv in dem Schicksal der Heldin. Ihre Mutter war Katholikin. Sie selbst steht im Verdacht katholischer Neigungen. Der Hass, den die streng lutherische, bigotte Trud gegen sie hegt, wurzelt zunächst in dieser Verschiedenheit des Glaubens.

Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Darum auch gewährt Fontane dem Besuch des Kurfürsten, der die Toleranz gegenüber der Unduldsamkeit vertritt, einen breiten Raum und man begreift, warum er so lange bei der Predigt verweilt, die Gigas, der Repräsentant des Luthertums, vor dem calvinistischen Kurfürsten zu halten hat. Darum auch die Gegnerschaft der Domina des Klosters in Arendsee und des hartgläubigen Pfarrers Roggenstroh (vergleiche auch, was S. 28 von der Werkheiligkeit gesagt wird).

Übrigens lässt Fontane den Kurfürsten in der Unterredung mit Gigas einen seine milde Gesinnung ausdrückenden Ausspruch thun (S. 70f) in einer Weise, als citiere er dabei wörtlich den Bericht von Chronisten. Der Ausspruch ist ganz im Geiste der von Johann Sigismund bezeugten Anschauungen. Aber wörtlich überliefert finde ich ihn nirgends. Und von Chronisten dieser Zeit, die so etwas melden könnten, ist mir und nicht nur mir, auch bewährten Historikern, die ich befragt habe, nichts bekannt. Ich glaube, dass auch hier eine freie, aber berechtigte Erfindung Fontanes vorliegt.

Mit dieser innern Geschicklichkeit verbindet sich die ethische Vertiefung des Stoffes, der ins Allgemein-Menschliche erhoben und an das ewige Gesetz von Schuld und Sühne geknüpft wird. Der Dichter hat sich bemüht und es ist ihm auch gelungen, in seiner Heldin eine liebenswerte Gestalt zu schaffen, der wir unser Mitgefühl zuwenden, aber schuldlos steht sie nicht da. Gewiss, in erster Reihe ist sie ein Opfer der sie umgebenden Verhältnisse. Immer wieder betont der Dichter, dass ihr die rechte Liebe mangelte, dass man ihr kein Herz entgegenbrachte. „Und wo das Herz fehlt, da fehlt das Beste“ (S. 91). Aber sie hat auch ihren thätigen, verantwortlichen Anteil an dem Verhängnis, das über sie hereinbricht. Sie handelte eigennützig, als sie den im Grunde widerstrebenden Jugendgenossen zur Flucht bewog. Sie gesteht es selbst, als er auf dem Sterbebette liegt. „Ich bin schuld

an Deinem Elend und nun bin ich schuld an Deinem Tod . . Ich liebte Dich so sehr. Aber nicht genug, nicht genug, und es war nicht die rechte Liebe. Sonst wär' es anders gekommen, alles anders" . . . . Denn sieh, ich habe nnr an mich gedacht; das war es; da liegt meine Schuld (S. 116 f.).

Fontane hat also — das haben wir gesehen — die äussere geschichtliche Wahrheit absichtlich verletzt und sich an das Dichterwort gehalten: „Genug, den Poeten bindet keine Zeit", dafür aber die innere, den Zeitgeist meisterhaft getroffen und dabei zugleich das Zeitlose, das ewig Geltende im Auge behalten. Sollte er nicht aber seinen Sinn anch anf das gerichtet haben, was man Zeitcolorit nennt, er, der wenige Jahre nach der „Grete Minde" im „Schach von Wuthenow" ein unvergleichliches Muster eines Zeitgemäldes schuf? In der That war er anch darauf hedacht. Zunächst nach der sprachlichen Seite hin, indem er, was die citierten Stellen schon erkennen liessen, eine leise archaisierende Diktion verwendet. Ich muss freilich gestehn, dass mir persönlich diese altertümliche Färbnng nicht zusagt, dass ich den Dichter hier nicht glücklich finde. Das Altertümeln besteht im wesentlichen in der Syncope und Apocope von Flexionssilben, in der Anwendung des unflektierten Adjektivs. Also Fontane sagt zuweilen fein's für feines (S. 54), ein hässlich Kind (ebenda), Heimstätt', Sitt', Sach', bitt', mein' Nacht usw. Und diese Verstümmlungen sind nicht etwa bloss Elisionen, d. h. stehen vor Vokalen, sondern finden sich vor Konsonanten. Dass sie vor Vokalen eintreten, ist bei Fontane selbstverständlich, der auch in der Prosa stets mit eiserner Konsequenz und auf Kosten des Üblichen den Hiatns meidet. Hin nud wieder findet sich eine künstliche Form wie „wiewohlen", obwohlen" für „wiewohl", „obwohl" (S. 22), allemalen (S. 81) und audere. Einmal in der Ankündigung des Puppenspiels ist die Sprache des 17. Jahrhunderts und besonders die eigentümlich pomphafte Ausdrucksweise derartiger Mitteilnngen glücklich getroffen (S. 310).

Ausser durch die Sprache wird der Charakter der Zeit dnrch Beschreibung von Trachten (Kostüm der Frauen (S. 70), Trauerkostüm (S. 46), Radkranse des Predigers (S. 47), bezeichnender Sitten und Gebräuche (Thymianbusch an der Decke des Zimmers (S. 73), durch Angabe beliebter Speisen und Getränke (S. 132 Ulmer und Basler Lebkuchen, Deckelphiole mit Syrakuser Wein) angedeutet.

Sehr bemüht ist Fontaue um das Lokalkolorit. Die Burg von Tangermünde, das Wahrzeichen der Stadt, die Karl IV. ausbauen liess, auf der ein brandenburgischer Kurfürst geboren wurde, wird zum Schauplatz wichtiger Sceuen. Mit historischen Reminiszenzen, die sich an die Stadt oder Umgegend knüpfen, wird nicht gespart. Auf die grosse Schlacht an der Tanger zwischeu Deutschen uud Slawen i. J. 983 wird angespielt. Von dem Schatz in der Tangermünder Kirche, mit dem der verabschiedete Kanzler v. Buch seinen gefangenen Kurfürsten Otto IV mit dem Pfeil

löste, ist die Rede (S. 78 f.). Wie kunstvoll die Sage von der Jungfrau Lorenz benutzt wird, haben wir vorher gesehen (oben S. 400). Auch auf eine Stendalsche von einer eingemauerten Nonne (deren Existenz ich jedoch nicht festzustellen vermag und nicht bei Weiss (Die Sagen der Stadt Stendal) noch bei Temme (Die Volkssagen der Altmark) finde), beruft sich Grete einmal (S. 60), wie auch vom Stendalschen Roland die Rede ist (S. 22). Die typische Erscheinung, dass Nachbarstädte in einem Neck- und Spottverhältnis zu einander stehn, hat sich der Dichter mit Glück zu Nutze gemacht. So sagt Regine einmal verächtlich: 's war eine Stendalsche, weiter nichts (S. 22), während den Gardelegern eine vornehme Art zugeschrieben wird. Es giebt eine alte Charakterschilderung der sieben altmärkischen Städte in niederdeutscher Mundart:

Die Stendalschen drinken gerne Wien.
De Gardeleger wülln Junker sien.
De Tangermündschen hebben Moth.
De Soltwedler hebben dat Goth u. s. w.

Diese Verse verwendet Fontane ebenfalls in freier Weise (S. 112). Er könnte sie aus Temmes Sagen der Altmark (S. 51) geschöpft haben. Allein ich fand sie auch ohne jede Quellenangabe in der Zeitschrift „Der Bär", Jahrg. 1879 (S. 92) citiert. Es ist sehr wohl möglich, dass gerade zu der Zeit, da Fontane mit der Dichtung beschäftigt war, sie ihm an dieser Stelle vor Augen kamen und er dadurch angeregt wurde, von ihnen für sein Werk Gebrauch zu machen.

Eine poetische Lizenz gestattet er sich auch hier beim Herausarbeiten des Lokalen. Er erzählt, wie Grete Minde, als sie vom Bruder abgewiesen aufs Rathaus geht, ihr Recht zu fordern, an der Rückwand des Hauses den schönen Spruch liest:

Hastu Gewalt, so richte recht.
Gott ist dein Herr und du sein Knecht.
Verlass dich nicht auf dein Gewalt,
Dein Leben ist hier bald gezahlt.
Wie Du zuvor hast 'richtet mich,
Also wird Gott auch richten dich;
Hier hastu gerichtet nur kleine Zeit,
Dort wirstu gerichtet in Ewigkeit.

Er verwertet die Verse dann noch weiterhin. Nun sind sie aber nicht im Tangermünder Rathaus zu lesen, sondern sie befanden sich auf einer Tafel, die vor der Ratsstube in Stendal hing. (Bekmann V. Teil, 1. Buch, 2. Kap., Sp. 143. Götze, Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal, Stendal 1873, S. 8).

Ich habe vom Standpunkt, den Fontane bei der Gestaltung des Stoffes gegenüber der Überlieferung einnahm, von der Art und dem Wesen der Dichtung, ihrem Charakter ein Bild zu geben versucht, und

möchte zum Schluss auf den Stil hinweisen, den der Dichter im ganzen für sein Werk gewählt hat.

Man hört wohl sagen: Fontane sei in seinen Schöpfungen immer derselbe, seine so persönliche Eigenart kehre immer wieder und gebe allen seinen Dichtungen dasselbe Gepräge. Wäre das wahr, so wäre er nicht der grosse Künstler, den wir in ihm nicht minder verehren als den trefflichen Humoristen, den geistvollen Plauderer, den tiefsinnigen Menschenkenner und weisen Beobachter des Weltlaufs. Wie jeder bildende Künstler seine Manier hat, auch der grösste, wie wir Botticelli und Michel Angelo, Raphael und Rubens in allen ihren Werken wiedererkennen, so hat auch jeder Dichter seinen Ton, auch der grösste: Shakespeare so gut wie Goethe, Lessing so gut wie Schiller. Und so hat auch Fontane seine bestimmte, persönliche Note. Allein es gehört zu den elementarsten Forderungen der Kunst, den Stil eines Werkes dem Stoff anzupassen. Ja, man kann sagen: bei einem wirklichen Dichter bringt jeder Stoff seine eigene Form mit sich. Wer alle Vorwürfe gleichmässig behandelt, ist ein Stümper. Und so hat denn auch Fontane in der „Grete Minde" die Darstellungsart mit tiefer Weisheit und echtem Kunstverstand dem Charakter des Stoffes entsprechend gewählt. Er, der treffliche Kenner der englischen, nordischen und deutschen Volksballaden hat sichtlich deren Stil zum Vorbild genommen, jenen Stil, bei dem die Poesie nicht zu ruhiger Entfaltung und gleichförmigem epischen Fortschreiten gelangt, sondern, wie Wilhelm Grimm schön sagt (Deutsche Heldensage S. 365), auf einem in der Höhe genommenen Standpunkt ruht, wo das Auge, über die Ebenen wegschauend, nur auf vorragenden Gipfeln verweilt. Fontane selbst hat für diesen Stil die Bezeichnung „balladesk" geprägt. Er, der in seinen das moderne Leben widerspiegelnden Romanen, wie auch in „Vor dem Sturm" zur behaglichsten Breite anlädt, ist in der „Grete Minde" lakonisch. Nur die hervorspringenden Momente der Handlung giebt er. Wir erfahren beispielsweise, dass Grete mit Valtin flieht, aber welchen Eindruck das auf die Nächsten macht, auf Gretes Bruder und Schwägerin, auf Valtins Eltern, davon hören wir nichts. Erst drei Jahre später finden wir das Paar wieder. Und da sind der alte Zernitz und Emrentz, Regine und der Prediger Gigas vom Schauplatz verschwunden. Und mancher könnte fragen, warum die überall abgewiesene Grete nicht zu ihrem alten Gönner und Beschützer ihre Zuflucht nimmt? Die Antwort darauf würde lauten, dass — vorausgesetzt dass Gigas noch am Leben ist — wohl Scham und ihr Schuldbewusstsein sie hindern, ihren einstigen geistlichen Berater aufzusuchen.

Dass Fontane diesen rhapsodischen Stil wählte, mag er sich nun mit klarem Bewusstsein Rechenschaft darüber abgelegt haben oder mag es mehr instinktiv geschehen sein, die Wahl ist ein Ausfluss seines

realistischen Empfindens, des Gefühls, dass man bei einem so lang zurückliegenden Ereignis das Einzelne nicht mehr wissen könne nnd sich begnügen müsse, die Hauptmomente, wie sie etwa in der Erinnerung des Volkes haften geblieben wären, herauszuheben. Die historischen Romane, in denen auch das Unbedeutende haarklein geschildert, das, was wir nicht mehr wissen können, mit peinlicher Sorgfalt verzeichnet wird, gegen die musste sich seine gesunde Anschauung sträuben.

Dieser volksmässige Stil hat Fontane auch veranlasst, so reichlich Volkslieder und Volksreime in die Dichtnng einzustreuen. (S. 34. 57. 64. 115), hat ihn bestimmt ein Volksfest zu schildern und Sagen und Märchen zn verwenden. Vielsagend wird gleich im Beginn auf das vom Machandelboom angespielt (S. 298).

Aus dieser Darstellungsform zieht auch die Behandlung des Stoffes Gewinn, indem er dadurch etwas Schattenhaftes, fast Gespenstisches erhält. Besonders am Schluss wird das Grausige dnrch sie diskret gemildert und der Dichter gewinnt die Möglichkeit das Furchtbare sänftigend zu verklären. Und noch einen Vorteil bot ihm die Anwendung dieser Methode. Wovon Gebrauch zu machen der rein realistische Stil ihm verboten hätte, das gestattet ihm der volksmässige, nämlich jene dritte Welt zu streifen, die die Poesie zur Anschauung zu bringen vermag, die Welt der Ahnungen und Träume. Kühn greift er ins Gebiet geheimnisvoller Mystik. Eben hat man Gretes Vater ins Grab gesenkt. Die ihm das letzte Geleit gaben, haben den Kirchhof verlassen. Sie ist allein zurückgeblieben und sitzt auf der Bahre. Eine trübe, ahnungsvolle Stimmung ergreift sie. Sie will beten, aber sie kann nicht . . . . Plötzlich sieht sie auf, und gewahrt, dass das Abendrot in den hohen Chorfenstern steht und dass alles um sie her wie in lichtem Feuer glüht: die Pfeiler, die Bilder, die hochaufgemauerten Grabsteine. Da ist ihr, als stehe die Kirche rings in Flammen und von rasender Angst erfasst, flieht sie (S. 49) . . . . Jahre sind seitdem vergangen. Grete hat eben das Zimmer des Klosters Arendsee verlassen, in dem sie die 95jährige Domina empfangen und ihr versprochen hat, ihrem Valtin ein ehrliches Begräbnis zu gewähren. Die Domina und ihre Vertraute sind allein. Die Domina sagt: „Unglücklich Kind. Sie hat das Zeichen." „Nicht doch; sie hat schwarze Augen. Und die hab ich auch", entgegnet Ilse von Schulenburg. „Ja, Ilse. Aber Deine lachen und ihre brennen." „Du siehst zu viel, Domina." „Und Du zu wenig. Alte Augen sehn am besten im Dunklen. Und das Dunkelste ist die Zukunft." Drei Tage später kommt ein Bote des Landeshauptmanns, um vom Kloster für das brennende Tangermünde Hilfe zu erbitten. Die Domina fragt nach seinem Begehr. „Gute Nachricht?" „Nein, böse. Tangermünde liegt in Asche." „Und Grete?" „Mit unter den Trümmern." „Armes Kind: . . . Ist heute der dritte Tag . . . . Ich wusst es . . . ."

So hat ein märkischer Dichter einen heimatlichen Stoff gestaltet. Frei und souverän schaltete er mit dem Rechte des Genius mit der Überlieferung, nicht anders wie siebzig Jahre vor ihm Heinrich von Kleist im „Michael Kohlhas“ oder bei der Dramatisierung der Geschichte des Prinzen von Homburg verfuhr. Und ist auch seine Dichtung keine diesem unvergleichlichen Drama, dieser grössten poetischen Schöpfung der Mark ebenbürtige That, so schuf er doch ein Werk voll echter Poesie und von jener Tragik, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.

Kleinere Mitteilungen.

Oderberg in der Mark vor 50 Jahren und heute. Anfangs der fünfziger Jahre, als Oderberg noch ca. 1800 Einwohner zählte, wo das Wasser der neuen Oder von Stützkow, Stolpe und Hohensaathen herauf noch freien Spielraum hatte und die Fischer noch mit dem grossen Garnnetz auf den Oderberger Seen fischen konnten, waren bei eingetroffenem Hochwasser im Frühjahr die Fischer infolge Sturmes oft genötigt, ihre Kähne an irgend einem Obstbaum in den Gärten zwischen Oderberg und Hohensaathen festzulegen. Nach solchem nächtlichen Sturm hörte man am andern Morgen sehr häufig, dass mehrere Kähne mit Ladung untergegangen und Schiffer dabei ertrunken seien. Der Schifferkirchhof, zwischen Oderberg und Hohensaathen belegen, legte davon Zeugnis ab.

Der Ackerbürger, welcher im Bruch seine Wiesen hatte, musste sein Heu, falls er es nicht auf die Höhe bringen wollte, auf Pfählen, gewöhnlich in Mannshöhe, um eine Stange in Haufen bringen, um es nicht vom Wasser beschädigen zu lassen. Der Preis des Heues wurde damals nach Schätzung des Haufens gehandelt und betrug nach heutigem Gelde und Gewicht pro 50 Kilo 75 bis 160 Pfg. Der Personen- und Wagenverkehr wurde bei Hochwasser nach Neuenhagen und Freienwalde täglich 1—2 Mal per Fähre bis Neuenhagener Fichten aufrecht erhalten. Den Kaufmanns-Güterverkehr unterhielt in der Regel das Einspänner-Fuhrwerk des Engros-Lumpenhändlers Gutherz vom Bahnhof Neustadt nach Oderberg. Das Fuhrwerk fuhr wöchentlich 1—2 Mal mit Lumpen nach Neustadt und brachte die Waren spät abends mit. Es war lustig mit anzusehen, als der Fuhrmann die Bärme zum Pfingstkuchen vergessen hatte. Der damalige Kaufmann Hülfer sandte deswegen andern Tages nach Neustadt einen Boten, welcher dann am hohen Nachmittag des letzten Tages vor dem heiligen Abend damit ankam. Wohl ein paar Dutzend Frauen hatten sich vor dem Hülferschen Laden aufgestellt und lauerten auf den Boten. Diese mussten sich von Vorübergehenden manche Utzerei gefallen lassen, die auch sogleich erwidert wurde. Natürlich war die Bärme, als sie ankam, im Nu vergriffen.

Bei der Kleidnng wurde damals nicht viel auf modernen Schnitt gesehen, namentlich bei uns Jungen nicht. Bekam solch nennjähriger Junge ein Paar neue Hosen, so wnrde darauf gehalten, dass dieselben bis zur Einsegnung passten.

Mir ist heute noch in Erinnerung, wo eine Frau zu dem Schneidermeister S. beim Hosenmassnehmen sagte: „August, moek se man den Jnngen recht volikommen!“

Mitte der fünfziger Jahre nach Beendigung der Melioration (Verwailnng) hob sich auch der Wohlstand der Wiesenbesitzer In den Jahren 1857—59 traten bei trocknen, heissen Sommern gute Henernten und hohe Preise ein, so dass der Händler das Heu nach Gewicht kaufte und schlankweg 1 Thaler 5 Sgr. bis 1 Thaler 10 Sgr. zahlte. Jetzt bekamen die niedrigen Wiesen einen höheren Wert, auch kamen ab und zn Tauschgeschäftc zwischen hohen und niedrigen Wiesen unter den Eigentümern vor.

Anfang der sechziger Jahre fing man schon an, einige Schneidemühlen zu bauen.

Das Holzlager auf dem See, welches vordem bis zum Blockhause resp. oberhalb des Teufelsberges lagerte, zog sich von Jahr zu Jahr mehr nach Oderberg. Die Grossgarnfischerei musste eingestellt werden. Das Aalstechen, ein uraltes Recht, welches alljährlich am Aschermittwoch auf dem See begann und ein Vergnügen der Einwohner war, wurde polizeilich verboten. Als Grund wurde Tierqnälerei angegeben. Sehr viele von den Einwohnern gingen weiter stechen, weil sie sich auf ihr schriftliches Urkundenrecht stützten. Leider wurden alle mit einem Strafmandat von 5 Thalern bedacht, die jeder zahlen musste, da eine Urkunde nicht mehr zu finden war. Das Aalschnurlegen wurde nicht als Tierqnälerei angesehen. —

Mitte der seehziger Jahre verlegte sich die Holzindustrie mehr und mehr von Liepe nach Oderberg, was zur Hebung Oderbergs viel beitrug. Durch die guten Verdienste in den siebziger Jahren bekam auch das Vereinsleben mehr Aufschwung. Man veranstaltete sogar schon Vereins-Maskenbälle, von denen man in den sechziger Jahren nnr vom Hörensagen wusste.

Auch die Ladengeschäfte stehen heute schon auf einem anderen Standpunkt. Sie bieten alles, was der Mensch irgendwie zur Leibesnahrung und Notdurft bedarf, von den feinsten Conserven bis herab zum alten Seehserkäse.

Gab es früher Einqnartierung, so mnsste der Soldat zufrieden sein mit dem, was jeder selbst in der Wirtschaft gewann oder von den Dörfern bezog, z. B. Oderberger, Lunower oder Paarsteiner Butter, Spickgans oder geräucherte Bratwurst u. s. w.

Heute liegt die Sache anders, da hat ein findiges Warenhaus den Lieferanten von den Dörfern Konkurrenz gemacht, indem es den Hausfrauen zur Einquartierung die Vorzüge seiner Margarine anpreist. Der Soldat scheint jedenfalls diese schönen Delikatessen in seiner Garnison nicht zu bekommen.

Eine Sache hat sich seit 40 Jahren nicht verbessert, vielmehr verschlechtert; die Übertretnng des 7. Gebots. Wenn da jemandem, wie es kürzlich passiert ist, ca. 12 Capitzen Heu gestohlen werden, so kann der

Eigentümer des Heues solches nicht ohne weiteres hingehen lassen, denn so viel Hen will doch faktisch verladen sein. Da ist es ihm nicht zu verdenken, wenn er eine anständige Belohnung für die Ermittelnng der Spitzbnben ansschreibt. Früher nahmen sie den Leuten höchstens eine halbe Capitze, und dies geschah doch bloss ans Schabernack.

Oderberger Ztg. 22. 9. 1900. B. in W.

Erinnerungen an Mord und Totschlag in der Mark Brandenburg.

Von Otto Monke.

1. Der Totschlag bei Sähle unweit Lychen. An der Chausee, die von Lychen nach dem mecklenburgischen Städtchen Fürstenberg führt, liegt zur rechten Seite, unfern von Sähle, hart am Wege der sogenannte Totschlag. Bis zu den sechziger Jahren lag dort ein Reisighaufen, auf welchen Vorübergehende nach altem Branche Zweige warfen. Dieser Totschlag verdankt seinen Namen folgender Begebenheit, von welcher mir im Oktober 1899 eine alte 75jährige Frau ans Himmelpfort, die Holz im Walde sammelte, erzählte.

Vor mehr als 100 Jahren ging ein Arbeitsmann ans der Lychener Gegend nach Fürstenberg, nm dort verschiedene Einkänfe zu besorgen. Zuletzt kaufte er noch ein Päckchen Nägel, die er lose in seine Hosentasche schüttete. Fast all sein Geld war ausgegeben; nnr noch einen Groschen hatte er in der Tasche. „Was sollst du den noch mit nach Hanse nehmen!“ dachte der Mann; alsbald trat er in den Laden des Kaufmanns Peters (jetzt Böss in der Baalseestrasse) ein nnd liess sich einen Schnaps einschänken. Als es aber ans Bezahlen gehen sollte, konnte er seinen Groschen nicht finden. Längere Zeit wühlte er mit der Hand unter den klimpernden Nägeln herum und sagte dabei: „Kann ich denn nnter euch Hnndert den einen nicht finden?“ Das hörte ein anderer Mann, der ebenfalls dort im Laden sein Schnäpschen trank. Kaum hatte der vernommen, woher der Mann sei, so eilte er ihm vorauf. Hinter einem Busch am Wege lanerte er dem Arbeitsmanne anf. Als nnn dieser seines Weges daher kam, sprang der Bösewicht plötzlich hervor und erschlng ihn. Kaufmann Peters aber sagte, als die Knnde von dem Morde nach Fürstenberg drang, zu seinen Gästen: „Nun seht mal, hat doch der Gandieb das gehört!“ Obgleich er nnn den Thäter genan beschreiben konnte, blieb derselbe doch unentdeckt. Zum Andenken an die schreckliche That warfen Vorübergehende Zweige auf die Stelle, wo der Mann erschlagen worden war. Zwar ist von dem Reisighaufen heut nichts mehr zu sehen; doch heisst der Ort bei Holzsammlern und Besingweibern noch heut „der Totschlag“.

So hat die alte Fran (Berg aus Himmelpfort) die Geschichte von ihrer Mntter gehört. Sie selbst hat noch Zweige auf den Hanfen geworfen, „damit man daran denke“, oder — wie sich ein Bauersmann aus dem nahe gelegenen Dörfchen Plan ausdrückte — „damit man wisse, wo der Mord geschehen sei“.

2. Der Totschlag bei Fürstenberg in Mecklenburg am Wege zwischen Fürstenberg und Menow an der mecklenburgischen Grenze. An

diesem Wege lag früher ein Reisighaufen, der die Stelle bezeichnete, wo einst ein Schornsteinfeger-Gehilfe nächtlicherweile seinen Meister erschlug. Der Bursche setzte seinen Weg fort und kam durch verschiedene Dörfer, sagte aber niemand etwas von der Sache. Endlich gelangte er nach Menz. Dort ging er zum Dorfschulzen und erzählte ihm, was er gethan habe; denn", sagte er, „ich kann nicht mehr weiter, immer geht der Meister dicht vor mir!"

Nach Mitteilung eines aus Neu-Globsow gebürtigen und jetzt im Dörfchen Plan bei Himmelpfort ansässigen Arbeiters, der mich über den Moderfitzer See fuhr.

Derselbe berichtete gleichzeitig über eine andere Begebenheit, die sich am Westufer des Grossen Stechlin-Sees zugetragen hat. Hier überraschten einst Grenzwächter eine Schmugglerbande, die mit einer ganzen Wagenladung unverzollter Waren aus dem Meklenburgischen über die Grenze gekommen war. Die Schmuggler entflohen, als sie der Grenzwächter ansichtig wurden, bis auf einen, der sein Gewehr auf einen der Beamten richtete. Doch traf er schlecht: die Kugel riss dem Grenzwächter nur den kleinen Finger fort. Nun schoss der Wächter und traf den Schmuggler mitten ins Herz. Darauf gaben die Wächter den Pferden einen Schlag und liessen sie laufen, wohin sie wollten; man wollte nämlich auf diese Weise herausbringen, wohin das Fuhrwerk gehöre. Die Pferde zogen den Wagen weiter bis nach Neu-Ruppin, wo sie vor dem Hause eines Kaufmannes Halt machten. Jetzt hatte man es heraus, wer Handel mit Schmugglerware trieb.

3. Der Mord bei Ruhlsdorf. Bericht des Försters Feist-Lanke über den Mord zwischen Ruhlsdorf und Prenden (Oberbarnim) vom 2. 11. 1900. „Der mit seinem eigenen Gewehr von einem Holzdieb (nicht Wilddieb) Namens Moldenhauer aus Ruhlsdorf erschlagene Forstbeamte war der in Prenden stationierte gräfl. von Redernsche Förster Scheibelich. Die That geschah am 23. oder 24. Dezember des Jahres 1840. (?) (Näher zu erfahren durch das Kirchenbuch des Pfarramtes zu Prenden oder durch den noch lebenden als Eisenbahnbeamten (Portier) in Gross-Lichterfelde, Bahnstrasse 14, angestellten Sohn Albert Scheibelich). Im Besitze des Gewehres befinde ich mich schon seit länger denn 15 Jahren nicht mehr. Ort der That war: an der Lanke-Ruhlsdorfer Forstgrenze nahe der nach Ruhlsdorf führenden Landstrasse und ca. eine Viertelstunde von Ruhlsdorf entfernt. Bei dem Zusammentreffen des Försters mit dem Holzdiebe und dabei entstandenem Kampfe, wobei der Förster das Gewehr am Kolben und der Dieb dasselbe an der Mündung gefasst hatte, riss letzterer dem Förster die Waffe aus den Händen und schlug ihm mit hochgehobenem Gewehr die Hähne in den Kopf, schleppte den Leichnam eine Strecke von der Landstrasse entfernt in eine Erdvertiefung, bedeckte ihn mit Reisig, ging nach Ruhlsdorf, wo er in einem dortigen Gasthofe bei einem Glase Schnaps sitzend verhaftet wurde. Er sühnte die That mit langjähriger (ich glaube 20 Jahre) Zuchthausstrafe!"

Die Jungferngräber und das Liesenkrüz. (Vergl. die Anfrage in Nr. 4 des Mbl. vom Juli 1899, S. 152.) Der Weg, welcher sich von Schönholz

bei Biesenthal an der Försterei Schönholz entlang in nördlicher Richtung nach dem Liesenkrüz am Nonnenfliess hinzieht, führt uns genau an der Stelle, wo rechts der Weg von der Schneidemühle einmündet, an drei halbkugelförmigen Hügeln vorüber, die im Volksmunde die Jungfernhügel oder Jungferngräber heissen. Obgleich ihre Höhe nicht viel über 2 m beträgt, lenken sie doch durch ihre Gestalt, sowie durch ihre Lage zu einander die Aufmerksamkeit ohne weiteres auf sich. Die Verbindungslinien der Gipfelpunkte bilden fast ein gleichseitiges Dreieck von etwa 20 Schritt Seitenlänge. Der grösste hat einen Durchmesser von 12 Schritt. Buchen und stämmige Kiefern treiben die knorrigen Wurzeln tief in den gelben Sand des Bodens, und braunrote Blätter schweben leise nieder zum grünen Moosteppich, der seit Jahrhunderten die stillen Gräber deckt. Hier ruhen, wie die Sage meldet, die letzten der frommen Schwestern des von Chorin aus gegründeten Klosters am Nonnenfliess. Jede erhielt ihren besonderen Hügel. Wo aber der Wagen, der die drei Toten durch den grünen Wald zur einsamen Grabstätte brachte, entlang fuhr, da sind rechts und links die Bäume verdorrt. Nicht weit von dieser Stelle hatte einst die eine der frommen Schwestern, die Liese, ein Holzkreuz am Fluss errichtet, zu welchem sie oft wandelte, um dort ungestört ihr Gebet zu verrichten. Der Ort heisst daher noch heut das Liesenkrüz. Auf 3 Seiten umfliesst der murmelnde Bach das traulíche Plätzchen. Hoch steigen riesige Buchen hüben und drüben die steilen Thalwände hinauf, und Waldvögelein singen in wogenden Wipfeln die alten Lieder. Das graue Holzkreuz ist längst vermodert; aber das fühlt doch jeder, der von der Brücke zum schlängelnden Bache niederschaut: hier muss die Poesie daheim sein. Und so sind die Sagen, die dieses stille Plätzchen umweben, nur Ausdrucksformen, nur Zeugen des ergreifenden Eindrucks, den diese entzückende Waldeinsamkeit auf jedes Menschenherz ausübt. Der eine lässt hier die heilige Schwester betend niederknieen; der andere erzählt von dem Schäfer, der dort seine Braut, die Liese, erschlug; ein dritter weiss sogar, dass die böse That der Eifersucht entsprang; einem vierten hat man erzählt, dass dort das Pferd eines Bauern, der Holz aus dem Walde holen wollte, von einem stürzenden Buchenstamme erschlagen wurde. Er weiss ferner, dass das Pferd Liese hiess und dass der Baum dem Rösslein das Kreuz zerbrach. Auch raunt die Sage von einer lüsternen Bauersfrau aus Freudenberg, die sich mit ihrem Grossknecht einliess und die ihren Mann gern los sein mochte, um den jüngeren Knecht zu ehelichen. Als nun alle drei einst mit einer Kornladung zur alten Mühle am Nonnenfliess fuhren, fielen Frau und Knecht über den Mann her und erschlugen ihn. Weil aber der Bauer den Namen Kreuz führte und die Frau Liese hiess, hat man die Stelle Liesenkrüz genannt. Mancher will sogar das Holzkreuz noch mit eigenen Augen gesehen haben, das man dem Andenken der ermordeten Braut des Schäfers widmete. Und fragst du alle alten Holzfrauen und die Besingsweiblein: eine jede erzählt dir wohl eine andere Sage.

O. Monke, Berlin, 12. 10. 1899.

Die Mordkiefer bei Zühlsdorf (Vergleiche Monatsblatt Nr. 8 vom November 1898) ist im Juli 1899 umgehauen worden; man hat indessen Ersatz dafür geschaffen, indem man eine andere Kiefer, die etwa 50 Schritt von jener entfernt steht, mit einem Kreuz bezeichnete. Man muss sich zu helfen wissen! Als Schröders Grab wird ein verfallener Hügel an der Kirchhofsmauer des alten Zühlsdorfer Kirchhofs ausgegeben. Auf der entgegengesetzten Seite des Friedhofs unfern der Kirche liegt ein anderes Grab, das die sterblichen Reste eines Forstlehrlings birgt, der auch auf gewaltsame Weise ums Leben kam. Die schlichte eiserne Tafel trägt auf der dem Grabe zugekehrten Seite die Inschrift:

Hier ruhet
unser geliebter Sohn und Bruder,
der Forstlehrling Otto Behr,
geb. den 11. März 1847 zu Berlin,
durch zwei Zeugen bekundet,
die bei seinem Tode zugegen waren, soll sich derselbe
den 8. Mai 1864
aus Unvorsichtigkeit erschossen haben.

Auf der anderen Seite liest man die Worte:

Den Deinen unvergesslich.

Den Unfall, bei welchem Behr ums Leben kam, soll sich folgendermassen zugetragen haben: Behr ging mit zwei Freunden zum Dorf hinaus und erblickte in der Nähe des Ortes (östlich vom Dorf) ein Krähennest auf einem Baum. Einer der Freunde versuchte den Baum zu erstelgen, um das Nest auszunehmen. Dabei half Behr dem Kameraden in der Weise, dass er ihn mit dem Kolben seines geladenen Gewehres unterstützte, wobei er die Mündung auf die eigene Brust setzte. Aus Versehen kam jedoch der Freund mit dem Fuss an den Abzugsbügel, und das Gewehr entlud sich. Tödlich getroffen stürzte Behr zu Boden und gab alsbald seinen Geist auf. Der Baum ist durch ein eingehauenes Kreuz gekennzeichnet. O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Personalien.

Von den Mitgliedern erhielt den Charakter als Geheimer Justizrat Herr Kammergerichtsrat Uhles, als Professor Herr Oberlehrer Dr. Bruno Graupe. U. M. Herr Baurat Grapow hat den Charakter als Geheimer Regierungs- und Baurat erhalten.

Neue Nachträge zur Dorfchronik von Nieder-Görsdorf.

Von **E. Zimmermann**, Pfarrer.

Besitzverhältnisse.

Als bekannt wird vorausgesetzt, wie die deutschen Kaiser in wiederholten Kreuzzügen mit Gewalt der Waffen die Macht der Wenden zu brechen suchten, aber erst durch Besitzergreifuug ihrer Festen und durch Kolonisation des Landes mit deutschen, christlichen Einwanderern konnten die Wenden dauernd überwunden werden. In den Kreuzzügen gegen die Wenden war nach dem Grundsatze verfahren worden: Jeder behält, was er erobert hat. So hatte Konrad der Grosse von Meissen die eroberten Burgen seinen Söhnen und Vasallen vergeben. Prettin, Schlieben, Herzberg sind im Besitz der Grafen von Brehna, Schweinitz haben die Grafen von Wettiu, Seyda steht uuter den Schenken von Landsberg, Beeskow, Storkow unter Herrn von Strehla, Baruth unter Herrn von Schlieben u. s. w. Nur Jüterbog in seiner sicheren Lage hatte noch Albrecht dem Bären Trotz geboten, ja der polnische Fürst Jaczo, welcher vielleicht auch Jüterbog besass, hatte das wichtige Brandenburg wieder erobert. Da verband sich Albrecht der Bär mit dem Erzbischof von Magdeburg, Wichmann, welcher beim bewaldeten Wartezaun westlich von Jüterbog jetzt Cappan (Capphain-Kampfhain) eine Schlacht gewann und die Stadt einnahm. Er gründete sofort als christliche Ansiedelung das Kloster der Cisterzienser in Zinna dicht bei Jüterbog. Die Eroberungen, welche beide Männer gemacht hatten, wurden so geteilt, dass Albrecht die hohe und die niedere Zanche mit

Belzig, Brietzen, Beelitz, Saarmund an sich nahm, Wichmann dagegen Jüterbog nebst Zubehör bekam. Ein Edler v. Slanitz hatte wahrscheinlich das Dorf Slanitz bei Tangermünde zu Lehen gehabt, leistete dann gute Heeresfolge im Kampf gegen die Wenden und erhielt darauf von Albrecht dem Bären mit Zustimmung Wichmanns das Ländchen Beerwalde. Die brandenburgischen Fürsten hatten schon alte Ansprüche an das Ländchen, hielten es sehr fest und sahen es als einen Teil ihrer Mark an. Als Lehnsmann kommt die Familie Lipzig (v. Leipziger-Kroppstädt) vor. Den Namen dieses Mannes erwähnen wir gern, weil er nicht nur zur Denkmalspflege beigesteuert, sondern auch zu dem Bau unserer Orgel einen schönen Beitrag dargereicht hat.

Die vorgefundenen Wenden wurden in ihrem Besitze meist auf 2 Hakenhufen zu 15 Morgen Inhalt nebst einigem Wald und Weidegang beschränkt (Kossäten). Das gewonnene Feld wurde zur Anlage neuer Dörfer bestimmt, oft in nächster Nähe des alten Wendendorfes. So entstanden Lütken d. i. Klein-Bocho, Lütken-Seyda, und sehr häufig verschmolzen beide Orte. Man meint, dass sich die neuen Kolonisten-Dörfer von den ursprünglichen Dörfern dadurch unterscheiden, dass die ersteren die Kirche in der Fortsetzung der Häuserreihe haben, die letzteren dagegen in einer Ausbuchtung des Dorfes (Kreis). Hiernach wären beide hiesigen Dörfer Kolonieen. Jedem neuen Dorfe wurde eine beliebige Ackerfläche zugeteilt, welche mit der Messlinie in Schläge und dann wieder in einzelne Stücke für die Hüfner zerlegt und dann nach dem Los ausgeteilt wurden. Auf dem guten Boden nun, ums Dorf, bestanden in Nieder-Görsdorf 3 Schläge, so dass die Beackerung alle 3 Jahre erfolgte. Auf dem nördlichen, geringeren Acker wurde alle 6 ja 12 Jahre bestellt, so dass es vorgekommen ist, dass ein Wirt sein Stück nicht mehr herausfand. Im sogenannten grossen Kessel, wo schwarzer Gartenboden vorgefunden wurde — man erzählt, dass hier ein Dorf gelegen haben soll — waren die Stücke so schmal und klein, dass nur einige Würfe und $2\frac{1}{2}$ Schwaden in der Breite heranskamen. — Die Höfe waren nicht alle gleich, aber die kleinen Besitzer waren (zumeist) etwas besser bedacht worden. Die Gärtner hatten anfangs wohl nur ihr Gartenstück, später dann etwa $\frac{1}{2}$—1 Morgen im Felde. Sie fuhren ihren Dünger auf das Feld der Hüfner, halfen denselben und ernteten von ihrem Düngeland. In der Separation haben sie 8—15 Morgen empfangen und wirtschaften mit 2 Kühen (Kuhbauer). Auch der Küster hatte keinen eigenen Acker. Der Dünger wurde der Reihe nach von den Hüfnern auf ihren Acker gefahren und er dürfte 2mal darauf bestellen. Für seine Kühe konnte er das Gras auf den Scheidungen schneiden. Als man dieselben immer schmaler abpflügte, war der Ertrag auf den Scheidungen sehr gering. In der Separation sind für die Küsterei 7 Morgen und für die Schulmeisterei noch $3\frac{1}{8}$ Morgen

ausgeworfen, wofür jetzt 150 M. Pacht erzielt werden. Wölmsdorf hat für die Schule nur 1 Morgen ausgeworfen und hat den Garten am südlichen Ende des Dorfes eingezogen. Die Kossäten in Wölmsdorf besitzen eine Hufe, vielleicht diejenige, welche der Pfarre verloren gegangen ist.

Die Hüfner in Wölmsdorf waren früher wenig wohlhabend, weil sie den kalten Boden nicht erwärmen und fruchtbar machen konnten. Jetzt kommen ihnen die künstlichen Düngemittel zu gute. Hier mag auch noch erwähnt werden, dass Friedrich der Grosse, um dem Leutemangel abzuhelfen, 1762 dort ein Kolonistenhaus erbaut hat. Grössere Waldkomplexe und Gewässer behielt sich der Landesherr vor, wie hier die Berghaide, worüber noch zu berichten ist, kleinere Wälder waren gemeinsamer Besitz. Nun konnte die Ansiedelung geschehen. Der vom Erzbischof anerkannte Lehnsherr vergab das Land an die Kolonisten, hier Hüfner genannt, wenn sie in grösserem Besitz sind, Gärtner (Kossäten) in kleinem Besitz. Der Anführer der Kolonie wurde mit einer Hufe mehr bedacht und heisst Freischulze (Erb. Gerichts- und Lehnschulze). Die hiesige wasserarme Gegend scheint spät Liebhaber gefunden zu haben. Die Lehnshoheit hatte wohl die Familie v. Heinersdorf, denn 1378 statteten die Kalandsbrüder den Altar der heiligen Anna in der Nikolaikirche in Jüterbog durch die Pächte von 9 Hufen bei Jüterbog, Dennewitz, Rohrbeck, Bochow aus, welche Pächte vom Herrn v. Heinersdorf erkauft wurden. Urbar wurde dann diese Gegend von den Flämingern (Niederländern) gemacht, welche mit dem Wasser umzugehen verstanden und Dorfteiche nebst Brunnen anlegten. Sie waren nur Besitzer der Gehöfte, welche sie nach niederländischer Art erbauten, während sie das umliegende Land gegen den mosaischen Zehnten von Getreide und Fleisch zum Lehen erhielten. Sie werden darum auch Pächter genannt. Die Gerichtsbarkeit haben sie nicht besessen, dieselbe blieb beim Amt in Jüterbog. War ein Hof ausgestorben, so wurde er neu vergeben Die Herren von Heinrichsdorf scheinen oft Geld gebraucht zu haben und dann verkauften sie die Rechte auf die Pächte an wohlhabende Familien in der Stadt. Die Familie Wilmersdorf scheint Hohen-Ahlsdorf besessen zu haben, denn die dorthin gelieferten Pächte hiessen auch Wilmsdorfische. (Lehnhof für 2 Hufen, welche dann an Familie Flemming gingen.) Von dort gingen dann die Pächte an die Familie Flemming in Jüterbog. Die Familie Flemming, deren eine Linie vom Adel war, stiftete ein Stipendium, zu welchem späterhin dasjenige des schwedischen Rittmeisters Junack gelegt worden ist. Die hiesigen Leute nennen die dorthin gezahlten Pächte Studienpächte, weil sie dazu dienten, einem Sohne dieser Familie die Unterstützung zum Studium zu gewähren. Ist ein solcher nicht vorhanden, so beziehen die 2 älteren, unverheirateten Töchter die Einnahmen von 60 Scheffel Roggen und 60 Scheffel Rauchhafer, welche nunmehr abgelöst worden sind.

Das Amt wurde vom Vogte auf dem Schlosse Jüterbog verwaltet und eigentlich waren ihm alle Ortschaften des Landes Jüterbog unterworfen, aber deren Zahl verminderte sich im Laufe der Zeit sehr, da eine ganze Reihe von Ortschaften an das Kloster in Zinna, das Nonnenkloster in Jüterbog u. s. w. übergingen und von deren Vögten verwaltet wurden. Dem Kloster Zinna gehörte der ganze nördliche Teil des Landes Jüterbog, auch Wölmsdorf zehntete dem Kloster.

Das Amtseinkommen floss zum grossen Teil aus dem Geleitsgelde her; es gab einen besonderen Geleitsmann, welcher zur Erhaltung seines Pferdes das Einkommen von 31 Amtshufen, welche in verschiedenen Dörfern lagen und durch Aussterben für den Landesherrn frei geworden waren, bezog. Ausserdem wurden ja viele Strafgelder u. s. w. eingezogen. Die Landesherren bestritten ihre Ausgaben aus den Domänen und Zöllen, aber in schweren Zeiten kamen die Beden (Bethe — Orbede) auf, die Fläminger waren als freie Leute ins Land gekommen, aber man hat sie mit List und Zwang frohnpflichtig gemacht; besonders in der Zeit, wo nach Niederschlagung des Bauernaufstandes im südlichen Deutschland der Frohnden nur noch mehr wurden.

In der Schlossrechnung, welche der Vogt Georg v. Thümen 1492 dem auf Giebichtenstein residierenden Erzbischof vorlegte, findet sich ein Register der hiesigen Pächter und Ansätze zu Frohnden. Da wird Haugeld für das Abhauen des Grases auf den Burgwällen, Eisgeld für das Anhauen des Eises in den Burggräben, Fastengeld u. s. w. angeführt. Diese Abgaben wurden später regelmässig eingezogen, obwohl solche Arbeiten nicht vorkamen und sie anfangs freiwillige gewesen waren. Während so die Leute immer mehr beschwert wurden, hatten sie zum Glück auch wieder Vorteil. Der landesherrliche $^2/_3$ Zehnt, welcher sehr hoch geworden wäre; denn die Bestellungs-Unkosten fielen ja den Hufnern auch zu, wurde in Hufengarben verwandelt, welche auch wohl Henkergarben genannt wurden, weil sie der Scharfrichter einsammelte. Noch jetzt erscheint der Scharfrichter alle Jahre hier und erbittet sich vom Ortsvorsteher die Erlaubnis, sich 2 Bund Stroh von jeder Wirtschaft einzusammeln, wofür er dem Ortsvorsteher ein Paar Handschuhe zum Geschenk darreicht.

Die Hufengarben sind 1690 in eine Geldabgabe umgewandelt worden und zwar so gnädig, dass für ein Schock Roggengarben 5 Scheffel Roggen, für desgl. Hafergarben 6 Scheffel Hafer verabfolgt wurden. Würde der $^2/_3$ Zehnt des Landesherrn beibehalten worden sein, so müsste, da die Pfarre mit ca. 40 Mk. pro Hufe abgelöst worden ist, die Domänenrente für den Vierhüfner über 300 Mk. betragen, während sie thatsächlich der Pfarrrente gleich oder noch drunter ist.

Die Pächter in Niedergörsdorf entrichteten nach der Schlossrechnung von 1492/95:

zu Walpurgis 6 Schock,
„ Martini 12 „
der Schulze giebt Schoss 2—30 Grsch.,
Haugeld der Gemeinde 1—15 „
Eisgeld „ „ 12 „
10 Hühner, 2 Hammel, 1 Kalb (Abfindung für den Fleischzehnt),
Mandelkorn 12½ Mandel Roggen,
„ 12½ „ Rauchhafer,
Brdf. 18 Scheffel Roggen,
„ 18 „ Rauchhafer,
Fastabend. 18 „ Roggen,
„ 18 „ Rauchhafer.

Pächte der Einzelnen.

Der Schulze 1 Hufe, 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Rauchhafer 1 Rauchhuhn (Rauchhuhn, weil es von jedem Hause mit einem Rauchfang gegeben wurde).

(NB. Der Schulze hatte von 5 Hufen 2 steuerfreie, er wird hier nur mit einer Hufe aufgeführt, 2 Hufen steuerten nach Ahlsdorf, wie schon erwähnt ist; die übrigen Pächter geben dasselbe von jeder Hufe.)

Von 4 Hufen geben Hans Frödemann; der Krüger (Name?)

Von 2 Hufen: Valentin Woltmann; Jörgen Schmidt; Peter Woltke Hans Beerwalde; (seit 1495 Jacob Ekelboom) Hans Schuster muss von 2 Hufen je 9 Scheffel schütten.

Von 1 Hufe: Hans Mewes; Christian Thilo; Bastian Beerwalde Thomas Wediger, Lorenz Schumann.

Von 3 Hufen: Thomas Wediger.

Das Lehnsrecht auf den Krug hatte die Familie Zuden = Zeuden welche unter den Geschlechtern (Ratsherren) Jüterbogs genannt wird.

In einem Lehnsbrief 1624 wird die Familie Möritz, auch in Jüterbog angeführt, an welche

Lupsdorf 18 Scheff. Roggen, 18 Scheff. Hafer, 1 Rauchhuhn giebt
Hans Schulze 12 „ „ 12 „ „ 1 „ „
und derselbe 1 „ „ 1 „ „ „

Der Lehnsbrief des Gutes Hohen-Ahlsdorf stammt aus dem Jahre 1528:

Hans Jesper von 2 Hufen 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Hafer 1 Rauchhuhn und Fleischzehnt,
Hans Andreas 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Hafer,
Urban Bossdorf 3 „ „ 3 „ „

Nach einem Lehnsbrief des Rats von Jüterbog 1560 zahlt Thomas Andreas: 3 Scheffel Roggen, 3 Scheffel Hafer.

Aus dem Amtsregister 1492 geht hervor, dass damals von hier dorthin 14 Hüfner von 27 Hufen Pächte entrichteten.

Niedergörsdorf besass ausser der wüsten Mark Heinrichsdorf mit 13 Hufen. 54 Hufen, von denen 2 fürs Schulzengut steuerfrei waren, 2 der Pfarre gehörten.

Es waren da	8 Vollspäner zu 4 Hufen	= 32
	4 Dreihüfner	12
	1 Zweihüfner	2
	1 Einhüfner	1
	1 Schulzengut	5
	Pfarre	2
		54 Hufen.

Dem Amte waren 23 Hufen verblieben.

In dem Lehnbriefe von Hohen-Ahlsdorf und vom Rat zu Jüterbog erscheint der Name Andreas. Siehe Seite 302.

Im selbigen Lehnsbrief von Hohen-Ahlsdorf wird auch der Name Lupsdorf erwähnt. Die Lösung, welche er nach Seite 22 geben musste, bestand in 3 Parchend Röcken und dergl. Hosen. —

Merkwürdig ist, dass, obwohl ein Lupsdorf 1642 einen Lehnsbrief unterschreibt, sein Name im Kirchenbuch von 1650 nicht zu finden ist. —

Da das erzbischöfliche Amt $^2/_3$ des Zehnten erhielt und dafür 10 Hühner, 2 Hammel, 1 Kalb und $12^1/_2$ Mandel Roggengarben, $12^1/_2$ Mandel Rauchhafer empfing, so lässt sich, wenn es mit rechten Dingen zugegangen ist, ein Schluss auf den damaligen Kulturzustand machen. Es müssen 15 Kälber, 30 Hammel, 150 Hühner, 188 Mandel Roggen und dergl. Hafer gewonnen worden sein. Da aber die Hälfte der Hufen anderswohin zehntete, so ergiebt sich die doppelte Zahl.

NB. Nur Rohrbeck und Dennewitz bauten damals weissen Hafer.

Was Wölmsdorf angeht, welches früher Wilmersdorf hiess, so heisst es in dem Lehnsbriefe der Familie Wilmersdorf 1467: Der Schulze giebt von 2 Hufen 6 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Hafer; desgl. Hüfner Mewes und die andern und nach Lehnsbrief 1478 muss jeder noch 3 Schilling geben. Wölmsdorf hat 7 Hüfner mit je 4 Hufen, der Freischulze hat nur ebensoviel Hufen. Es geht die Sage, dass die Hüfnerei Birkholz zu einer Zeit 9 Hufen besessen hätte. Es waren 2 Wirtschaften verschmolzen.

Im Landbuch des Klosters Zinna werden in Wölmsdorf von einer Hufe 6 Scheffel Roggen und 5 Scheffel Rauchhafer, $^1/_2$ Grsch. und ein Huhn erhoben. Die Klosterrechnung 1475 führt als Distribute an: 3 Schock 20 Grsch. von 3 Rindern 1 Stör mit dem Zusatz cum pastore ibi. Es scheint, dass der Pastor bei einer Pachtung angestanden hat. Auffällig ist es, dass für die Pfarre in Wölmsdorf nur eine Hufe ausgeworfen worden ist; die Hufe der Pfarre scheint in der Hüfnerei Birk-

holz zu liegen. Im Erb- und Landbnch des Klosters Zinna pag. 7 sind für die Pfarre 2 Hufen verzeichuet. Wie mag das zngehen?!

Die hiesigen Pfarrer scheinen sehr gutmütig gewesen zu sein, so dass ihnen hier nnd da eine Intrada genommen worden ist. Wie schon erwähnt worden ist, waren 4 Hufen von Heinrichsdorf verloren gegangen, von denen 2 wieder erobert worden sind. Nach alter Matrikel erhielt der Pfarrer bei Hochzeiten zur Brautsuppe 6 ℔ Fleisch, ein Brot zu 6 ℔ eine Tillkanne Bier und eiu Tnch, ein Ehrenopfer wnrde von den Gästen im Umgang nu den Altar dargebracht, für einen Gang über das 3. Gehöft hinans gab es eine Entschädigung. Das alles ist ausser Übung gekommen. Ums Jahr 1730 scheint eine nene Schmälerung des Pfarr- nnd Kirchenackers im Gange gewesen zu sein, wogegen sich der Pfarrer Tiemann gestemmt hat. Es heisst darüber:

Als 1730 anf der Heinrichsdorfer Mark Haide gemacht und gesät wurde, sind wider des damaligen Landesherrn Willen sowohl der Kirche als dem Pfarrer weggenommen worden.

Das erste Stück, wo bei dem Niedergörsdorfschen Kloth auf der Heinrichsdorfschen Mark Fichteu gesät worden, hat Hans Andreson gehört nnd hat 8 Würfe 32 Schritt breit.

Das andere Stück ist das Kirchenstück von Niedergörsdorf nnd hat auch 8 Würfe, in der Mitte aber wird es breiter, dass es 11 Würfe hat.

Das erste Niedergörsdorfsche Stück der Pfarre hat 3 Würfe in der Breite. Darauf folgt das Kaltenbornsche Pfarrstück ebensobreit.

Das andere Niedergörsdorfsche Pfarrstück hat 4 Wnrf 16 Schritt breit. (Ist nach dem hohlen Wege das 6. Stück.) Hierauf folgt ein gleiches Kaltenbornsches.

Das 3. Niedergörsdorfsche Pfarrstück hat 3 Würfe 12 Schritt breit. Darauf folgt ein gleiches Kaltenbornsches Pfarrstück.

Solches hat Christian Schulze, ein Hüfner in Niedergörsdorf, der diese Pfarräcker lange Jahre in Pacht gehabt, dem Pfarrer jetziger Zeit zu Niedergörsdorf und Wölmsdorf auf desselbeu Erfordern angewiesen.

Niedergörsdorf, 16. Juni 1747.

Hierher gehört anch, dass dem Pfarracker in Wölmsdorf durch Abpflügen 2 Morgen Landes verloreu gegangen sind. Dies alles, was den früheren Pastoren wohl manchen Verdruss gemacht haben wird, ist dadurch gesühnt, dass nach dem neuen Pfarrdotationsgesetz der Gemeinde der Pfarracker zur Bewirtschaftung übergeben worden ist und die Pfarre ein festes Gehalt bezieht.

Die Reformation hat im Besitzstande wenig geändert. Da der letzte hiesige katholische Pleban Gröbitz erwürgt worden war, brauchte er nicht ernährt zu werden und sein Einkommen fiel ungeschmälert dem ersten evangelischen Geistlichen zu; die Amtsabgaben gingen noch immer an das erzbischöfliche Amt. —

Einschneidend wirkte darauf der 30jährige Krieg mit seiner Verwüstung. Von den 21 Rauchfängen blieben nur noch 6 Hüfnereien und eine Gärtnerei übrig mit ca. 50 Einwohnern.

Von den alten Familien-Namen hat sich in den Kirchenbüchern nur der Name Ekelboom und Thilo erhalten. Die Familie Eichelbaum scheint sehr kräftig gewesen zu sein, denn es finden sich 1650 hier fünf Familien Eichelbaum, so dass es keine leichte Aufgabe war, als die Geschlechtsregister der einzelnen Höfe durch den cand. Paul Zimmermann aufgestellt wurden, die einzelnen Familien auseinander zu halten Für mich war diese Arbeit zu heiklich und schwer.

Ob die 6 Familien Hecht, welche jetzt im Dorfe wohnen, aus dem Freischulzengut, welches sich von 1650 in gerader Linie bis jetzt erhalten hat, hervorgegangen sind, kann nicht ausgemacht werden, da im Register von 1492 der Name des Schulzen nicht genannt ist. Möglich erscheint dies, da die Familie stets sehr fruchtbar gewesen ist. Meske ist zugewandert. Der Name Müller ist in 4 Familien da, Freidank in 2, Schulze in 2.

Die wüste Mark Heinrichsdorf.

Nördlich der Feldmark von Niedergörsdorf zieht sich zwischen Jüterbog und Brietzen (Treuenbrietzen) in grosser Ausdehnung ein öder Landstrich am Abhange der Flämingshöhe hin, welcher den Namen Berghaide oder auch Birkhaide führt. Sie ist zum Landbau wenig geeignet und war mit einem Aufschlage von Birken bestellt, welche aber nur langsam wuchsen. Der südliche Teil nach Niedergörsdorf zu hat einen geringen, aber immer noch tragfähigen Boden und hier lag Heinrichsdorf, dessen ehemalige Lage noch heute an den Dorfstücken, an dem Kirchenhügel und an einem Wasserbehälter zu erkennen ist. Das Dorf soll in Niedergörsdorf eingepfarrt gewesen sein und es ist noch heute an der nördlichen Seite der Kirche eine vermauerte Thür sichtbar, welche den Kirchgängern von dort gedient haben soll. Nach einer anderen Sage scheint es freilich so, als hätte doch auch der Pfarrer von Kaltenborn nach Heinrichsdorf Beziehung gehabt. Es wird etwa 1000 Schritt östlich von Kaltenborn ein steinernes Kreuz gezeigt. Hier soll der Pfarrer von Kaltenborn auf einem Amtsgange nach Heinrichsdorf, und dazu soll ein Fusssteig frei gelegen haben, mit seinem Küster in Streit gerathen und von ihm erwürgt worden sein. Darum gilt der Stein als Sühnestein und steht noch heute als Grenzstein da.

Schon in sehr alter Zeit scheint Heinrichsdorf eingegangen zu sein und die Herren von Heinrichsdorf haben diese wüste Mark den benach-

barten Niedergörsdorfern anf Getreidepacht überlassen. Die Heinrichsdorfer hatten ihren Sitz in Trebbin (Herren von Trebbin). Ein gewisser Heidenreich oder Heinrich v. Trebbin verlegte seinen Wohnsitz nach Blankensee nnd indem das Geschlecht seinen Sitz ändert, kommt auch nm 1300 der nene Name: Herr von Heinrichsdorf auf — (der andere grosse Dynast der L. Jüterbog war Herr v. Bochow). Nach dem Lehnsbriefe von 1568 zahlte die Gesamtgemeinde Niedergörsdorf 2 Wispel Roggen. NB. Dieser Lehnsbrief scheint nur eine Auffrischung einer früheren Belehnnng zu sein, welche damals wegen der Übergriffe Treuenbrietzens nöthig war.

Erwähnt wird die Berghaide 1185, wo Wichmanu dem Kloster Mönchnienburg 50 Weide- und Waldhnfen in dem Walde Ztrekow seines Landes Jüterbog anwies; die Schenkung ist nicht angetreten worden nnd so blieb der Wald erzbischöflicher Besitz. In der Folge betrachteten die umliegenden Orte die Heide als ein Gemeingut. Sie lag auch wie ein Zankapfel zwischen dem brandenbnrgischen Brietzen, dem Kloster Zinna, dem Amte Jüterbog nnd der Mark Heinrichsdorf; sie alle suchten die Haide als ihr Eigenthum zu gewinnen. Die Brietzener waren besonders rührig, ein altes Versehen, nach welchem sie dem Kloster Zinna Wind nnd Wasser bei ihrer Stadt überlassen hatten, wieder gut zu machen. Nachdem Brietzen 1428 das schöne Frohnsdorf, im Thale der Niplitz erworben hatte, suchte es sich nach Osten auszndehnen. 1452 liess Kurfürst Friedrich die Grenze regulieren. Das Fliess bei Bardenitz galt als Grenze; die Wendemark bei Clausdorf fiel dem Kloster zu. NB. Clausdorf hat einige Zeit zerstört gelegen und ist etwa im 30jährigen Kriege, wo hier die Schlacht bei Jüterbog tobte, nntergegangen, später ist es von Friedrich dem Grossen wieder aufgebaut worden, welcher die schönen Bäume auf der Dorfstrasse angepflanzt hat, durch welche sich das Dorf vorteilhaft auszeichnet. —

Auf der darüber liegenden Haide d. i. Berghaide hatten Brietzen und die Klosterdörfer Pechüle und Bardenitz gemeinsame Koppelweide und mit dem Kloster Koppeljagd.

An Holz gehörte zum Klosterdorf Clausdorf der Wald nördlich der Linie: Rehberg, Sandscholle, Krenz am Wege nach Jüterbog; der südliche Teil nach Linde hin fiel Brietzen zn mit der Klausel: Sofern sich diese Stadt dasselbe zuziehe. Diese Klausel wollte sagen: Sofern Brietzen ein Recht dazu aufweisen könne; aber die brandenburgischen Brietzener verstanden dahin, dass sie nehmen könnten, was sie zu kriegen vermochten. Nun aber meldeten sich anch die Herren von Heinrichsdorf und das umso mehr, als ihre Pächter, die Niedergörsdorfer, von den Brietzenern belästigt wurden. Diese nahmen den Niedergörsdorfer Hnfnern das anf den Lehnshufen von Heinrichsdorf

gewonnene Getreide fort und hinderten sie im Weiderecht. 1555. Das Klosteramt wiederum liess 1561 Birkenholz auf der Haide schlagen, welche der Heinrichsdorfer als sein Eigentum ansah. Darum fand 1561 durch eine Kommission eine örtliche Besichtigung statt und es ergab sich von Niedergörsdorf aus diese Grenze: Es standen 11 Malsteine (Höfel) östlich der Mark Heinrichsdorf bis an die Landstrasse nach Brietzen, dann die Strasse entlang bis zum eingegangenen Krenz als Scheidung von Zinna. Ferner lagen 5 Höfel bis Peschüle, ein Höfel zwischen Brietzen und Linde, einer zwischen Linde und Heinrichsdorf. Hierdurch wurde der Teil, welcher zu Brietzen gehört hatte, von Heinrichsdorf in Anspruch genommen. Im folgenden Jahr 1561 fand eine neue Besichtigung statt und man nahm die Grenzbeziehungen von 1452 in Miterwägung. Nunmehr fand man folgenden Grenzzug: Von der Höhe der Mühle bei Bardenitz ein Viertelwegs an der Flur von Brietzen vorüber, dann links zwischen der Liebnitzer und Frohnsdorfer Mark durch, darauf am Wege von Brietzen nach Linde bis zur Wendemark bei Clausdorf vorüber, dann an der Mittelhaide (Berghaide) hinweg bis zum umgefallenen Kreuz. Die Brietzener waren mit dieser Entscheidung nicht zufrieden; sie wurden gewaltthätig, indem sie die Grenzsäulen umwarfen und nach Brietzen fuhren und die Weide verboten. Auch Zinna trat mit seinen Rechten schärfer hervor. Die Niedergörsdorfer hatten etwas Birkenholz abgehauen und mussten dafür 30 Thaler ans Kloster entrichten, auch Wagen und Pferde wurden ihnen beschlagnahmt.

Das Amt in Jüterbog, bei dem sie Beistand suchten, liess sie im Stich, weil es nicht erkannte, dass es im grössten Recht auf die Berghaide war: der Vogt aber von Zinna gab seinem Ziegler ein Stück Landes zum Aufreissen, genug, um 2 Pferde durchzubringen. Dies Stück Land ist noch heute im Besitz der Kossäten von Dorf Zinna. Den Niedergörsdorfern blieb nur die kleine Rache, dass sie dem Ziegler die ausgehobenen Stubben wegfuhren. Die Herren von Heinrichsdorf beschwerten sich auch, aber die Stiftsregierung entschied für Zinna: Weil das Land in kundbarem Possess von Zinna gewesen sei. Der Heinrichsdorfer war abgedrängt und mit ihrem Lehnsherrn auch die Niedergörsdorfer. Brietzen und Zinna des langen Haders müde, einigten sich zu gleichem Teile, doch ergab sich später, dass die Feldmesser sich versehen hatten und den Teil Brietzens doppelt so gross auswarfen. Ein Stück des Landes war nicht zur Teilung gekommen, weil Brietzen auch nicht das leiseste Recht hatte, es sich zuzuziehen, und um dieses Stück haben erbitterte Kämpfe unter den Hirten stattgefunden. 1706 kamen Abgeordnete von Brietzen auf 2 Wagen in Begleitung von 2 berittenen Amtsdienern zur Haide und trafen den Amtsschäfer von Jüterbog. Einer der Herren in braun-rötlichem Rock mit roter Perrücke und Haarbeutel hetzte die

Heerde und gab sogar einen Schuss auf den Hirten ab. (Die Brandenburger haben nie Spass verstanden!)

Im Jahre 1712 wurde eine letzte Einigung versucht, sie kam aber nicht zustande, weil man sächsischerseits die Birkhaide als Zubehör von Heinrichsdorf; preussischerseits Heinrichsdorf als ein Anhängsel der Birkhaide gelten lassen wollte. Die Jüterboger wollten ihr Recht auch nicht fallen lassen nnd um es zu wahren, trieben sie von Zeit zu Zeit ihre Kühe znr Berghaide. Weil aber wenig Futter dort vorhanden war, die Tiere auch von dem weiten Wege ermüdeten, so liessen sie endlich nach. Die Treuenbrietzener dagegen richteten sich wohnlich ein, bauten einen Brunnen und eine Försterwohnung, wozu später noch, als die sogenannte Wüstenchanssee gebaut wurde, ein Gasthaus hinzukam; denn in der Wüste giebt es leicht Durst. Endlich ist in dieser Kolonie Tiefenbrunn auch ein respektabler Bahnhof an der Wüsteneisenbahn gebaut worden. Die Brietzener haben das Feld behauptet, obwohl sie wohl das wenigste Recht hatten. Sie haben Kiefern angesät und gewinnen Grubenhölzer.

Sächsische Zeit.

Schon nach dem Frieden von Prag 1635 liess sich ChurSachsen die Ämter Querfurt, Jüterbog, Dahme, Burg zugestehen, das übrige nördliche Land Jüterbog mit Kloster Zinna ging zu Brandenburg über. Die Besitzergreifung geschah erst nach dem westfälischen Frieden, ja bis zum Tode des letzten Administrators Augustus 1680 blieb das Erzbistum noch vereinigt. Die sächsische Zeit hat der hiesigen Gegend keinen besonderen Segen gebracht. Die prachtliebenden, verschwenderischen Fürsten brauchten viel Geld und verkauften darum viel Eigentum, die Frohnden wurden auch nicht leichter. Im Walde Cappan, in einer schönen Schlucht, hatte das Nonnenkloster eine Schäferei angelegt. Diese wurde 1715 an einen Herrn v. Lüttichau für 8000 Thaler veräussert. Im Jahre 1717 kaufte derselbe auch den Gesindezwang, das Braugerät und den Fleischzehnt für 560 Thaler und gründete so das schöne Gut Cappan mit Wald, Wein, Wiese, Wolle. Niedergörsdorf hatte Dienstzwang und Frohndienst hierher zu entrichten. Noch heute ist der Hofesteig vorhanden, auf welchem die Leute von hier und Dennewitz zu den Diensten nach Cappan eilten. Die Grossmutter des Höfners Hecht (Jochen) war noch die letzte, welche 2 mal im Dienstzwange auf Cappan gewesen ist. Während die magdeburgische Zeit 500 Jahr gedauert hat, umfasst die sächsische Zeit zum Glück nur 150 Jahre.

Preussische Zeit.

Durch den Wiener Frieden 1815 ging die Hälfte von Chursachsen an Brandenburg über, die Huldigung geschah am 3. August 1815 in

Merseburg.*) Die preussischen Könige hatten an dem neuen Lande ein grosses Wohlgefallen und suchten den Wohlstand zu heben. Der Ober-

*) Das Patent hat folgenden Wortlaut:

An die Einwohner des preussischen Sachsen.

Durch das Patent, welches Ich heute vollzogen, habe Euch Einwohner Sachsens, mit Meinen Unterthanen, Euren Nachbaren und deutschen Landsleuten vereinigt. Die gemeinsame Übereinkunft der zum Congress hierselbst versammelten Mächte hat Enre, dem Loos des Krieges unterworfene Länder Mir zur Entschädigung für den Verlust angewiesen, der den Mir garantirten Umfang Meiner Staaten auf einer Seite vermindert, wo er Mir nach einstimmigem Beschluss nicht ersetzt werden konnte.

Durch die Schicksale der Völker nunmehr von einem Fürstenhause getrennt, dem Ihr Jahrhunderte lang mit treuer Ergebenheit angehangen, geht Ihr jetzt zu einem anderen über, dem Ihr durch die befreundenden Bande der Nachbarschaft, der Sprache, der Sitten, der Religion verwandt seid.

Wenn Ihr Euch mit Schmerz von frühern, Euch werthen Verhältnissen lossagt, so ehre Ich diesen Schmerz, als dem Ernste des deutschen Gemüthes ziemend, und als eine Bürgschaft, dass Ihr und Enre Kinder auch Mir und Meinem Hause mit ebensolcher Treue fernerhin angehören werdet. Ihr werdet die Nothwendigkeit Eurer Trennung erwägen. Meine alten Unterthanen haben grosse und theure Opfer gebracht; sie haben vor der Welt und der Nachwelt den Anspruch erstritten, dass die Gefahren von Gross-Beeren und von Dennewitz ihnen auf immer fern bleiben müssen. Sie haben das Zeugniss erworben, durch Tapferkeit und Treue für ihren König auch Deutschland von der Schmach der Knechtschaft errettet zu haben. Aber sollten sie die eigene Unabhängigkeit und die Freiheit Deutschlands behaupten, sollten die Früchte des schweren Kampfes und die blutigen Siege nicht verloren gehen, so gebot es eben so sehr die Pflicht der Selbsterhaltung, als die Sorge für das deutsche Gemeinwohl, Eure Länder mit Meinen Staaten und Euch mit Meinen Unterthanen zu vereinigen. Nur Deutschland hat gewonnen, was Preussen erworben.

Dieses werdet Ihr mit Ernst erwägen, und so vertraue Ich Eurem deutschen und redlichen Sinn, dass Ihr mir den Eid Eurer Treue ebenso aus der Fülle des Herzens geloben werdet, als Ich zu Meinem Volke Euch aufnehme.

Euern Gewerben eröffnen sich durch die Vereinigung mit Meinen Staaten reichere Quellen. Die Wunden des Krieges werden heilen, wenn die gegenwärtige Gefahr und die Nothwendigkeit neuer Anstrengungen zur Bewahrung unserer Selbstständigkeit vorüber sein wird. Meine Vorsorge wird Eurem Fleiss wirksam entgegenkommen.

Eine wohlthätige, die Lasten des Staates gleich vertheilende Verfassung, eine zweckgemässe Verwaltung, sorgsam erwogene Gesetze, eine gerechte und pünktliche Justizpflege, die nicht länger durch die Last der Formen den Lauf des Rechts beschränken und hemmen wird, diese Säulen der öffentlichen Wohlfahrt werden Euern innern Haushalt friedlich beschirmen.

Eure kriegslustige Jugend wird sich ihren Brüdern in Meinen andern Staaten zum Schutz des Vaterlandes treu anschliessen, die Diener der Kirche werden fernerhin die ehrwürdigen Bewahrer des väterlichen Glaubens sein.

Euren Lehranstalten, den vieljährigen Pflegerinnen deutscher Kunst und Wissenschaft, werde Ich Meine besondere Aufmerksamkeit widmen und wenn der preussische Thron noch nach Jahrhunderten, auf den Tugenden des Friedens und des Krieges gegründet, die Freiheit des deutschen Vaterlandes bewacht, so werdet auch Ihr den Vorzug theilen, der dem preussischen Namen gebührt, und in den Jahrbüchern des preussischen Ruhms, brave Sachsen, wird die Geschichte auch Euern Namen verzeichnen

Wien, den 22. May 1815.

Friedrich Wilhelm.

regierungsrat Meuss war unermüdlich, die Wunden zu heilen. Viele Steuersätze wurden herabgesetzt, den Dörfern wurde eine Erleichterung in den Kavallerieverpflegungsgeldern gebracht, dem Kreise Jüterbog wurden 6000 Thaler, also fast die Hälfte der Grundsteuer erlassen, Kriegsschuldentilgung blieb den Leuten fern, ja eine alte Kriegsschuld von 7000 Thalern aus Napoleonischer Zeit wurde beseitigt. Dass die Dörfer, in denen die Schlacht von Dennewitz gewütet hatte, ein schönes Schmerzensgeld empfangen haben, ist schon berichtet worden.

Welcher Segen sonst unter preussischer Regierung über diese Gegend gekommen ist, braucht nur angedeutet zu werden. Durch Aufhebung der Hörigkeit, durch Ablösung der Domänen- und Pfarr-Rente, durch die Separation sind die Hüfner erst Herren auf ihren Gehöften geworden und wissen sich auch bei wachsendem Wohlstand als solche.

Zwar sind noch hohe Renten zu zahlen, aber das Ende ist doch abzusehen. Besser noch würde es um den Wohlstand hiesiger Gemeinde stehen, wofern sie 1823 den Waldkomplex von Heinrichsdorf hätten erwerben können. Die Churfürsten hatten denselben als ein wüstes Land nach dem Recht des Landesherrn von Wald und Wasser an sich genommen und aus der Haide war ein Jagdrevier geworden, welches kaum die Unkosten für den Förster deckte. So verkaufte Preussen Heinrichsdorf an den Besitzer von Cappan. Die Niedergörsdorfer, welche Pächter des Landes waren und die Hutgerechtigkeit besassen, hatten das Kauf-Vorrecht gehabt, sind aber nicht gefragt worden, hätten vielleicht auch in dem ärmlichen Verhältnissen nach dem Kriege nicht den Mut gehabt, den Kauf mit geborgtem Gelde zu vollführen. 13 Hufen Acker aus Heinrichsdorf sind den hiesigen Leuten geblieben, von denen sie einen grossen Teil zu Wald eingeschont haben, welcher Brennholz liefert; für die Waldgerechtigkeit haben sie eine Abfindung von 180 Morgen erhalten.

Es bestanden bis zum Abfindungsrezess 1830 wegen der Wald- und Weidegerechtigkeit eigene Verhältnisse. Die Niedergörsdorfer hatten in der Heinrichsdorfer Haide die Hutberechtigung und das Recht des Raff- und Leseholzes und der Waldstreu. Cappan, jetzt Besitzer der Haide, hatte Hutberechtigung auf der Niedergörsdorfer Feldmark und kam bis nahe an das Dorf. Die Berechtigung der Niedergörsdorfer auf Raff- und Leseholz war in seinem Kaufbrief übersehen worden. Der Pfarrer in Kaltenborn hatte nie im Walde gehütet, der Pfarrer in Niedergörsdorf verzichtete wegen des geringen Anspruchs. Die Kossäten, welche bisher kein Feldland besessen, aber Kühe mit auf die Weide getrieben hatten, kamen nun zu Land, indem sie für das Weiderecht abgefunden wurden; der Hänsler Kühnast I und Ackermann gingen leer aus, weil sie keine Kuh gehalten hatten. Dem Besitzer von Cappan wurde ein Viehtrifft

bewilligt 10 Ruten breit, welche er mit Bäumen bepflanzen, aber sonst nicht ausnützen darf.

Zwei Aktenstücke der Pfarrschranks geben Kunde von der Lohntreiberei und der Unterdrückung der Unbotmässigkeit zu Ende des 18. Jahrhunderts*).

---

*) Publicandum. Seine Königl. Majestät von Preussen etc. Unser allergnädigster Herr haben höchst missfällig vernommen: dass während des jetzigen Krieges, gewinnsüchtige Leute sich unterfangen, das Handwercks- Tage- und Gesinde-Lohn zu erhöhen. Diesem Unfug zu steuern, haben Se. Königliche Majestät verordnet:

1) dass Professionisten, Tagelöhner, Spinner und alle Arten der Arbeiter auch Dienst-Gesinde, welche sich beykommen lassen, das vor Anfang des Krieges üblich gewesene Lohn zu erhöhen, im erstern Uebertretungs-Fall mit Anstellung an das Hals-Eisen, spanischen Mantel oder Hand-Arbeit, zu herrschaftlichen Diensten, bestrafet, beym zweyten Uebertretungs-Fall aber respective mit Vier wöchentlicher Zuchthaus- oder Vestungs-Strafe beleget werden sollen.
2) Diejenige, welche den Professionisten, Tagelöhnern, Spinnern und andern Arbeitern oder dem Gesinde mehr Lohn, als vor dem Kriege üblich gewesen, bewilligen, sollen in den Städten in respective Zwey und Fünf Rthlr. Strafe, auf dem platten Lande aber in die bereits in der Gesinde-Ordnung bestimmte Strafe verfallen.
3) Diejenige Wirthe, welche, um diese Verordnungen zu hintergehen, sich mit dem Gesinde dahin vereinigen, dass sie ihnen zwar nur das in der Gesinde-Ordnung festgesetzte Lohn geben, dagegen aber ein sogenanntes Geschenck bewilligen, sollen beyde sowohl der Brodt-Herr als das Gesinde, welches solches nimmt, eben so bestrafet werden, als wenn sie das Lohn selbst gesteigert hätten.
4) Diejenigen, welche eine dem zuwieder geschehene Handlung anzeigen, sollen den vierfachen Betrag des Geschenks von dem Brodt-Herrn erhalten, und wenn es der Dienst-Bothe selbst anzeigt, so soll derselbe von der Strafe noch überdies befreyet bleiben;

welches zu Jedermanns Nachricht, Achtung und Warnung hierdurch bekannt gemacht wird. Berlin, den 8ten April 1779.

Königl. Preuss. Churmärkische Krieges- und Domainen-Cammer.

v. Siegroth. Michaelis. v. Manschwitz. v. Krosigk. v. Schönfeld. v. Bornstedt. Kornmann. Böhme. Naumann. Krusemarck. Schmid. Lengnich. Neubaus. Schirmeister. Grothe. Bar. v. Hohberg. Bartsch. v. Sydhausen. v. Kropff. Böttticher. Bayer. Kahle. Siebmann. Bar. de Lamotte. Müller. Heller. Jäschke.

Verordnung,
welchergestalt Unterthanen, die sich ihrer Guthsherrschaft widersetzen, gestraft werden sollen.

De dato Berlin, den 7. December 1775.

Wir Friederich, von Gottes Gnaden, König von Preussen; Marggraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reichs Erz-Cämmerer und Churfürst; Souverainer und Oberster Herzog von Schlesien; Souverainer Prinz von Oranien, Neufchatel und Valangin, wie auch der Grafschaft Glatz; in Geldern, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Mecklonburg und Crossen Herzog; Burggraf zu Nürnberg; Fürst zu Halberstadt, Minden, Camin, Wenden, Schwerin, Ratzeburg,

Artillerie-Schiessplatz (Altes Lager).

Der Kreislandrat Hauschsteck war in den vierziger Jahren mit der hiesigen Gemeinde behufs Ankauf eines Stück Landes zu einem Artillerie-Schiessplatz in Beziehung getreten. Die Gemeinde fand sich auch willig, ein Stück geringen Landes am Wege nach Lindow abzutreten. Die Bedingungen des Kaufes waren nicht ungünstig. Es war freilich nur ein geringer Preis für das Land angesetzt; aber die Gemeinde behielt das Hütungsrecht und hatte auch den Vorkauf bei etwaiger Zurückgabe des Platzes. Der Kauf wurde in Gegenwart eines Intendanturrates abgeschlossen, aber man hatte vergessen, einen gerichtlichen Notar herbeizuziehen. Als den Leuten der Kauf leid wurde, kam ein sehr geschmeidiger Sekretär der Intendantur, konnte aber nichts ausrichten. Der Rechtsanwalt F. aus Jüterbog führte den Leuten die Sache. Der Herr Sekretär schied nach nutzlosem Zureden mit der Weissagung,

---

Ost-Friesland und Meurs; Graf zu Hohenzollern, Ruppin, der Marck, Ravensberg, Hohenstein, Tecklenburg, Schwerin, Lingen, Bühren und Lerrdamm; Herr zu Ravenstein, der Lande Rostock, Stargard, Lauenburg, Bütow, Arley und Breda etc. etc. etc.

Thun kund und fügen zu wissen. Nachdem es sich seit einiger Zeit nicht selten zugetragen hat, dass Unterthanen und ihr Gesinde, theils hoshafterweise, theils auch aus vermeintlicher Befugniss, ihre Gerechtsame zu schützen, ihrer Gutsherrschaft oder Obrigkeit und deren Beamten nicht allein den schuldigen Gehorsam versagt, sondern auch denselben sich durch zusammenrottiren, durch ausgestossene Drohungen gewaltsamen Widerstandes, und sogar durch thätliche Vergreifung, wiedersetzet haben, Wir aber dergleichen tumultuarisches Verfahren, wodurch alle Ordnung gestöret wird, und wobey die Unterthanen ihre sonst vielleicht gerechte Sache selbst verderben, nicht gestatten können; So haben Wir nöthig gefunden, folgendes zu verordnen.

§. 1. Derjenige Bürger, Bauer oder andrer Unterthan, welcher seinen Guths- oder Gerichts-Herren einen Schlag versetzet, soll blos dieserhalb mit Zweyjähriger Vestungsarbeit bestraft, und diese Strafe nach Gefährlichkeit des Schlages geschärft werden, wie denn auch schon derjenige, welcher seine Obrigkeit mit Schlägen bedroht, ohne alle Rücksicht auf die Veranlassung des Streits, mit Sechsmonathlicher Karren-Strafe belegt werden soll.

§. 2. Wer einen Beamten der Obrigkeit, in Ausrichtung der ihm aufgetragenen Geschäfte, thätlich behandelt, es sei durch Schlagen, Stossen und dergleichen, soll, wenn es der ihm vorgesetzte Justitiarius ist, auf Ein Jahr, sonst auf Sechs Monath, zur Vestungsarbeit condemniret, die gegen solche Beamte ausgestossene Drohungen und Schimpfwörter jedesmahl verhältnissmässig geahndet, und die sowohl in diesem als vorhergehenden §pho verordnete Strafe verdoppelt werden, wenn sich die Unterthanen versammlet, und eine Zusammenrottirung oder Auflauf gemacht haben. Und Wir verordnen ausdrücklich, dass alles dieses, unbeschadet dem Recht, geschehen soll, welches einer Guthsobrigkeit nach Maasgabe der Landes-Recesse und Landesverfassung zusteht, einen ungehorsamen und widerspenstigen Unterthan zum Verkauf seines Hauses oder Guths, an einen der Herrschaft anständigen Mann, binnen einer zu bestimmenden Viertel- oder Halbjährigen Frist rechtlich anzuhalten.

§. 3. Sollten sich Gemeinen, oder einzelne Glieder derselben so weit vergessen, dass sie den von den Landes-Collegiis abgeschickten Commissariis, oder auch den zu

welche auch eingetroffen ist: Die Sache wird ihnen mal leid werden; für uns giebt es noch genug Sand auf der Erde. Die Hüfuer von Zinna haben den Sand hergegeben und sind nicht schlecht gefahren.

Als 1871 auf der Berghaide gefangene Franzosen internirt wurden, ist aus den Holzbaracken der Artillerie-Schiessplatz (Altes Lager) entstanden, zu welchem auch Stücke Landes von Niedergörsdorf hergegeben worden sind. Das Lager selbst liegt mit den schönen Anlagen, welche hier entstanden sind, auf öder Heide jenseits der Chaussee nach Treuenbrietzen, welche wieder etwas nördlich von der früheren Heerstrasse erbaut worden ist. Diesseits der Chaussee liegen zwei Restaurationen, ein Kaufladeu, Bäckerei, 2 Friseurstuben und der Bahnhof.

Kirchlich werden die Personeu, welche hierher gehören, auch von hier versorgt; aber aus dem hiesigen Schulverbande sind sie seit 1897, wo der Militärfiskus eine eigene Schule dort gegründet hat, welche zur Lokalschulinspektion Zinna gehört, entlassen.

Vollstreckung der in Unserm Namen ergangenen Befehle sich einlegenden militairischen oder landreuterlichen Execntionen Widerstand thäten; So soll ein dergleichen an dem Commissario oder den Executoren ausgeühter Unfug jedesmahl besonders geahndet, und, nach Maasgahe der Umstände, mit Sechsmonathlicher his Einjähriger, und, nach Befund, noch längerer Vestungsarbeit, hestraft werden.

§. 4. Befinden sich unter den Bauern, Bürgern oder Unterthanen, die sich der in den vorstehenden §§phis verpönten Widersetzungen schuldig machen, Soldaten, Beurlaubten oder Enrollirte; so muss die Obrigkeit des Orts derselben Arretirung sofort veranlassen, ein summarisches Protocoll über das vorgegangene Factum aufnehmen lassen, und dieses, nebst den Arrestanten, an die nächste Garnison abschicken, damit sodenn von der Behörde ein Krieges- oder Standrecht veranlasset, nnd die der Civil-Obrigkeit hekannt zu machende Militair-Strafen von Gassenlaufen und Vestungsarbeit nach dem in vorstehenden §§phis bestimmten Verhältniss, an ihnen vollzogen werden.

Wir hefehlen allen Unsern Unterthanen so gnädig als ernstlich, sich hiernach auf das genaueste zu achten, Unsern Landes-Collegiis und allen Obrigkeiten aber, auch in Ansehung der Soldaten den Chefs und Commandeurs, an welche das General-Auditoriat die ihm vom Etats-Ministerio zuzufertigende Exemplarien vertheilen wird, diese Unsere allgemeine Verordnung in vorkommenden Fällen, ohne einige Nachsicht, zur Vollstreckung zu hringen. Damit auch diese Verordnung zu jedermanns Wissenschaft gelange, und Unsre Unterthanen für Schaden und Strafe sich hüten mögen; so soll selhige nicht nur in den Kirchen öffentlich ahgelesen, sondern auch in Städten, durch die Magisträte, und in den Dörfern, durch die Dorfgerichte, den Einwohnern hekannt gemacht, nicht minder an den Thüren der Rathhäuser und Kirchen, auch in allen Gerichtsstuben, Schulzengerichten nnd Dorfkrügen angeschlagen werden.

Urkundlich haben Wir diese Verordnung höchst eigenhändig unterschriehen, und mit Unserm Königlichen Insiegel hedrucken lassen So geschehen und gegeben zu Berlin, den 7. Decemher 1775.

Friderich.

(L. S.)

v. Fürst. v. Binmenthal v. Münchhausen. v. Derschau. v. Zedlitz. B. v. d. Schulenburg. v. Dörnherg. v. Görne. v. Gaudi.

Eisenbahn.

Um dem Militärfiskus zu dienen resp. die Sekundärbahn von Jüterbog nach Treuenbrietzen rentabel zu machen, ist dieselbe mit einer ziemlichen Krümmung über das alte Lager gelegt worden. Sie läuft so ziemlich neben der alten Wüstenchaussee, so dass nun auch in neuster Zeit eine Wüsteneisenbahn über die öde Bergheide führt, welche ausser dem Schiessplatz und dem geringen Abban Tiefenbrunn keine Wohnstätte von Menschen berührt. Die hiesigen Dörfer, welche auf zwei Seiten die Bahnzüge dicht vorüberbrausen sehen und die doch die drei nächsten Bahnhöfe immer nur in einer Stunde erreichen konnten, waren schon seit langer Zeit im Nachteil gegen den östlichen Zug des Kreises, welcher reichlich Chausseen aufzuweisen hat. Es ging vieler Wunsch dahin, dass die neue Bahnstrecke von Treuenbrietzen in gerader Linie über Tiefenbrunn ungefähr an der Stelle des heutigen Bahnhofs Niedergörsdorf in den Bahnkörper der Anhaltischen Eisenbahn einmünde. Dann wäre eine Verlängerung der Bahn über Seyda, Pretsch nach Leipzig und eine Verbindung über Nauen nach Hamburg mit Umgehung von Bahnhof Jüterbog, dessen Entlastung recht nötig ist, möglich geworden. Als die Behörden hierfür kein Ohr hatten und der Bahnhof im Walde von Dennewitz, welcher, um doch etwas zu gewinnen, erbeten und bewilligt wurde, doch kaum von Nutzen sein konnte, da die Dörfer Wölmsdorf, Kaltenborn, Malterhausen ganz leer ausgingen, so trat als Beschützer seines Kreis-Dorfes Gölsdorf der Landrat von Herzberg ins Mittel und ihm ist es zu verdanken, dass, was trotz vieler Petitionen nicht möglich gemacht werden konnte, hier an der Anhaltischen Eisenbahn ein Bahnhof mit Güterverkehr eingerichtet worden ist. Die Bahngebäude sind sehr ärmlich ausgestattet und enthalten nur die nötigsten Diensträume. Die Beamten haben keine Wohnung und müssen sich in Jüterbog ein Unterkommen suchen, was bei der reichlichen Verbindung möglich ist. Wie steht es mit ihrer Verpflegung! Der Bahnhof in seinem Verkehr zeigt, dass einem langen Bedürfnis endlich entsprochen worden ist. Es ist dort ein Korn- und Kohlen- auch Düngmittel-Geschäft entstanden und die Restauration nährt ihren Mann. Ein grosser Übelstand ist es, dass der linksseitge Bahnsteig bei der Lage des Bahnhofs in freiem Felde gegen die Unbill der Witterung, besonders gegen die scharfen Winde, welche über den baumlosen Fläming hinsausen, durch keine Schutzvorrichtung gesichert ist. Wir holen uns da oft den Schnupfen und sind gegen die Direktion, welche auf unsere Vorstellungen nicht eingehen will, stark verschnupft. Wir hoffen, dass sie bald ein gütiges Einsehen hat und nicht auf Kosten unserer Gesundheit zu sparsam für den überfliessenden Säckel ist.

Ein anderer Wunsch bleibt noch dahin übrig, dass endlich auch ein Wandel auf der Wüstenchanssee nach Treuenbrietzen geschaffen

Digitized by Google

werde. Vom alten Lager bis nach Jüterbog ist sie seit Jahren so vom Militär eingenommen, dass für Privatfuhrwerk kaum Raum ist. Ihr Lauf weist von Tiefenbrunn, Malterhausen auf Niedergörsdorf und von da zur Stadt Jüterbog.

Telephon und Postagentur.

Der Bankhalter Apponius hatte sich durch die Post Telephon von Malterhausen, seinem Gute, nach seinem Burean in Jüterbog anlegen lassen und ging die Leitung hier dicht am Dorf vorüber. Als er 1890 starb nnd seine Witwe das Gut veräusserte, sollte die Leitung abgerissen werden. Der Ortspfarrer setzte sich nunmehr mit dem Postamt in Verbindung nnd erhielt die Antwort, dass bei einer Zahlung von 400 Mk. von den Interessenten die Leitung bestehen bleiben und Niedergörsdorf mit einer Station angeschlossen werden könnte. Für die Zahlung von 300 Mk. wnrde der neue Besitzer von Malterhansen leicht gewonnen; denn er erkannte sofort die Wichtigkeit der Einrichtung für seiu Gut. Der Pfarrer unterschrieb nunmehr den Revers in dem guten Glauben, dass die hiesigen Gemeinden gern bereit sein würden, die 100 Mk. zu geben; aber einige Hüfner waren dagegen und die Sache kam endlich dahin zn stande, dass die Gemeinde

Niedergörsdorf	40	Mk.,
Wölmsdorf	20	„ ,
der Pfarrer	25	„ ,
Krüger Kühnast	15	„ gaben.

An einen Beitrag von Dennewitz nnd Gölsdorf war nicht gedacht worden, sie haben die Vergunst einer billigen Bestellung umsonst erhalten.

Merkwürdig war, dass der Hüfner, welcher am meisten widerstrebt hatte, den Telephon zuerst gebrauchen mnsste.

Schon der Postdirektor hat dem Pfarrer eine Post-Agentur zugesagt, wenn der Weg von Jüterbog hierher passierbar wäre. Als nun die Eisenbahnhaltestelle eingerichtet wurde, erinnerte der Pfarrer an die Ausführung des alten Versprechens und mit gutem Erfolg. Es wurden nun zwar in den andern Dörfern, denen sich Wölmsdorf anschloss, Stimmen laut, welche Post und Telephon nach dem einsamen Bahnhof verlegt wissen wollten, aber die Postbehörde richtete in guter Überlegung die Postagentur hier ein, wo sie uns zur grossen Bequemlichkeit vom Krüger (Gastwirt) verwaltet wird. Beide Einrichtungen stellen sich immer mehr als eine zeitgemässe Verbesserung der Postbestellnng heraus.

Kulturzustand.

Zur Beurtheilung des derzeitigen Kulturzustandes mag das Resultat der letzten Volkszählung folgen. Im Jahre 1829 waren hier 21 Rauchfänge mit 107 Einwohnern.

Einwohner:

1880: 154 männlich 38 Wohnhäuser,
119 weiblich 47 Haushaltungen
273

1883: Gehöftsbesitzer 38 (Hüfner u. Büdner)
Viehbesitzer 44
Pferde 65 Stück,
Rindvieh 167 „ ,
Schafe 1088 „ ,
Schweine 256 „ ,
Ziegen 30 „ ,
Bienenstöcke 35 „ .

Einwohner:

1900: 175 männlich 51 Wohnhäuser,
160 weiblich 65 Haushaltungen.
335
Gehöfte 51
Viehbesitzer 49
Viehbesitzd. Haushalt. 54 (d. i. mit Einlieger)
Pferde 74 Stück,
Rindvieh 241 „ ,
Schafe 264 „ ,
Schweine 419 „ ,
Ziegen 60 „ ,
Bienenstöcke 44 „ ,
Obstbäume 4722 „ .

Znr Stener veranlagt sind 130 Personen; 25 Personen mit Einkommen über 900 Mk., 105 mit fingierter Stener.

Gelesen werden: Missionsblatt 25 Exempl.
Himmelan 13 „
Evgl. Sonntagsblatt 10 „
Kreisblatt 15 „
verschied. Zeitungen 20 „
Jonrnale 4 „
Obstbau, Jagd 2 „ .

In den meisten Häusern herrscht Ordnung nnd Sauberkeit, auch haben fast alle Fenstervorhänge und Blumen an den Fenstern ausgestellt. Die Dorfstrasse ist noch nicht gepflastert; aber man denkt daran. Auch eine Beleuchtnng derselben ist angebahnt und wird wohl zustande kommen. Auf der Strasse steht eine Friedens- nnd Lnther-Linde.

Erwähnt mag werden, dass zum Advent 1900 eine freundliche, unbekannte Hand die Kirche mit einer schönen Lampe (Kronleuchter) geschmückt hat.

Digitized by Google

Wölmsdorf.

Ist mit der Domänen-Rente bis auf 5 Hüfner, welche noch je 1,50 Mk. zahlen, abgefunden. Zur Pfarr-Rente, welche noch etwa 30 Jahre zu zahlen ist, sind die Beiträge so ziemlich gleich in der Höhe von 160 Mk. Friedrich Höhne zahlt mehr, weil er Land angekauft hat.

9 Einwohner zahlen direkte Einkommensteuer, 19 fingierte; die Kriegssteuer ist bezahlt, es erfolgen Rückzahlungen.

In der Volkszählung von 1895 ergaben sich 69 männl., 64 weibl. Einwohner.

1900: 73 männlich
64 weiblich
135 Personen
18 Wohnhäuser,
21 Haushaltungen,
38 Pferde,
140 Rindvieh,
264 Schafe,
199 Schweine,
20 Ziegen,
338 Federvieh,
66 Bienenstöcke,
1261 Ohstbäume.

In beiden Gemeinden bestand bis 1880 in Kommunalangelegenheiten der Mannschaftsfuss. Jeder Hüfner repräsentierte einen ganzen Mann, der Kossät $\frac{1}{2}$; der Ackerhäusler $\frac{1}{4}$; der Anbauer $\frac{1}{8}$ Mann; jetzt geht es nach % der Staatssteuer. —

Die Schule gehört beiden Orten zu und wird besucht: 63 d. i. 35 männlich, 28 weiblich, Wölmsdorf stellt hierzu 11 männliche, 10 weibliche Kinder.

Das Gehalt des Lehrers ist durch das Entgegenkommen der Gemeinden auf 900 Mk. Grundgehalt,
300 „ Küsterei-Zulagen,
120 „ Alterszulage festgesetzt.

Abgaben und Lasten.

Neben den Klassen- und Gebäudesteuern haben die hiesigen Gemeinden, um das frühere Pachtverhältnis zu lösen und in den freien Besitz der Höfe zu gelangen, noch bedeutende Renten zu zahlen.

Für den Zehnten, welcher ans Amt entrichtet wurde, besteht seit 1. April 1853 eine Domänenrente, welche in 56 Jahren d. i. bis 1909 zu 4 % Zinsen und $\frac{1}{2}$ % Amortisation zur Ablösung kommt. Die

Rentenbank-Rente, welche bis 1915 unter denselben Bedingungen abgelöst wird, stammt aus den Pächten her, welche an die Besitzer von Hufengerechtigkeiten, d. i. an Bürger der Stadt Jüterbog, an die Besitzer von Hohen-Ahlsdorf zu entrichten waren. — Wie man jetzt sein Geld in Hypotheken anlegt, so erwarb man damals mit denselben das Recht auf Hufenpächte. Dazu kommt noch die Pfarr-Ablösungs-Rente.

Es zahlen jetzt noch:

Name.		Stand	Domänen-Rente		Rentenbank-Rente		Pfarr-Rente		Summe	
			M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.
Krüger	Kühnast	4 Hufen	144	90	12	30	158	70	323	90
Linke	Müller	4 „	143	50	12	30	156	40	312	20
Dümchen	Müller	4 „	153	70	12	30	153	80	319	80
Hendrick	Schulze	2 „	79	40	6	20	78	90	164	50
Angerähn	Freidank	4 „	84		79	10	165	60	328	70
Aussen	Hecht	3 „	59	60	67	90	126	90	254	40
Meyer-Hecht	Lehmann	1 „	31	70	—	—	44	90	76	60
Bossdorf	Müller	3 „	62	20	62	80	117	60	242	60
Witwe	Freidank	3 „	120	20	9	20	117	60	246	—
Petersch	Meske	4 „	153	60	12	30	156	70	322	60
	Herrmann	3 „	87	20	36	50	126	90	249	60
Jochen	Hecht	4 „	92	60	71	—	156	40	329	—
Schulze	Hecht	5 „	86	90	41	80	195	10	323	80
Jesper	Hecht	4 „	154	50	12	30	159	50	320	30
Lenzen-Eichelbaum	Zwanziger	4 „	64	90	99	—	162	50	326	40
Müllers	Richter	Kossät	49	80	—	—	4	30	54	10
G.	Schulze	do.	16	20	—	—	1	70	17	90
	Krüger	Schmied	3		—	—	—	—	—	—
Müller		Zimmerer	2	70	—	—	1	70	4	40
Bornad	Müller	Gärtner Kossät	15	40	—	—	1	90	17	30
							2087	10	4309	80

Wäre der Zehnt ans Amt u. s. w. nicht durch die schon erwähnte Umwandlung in Fruchtgarben (Henkersgarben) gemildert worden, so würde sich nach der Pfarrabgabe gerechnet statt 4309,80 Mk. die Summe von 6261,30 Mk. ergeben. Es sind demnach 2000 Mk. jährliche Abgaben erlassen worden. Diese Summe wäre auch kaum zu erschwingen gewesen, da das Dorf mit ca. 180 000 Mk. zu 4 % verschuldet ist. — Dieser Verschuldung gegenüber stehen 20 000 Mk. deklariertes Vermögen. —

In Wölmsdorf liegen die Verhältnisse günstiger. Dort sind die schweren Kriegssteuern, welche von dem altpreussischen Dorfe getragen werden mussten, abgezahlt, ebenso die Domänenrente. Die Pfarr-Rente dauert noch bis 1934 und zahlen:

Lehnschulze Henze		151,60	Mk.,
Ernst Schulze	4 Hufen	161,10	Mk.,
Ernst Friedrich	„	159,40	„ ,
Johann Lehmann	„	153,70	„ ,
Gottfried Höhne	„	162,90	„ ,
Gotfried Birkholz	„	158,90	„ ,
Christian Wenzel	„	158,50	„ ,
Niendorf		41,80	„ ,
Ehrenberg		1,70	„ ,
Letz		—,60	„ ,
G. Freidank		—,80	„ ,
Ernst Polz Müller		58,30	„ ,
		1208,70	Mk.

Niedergörsdorf ist dann noch in seinem Wegebau über Gebühr belastet; denn es hat nicht weniger als 23 km Kommunikationswege in Ordnung zu halten, wozu die Planzugänge mit ca. 12 km hinzutreten. Die Dorfstrasse hat eine tiefe Lage und darum macht ihre Instandhaltung fortwährend grosse Umstände. An Einnahme hat die Gemeinde 126 Mk. Pacht für Gemeindeacker und 700 Mk. Jagdpacht. Die Gemeinde ist jetzt in nicht geringer Sorge, dass sie bei dem Mindergebot auf den Pfarracker gehalten werden könnte, den Ausfall durch Umlage aufzubringen, da sie doch noch nicht fertig ist mit der Abzahlung der alten Pfarrrente. Eine Herabsetzung des Grundgehalts von 3000 Mk. auf 2400 Mk. ist beantragt worden; es ist aber ein abschlägiger Bescheid eingegangen. Die Ablösung der Zehnten u. s. w. ist wohl gut gemeint, aber bis jetzt hat von den Interessenten keiner rechten Vorteil. Um den Belästigungen in der Ausloosung der Rentenbriefe zu entgehen und vor der Schröpfung des Pfarrers in Zahlung der Spesen des Bankiers zu schützen, sind hier für die Pfarre 4 % westpr. Pfandbriefe angekauft worden. Da dieselben bald auf 3 ½ % konvertiert worden sind, ergab sich für das Einkommen des Pfarrers ein jährlicher Verlust von 300 Mk. neben den Spesen des Bankiers. Die Gemeinde zahlt nunmehr 4 ½ % an die Rentenbank und das Pfarrgeld ist zu 3½ % verzinst. — Wer hat nun den Gewinn? In andern Gemeinden geht der Prozess etwas langsamer, aber auch sie können bei Anslosungen nur Papiere zu 3½ % ankaufen. —

Denkmal der Schlacht von Dennewitz.

Es liegt ein reiches Aktenmaterial vor, um über das Denkmal, welches auf dem Areal von Niedergörsdorf liegt, zu berichten. Zu der 75 jährigen Feier des Tages unternahm es der Pfarrer von Niedergörsdorf sich der vernachlässigten Stätte anzunehmen. Es sind ihm über 2000 Zuschriften zugegangen und er hat über 3000 Antworten und Zuschriften losgehen lassen, auch in einem Gedenkbuch viele viele Unter-

schriften von Freunden der Freiheitskriege gesammelt. Geweiht ist das Buch durch Se. Majestät den Kaiser Wilhelm II. Es folgen die Unterschriften des Fürsten v. Bismarck, Generalfeldmarschalls v. Blumenthal, v. Moltkes, der Generäle (Flügeladjutanten) v. Albedyll, v. Hahnke, der vier Enkel des Generals Bülow v. Dennewitz, der Enkel des Generals v. Thümen, Ernst Moritz Arndts, der Ministerien: Post, Kriegsministerium, Generalstab, Kultus-Ministerium, dann der Herren Offiziere der Regimenter, welche an der Schlacht beteiligt gewesen sind mit Vorantritt der Garde aus Potsdam, welche einst das Denkmal hat weihen helfen. Darauf folgen Städte: Berlin, Jüterbog, Treuenbrietzen, Luckenwalde, Königsberg, Stettin, Magdeburg, Landberg; Vereine: Turisten-Klub, Verein für Geschichte Berlins, Brandenburgia, Verein der Jüterboger in Berlin. Es sind eine Reihe von schönen Kunstblättern gewidmet worden. Die Anlagen sind erneuert worden und eine Gedächtnishalle (Museum) ist durch die Gunst der Umwohner, welche alte Waffen von 1813 hergegeben haben, eingerichtet.

Über die saure Arbeit und über die prickelnden Zwischenfälle schweige ich gern. Die hiesigen Gemeinden haben treu beigestanden und wir haben herrliche Feste gefeiert.

Zuletzt möge des Ortes gedacht werden, wo aller Streit ruht. —

Die Begräbnisstätten in beiden Dörfern sind noch Kirchhöfe d. i. sie liegen um die Kirche herum. So kann jeder, der zur Kirche geht, einen grüssenden Blick nach diesem oder jenem Grabhügel thun, welcher ihm besonders wert ist. Bisher geschah die Beerdigung nicht in Reihen, es war auch für Kinderleichen kein besonderer Platz bestimmt; die einzelnen Hüfnereien besitzen besondere Erbbegräbnisplätze. Das ist ein Übelstand, bei dem keine gute Ordnung gehalten werden kann; denn die neu aufgeworfenen Leichenhügel liegen hier und da zerstreut unter alten versunkenen Gräbern, welche nicht mehr in Pflege gehalten werden. Bei neuen Gräbern ist eine Pflege wohl zu merken; einige sind mit Epheu, andere mit Blumen und Wintergrün bepflanzt und eine grosse Zahl ist mit einem Denkstein bezeichnet. Die reine Form der Grabkreuze ist seltener und wenn sie vorkommt, so steht das Kreuz auf einem hohen Sockel, welcher Raum zu Inschriften darbietet. Um solche Inschriften reichlich anzubringen, ist oft die Form einer Tafel oder auch eines 4 seitigen Prisma gewählt, welche auf ihrem Haupte ein kleines Kreuz tragen. Es ist nicht unerbaulich, die Inschriften mit ihrem Trost und ihrer Ermunterung zu lesen. Da klagt ein Ehemann: Mein holdes Weib der Tugend Glanz dessen bin ich jetzt beraubet ganz. Da tröstet ein Vater Weib und Kinder:

Du rufst, ich folge gern der Stimme meines Herrn,
Schau aber auch die Waisen an,

Ob ich sie schon verlassen kann.
Du übernimmst mit meiner Seele
Zugleich die treue Vaterstelle.
O Gattin, Kinder weinet nicht,
Gott selbst erfüllet ja die Pflicht,
Die ich hier noch erfüllen sollte.

Da klagen Eltern über den Verlust des Kindes:

Du warst der Eltern höchste Freude,
Du solltest ihres Alters Stütze sein.
Ihr eigenes Leben hätten sie gegeben,
Dass du des deinigen dich könntest freun.

Die Kinder dagegen trösten also:

Trauert nicht ihr Lieben,
Weil das Aug' im Tod gebrochen,
Lieblich ist's im Himmel drüben,
Und ihr alle folget bald mir nach.

Auf einigen Denkmälern wird von den Toten rühmlich berichtet:

Hier ruhet eines Mannes Hand
Von ihren Werken aus,
Die Fleiss und viel Geschick verwandt,
Zu bauen Feld und Haus,
Die treu geführt das Ehgemahl,
Sorgsam die Kinder zog.
Im Dorfgerichte fest wie Stahl
Das gute Recht nicht bog.
Am Sonntag ruhet fromm und still,
Gefaltet zum Gebet,
Und alles nahm wie Gott es will,
Wenns nur zum Himmel geht. —

Das Grabmal eines jungen Lehrers hat diese Inschrift:

Wer hier auf Erden seine Pflicht gethan,
Darf auch bei Gott auf Gnade hoffen (sic!)
Du warst ein Mensch, ein wahrer Mensch und Mann,
Das Herz war allem Guten offen,
Drum Friede dir in deinem stillen Grab.

u. s. w.

Auf andern Denkmälern wird die Ursache und Art des Todes angegeben:

Hier war mein junges Leben
Der Blume auch sehr gleich.
Ich musste früh hingeben

Dasselbe ins Todesreich.
Auch viele meiner Brüder,
Welche hin und wieder
Auf dem heissen Marsch
Gingen hin und wankten,
Fielen hin und krankten,
Mussten auch ins Grab.
Früh in Tod hingehen.
Nun schlaf ich u. s, w. —

Ferner:

Ach! hier unter diesem Grabe,
Ruht eine fromme Mutter aus,
Die bis in ihre alten Tage
Sehr rasch und emsig war,
Ging es mit dem Tode gar
Plötzlich, ja in einer Stunde
Gesund, munter und zu Grunde.

Das Grab einer Jungfer von 22 Jahren, welche durch Krankheit viel erlitten hatte, trägt 6 dahin zielende Verse, von denen die hervorragendsten lauten:

1) Die Leiden, die das Leben dir beschieden,
Die trugst du mit gottergebenem Sinn.
Du bist erlöst! Nun ruh im ew'gen Frieden,
Du schwer geprüfte Dulderin.

2) Wie wohl ist meinem Leibe
Nach ausgestandenem Leide,
Wie wohl ist meiner Seele
In jenen Himmelsfreuden.

3) Du ruhest nun im stillen Frieden,
Die uns Herz im Tod noch liebt,
Ach schon so früh von uns geschieden,
Hat tief die Trauer uns betrübt;
Doch lag es in des Höchsten Plan,
Was Gott thut, das ist wohlgethan.

4) Selig sind die Leidtragenden.

5) Wir werden uns wiedersehen.

6) Die Lieben und Bekannten,
Deine Freunde nah und fern,
Alle, die dich Gute kannten,
Rufen: Schlumm're sanft!

Auch ein schwungvolles Epilog findet sich:

Ruhe sanft hier, wo die Schwüle
Banger Erdentage weicht,

Lieblich weh' um dich die Kühle,
Gottes Erde sei dir leicht,
Segen folg' dir nach ins Grab,
Alle weinen Dank hinab.

Voller Arbeit, Sorg' und Mühe
War dein kurzer Lebenslauf,
Für die Deinen viel zu frühe
Stieg dein Geist zum Himmel auf.
Du hast nun überwunden
Schmerz, den diese Welt erteilt;
Das sei Balsam unsern Wunden,
Der der Trennung Leiden heilt.

Die Gedenksteine sind meist aus Sandstein bereitet, einige wenigen auch ans Marmor, keines aus Holz.

Der Kirchhof in Nieder-Görsdorf ist nach der Dorfstrasse mit einer Mauer in Feldstein und mit einem guten, eisernen Thorweg nebst Thür abgeschlossen, nach Norden ist eine Maner in Backstein aufgeführt, während die anderen Seiten seit 1896 einen guten Drahtzaun erhalten haben. Zwischen den Gräbern befindet sich ein unregelmässiger Aufschlag von Kirschbäumen; Trauereschen und Weiden beschatten die Gräber der beiden letzten Pfarrer. Der Weg zur Kirchthür, welche sich im Turm befindet, ist mit Maulbeerbäumen bestanden. Unter den Denkmälern befinden sich auch drei grosse Grabsteine ans Sandstein, deren Inschrift nicht mehr zu entziffern ist. Zwei derselben sollen der Familie Müller (Dümchen) gehören, der dritte, welcher gute Bildhauer-Arbeit zeigt, stammt von nnbekannter Hand her. —

Der Kirchhof von Wölmsdorf ist von 3 Seiten mit einer Backsteinmauer umgeben, nach Westen wird er vom Garten des Hüfner Birkholz durch eine Hecke geschieden. Er hat sonst dasselbe Gepräge wie derjenige in Nieder-Görsdorf, es fehlt ihm nach Abholzung der Maulbeerbäume aber jeglicher Baum. Die Nntzung des Grases steht in Nieder-Görsdorf dem Pfarrer, in Wölmsdorf dem Küster zu. —

Zum Schluss sprechen wir unsern Dank gegen die Brandenburgia aus, welche in grosser Güte vorstehende Dorfchronik in ihrem Monatshefte gedruckt nnd uns eine Anzahl Abdrücke überlassen hat. Durch den Verkauf der Chronik an wohlhabende Gönner ist uns für unsern Orgelbau schon eine schöne Summe eingegangen. Es soll nun auch jedes Gehöft eine Chronik bekommen. Die Absicht geht dahin, dass, nachdem die Geschlechtsregister der einzelnen Familien aus den Kirchenbüchern aufgestellt worden sind, ein jeder Wirt auf eingehefteten Bogen die Chronik seines Hauses weiter führe.

14. (6. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 19. Dezember 1900, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geheime Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen unter A 1—6 her.

A. 1. Einen schmerzlichen Verlust hat unsere Brandenburgia durch den Tod des langjährigen Mitgliedes, russischen General-Leutnants Roderich von Erckert erlitten, der unvermutet am 12. d. M. in seiner Wohnung, Cöthenerstrasse 3, unvermählt im nahezu vollendeten 79. Lebensjahr verstorben ist.

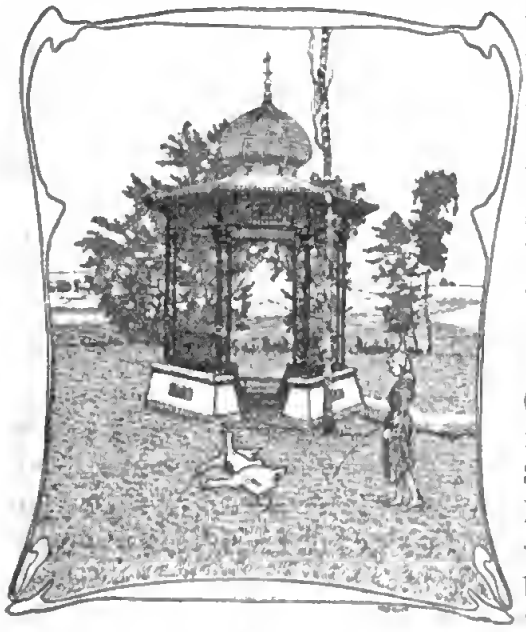
R. von Erckert war eine in der wissenschaftlichen Welt Berlins wie in seiner Gesellschaft gleich hochgeschätzte und bekannte Persönlichkeit. Er war zu Culm in Westpreussen als Sprössling einer preussischen Offiziersfamilie geboren und begann in der preussischen Armee die militärische Laufbahn. Das Schicksal verschlug ihn nach Russland, in dessen Heer er bis zum Rang eines Generalleutnants emporstieg. Als er seinen Abschied nahm, kommandierte er eine Division im Kaukasus, dann schlug er seinen Wohnsitz in Berlin auf, wo er sich rasch heimisch fühlte. Der Aufenthalt v. Erckerts im Kaukasus hatte ihm interessante wissenschaftliche Anregungen gegeben; er verwandte die ihm gewordene Musse dazu, seine Studien über die ethnographischen und sprachlichen Bezüge der Völkerschaften des Kaukasus zu vertiefen und wissenschaftlich auszuarbeiten. Er hat in dieser Richtung höchst wertvolle Mitteilungen veröffentlicht. Seine letzte ungemein sorgfältige und originelle Leistung war das Kartenwerk über die Siedelungen und Wanderungen unserer germanischen Altvorderen von der Steinzeit bis Karl dem Grossen, welches ich in der Sitzung vom 31. Oktober 1900 ausführlich besprochen habe. Eine gewisse Todesahnung meines verehrten und lieben vieljährigen Freundes und Studiengenossen geht aus dem in der Einleitung enthaltenen Hinweis auf sein vorgerücktes Alter hervor, welches ihm die Abfassung eines ausführlicheren Textes verbiete.

Auch über vorslavische Gräber des alten Kujaviens, welches als ein fruchtbarer Landstrich am linken Weichselufer zum grösseren Teil zur Provinz Posen, zum kleineren Teil zu Russisch-Polen gehört, hat er auf Grund von Ausgrabungen Forschungen gemacht, welche sich mit östlichen Vorkommnissen unserer Mark berühren. Über diese und andere Arbeiten wird Rudolf Virchow ausführlich in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Bericht erstatten.

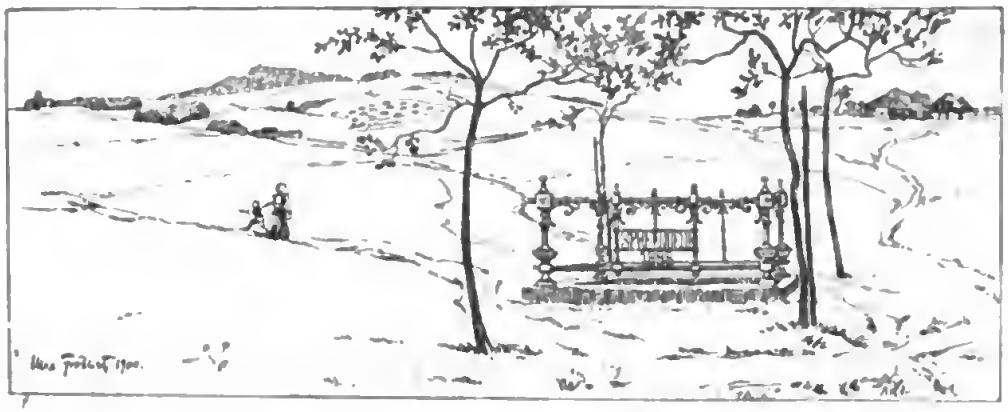
Digitized by Google

Diese wissenschaftlichen Arbeiten brachten R. von Erckert mit den leitenden Autoritäten auf dem ethnographischen Gebiet in Verbindung. Auch in der Berliner Gesellschaft war die geistreiche, beredte und joviale „alte Exzellenz“ bald eines der beliebtesten Glieder. Aus seinem Petersburger Leben hatte General v. Erckert etwas von der weltmännischen Leichtigkeit mitgebracht, welche den russischen Salons eigen ist, und die persönlichen Beziehungen, in welchen er zu einer Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten aller Länder gestanden hatte, waren eine unerschöpfliche Fundgrube seiner Unterhaltung. R. v. Eckert war eng befreundet mit dem „roten“ Prinzen Friedrich Karl von Preusen und hatte sich auch im Ausland das Herz und den Patriotismus des preussischen Offiziers bewahrt. Daneben waren Vorurteilslosigkeit, Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit gegen jedermann charakteristisch für ihn. In der Familie des Fürsten Bismarck war R. von Erckert ein gern gesehener Gast, auch dem Hause des Fürsten Georg von Münster-Derneburg stand er nahe. Den Tod des liebenswürdigen Mannes bedauert man in weiten Kreisen, nicht zum wenigsten in denjenigen unserer Gesellschaft für Heimatkunde, deren Gebiet ihn nach den verschiedensten Richtungen hin lebhaft interessierte. Brandenburgia VI. 227 befindet sich ein Aufsatz von ihm, betitelt: Milit. Beziehungen zw. Preussen und Russland, gleichzeitig ein Beweis, wie ihm die Pflege freundnachbarlicher Beziehungen zwischen Russland und Prenssen am Herzen lag.

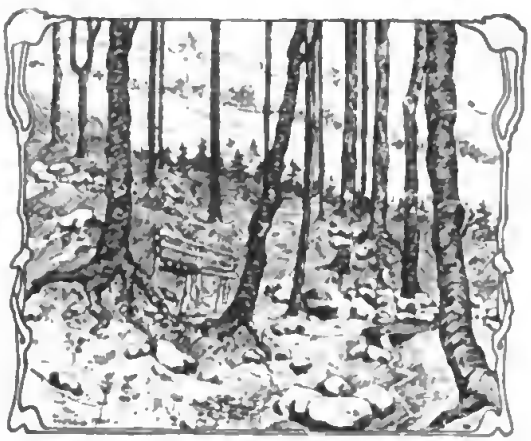
2. Dr. Gustav Albrecht: Die Spree von der Quelle bis zur Mündung. Der also betitelte wertvolle heimatkundliche Aufsatz befindet sich, ohne Urheber-Namen, in der Agenda Rudolf Hertzog für 1901 und zerfällt in mehrere mit vielen vorzüglichen Abbildungen ausgestattete Abschnitte. Die Spree in der Oberlausitz von den 3 Quellen Spreeborn (387,26 m über der Ostsee), Pfarrborn und Rabenbrunnen auf dem Kottmarberge (480 m hoch), unter denen man nach dem Vorgange Moltkes den Spreeborn, obwohl er, wie ersichtlich, vom Rabenbrunnen überragt wird, als eigentliche Spreequelle betrachtet. Die Spree in der Niederlausitz, wobei der Spreewald, wie gebührend, ein eigenes



Spreeborn,
Hauptquelle der Spree bei Ebersbach-Spreedorf.



Pfarrborn, Spreequelle bei Neu-Gersdorf.



Spreequelle auf dem Kottmarberge.

Schlepzig

Digitized by Google

Kapitel erhält. Die Spree von Laibsch bis Fürstenwalde, wobei ausser letzterer Stadt besonders Beeskow Berücksichtigung findet. Die

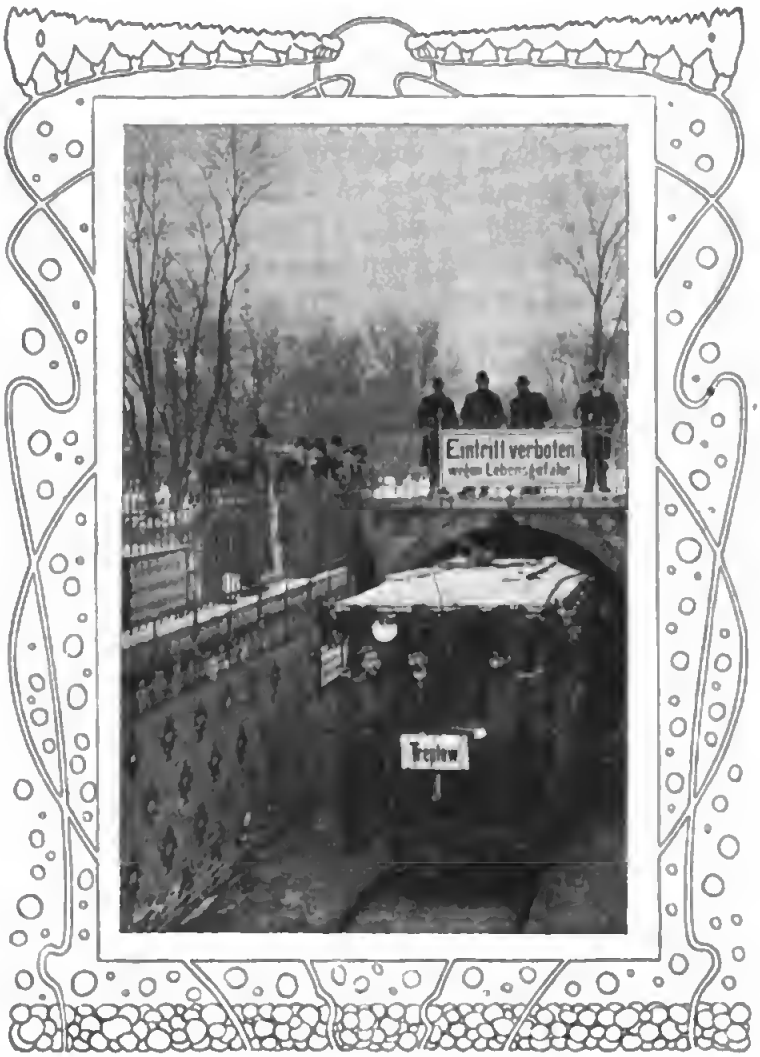
An der Stadtmühle in Spremberg.

Spree von Fürstenwalde bis Berlin mit ausführlicher Schilderung des Müggelsees und der wendischen Spree (Dahme). Die Spree in Berlin unter besonderer Schilderung und Illustriernng des neuen Doms, dessen Fürstengruft von der Spree bespült wird.

Schloss Kossenblatt.

Spreeabwärts bis znr Mündung – Charlottenburg-Spandau. Als Zusatz: Die Spree als Handelsweg und ihre Verbindungen mit dem Meere.

Das Entgegenkommen der Firma gestattet uns die Wiedergabe von sechs der Bilder des Albrechtschen Aufsatzes.



Die Untergrundbahn in Treptow.

3. Die wendische Wallstelle auf dem Waldsteiu im Fichtelgebirge in ihrer wissenschaftlichen Ausbeute. Von Ludwig Zapf. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben und 36 Abbildungen. (Hof. Rud. Lion 1900). Unser Ehrenmitglied Jeutsch, dem die Bücherei der Brandenburgia dies Heft verdankt, sagt darin S. 3 sehr richtig: „Für weitere Kreise ist von besonderem Interesse die Übereinstimmung, die zwischen den oberfränkischen Funden und den am weitesten nördlich und östlich entfernten spätslavischen Resten am Süd- und selbst Nordrand der Ostsee und im Weichselgebiete zu Tage getreten ist: eine Einförmigkeit, die sich wohl am natürlichsten durch die geringeVeränderung und Entwicklung erklärt, welche Lebeusweise und Arbeitsbetrieb sowohl bei denStämmen, die

im Osten am ersten zur Sesshaftigkeit gelangten, wie bei den am weitesten vorgeschobenen, gefunden haben.

Die Einförmigkeit in der slavischen Siedelung und Kultur ist während der vorgeschichtlichen Zeit in Deutschland ganz auffällig. Bei uns in der Ebene sind die Siedelungen versteckt in Mooren und anderen heimlichen, unzugänglichen Stellen. Auf dem Waldstein hatte man zu einer Sumpfburg kein Gelände, man wählte deshalb eine durch überhängende Felsen hufeisenförmig versteckte Stelle und schloss die offene Seite mit einer Art von cyklopischem Wall. Obwohl die Wenden verhältnismässig spät einrücken und mit den römisch-byzantinischen bezw. mit den christlichen Deutschen Jahrhunderte lang in Verbindung kommen, so nehmen sie von denselben wenig an. Die Töpferware, wie überall im vorgeschichtlichen Slavenlande, ist roh, weit zurückstehend gegen die viel ältere germanische und die karpo-dacische Poterie. Ein Henkel anscheinend aus der letzten Periode, vielleicht aus der Zeit um 1000 stammend, ist als grosse Seltenheit aufgefunden. Herr Zapf irrt, wenn er meint, er habe zuerst auf wendische Henkelgefässe aufmerksam gemacht. Ich habe das schon in den siebziger Jahren v. J. bei Besprechung der slavischen Niederlassungen anf dem Sommerfeldschen Berg über der Stadt Oderberg i. M. gethan. Es kommen dort in den obersten Schichten zusammen vermischt vor: in wendischer Art gefertigte und schwach gebrannte Gefässe mit christlich-deutscher Stilisierung, mit deutschen Ornamenten und Henkeln, ebenso umgekehrt in deutscher Art hart und klingend gebrannte, dünnwandige, harte Gefässe mit wendischer Ornamentierung. Es handelt sich hier offenbar um die letzte Übergangszeit.

4. Die Pflegschaftsmitglieder des Märkischen Museums, Herren Rektor Otto Monke und Revisor Hermann Maurer, haben die Güte gehabt, einen auf städtischem Rieselland nicht weit von Französisch-Buchholz und der Haltestelle Blankenburg einen riesigen Findlingsblock heut zu untersuchen, auf welchen die Städtische Kanalisations-Verwaltung aufmerksam gemacht hat. Der Stein, welcher anscheinend zu den grössten noch vorhandenen in der Mark Brandenburg, mindestens in der näheren Umgebung Berlins, gehört, wird Sonntag, den 6. Januar 1901, von mir unter Zuziehung der Genannten sowie einiger anderer Mitglieder der Brandenburgia besichtigt werden. Näherer Bericht deshalb vorbehalten.

5. Auf Veranlassung unseres Mitgliedes, Herrn Dr. Hans Brendicke, eines der hervorragendsten Philatelisten der Gegenwart lege ich für den Weihnachtstisch ein Büchlein vor: „Der Briefmarkensammler". Bearbeitet von Dr. Hans Brendicke. Herausgegeben von der Redaktion des Guten Kameraden Mit 168 Abbildungen. (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlags-

Gesellschaft 1900). In zu grosser Bescheidenheit bezeichnet sich das Werkchen als für die Jugend bestimmt, es ist so gründlich und so wissenschaftlich geschrieben, dass es für jeden Philatelisten ein vorzügliches Vademecum abgiebt, wozu sich das handliche Taschenformat besonders eignet. Kürzlich feierten wir übrigens das Jubiläum der Briefmarken. Am 15. November ist nämlich ein halbes Jahrhundert vergangen, seitdem bei der vormaligen preussischen Postverwaltung Briefmarken zum Frankieren der Briefe eingeführt wurden. Nachdem auf Grund des Gesetzes vom 21. Dezember 1849 die Ermässigung der Briefportotaxe durchgeführt war, verfügte der damalige Minister von der Heydt am 30. Oktober 1850, dass vom 15. November 1850 ab die Frankierung der Briefe, welche bei einer preussischen Postanstalt aufgegeben und nach Orten des preussischen Postbezirks oder nach einem zum deutsch-österreichischen Postverein gehörigen Staat bestimmt waren, mittels Briefmarken bewirkt werden konnte. Nicht zulässig war die Verwendung von Marken zur Frankierung von Briefen mit Wertangabe, mit Postvorschuss (Nachnahmen) und von Packetsendungen. Die ersten Marken trugen das Bildnis des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Stahl gestochen und waren zum Wertbetrage von ½, 1, 2 und 3 Silbergroschen angefertigt. Die Marken zu ½ Silbergroschen waren in orangefarbenem Druck auf weissem Papier, die zu 1, 2 und 3 Silbergroschen in schwarzem Druck auf rosarotem, blauem bezw. gelbem Papier hergestellt. In jeder Marke befand sich als Wasserzeichen ein das Bildnis des Königs umgebender Lorbeerkranz. Zur Entwertung der Marken wurden ebenfalls Stempel benutzt, doch trugen diese nicht den Namen der Postanstalt, sondern in vier konzentrischen Ringen eine Zahl, unter welcher die betreffende Postanstalt in einem alphabetischen „Postanstaltenverzeichniss“ erschien. In Berlin aufgelieferte Briefe wurden mit den Nummern 103 bis 107, in Charlottenburg zur Post gegebene mit der Zahl 246 gestempelt, Potsdam hatte die Nummer 1159, und als eine der letzten Postanstalten war Zehlendorf mit der Nummer 1690 aufgeführt. Ich entsinne mich übrigens von meiner frühen Kindheit her noch einer vor 1850 üblichen Briefmarke. Man gab die Briefe an den Sammelstellen, auch in Cigarrenläden und Materialgeschäften auf und erhielt dafür, gewissermassen als Ablieferungsquittung, eine auf weissem Papier schwarz bedruckte quadratische Marke, die man zur Kontrolle eine Zeitlang aufzuheben pflegte. Das Märkische Museum besitzt dergleichen Briefmarken aus den vierziger Jahren von verschiedenen Aufgabestellen in Berlin.

Herr Dr. Hans Brendicke hat dem Märkischen Museum für dessen hier, wie Ihnen erinnerlich, bereits einmal am 25. Januar d. J., Brandenburgia VIII. 5—7, zur Ausstellung gebrachte Ansichts-Postkarten-Sammlung eine Anzahl heut ausgelegter, schöner Postkarten

des Deutschen Kolonialhauses zugewandt, welche dessen Vertreter, Herr Bruno Antelmann, gütigst gespendet. Auch diese Karten, landschaftliche Ansichten, Völkertypen, Geräte, Kostüme, Waffen, Tiere etc. unserer deutschen Kolonieen darstellend, sind für die Bereicherung der Kenntnis unserer ursprünglich von Brandenburg ausgegangenen überseeischen Kolonialbestrebungen von Wert. Ich benutze die Gelegenheit, noch einige auf diesen internationalen Sammelsport bezügliche Nachrichten, die öffentlichen Blättern entnommen sind, hieran anschliessend unter a bis d mitzuteilen.

a) Der Deutsche und die Ansichtspostkarte. Im Ansichtspostkartenwesen nimmt der Deutsche die erste Stelle ein. Er erzeugt weitaus die meisten Ansichtspostkarten, und er verbraucht weitaus die meisten. Das steht fest und wird von allen rückhaltslos zugegeben. Die Deutschen sowohl wie die Nichtdeutschen nehmen dies als etwas Natürliches, als etwas Selbstverständliches hin. Wie kommt das?

Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese Erscheinung dadurch erklärt, dass die Stellung, die der Deutsche im Ansichtspostkartenwesen einnimmt, auf nationale Eigentümlichkeiten des Deutschen zurückzuführen ist; auf Eigentümlichkeiten, die man in früheren Zeiten und noch heute bisweilen als Fehler oder Schwäche des Deutschen anzusehen pflegte und pflegt. Das dem Deutschen eigene Weltbürgertum, seine Vorliebe für die Fremde und seine Teilnahme für allerhand Fremdes sowie der reiche Schatz von Gemüt, über den er verfügt, sind unstreitig die Hauptursachen, dass der Deutsche im Anfertigen, Versenden und Sammeln von Ansichtspostkarten es allen anderen Völkern zuvorthut. Der Deutsche entwickelt hier die Vorzüge seiner Fehler. Und deshalb soll man der Ansichtspostkarte und der Stellung, die der Deutsche zu ihr einnimmt, durchaus nicht gram sein. Die Ansichtspostkarte ist nicht nur eine reizvolle Nachhilfe für die Erinnerung, sondern auch ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel. Wenn der Deutsche jene bevorzugt und dieses fleissig anwendet, so weiss er Angenehmes und Nützliches zu paaren. Das aber hat noch nie als tadelnswert gegolten.

Eine Statistik, die anlässlich der Pariser Weltausstellung ausgearbeitet worden ist, thut dar, dass die Erzeugung von Ansichtspostkarten in Deutschland absolut wie relativ bei weitem am grössten ist. Was den Verbrauch anlangt, so steht Deutschland ebenfalls mit obenan, aber nur in unbegrenzter Hinsicht. In verhältnissmässiger Hinsicht nimmt hier die Schweiz die erste Stelle ein. Das aber ist ganz erklärlich. Einmal ist die Schweiz dasjenige Land, welches verhältnismässig die meisten „Ansichten“ gewährt; dann ist sie ein Gebiet, das von den Vergnügungsreisenden ungemein bevorzugt wird. Die Vergnügungsreisenden aber sind diejenigen Menschenkinder, welche am stärksten im Versenden von Ansichtspostkarten schwelgen. Und drittens ist der Anteil der Deutschen an der Zahl dieser Vergnügungsreisenden sehr gross. Kein Wunder, dass in der Schweiz ungewöhnlich viel Ansichtspostkarten verbraucht werden. Dieselben Voraussetzungen treffen auch bei den an ehrwürdigen und malerischen Städtebildern so reichen Staaten Holland und Belgien sowie bei dem mit Naturschönheiten verschwenderisch aus-

gestatteten Oesterreich zu. Auch hier ist der Ansichtspostkartenverbrauch recht gross.

Das teilweise Fehlen dieser Voraussetzungen erklärt es auch, dass in Frankreich die Zahl der Ansichtspostkarten, die verkauft werden, noch nicht ein Drittel derjenigen ausmacht, die in Italien zur Versendung gelangen. Frankreich, obwohl auch ein schönes und malerisches Land, wird, wenn man von Paris absieht, von Vergnügungsreisenden und namentlich von deutschen nicht entfernt so häufig besucht wie Hesperien. Wo der Deutsche fehlt, fristet auch die Ansichtspostkarte ein kümmerliches Dasein. Beide gehören zu einander.

b) Die Zahl der aufgegebenen Ansichtskarten hat das Reichspostamt bei Gelegenheit der regelmässigen Briefzählung während der sieben Tage vom 9. bis 16. August d. J. ermitteln lassen. Es ergiebt sich daraus, dass fast die Hälfte aller aufgegebenen Postkarten Ansichtskarten sind. Von 20 808 313 aufgegebenen Karten trugen 10 128 569 Bilder. Im Durchschnitt wurden täglich $1^1/_2$ Ansichtskarten aufgeliefert. Unter den $11^1/_2$ Millionen Drucksachen waren ferner 559 219 Karten dieser Art. Der Portobetrag für den Tag stellt sich nach der Berechnung der „D. Verkehrs-Z." auf 69 010 Mark 76 Pfennig.

In acht Postorten wurden während der Zählzeit je über 100 000 Ansichtskarten aufgegeben, darunter an erster Stelle in Berlin 960 546 Stück, das sind täglich rund 137 000 Stück. Es folgen Dresden mit 267 911, Hamburg mit 263 302, Köln mit 157 707, Leipzig mit 153 138, Breslau mit 120 374, Frankfurt (Main) mit 105 632, Hannover mit 105 570 Stück. Besonders zahlreich war der Ansichtskartenverkehr namentlich aus Universitätsstädten und aus Bädern und Sommerfrischen. In letzterer Beziehung erwähnen wir Wiesbaden mit 65 742, Norderney mit 44 380, Westerland mit 28 697, Baden-Baden mit 27 528, Ahlbeck mit 24 824, Heringsdorf mit 23 572, Swinemünde mit 23 550, Friedrichroda mit 19 422, Kolberg mit 19 343, Misdroy mit 19 208, Sassnitz mit 18 848, Helgoland mit 17 652, Bad Nauheim mit 16 251, Schreiberhau mit 14 917 Stück während der sieben Zähltage. Vom Brocken gingen 15 430 Ansichtskarten ins Weite, aus Rüdesheim (ohne die vom Niederwald!) 31 704, aus Eisenach mit der Wartburg 34 977, aus der Jubiläumsstadt Grünberg in Schlesien 4139 Stück.

In Nimmersatt, dem nördlichsten Postort des Reichspostgebietes, wurden 20 Ansichtskarten aufgegeben, in Schirwindt, dem östlichsten, 90, in Redingen (Lothringen), dem westlichsten, 46, und in Wolschweiler (Elsass), dem südlichsten, 58 Stück, wobei natürlich die Postorte in den deutschen Schutzgebieten ausser Betracht geblieben sind. Die am höchsten belegene Reichspostagentur, nämlich die auf der Schneekoppe, ist mit 10 228 Stück vertreten, und zwar als einzige, bei der während der Zählzeit „gewöhnliche" Postkarten (andere als Ansichtskarten) überhaupt nicht aufgeliefert wurden. Also Rekord! Je eine Ansichtskarte ist als aufgegeben bei 20 Postagenturen gezählt worden, mithin $^1/_7$ täglich; es besteht die Vermutung, dass diese 20 Karten von Angehörigen der Postagenten kurz vor Schluss der Ermittelungen aus lokalpatriotischen Rücksichten in den Verkehr

gesetzt waren. Keine einzige Ansichtskarte hatten nur 90 von den 13 200 deutschen Postorten aufzuweisen.

Für 1900 dürfte die Schätzung der im Reichspostgebiet eingelieferten Ansichtskarten auf etwa 300 Millionen Stück sich von der Wirklichkeit nicht allzu weit entfernen.

c) Ein Album für — verbotene Ansichtskarten. Die immer zunehmende Liebhaberei für Ansichtskarten hat bei dem grossen Wettbewerb auf diesem Gebiet auch zu Ausschreitungen geführt, die die Gerichte beschäftigen. Ansichtskarten mit politischen Karrikaturen und gefährlichen, sogar unflätigen Versen sowie Photographieen und Zeichnungen schmutzigen Charakters verfielen dem Staatsanwalt, und die verbotenen Ansichtskarten erreichten bereits eine solche Zahl, dass der Pressreferent des Wiener Landesgerichts, Landesgerichtsrat Dr. Wach, sich veranlasst sah, ein Album für verbotene Ansichtskarten anzulegen. Es umfasst bereits über 200 Stück und wird noch durch die in anderen Kronländern verbotenen Ansichtskarten vermehrt werden. Von diesem Album sollen photographische Nachbildungen veranstaltet und allen Staatsanwaltschaften sowie den Polizeidirektionen des österreichischen Reiches übermittelt werden, damit auch diesen eine Kontrolle über die verbotenen Karten möglich ist. Die genannten Aemter werden hierdurch in den Besitz von Ansichtskarten-Albums gelangen, die für jeden anderen Sammler unzugänglich sind.

d) Goethe und die Ansichtskarten. Den meisten Sammlern dürfte es unbekannt sein, dass Goethe die Ansichtskarte bereits gekannt hat. In den von Julius Frese herausgegebenen Briefen Goethes an Fritz Schlosser finden sich folgende aus dem Jahre 1830 herrührende Zeilen: „Es war wirklich, teuerster Herr und Freund, ein sehr glücklicher Gedanke, durch einen geschickten Künstler Ihre ernst-heitere Wohnung und die unschätzbare Gegend abbilden und vervielfältigen zu lassen; es kann uns nichts Freudigeres und mehr Ermunterndes begegnen, als wenn wir zugleich mit guten und herzlichen Worten auch ein vorzügliches Lokal erblicken, wo Sie behaglich verweilen, wo Sie an uns denken, von woher Sie Ihre Schreiben an uns richten. Es entsteht daraus eine gewisse Unmittelbarkeit des Zusammenseins, welche höchst reizend ist.“ Schlosser hatte dem Dichter eine Abbildung seines Landsitzes, Stift Neuburg bei Heidelberg, zugesandt.

B. 1. Herr Kustos Buchholz bespricht die Jubiläumsschrift der Bank des Berliner Kassen-Vereins. Bei den grösseren Berliner Geschäftsfirmen ist es in den letzten Jahren eine löbliche Gewohnheit geworden, gewisse grössere Zeitabschnitte ihres Bestehens durch Herausgabe einer, in der Regel vornehm ausgestatteten Jubiläumsfestschrift zu markieren. Wenn diese Schriften auch in der Hauptsache die Begründung und Entwicklung des betreffenden geschäftlichen Unternehmens behandeln, so knüpft sich doch an den Inhalt in der Regel auch ein lokalgeschichtliches Interesse, indem manche die Vergangenheit berührende Einzelheiten angeführt werden, die der Forschung neues

Material bieten oder die Erinnernng an ältere Gebände, Persönlichkeiten oder Ereignisse wachrufen.

Eine solche recht willkommene Schrift hat auch jetzt die Bank des Berliner Kassen-Vereins herausgegeben. Die den Verhältnissen des Instituts entsprechend reich ansgestattete Schrift behandelt zunächst den Berliner Kassen-Verein von 1823, ans welchem die Bank im Jahre 1850 entstand und daun die Einzelheiten über die Errichtung und die Fortentwickelung bis jetzt. Nach den Statuten ist der Hauptzweck: Erleichterung der Zahlungsgeschäfte nnter den Bankfirmen. Einen Begriff von der Grösse und Bedentung der Bank giebt die Ziffer des Jahresumsatzes, der 20 Milliarden, also 20 000 Millionen Mark beträgt.

Uns interessieren am meisten die in der Schrift angeführten nnd abgebildeten früheren Geschäftshänser der Bank.

Von 1823 bis 1860 befand sie sich in dem Hause Bnrgstrasse 25, das in den 1860er Jahren abgerissen wurde, nm dem nenen Börsenban Platz zu machen. Dieses Haus war, wie Nikolai berichtet, 1724 vom General v. Montargues nach dem Modell des Hotel de Soubise in Paris erbant. 1765 liess es der Bankier Daniel Itzig durch den Banmeister Naumann jun. nm einen Flügel erweitern und in dieser Gestalt, aus einem zurückliegenden mittleren Hanptgebäude nnd 2 grossen, an die Strasse vortretenden Flügeln, die einen durch eine Mauer an der Strasse abgegrenzten Vorhof einschliessen, bestehend, blieb es bis zum Abbruch als „das Itzig'sche Palais" bekannt.

1860 zog die Bank in das Hans an der Ban-Akademie, später Schinkelplatz Nr. 3, das sie für 75 900 Thaler erkauft und dann banlich renoviert hatte. Da dies Hans dem fortdauernd steigernden Geschäftsverkehr bald nicht mehr räumlich genügte, kaufte die Bank 1869 das Haus Oberwallstrasse 3 von dem Bankier Joseph Jaques für 130 000 Thaler und liess es in den Jahren 1870/71 durch Professor Gropius nach ihren Bedürfnissen nmbauen. Das betreffende Grundstück war noch im Jahre 1746 eine wüste Baustelle. Der berühmte Hofmaler Antoine Pesne erbat sie sich vom Könige zur Erbannng eines Hauses, und die Hausakten weisen darauf die folgende, in der Festschrift abgedruckte Königliche Antwort auf:

> Nachdem der Herr Hoff Mahler Antoine Pesne bey Sr. Königl May. aller unterthänigst eingekommen nnd gebethen, dass Ihm zu Erbanung eines Hansses die wüste Banstelle in der Ober Wall Strasse zwischen des würd. Geheimbten Etats und Krieges Ministri Frey Herrn von Cocceji Exell., und der Frau Geheimbten Etats Räthin von Thulmeyern Haussern, angewiesen werden möchte So haben Sr. Königl. May. Demselben sein allerunterthänigstes Gesuch nicht allein in Gnaden deferiret, sondern auch mir dem General Intendant aller Königl. Gebauden Frey Herrn von Knobelsdorff

allergnädigst anfgetragen, Ihm dem Hoff Mahler Herrn Antoine Pesne diese wüste Baustelle welche en Fronte Eilff Ruthen 1 Fuss 8 Zoll in der Tiefe Zehn Ruthen 7 Fuss 4 Zoll bis an den Graben in sich hält, anzuweisen.

Und zwar dergestalt, und also, dass der Herr Hoff Mahler Antoine Pesne nnd die Seinigen damit nach eigenem Gefallen als Ihr wahres Eigenthum schalten und walten können.

Wie ich Ihm dann Krafft dieses hiemit anf Special Ordre Sr. Königl. May. ermeldete wüste Ban Stelle anf Ihm nnd die Seinigen Erb- und Eigenthümlich verschreiben sollen.

Uhrknndlich ist dieser Grund Brieff von mir Eigenhändig nnterschrieben nnd besiegelt worden.

so geschehen Berlin, den 1. February 1746.

(Siegel) G. W. Knobelsdorff.

Man sollte hiernach annehmen, dass der Hausbau bald darauf stattgefunden haben muss; doch bemerkt Nikolai im Jahre 1786, dass das inzwischen in Jasterschen Besitz gekommene Haus „von dem berühmten Maler Pesne nach dessen eigner Erfindung im Jahre 1757 gebaut worden sei.

Von den beiden im Schenkungsbrief erwähnten Nachbar-Häusern war das Coccejische das jetzt als Oberwasserstrasse 2 zum Palais der Kaiserin Friedrich gehörige. Auf der Stelle stand nach Nicolai vordem das sogenannte krumme Zenghaus, worin das Nutzholz für die Artillerie aufbewahrt wurde. Der König schenkte es 1730 dem General Bechefer, der die Stelle mit seinem Schwiegersohn, dem Grosskanzler v. Cocceji znsammen mit 2 Häusern bebauen liess. Von den Erben kaufte sie später der Markgraf Heinrich von Schwedt, der sie zn einem Hause vereinigen liess.

Anf der Stelle des Thulmeyerschen Hauses, jetzt Oberwallstrasse 4, stand, wie Nicolai berichtet, ursprünglich „das mittelste von 3 Zenghänsern". 1725 schenkte es der König dem General v. Montargues, der dort ein Wohnhans anlegte. Von ihm kaufte es 1730 der Staatsminister von Thulmeyer, der es durch Grael verschönern liess. Von dessen Erben hatte es der dänische Schatzmeister, Graf Schimmelmann, gekauft und 1786 war es im Besitz des Staatsministers Freiherrn von Heinitz.

Das von Pesne erbante Hans, Oberwallstrasse 3, enthielt noch zur Zeit des Ankaufs seitens der Bank 1869 die von Pesne gemalten reichen Wand- und Decken-Dekorationen, die aber bei dem Umbau 1870/71 sämtlich zerstört worden sind. (Mitt. des Herrn Rud. Lepke, der sie seiner Zeit mehrfach gesehen und bewundert hatte.) Der Verein für die Geschichte Berlins existierte damals zwar schon, und dieser hätte wohl Schritte zur Erhaltung einzelner der Ornamente thun können, aber

man scheint nicht gewnsst oder vermutet zu haben, dass das änsserlich allerdings nnscheinbare Haus solche Kunstschätze birgt.

Mit dem allgemeinen Aufschwung des hauptstädtischen Bankgeschäfts vermehrten sich auch die Raumbedürfnisse dieser Bank, die demselben 1891 durch Ankauf des angrenzenden Grundstücks Hinter der Katholischen Kirche 2 und Verlegung der meisten ihrer Geschäftsränme dorthin abhalf. Die Jubiläumsschrift enthält eine Abbildnng anch dieses, in den 1880er Jahren von der Preussischen Boden-Kredit-Bank erbauten Bankpalastes.

2. Der Dr. Struve & Soltmannsche Brunnenknr-Garten, Hollmannstrasse 25—27 und das ganze Strassenviertel der Alten Jakobstrasse zwischen Hollmann- nnd Neuenburger Strasse einnehmend, wird demnächst auch in Folge der Bebaunng der sehr wertvoll gewordenen Fläche verschwinden. Der im Anschlnss an die berühmte Anstalt künstlicher Mineralwässer im Jahre 1823 angelegte Kurgarten wurde von den Berlinern viel benutzt. Während des Sommers begannen dort schon morgens nm 4 Uhr die Konzerte. Man trank die verschiedenen den natürlichen nachgebildeten Mineralwässer in denselben Temperatnren nnd nach den gleichen Vorschriften, wie in den betreffenden Badeorten selbst. In den vorliegenden 4 Photographieen ist wenigstens der letzte Zustand des Gartens und der Baulichkeiten festgelegt; die für die Kurgäste angelegte Säulenhalle war bei der Aufnahme schon zum grössten Teil abgebrochen. (Märk. Mus. XI. 9954—57.)

C. Herr Robert Mielke führt folgendes aus:

An dieser Stelle sind schon häufiger Vorlagen gemacht worden, die erfreuliche Beweise der wachsenden Teilnahme für Landes-, Heimat- nnd Volksknnde waren. Leider sind sie meistens nicht aus unserer engeren Heimat gewesen; wir konnten nur mit einem gewissen Neid auf die Früchte anderer Landesteile sehen. Auch heute bin ich in der Lage, zwei derartige Gaben vorzulegen, die leider ebenfalls nicht brandenburgische Erzeugnisse sind. Die eine ist ein Kalender „Altfränkische Bilder“, der durch die Güte des Herrn Professor Wagner zur Vorlage gelangen kann und nun schon durch den siebenten Jahrgang Beweis von der Lebensfähigkeit des glücklichen Gedankens ablegt. Und ein glücklicher Gedanke war es, der den Heransgeber, Professor Theodor Henner in Würzburg, veranlasste, den Kalender mit Schilderungen nnd Abbildnngen fränkischer Kunst zu füllen, die bereits dnrch die 7. Wiederholung zu einer bilderreichen Knnstgeschichte Frankens geworden sind. Als Heimat der Hohenzollern, mit der uns ja bis Ende des 18. Jahrhunderts geschichtliche Beziehungen verbanden, steht uns Märkern das Gebiet nicht fern und manche der dargestellten Denkmale werfen ihren Schatten auch in unser Land. Aus der Vielheit seien nur genannt der gelehrte Abt Tritheim, der Hohenzoller Erzbischof

Albrecht von Mainz und Magdebnrg (1514—1545), die Markgrafen Friedrich und Georg von Brandenburg († 1539 bezw. 1543), der Domprobst Markgraf Friedrich von Brandenburg († 1536 in Rom), deren Grabdenkmale wir finden, dann das Kloster zu Heilsbronn, die alte Grabstätte des Hohenzollern, Bildwerke der Vischer, Riemenschneider, Adam Kraft, Veit Stoss u. a., die gerade in diesem engeren Gebiet wirkten nnd von hier aus ihren Ruf als erste Künstler ihrer Zeit erwarben. Anziehend aus den vielen Darbietungen aus der Malerei, Bildnerei, der Baukunst oder der Kleinkunst ist u. a. der Umschlag des neuesten für 1901 hergestellten Kalenders, der, in genauem Farbendruck einen alten Ledereinband aus der Würzburger Bibliothek darbietend, mit Typenpruck eine lateinische Inschrift und die Jahreszahl 1442 enthält, also ein Zeichen aus der Vorgeschichte des Buchdrucks, das 13 Jahre vor dem Druck der berühmten 42zeiligen Bibel Gutenbergs hergestellt ist. Wie der Herausgeber im Vorwort des neuen Heftes mitteilt, gedenkt er weiterhin das Werk in den Dienst heimatlicher Denkmalpflege zn stellen, was ihm den Dank nicht nur der Franken eintragen dürfte. Zugleich aber bin ich in der Lage, zu hoffen, dass im nächsten Jahre, wenn auch mit etwas heimatlich verändertem Inhalt ein ähnlicher Prachtkalender für 1902 aus der Mark vorliegen wird, was gewiss auch an dieser Stelle lebhaft begrüsst werden wird.

Das zweite Werk, das ich hier vorlegen kann, ist im Königreich Sachsen entstanden. Hier ist vor etwa 5 Jahren ein Verein für die Volkskunde Sachsens gegründet worden, der sich in kurzer Zeit über das ganze Gebiet verbreitete und heut wohl anderthalb Tausend Mitglieder zählt. Wenn dieses schnelle Wachstum auch von dem geringen Beitrag — jährlich nur 1,50 M. — herzuleiten ist, so hat der Verein doch schon bedentende Arbeiten geleistet und das Verständnis für die Volks- und Heimatkunde durch Wort und Schrift in alle Kreise getragen. Eine Frucht dieser Arbeit ist die umfangreiche „Volkskunde für Sachsen“, die unter der Leitung des Leipziger Universitätslehrers Robert Wuttke erschienen ist. Als ein erweiterter, besonders die Volkskunst behandelnder Abdruck ist daraus das vorzulegende Buch hervorgegangen, in dem sich alles findet, was Kirche, Haus und Hof, bäuerliche Wohnung und die bäuerliche Kleinkunst an Eigenart darbietet. Überhaupt ist es nicht das geringste Verdienst der sächsischen Gesellschaft, dass sie der Volksknnst einen grossen Anteil ihrer Arbeiten widmet und durch Gründung eines Museums, durch Veranstaltung einer volkskundlichen Ausstellung, die wiederum ein grosses Prachtwerk über Tracht und Wohnung zeitigte, die Anteilnahme für eine handgreifliche Volksknnde in allen Kreisen erweckt. Von den 4 Bearbeitern des vorliegenden Buches: Gurlitt, Gruner, Schmidt und Kurzwelly ist namentlich der kgl. Oberbau-Kommissar Gruner durch umfassende volkskund-

liche Veröffentlichungen hervorgetreten, von denen ich einige in meinem Besitz befindliche mit herumreiche. Dass daneben auch der Konservator des Königreiches, Professor Cornelius Gurlitt, diesem Studium sich neuerdings zuwendet, ist ein erfreuliches Zeichen für weitere erspriessliche Thätigkeit. Auch diese Schriften möchte ich mit der Hoffnung herumreichen, dass sie für uns Anregungen zu märkischen Gegenstücken, insbesondere einer märkischen Volkskunde, geben mögen. In unseren Veröffentlichungen ist für eine solche Aufgabe ja bereits ein reiches Material gesammelt.

D. Herr Professor Friedrich Wagner. Das Turnier zu Ruppin im Jahre 1512:

Anknüpfend an die dem Andenken Th. Fontanes gewidmete November-Sitzung führte der Vortragende die Zuhörer in die Heimat dieses märkischen Dichters, in das Städtchen Neu-Ruppin. Er hob hervor, wie sich die Verhältnisse seitdem geändert hätten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts hätte es dieser jetzt so unscheinbare Ort an Grösse beinahe mit Berlin aufnehmen können.

Nach einer kurzen Widerlegung der Ansicht, als sei das Turnier von 1512 das erste in der Mark Brandenburg abgehaltene gewesen, gab er als Veranlassung zu diesem Ritterspiel den durch Joachim I. und die mecklenburgischen Herzöge Heinrich V. und Albrecht den Schönen vermittelten Frieden zwischen den nordischen Mächten (Dänemark, Schweden, Lübeck) an. An eine kurze Charakteristik dieser festgebenden fürstlichen Personen und ihres Gefolges reihte sich die Darstellung der ritterlichen Kämpfe selbst an, wobei besonders ausführlich dargestellt wurde, mit welchem Eifer Kurfürst Joachim, den man sich gewöhnlich nur im Verkehr mit Gelehrten wie dem Abt Tritheim oder dem Bischofe Dietrich von Lebus sowie mit Rechtsgelehrten und Staatsmännern, seinem Kanzler Stublinger oder dem Bischofe Hieronymus von Brandenburg, vorstelle, — mit welchem Eifer der damals 28jährige Fürst sich an den Waffenübungen beteiligt habe, wie er aber beinahe im Kampfe mit Herzog Heinrich einen Unfall erlitten hätte. — Auch auf die sportliche Seite der Turniere wurde hingewiesen, ein Vergleich angestellt zwischen den Ausschreibungen, welche für diese Waffenspiele erlassen wurden, und in deren Abfassung Kurfürst Albrecht Achilles und Kaiser Maximilian Meister waren, und den Programmen, die heutzutage unsere sportlichen Veranstaltungen regeln; es trat zwischen beiden eine auffallende Übereinstimmung hervor.

Auch der Turnierpreise und ihrer Verteilung durch die fürstlichen Damen und Edelfrauen wurde gedacht; manche kulturgeschichtliche Notiz über Kleidung und Schmuck, die Lustbarkeiten und Sitten jenes Zeitalters wurden eingestreut. Dass auch ein Ehegelöbnis bei diesem Feste zu stande kam — Herzog Heinrich von Sachsen verlobte sich mit

der Herzogin Katharina von Mecklenburg — gab der Darstellung einen romantischen Reiz, zumal diesem Herzensbunde die kirchliche Weihe erteilt wurde von dem Bischof von Brandenbnrg, über dessen Lebensgang, Beredtsamkeit nnd Trinkfestigkeit einige wohlbeglaubigte Angaben der Zeitgenossen in fast humoristischer Form hinzngefügt werden konnten.

Mit der Schilderung der Heimfahrt der Teilnehmer schloss der Bericht.

---

15. (9. ausserordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 19. Januar 1901, mittags 12 Uhr im neuen provisorischen Märk. Provinzial-Museum der Stadt Berlin, Zimmerstrasse 90/91.

Feier des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preussen.

Herr Geheimrat Friedel begrüsste znnächst die zahlreich Erschienenen namens der Direktion des Märkischen Provinzial-Musenms als Gäste desselben und dann in seiner Eigenschaft als Vereins-Vorsitzender zum neuen Jahr 1901.

Demnächst wies er anf die gestrige Landesfeier des 200jährigen Bestehens des Königreichs Preussens hin, hob die nicht genug hochznschätzenden Verdienste des Hauses Hohenzollern um Berlin-Brandenburg-Prenssen — und als Krönung des Ganzen — um das Zustandekommen des dentschen Reichs hin. Der Vorsitzende legte ausserdem die Beziehungen der hent in ihrer interimistischen Neuaufstellung der Brandenburgia gezeigten Sammlungen, namentlich der auf die Zeit vor 200 Jahren bezüglichen Spezialausstellung, klar und erläuterte, wie auch die Bestrebungen nnserer Brandenburgia sich vielfältig mit der jetzigen Landesfeier berühren.

Ausgelegt waren an Festschriften die vom Stadtschulrat Dr. Fritz Jonas für die höheren Klassen der Gemeindeschulen verfassten „200 Jahre Preussischer Geschichte. Eine kurzgefasste Darstellung der Entwickelnng Preussens von Friedrich I. bis Kaiser Wilhelm II“, ferner das Festspiel Hohenzollern von Axel Delmar, welches für den Kriegsinvalidenfonds in den Ränmen des Kgl. Neuen Operntheaters (Krolls Etablissement) zur Zeit aufgeführt wird und der vom Verein für die Geschichte Berlins in abgekürzter Form veranstaltete „Nendruck der Preussischen Krönungs-Geschichte von Johann von Besser 1702“, auch verwies der Vorsitzende auf die reichen einschläglichen Beiträge in dem von Dr. Seidel redigierten Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrgang 1901.

Herr Kustos Buchholz: „Die zur Erinnerung an den landesgeschichtlichen Vorgang der Erhebung Preussens zu einem Königreich in unserem Museum ausgestellten Gegenstände und bildlichen Darstellungen finden Sie der besonderen räumlichen Verhältnisse wegen an 3 Stellen verteilt. Unmittelbaren Bezug auf die Krönungsfeierlichkeiten haben die hier ausgestellten grossen unter Kontrolle des damaligen Ober-Ceremonienmeisters v. Besser durch den Kupferstecher Wolfgang hergestellten Bildwerke, sowie das Bessersche Werk „Preussische Krönungsgeschichte etc. Cölln a. d. Spree 1702", das im Jahre 1712 eine neue, im Format erheblich vergrösserte Auflage erfuhr, damit die inzwischen hergestellten Wolfgangschen Kupferstiche mit angebunden werden konnten. (Einen Neudruck nach der ersten Ausgabe hat gegenwärtig der Verein für die Geschichte Berlins herstellen lassen, wie schon der Herr Vorsitzende erwähnte).

An der Hand der Besserschen Krönungsgeschichte wollen wir kurz den Festlichkeiten nachgehen, die vor 200 Jahren stattfanden, wobei die allgemein geschichtlichen Verhältnisse als bekannt vorausgesetzt und deshalb übergangen werden können.

Nach langen und mit verschiedenen Opfern verknüpften Verhandlungen am kaiserlichen Hofe, der sich durch die europäischen Verwickelungen endlich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah, hatte Kurfürst Friedrich III. im Dezember 1700 die Zusicherung erhalten, dass seine Erhebung zum König von Preussen anerkannt werden würde, sobald er den Königlichen Titel durch eine Krönung angenommen habe."

Der Vortragende extrahiert nun aus dem Besserschen Werk, wie der Kurfürst ohne Verzug die Reise nach Königsberg antritt, wie dort die einzelnen Akte der Erhebung zum Könige vor sich gehen, welche Festlichkeiten in Königsberg und später beim Einzuge in Berlin sich daran schliessen.

Es folgt dann eine Erläuterung der einzelnen Akte an den ausgestellten Bildwerken. Insbesondere sind dies:

Der Herold ruft die Königliche Proklamation am 15. Januar aus und wirft die Zettel unter das Volk.
Der König setzt sich selbst die Krone auf das Haupt.
Der König setzt der Königin die Krone auf das Haupt.
Die daranffolgende Huldigung.
Die Stiftung des Ordens vom schwarzen Adler (wozu das Original-Statut mit ausgelegt ist).
Die grosse feierliche Prozession nach der Schlosskirche.
Die Salbung des Königs in der Kirche.
Die Salbung der Königin (Photographie eines im Königl. Schloss befindlichen Gemäldes).

König und Königin in der Kirche auf ihren Thronen sitzend.
Ausstreuung von Münzen unter das Volk.

Ferner waren ausgestellt:

16 Portraits des ersten Königs.
3 „ der Königin Sophie Charlotte.
2 „ des damaligen Kronprinzen als Knabe.
Das Original „Reglement für die kirchliche Salbung".
„Ein Strohmgedichte beim ersten Königlichen Einzuge in Berlin" von Ricke, 6. Mai 1701.
Eine grössere Zahl von Münzen und Medaillen auf Friedrich I., unter denen die wegen der Verschönerung Berlins von ortsgeschichtlichem Interesse sind.
Mehrere Glaspokale und Faiençekrüge mit den Devisen Friedrichs I.
Verschiedene Raritäten aus der Zeit des ersten Königs.
Portraits von Leibnitz, Danckelmann u. Wartenberg.

Nach dieser Besichtigung folgte ein Rundgang durch die Säle des Museums in 3 Gruppen unter Führung je einer derselben durch Geheim-Rat Friedel, Kustos Buchholz und Assistent Dr. Pniower.

Thätigkeit der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in Brandenburg.

In der am 22. Januar 1900 unter dem Vorsitze des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Bethmann-Hollweg stattgehabten Jahressitzung der Provinzial-Kommission für die Denkmalpflege in der Provinz Brandenburg gedachte derselbe der im abgelaufenen Jahre der Versammlung durch den Tod entrissenen Mitglieder, des Oberpräsidenten, Staatsministers Dr. von Achenbach und des Geheimen Regierungsrats, Professor Dr. Schwartz, mit warmen, anerkennenden Worten und hob dabei die hervorragende Thätigkeit hervor, welche diese Mitglieder auf dem Gebiete der Denkmalforschung und -Pflege, sowie der Geschichte der Mark Brandenburg entfaltet haben; ferner teilte er mit, dass die Mitglieder der Kommission, Ober-Konsistorialrat Todt und Professor Dr. Schwarze zu Frankfurt a. O., welche gleichfalls den Bestrebungen der Kommission ein reges Interesse zugewendet und dieselben gefördert hätten, mit Rücksicht auf ihr vorgerücktes Alter aus der Kommission ausgeschieden seien. Nach Begrüssung der neu eingetretenen Mitglieder, Konsistorialrat Zitelmann zu Berlin und Sanitätsrat Dr. Behla zu Luckau berichtete der Provinzial-Konservator über die zur Herbeiführung einer Restauration der romanischen Nicolai-Kirche zu Brandenburg a. H. im abgelaufenen Jahre

stattgehabten Vorbereitungen durch die seitens der Stadtgemeinde Brandenburg bewirkte Erneuerung des Dachgestühles und der Dacheindeckung, sowie durch die Beseitigung der in den Seitenschiffen vorhandenen Erbbegräbnisse. Von der Ausführung dieser vorgängigen Arbeiten hatte der Herr Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten die Vornahme der eigentlichen Restauration abhängig gemacht.

Oberbürgermeister Hammer teilte sodann mit, dass behufs Sicherung des Marienberges zu Brandenburg gegen Abgrabungen, die den Bestand des auf diesem Berge zur Erinnerung an die in den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71 gefallenen Söhnen der Kurmark errichteten Denkmals gefährden könnten und zur Verhinderung der Aufführung von Gebäuden, welche den Blick von der Stadt aus auf das Denkmal beeinträchtigen möchten, ein Bebauungsplan für die Umgebung des Berges festgestellt sei. Zur weiteren Sicherung des letzteren gegen die Werbung von Kies und Sand beabsichtige die Stadt, eine etwa 80000 qm grosse Fläche um das Denkmal zu erwerben und in einen Schmuckplatz umzuwandeln, für welchen Zweck die Stadt bereits 15000 M. aufgewendet habe, während durch das Vermächtnis einer Wohlthäterin, Frau Leue, 50000 Mark, sowie durch ein Geschenk des kurmärkischen Kommunallandtages weitere 4018 M. zur Verfügung ständen.

In der Angelegenheit wegen würdiger und stilgemässer Wiederherstellung der Kirche St. Petri u. Pauli zu Wusterhausen a. D. berichtete der Provinzial-Konservator, dass das Bedürfniss hierzu von dem Patron und dem Gemeinde-Kirchenrate anerkannt worden sei und dass er in Gemeinschaft mit einem Kommissar der Königlichen Regierung zu Potsdam die zur Wiederherstellung nötigen Ausführungen ermittelt habe. Der zuständige Kreisbaubeamte ist mit Anfertigung eines Kostenüberschlages beauftragt worden, so dass die weitere Förderung des Restaurationsbaues in Aussicht stehe.

Von den an der Kirche zu Hohenfinow stattgehabten Ermittelungen machte der Provinzial-Konservator, unter Vorlegung von Zeichnungen und ferner von der Aufdeckung des sogenannten Königsgrabes bei Seddin an der Hand von Aufnahmen von diesem Grabe, sowie unter Vorzeigung der von dem Märkischen Provinzial-Museum für diesen Zweck in dankenswerter Weise dargeliehenen Fundstücke Mitteilung (vergl. No. 15 des Jahrgangs I der Denkmalpflege bezw. No. 8 des Jahrganges 8 der Brandenburgia).

Die Versammlung, welche mit grossem Interesse von diesem bedeutsamen Funde Kenntnis nahm, ersuchte den Herrn Landesdirektor, dem Provinzialausschusse ihren Dank für seine Bereitwilligkeit zur Erwerbung und Erhaltung des Seddiner Königsgrabes zum Ausdruck zu bringen.

Digitized by Google

Über die Verhandlungen des Gesamtvereins der deutschen Altertums- und Geschichts-Vereine im Oktober 1899 berichtete Professor Wallé (vergl. No. 13 des Jahrgangs I der Denkmalpflege). An diesen Vortrag schlossen sich Erörterungen über die Schwierigkeit der Durchführung des Verfahrens zur Enteignung von Denkmälern und von vorgeschichtlichen Funden und über die Unterbringung der letzteren in den centralen Museen oder in Bezirkssammlungen.

Dem Antrage des Provinzial-Konservators um Befürwortung eines Gesuches des Magistrats zu Templin wegen Gewährung von Beihülfen aus Staats- und Provinzialfonds zu der Wiederherstellung der mittelalterlichen in Feldsteinen errichteten Stadtmauer zu Templin, welche noch in ihrem ganzen Umfange und auch in ihrer Höhe nebst zahlreichen halbrunden und zwei vollrunden Türmen fast vollständig erhalten ist, jetzt aber einiger umfangreicher Reparaturen bedarf, stimmt die Provinzial-Kommission zu.

Ebenso erklärt sie sich damit einverstanden, dass die Gewährung von Beihülfen an die Stadtgemeinde Beelitz zur Ausführung einer auf 27000 M. veranschlagten stilgemässen und würdigen Restauration der dortigen mittelalterlichen Kirche und der gegen das Ende des 14. Jahrhunderts am Chore derselben errichteten Kapelle zum heiligen Blute, bei dem Herrn Kultusminister und dem Provinzialausschuss befürwortet wird.

Über die bisher beobachteten Grundsätze für die Behandlung von Anträgen auf Beseitigung von mittelalterlichen Stadtmauern wird Auskunft erteilt und finden dieselben die Billigung der Kommission. Ein Gesuch der Stadt Soldin auf Beseitigung des Pyritzer Thores ist abgelehnt. In Beeskow ist die Wiederherstellung des Luckauer Thorturmes unter Gewährung von Beihülfen aus Staats- und Provinzialfonds bewirkt worden, während die Restaurierung des Pulverturmes zu Mittenwalde, gleichfalls unter Gewährung solcher Unterstützungen, im Jahre 1900 zur Ausführung gelangen wird.

Der Königl. Domänenverwaltung ist von dem mangelhaften Zustande der von ihr zu unterhaltenden mittelalterlichen Befestigungswerke von der ehemaligen Residenz der Havelberger Bischöfe zu Wittstock Kenntnis gegeben mit dem Ersuchen, diese Bauwerke (Bergfried und Ringmauer um den Schlosshof) einer umfassenden Reparatur zu unterziehen, um sie vor weiterem Verfalle zu bewahren.

Die Bemühungen des Provinzial-Konservators zur Verhütung der vorübergehenden Verlegung und einer vorläufigen Aufspeicherung der Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums hierselbst, für welche letzteren aus dem zweimaligen Umzuge grosse Nachteile zu befürchten waren, sind leider ohne Erfolg gewesen und ist die Übersiedelung dieser Sammlungen nach dem städtischen Sparkassengebäude in der Zimmerstrasse im Oktober v. J. bewirkt worden.

Die Stadt Jüterbog beabsichtigt das Rathaus daselbst, einer der interessantesten spätmittelalterlichen Profanbauten in der Provinz Brandenburg, welches sich im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Verstümmelungen — durch Anfbringung von Putz auf den für den Rohbau bestimmten Aussenflächen, durch Veränderungen an der vor der nördlichen Front vorgelegten Halle, durch Verlegung des Einganges in die letztere und den im Jahre 1801 erfolgten Abbruch der Ziergiebel, soweit sie über die Dachfläche hinausreichen — hat gefallen lassen müssen, in seiner nrsprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Der Provinzial-Konservator hat über die vorzunehmende Restauration im Auftrage des Herrn Kultusministers ein Gutachten abgegeben. In Puttrichs nnd Ottes „Mittelalterlichen Bauwerken zu Jüterbog, Kloster Zinna und Treuenbrietzen" sind uns wertvolle Aufschlüsse über die Architektur dieses Baudenkmals hinterlassen, welche für die Restanration einen wünschenswerten Anhalt gewähren.

In Prenzlau ist der Uckermärkische Museums- und Geschichtsverein begründet, der die Sammlnng und Erhaltung wissenschaftlicher, geschichtlich nnd künstlerisch bedentsamer Gegenstände und Denkmäler der Uckermark, sowie die Erforschung der Geschichte und kulturellen Entwickelung dieses Landesteiles, ferner die Hebnng des Kunstsinns und des Kunstgewerbes zum Zwecke hat. Für die Unterbringung seiner Sammlungen ist ihm mit Genehmigung der Königlichen Regierung die ehemalige Kirche St. Spiritus eingeräumt worden, welche der Verein mit Beihilfen des Staates nnd der Provinz je von 1000 M. in einfacher und stilgerechter Weise ausgestattet hat. Bei der im September v. J. stattgehabten Eröffnung des Museums zeigten die Sammlungen bereits einen erfreulichen Umfang. Der Provinzial-Konservator hat, entsprechend einem Beschlusse der Provinzial-Kommission das Verlangen an den Verein gerichtet, dass in den Satznngen desselben Bestimmungen zur Sicherung des Bestandes der Sammlungen aufgenommen werden und hat dieserhalb, da dies nicht geschehen war, die Entscheidung des Herrn Kultusministers nachgesucht.

Fernerhin berichtet der Provinzial-Konservator über seine Mitwirknng bei beabsichtigten Restaurationen an den Thor- nnd Manertürmen der Stadt Schönfliess, der Kirchen zn Münchehofe, Kreis Lebns, zu Kirchhain nnd Alt-Golssen, zn Bornim, Gottberg, Gross-Lüben, Lankwitz, Marienfliess, Techow, zu Kyritz u. A. m. In der letztgenannten Kirche wurde bei der an den Pfeilern derselben vorgenommenen Beseitigung des Putzes festgestellt, dass die Ecken dieser Pfeiler aus fein profilierten Formsteinen gebildet und die Flächen derselben früher für den Rohban ausgeführt gewesen sind.

Gegen eine von der Königlichen Militär-Verwaltung beabsichtigte

Veräusserung des Altstädtischen Rathauses zu Brandenburg a. H. hat der Provinzial-Konversator Widerspruch erhoben.

Von den stattgehabten Restaurationen des in der Dammvorstadt zu Frankfurt a. O. zur Erinnerung an den vom Herzog Leopold von Braunschweig beim Hochwasser 1785 unternommenen Rettungsversuch, der ihm das Leben kostete, in Sandstein errichteten Denkmals, sowie der in Sandstein ausgeführten Architekturteile an der Hoffront des Schlosses zu Coepenick und eines Altarschreines in der Kirche zu Dobbrikow wurde Mitteilung gemacht und ebenso von dem Funde einer dem Ende des 12. Jahrhunderts angehörenden gravierten Bronceschale auf dem Marktplatze zu Guben durch den Professor Dr. Jentsch daselbst.

Schliesslich wurden die von den Konservatoren, sowie von den Provinzial-Kommissionen und den Geschichts-Vereinen anderer Provinzen eingegangenen Berichte über ihre Thätigkeit zur Kenntnis der Versammlung gebracht und Nachricht über die von dem Herrn Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten und anderen Behörden und Personen der Provinzial-Kommission bezw. dem Konservator überwiesenen Druckwerke gegeben. B.

Am Werbellinsee.

Wanderfahrt der Pflegschaft des Märkischen Museums.

Von Dr. Gustav Albrecht.

Das freundliche Städtchen Joachimsthal und die idyllischen Ufer des Werbellinsees wurden am 14. August 1898 von Mitgliedern der Pflegschaft des Märkischen Museums unter Führung des Herrn Geheimrats E. Friedel aufgesucht, um die vielen historischen Stätten der landschaftlich schönen Gegend in Augenschein zu nehmen.

Joachimsthal ist jetzt leicht von Berlin zu erreichen, da seit dem Jahre 1897 eine Zweigbahn von Eberswalde dorthin führt, die später nach Fürstenberg und Lychen verlängert werden soll. An den Dörfern Britz, Golzow und Alt-Hüttendorf vorüber führt die Bahn durch bewegtes Gelände — Forst und Seen wechseln mit einander ab — zwischen dem Grimnitz- und dem Werbellinsee hindurch nach Joachimsthal und Grimnitz. Die beiden Orte, Stadt und Dorf, bilden ein zusammenhängendes Ganze, und wenn man in Joachimsthal fragt, wo Grimnitz liegt, so erhält man die Antwort, Grimnitz beginnt, wo Joachimsthal aufhört, und umgekehrt.

Dem Dorfe Grimnitz wurde der erste Besuch abgestattet. Der auf einer kleinen Anhöhe liegende Friedhof enthält eine grosse Zahl verfallener Gräber mit alten verwitterten Grabkreuzen, unter denen besonders der Stumpf eines eisernen Kreuzes mit der Inschrift:

Durch Wilddiebe erschossen am 21. Oktober 1832

die Aufmerksamkeit erregt. Es ist die Grabstätte des Feldjägers Schulze, der an dem genannten Tage bei einem Zusammentreffen mit 5 Wilddieben, während er mit einem derselben rang und seine Kameraden die andern verfolgten, von dem Garnweber Schüler meuchlings erschossen wurde. In der Schorfheide, wo die That geschah, erhebt sich das einfache „Schulzedenkmal". Das Dorf, welches in der flachen Senkung zwischen dem Friedhof und dem alten Burgberg liegt, besteht nur aus wenigen, aber ganz ansehnlichen Häusern, an der Ostseite nach dem See erhebt sich die Oberförsterei und daneben auf dem Burgberge die Wohnstätte eines Forstaufsehers, welche über den umfangreichen Kellereien des ehemaligen Schlosses errichtet ist.

Von der alten Burg, die schon zur Askanierzeit bestand, wie dort ausgestellte Urkunden aus den Jahren 1301 und 1304 beweisen, ist nur wenig erhalten. Die Gleichgiltigkeit einer früheren Generation gegen vaterländische Altertümer hat es zugegeben, dass die stattliche Ruine nach und nach abgebrochen wurde und dass die Feldsteine zum Bau anderer Gebäude und als Pflastersteine verwendet wurden. Erst nachdem die Ruine durch Schenkung in den Besitz Kaiser Wilhelms I. gelangt war — vorher befand sie sich im Privatbesitz eines Steinhändlers — wurde dem weiteren Abbruch Einhalt geboten und die kümmerlichen Reste erhalten. Noch vor 25 Jahren sollen sich an der Seeseite die Überreste von sechs grossen Türmen mehrere Meter hoch erhoben haben, jetzt sind nur die Rondells der beiden Ecktürme einzelne schmale Gemächer, vier grosse Kellerräume mit dicken Mauern und die westliche Umfassungsmauer mit davorliegendem Graben erhalten, alles natürlich, ausser den Kellern, in sehr verwahrlostem Zustande, über und über mit Gebüsch und Unkraut bewachsen. Die Anlage der Burg lässt sich aus den vorhandenen Resten ungefähr noch erkennen.

Auf der Anhöhe lag das Hauptgebäude, dessen Umfang die erwähnten Kellerräume andeuten, nach der Seeseite war es mit sechs Türmen, zwei grossen Ecktürmen und vier kleineren in der Mitte, befestigt, auf der Landseite zog sich eine starke Feldsteinmauer mit tiefem Graben um die Burg herum, auf dieser Seite hat sich auch die Einfahrt befunden, durch Thorturm und Zugbrücke sicher gewahrt. Nach dem See zu lag, etwas tiefer als die Burg und durch eine Feldsteinmauer umgeben, der Burghof, wenigstens deuten die spärlichen Grundmauerreste darauf hin. Im Norden scheint ein Backsteinbau, welcher in späterer Zeit, vielleicht im 15. Jahrhundert, im Anschluss an das Hauptgebäude, errichtet wurde, gestanden zu haben. Die Stärke des Mauerwerks und die Art der Befestigung zeigen, dass die Burg Grimnitz hauptsächlich zu Verteidigungszwecken angelegt war (vermutlich 1247 von Markgraf Johann) und nur nebenher als Jagdschloss diente. Sie scheint auch in den unruhigen Zeiten nach Markgraf Waldemars Tode mehrfach der Belagerung ausgesetzt gewesen zu sein, vermutlich bei dem Einfall der Polen und Littauer im Jahre 1323, denn die Sage berichtet, dass die Polen sie lange Zeit vergeblich belagert hätten und dass ein polnischer Fürst, der bei einem Ausfalle der Markgräflichen gefangen genommen sei, zur Strafe an eine Hundehütte angekettet worden wäre und so seine fernere Lebenszeit hätte zubringen müssen. Die Hundehütte, welche, sobald sie zerfallen ist, stets wieder erneuert werden muss, befindet sich noch heutzu-

tage auf Burg Grimnitz, und zwar an einem abseits gelegenen Orte, da eifrige Sammler durch Mitnahme von Holzschnitzeln ihr ein vorzeitiges Ende zu bereiten drohten.*)

Schloss Grimnitz ist auch weiterhin von der Sage bedacht worden. In einem Verliesse der Burg, nach andern in einer Nische des Keliers (vermutlich eine frühere Herdstelle) soll Markgraf Waldemar seinen Kanzler Nikolaus von Buch haben anschmieden lassen, weil dieser gegen den Willen des Fürsten bei der Kaiserwahl Ludwig dem Bayern die Stimme der Kurmark gab, und, um die Qualen des Gefesselten zu erhöhen, soll man in der Nähe desselben täglich frische Äpfel hingelegt haben, die er nicht erreichen konnte. Wie das Volk erzählt, hat der Kerkermeister aus eigener Ruchlosigkeit diese Qual ersonnen und muss nun zur Strafe als Hund ohne Kopf umgehen. Ausserdem lässt sich in dem alten Gemäuer nachts von 12 bis 1 Uhr eine weisse Dame sehen, die unter gewaltigem Kettengerassel rings um die Burgstelle herschreitet. Über den Ursprung dieser Sage wusste die Frau des Forstaufsehers, welche diese und andere Geschichten erzählte, nichts anzugeben.

Weisse Gestalten treten in der Umgebung des Werbellinsees vielfach hervor, so in den Lehmbergen bei Joachimsthal, an einem See auf dem Wege nach Golzow und auf einem Kreuzwege südlich von der Königlichen Ziegelei, ohne dass man weiss, weshalb diese Gestalten erscheinen. Vermutlich hat man es mit Resten alter Nixensagen zu thun.

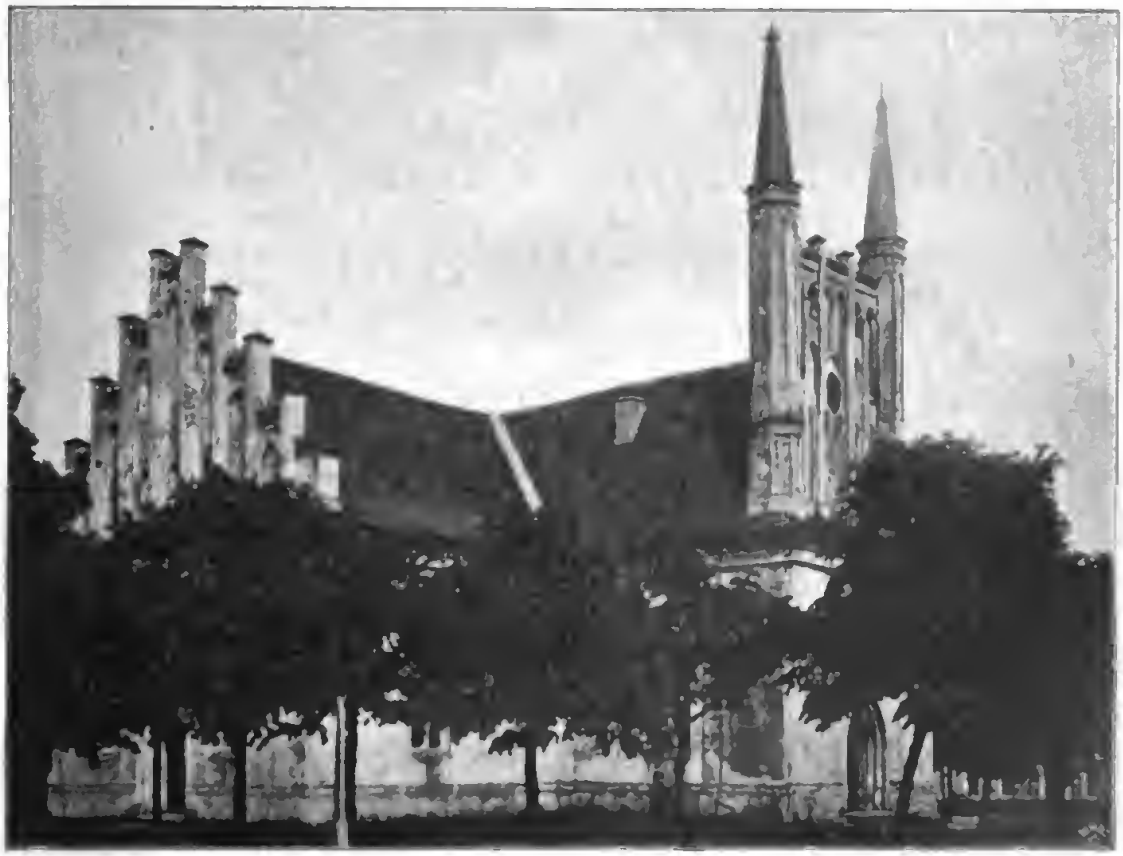
Möglich ist auch, dass die Sage von der weissen Dame auf der Burg Grimnitz im Anschluss an den Unglücksfall der Kurfürstin Hedwig von Polen, der Gemahlin Joachims II., entstanden ist, welche im Herbst 1549 durch den morschen Boden des oberen Gemaches stürzte und sich an einem Geweih in der unteren Halle so stark verletzte, dass sie zeitlebens siech blieb. Wie bekannt, wandte sich Joachim später der schönen Giesserin, Anna Sydow, zu, und der Volksmund hat vielleicht durch jene ruhelos umherschweifende Gestalt die Trauer der Kurfürstin über ihr Unglück ausdrücken wollen. Die Sage hat sich übrigens dieser historischen Begebenheit auch in anderer Form bemächtigt. Wie das Volk erzählt, hatte ein polnischer Edelmann, der die Kurfürstin heimlich liebte, den Fussboden durchsägt, um den Kurfürsten zu beseitigen. Als indes der Fürst mit den Armen auf den Zwischenbalken hängen blieb und die Kurfürstin verunglückte, ergriff den Übelthäter bittere Reue, er zog sich in die Einsamkeit zurück und lebte in der „Mönchsbude", einer noch jetzt durch einen Steinkreis bezeichneten Stelle der Schorfheide, als Einsiedler.

Nach anderer Überlieferung soll dieser Unglücksfall der Kurfürstin Hedwig sich in einem anderen, östlich vom Grimnitzsee gelegenen Jagdschlosse ereignet haben. Gewährsmann dafür ist, wie Dr. Böttger im 24. Jahrgang des „Bär" (1898 S. 244) angiebt, der Oberförster Ichler zu Grimnitz, der 1748 berichtet, dass das Schloss Grimnitz aus zwei Gebäuden bestanden habe, wovon das ostwärts vom See gelegene nur ein Fachwerkbau gewesen sei, in welchem die Kurfürstin durch einen Spundboden hinab-

*) Die Sage von der Hundehütte klingt etwas sehr abenteuerlich und scheint mir die Erfindung eines phantasiebegabten Kopfes zu sein. d. Verf.

gestürzt wäre. Diese Annahme ist durch nichts erwiesen, viel wahrscheinlicher ist, dass das alte, beständig benutzte Schloss an der Westseite des Grimnitzsees der Schauplatz dieser Begebenheit war. Desgleichen wird der von Joachim I. 1529 mit den Pommernherzögen abgeschlossene Erbvertrag im westlichen Schlosse unterzeichnet worden sein und nicht, wie an obiger Stelle und auch sonst vielfach angenommen wird, in dem neuen östlichen Jagdschlosse. Wenn auch die betreffende Urkunde angiebt, dass der Vertrag in der „newen Kemnade an der Grimnitz" abgeschlossen wurde, so kann damit ebensogut ein neuer Anbau, vielleicht der obenerwähnte Backsteinanbau auf Burg Grimnitz gemeint sein. Möglich, dass auch Ichler mit dem östlich gelegenen Fachwerkbau nur diesen Anbau gemeint hat. Jedenfalls ist die Sache mit den beiden Jagdschlössern am Grimnitzsee noch ziemlich dunkel und bietet dem Geschichtsforscher Stoff zu weiteren Studien dar.

In der Nähe der Burg Grimnitz legte Kurfürst Joachim Friedrich im Jahre 1602 eine Glashütte an, damit die umfangreichen Holzbestände der Werbelliner Heide besser ausgenutzt werden könnten. Die Holzverwüstung war indes so gross, dass die Hütte 1607 wieder einging. Um die Hütte herum hatte sich inzwischen die Kolonie Joachimsthal angesiedelt und hier wurde im August 1607 mit Benutzung der verlassenen Hüttengebäude eine Fürsten-



Kirche in Joachimsthal

schule gegründet, die durch die Gunst des Kurfürsten eine eigene Kirche, umfangreiche Baulichkeiten und zahllose Privilegien und Einkünfte erhielt. Die Schule blieb bis zum Jahre 1636 in Joachimsthal, in welchem Jahre die Gebäude durch die Sachsen zerstört wurden, und wurde 1650 nach Berlin verlegt, wo sie lange Zeit in der Burgstrasse untergebracht war, während sie jetzt in ihr neues Heim auf Wilmersdorfer Gebiet übergesiedelt ist.*) Durch die Fürstenschule und den häufigen Besuch des kurfürstlichen Hofes blühte Joachimsthal schnell empor und noch heut zeugen die sauberen Strassen und einfachen Häuser von einer gewissen Wohlhabenheit der

Brunolds Wohnhaus in Joachimsthal.

Bürger. Auf dem Joachimsplatz steht die unter Schinkels Leitung 1817—20 in Kreuzesform erbaute gothische Kirche und in ihrer Nähe so ziemlich an der Stelle der Fürstenschule die Präparanden-Anstalt.**)

*) Nähere Angaben über Joachimsthal und die Fürstenschule findet man in dem Aufsatze von Dr. Böttger im „Bär" 1898 S. 245 f.

**) Auf dem Joachimsplatz sollte auch das Denkmal des märkischen Sängers Brunold (L. F. Meyer), der lange Zeit in Joachimsthal als Lehrer thätig war und dort im Februar 1894 starb, aufgestellt werden, und sicherlich hätte sich die Marmorbüste von dem buschigen Hintergrunde der Anlagen vorteilhaft abgehoben. Nach dem Beschluss der Joachimsthaler Stadtväter ist aber der Rektorenberg gewählt und die Büste Brunolds dort am 18. Juni 1899 aufgestellt worden. Durch eine Friedenseiche ziemlich verdeckt und in Gesellschaft einer hohen Pumpe fristet hier der Dichter des „Haidegrab" ein ziemlich verstecktes Dasein. Weshalb man nicht die Anlagen des Joachimsplatzes, in dessen Nähe sich Brunolds langjährige Wirkungsstätte befand, gewählt hat, ist ganz unverständlich. Oder aber, wenn schwerwiegende Gründe dagegen sprachen, weshalb wählte man nicht den nördlichen Abhang am Ufer des Werbellinsees, wo Brunold so gern geweilt hat und dessen Aufstieg zum Andenken daran „Brunolds Blick" getauft worden ist? Hier, im Angesicht des Sees, den er so sehr geliebt hat, hier wäre der richtige Platz für das Brunolddenkmal gewesen.

Von Joachimsthal begaben sich die Teilnehmer der Wanderfahrt nach dem Werbellinsee, an dessen östlichem Ufer eine Wanderung nach Altenhof angetreten wurde. Die herrliche Umgebung des Sees, die quellenreichen, bewaldeten Abhänge mit ihren tiefen Schluchten, die schönen Ausblicke auf den See an den mannigfachen Ausbuchtungen des Ufers, die verschiedenartige Färbung der umrahmenden Waldungen, in denen Laub- und Nadelholz vielfach gemischt steht, gewähren ein unvergleichlich schönes Bild, und man kann es wohl verstehen, dass die brandenburgischen Fürsten sich seit alter Zeit hier wohl gefühlt haben.

Der Werbellinsee ist seit jeher ein Liebling der Märker und besonders seiner Herrscher gewesen. An den Ufern des Sees hatten schon die askanischen Markgrafen ihre Schlösser erbaut, um auf ihnen nach den Freuden der Jagd der Ruhe zu pflegen und einen guten Trunk zu thun. Nach ihnen haben die hohenzollernschen Kurfürsten oft dem

Jagdschloss Hubertusstock (Rückseite.)

frohen Waidwerk in der „meriea Werbellin“ gehuldigt und noch heutigen Tages weilt unser Kaiser oft tagelang im neuen Jagdschlosse Hubertusstock, um sich an der edlen Jägerei zu erfreuen. Der See zieht sich inmitten eines ausgedehnten Waldreviers von Norden nach Süden, 11 Kilometer lang und oft 1½ Kilometer breit, bogenförmig dahin und wird an der Ost- und Nordseite von ziemlich steil abfallenden, bewaldeten Höhen eingeschlossen, während sich an dem westlichen Ufer die wildreichen Jagdgründe der Schorfheide ausdehnen. Der ca. 3010 Morgen grosse See ist an einigen

Stellen sehr tief, so bei Altenhof 51 Meter, an andern wieder sehr flach, dass einzelne Erhebungen, wie der Maränen-, Hessel- und Michenberg bis an die Oberfläche herantreten; er ist sehr fischreich, namentlich kommen Hechte, Karpfen und Muränen vor, und hat stellenweise grünliches, durchsichtiges Wasser. Verschiedene an den Ufern zerstreute Ziegeleien deuten auf den Thonreichtum der Umgebung hin, namentlich wird der in den Anhöhen vorkommende Septarienthon hier verarbeitet, und lange Züge der mit Steinen und Holz beladenen Zillen zeigen, dass der abseits liegende See

Jagdschloss Hubertusstock (Vorderseite.)

in reger Geschäftsverbindung mit der Aussenwelt steht: am südlichen Zipfel vermittelt der Werbellinkanal die Verbindung mit dem Finowkanal.

Die älteste Ansiedelungsstätte am Werbellin scheint sich bei Altenhof befunden zu haben, wo Professor Virchow im See Reste von alten Pfahlbauten entdeckt hat, die vermutlich germanischen Ursprungs sind, während die in der Nähe von Altenhof gefundenen Urnen und Grabstätten den Wenden anzugehören scheinen, die, durch den Fischreichtum des Sees angezogen, hier eine kleine Niederlassung gründeten. Auf dem Förstereigrundstück von Altenhof erhob sich im Mittelalter gleichfalls eine Askanierburg, Schloss Breden oder Breten, das indes nur eine untergeordnete Stellung eingenommen zu haben scheint und mehr als Jagdschloss wie als Verteidigungspunkt gedient hat.*) Schloss Breden wird nur dreimal urkundlich erwähnt und ist, wie auch das am Südende des Sees belegene

*) Vgl. hierzu Bär XXIV S. 231 f.

Schloss Werbellin vermutlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts zerstört nnd nicht wieder aufgebant worden. An der Stelle von Schloss Werbellin erhebt sich der vom Prinzen Karl von Preussen am 2. Oktober 1879 errichtete Askanierturm, der die beim Aussehachten gefundenen Waffen nnd Geräte birgt. Von Schloss Breden sind nnr ein alter Keller ans Backsteinen beim Försterhaus, etwa 50 Meter vom Seeufer entfernt, und meterhohe Mauerreste von Feldsteinen im Garten des Eigentümers Poppe übrig geblieben. Im Keller sollen seinerzeit, als das Försterhaus erbaut wurde, kupferne Gerätschaften und ein Fass Wein gefunden worden sein. Der Wein hatte sich

Brunold-Denkmal

eine eigene Kruste gebildet, so dass er, trotzdem das Fass zerfiel, nicht ausfloss. Das Dorf Altenhof wurde 1748 angelegt, es bestand nur aus einigen Fischerhütten; später wurde eine Försterei dorthin gelegt und in neuerer Zeit haben die Bewohner verschiedene Nenbauten zur Anfnahme von Sommergästen errichtet. Südlich von Altenhof dehnt sich auf den Abhängen herrlicher Buchenwald aus, dessen Wipfel ein dichtes, grünes Dach über dem moosigen Boden bilden: der prächtige Ansblick auf den See macht den Aufenthalt in den schattigen Buchenhallen äusserst lieblich nnd angenehm.

Der frühe Untergang des Schlosses Werbellin und die Kunde von den prächtigen Hofhaltnngen der Askanier, namentlich des Minnesängers Otto mit dem Pfeile und des kriegerischen Waldemar haben im Volke die Meinung wachgerufen, dass im Werbellinsee eine grosse Stadt Werbelow mit einem herrlichen Schloss versunken sei. Wenn man an stillen Abenden auf der Höhe hinter Altenhof unter den dichtverzweigten Buchen ruht, dann tönen leise Glockenklänge aus dem See herauf, das

sind die Glocken der versünkenen Stadt Werbelow, welche wegen der Ungastlichkeit ihres Schlossherrn, eines mächtigen Zauberers, von einer armen Frau verwünscht worden ist. Von Zeit zu Zeit steigt eine Jungfrau aus der Tiefe herauf, um ihre Erlösung zu erlangen. Wer ihr folgt und schweigend verrichtet, was von ihm gefordert wird, der kann sie erlösen, und alsbald wird die Stadt und das Schloss sich in einstiger Herrlichkeit wieder inmitten des Sees erheben. Bisher hat noch keiner die Probe bestanden, alle sind vom See verschlungen worden oder haben sich, von Trübsinn umfangen, hineingestürzt. Alljährlich will auch der See sein Opfer haben; besonders um Johanni herum ist eine unheimliche Zeit, wer dann Hundegekläff aus dem See vernimmt, ist dem Verderben geweiht. Unterirdische Gänge haben von einem Schloss zum andern geführt, sie sind mit Schätzen angehäuft, die von Hunden mit glühenden Augen bewacht werden. In diese Schatzkammern führt die Jungfrau aus dem See ihre Erlöser und dort erleben diese mancherlei Überraschungen, die sie schliesslich zu Schreckensrufen veranlassen. So schlingt die Sage ihre wunderbaren Zauberfäden um Baum und Stein, um Heide und Burg rings um den See, und wer das Raunen der Quellen und das Rauschen der Wipfel zu deuten versteht, der vermag herrliche Kunde zu vernehmen.

Eine kurze Dampferfahrt, die neue Ausblicke und Schönheiten enthüllte, brachte die Teilnehmer der Wanderfahrt nach dem Restaurant Zabel an der Nordspitze des Sees zurück. Zu dem geplanten Besuch des Askanierturms und des Jagdschlosses Hubertusstock reichte leider die Zeit nicht mehr aus, und man musste sich mit einem Besuch der dem Zimmermeister Müller gehörigen Besitzung Elsenau und von „Brunolds Blick“ auf dem nördlichen Abhange begnügen. Hier hat der Dichter Brunold stundenlang geweilt, im Anschauen des herrlichen Bildes, der weiten Fläche des Sees mit ihrer verschiedenfarbig grünen Umrahmung versunken, hier hat er seine schönsten Lieder gesungen, die das Leid über schwere Verluste ihm auspresste, die der freudige Stolz über die Schönheit der Natur ihn hinausjubeln liess in die märkische Landschaft. Der Ausblick ist hier wohl der schönste, den man am ganzen See hat, wenn sich überhaupt von einem „schönsten“ Ausblicke in dieser landschaftlich bevorzugten Gegend sprechen lässt. Über die weite Fläche des Sees bis nach Altenhof hinüber schweift der Blick, und die bewaldeten Anhöhen umrahmen das im Lichte der Abendsonne blitzende Juwel und strecken ihre Wipfel schützend rings herum, dass kein Unberufener die Stätte störe, wo Markgraf Otto mit dem Pfeile seine süssesten Minnelieder sang.

Durch die waldigen Schluchten der Mörderberge wurde der Rückweg nach Joachimsthal angetreten, von wo aus die Heimfahrt nach Berlin erfolgte.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

16. (7. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Januar 1901, abends 7½ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh.-Reg.-Rat Friedel. (Von demselben rühren die Mitteilungen unter 3 bis 12 her.)

1. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder, Gönner und Frennde in der ersten ordentlichen Sitzung zum nenen Jahr 1901 und diejenigen, welche trotz amtlicher Anordnung den Beginn des 20. Jahrhunderts erst am 1. Januar 1901 gelten lassen, gleichzeitig anch znm neuen Jahrhundert in der Hoffnung, dass dieser chronologische Streit, wenn er anch nicht allgültig entschieden sei, doch vorläufig, d. h. 99 bezw. 100 Jahre ruhen werde.*)

*) Für die Zähigkeit der Berliner Volksanschanung sei festgestellt, dass zum 1. Januar 1901 eine Menge — auch gedrnckter — Neujahrswünsche als zum Jahrhundertwechsel ausgegeben sind. Da in anderen Ländern deutscher Zunge überhaupt, auch amtlich, der Jahrhundertswechsel erst zum 1. Januar 1901 stattgefunden hat und die Berliner Indnstrie nach diesen Ländern Glückwunschkarten absetzt, so sind für den Export viele dergleichen Karten zum 1. Januar 1901 als zum Jahrhundertswechsel ausgestattet worden. — Anch die Volksdichtung hat sich des Streits vielfältig bemächtigt und führen wir des Beispiels halber zwei Verse von Uneinverstandenen an. Der eine vom Sylvesterabend 1899 sagt:

„Und ob Ihr auch Ench wundert,
Noch lang ist's Zeit, — ich mein's:
Für mich schliesst das Jahrhundert
Mit Neunzehnhnnderteins."

Ein anderer vom Sylvesterabend 1900 lantet mit Travestie der bekannten Schillerschen Verse:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige,
Stehst dn mit grossem Stolz und Selbstgenügung
Zum zweitenmal an des Jahrhunderts Neige!
Im Vorjahr war's nur preussische Verfügung."

2. Auch der Zweihundertjahr-Feier des Königreichs Preussen gedachte der Vorsitzende noch einmal unter Hinweis auf die Versammlung am 19. d. M. und die Sonder-Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums, sowie auf den Hauptvortrag des heutigen Abends.*)

Auch der Heilige Vater und mit ihm die gesamte katholische Kirche lässt das neue Jahrhundert erst mit 1901 beginnen. Hierzu hat Leo XIII ein Carmen saeculare gedichtet, das den Titel trägt: „Jesus Christus der Schutzherr des neuen ahrhunderts“ und das mit den Strophen beginnt:

„Cultrix bonarum nobilis artium
Decedit aetas: publica commoda,
Viresque naturae retectas,
Quisquis avet, memoret canendo.

Saeeli occidentis me vehementius
Admissa tangunt; haec doleo et fremo.
Pro! quot, retrorsum conspicatus,
Dedecorum monumenta cerno.“

Zu Deutsch:

Die Zeit, die Geistesschätze in Ehren hielt,
Geht nun zu Ende. Leichtere Daseinsart
Und der Natur enthüllte Kräfte
Möge, wer will, fortan besingen.

Was uns gebracht das scheidende Säculum,
Seh ich mit Schmerz, mit Zittern und Zagen an,
Rückblickend ruht der Blick, o Jammer,
Auf einem Heer von Schändlichkeiten.“

Eine rechnerische Prüfung der Jahrhundertsfrage findet sich in der Nummer 5 der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift Berlin, Januar 1901, vom Professor Dr. Wilhelm Förster, der sich natürlich für den 1. Januar 1901 ausspricht. Mit diesen Einzelheiten möge der „Jahrhundertstreit“ für uns zu Ende sein.

*) Erwähnt sei noch, dass auch die Feldzeichen des preussischen Heeres am 18. d. M. eine Doppeljahrhundert-Feier begingen. Im Preussenliede heisst es: „Die Fahne weht mir weiss und schwarz voran.“ Am 18. sind es 200 Jahre gewesen, seit Preussens Fahnen in diesen Farben voranwehen. Seit dem 18. Januar 1701, seit der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum Könige in Preussen, sind die Feldzeichen des preussischen Heeres in Schwarz und Weiss, den Farben des ehemaligen souveränen Herzogtums Preussen, gehalten. Gleichzeitig wurde bestimmt, dass die Schärpen der Offiziere in Silber und schwarzer Seide ausgeführt werden sollten. Unter dem Grossen Kurfürsten besassen die Fahnen ein sehr mannigfaches Aussehen. Sie durften jede beliebige Farbe aufweisen; nur die grüne war verboten. Grün ist bei den Türken die Fahne des Propheten, und gegen die Türken haben die Brandenburger damals in mancher Schlacht gefochten. Wahrscheinlich ist das Verbot der grünen Farbe darauf zurückzuführen. Die Fahnen waren auch mit Sinnbildern und Wahrzeichen geschmückt. Das Infanterie-Regiment Nr. 2, das jetzige Grenadier-Regiment Nr. 1, das bis vor wenigen Jahren für das älteste Regiment der jetzigen preussischen Armee galt, führte unter dem Grossen Kurfürsten schwarze Fahnen mit einem roten Adler. Dagegen war die Leibfahne weiss und ihr Schmuck ein schwarzer Adler. Friedrich I. war es, der über die Herstellung und das Aussehen der Fahnen bestimmte Vorschriften erliess, und merkwürdig ist es, dass der Fürst, dessen Prachtliebe sonst

3. Durch den unvermuteten Tod unseres langjährigen Ersten Vorsitzenden, dann Ehrenmitgliedes, Oberbürgermeister a. D. Robert Zelle hat unsere Brandenburgia einen schweren Verlust erlitten. Viele unserer Mitglieder sahen den rüstigen, lebensfrohen Mann noch ganz in seiner altgewohnten Art bei der Bestattungsfeier des Bürgermeisters Brinkmann am 12. d. M. Niemand ahnte, dass unsern Zelle sobald nachher am 25. d. Mts. in Folge einer tückischen Lungenentzündung der Tod ereilen sollte.

Es ist nicht die Stelle hier, Zelles kommunale Verdienste, seine Verdienste um Berlin und die Berliner zu rühmen; in dieser Beziehung kann man von ihm das schöne Wort anwenden, welches der Königsberger Stadtrat Schaff dem verewigten Bürgermeister Brinkmann in die Gruft nachrief: „Er war nicht nur ein Meister, sondern vielmehr ein Freund der Bürger."

Wie man in den höchsten Kreisen über Zelle dachte, geht aus der Kundgebung Sr. Majestät des Kaisers und Königs hervor, der im Jahre 1892 noch an dem Tage der Wahl zum Oberbürgermeister an Zelle folgendes Glückwunsch-Telegramm richtete: „Spreche meinen Glückwunsch zur Wahl aus, die ich um so freudiger bestätige, als ich weiss, wie sehr Ihnen das Wohl meiner Residenzstadt am Herzen liegt. Ich hoffe, Sie recht lange an der Stelle zu sehen und mit ihnen manches Werk zur Verschönerung Berlins und zu seiner Fortentwicklung durchzuführen. Ihre treuen Gesinnungen gegen mich und mein Haus wohl kennend, bin ich der Überzeugung, die Wahl konnte keinen Besseren und Geeigneteren treffen."

Über den Lebensgang des Dahingeschiedenen sei Folgendes erwähnt:

Robert Zelle war am 19. September 1829 zu Berlin geboren. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster, studierte von Ostern 1848 bis Ostern 1851 Rechts- und Staats-Wissenschaften zu Bonn und Berlin, machte 1851 das Auskultator-, 1853 das Referendar-, 1856 das Assessor-Examen in der Hauptstadt und wurde 1861 zum Berliner Stadtrat erwählt, 1862 wurde er Stadtsyndikus, 1891, nach Dunckers Tode, Bürgermeister und 1892, obwohl seine Wahl zum Oberbürgermeister von Stettin nicht bestätigt worden war, Oberbürgermeister von Berlin. Am 25. März 1898 zeigte Zelle dem Magistrat an, dass er zum 1. Oktober sein Amt niederzulegen wünsche. Dem Abgeordnetenhause gehörte er als Mitglied der Fortschrittspartei seit 1873, zuerst für den zweiten

unbegrenzt war, hier den Grundsätzen der Einfachheit huldigte. Erwähnt sei noch, dass früher, wenn Regimenter nach Beendigung eines Feldzuges aufgelöst wurden, ihre Fahnen der Vernichtung anheimfielen. Die Gepflogenheit, solche Fahnen aufzubewahren, datiert erst von 1680, so dass ältere Feldzeichen zu den grössten Seltenheiten zählen würden.

Berliner Wahlkreis, später infolge von Doppelwahlen für Zauch-Belzig, dann für Breslau und zuletzt wieder für den zweiten Wahlkreis von Berlin an. Nach seiner Berufung zum Bürgermeister legte Zelle das Mandat nieder, um sich ganz der Gemeindearbeit zu widmen. Als Oberbürgermeister hat er Berlin im Herrenhause vertreten. Auch schriftstellerisch hat sich Zelle mehrfach bethätigt, insbesondere durch seine Ausgabe der Städteordnung und sein Handbuch des öffentlichen und Privatrechts, Werke, die in mehreren Auflagen erschienen sind.

Nach seiner Amtsniederlegung ging Zelle seinen Lieblingsneigungen in Kunst und Wissenschaft nach und hielt sich auf Reisen, die ihn bis in den Orient führten, längere Zeit auf. Gestorben ist Zelle auf der Besitzung seines Schwiegersohns, Rittergutsbesitzer Lessing in Meseberg bei Gransee, jenem am Huvenow-See belegenen, 1738 und 1739 vom Grafen Wartensleben mit grosser Pracht erbauten Schloss, welches im Jahre 1774 der Günstling des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Grossen, der Major Christian Ludwig von Kaphengst bezog. Theodor Fontane (Die Grafschaft Ruppin. 2. Aufl. Berlin 1865 S. 160—167) hat die interessante, aber tolle Wirtschaft, welche damals zu Meseberg geführt wurde, mit seiner gewohnten, geistreichen Médisance geschildert.

Der Vorstand hat ein Beileidsschreiben an die Angehörigen gerichtet und einen Nachruf in Zelles Lieblingsorgan der Vossischen Zeitung veröffentlicht. An der Trauerfeier im Rathaus am 28. nahm eine Deputation des Vorstandes und Ausschusses der Brandenburgia unter Überreichung eines prächtigen Kranzes mit Widmungsschleife teil. Zelles Andenken wird von uns allzeit in Ehren gehalten werden. — Zur Bekräftigung dessen erhob sich die Versammlung von den Sitzen.

4. Hundertjährige Jubelfeier der Armenspeisungs-Anstalt zu Berlin. Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurde mit besonderer Rücksicht auf dieselbe*) durch den Berliner Stadtrat Dracke im Verein mit dem Zeug-Kapitän Buddée und andern Wohlthätern eine Stiftung begründet, welche die unentgeltliche Speisung Armer in den Wintermonaten bezweckte. Am 23. Dezember 1800 trat die Armenspeisung mit zwei Küchen ins Leben, einer im Ansbachschen Palais, Wilhelmstrasse (jetzt Palais des Prinzen Albrecht), und einer in der Sophien-Kirchgasse (jetzt Sophienstrasse). Die erste Abspeisung dauerte 97 Tage, vom 23. Dezember 1800 bis 1. April 1801 und es wurden täglich 100 Arme mit im Jahr 8248 Portionen (1 Quart) nahrhafter Suppe, zunächst ohne Fleischbeigabe erquickt. 1811 wurden Erbsen-, Linsen-, Hirse-, Grütz- und Graupen-Suppen zubereitet, wobei erforderlich waren zu je 500 Portionen oder Quart:

*) Selbstverständlich hat man auch bei dieser Gelegenheit seiner Zeit den Anfang des neuen Jahrhunderts auf die Zahl 1, d h. auf 1801 normiert.

1. 18 Mtz. Graupe, oder
2. 2 Scheffel 4 Mtz. Linsen, oder
3. 2 „ 4 „ „ oder
4. 1 „ 5 „ Buchweizengrütze, oder
5. 2 „ 4 „ Hirse.

Eine Portion (Quart) Suppe wog 2½ Pfd. und kostete 4⅙ Pf. Dazu auf 500 Quart 3 Pfd. Butter und Fett, sowie 7 Pfd. Salz, nur zu Linsensuppe wurden 3½ Pfd. Butter und 7 Pfd. Salz hinzugefügt. — Fleisch ist erst seit dem Cholerajahr 1831 hinzugefügt worden. Jetzt existieren 15 derartige Anstalten meist im Norden und Osten der Stadt. Die Steigerung der Portionenzahl ist natürlich eine bedeutende geworden von 1800/1801: 8 248, auf 517 520 im Winter 1898/99. Danach ist ein gewisser Rückgang festzustellen, da bereits 1891/1892 751 180 und 1892 bis 1893 751 190 Portionen verteilt wurden. Seit 1863/1864 zahlt die Stadtgemeinde Berlin einen regelmässigen Zuschuss, welcher zur Zeit 40 000 Mark beträgt. Das Büchlein, welches ich heut vorlege: „Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier der Armen-Speisungs-Anstalt“ enthält beachtenswerte Hinweise in kultur- und ortsgeschichtlicher Hinsicht. Die Jubelfeier fand gleichzeitig in allen 15 Lokalen am 23. Dezember 1900 statt.

5. Der Vorsitzende macht auf die interessanten Veröffentlichungen der XXXI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S. im Jahre 1900, insbesondere auf die Erörterung über die Stammesfrage der Wenden aufmerksam. Mit den slavischen Rassentypen, welche die Brandenburgia wegen unserer vorgeschichtlichen wendischen Bevölkerung lebhaft interessieren, beschäftigte sich der Deutsche Anthropologen-Kongress in seiner zweiten Sitzung am 26. September 1900 eingehend, indem der Altmeister der deutschen Anthropologen, unser Rudolf Virchow, über das Erscheinen der Slaven in Deutschland redete. Virchow sprach von vornherein sein Bedauern darüber aus, dass deutsche sowohl wie slavische Schriftsteller die Frage mit Präjudiz und in beschränktem Sinne zu beantworten gesucht haben. Seit Jahrzehnten beschäftigt sich Virchow mit diesem verwickelten Problem. Fragt man, wie denn die Slaven früher waren, so versucht man darauf aus der Betrachtung der Haut- und der Haarfarbe und der Beschaffenheit der Schädel eine Antwort zu erhalten. Hierbei ergiebt sich nun folgendes: Je weiter wir von Berlin aus südlich nach Sachsen und dem Erzgebirge gelangen, desto grösser wird die Zahl der Brünetten und der Menschen mit dunklen, feurigen Augen, die bei den Südslaven, den Kroaten und Serben heute vorherrschen. Diese Thatsache ist schon für das 12. Jahrhundert durch den Reisebericht eines arabischen Arztes belegt, der von Cordova nach Norddeutschland reiste. Bei den Finnen besteht das umgekehrte Verhältniss. Die nörd-

lichen Finnen und Lappen sind dunkel, während die Südfinnen blond sind. Auch bei den Slaven in Hinterpommern und Nordposen überwiegen die Blonden. Danach scheint der rein physische Standpunkt eine Klassifizierung der Slaven nnd deren Abgrenzung nicht möglich zu machen, denn die Untersuchnng der Schädel führt zu einem ähnlichen negativen Resultat. Virchow fasste seine Darlegungen dahin zusammen, dass es kein einziges Merkmal gebe, auch nicht zwei, die ansreichend wären, um mit Bestimmtheit zu sagen, seit dieser Zeit sind die Slaven in diesen bestimmten Grenzen in Deutschland. Man muss vielmehr erst die Chronologie feststellen und dann die Stämme begrenzen. Die Untersuchnng ergiebt, dass eine Aufeinanderfolge von Einwanderungen anzunehmen ist. Von Cettinje bis nach Moskau sitzen die Slaven aber in zum Teil parallel, zum Teil fächerartig angeordneten Zonen. An einzelnen Stellen nun sind diese Zoneu durchbrochen werden, wie im hannoverischeu Wendland, wo noch jetzt slavische Dörfer zwischeu germanischen Distrikten vorkommen. Die Slaven sind vom Osten über die Elbe gekommen und haben — Zeugnis dafür sind die Gräberfelder bei Naumbnrg — längs der Saale bei Halle einen Vorstoss bis an den Harz hin gemacht. Auch vom Fichtelgebirge sind sie in den Maingau und nach Mittelfranken und in zerstreuten Zügen nach Schwaben vorgedrnngen. Noch hente ist die Verschiedenheit der Dorfanlagen beider Stämme deutlich erkennbar. Dagegen hat Virchow bisher nicht erkannt, was ein slavischer oder was ein germanischer Schädel ist. Es scheint zu einer Zeit schon eiue Vermischnng beider Stämme eingetreten zu sein, für die wir sonst keinen Anhalt besitzen. In der sich anschliessenden sehr lebhaften Diskussion legte Professor Montelius (Stockholm) seine Ansicht nochmals dahin fest: bis zum Jahre 300 n. Chr. finden wir aus den Resten eine übereinstimmende Knltur in Skandinavien und in Norddeutschland, nnd daher muss bis zn diesem Zeitpunkt in beiden Gebieten dasselbe, d. h. ein nordgermanisches Volk gelebt haben. Nach dieser Zeit ist das Land nicht, wie Virchow annehme, leer gewesen, vielmehr seieu die Slaven allmählich dahiu eingewandert. — Also auch auf diesem gelehrten Kongress wieder der alte, leidige Streit, ob die Germanen in den Ländern, welche später von den Wenden besiedelt wurden, gänzlich, soznsagen mit Kind nnd Kegel, ausgewandert seien, so dass die allmählich vordringenden Slaven ein völlig menschenleeres Land vorfanden.

Ich habe mich wiederholt gegeu diese Annahme aussprechen müssen. Die Geschichte kennt kein Beispiel, dass grosse Völkermassen der Art, dass überhaupt kein Rückstand daheim bleibt, ausgewandert sind. Es wäre das gänzlich gegen die gesicherten Erfahrnngen der Völkerpsychologie. Fast überall werden einzelne germanische Familien nnd Sippschaften, die besondere Anhänglichkeit am altväterlichen Grnnd

und Boden, d. h. echtes Heimatgefühl besassen, ferner auch ältere und schwächere Personen mit ihrem Anhang, die nicht die Lust und die Fähigkeit zu weiten, meist kriegerischen Wanderzügen hatten, zurückgeblieben sein. Diese Elemente sind alsdann allerdings slavisiert worden, aber nur oberflächlich, wie die gründliche und schnelle Regermanisierung seit 900 n. Chr. sattsam lehrt. Für das Fortleben germanischer Stammesteile auf den von den Wenden besetzten Gebieten sprechen ferner auch die daselbst erhaltenen, genau geographisch abgegrenzten deutschen Dialekte, wie Wilhelm Schwartz überzeugend dargethan hat. Ebenso die durch die Slavenperiode bis zur christlichen Verdeutschung des Wendlands erhaltenen Ortsnamen und die teilweise ebenfalls nach Gaugrenzen gesonderten germanischen Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche.

Der Streit ist auch recht überflüssig, denn schliesslich machen auch die Gegner nach den bezeichneten Richtungen, namentlich wenn man mit den Herren mündlich verhandelt, nicht unerhebliche Zugeständnisse. Es gilt schliesslich mehr einen Streit um das Quantum des erhalten gebliebenen urgermanischen Residuums; man nehme mir's nicht übel: mit andern Worten, es handelt sich hier mehr um Rechthaberei oder um den bekannten Streit um des Kaisers Bart.

6. Ein Werk über die Rechtsprechung des Brandenburgischen Schöffenstuhls ist in erfreulich nahe Aussicht gestellt.

Der Präsident der Justizprüfungs-Kommission, Wirkliche Geheime Rat Dr. Stölzel, hat gelegentlich der Bearbeitung einer Schrift über Brandenburg-Preussische Rechtsverwaltung Ende der 1880er Jahre in Erfahrung gebracht, dass das Amtsgericht und der Magistrat zu Brandenburg a. H. gemeinsam in 108 Folio-Bänden Akten mit etwa 15000 Sprüchen des ehemaligen dortigen Schöffenstuhls, einst des ältesten Hauptgerichtes der Mark, aus der Zeit von 1432 bis 1806 besitzen.

In diesen Akten ist ein überaus reiches Material für die märkische Spezialgeschichte, namentlich für eine Geschichte des genannten Schöffenstuhls und überhaupt der deutschen Rechtsprechung enthalten, in einer Vollständigkeit, wie sie sich kaum irgendwo sonst in Preussen finden lassen dürfte. Der Obengenannte hat darum schon vor Jahren den Entschluss gefasst, sich der Bearbeitung dieses Materials zu widmen. Der Justizminister im Verein mit dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten und der Minister des Innern haben dem Unternehmen dadurch eine wesentliche Förderung zu Teil werden lassen, dass die märkischen Stadtmagistrate und die beteiligten Staatsarchive veranlasst worden sind, thunlichst hilfreiche Hand zu leisten.

Die Durchsicht und Excerpierung der 108 Folianten naht jetzt ihrem Ende. Während dieser Durchsicht hat sich der Plan der in Aussicht zu nehmenden Veröffentlichung vorläufig dahin gestaltet, den überreichen Stoff in einer auf zwei starke Bände berechneten Geschichte

der „Entwicklnng der gelehrten Rechtsprechnng anf Grundlage der Akten des Brandenbnrgischen Schöffenstuhls („1432—1812“)“ zusammenzufassen, wofür ein Verleger bereits gefunden nnd von dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten eine Beisteuer zu den Druckkosten bewilligt ist.

Den Wert dieser Pnblikation würde es aber bedeutend erhöhen, wenn ihr die für die Geschichte der Mark besonders wichtigen, überaus zahlreichen Urknnden, die abschriftlich Teile der Schöffenstuhl-Akten siud, in einem Urkundenbuche beigegeben werden könnten. Diese Urknnden dürfen wohl nahezu sämtlich als noch unbekannt bezeichnet werden. Sie sind von den Prozess-Parteien als die Grundlagen der gestellten Rechtsfragen eingereicht und betreffen meist Eheberedungen, letztwillige Verfügungen, Schnldverschreibnngen, Veräusserungen nnd Verpfändungen von Grundstücken und Gerechtigkeiten, Belehnungeu, Gildewesen und dergleichen.

Die Urkunden haben aber keineswegs bloss juristische Bedeutnng, sondern ebensoviel Bedeutnng für die allgemeine Kulturgeschichte der Provinz Brandenburg.

Ausserdem gewähren sie einen neuen Einblick in die landwirthschaftlichen Verhältnisse der märkischen Ritter- nnd Bauerngüter, in die märkischen Preis- nnd Münzverhältnisse, wie in die Entwickluug der Sprache.

So würden sich den obenerwähnten zwei Bänden Text noch etwa 2 bis 3 starke Bände anschliessen. Die dafür zu fertigenden Abschriften sind znm grossen Teil beendet nnd soll die Drucklegung bald beginnen, ihre Vollendung wird sich anf 2 bis 3 Jahre hinziehen. Die Kosten eines Bogens belaufen sich für Satz, Drnck und Papier bei einer Auflage von 500 Exemplaren anf 64,50 Mk. nnd bei einer solchen von 1000 Exemplaren auf 76,50 Mk.

Für ein dreibändiges Urkundenbuch wird jährlich — auf drei Jahre verteilt —, ein Zuschuss von dreimal 3000 Mk. erforderlich werden.

6000 Mark hierzu haben die Stände, in deren gastlichem Heim wir heut tagen, bewilligt, den Rest mit 3000 Mk. die städtischen Behörden von Berlin.

Gerade für verschiedene Spezialgebiete der brandenburgischen Heimatkunde wird das in den besten Händen ruhende Werk uns darbieten. Wir sehen demselben mit Teilnahme nnd Spannung entgegen.

7. Das neueste Heft der Niederlansitzer Mitteilnngen Bd. VI Heft 6 enthält nebeu einer von mir verfassten kurzen Beschreibung des Grabes von Goethes Freundin, Corona Schröter zu Ilmenan, einer Gubenerin, der hoffentlich endlich in ihrer begüterten Vaterstadt ein Denkzeichen errichtet werden wird, zwei interessante Mitteilungen über

eine aus Finsterwalde stammende, für das Vereinsmuseum in Kottbus angekaufte Kirchenglocke mit wendischer Inschrift und einen Vortrag von Direktor Dr. Franz Weineck: Die Spuren der Verehrung Donars im Brauch und Glauben der Lausitz. — Auch sonst enthält das Heft, wie Sie sich überzeugen wollen, manches Heimatgeschichtliche der Niederlausitz.

8. Naturkundliches (unter Nr. 8—11.) Vgl. auch Nr. 11. Ich lege drei von unserem Mitglied Herrn Rönnebeck bei dem Ausfluge des Märkischen Museums am 23. September 1900 aufgenommene Photographieen aus der Gegend des Gamengrundes und Blumenthal-Waldes vor, der uns in 2 Sitzungen beschäftigt hat und durch die ihm drohende teilweise Abholzung zur Zeit u. a. auch die Bildung einer von dem Botanischen Verein für die Mark Brandenburg ausgehenden Vereinigung hervorgerufen hat, welche die Anfzeichnnng, Klassierung nnd Beschützung denkwürdiger Gewächse, insbesondere Bäume, in unserer Provinz abzweckt.*) Das eine Bild stellt den Gamensee, das andere den mit vorgeschichtlichen Näpfchen ausgestatteten Teufelstein im Blumenthal, das dritte das Denkmal für den ermordeten Förster Lisser dar.

9. Desgleichen gebe ich vier von Herrn Maurer in Gesellschaft mehrerer unserer Mitglieder am 6. Januar 1901 bei strenger Kälte aufgenommene Photographieen des grossen Riesenblocks herum, der bei den Rieselarbeiten auf dem städtischen, zu unserm Vorort Französisch-Buchholz gehörigen Gelände blossgelegt worden und über welche bereits in der Dezember-Sitzung seitens der Herren Monke nnd Maurer berichtet ist. Gelegentlich der ersten Exknrsion des Märkischen Mnseums nach dem Riesengeschiebe hat Herr Rektor Monke folgende Bemerkungen über das letztere niedergeschrieben:

Lage unter der Humusschicht ca. 0,05 m.
Tiefe des Grundwasserstandes 1,80 m.
Maase: Länge 5,65 m,
Breite 4,70 m,
Dicke { bei a, „ b } 1,50 m,
„ c 1,00 m.
Umfang an der oberen Kante 17,61 m.
Kubischer Inhalt: 5,65 × 4,70 × 1,5 = 39,8325 cbm, wobei vorausgesetzt wird, dass der Stein nach der Mitte zu an Dicke znnimmt, so dass die durchschnittliche Dicke ca 1,5 m beträgt.

*) Auch hier sei auf die diesseitigen verwandten Bestrebungen verwiesen, welche in der Brandenburgia erst kürzlich wiederholt ausführlich besprochen worden sind. Die erste Sitzung jener Vereinigung von Waldfreunden fand im Botanischen Musenm am 23. d. M. statt.

Digitized by Google

Gewicht: 39,83 × 2650 kg (spez. Gewicht auf 2,65 angenommen) = 105 549,5 kg = rund 2111 Centner.

Material: anscheinend grobkörniger Granit mit viel Glimmer.

Eigentümlichkeit: Oberfläche unregelmässig, nicht glatt, rauh, wie die Bauchfläche eines abgesprengten Stückes zeigt.

Seitenflächen weniger rauh gestaltet.

Näpfchen oder sonstige künstliche Zeichen wurden nicht gefunden.

Schliffe waren nicht deutlich zu bemerken; an der Oberfläche bestimmt keine.

Risse gehen durch die ganze Masse; doch liegen sie in der Struktur und sind wohl nicht später entstanden.

Organische Reste in der Nähe nicht beobachtet. Die von der Kanal-Verwaltung eingesendete krümelige schwarze Masse halte ich nicht für Kohle, sondern für Verwitterungsprodukte der Steinmasse, Glimmer. (Obgleich der Kohle ähnlich im Aussehen.) Also keine Aschen- und keine Getreidereste.

Andere Verwitterungsprodukte: thonig-kalkige Masse. Probe anbei.

Auch etwas Eisenverbindungen.

Der Stein liegt im gewachsenen Boden.

Topfreste und andere Kunst- oder Hand-Erzeugnisse nicht gefunden.

Die Gegend ringsum ist, wie zahlreiche Steinhaufen in der Nähe zeigen, sehr steinreich. Die Geschiebesteine sollen ca. 1,5 m tief liegen und so massig im Boden stecken, dass man die Sache ausbeuten könnte.

Der Stein dürfte bis zum Grundwasser hinunterreichen; da zur Zeit in unmittelbarer Nähe ein Rieselgraben vorübergeht, sickerte das Wasser schon bei ca. 1,00 m hervor.

Da das Grundwasser früher vermutlich höher stand als heute, scheint das Vorkommen von Knochen, Urnen, Bronzen unwahrscheinlich zu sein. Unter den Rändern wurde nichts gefunden.

Es ist nicht anzunehmen, dass der Stein als vorgeschichtlicher Herdstein gedient hat.

Der Stein ist sonst wohlerhalten, und es wäre durchaus wünschenswert, dass er als höchst seltenes geologisches Vorkommnis erhalten bliebe; jedenfalls ist er einer der grössten Findlinge der Mark Brandenburg. Transport ist wahrscheinlich ausgeschlossen der Schwere wegen. Aber vielleicht könnte der Stein gehoben werden, so dass er vollkommen gesehen werden könnte.

Ich benutze die Gelegenheit, den städtischen Beamten, welchen wir die erste Kunde über dies interessante geologische Vorkommen eines der riesigsten Irrblöcke in Berlins Umgegend verdanken, dem Herrn Esser und dem Direktor der Kanalisationswerke Herrn Adams den verbindlichsten Dank für ihre Bemühungen auszusprechen. Der Riesenblock liegt im Rieselfeld Nr. 125 nahe (westlich) der Landstrasse von Französisch-Buchholz nach Kolonie Buch gerade in der Nordostecke des abgeteilten Rieselvierecks.

10. Dr. F. Höck, Oberlehrer in Luckenwalde: Pflanzen der Kunstbestände Norddeutschlands als Zeugen für die Verkehrsgeschichte unserer Heimat. (Forsch. zur deutschen Landes- und Volkskunde) Bd. XIII, Heft 2, Stuttgart 1900.

Eine höchst dankenswerte pflanzengeographische Untersuchung lege ich hiermit vor, welche, wie schon der Titel zeigt, in unsere Heimatkunde wesentlich hineingreift, wie denn auch auf die Provinz Brandenburg seitens des Verfassers vielfältig gerücksichtigt wird. Durch ähnliche Arbeiten, insbesondere Untersuchungen über die Waldflora Norddeutschlands (a. a. O. Bd. VII, 4 u. IX 4) bereits vorteilhaft bekannt, beschäftigt derselbe sich mit den heutigen und früheren Anbaupflanzen, den Unkräutern des Ackers und Gartens, den Schutt- und Stätteplatz-Pflanzen und teilt die Einwanderung dieser aus allen Weltteilen stammenden Eindringlinge in solche ein, die schon von 1850 bezw. seither beobachtet worden sind.

11. Die unter No. 8 angeregte Angelegenheit betreffend die Ausdehnung des amtlichen Schutzes der Denkmäler auf Gegenstände der Natur wird auf Wunsch des Vorsitzenden nochmals besprochen.

Herr Direktor Dr. Müllenhoff macht auf die von dem jetzt von Königsberg i. O. nach Berlin versetzten Landesgeologen Dr. Jentzsch verfasste kürzlich erschienene Arbeit aufmerksam, welche in einer umfassenden illustrierten Publikation die des Schutzes bedürftigen Bäume, Baumgruppen und grossen Geschiebeblöcke der Provinz Ostpreussen umfasst. Der Vorsitzende bemerkt, dass ihm Herr Dr. Schwalbe, Direktor des Friedrich-Werderschen-Realgymnasiums, dies Werk inhaltlich gerühmt und den Wunsch geäussert habe, es möge etwas Aehnliches auch für die Provinz Brandenburg geschaffen werden, nötigenfalls durch Anregung seitens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums und mit Unterstützung der Stadt Berlin, als einer der grössten Grundbesitzerinnen innerhalb der Provinz Brandenburg.

Herr Professor Dr. Paul Ascherson macht eine Mitteilung über die Ergebnisse der vom Vorsitzenden (unter VIII) bereits erwähnten Konferenz vom 23. d. Mts. im Kgl. Botanischen Institut. Die Meinungen über die Publikationsform seien noch geteilt, manche der Anwesenden hätten ein grosses Illustrationswerk im Sinne, andere dächten an ein mittleres Werk wie das des Dr. Jentzsch, oder wie das noch kleinere des Dr. Conwentz.

Der Vorsitzende warnt davor, zunächst ein grosses teures Illustrationswerk anzustreben. Selbst wenn es zustande käme, würde es seiner Beschaffenheit wegen den wenigsten zugänglich sein.

Man müsse vor allen Dingen ein billiges, handliches und dabei zuverlässiges, lediglich forstbotanisches Buch veröffentlichen, in der Weise, wie es für die Provinz Westpreussen durch Herrn Direktor

Dr. Conwentz-Danzig geschehen. Ein solches Buch könne jeder Naturkundige und Naturfreund bei seinen Streifzügen bequem in der Tasche bei sich führen. Gegen ein später herauszugebendes, opulent auszustattendes, von den Behörden dotiertes Bilderwerk sei im übrigen selbstverständlich nichts einzuwenden. Dasselbe käme aber erst in zweiter Linie in Frage. Ebenso müsse ein geologisches Merkbüchlein, aber gesondert für sich für die Provinz Brandenburg geschrieben werden, welches sich — wie die geologischen Verhältnisse liegen — hauptsächlich die Inventarisierung beziehungsweise den Schutz der grossen Geschiebeblöcke zum Ziele setze. Hierbei werde das Gebiet des heut anwesenden Herrn Konservators der Denkmäler der Provinz Brandenburg, Geheimrat Bluth, berührt, der diese Bestrebungen sicherlich gern unterstützen wird. (Der genannte Herr giebt ein Zeichen der Zustimmung.)

Der Vorsitzende empfiehlt hiernach die Herstellung eines forstbotanischen Merk- und Schutzbüchleins nach dem Muster des westpreussischen Conwentzschen für die Provinz Brandenburg und daneben eines ähnlichen Buchs betreffend die zu inventarisierenden, klassierenden und schützenden geologischen Objekte unserer Provinz.

Die sonst anwesenden Sachverständigen, als Geheimrat Bluth, Professor Dr. Paul Ascherson, Direktor Otto Reinhardt, Dr. Karl Bolle, Dr. Eduard Zache, Dr. Gustav Albrecht, Rektor Monke, Revisor Maurer und so weiter, sowie die übrigen Mitglieder der Brandenburgia, ingleichen deren anwesende sachverständige Gäste erklären sich übereinstimmend hiermit einverstanden.

Die Vertretnng des Märkischen Museums verspricht nach den beiden angedeuteten Richtungen hin ebenfalls ihre Kräfte in den Dienst des Schutzes der Natur-Denkmale der Provinz Brandenburg zu stellen.

12. Seitens der vom 18. Jahrhundert her durch ihren eigentümlichen Bilderverlag weltberühmten Firma Gustav Kühn in Neu-Ruppin ist dem Märkischen Provinzial-Museum eine reiche Folge bunter Bilderbogen aus den letzten Jahren geschenkt worden.

Diese Bilder wurden vorgelegt und verwies der Vorsitzende hierbei auf den interessanten Vortrag, welchen Herr Geheimrat W. Schwartz am 23. Oktober 1895 (Brandenburgia IV. 220) über die volkstümliche Thätigkeit der Firma hielt. Leider hat der Tod unsern verewigten Freund Wilhelm Schwartz verhindert, den Vortrag in erweiterter Form im „Archiv“ erscheinen zu lassen (siehe S. 220 u. a. O.). Was heut vorgelegt wird unter den uns von der Kindheit her geläufigen Devise „gedruckt in Neu-Ruppin bei Gustav Kühn“ bezieht sich auf die letzten zeitgenössischen Ereignisse und allerhand Vorgänge aus dem Volksleben. Die Bilder verraten noch immer, oder richtiger immer wieder, den

derben patriotisch-volkstümlichen, gelegentlich humoristisch angehauchten Ton, wie in der besten Zeit. Der Buren-Krieg, bei dem der Künstler sich selbstverständlich auf Seiten des seine Unabhängigkeit so hartnäckig verteidigenden kleinen Heldenvolkes stellt, und die China-Wirren mit den mannhaften Thaten unserer Seeleute und Soldaten geben natürlich den Hauptstoff ab. Man hat der Firma öfter geraten, gewissermasen von dem Standpunkt aus des bekannten Buchs „Rembrandt als Erzieher", die Bilder weniger grell und mehr künstlerisch zu gestalten. Die Firma hat das auch versucht — Sie werden sich dieser „épreuves d'artiste" vom Jahr 1895 her noch erinnern; es sind diese Versuche aber völlig fehlgeschlagen. Das Volk hat diese vielleicht dem modernsten, kritisch-ästhetischem Übermenschen mehr zusagende Ausstattung einfach abgelehnt und seine alten derben, farbenfreudigen Ruppiner Bilderbogen wieder verlangt. Die Zeichnung hat sich aber bedeutend gegen früher „berichtigt". Nicht zu unterschätzen sind die kurzen, teils gereimten, teils in ungebundener Rede abgefassten Begleitworte der Bilder, die sich dem Gedächtnis gewissermassen formelhaft fest einprägen. Vom Standpunkt der Volkskunde können wir nur wünschen, dass die Gustav Kühnschen sowie die verwandten Unternehmungen noch recht lange freudig gedeihen mögen.

13. Unser Mitglied Herr Karl Wilke hat folgende Mitteilung über die wirtschaftliche Lage der Stadt Eberswalde eingesendet, die von speziellem heimatkundlichen Interesse ist. Gewöhnlich schiebt man einzig und allein dem 30jährigen Kriege den Verfall der Stadt Eberswalde und auch anderer Orte in die Schuhe, aber mehr denn 100 Jahre vor seinem Beginn hatte der Niedergang schon begonnen und aus wesentlich anderen Ursachen als Kriegsdrangsalen.

Der städtische Grundbesitz hatte zu jener Zeit einen besonders schweren Stand. Angesichts seiner Besteuerung kann man wahrhaftig nicht von einer „guten alten" Zeit sprechen. Das Schuldenmachen auf Immobilien hatte überhand genommen, dazu kam, dass durch die Auffindung neuer Weltteile und ihres Reichtums an Edelmetallen eine allgemeine Geldentwertung herbeigeführt wurde, so dass eine nicht zu beschreibende Unordnung einriss. Anstatt diesem Übel durch Aufstellung amtlicher Hypothekenbücher entgegenzutreten, erliess die damalige Landesregierung eine umfassende, aber höchst einseitige Polizeiverordnung, um die misslichen Zustände zu beseitigen. Im Jahre 1515 verordnete Kurfürst Joachim I. von Brandenburg für die neue Stadt Eberswalde, sowie andere Städte, dass jede Schuldverschreibung auf Haus- und städtischen Grundbesitz ungiltig und bei Betretungsfällen gleich Wucher hart zu ahnden sei. (Mylius, märk. Ediktensammlg., Bd. 6. 1.) Diese kategorische Massregel, welche den leidigen Geldmangel der bedrängten Bürgerschaft eher vergrössern als beheben musste, ist der Stadt Ebers-

walde, wie wir an Zahlen sehen werden, verhängnisvoll genug geworden. Nicht nur die Werte für Grundbesitz in der Stadt mussten hierdurch gedrückt werden, sondern auch seinen bedauernswerten Eignern war es nunmehr bei eintretender Notlage, bei Brand oder Umbau besonders erschwert, sich Hilfsquellen aus diesem Besitz zu eröffnen. Eine weitere Folge musste sein, dass man für den so entwerteten Besitz keine besonderen Aufwendungen mehr machte, sondern ihn nur notdürftig erhielt, bis er dem Zahn der Zeit völlig anheim fiel. Während in allen anderen Teilen Deutschlands das Baugewerbe zu einer unerreichten Blüte sich aufschwang, konnte uns die nicht etwa arme Mark in ihren Städten keine Kunstdenkmäler privater Bauthätigkeit aus der Renaissance überliefern. Die in der Mark aus Holz und Lehm notdürftig hergestellten Baulichkeiten jener Epoche waren von so geringer Widerstandsfähigkeit und den damals häufigen grossen Stadtbränden förmlich prädestiniert, dass nicht erst die Schwedenzeit zu kommen brauchte, diese Baracken spurlos von der Bildfläche fortzufegen. Grundstücks-Subhastationen und die damit Hand in Hand gehende Abnahme der Einwohnerzahl waren unausbleiblich, bis nach langer Zeit das Grundübel entdeckt und die verderbliche Polizei-Verordnung wieder aufgehoben wurde.

Aber auch in das städtische Mietsrecht griff sie schädigend ein, denn der Mieter, kurzweg Inlieger genannt, wurde hiernach einer besonders kräftigen Besteuerung unterworfen. So hatte derselbe für seine Stadtwohnung gewissermassen als Mietssteuer ein Schutzgeld zu entrichten, welches pro Jahr und Kopf der Familien-Angehörigen je 12 Groschen (nach heutigem Geldstand etwas über 6 Mk.) betrug. Erst die Kämmerei-Quittung über den bezahlten Betrag gestattete dem Hausbesitzer die Vermietung des Quartiers an den Interessenten. Kinderreichen Familien war somit der Wohnsitz in einer Stadt verschlossen und was uns heute im Märchen von Hänsel und Gretel als besondere Härte der Eltern erscheint, nämlich die Kindesaussetzung, sie war gang und gäbe und hierdurch begreiflich.

Aber selbst den eingesessenen Bürgern erging es nicht viel besser, sie hatten, durch Steuerlast hart bedrückt, schwer zu ringen. Trockene Zahlen werden am besten illustrieren, dass schon vor dem 30jährigen Kriege der Rückgang zu verzeichnen war. Die Stadt Eberswalde hatte

im Jahre	1490	248	besetzte Bürgerstellen,	
„ „	1520	228	„	„
„ „	1600	160	„	„
„ „	1635	30	„	„
„ „	1637	20	„	„
„ „	1650	60	„	„
„ „	1682	66	„	„

Anno 1612, also vor Ausbruch des grossen deutschen Religions-

krieges, hatte der Magistrat von Eberswalde bereits 70 wüste, ihm angeheimgefallene Bürgerstellen um jeden Preis losgeschlagen, um die landesherrlichen Schossabgaben bezahlen zu können. In einer Kämmerei-Rechnung des Jahres 1620, als feindliche Kriegsvölker hierher den Fuss noch nicht gesetzt hatten, sind allein 3 Thaler für 195 Kraumen verausgabt, womit weitere Häuser der Steuer-Restanten, denen bereits Mobiliar, Inventar, sogar die Dachbedeckung ausgepfändet war, zugeschlagen und einer Benutzung bis zum Verkauf entzogen wurden. So fand der 30jährige Krieg bereits die neue Stadt Eberswalde vor; an anderen Orten, wo weniger Verkehr herrschte, sah es noch trostloser aus. Vergl. hierzu den Preuss. Stadt- und Landboten, Eberswalde 13. Januar 1901.

14. Herr Dr. Otto Puiower: Wiederholt sind Ihnen schon hier die Agenden vorgelegt worden, die die Firma Rudolph Hertzog alljährlich herauszugeben pflegt. Sie wurden Ihnen vorgelegt, weil sie Darstellungen lokalgeschichtlichen Charakters enthielten. Nun giebt aber auch die bewährte, seit dem Jahre 1815 existierende Firma N. Israel seit einiger Zeit alljährlich ein Album heraus, das nicht minder lokalgeschichtlichen Charakter besitzt und darum hier wohl auch Erwähnung verdient.

Das erste zum Jahr 1899 herausgegebene schildert in dem allgemeinen Teil die im Herbst 1898 unternommene Reise unseres Kaisers nach Palästina in Origiualzeichnungen von Ismael Gentz. Text ist ihm nicht beigegeben. — Das zweite zum Jahr 1900 giebt aus der Feder des Korvetten-Kapitäns Grafen Bernstorff eine Darstellung des Aufenthaltes des Prinzen Heinrich in Ostasien. Sie ist von einer Reihe von Karten und Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen vom Marinemaler Willy Stoewer, Ewald Thiel u. a. unterstützt. — Im neuesten Album schildert der Direktor des Deutschen Kolonial-Museums, G. Meinecke, die deutschen Kolonieen. Auch dieser Darstellung ist eine Fülle von Abbildungen, grösstenteils nach photographischen Aufnahmen, aber auch nach Originalzeichnungen, beigegeben.

Was uns aber hauptsächlich an diesen Albums interessiert und weshalb ich sie Ihnen vorlege, ist die dem ersten beigegebene Geschichte der Firma mit den Abbildungen der Häuser, in denen sich das Geschäft in früheren Zeiten befand. Eröffnet wurde es in dem Hause Molkenmarkt 2, das heute noch in demselben Zustande erhalten ist, in dem es damals war und das augenblicklich einige Abteilungen des Amtsgerichts I beherbergt. Es ist offenbar im 17. Jahrhundert erbaut. 1654 besass es ein Licentiat Behme. Später fiel es der Kommune zu, die die Hintergebäude zur Erweiterung der Stadtvoigtei-Gefängnisse benutzte. Erst im Jahre 1844 wurde das Geschäft nach seiner so zu sagen historischen

Stätte, Spandauerstrasse 28, verlegt. Sie finden das Haus abgebildet, wie es in jenem Jahr aussah. Es ist ein bescheidenes, kleines, zierliches Gebäude. Im 18. Jahrhundert (von 1747—1753) bewohnte es der Landgerichtsrat nnd Kammerherr Leopold v. Görne. Es giebt aber von ihm eine sehr viel ältere Abbildung, die es im grossen und ganzen schon so zeigt, wie wir es im Jahre 1844 wiederfinden. Ich meine die Abbildung, die Johann Stridbeck in seinem 1690 angelegten Skizzenbuch, von dem Wilhelm Erman 1881 eine Reproduktion hat erscheinen lassen, in dem 13. Bild die „Spantauische Strass in Berlin“ von ihm giebt. Bis auf den unten ausgebrochenen Laden ist die Front des Gebäudes dieselbe. 1690 war die „Spantauische Strass“ offenbar eine vornehme Gegend. Wir finden auf der Stridbeckschen Darstellung, die im wesentlichen die Häuser 25—30 umfasst, stattliche Gebäude, eins mit schönen Giebeln geschmückt, eins mit einer reich gegliederten, mit Säulen ausgestatteten Façade. Was später an die Stelle dieser Banten trat, ist jetzt alles im Besitz der Firma Israel, deren Geschäftshaus sich, wenn es fertig geworden ist, bis zur und in die Probststrasse hinein ausdehnen wird. Der grösste Teil der Fläche, die jene Häuser einnehmen, ist schon mit dem neuen Geschäftshaus bedeckt. Das eine dieser Gebäude, Nr. 29, wurde von dem Minister Paul v. Fuchs, einem der bedeutendsten Staatsmänner des Grossen Kurfürsten und Friedrichs I. erbant. Bis anf einige Änderungen im Erdgeschoss, namentlich die Beseitigung der Freitreppe, hatte es sich bis in die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten. Dann wurde es niedergerissen, nm einem provisorischen Erweiterungsbau der Firma N. Israel Platz zu machen. Dieses interimistische, dem alten keineswegs ebenbürtige Haus, wurde kürzlich wieder abgebrochen nnd an seiner Stelle die Fortsetzuug des nenen Kaufhauses aufgeführt. Das bei Stridbeck malerische, giebelgeschmückte Haus Nr. 30 enthielt schon im 16. Jahrhundert einen Gasthof „Zum Hirsch“ genannt, „in welchem die vornehmsten Passagiers abzutreten pflegten“, wie Küster (Altes und Neues Berlin 3, 61) sagt. Noch 1704 befand sich ein Wirtshaus darin. Von den alten, dem Neubau zum Opfer gefallenen Häusern, ist noch das Königs-, Ecke Spandauerstrasse gelegene, die Nummer 25 führende, erwähnenswert, indem es im 16. und 17. Jahrhundert den Hofpredigern zur Wohnung diente.

15. Herr Mielke spricht über „die Grundlageu der Erhaltuug und Wiederherstellung deutscher Burgen“ von Bodo Ebhardt. Berlin 1901. Verlag von Wilh. Ernst u. Korn.

Die jüngst gegründete Vereinigung znr Erhaltung deutscher Burgen hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits eine grosse Thätigkeit entfaltet. Nicht allein, dass sie durch eine eigene Zeitschrift „den Burgwart“ sich bemüht, dem weiteren Zerstören alter Bauwerke Einhalt zu thun; sie hat auch durch Anlehnung an die bestehende

Denkmalpflege bestimmte Forderungen betreffs Erhaltung bezw. Wiederherstellung zerfallender Burgen geltend gemacht. Diesem Streben ist ein Vortrag entwachsen, den der Architekt Bodo Ebhardt auf dem Denkmalstage in Dresden gehalten hat und den ich an dieser Stelle im Abdruck vorlegen kann. Als Grundlagen zur Erhaltung setzt der Verfasser eine eingehende Kenntnis der technischen Behandlung und der litterarischen Quellen voraus. Als solche Quellen erkennt er die vorhandenen Reste, die geschichtlichen Überlieferungen, etwaige ältere Abbildungen nnd die sich mit der Burgenknde beschäftigende Litteratur an. Als Architekt betont er besonders die Kenntnis der bautechnischen Pläne, die – falls solche vorhanden sind — erst das Verständnis der Trümmerwelt ermöglichen. Wenn auch zur Zeit wohl mancher Knnsthistoriker alter Schule nicht von dieser kritisch auflösenden Thätigkeit des Architekten erbaut sein wird, der gerade die letzte der oben angeführten Quellen mit berechtigtem Misstrauen betrachtet, so hat Bodo Ebhardt doch das Verdienst, zu den Fragen der Erhaltung bezw. Erneuerung der Burgen frische Anregungen gegeben zn haben. Durch die Folgerungen, die sich an die beabsichtigte Wiedererrichtung der Hohkönigsburg geknüpft haben, die in die Hand Ebhardts gelegt ist, wird die Frage der Burgenpflege aus dem engen Zirkel des Historikers in die Beurteilungsweite der Allgemeinheit gerückt, was wieder manchem alten Bauwerke zugute kommen wird. Die Grundsätze Ebhardts, die aus einem langjährigen Stndinm alter Burgen hervorgegangen sind, verdienen von allen znr Kenntnis genommen zu werden, die der Denkmalpflege nnd Heimatkunst ihr Interesse zugewandt haben, also von unserer Gesellschaft in erster Reihe. R. M.

16. Herr Professor Dr. Friedrich Krüner: „Zur Erinnerung an den 18. Jannar 1701“. (Im Auszuge.) Eines der bewundertsten Kunstwerke des Berliner Doms — des alten, wie demnächst des nenen — ist der Prachtsarkophag des ersten preussischen Königs, dessen Gedächtnis wir hente an dem 200jährigen Krönnngsjubiläum feiern. In seiner Ansschmückung ist das Werk vielleicht das letzte grössere Andreas Schlüters; es führt uns in seiner Fülle kriegerischer Ruhmeszeichen hinein in den düsteren Waffenglanz der vorletzten Jahrhundertwende. Dieser Eindruck wird noch gewaltiger, wenn wir wenige Schritte vom Dome am andern Ufer in der Ruhmeshalle verweilen vor dem farbenprächtigen Gemälde der Turiner Schlacht mit dem alten Dessauer, den Fahnen und Beutestücken brandenburgischer Truppen von den italienischen und wallonischen Schlachtfeldern. In der That hat jener erste preussische König 21 Jahre lang Krieg geführt, nur drei Friedensjahre sind ihm beschieden gewesen. Und doch wird durch diesen Herrscher niemand znerst an die mit Blut und Eisen geschriebenen Seiten des Hohenzollernstaates erinnert werden; sein Name ist lebendig vielmehr durch die

Begründung des preussischen Königtums. Auch er selbst, obwohl er fast ununterbrochen seine Heere auf dem Schlachtfelde wusste, hat offenbar nicht anders empfunden. Die Erwerbung des preussischen Krönungstitels ist der Inhalt einer Reihenfolge kunstvoller Bildteppiche, hervorgegangen aus der von Friedrich selbst ins Leben gerufenen Gobelinweberei. Genau so tritt in den Kupferstichserien, welche dem Leben des ersten Herrschers gewidmet sind, alles übrige hinter der Königskrönung zurück.

Vielfach sind Sie, hochverehrte Damen und Herren, in den eben verflossenen Jubiläumstagen an jenes denkwürdige Ereignis, das uns mehr als eine blosse Rangerhöhung bedeutet, durch Wort und Bild erinnert worden. Um so mehr darf es daher heute vergönnt sein, zu verweilen bei den grossen Schöpfungen jener ersten Königstage auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete, bei den geist- und kraftvollen Männern, deren Name dauernd verknüpft ist mit dem königlichen Preussen in seinen ersten Anfängen und deren Werke wir zum Teil noch heute mit Ehrfurcht betrachten. Was könnte uns auch am heutigen Tage näher liegen, als die Erinnerung an jenen glänzenden friedericianischen Hof, an welchem kein Werk der Wissenschaft und der Kunst ins Leben trat ohne die persönliche Mitwirkung und den Anteil Friedrichs und der Sophie Charlotte.

Einen bleibenden Wert gewann an erster Stelle der persönliche Anteil des Königs an der Entwicklung der drei preussischen Landes-Hochschulen. Als die älteste derselben, einst die Hochburg der Scholastik im Kampfe gegen den aufgehenden Humanismus, die Vorläuferin Berlins, Frankfurt a. O., die Feier ihres 200jährigen Bestehens festlich beging, kam als ihr erster Gratulant mit reichlicher Spende ihr allergnädigster König. Keiner anderen noch so erlauchten Körperschaft gestattete ebenderselbe in Königsberg den Vortritt, als den Lehrern der dortigen Albertina, welche mit ihren schwarzen, violetten, scharlachroten und braunen Kostümen den Krönungszug in malerischer Weise eröffneten. Nicht mehr wollte Friedrich die studierende Jugend seiner sächsischen Landesteile nach Leipzig, Wittenberg und Jena ziehen lassen: einen neuen Musensitz schuf er ihnen da, wo bald ein Thomasius, ein August Hermann Francke Hunderte begeisterter Zuhörer um sich sammelten: in Halle a. S.

Noch in frischer Erinnerung leben uns die Jubelfeiern der preussischen Akademieen: vor vier Jahren derjenigen der Künste, ganz vor kurzem der der Wissenschaften. Die Studienreisen der Berliner Maler und Bildner, welche der König nach Italien entsandte und welche von dort die Gipsabgüsse der damals am höchsten bewunderten Antiken, des Laokoon, des Reiterbildes von Marc Aurel, der knidischen Venus, in die vaterländischen Kunststätten heimbrachten, haben auf lange hin

die Richtung des Berliner Kunstlebens bestimmt. Die glänzende Entwicklung der Akademie der Wissenschaften, damals aus bescheidenen Anfängen erwachsend, fast nur von Leibniz Geiste erfüllt, der Kalender-Reform nnd -herausgabe vor allem zugewandt, hat der königliche Gründer nur ahnend geschaut.

Die Vertreter der einzelnen Künste selbst finden wir sämtlich in engster Beziehnng zum Hofe: in der Architektur Nehring und Eosander, unter den Bildhauern allen voran Andreas Schlüter, im Kupferstich den Holländer Peter Schenk nnd den Augsbnrger Johann Georg Wolfgang, durch seine voranfgehende Gefangenschaft in algerischer Haft eine den Berlinern auch sonst interessante Persönlichkeit, den Illustrator der Preussischen Krönungsgeschichte; die Maler Josef Werner aus Bern, den ersten Präsidenten der Akademie der Künste, und den durch den Freiherrn von Knyphausen ans Venedig nach Berlin gebrachten Franzosen Antoine Pesne. Die Musik fand eine bis dahin am brandenburgischen Hofe nie gekannte Pflege durch die Königin selbst; bei längerem Aufenthalte in Paris mit der klassischen Musik der Franzosen vertraut geworden, ging sie ganz auf in dem Eifer für musikalische Aufführungen, vor allen in ihrer Lietzenburger Residenz, wo sie persönlich vom Klavier aus Konzerte dirigierte, unterstützt von dem aus Bologna an den Königshof berufenen Attilio Ariosti, den der Volksmund zum Mönch gemacht hat. Auf ihre Veranlassung trat der damals 12jährige Händel zuerst an einem ihrer musikalischen Abende auf. Nicht minder fand das Theater an Sophie Charlotte eine eifrige und unermüdliche Gönnerin. Die rohen Späße der auch in Berlin auftretenden wandernden Truppen de Scios nnd seiner Genossen verletzten empfindlich das feine Gefühl der durch die Hannoversche Musterbühne verwöhnten jungen Fürstin. Umso lieber erwirkte sie dem feingebildeten Magister Veltheim ein umfassendes Privileg, schützte ihn gegen die Anfeindungen des zelotischen Kantors von St. Nicolai und setzte auch ihren Einfluss dafür ein, dass einem hervorragenden Mitgliede des Theaters, dem Wiener Jacob Scheller, entgegen dem bisherigen Brauche bei seinem Tode ein ehrliches Begräbnis zu teil wurde. Je üppiger so ringsum die übrigen Künste aufblühten, um so kümmerlicher gedieh die Poesie, mühsam gepflegt von Hofdichtern wie Canitz, Besser u. a., von denen der letztere jedoch als Verfasser der offiziellen preussischen Krönungsgeschichte auf anderem Gebiete sich rühmlich hervorthat.

In diesem glänzenden Zeitalter, in diesem — im besten Sinne — aufgeklärten Kreise war kein Raum mehr für das kleinliche Konfessionsgezänk zwischen Kalvinisten und Lutheranern. An demselben Hofe, von dem einst ein Menschenalter früher Paul Gerhard der Glaubensstreitigkeiten wegen hatte weichen müssen, entwarf man jetzt nnter der begeisterten Unterstützung der ersten Männer wie Leibniz nnd Thomasius

umfassende Pläne zu einer Union nicht nur mit den Lutheranern, sondern sogar mit den Katholiken. Schon konnte es den Anschein haben, als ob der u. a. auch durch eifriges Bemühen zweier vornehmer Jesuiten vom Kaiser anerkannten Königskrone der höchste Ruhm beschieden sein sollte, für ganz Deutschland ein einziges einigendes Glaubensbekenntnis getroffen zu haben: da führte die Enttäuschung jener beiden Ordensgeistlichen zu einer vorläufig andauernden Verstimmung mit Rom und damit zum Scheitern aller unionistischen Pläne. Der jüngst veröffentlichte Briefwechsel des preussischen Oberhofpredigers Jablonsky mit Leibniz lässt uns den Eifer der damals ersten Geister für jenes ertränmte Ziel deutlich erkennen.

Alles zusammengenommen war der Erfolg jener ersten königlichen Regierung in Preussen aber so überraschend, der Glanz, der vom Hofe ausging, überstrahlte alles derartig, dass jetzt niemand mehr auf die Unglücksprophezeiung aus dem Dunkel der Lehniner Wälder achtete, welche gerade dieser Regierung besonderes Unheil verhiess. Bis zu diesem Zeitpunkte war das Ansehen dieser so oft als Fälschung enthüllten, auf ihren richtigen Wert zurückgeführten Prophetie ungebrochen; Vernunft und Wissenschaft kämpften vergebens gegen das Wunderbare und Geheimnisvolle an; denn es war damals wie zu aller Zeit: „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind".

---

17. (8. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Februar 1901, abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen unter Nr. 1, 2, 4—8 her.

1. Unser langjähriges Mitglied, Herr Rentier Oskar Lehnerdt in Gross-Lichterfelde ist uns durch den Tod entrissen worden.

2. Ich lege den Katalog der „Historischen Ausstellung zur Feier des Königlich Preussischen Kronjubiläums im Jahre 1901", welche in der Königl. Akademie der Künste, Unter den Linden 38, stattgefunden hat, zur Einsichtnahme vor.

Die Ausstellung hat nur 99 Nummern umfasst, war aber für die Landesgeschichte und Heimatkunde dennoch recht ansgiebig. Die Ausstellung umfasste 1 Nr. des Grossen Kurfürsten, 12 Friedrich I., 6 Friedrich Wilhelm I., 9 Friedrich II., 5 Friedrich Wilhelm II., 5 Friedrich Wilhelm III., 5 Friedrich Wilhelm IV., 17 Kaiser Wilhelm I., 5 Kaiser

Friedrich, 4 Kaiser Wilhelm II., 23 Nummern Kupferstiche, darunter die interessanten Kupferstiche Johann Georg Wolfgangs aus „der Königlich Preussischen Crönung Hochfeyerliche Solennitäten“ und 7 Nummern Teppiche und Möbel, darunter zwei silberne Thronsessel, für König Friedrich I. verfertigt wahrscheinlich von Seb. Mylius in Augsburg um 1700. Originell sind Bilder Friedrich Wilhelms I. in der Gestalt Davids mit der Schlender im Kampf gegen Goliath von Antoni Schoojans und ein Kniestück desselben Kronprinzen, zeitgenössisch, von Romandon. Von brillanter Wirkung ist das Kniestück Friedrich II. als älterer Mann den Hut zum Gruss ziehend, ein Geschenk des Königs an seinen Bankier D. Splittgerber, im Besitz der Firma Gebrüder Schickler hierselbst. Von einer unglaublichen Naivetät zeugt das Gruppenbild J. H. Schmidts (1791) Zusammentreffen des Königs Friedrich Wilhelm II mit Kaiser Leopold im August 1791 zu Pillnitz, trotzdem wegen der Porträts, Trachten und Ausstattung immerhin historisch wichtig.

3. Hohenzollern-Medaillen. Das königliche Münzkabinet hat in seinen im Erdgeschoss des Alten Museums belegenen Räumen eine höchst sehenswerte Ausstellung der schönsten und merkwürdigsten Medaillen der Hohenzollern veranstaltet, auf welche hierdurch aufmerksam gemacht wird. Seit längerer Zeit mit der Herstellung eines prachtvollen Werkes über diese Medaillen beschäftigt, hat es diese Arbeit vor kurzem vollendet und damit ein Seitenstück zu den Bearbeitungen der Medaillen der Häuser Habsburg und Wittelsbach geschaffen, das an wissenschaftlicher Genauigkeit wie an Schönheit der Abbildungen in der numismatischen Litteratur seinesgleichen nicht so bald finden dürfte. Ein Teil der hier beschriebenen Stücke ist aus diesem Anlass, zugleich auch zur Verherrlichung der Jubelfeier im Königshause, öffentlich ausgestellt: 543 Stücke im ganzen, die Zeit von Joachim I., von dem wir die ersten Bildnismedaillen besitzen, bis in unsere Tage hinein umfassend. Auch die ausgestorbenen fränkischen Linien und die Grafen und Fürsten von Hohenzollern sind mit einbezogen, neben jedem Herrscher erscheinen seine Gemahlin, seine Kinder und deren Ehegatten. Nicht nur der Münzfreund wird an diesen herrlichen Reihen, die, wie sich von selbst versteht, in keiner anderen Sammlung so vollständig vorhanden sind, auch niemals wieder in dieser Fülle vereinigt werden könnten, da sehr viele Stücke „Unica“ sind, seine Freude haben. Jeder, der sich für Geschichte und Kunst interessirt, mag hier mannigfache Anregung und Belehrung finden. Den Sammlern werden ja die kostbaren Seltenheiten der Sammlung, wie die Medaille Joachims I., der Doppelthaler Joachims II. und so viele andere, bekannt sein. Den Fernstehenden machen wir namentlich auf die unerreicht schönen Erzeugnisse der Kleinkunst des 16. Jahrhunderts aufmerksam; auch die mit Schmelz- und Edelsteinen verzierten Anhänger von Johann Sigismund und Georg

Wilhelm, die Fehrbelliner Siegesmedaillen, die Parademedaille Friedrich Wilhelms I., mit ihrem 12½ Centimeter Dnrchmesser, eine der grössten aller je geprägten Medaillen, und die neuerlichen Versuche zur Wiederbelebung der bei uns noch so sehr im Argen liegenden Medaillenrkunst verdienen und lohnen die Anteilnahme aller Gebildeten.

4. Vorgeschichtliche Altertümer ans dem Nachlass des Dichters Adelbert von Chamisso.

Ich lege Ihnen zur Ansicht vor folgende zur Zeit als Leihgaben im Märkischen Provinzial-Museum befindliche vorgeschichtliche Altertümer, welche mir die verwittwete Frau Laura von Blessingh geborene von Winterfeldt, eine Verwandte des Dichters, überlassen hat. Die sechs Altertümer sind unter B. II. Nr. 22 665 für 22 670 eingetragen nnd werden durch die beigefügten Abbildnngen wiedergegeben.

Nr. 22 665. Röhrknochen eines Wildtiers (Reh oder Hirsch) Hirsch) 10,5 cm lang, 5—6 cm im Umfang. Sehr glatt, schön gebräunt, auf langes Lagern im Torfmoor deutend. Die Aussenseite dieses Ge-

rätes, welches vielleicht als Griff gedient hat, ist mit vertieft eingeschnittenen angenartigen Verzierungen (Doppelkreisen) bedeckt. Auf der einen aus der Abbildung ersichtlichen dunkleren Seite ist die Anordnung dieser Verzierungen aus der Abbildung ersichtlich.

Die entgegengesetzte Seite ist etwas weniger gebräunt und einfacher wie folgt verziert.

Nr. 26 666. Hirschhornende mit ovalem Durchschnitt, oben und unten glatt abgeschnitten, am dickeren Ende 1,5 bis 2 cm Durchmesser konisch ausgehöhlt zur Aufnahme eines Werkzeugs. Lederbraun, berieben, matt glänzend, anscheinend Moorfund. Länge 12,5 cm.

Nr. 22 667. Hirschhornende, lederbraun, mit mehr kreisrundlichen Abschnitten, 8,5 cm lang. Am verjüngten Ende 4 cm tief ausgebohrt zur Aufnahme eines Werkzeugs. Berieben und mehrfach eingekerbt. Anscheinend Moorfund.

Nr. 22 668. Feuersteinbeil, flach, in medio 9,5 cm lang, 2 cm an der dicksten Stelle hoch; die Schneide 4 cm lang. Grauschwarzer glänzender Flint, an den Seiten muschelig zugehauen, sonst geschliffen und stellenweise glatt poliert.

Nr. 22 669. Grauweisslicher, gefleckter Feuersteinkeil, matt glänzend. Länge 8,5 cm, grösste Breite 5 cm, grösste Dicke 3 cm. Die rundliche Schneide 4,3 cm lang. Es macht an der einen Längsseite und an dem stumpfen Keilende den Eindruck, als sei das Gerät aus einem grösseren Steinkeil, der schadhaft wurde, zurechtgeschlagen. Anscheinend Moorfund.

Nr. 22 700. Grauer Wetzstein, länglich, plattrundlich, anscheinend Kieselschiefer, abgeschnitten von einem längeren Stück, an dem sich verjüngenden Ende mehrfache Kerbe und Schnitte ersichtlich. Nach der eigentümlichen Patina des Steins zu urteilen, ebenfalls Moorfund.

Über die Herkunft der Gegenstände, welche — etwa mit Ausnahme von Nr. 22 668 — bestimmt lange Zeit in torfigem Wasser gelagert haben, lässt sich leider nur im allgemeinen die Vermutung aufstellen, dass sie der Dichter aus den grossen Torfmooren bei Linum, Kreis Osthavelland, erhalten habe.

Die Beziehungen Adelberts von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaïde de Chamisso, geboren Ende Januar 1781 auf Schloss Boncourt in der Champagne, zu unserer Heimat sind in den Hauptzügen bekannt: 1790 verlässt er in Folge der Revolution mit seinen Eltern die Heimat. Im Mai 1796 wird er Page bei der Königin Luise von Prenssen, welche ihm gestattet, das Französische Gymnasium zu besuchen. Anfang 1798 überreicht er Friedrich Wilhelm III. einen militärwissenschaftlichen Aufsatz, dem er es wahrscheinlich verdankt, dass er am 31. März d. J. zum Fähnrich bei dem Regiment von Götze

ernannt wird, welches damals in Berlin stand. Anfangs 1801 wird er zum Leutnant befördert. (Heinrich Knrz: Chamissos Werke, I. S. 5.) 1803 bis 1805 beteiligt er sich in Berlin an schönwissenschaftlichen Unternehmungen. 1808 erhält er den Abschied als Offizier. Seit 1810 wirft er sich auf das Studium der Pflanzenwelt und lässt sich am 17. Oktober 1832 als Studierender der Medizin bei der hiesigen Universität eintragen. Vom 15. Juli 1815 bis 31. Oktober 1818 währt seine Beteiligung an der Reise um die Welt, welche Fahrt unter dem Befehl des russischen Marine-Kapitäns von Krusenstern unternommen wurde. Er kehrt 1818 nach Berlin zurück, die Universität ernennt ihn 1819 zum Doktor der Philosophie, er erhält das Amt eines Adjunkten beim Königlichen Botanischen Garten. Chamisso wohnte nahe demselben in Schöneberg, zog aber nach einem Brande in seiner Wohnung nach Berlin. Um diese Zeit und noch einige Jahre später beschäftigte sich Chamisso viel mit der heimischen Flora*) und machte zu diesem Behufe auch Exkursionen nach verschiedenen Teilen der Mark.

In dem von Dr. C. I. B. Karsten herausgegebenen „Archiv für Bergbau und Hüttenwesen", also in einer Zeitschrift, worin man Botanisches nicht gleich suchen wird, findet sich nun eine wissenschaftliche Arbeit, an der der Botaniker Chamisso beteiligt ist, und die uns heut Abend besonders angeht, weil sie Licht auf die Herkunft der Ihnen vorliegenden, aus der Verlassenschaft des Dichters stammenden vorgeschichtlichen Altertümer, welche der jüngeren Steinzeit anzugehören scheinen, wirft. Im V. Band des Archivs, Berlin 1822 S. 253 bis 277 ist ein Aufsatz betitelt: „Ueber das Torfmoor zu Linum, von den Herren Adalb.**) v. Chamisso, F. Hoffmann und Chr. Poggendorf." Dieser Aufsatz ist wesentlich gegen Alexander von Humboldt***) gerichtet, der sonderbarer Weise die Entstehung des Linumer

*) Von Chamisso ist: Adnotationes quaedam ad Floram Berolinensem C. S. Kunthii. Als Nachtrag, anonym, zu: Verzeichnis der auf den Friedlandschen Gütern kultivierten Gewächse nebst Beitrag zur Flora der Mittelmark 1815 (von Walter, Gärten auf Cunersdorf.). Ferner: Übersicht der nutzbarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen. Nebst Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche. Berlin 1827. — Vergleiche ferner Abbildung von Chamissos Gartenhaus (Zeichnung unseres Mitgliedes W. von Schulenburg nebst Gedicht auf Chamisso von unserem Mitglied Carl Bolle in der Zeitschrift „Deutscher Garten" 1881. S. 280. E. Fr.

**) Chamisso schreibt sich selbst Adelbert, nicht Adalbert. E. Fr.

***) Alexander von Humboldt, geb. zu Berlin, Jägerstrasse 22, am 14. September 1769, hatte 1787—88 zu Frankfurt a. O. studiert, schloss sich dann in Berlin an den berühmten Botaniker Wildenow an, studierte 1789 in Göttingen, bereiste im Frühjahr und Sommer 1790 von Mainz aus mit Georg Forster Belgien, Holland, England und Frankreich, ging dann nach Hamburg und von hier mit fünfmonatlichem Aufenthalt zu seiner Mutter nach Berlin und Schlösschen Tegel. Von dort aus dürfte er das nicht weit entfernte Linumer Torfmoor besucht haben. 1791 finden wir ihn auf der

Moores wenigstens zum Teil auf Anhäufung von Meeres-Tang schrieb. Selbst für den Laien, sofern er sich nur einmal in einem Torfmoor und Torfstich umgesehen hat, erscheint eine so kühne Hypothese schier unglaublich. Vor 110 Jahren und auch noch später wurde sie aber von namhaften Gelehrten verfochten und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass sich drei namhafte Naturforscher zusammenthun mussten, Chamisso für das Anthropologische, Zoologische und Botanische, Hoffmann für das Topographische, Geologische und Mineralogische, Poggendorf*) für das Physikalische und Chemische, um eine Autorität, wie Alexander von Humboldt ad absurdum zu führen. Wie thaten dies nun diese vortrefflichen Leuchten der Wissenschaft? Ganz anders, als es wahrscheinlich heute der Fall sein würde, wo auch in der Gelehrtenwelt der Subjektivismus überhand gegriffen hat, der Art, dass man zunächst dem Gegner dadurch zu widerlegen sucht, indem man ihn zunächst nach Möglichkeit persönlich angreift und als wissenschaftlich unzulänglich darstellt. Nichts von alledem in der Widerlegungsschrift, die eine für alle Zeiten geradezu musterhafte Ruhe und Klarheit der Darstellung besitzt, welche stets objektiv bleibt und gerade dadurch umso überzeugender wirkt. Es ist ein wahrer Genuss, diese Abhandlung zu lesen, welche sich gegen eine Darlegung Humboldts im Bergmännischen Journal von Köhler und Hoffmann, 5. Jahrg. I. Bd. 1792, S. 551 wendet. A. v. Humboldt sagt darin:

„Herr Bergassessor Wachtel nimmt in seiner mineralogischen Abhandlung vom Torfe gegen Linnés und anderer Meinung die Hypothese an, dass der Torf grösstenteils zusammengehäuften Meerespflanzen seinen Ursprung verdanke. Bei meinem letzten Aufenthalte auf dem grossen Hakenberg-Linumschen Torfmoore hatte ich Gelegenheit eine Beobachtung anzustellen, welche jene Hypothese in ein höheres Licht setzt. Ich fand in dem dortigen Torfe 8—10″ lange und 1½″ breite Blätter eines Seegrases**), Fucus sacharinus, frisch und unversehrt, wie ich ihn im

Freiberger Bergakademie, 1792 als Bergassessor und 1793 als Oberbergmeister in Bayreuth, das damals preussisch war. Das weitere Leben v. H.'s interessiert für den vorliegenden Fall nicht. Vergl. W. C. Wittwer. Al. v. Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken. Leipzig, 1860. E. Fr.

*) Johann Christian Poggendorf, geb. 29. Dez. 1796 zu Hamburg, studiert seit 1820 in Berlin Chemie und Physik. Später Professor an der hiesigen Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, besonders bekannt als Herausgeber (seit 1824) der gewöhnlich nach ihm genannten, berühmten „Annalen der Physik und Chemie". E. Fr.

**) Die Bewohner der Ostseeküsten unterscheiden sehr wohl Seegras, d. h. die zu der Phanerogamen Familie der Potamogetonaceae gehörige Gattung Zostera mit zwei Arten Z.-marina, das gewöhnliche, zu Polsterungen benutzte, fast 1 m lang werdende grosse Seegras, und Z.-nana, kleiner bis 40 cm lang, von Danzig her bekannt, von mir aber auch mit Professor Münter zusammen im Dänischen Wieck nahe der Ryck-Mündung bei Greifswald gefunden. Humboldt meint aber den aus den

offenen Meere zwischen Neuwerk und Helgoland sahe. Sollten sich die sich so weit erstreckenden 1 bis ¾ Lachter hohen Torfschichten in den aufgeschwemmten baltischen Ländern alle pelagischen Ursprungs sein? Sind jene Depots von Meerespflanzen, welche den Kohlenstoff ersetzen, den die jetzige Vegetation uns versagt, aus der alten allgemeinen Wasserbedeeknng oder aus einer späteren Periode? Dies ist der Punkt, wo die Geschichte der Pflanzen im strengen Sinne des Wortes sich an die Geschichte des festen Erdkörpers anschliesst. Dass ich nicht annehme, aller Torf sei aus zusammengehäuften Fneis entstanden, dass es frühere und spätere Formationen, wie bei den Steinkohlen giebt, dass einiger Torf auf seiner jetzigen Lagerstelle wirklich erzeugt ist, erinnere ich nicht."

Die 3 Experten sagen S. 255:

„Unter den Thatsachen, welche für eine der seltneren Meinungen aufgestellt sind, mag nicht leicht eine von grösserer Bedeutung erscheinen als die, welche Alex. v. Humboldt nach einer Beobachtung im Linumer Moore bekannt werden liess. Das wichtige Resultat davon begegnet uns später als einzig in seiner Art in den Schriften Aller, die den berührten Gegenstand von neuem zu beleuchten Gelegenheit fanden. Leopold v. Buch hat es in den Eingang seiner Reise nach Norwegen*) aufgenommen und Hausmanns spätere Äusserungen scheinen sichtlich dadurch bestimmt worden

---

Ost- und Nordseebädern uns allen sattsam bekannten Seetang, der zu den Cryptogamen gehörig, zahlreiche Species umfasst. Der von Humboldt gedachte Zuckertang Laminaria saccharina Lamx) variiert bei Helgoland ausserordentlich (Ernst Hallier: Helgoland. 2. Ausg. 1869. S. 204); er hat einen stielrunden oder wenig abgeplatteten Stamm aufwärts, welcher sich in einen bis zwölf Fuss langen, bis zwölf Zoll breiten, olivenfarbigen Blattkörper verlängert. Ich habe diese stattliche Tangart häufig bei Helgoland in mässig tiefem Wasser bis zur unteren Flutmarke und höher hinauf gefunden. Wie ihn Humboldt bei Linum im Moor „frisch und unversehrt" gefunden haben kann, bleibt völlig rätselhaft. Fast möchte man glauben, es habe sich jemand mit H. ein Spässchen erlaubt, gerade wie es ihm i. J. 1842 auf seiner wissenschaftlichen Reise nach dem Altai etc. erging: „In Gesellschaft von mehreren Marine-Offizieren und Bürgern machte ich (von Astrachan aus) eine Spazierfahrt auf dem kaspischen See. — Ich hörte bei dieser Gelegenheit von mehreren, welche den Alexander Humboldt auf seiner kurzen Spazierfahrt im kaspischen Meere begleitet, dass sie ihm, als er geschlafen, viel Salz in seine Krüge gethan hätten, welches er dann mitgenommen, um der Akademie der Wissenschaften in Berlin zu kosten zu geben, wobei sie dann ihr attisches Salz heimischen werden." — Theodor Freiherr v. Hallberg-Broich: Deutschland, Russland, Kaukasus, Persien 1842—1844. II. Teil. Stuttgart 1844 S. 23. — E. Fr.

*) Die interessante Stelle bei L. v. Buch: Reise durch Norwegen und Lappland (vom 2. Juli 1806 ab unternommen) Berlin 1810 I. Teil S. 4 lautet: „Was die traurige, ich möchte sagen, geistlose Gegend zwischen Berlin und Hamburg für Beiträge zu liefern vermag, beschränkt sich auf einige wenige und fast unbedeutende Punkte. Auch dies Wenige fällt nur dem in die Augen, welcher mit der Topographie des Landes bekannt ist; dem Reisenden schwerlich. Wichtig sind freilich die Torfmoore bei Linum, fünf Meilen von Berlin und ganz nahe bei Fehrbellin; aber wichtiger werden sie dem Erdforscher, wenn er erfährt, dass in diesem Torfe sich nicht selten Meerespflanzen finden."

zu sein. Uns durch eigene Ansicht diese merkwürdige Thatsache, deren erneuerte Wahrnehmung nach Humboldt nicht weiter gemacht worden ist, zu bestätigen, war der nächste Zweck einer Untersuchung, die wir gemeinschaftlich unternommen."

Poggendorf widerlegt Humboldt chemisch, indem er nachweist, dass der Torf keinerlei Jodine nnd sonstige Bestandteile von Meerespflanzen enthalte, Hoffmann widerlegt Humboldt vom geologischen, geognostischen und mineralogischen Standpnnkt und Chamisso zeigt, wie das Linumer Moor von oben bis nnten nur die üblichen Moor- und Süsswasserpflanzen enthalte: Arundo Phragmites, Typha latifolia, Eriophornm angustifolium, Sparganium ramosum, Menyanthes trifoliata, Scheuchzeria palustris, Carex-Arten u. s. f. Liegende Baumstämme, wie sie aus Ostfriesland, Bremen, Mecklenburg und so weiter bekannt seien, kämen im Linumer Moor nicht vor.*) Dagegen sagt Chamisso S. 262:

„Eine sehr interessante Erscheinung ist das Vorkommen von Hozkohlen im Torfe 6—7″ unter der jetzigen Oberfläche, sie finden sich auf einer einzigen Stelle von etwa 4—5 Quadratruten Umfang in dem jetzt in Bestich befindlichen Terrain Die uns zugesandten Proben schienen halb und gleichsam über der Erde verbrannte Wurzeln und Kohlen von kaum zolldicken Reisern zu sein. Spuren von Rinde deuteten auf Betula, das Gefüge der Kohlen verriet ein weicheres Holz (etwa Weidenarten). Es ist gewiss, dass dort ein Feuer gebrannt hat zu einer Zeit, in welcher die Oberfläche des Moores noch so tief unter dem jetzigen Niveau stand. Ein ähnliches Faktum wird von Voigt angeführt"**).

Buch citiert hierauf Humboldt und sagt alsdann weiter:

„Denn nun sehen wir diese mächtige Torfschicht mit in die Reihe der Gegenstände treten, welche uns über Geschichte und progressive Ausbildung des Erdkörpers belehren. Ob diese Pflanzen sich aber durchaus in der ganzen Schicht finden oder nur in den unteren Teilen, das wissen wir nicht. — Ob wohl die Entstehung norddeutscher Torfmoore im Zusammenhang steht mit der Aufhäufung so vieler Dünenreihen, welche man, denen an den holländischen Küsten ganz gleich, durch viele Sandwüsten des nördlichen Deutschlands sich hinziehen sieht?"

L. v. Buch schien also in Verbindung mit der Humboldtschen Hypothese nicht abgeneigt, auch unsere alluvialen Sanddünen als Meeresprodukte anzusehen. E. Fr.

*) Dergleichen hauptsächlich vom Winde umgestürzte Bäume, viele Kiefern, aber auch einzelne Eichen, kommen dagegen häufig in den Grunewald Mooren vor den Thoren Berlins vor. Als man die alten Moore, welche jetzt in den Hubertus-, Hertha-, Königs- und Diana-See verwandelt sind, zu diesem Behufe ausgrub, wurden so viele umgestürzte Bäume (meist Kiefern) in dem Moor gefunden, zerkleinert und öffentlich meistbietend verkauft, dass man dazu einen bekannten Gassenhauer dichtete und komponierte, der durch die ganze „zivilisierte" Welt ging und mit den Worten anfing: „Im Grunewald ist Holzauktion".— Übrigens spricht Bekmann, Beschreibung der Kurmark Brandenburg I. 632 von grossen Eichbäumen mit Wurzeln und Zweigen, die man im Linumer Moor gefunden. E. Fr.

**) S. E. W. Voigt: Versuch einer Geschichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes. 1802. — E. Fr.

Das Moor wurde auf Tiere und Pflanzen von Chamisso und Hoffmann bis auf den Grund untersucht. S. 264 heisst es:

„Der Grund der ganzen Torfmasse ist, seiner inneren Beschaffenheit nach, herrschend ein feiner, weisslicher Triebsand, seltner und an isolierten Punkten ein hellgrauer, staubiger Mergel, der namentlich im Boden der Rhinschleuse und im Cremmenschen Luch angetroffen wird. In ihm haben sich auf den Gross-Ziethenschen Wiesen und bei der Neuen Mühle unmittelbar unter dem Torf, umgeben von dessen Wurzelfasern, kleine gebleichte, sehr bröckliche Süsswasserschnecken gefunden. Bei näherer Betrachtung sind sie deutlich für Arten der Gattungen Cyclostoma*), Valvata, Planorbis erkannt worden, Trümmer grösserer Arten schienen der Gattungen Limneus oder Succinea anzugehören, (vergl. Draparnaud histoire naturelle des Mollusques terrestres et fluviatiles de la France), eine genauere Bestimmung der Arten war schwer mit Zuverlässigkeit möglich, doch glaubte Chamisso mit Bestimmtheit Planorbis Spirorbis und Cyclostoma obtusum zu unterscheiden; ein operculum, das sehr häufig und wohlerhalten vorkommt, gleicht in Form und concentrischer Streifung ganz dem von Cyclostoma vivlparum, ist aber zwei- bis dreimal kleiner als dieses."

Hierbei wie bei der Sammlung der Mineralien, Pflanzen, Tierknochen, anthropologischen Reste war der Ober-Inspektor Steinkopf, der den Betrieb des Linumer Torfmoors leitete und selbst sehr schöne Fundstücke daraus besass, sehr thätig.

Chamisso führt S. 265 folgende weitere zoologische Funde auf:

„Reste von Tieren. Ein Geweih von einem Gabelhirsch des Elenntiers (Cervus Alces), zwei Zähne eines sehr jungen Tieres derselben Art und zwei Pferdezähne, sämtlich in 5′ Tiefe gefunden. Zwei andere Pferdezähne, die im Langesehen Moore etwa 3" tief gefunden worden, trifft man in der Sammlung des königl. Ober-Bergamtes. In 4′ Tiefe fand sich der Hauzahn eines Ebers. Spuren von Röhrknochen sind schon erwähnt worden, sie waren mit feinem Wurzelgewebe von der Farbe des Torfes ausgewachsen. — In 7′ Tiefe fanden sich die Überreste eines Käfers. Es sind die Elythra

*) Klöden, Beiträge zur mineral. und geognostischen Kenntnis der Mark Brandenburg, IX. Stück. Berlin 1835, der bei der Beschreibung des Havelländischen Luchs die Abhandlung der drei Experten auszugsweise S. 36 flg. mitteilt, führt dieselben Konchylien an. Ich habe öfters im Havelländischen Luch sowohl subfossile als auch recente Süsswasser-Konchylien gesammelt und könnte deren Zahl namentlich durch Süsswasser-Muscheln, wenn es noch weiterer Widerlegung Humboldts überhaupt bedürfte, vermehren. Cyclostoma wird jetzt lediglich auf ein Geschlecht gedeckelter Landschnecken bezogen, die erst weit südlich der Provinz Brandenburg leben; C. impurum Drap. heisst jetzt Bythinia tentaculata Linné; Cyclostoma viviparum Drap. heisst jetzt Paludina vivipara Linné oder Vivipera vera v. Frauenf. Der kleinere Deckel (Operculum) mag von der kleineren Paludina fasciata Müller herrühren. — Klöden ignoriert übrigens die Humboldtsche Hypothese vom meerischen Ursprung der Märkischen Moore gänzlich. E. Fr.

einer Donacia, welche Herr Professor Kluge zuversichtlich für D. Menyanthidis erkannt hat.“*)

Ausser Münzen von 1656, 1666, 1675 führt Chamisso S. 262 an folgende:

Überreste von Menschen: Sind nicht mit Sicherheit bemerkt worden, von mehreren unbestimmbaren Knochenstücken ist es ungewiss, ob sie Menschen oder Tieren zugeschrieben werden müssen Werke von Menschenhand sind indess häufiger gefunden; dahin gehören eine kleine Axt von Feuerstein, welche $3^3/_4$″ lang und an der Schärfe $1^1/_2$″ breit ist und in 4′ 7″ Tiefe vorkam, ebenso eine Pfeilspitze von Feuerstein in der Nähe des alten Rhin's in 3′ 2″ Tiefe gefunden. Die Axt ist geschliffen, die Pfeilspitze durch Absplittern des Steins verfertigt, eine schwierige Kunst, welche unter den Völkern, die ihrer bedürfen, wie noch heute die Aleuten nur von einzelnen Geschicktesten ausgeübt wird. Die erst erwähnte Axt wird in der Sammlung des königl. Ober-Bergamtes zu Berlin aufbewahrt, die Pfeilspitze befindet sich bei Herrn Steinkopf.“

S. 265: „Eine Vergleichung dieser gesamten Erfahrungen und Beobachtung muss es notwendig zur Evidenz bringen, dass im Torfmoor zu Linum kein Meeresprodukt mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden könne. Wir selbst haben mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit nichts wahrgenommen, was nur irgend pelagischen Ursprungs verdächtig sein könnte.“

5. Eine vorgeschichtliche Fischspeer-Spitze aus alluvialem Thon des ehemaligen Havelbettes bei Gross-Kreuz, Geschenk der Herren Gebrüder Lehmgrübener an das Märkische Museum (Kat. B. II Nr. 22 593). Die vermutlich aus Elentierknochen geschnitzte Harpunen-Spitze, für den Fang grosser Hechte, Welse und Störe dienend, ist lang und hat, wie die in halber Grösse beigefügte Zeichnung ergiebt, 5 Widerhaken oder Zähne gehabt. Ein seltenes Stück, das wohl der

älteren Epoche der jüngeren Steinzeit zuzurechnen und wenigstens auf 4 bis 5000 Jahre alt, geschätzt werden mag. In dem ebenfalls heut ausgelegten Buch Sven Nilssons über das Steinalter (deutsch von J. Mestorf) beschäftigt sich der Verfasser mit den auf Taf. IV. Figur 69—79 abgebildeten Fisch-Stechgabeln und Fisch-Harpunen ausführlich. Es sind darunter Stücke von Schweden Fig. 69, von Feuerland (70), von Seeland (74), Grönland (78), welche dem Gross-Kreuzer Fischspeer aus unserer Havel sehr ähneln. Manche sind mit gegen einander gekehrten Zähnen paarig gebraucht worden. Dann sind es Gabelspeere, die besonders gegen sich windende kräftige Fische, also

*) Es handelt sich um einen zweifellosen Süsswasserkäfer. E Fr.

in erster Linie gegen Aale gebraucht wurden. Von anderer Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass das Werkzeug keine Harpune, sondern ein Netzstrickapparat sei.

6. Drei neue Erinnerungsbänder, welche die städtische Lehrerin in Spandau, Fräulein Johanna Desconrs nebst anderen Kleinkunstsachen dem Märkischen Museum verehrt, lege ich, weil sie sich inhaltlich und äusserlich auszeichnen, vor, indem ich wegen der in der Brandenburgia mehrfach besprochenen Erinnerungs-Bänder und Tücher auf die Jahrgänge III. 305 flg., IV. 11 flg., IV. 257 flg., IV. 332 u. V. 445 verweise.

Die vorgelegten drei seidenen Bänder gehören unter die bereits vor Jahren besprochenen sogenannten Vivat-Bänder und haben folgenden Inhalt.

Kat. B. VI Nr. 13 958 ca. 32 cm lang gewesen; leider fehlt unten und oben etwas. Breite ca. 5 cm. Zart und farbenfrisch von oben bis unten bemalt in Roccocostil. Unter einer Krone mit dem Namenszug F. R. hält Minerva, durch Aegir, Fahne und Eule gekennzeichnet, einen Lorbeerkranz, neben welchem „Vivat“ steht. Darunter:

„Zittre, falle, beuge dich
Für den grossen FRIDERICH.“

Folgt ein mit der Königskrone gekrönter pyramidaler Fels, von dem ein Blitzstrahl den russischen Doppeladlerschild zerschmettert. In einer Roccaille-Umrahmung steht: „Verwegene Feinde! fühlt ihr nun des Höchsten Zorn und FRIDRICHS Waffen? mein Held soll neue Wunder thun, um sich und Deutschland Ruh zu schaffen. Zehnmal hat schon sein Schwerd gesiegt: der Russe fällt, er stürzt, er liegt; O Gott! was lässt dein Schluss auf Erden durch unsern FRIDRICH möglich werden.“

Das unten fehlende Schild scheint eine Schlachtbezeichnung (vielleicht Zorndorf) mit Datum und Jahr enthalten zu haben.

Kat. B. VI. 13 959. Ebenfalls zierlich bunt ausgemalt. ca. 32 cm lang; 5 cm breit.

Oben vier Zeilen, von denen die zwei letzten:

unser Koenig
der hilft uns!

teilweise noch kenntlich sind.

Folgt das Auge Gottes, darunter „Jes. 8, 10.“ Dann eine Hand, welche eine Wage hält. Ein preussischer Aar sitzt auf dem Züngelein, das mit fünf Lorbeerkränzen behängt ist, innerhalb deren fünf abgekürzte Schlachtennamen stehen: „Lob., Prag, Ross., Liss., Zornd.“ Daneben: „Jes. 54, V. 15.“ Und ein Spruchband mit der Devise: „Memoire raisonné“. Die obere zu leicht befundene Wage hat ein

Spruchband mit der Devise „Tekel"*). In der Wagschale von Blitzen umzüngelt die 3 Wappen von Österreich, Russland und Schweden. Daneben schwebend das Wappen von Chur-Sachsen; ein Uuhold, in der Linken eine verkehrte, brennende Fackel und Frankreichs Wappenschild haltend, versucht vergeblich, die Wage herunter zu ziehen.

In der unteren Wageschale drei lorbeergekrönte Wappenschilde: in der Mitte Preussen, rechts Hannover, links Hessen.

In einem Roccaille-Schild:

„FRIDRICHS Bündnis wird bestehn,
weun der Neid muss untergehn.
FRIDRICHS Weisshеit, Recht uud Waffen
sollen Deutschland Frieden schaffen."

Daruuter in einem Spruchband:

Victoria! Zorndorf
den 25. August 1758.

B. VI. 13960. Gelbliches Seidenband, gerippt. 31 cm laug, über 6 cm breit. Im Stil Louis Seize bedruckt. In einem mit Festons geschmückten Portal:

„Vivat Fridericus Borussorum Rex."

Daun folgen die Worte:

„Zur Feier des 67. Geburtstages des besten und grössten Königs. Magdeburg am 24. Januar 1779.

Wer heut als Christ und Patriot
Gesegnet hat das Morgenroth,
Das uns im Feierkleide
Dies Wonnenfest heraufgeführt,
Der nehme froh und tiefgerührt
Itzt Theil an unserer Freude."

Mittlerer Vers unvollkommen erhalten. Dritter und letzter Vers also lautend:

„Schon ist zum Schlage hoch erhöht
Sein Schwert — den Feind der stolz sich bläht,
Wird bald Sein Blitz zerstreuen.
Hier Schwerdt des Herrn und FRIEDERICHS!
Bald wird seiu Volk des grossen Siegs
Im Frieden sich erfreuen."

(Bezieht sich auf den Bayerischen Erbfolgekrieg, der durch den Frieden zu Teschen den 13. Mai 1779 beendet wurde.)

Unten eine kriegerische Trophäe.

7. Endlich lege ich noch die „Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, der unter dem Vorsitz

*) Anspielung auf Daniel 5, 27: Tekel, d. i. man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden.

unsers Mitgliedes, Geheimen Justizrat Uhles, blüht, Heft 3 von 1900, vor. Der sehr segensreich wirkende Verein, dessen Unterstützung ich Ihnen angelegentlichst ans Herz lege, teilt hier allerhand Nützliches und Interessantes mit. Ein Aufsatz in dem Heft betitelt „Handel mit Fischen, Schaltieren und Kaviar lässt erkennen, wie hoch leider die heimischen Süsswasserfische im Preise gestiegen sind. Dabei werden nur die Grosshandelpreise, nicht die Kleinverkaufspreise mitgeteilt, die noch viel höher sind. Den Vogel schiesst ein Fisch ab, der früher wenig geachtet, sich allmählich an die Spitze unserer märkischen Fische dem Preise nach gestellt hat.

Ich meine den Schleih (Tinca vulgaris L.); in diesem Herbst wurde das Pfund Schleih in Berlin mit 1 M. 40 Pf., der der Portions-Forelle gleich grosse lebende Schleih sogar mit 1 M. 60 Pf. oder 1 M. 70 Pf. bezahlt. Das übersteigt alles Dagewesene, und stellt diesen allerdings sehr zarten, wohlschmeckenden, jetzt meist nach Forellen-Art zubereiteten Fisch unserer stillen Gewässer der edlen Bachforelle im Preise fast gleich.

Ich möchte hiernach doch empfehlen, es einmal mit der Schleihzucht in geschlossenen Gewässern, wie wir sie für die Karpfenzucht und für die Karausche besitzen, zu versuchen. Der Schleih ist ein ruhiger, genügsamer und ziemlich träger Fisch; gerade deshalb dürfte er sich zur geschlossenen Binnenzüchtung eignen.

8. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage von Photographieen:

Die hier vorliegenden Photographieen sind Abzüge des Hofphotographen Albert Schwartz von zurückgesetzten Platten, die in dem Nachlass des von 1856—1870 thätig gewesenen Photographen Philipp Graff vorgefunden wurden. Ausser einer Anzahl Choriner Aufnahmen sind es durchweg Bilder aus Berlin. Einige sind darunter, von denen sich sonst aus der Zeit vor 40 Jahren absolut nichts erhalten hat; einige andere ergänzen bis zur völligen Naturtreue, was in dieser Beziehung vorhandenen Zeichnungen und Aquarellen aus derselben oder aus früherer Zeit mangelt.

Interessant ist auch ein Blick auf die Beschaffenheit des damaligen Berliner Pflasters und der Rinnsteine, die auf vielen der Photographieen recht deutlich erkennbar ist.

1. Das Kurfürsten-Denkmal, im Hintergrunde die „alte Post“ nnd Blick auf die linke Seite der Königstrasse.
2. Das Königliche Schloss, Wasserseite, von der „alten Post“ aus gesehen.
3. Das Palais des Kronprinzen, noch in dem Zustande, in dem es König Friedrich Wilhelm III. bis zu seinem Ende bewohnt hat; von der Hauptwache aus gesehen, so dass rechts das Prinzessinnen-Palais, links die Kommandantur, die Schloss-

freiheit nnd das Schloss mit aufgenommen sind. Dies Bild scheint im Jahre 1856, kurz vor dem anf Veranlassnng des Kronprinzen nach Strackschem Plan durchgeführten Umbau aufgenommen zn sein.

4. Das Palais des Kronprinzen nach dem vorgedachten Umbau, mit derselben Umgebung wie das vorige. Beim Vergleich beider Bilder lassen sich die mit dem alten Palais vorgenommenen Veränderungen deutlich erkennen. Diese Aufnahme dürfte bald nach Vollendung des Umbaues zwischen 1858 und 1860 erfolgt sein.
5. Das Königl. Museum, im Vordergrunde der Lustgarten, im Hintergrunde rechts der Rest des ehemaligen Orangeriehauses, links die Strasse am Kupfergraben; um 1860.
6. Die Dorotheenstädtische Kirche vor dem Umban, etwa 1860.
7. Das Krankenhaus Bethanien.
8. Unter den Linden 1—5, mit dem alten Gebäude des Kultus-Ministeriums, um 1860.
9. Unter den Linden 76—78, mit der Durchfahrt nach der Neuen Wilhelmstrasse.
10. Das alte Gebäude des Finanz-Ministerinms am Kastanienwäldchen, nm 1860.
11. Das Itzigsche Palais in der Burgstrasse, anf dessen Stelle Anfang der 1860er Jahre die nene Börse erbant wurde.
12. Die neue Börse in der Burgstrasse, mit Blick auf die ganze Burgstrasse, die Dammühlen und die Spreebrücken (Friedrichsbrücke, Kavalierbrücke und Kurfürstenbrücke) um 1865.
13. Das Potsdamer Thor von der Südseite des Leipziger Platzes aus.
14. Die beiden Kirchen und das Schauspielhaus auf dem Gensdarmen-Markt von der Ecke der Mohren- und Markgrafenstrasse aus.
15. Die Klosterkirche.
16. Das Graue Kloster.
17. Das alte Haus der französ. Gemeinde, Französische und Markgrafenstrassen-Ecke, um 1860.
18. Der Loose'sche Silberladen bei den Werderschen Mühlen.
19. Das Blüchersche Palais am Pariser Platz.
20. Das einstöckige alte Haus Alexanderstrasse 40, neben der jetzigen Secessionsbühne.
21. Das Feuerwehr-Depôt in der Georgenstrasse.
22. Partie am Grünen Graben mit dem „Wusterhausener Bär".
23. Die Häuser Stralauer Strasse 51—54.
24. Die Häuser Oranienburgerstrasse 12—14, (Phaland & Dietrich.)

25. Ein grosses, dreistöckiges Haus von 11 Fenster Front, mit Vorgarten und Kreuzbogen-Mauer, ephenbewachsen, rechts Baum-Partie, links grenzt ein ebenso hohes Haus an. Auf der Strasse Fuhrwerks-Verkehr. Scheint an einer Berliner Strasse ausserhalb der Stadtmauer zu liegen.
26. Das Innere einer kleinen protestantischen Kirche ohne Apsis, mit Spitzbogen-Fenstern und Gurtbogen-Gewölbe über einem Mittelpfeiler. Eine Berliner Kirche dieser Beschaffenheit gab es nicht, vielleicht ist es eine Hospitalkirche einer benachbarten Stadt.
27. 4 Ansichten des alten Berliner Rathauses und seiner Umgebung von 1859.
    a. Ansicht der Gerichtslaube, von der Ecke der Probststrasse aus gesehen.
    b. Ansicht des Rathauses mit der Gerichtslaube von derselben Stelle aus, zugleich mit den benachbarten Häusern der Spandauer Strasse bis zur damaligen Papen-, jetzigen Kaiser Wilhelm-Strasse hin.
    c. Ansicht der Gerichtslaube und des Rathausflügels an der Königstrasse, vom Hause Königstrasse 58 aus gesehen.
    d. Ansicht der Thoreinfahrt zum Rathanshof und des darüber befindlichen Erker-Ausbaus mit den verzierten Consol-Steinen von 1555, daneben noch die Häuser Nr. 16, 17 und 18 der Königstrasse, die 1860 zum Rathausbau mit abgerissen wurden.

Im Anschluss an diese letzteren Rathaus-Erinnerungen rekapituliere ich kurz:

die Geschichte des Berliner Rathauses.

Um 1230, als Berlin Stadtrecht erhielt, wurde das Rathaus ungefähr auf der Stelle erbaut, wo jetzt die Häuser Molkenmarkt No. 12 bis 14 stehen, also auf der Nikolaikirchen-Seite des Molkenmarkts. Es lässt sich im Hinblick auf die damaligen Gewohnheiten annehmen, dass der Nikolaikirchhof, sowie das Gelände, auf dem die genannten und noch einige benachbarte Häuser stehen, nebst dem Molkenmarkt, einen grösseren freien Platz bildeten, auf dem allein die ursprünglich kleinere Nikolaikirche und das Rathaus standen. Die Stadt selbst reichte damals nur bis zur Westseite der Kloster- und bis zur Südseite der König-Strasse. Eine dauernde Befestigung mit Mauer und Wallgraben scheint sie bei der kurzen Zeit ihres Bestehens und der Schnelligkeit ihrer Ausdehnung gar nicht erst erhalten zu haben.

Schon um 1270, also 40 Jahre nach Einführung des Stadtrechts, sind weitere Ansiedelungen auf der nordwestlichen Seite der Stadt so

zahlreich geworden, dass dort ein eigenes Kirchspiel mit der Marienkirche nnd ein eigener Markt, der „nene Markt“, errichtet wird, zum Unterschiede von dem ersten Marktplatz, der von jener Zeit an der „alte Markt“ nnd später, nach erheblicher Verkleinernng „Molkenmarkt“ heisst.

In Folge dieser Vergrösserung beginnt die Stadt, sich förmlich, nach dem Mnster älterer Städte, zu organisieren. Um das neu abgerundete Gebiet wird eine feste Mauer mit Thoren nnd Türmen angelegt, die sich vor der inneren Linie des Bogens der jetzigen neuen Friedrichstrasse hinzog und deren letzte Reste sich noch unmittelbar hinter der Klosterkirche befinden. Wall und Graben nahmen ungefähr die Stelle der heutigen nenen Friedrichstrasse ein.

Da das Rathaus weder nach seiner Grösse noch nach seiner Lage der nenen Stadt entsprach, so wurde unter gänzlicher Anfgabe des alten ein nenes auf der Grenze der Alt- und der Neustadt, in der Mitte der vergrösserten Stadt nnd ziemlich gleich weit von beiden Kirchen entfernt, erbaut. In der für den Neubau erwählten Gegend lag damals die erste Niederlassung der Franziskaner-Mönche; diesen wurde eine freie Stelle zwischen der alten nnd der nenen Stadtgrenze znm Klosterbau zugewiesen (Klosterkirche und Gymnasium zum granen Kloster). So entstand das Rathhaus nm das Jahr 1270 auf der Stelle, anf der es die älteren, jetzt lebenden Berliner noch zu sehen gewohnt waren.

Es bestand aus einer im frühgotischen Stil gehaltenen offenen Halle, mit vier von einer Mittelsäule getragenen Kreuzgewölben überdeckt, im ganzen circa 9,5 m im Quadrat gross, die als Gerichtslaube diente, sowie ans einem daran stossenden, im Erdgeschoss ebenfalls überwölbten Hause von circa 16 m Länge und 13 m Breite. Das Ganze war von einem freien Platz nmgeben, der „Krautmarkt“ hiess.

Eine Vergrösserung dieses Baues wäre wohl schon nach wenigen Jahrzehnten nötig geworden, wenn nicht die im Jahre 1307 erfolgte Vereinignng von Berlin nnd Cölln zu einer Verwaltung die Verlegung des gemeinsamen Ratsstuhls erforderlich gemacht hätte. Um beiden Teilen gerecht zu werden, wurde dieses gemeinsame Rathans an die Grenze beider Städte gesetzt nnd zwar, da sonst kein passender Raum mehr war, an die erst kurz vorher errichtete „lange Brücke“.

Das bisherige Berliner Rathaus wurde aber für gewisse Zweige der Verwaltung weiter benutzt und als es im Jahre 1380 abbrannte, wurde es beim Wiederaufbau nach der Königstrassen-Seite hin in der Ansdehnnng vergrössert, wie sie dort das alte Rathans bis zuletzt hatte. Gleichzeitig wurde auch, angelehnt an die nördliche Seite der Gerichtslaube und an den westlichen Rathausgiebel, der grosse Seigerturm erbaut, der beiden Städteu dienen sollte, und dessen oberer Teil im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen erfahren hat.

1442 wurde die gemeinschaftliche Verwaltung beider Städte wieder aufgehoben; jede Verwaltung begab sich wieder in ihr eigenes Rathaus, und das Gebäude bei der langen Brücke wurde Amtsstelle des Hofrichters, bis es, dem Verfall nahe, 1514 ganz abgebrochen wurde.

Um 1460 fand eine Vermehrung der Räumlichkeiten des Rathauses um ein anstossendes Haus an der Spandauerstrasse statt, wohin dann die Stadtschreiberei verlegt wurde.

1484 wurde das Rathaus wieder von einem grossen Brande heimgesucht. Mit der Erneuerung zugleich erhielt es in dem Winkel, den der Turm mit der Königstrassenfront bildet, einen schmalen, aber starken Vorbau, dessen untere Teile zum Gefängnis bestimmt wurden („Krautgarten").

Das zweite Stockwerk des Rathauses wurde aber dann allmählich sehr baufällig; die Balkenlage bedurfte einer Erneuerung. Als diese im Jahre 1555 vorgenommen wurde, errichtete man über der Gerichtslaube ein gewölbtes Stockwerk und verlegte dorthin den Ratsstuhl. Zu dem Zweck erhielt dieser Raum eine architektonische Ausstattung in edlen Renaissance-Formen, die uns bildlich erhalten ist. (Denkschrift „Das Berliner Rathaus 1860".) Die beiden offenen Seiten der Laube wurden zugemauert, und in den gewonnenen Raum die Städtekasse gelegt.

Der dritte grosse Brand im Jahre 1581 (also nach je 100 Jahren ein neuer Brand) vernichtete wiederum das ganze Rathaus, so dass nur die gewölbten Teile erhalten blieben. Der Turm wurde darauf sehr schnell erneuert; er wurde schon 1583 fertig, die übrigen Teile erst 1584. Dabei wurde die Einfahrt an der Königstrasse überwölbt, und mit zwei Stockwerken nebst vorspringendem Erker überbaut. (Also so, wie die vorliegende Photographie ihn als Anbau des Rathauses zeigt.)

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Flügel an der Spandauerstrasse sehr baufällig. Er wurde 1692—95 von Grund auf neu erbaut und zwar nach Nehrings Entwürfen; die Schlusssteine in den Fensterbogen, menschliche Köpfe darstellend, werden Schlüters Mitarbeit zugeschrieben. Vom Jahre 1709 ab, in dem sämtliche um Berlin entstandene Städte zu einer Verwaltung zusammengezogen wurden, die im Berliner Rathause ihren Sitz erhielt, mangelte es natürlich bald an Raum für die verschiedenen Verwaltungs-Abteilungen. Man behalf sich, indem man den Flur an dem Festsaal in Zimmer abteilte und 1798 auch den Hof durch Bebauung ausnutzte. 1808, bei Einführung der Städteordnung, entstand dadurch etwas Platz, dass das inzwischen königlich gewordene Stadtgericht nach dem Gouverneur-Hause, Ecke Jüden- und Königstrasse, zum grössten Teil verlegt wurde.

Da in den beiden ersten Decennien des 19. Jahrhunderts der Turm sehr bedenklich baufällig geworden war, so musste man sich entschliessen, seine oberen Teile, bis auf den Unterbau, sowie den schmalen Vorbau (Gefängnis, Krautgarten), abzubrechen, was 1819 geschah. 1840 wurde

auch der Turmunterbau beseitigt, weil er den Verkehr in der Königstrasse zu sehr beengte.

Als im Laufe der 1850er Jahre mit der Entwicklung Berlins auch das Bedürfnis nach vermehrten Räumlichkeiten für die Verwaltung wuchs, entschloss man sich nach zehnjährigen Beratungen und Verhandlungen zum Abbruch des alten Rathauses und zur Errichtung eines grösseren neuen. Zur Gewinnung des grösseren Bauplatzes wurden nicht allein sämtliche Häuser des Blocks zwischen Spandauer-, Königs-, Jüden-Strasse und Nagel-Gasse angekauft, sondern unter Ankauf der Häuser auf der anderen Seite der Nagelgasse, diese selbst noch etwas zurückgelegt. Die Gerichtslaube aber blieb noch bis 1870 stehen; aus ihren Bauteilen wurde sie auf Babelsberg wieder in möglichst ursprünglicher Form rekonstruiert.

Die vorgelegten vier Photographieen zeigen uns nun den letzten Zustand des alten Rathauses. Man sieht den Nehring-Schlüterschen Flügel von 1695 an der Spandauer Strasse; die Gerichtslaube in der Gestalt, wie sie seit Zumauerung der Bogenöffnungen in der Mitte des 16. Jahrhunderts sich erhalten hatte; den Flügel an der Königsstrasse mit dem Portal von 1584 und das gewölbte Einfahrtsthor mit dem Erker-Aufbau, ebenfalls von 1584.

Zugleich wird noch eine Photographie des Aktes der Grundsteinlegung zum neuen Rathause vom 11. Juni 1861, sowie eine Ansicht des geräumten Bauplatzes mit dem Hintergrunde der Nagelgasse, vorgelegt. Auf ersterem Bilde — leider regnete es gerade — sieht man deutlich König Wilhelm und die Königin mit Gefolge und der ganzen Fest-Aufstellung, die manche durch die Witterung erklärliche Lücken aufweist.

9. Der märkische Wald und seine Erhaltung.

Von Professor Müllenhoff.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dass unter den zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen, welche in den neun Jahrgängen unserer Brandenburgia veröffentlicht sind, kein einziger sich speciell mit dem Walde beschäftigt. Man könnte hiernach vermuten, dass die Mitglieder, die bisher durch Wort oder Schrift Beiträge zur Kunde unserer Heimat geliefert haben, der Ansicht waren, der Wald biete nichts, was zur Besprechung in unserem Kreise geeignet sei. Das ist nun gerade nicht sehr ermutigend, und es möchte daher mein Unternehmen, hier etwas vom märkischen Walde zu erzählen, gewagt erscheinen. Um es zu rechtfertigen, dass ich mir trotzdem gerade diese Aufgabe gestellt habe, möchte ich zunächst das Eine hervorheben, dass der Wald keineswegs nur für den Botaniker und für den Forstmann, sondern ebenso sehr auch für jeden Zoologen, ja für jeden Naturbeobachter ein reiches Feld für mannigfache Beobachtungen bietet.

Dadurch dass zahlreiche Laubbäume oder Nadelbäume zu einem Walde vereinigt sind, werden für diese Bäume selbst und für die zahlreichen im Walde wachsenden Pflanzen besondere Lebensbedingungen geschaffen, durch die sie in gewissem Grade von einander abhängen. Man bezeichnet dieses Verhältnis der gegenseitigen Abhängigkeit als Lebensgemeinschaft. Wir haben bei uns sowohl in den Nadelwäldern wie auch in den Laubwäldern vorzügliche Beispiele solcher Lebensgemeinschaften.

Leicht erkennt man, dass die Tiere des Waldes einen bedeutsamen und für das Verständnis der Gesamtheit der Erscheinungen unentbehrlichen Bestandteil dieser Lebensgemeinschaften bilden. Indem nämlich die im Walde lebenden Tiere einerseits ihre Nahrung, ihre Wohnung und ihre gesamten Lebensbedürfnisse durch den Wald erhalten, beeinflussen sie doch auch andererseits durch ihre Thätigkeit die Pflanzenwelt in der mannigfachsten Weise und es ist eine anziehende Aufgabe, diese Wechselbeziehungen zwischen der Pflanzenwelt und der Tierwelt für einige specielle Fälle ins Auge zu fassen.

Naturgemäss muss die Wirksamkeit der Tiere auf den Wald umso stärker sein, je allgemeiner verbreitet und je häufiger sie sind, und ich werde mich daher auf die Besprechung einiger der allerverbreitetsten und häufigsten Tierarten — als der für den Wald wichtigsten — beschränken können.

Ein solches durch die Allgemeinheit seiner Verbreitung und die Häufigkeit des Vorkommens ausgezeichnetes Tiergeschlecht sind die Spechte. Von den Arten, die wir hier beobachten können, sind der grosse Buntspecht und der Grünspecht am häufigsten, doch findet sich auch der Schwarzspecht, der mittlere und der kleine Buntspecht und der Grauspecht; selten der Weissspecht.

Der Specht sorgt selbst dafür, dass man ihn nicht übersieht. Weithin durch Wald und Flur schallt sein lautes Geschrei; es klingt wie ein ausgelassenes fröhliches Gelächter; niemand kann durch den Wald gehen, ohne auf den lustigen Gesellen aufmerksam zu werden. Wer hätte ihm nicht schon zugesehen, wie er mit kräftigen Schnabelhieben die Baumrinde zersplittert, um Borkenkäfer und andere Insekten und ihre Larven herauszuholen. Wer hätte nicht schon der lebhaften Trommelmusik zugehört, durch welche im Frühjahr der verliebte Specht sein Weibchen lockt und seine Nebenbuhler zum Kampfe herausfordert. Am interessantesten aber ist der Vogel dann, wenn er sein Nest zimmert.

Er sucht sich einen dafür geeigneten Baum, d. h. einen, der kernfaul ist. Mit seinem Schnabel, der zugleich Hammer und Meissel ist, zerspaltet er die Rinde und das äussere gesunde Holz und hackt ein langes, schmales Loch, so tief, dass er auf das morsche Holz im Innern

gelangt. Hier arbeitet er sich einen Raum von passender Grösse und kleidet ihn mit feinen Spähnen aus. Diese Höhlung dient ihm als Brutraum.

Der Specht schläft stets in der Kletterstellung; er hängt sich nachts in senkrechter Körperhaltung an die inneren Wände von Baumhöhlungen an. Daher legt er sich auch während der Streichzeit überall da, wo er nicht gleich einen passenden Raum zum Übernachten findet, derartige Höhlen an. Jeder Specht stellt also im Laufe eines Jahres recht zahlreiche Höhlungen her.

Der Specht verwendet seinen Schnabel in sehr mannigfacher Weise und mit grossem Geschick. Weiss er ihn doch selbst zum Herausholen der Samen aus den Kiefernzapfen zu verwenden.

Zur Zeit, wo die Kiefernsamen reif werden, sucht sich der kluge Vogel einen Baum, der ein der Grösse der Kiefernzapfen entsprechendes Loch hat, oder er zimmert sich ein solches zurecht. In diese Vertiefung steckt er die reifen Zapfen und zwar mit dem Stielende voran hinein nnd klemmt sie durch kräftigen Druck fest. Sodann spaltet er mit dem Schnabel die Schuppen auf, um die Samen zu erlangen. Den oft nur halb entleerten Zapfen zerrt er dann wieder heraus* und lässt ihn zur Erde fallen. Darauf holt er sich einen neuen herbei.

Zu dieser Arbeit benutzt der Specht stets dieselben Stellen im Walde; die massenhaft am Boden liegenden Zapfen verraten uns die Arbeitsstätten des fleissigen Vogels. Spechtschmieden heissen sie daher beim Volke.

Bei oberflächlicher Betrachtung sieht es so aus, als ob der Specht dem Walde mancherlei Schaden brächte. Er zerspaltet, so erzählen uns wohl die Förster, die Rinde und macht dadurch das Holz frei, so dass die Feuchtigkeit und die Pilze ihr Zerstörungswerk beginnen können. Er frisst eine Menge Kiefernsamen und neben den schädlichen im Holz lebenden Insekten, vertilgt er doch auch die nützlichen Waldameisen, ja frisst sogar des Försters Bienen.

Doch werden diese Missethaten durch den Nutzen, den der Specht stiftet, vollkommen ausgeglichen.

Wohl meisselt er die Baumrinde an, doch zeigt die Beobachtung an gefällten Bäumen, dass selbst unter ganz alten Spechtschmieden das Holz sich meist kerngesund erhält. Es ist also wohl nicht allzu gefährlich mit den Pilzwucherungen, die der Specht herbeiführen soll.

Und wenn er auch viele Kiefernsamen verzehrt, so lässt er doch zugleich, indem er die Zapfen zur Spechtschmiede trägt, gar manchen Kiefernsamen aus dem Zapfen herausfallen und trägt dadurch zur Verbreitnng der Kiefer bei.

Vor allem aber wird der Specht dem Walde nützlich durch seine bereits angeführte Gewohnheit, sich in kernfaulen Bäumen im Laufe

des Jahres zahlreiche Höhlungen herzustellen. Dadurch, dass der Specht diese vielen Höhlungen zimmert, liefert er für ebenso viele Pärchen von Höhlenbrütern, für Kleiber und Staare, Meisen und Baumläufer und viele andere fertige Wohnräume, die diese Vögel selbst sich nicht zu schaffen im Stande sind. Nun sind, wie die Beobachtung zeigt, gerade diese kleinen Höhlenbrüter die wirksamsten Vertilger von Schmetterlingen, ihren Raupen und Eiern; und es ist somit der Specht, der ihnen ihre Wohnungen zimmert, der allerwichtigste Hüter des Waldes.

Es ist daher durchaus rationell, wenn, wie es beispielsweise bei uns im Grunewald geschieht, zwischen den forstmässig gezogenen Kiefern einzelne alte hohle Eichen ruhig stehen gelassen werden.

Wohl nehmen diese alten Eichen einen nicht unbedeutenden Raum für sich in Anspruch und beschränken dadurch den Raum für die Kiefernkultur, aber sie bieten in ihrem kernfaulen Innern den Spechten die Gelegenheit zur Errichtung der Brut- und Schlafplätze für sich und die ganze Schar der Höhlenbrüter und schützen dadurch den Wald vor seinen gefährlichsten Feinden, den waldzerstörenden Insekten.

So bietet uns der Specht ein Beispiel für die Wechselbeziehungen zwischen den Bäumen des Waldes und der Tierwelt, die sich gegenseitig in der mannigfachsten Weise bedingen. Das Beispiel zeigt zugleich, dass der Mensch nicht wohlthut, in dieses Getriebe allzu gewaltsam einzugreifen.

Während der Specht jetzt ganz allgemein als nützlich angesehen und demgemäss geschont wird, ist man sich über ein zweites, ebenso allgemein verbreitetes Tier, über das Eichhörnchen, weniger einig.

Die anmutige Gestalt und das possierliche, muntere Wesen machen das Eichhörnchen überall beliebt und man ist daher geneigt, nur Gutes von ihm zu glauben. Es gilt daher bei der Mehrzahl der Naturfreunde geradezu als ein Unrecht, wenn die Nützlichkeit und Unschädlichkeit des Tierchens in Zweifel gezogen wird. Und doch erweist sich bei genauerer Beobachtung das Eichhörnchen durchaus nicht als so gutartig, als man meint.

Ausser den Früchten der verschiedensten Waldbäume, Bucheckern, Haselnüssen, Eicheln, Kiefernsamen u. s. w. verzehrt das Eichhörnchen auch Knospen und junge Triebe zumal von Nadelbäumen, und wirft von ihnen im Frühjahr im Uebermut weit mehr zu Boden, als es verzehrt. Das Schlimmste aber ist, dass das Eichhörnchen die Nester unserer Singvögel auf's Ärgste plündert. Es verzehrt sowohl die Eier als auch die jungen Vögel, ja, es verschont selbst die alten Vögel nicht. Bei einer solchen Plünderung der Nester kommt der kleine Bösewicht allerdings manchmal schlecht an. So hörte ich einst im Tiergarten nahe bei Bellevue ein wütendes Geschrei zahlreicher kleiner Vögel und sah dann, als ich rasch hinzukam, wie ein Eichhörnchen von 15 — 20

Buchfinken, und zwar, soweit ich sehen konnte, lauter Männchen unter heftigem Geschrei verjagt und weithin verfolgt wurde.

Immerhin mag es doch nur selten vorkommen, dass die kleinen Vögel gegen den kräftigen Räuber sich mit Erfolg wehren. Man beobachtet, dass, wenn im Tiergarten die Eichhörnchen gar zu sehr überhand nehmen, die sonst so zahlreichen Singvögel sich in auffälliger Weise vermindern. Es werden daher im Frühjahr in den frühen Morgenstunden durch den Tiergartenförster viele Eichhörnchen mit dem Teschinggewehre abgeschossen.

Trotz dieser gelegentlich vorkommenden Verfolgung ist das Eichhörnchen im Tiergarten noch häufig genug und man hat täglich Gelegenheit, seinem possierlichen Treiben zuzusehen. Sehr niedlich sieht es aus, wenn das Eichkätzchen wie ein Äffchen auf einem Zweige hockt und seinen buschigen Schwanz im Bogen aufwärts hält, als wenn es sich damit beschatten wollte. Diese für das Eichhörnchen höchst charakteristische Stellung ist zweifellos die Veranlassung gewesen, dass die alten Griechen es Skeiuros, d. h. Schattenschwanz, nannten. In Wirklichkeit braucht das Tier den Schwanz nicht als Sonnenschirm, sondern als Fallschirm bei seinen 4 bis 5 m weiten Sprüngen. Wenn im März und April die Männchen sich um den Besitz eines Weibchens balgen und herumjagen, kann man oft sehen, dass das gejagte Tier sich ohne Scheu und ohne alle Gefahr von hohen Bäumen auf die ebene Erde herabfallen lässt.

Die Behendigkeit des Tierchens zeigt sich am schönsten, wenn es Nüsse knackt oder aus den Kiefernzapfen die Samen herausholt. Es fasst eine Haselnuss mit den Vorderpfoten, dreht sie mit grosser Geschwindigkeit hin und her und öffnet sie, indem es an der Spitze die scharfen Schneidezähne so einsetzt, dass die Haselnussschale in zwei gleiche Hälften zerspalten wird. Derartig regelmässig geteilte Haselnussschalen findet man z. B. im Brieselang häufig am Fusse der Bäume, namentlich der alten Eichen.

Man kann das praktische Verfahren der Eichhörnchen beim Öffnen der Haselnüsse leicht nachahmen und mit einem schwachen Federmesser ohne alle Anstrengung die härteste Haselnuss öffnen, indem man die oberste Spitze abschabt und die Messerspitze in die dadurch sichtbar werdende Naht einsetzt.

Etwas anderes aber ist mir nie gelungen. Ich habe nicht ermitteln können, wie ein in der Gefangenschaft gehaltenes Eichhörnchen von zahlreichen vorgelegten Haselnüssen die guten von den tauben unterscheidet und sich, ohne die tauben auch nur zu berühren, nur die guten heraussucht.

Wunderlich ist das Benehmen des Eichhörnchens, wenn man ihm Äpfel oder Birnen giebt. Von diesen Früchten verschmäht es das

Fruchtfleisch und holt sich nur die Samen aus dem Kerngehäuse heraus, um sie zu verzehren.

Wenn das Eichhörnchen sich die Samen aus den Kiefernzapfen herausholt, so beisst es die Zapfenschuppen ab und lässt sie einzeln zur Erde fallen. Man kann daher an jedem zerfressenen Kiefernzapfen, den man im Walde findet, mit Leichtigkeit erkennen, ob das Frassstück vom Specht oder vom Eichhörnchen herrührt. Die Kiefernzapfen, die ein Specht in seiner Schmiede verarbeitet hat, haben aufgespaltene und ziemlich unregelmässig zerteilte Zapfenschuppen; aber die sämtlichen Schuppen des ganzen Zapfens bleiben an der Spindel. Das Eichhörnchen dagegen streut zahllose einzelne Zapfenschuppen und die bis auf einen kleinen Schopf vollständig kahlen Spindeln auf den Boden.

Die Wohnungen legen die Eichhörnchen zuweilen in hohlen Bäumen, meistens dagegen in den Astquirlen von Kiefern, Buchen und Eichen an. Auf einer Unterlage von dürren Reisern oder, indem es ein altes verlassenes Elsternnest als Grundlage benutzt, formt das Eichhörnchen dicke Ballen von trockenen Moosen und Flechten zu einem kugligen Hohlkörper, und umgiebt dann das Ganze mit losen, dürren Reisern.

In diesem Neste überwintert es, hält aber keinen eigentlichen Winterschlaf, sondern es verlässt von Zeit zu Zeit, durch den Hunger getrieben, sein Versteck, um die Wintervorräte aufzusuchen, die es am Fusse der Bäume oder auch in Astlöchern verborgen hat.

Oft genug kann freilich im Winter wegen der Kälte und des Schnees das Eichhörnchen nicht zu seinem Futter gelangen, und manches der Tierchen erlebt daher das Frühjahr nicht, und dann kann im nächsten Jahre die eine oder die andere in der Erde verborgene Eichel oder Nuss zur Keimung gelangen, und es trägt dadurch das Eichhörnchen gelegentlich zur Ausbreitung der Pflanzen bei.

Etwas Ähnliches leistet in Bezug auf solche unfreiwillige Aussaat von Pflanzen der Dachs. Von diesem ist beobachtet (Natur und Haus IX pag. 177), dass er durch die Sämereien, die er in seinen Exkrementen ausscheidet, ganze Dickichte von Brombeeren, wilden Rosen, Holunder und anderen Sträuchern anlegt.

Wenn das Eichhörnchen auch zahllose einjährige Kiefernriebe abbeisst, so dass dieselben oftmals den Boden dicht bedecken, wenn es auch viele Sämereien im Walde verzehrt und, was schlimmer ist, ein arger Nesträuber ist, so wird es doch andererseits gelegentlich dem Walde nützlich, indem es zur Aussaat von Eicheln und Haselnüssen beiträgt und gar manche Eiche, die einzeln im Nadelwalde steht, und manches Haselgebüsch ist durch das Eichhörnchen gepflanzt worden.

Wenn schon über die Lebensweise des Spechtes und des Eichhörnchens gar mancherlei Zweifel und Irrtümer verbreitet sind, so ist

dieses noch in viel höherem Masse beim Maulwurf der Fall. Und das ist begreiflich genug. Leben doch der Specht und das Eichhörnchen frei und vor jedermanns Augen. Den Maulwurf dagegen, den unterirdisch lebenden Einsiedler, bekommt man nur selten zu sehen. Daher haben sich über ihn gar mancherlei falsche Meinungen bilden und erhalten können.

Wer so im Verborgenen lebt, muss ein Bösewicht sein, so meint man wohl, und sagt bis auf den heutigen Tag dem Maulwurf allerlei Böses nach. Er soll von Wurzeln und anderen unterirdischen Pflanzenteilen leben, so hört man. Schon vor hundert Jahren gab sich Hebel in seinem Schatzkästlein Mühe, den Maulwurf gegen solche falschen Beschuldigungen zu verteidigen. Und es ist in der That leicht genug, diese Meinung, dass der Maulwurf ein Pflanzenfresser sei, zu widerlegen. Die zahlreichen Schneidezähne, die langen spitzen Eckzähne und die spitzhöckerigen Backzähne zeigen, dass der Maulwurf ein Insektenfresser und kein Pflanzenfresser ist. Niemals findet man im Magen des Maulwurfs Reste von Pflanzenstoffen, sondern nur von Regenwürmern, Engerlingen und anderen unterirdisch lebenden Tieren. Versuche mit lebenden Maulwürfen zeigen, dass sie Pflanzenstoffe aller Art verschmähen, dass sie dagegen Fleisch von Tieren aller Art verzehren und dass sie ganz enorme Mengen von Nahrung nötig haben.

Trotzdem Hebel in seinem Schatzkästlein, einem der verbreitetsten Bücher von allen in der deutschen Litteratur, ausführlich dargelegt hat, dass der Maulwurf durchaus unschädlich, ja sogar sehr nützlich sei, und trotzdem eine jede Nachprüfung die vollkommene Richtigkeit der Hebelschen Darstellung erweist, so hält sich doch das alte Vorurteil gegen den Maulwurf. Überall von Schlesien bis zur Nordsee und von Ostpreussen bis zum Schwäbischen Meer wird dem armen Tiere aufs grausamste nachgestellt. Man sieht: „Les erreurs ont la vie dure“, nicht nur in Frankreich, sondern auch diesseits der Vogesen.

Versuche mit gefangenen Maulwürfen zeigen, dass er täglich eine Futterration an Engerlingen und Regenwürmern verzehrt, die sein eigenes Gewicht bedeutend übersteigt. Um sich die Erlangung dieser grossen Menge von Nahrung zu sichern, legt der Maulwurf einen so weitläufigen und kunstvollen Bau an, wie ihn kein anderes Tier überhaupt fertig bekommt.

Seine Wohnung besteht in ihrer vollkommensten Form aus einer Höhle, zwei verschieden grossen kreisförmigen Gängen und einem System von zahlreichen, aufwärts und abwärts führenden Röhren, sowie der horizontalen Laufröhre, an die sich dann die eigentlichen Jagdgänge anschliessen.

Die Höhle liegt in einer Tiefe von etwa $\frac{1}{2}$ m unter der Erdoberfläche. Sie hat die Gestalt einer Kugel, misst reichlich 12 cm im Durch-

messer und ist mit weichen Blättern, Stroh und zarten Wurzeln zum Lager ausgepolstert. Von ihr gehen schräg nach oben und aussen drei Röhren, die Steigröhren; sie führen in die obere nnd kleinere Galerie, eine Kreisröhre von 30 cm Durchmesser. Abwechselnd mit den Einmündungsstellen der drei Steigröhren gehen von der kleineren Galerie schräg nach unten und aussen 5—6 Fallröhren; sie münden in die zweite Kreisröhre, die grössere untere Galerie. Diese hat etwa 50 cm Durchmesser und läuft in einem Abstande von circa 20 cm um die Höhle herum. Von der unteren Galerie gehen, und zwar wieder abwechselnd mit den Mündungen der Fallröhren 8—10 horizontale Gänge nach allen Richtungen hin. Die meisten dieser Gänge, die sogenannten Verbindungsröhren, führen in einiger Entfernung mit bogenförmiger Krümmung zu einer grossen und ganz besonders weiten Röhre, der Laufröhre hin, welche die Wohnung des Maulwurfs mit dem Jagdgebiete verbindet. Von der Laufröhre, die oft bis 50 m lang ist, gehen die Jagdgänge aus, es sind dieses Röhren, welche, dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend, fortwährend neu angelegt nnd dann verlassen werden.

Als gewöhnlicher Aufenthalt in diesem kunstvollen Bau dient dem Maulwurf die Höhle; wird er hier beunruhigt, so kann er entweder nach oben durch die Steigröhren und von da aus nach jeder beliebigen Richtung hin entwischen, oder er schiebt das weiche Lagerpolster der Höhle bei Seite nnd flüchtet nach unten in den Notausgang, der von der Höhle erst abwärts führt und dann im Bogen aufwärts steigend in die Laufröhre einmündet.

Der Maulwurf erbaut also ausser der Höhlung nicht weniger als acht verschiedene Arten von Röhren: die Steigröhren, die Fallröhren, die beiden Galerien, die Verbindungsröhren, die Laufröhre, den Notausgang nnd die Jagdgänge. Das Ganze stellt einen so komplizierten Bau dar, dass man schwer ohne Zeichnungen eine klare Anschauung von dem Zusammenhange aller Teile erhält. Will man sich die Lage und Grösse aller einzelnen Teile in diesem kunstvollen Labyrinth klar machen, so ist es das Zweckmässigste, sich aus Holz oder Wachs ein kleines Modell herzustellen, was ohne grosse Mühe gelingt.

(Der Vortragende legte ein solches von einem 10jährigen Schüler gefertigtes Modell vor).

Abweichend vom Igel hält der Maulwurf keinen Winterschlaf, sondern verlegt nur sein im Sommer dicht unter der Erdoberfläche befindliches Jagdgebiet tiefer in die Erde hinein. Er folgt dabei einfach seiner Beute, den Regenwürmern und Engerlingen; denn auch diese gehen bei beginnender Winterkälte in die Tiefe. Doch kommt der Maulwurf nicht selten an die Oberfläche, wie die frisch aufgeworfenen Hügel beweisen, die man mitten im Winter sieht. Auch kann man oft unter weichem Schnee bei eingetretenem Tauwetter die Gänge des Maulwurfs

dicht unter der Oberfläche der Erde weithin verfolgen. Bei mildem Wetter lässt sich gerade zur Winterzeit die Thätigkeit des Maulwurfs besonders gut beobachten, indem die weisse aufgeborstene Schneedecke das Auffinden der neuen Gänge sehr erleichtert.

Eine der wunderbarsten, erst in neuester Zeit von den Zoologen genau untersuchten Lebensgewohnheiten des Maulwurfs ist das Anlegen von Wintervorräten.

Er häuft sich in den Röhren, welche seine Lagerstätte umgeben, eine grosse Menge von Regenwürmern und Engerlingen an. Auf einer Wiese bei Barsbek im östlichen Holstein wurden nicht weniger als 1280 Regenwürmer (2 kg) und 18 Engerlinge aufgefunden. Ganz ähnliche Beobachtungen sind auch in Holland gemacht. Die Würmer waren jedesmal zu einem Knäuel zu 7 und 8 vereinigt und diese durch eine geringe Menge Sand oder Erde von einander geschieden. (Natur und Haus IX, pag. 179.) Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus dass allen Würmern der Kopf fehlte; der Maulwurf hatte ihnen die vorderen 2—5 Segmente abgebissen. Über dem verwundeten Körperteile hatte sich eine neue Haut gebildet, im übrigen keine Regeneration stattgefunden; in Folge der niedrigen Wintertemperatur war das Ergänzungswachstum unterblieben.

Durch diese Art der Verletzung erreicht der schlaue und gefrässige Wühler einen doppelten Zweck. Indem er den Würmern die Kopflappen abbeisst, werden diese nur gelähmt und nicht getötet. Sie bleiben frisch und für den Maulwurf geniessbar, können ihm aber nicht entrinnen, da der für das Fortschieben respektive auch Verschlucken der Erde nötige Kopf fehlt.

Nun müsste ich eigentlich, um die Thätigkeit des Maulwurfs für den Wald vollständig zu beurteilen, im Anschluss an die Beschreibung des Maulwurfs und seines Lebens auch die Tiere besprechen, die ihm zur Nahrung dienen. Ich müsste die Regenwürmer und ihren Einfluss auf die Bildung des Humus, sowie auch die Engerlinge und ihre Verheerung der Baumwurzeln schildern. Ähnlichen Stoff bietet der Igel und die Spitzmaus, der Dachs, der Fuchs und die Marderarten, die Waldmäuse und die Wasserratte, der Hase und das Kaninchen, die Eulen, die Tagraubvögel und zahlreiche andere Vögel. Ein ganz unerschöpfliches Gebiet bildet die unendliche Schaar der forstschädlichen Insekten und ihrer Feinde. Das Gesagte möge genügen um zu zeigen, in wie mannigfacher Weise Tierleben und Pflanzenleben miteinander im Walde verbunden sind und wie sie sich gegenseitig bedingen.

Nur auf einen Punkt möchte ich noch zum Schlusse hinweisen, auf die Erhaltung unseres Waldes.

Häufig sind Klagen laut geworden, dass bald hier bald dort ein schöner Wald der grausamen Axt überliefert sei; nicht selten hört man

die Ansicht aussprechen, dass in Folge der rücksichtslosen Ausbeutung durch den Menschen der Wald gefährdet sei und dass die Entwaldung immer mehr fortschreite.

Es sei mir gestattet diesen oft gehörten Klagen gegenüber einige Zahlen zusammenzustellen, die zeigen, wie gross unser Reichtum an Wald hier in der Mark noch immer ist, und auf einige durch die Natur unseres Landes gegebene Umstände hinzuweisen, die einer allzugrossen Entwaldung entgegenstehen.

	Flächeninhalt in Quadrat-Kilometern	Wald in Quadrat-Kilometern	Wald in % des Flächeninhaltes
Baden	15 100	5 600	37.0
Bayern	75 900	25 000	33.0
Brandenburg	40 000	13 000	33.1
Elsass-Lothringen	14 500	4 400	30.6
Hannover	38 000	6 100	16.0
Hessen-Darmstadt	7 700	2 400	31.2
Hessen-Nassau	15 700	6 300	40.0
Mecklenburg	16 200	2 900	18.0
Oldenburg	6 400	591	9.2
Ostpreussen	37 000	6 600	18.0
Pommern	30 000	6 000	19.8
Posen	29 000	5 900	20.2
Rheinprovinz	27 000	8 300	30.8
Sachsen Königreich	15 000	4 100	27.4
Sachsen Provinz	25 300	6 300	20.5
Schlesien	40 300	11 600	28.9
Schleswig-Holstein	18 800	1 200	6.3
Thüringische Staaten	12 300	4 000	32.2
Westfalen	20 200	5 700	28.0
Westpreussen	25 500	5 400	21.0
Württemberg	20 000	6 000	30.8
Königreich Preussen	350 000	81 000	23.9
Deutsches Reich	540 000	137 000	25.4

Eine Vergleichung der verschiedenen in vorstehender Tabelle aufgeführten Teile Deutschlands kann nun in doppelter Weise vorgenommen werden; erstens kann man, nach Kolumne 2, die Grösse der in den einzelnen Gebieten vorhandenen Wälder mit einander vergleichen; zweitens kann man die Vergleichung in der Art ausführen, dass man die in Kolumne 3 gegebenen Zahlen ins Auge fasst, die angeben, wieviel Prozent der Gesamtfläche eines jeden Gebietes von Wald bedeckt sind.

Kolumne 2 zeigt nun, wenn man von den kleinsten Zahlen zu den grossen aufsteigt, dass der Waldbestand beträgt in

Oldenburg	591 qkm	Posen	5 900 qkm
Schleswig-Holstein .	1 200 „	Württemberg . . .	6 000 „
Hessen-Darmstadt . .	2 400 „	Pommern	6 000 „
Mecklenburg	2 900 „	Hannover	6 100 „
Thüringische Staaten	4 000 „	Hessen-Nassau . . .	6 300 „
Königreich Sachsen .	4 100 „	Provinz Sachsen . .	6 300 „
Elsass Lothringen . .	4 400 „	Ostpreussen	6 600 „
Westpreussen	5 400 „	Rheinprovinz . . .	8 300 „
Baden	5 600 „	Schlesien	11 600 „
Westfalen	5 700 „	Brandenburg . .	13 000 „
		Bayern	25 000 „

Es wird also Brandenburg in Bezng auf die Grösse seines Waldes nur von dem Königreich Bayern übertroffen, das beinahe den doppelten Flächeninhalt hat nnd daher mit der Provinz Brandenburg nicht ohne Weiteres vergleichbar ist.

Eine Anordnung der deutschen Landesteile nach dem relativen Waldreichtum ermöglicht Kolumne 3. Diese zeigt, dass die Waldfläche, in Prozenten der Gesamtfläche ausgedrückt, ist in

Schleswig-Holstein . . .	6.3 %	Schlesien	28.9 %
Oldenburg	9.2 „	Elsass-Lothringen . . .	30.6 „
Hannover	16.0 „	Rheinprovnz	30.8 „
Mecklenburg	18.0 „	Württemberg	30.8 „
Ostpreussen	18.0 „	Hessen-Darmstadt. . .	31.2 „
Pommern.	19.8 „	Thüringische Staaten .	32.3 „
Posen	20.2 „	Bayern	33.0 „
Prov. Sachsen	20.5 „	Brandenburg . . .	33.1 „
Westpreussen.	21.0 „	Baden	37.0 „
Königreich Sachsen . . .	27.4 „	Hessen-Nassau	40.0 „
Westfalen	28.0 „		

Auch nach dieser Art der Berechnung ist also die Mark eines der waldreichsten Gebiete des Dentschen Reiches; nur das Grossherzogtum Baden (mit 37 pCt. Wald) und die Provinz Hessen-Nassau (mit 40 pCt.) besitzen ein noch grössere Menge Wald für denselben Flächeninhalt berechnet. — Es trägt daher unsere Provinz Brandenbnrg mit ihren 33,1 pCt. Wald eine relativ sehr viel reichere Bewaldung als das Königreich Preussen, das nur 23,9 pCt. Wald besitzt, nnd als das Dentsche Reich mit seinen 25,4 pCt. Wald.

Unzweifelhaft war in früheren Zeiten, wie in ganz Deutschlaud so anch in der Mark Brandenburg, die Waldbedeckung noch viel bedeutender als jetzt. Dafür zeugen, nn nnr ein Beweisstück anzuführen, die vielen auf Wald bezüglichen Namen in Gegenden, die jetzt waldarm sind. So giebt es Ortschaften, die die Namen Buchholz, Buchhorst, Buch oder Bukow (bei Rudow) führen, und jetzt sncht man vergebens nach den Buchen; ähnlich ist es mit Eichberg (bei Rüdersdorf), Eiche und Eichstedt, hier fehlen die Eichen, ebenso wie bei Birkholz die Birken.

Und das Städtchen Mittenwalde trägt seinen Namen jetzt durchaus nicht mit Recht.

Aber mag auch der Wald hier und da vermindert sein, so hat man doch bei uns in der Mark nicht so schonungslos mit ihm gewirtschaftet, wie in manchen anderen Gegenden Deutschlands. Nur der auf dem reichen Lehm- und Thonboden gewachsene Buchenwald musste dem Ackerbau Platz machen. So in der Uckermark, wo an Stelle der ursprünglichen ausgedehnten Laubwälder sich jetzt üppige Weizenäcker und Zuckerrübenfelder ausbreiten. — Erhalten sind vom Laubwalde nur noch 1000 Quadratkilometer.

Ganz anders steht es dagegen in den ausgedehnten Distrikten, in denen die Bodenbeschaffenheit einen ertragreichen Ackerbau fast unmöglich macht, während die genügsame Kiefer sehr gut gedeiht. „Das ist der geborene Kiefernboden," spricht der märkische Bauer und Förster; und sie hüten sich im allgemeinen sehr wohl den Kiefernwald anzutasten. Als im Anfange des 19. Jahrhunderts einmal die Rodungen in einer unverständigen und unwirtschaftlichen Weise ausgedehnt wurden, mussten die Landwirte, welche das Rodeland bebauten, den begangenen Irrtum bald genug empfinden, und die Kiefer trat wieder in ihre Rechte. Jetzt sehen wir daher grosse Gebiete wieder schön bewaldet, die auf den alten Generalstabskarten aus den Jahren 1830—1840 als waldlos bezeichnet sind.

Dadurch erklärt es sich, dass die märkischen Kiefernwälder 12000 Quadratkilometer einnehmen.

Der von Friedrich dem Grossen (s. Brandenburgia 1894. III. pag. 164) ausgesprochene Grundsatz: „es soll keine Handbreit Boden im Lande ohne Kultur und Produktion bleiben" ist, was die Mark angeht, aufs vollkommenste auch jetzt noch befolgt, indem überall da wo der Ackerbau aufgegeben werden musste, sofort die Forstkultur sich des Bodens bemächtigte.

Und wir dürfen wohl hoffen, dass dem auch in Zukunft so sein wird, und brauchen nicht um den Fortbestand der märkischen Wälder uns allzu grosse Sorgen zu machen.

Inhalt des IX. Jahrganges 1900|1901.

A. Vorträge.

Albrecht: Berlin vor 100 Jahren . . . . . S. 7
Buchholz: Hauswirtschaftliche Geräte des frühen Mittelalters „ 45
Galland: Znr Erinnerung an Gottfried Schadow . . . . „ 51
Krüner: Märkischer Handel im Mittelalter . . . . . „ 86
„ Zur Erinnerung an den 18. Januar 1701 . . . . „ 489
Meyer: Im altberlinischen Triangel und seiner Umgebung „ 338
Mielke: Totengebräuche und Totensagen in der Mark . . „ 16
Müllenhoff: Der märkische Wald und seine Erhaltung . . „ 509
Pniower: Fontanes Grete Minde . . . . . „ 389
Zache: Die märkischen Seeen . . . . . „ 111

B. Aufsätze.

Albrecht: Am Werbellinsee . . . . . „ 464
Friedel: Das Königliche Fassadenrecht in den Residenzen Berlin und Potsdam . . . . . „ 195
Pütz: Die Lage von Berlin . . . . . „ 212
Seiffert: Aktenstücke betreffend einen Prozess des Rates von Strausberg . . . . . „ 201
Spieker: Von den Grabsteinen der Germanen, Wenden u.s.w. „ 220
Thätigkeit der Provinzial-Kommission . . . . . „ 460
Werwach: Die Kremmener Studenten auf den deutschen Universitäten bis znm Jahre 1700 . . . . . „ 144
Zimmermann: Niedergörsdorf bei Jüterbog . . . 161, 297, 417

C. Besichtigungen und Wanderfahrten.

Aschingersche Centrale . . . . . S. 65
Jüterbog, Wanderfahrt nach . . . . . „ 129
Märkisches Provinzial-Museum . . . . . „ 458
Mittenwalde, Wanderfahrt nach . . . . . „ 268
Musikwerke-Fabrik der Firma Cocchi, Bacigalupo & Graffigna . . . . . „ 353
Tegel, Wanderfahrt nach . . . . . „ 139
Tietz Warenhaus, Besichtigung von . . . . . „ 275
Verbrennungsofen in der Diestelmeyerstrasse . . . . „ 358
Volkstrachten-Museum . . . . . „ 307

D. Besprechungen.

Agenda der Firma Rudolf Hertzog . . . . . „ 368
Albrecht. Die Denkmäler der Sieges-Allee in Berlin . . . „ 258
Album der Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft . . . . . „ 257
Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin . „ 254
Buchholz. Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin von 1850—1900 . . . . . „ 250
Deutsche Geschichtsblätter von Dr. A. Tille . . . . . „ 311
Eckartsberga, Kalender für ortsgeschichtliche Heimatkunde „ 319
Erckert: Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mittel-Europa . . . . . „ 313

Fieberg: Die Wasserzufuhr und die Entwässerung der Stadt Berlin . . . . . S. 74
Gander: Führer durch Guben und Umgegend . . . . . „ 71
Gerstenberg: Zur Geschichte des Friedrich-Realgymnasiums „ 74
Goldschmidt: Zur Geschichte des Friedrich-Gymnasiums . „ 74
Gudopp: Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrh. . . . . „ 74
Harnack: Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin . . . . . „ 255
Hundertfünfzig Jahre einer deutschen Drogenhandlung . . „ 75
Jacobi: Das Römerkastell Saalburg 98, 315
Jentsch: Joh. Gottfried Pilarik, ein geistl. Dichter der Nieder-Lausitz . . . . . S. 43
„ Steinzeitliche Funde der Nieder-Lausitz . . . . . „ 44
Lackowitz: Flora von Berlin und der Provinz Brandenburg „ 335
Mielke: Der Einzelne und seine Kunst . . . . . „ 259
Templin, die Perle der Uckermark . . . . . „ 6
Wagner: Aus der Jugendzeit der Kurfürsten Johann und Joachim I. von Brandenburg . . . . . „ 260
Wald: Heimatkunde des Kreises Teltow . . . . . „ 257
Wolff: Das Oderbruch, eine histor. landw. Skizze . . . . „ 15

E. Abbildungen.

Brunold: Denkmal, 47.
„ Wohnhaus, 468.
Fischspeerspitze, vorgeschichtliche, 501.
Hausgeräte, mittelalterliche, 46—50.
Jagdschloss Hubertusstock, 469, 470.
Kirche in Joachimsthal, 467.
Kirche und Glockenturm in Kreuzburg, 321.
Malerische Volkstrachten, 337, 352.
Medaille aus dem Pagenhof, 5.
Pagenhof, 5.
Pfarrbronn, Spreequelle, 445.
Rätselhaftes Bronzegerät, 263.
Romanischer Taufstein, 374.
Schlepzig, 445.
Schloss Kossenblatt, 446.
Seddiner Hünengrab, 324.
Sprecborn, 444.
Spreequelle, 445.
Sprecthal bei Berlin, 216.
Stadtmühle in Spremberg, 446.
Tafel zur Dorfchronik von Niedergörsdorf, 352.
Thorhaus in Kreuzburg, 322.
Totenbrett, Totenkränze, Kreuze u. s. w., 26.
Untergrundbahn in Treptow, 447.
Vorgeschichtliche Altertümer, 494.
Wandbogen in der Kirche zu Jüterbog, 137.

Digitized by Google

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Akademie, Kgl., d. Wissenschaften 255.
Albrecht d. Bär 161.
Albrecht, Dr. Gustav 1, 128, 258, 267, 381, 444, 464.
Altertumskunde, germanische 264.
Altertümer in Jüterbog 135.
Altfränkische Bilder 455.
Anodonta piscinalis 293.
Ansichtspostkarten 449.
Antependium d. St. Gotthardskirche zu Brandenburg 101.
Anthropologie, deutsche Ges. f. 249
Anthropologische Gesellschaft 477.
Archäologische Reise durch Norddeutschland 312.
Aristoteles 62.
Armenspeisungsanstalt 476
Artillerie-Schiessplatz 431.
Ascherson, Prof. Dr 33, 483.
Aschinger-Centrale 65.
Auerhähne, ausgestopfte 230.
Aufhocker 20.
Aufführungen, dramat. 74.
Ausflüge des Märkischen Museums 365
Aussätzigen-Häuser 36.
Ausschuss 35, 38.
Aussichtsturm im Spreewald 255.

Backschat Fr., cand. jur. 7.
Bänder, Totengebrauch 22.
Bär, Zeitschrift 310.
Bären 281.
Ballhaus 339.
Bank des Berliner Kassenvereins 452
Barbarossa 28.
Bauopfer 135.
Banschan-Brantschan 178.
Bautzen, Ostereier 80.
Belustigungen, Volks- 180.
Berlin vor 100 Jahren 1.
Berlin, geogr. Lage 213.
Besprechungen 183.
Besser, Johann v. 458.
Bethmann-Hollweg, v. 67.
Beutkiefer 14.
Bialowiczer Pussta 230.
Bibliothekar, Bericht 83.
Bienen 18.
Bildwirkerkunst, Berlinische 369, 490.
Bismarck 197.
Blücher-Denkmal 60.
Blumenthal, der 258, 384, 481.
Bluth, Geh. Baurat 13, 270, 322, 484.
Böten, vom 126.
Böthke, Amtsrichter 268.
Böttcher, M., Turnlehrer 45.
Bolle, Dr. C. 139, 335.
Boosen, Grabaltar 220.
Botanischer Garten 11.
Brandenburgischer Schöffenstuhl 479.
Brendicke, Dr. Hans 448.
Briefmarkensammler, d. 448.
Brieselang, d. 331.
Bronze, Herkunft d. Wortes 123.
Bronzeschalen im Mittelalter 99, 375.
Brotkorn 172.
Brückner, Lampe u. Co. 76.
Brunold-Denkmal 468.
Buchholz, Dr. Arnd 250.
Buchholz, R., Kustos 45, 264, 265, 336, 452, 459, 504.
Bücherdiebstahl 73.
Bürkner, Justizrat 134.
Buderose 72.
Bufo vulgaris 294.
Burgen, Erhaltung deutscher 488.
Burgwälle 31.

Chamisso, Adelbert v. 494.
Chodowiecki 52.
Clausilia laminata 293.
Cocchi, Bacigalupo Graffigna Musikwerke 353.
Conventz, Prof. 13.
Cüstrin, Sage 20.

Dampfschiff, erstes Berliner 200.
Damwild, gefährliches 235.
Dannecker, Bildhauer 56.
Danr, Bürgermeister 269.

Denkmalpflege 43, 364.
Denkmalschutz 10.
Dennewitz, Denkmal 7.
„ Feier 254, 438.
„ Schlachtfeld 161, 185.
Dialekt, Berliner 310.
Doppelsauger 19.
Drachensage von Seddin 77.
Drogenhandlung, 150 Jahre deutscher 75.
Düngung, künstliche 193.
Duhan de Chandun 349.

Eckartsberga, Kr. 319.
Eckenberg, Karl v. 342.
Eberswalde, wirtschaftl. Lage 185.
Ehrenmitglieder 35, 79.
Eiben, giftig 198.
Elben, d., in Buch 327.
Eibenkunde 197.
Eierschieben 80.
Einhorn, Geschichte 103.
Elch-Elen 240.
Elisabeth, Kurfürstin 269, 377.
Endmoräne 214, 326.
Elsbeere 15, 330.
Erckert, Roderich v. 314, 443.
Erinnerungsbänder 502.
Erdkröte 294.
Erntegebräuche 176.
Euler, Schulrat Prof. Dr. 44.

Fassadenrecht 195.
Festlichkeiten 177.
Feuer und Licht 49.
Fickert, Frau Tilly 33.
Fickert R., Kommerzienrat 97.
Fieberg, Prof. Dr. 74
Findlingsblock bei Franz. Buchholz 448, 481.
Fischereiverein der Prov. Brandenburg 504.
Flora der Prov. Brandenburg 335.
Flurnamen 175.
Flussthäler Norddeutschlands 214.
Folterwerkzeuge 135.
Fontane, Theodor 126, 389.
Fontange, Kopfbedeckung 37.
Forstbotanisches Merkbuch 13, 484.
Friedel, E., Geh. Reg.-Rat 4, 11, 34, 67, 90, 95, 97, 125, 134, 195, 235, 249, 268, 291, 292, 295, 296, 307, 310, 352, 357, 358, 362, 384, 443, 458, 473, 492.
Friedrich d. Gr. 158, 159,
Friedrichs-Gymnasium, Geschichte 74.
„ Realgymnasium „ 74.
Frisch, Leonh., Konrektor 75.
Fürstenwalde, Plünderung 18.

Gabel, d. 48.
Galland, Prof. Dr. 51, 74, 97.
Gamengrund 481.
Gedächtnistuch 376.
Gedenksteine 245.
Gedenktafeln in Berlin 367.
Gefäss, seltenes mittelalterliches 99, 375.
Gemeindefriedhof Berlin 128.
Gemeindeverwaltung, Bericht 251.
Gerät, rätselhaftes 263.
Gerhardt, Paul 269.
Germanische Stämme 313.
Gerstenberg, Direktor Dr. 74.
Geschichtsblätter, deutsche 311.
Geschichtsverein, Rügisch-pommerscher 311.
Geschichts- und Altertumsverein 249.
Geweih-Ausstellung 237.
Glasmosaikgesellschaft 256.
Gobelin-Manufaktur 256, 369, 381.
Goldschmidt, Prof. Dr. 74.
Goldschmiedetag 318, 377.
Gossler, Minister v. 12.
Grabkrenze 21.
Grabsteine d. Germanen u. Wenden 220
Gräberfelder bei Tegel 76.
Graf v. d. Mark, Grabdenkmal 56.
Gregow, Geh. Reg.-R. 417.
Graupe, Prof. Dr. 417.
Grempler, Dr. Wilh. 99, 375.
Grete Minde 389.
Grimnitz-See 467.

Gross Berlin 70.
Grunow 160.
Gnben, Führer 71.
Gudopp, Ernst 74.
Güstebiese 159.
Gustav Adolf-Denkmal 58.

Hainotter-Storch 3.
Hängende Gärten 212.
Halbfass, Dr. 107.
Hamann, Pastor 133.
Hammerstein, v., Minister 13.
Handel, märkischer, im Mittelalter 86.
Harnack, Prof. Dr. 41, 255.
Hase, schwimmender 228.
Hasen, lebend in Kisten 229.
Hasselkampf 374.
Hauslanb 328.
Hauswirtschaftliche Geräte 45
Heilige Geistkirchhof 30.
Heimatkunde, Bedeutung 311, 383.
Heinrichsdorf, wüste Mark 424.
Helios, Zeitschrift 326.
Helix pomatla 293.
„ rotnndata 293.
Hermelin 325.
Hertzog, Rndolf, Agenda 368.
Hexenbesen 15.
Hirsch, weisser 234.
Hirsch, Ritt auf einem 234.
Hochzeitsgebräuche 178.
Hochzeitszug 124.
Höck, Dr. 483
Hohenzollern-Medaillen 493.
Hohlkannen 48.
Hubertusstock, Jagdschloss 241, 469.
Hügelgräber d. Prignitz 78.
Humboldt, Wilhelm v. 54, 139.
„ Alexander v. 497.
Humpen 48.
Hungertnrm in Berlin 93.

Jagdabenteuer 287.
Jagdbente d. Kaisers 236.
Jagdglück d. Kaisers 243.
Jagdwesen 227, 280.
Jacobi, L., 315.
Ibenhorst, Oberförsterei 240.
Jentsch, Prof. Dr. 43, 127, 447.
Joachim II. 272
Joachimsthal 467.
Johann nnd Joachim I 260.
Jonas, Dr. 458.
Israel, N., Agende 487.
Jndenschächter 62.
Jüterbog 8, 129.
Jungfernmühle 125.

Känguruh 230.
Kaisermünze, römische 135.
Kaninchenfalle 234.
Karl d. Gr. 28.
Kassenstatus 109.
Keilhack, Dr. 107.
Kiefer, knrznadlige 15.
Kienspanhalter 50.
Kirschner, Oberbürgermeister 97.
Klemm 264.
Knaak, Prof. Dr. Georg 6.
Kobold 83.
Kosaken 186.
Kossinna Dr. 97, 312.
Königsgrab v. Seddin 77, 322.
Körnereiche 328.
Körner, F. 33, 337.
Kostüm-Wissenschaft 36.
Kränze in d. Kirche 22.
Krause, Dr. E. 76.
Kremmener Studenten 144.
Kreuzbnrg, Dorf 320.
Krönungsfeierlichkeiten 459.
Kronen in der Kirche 21.
Krüner, Prof. Dr. 86, 269, 489.
Knäppner-Storch 31.
Kühnlein, Architekt 136.
Kurella, Dr. 347.

Lackowitz G. 328.
Lackowitz W. 335.
Lampen 50.
Leichenbegängnis 179.
Leichensammelstelle 358.
Leichenschmaus 21.
Lessing, Gotthold 347.

Liesenkrüz 414.
Liepe 326.
Lipperheide, Franz v. 36, 69.
Lokomotive, erste deutsche 91.
Longfellow 96.
Luisendenkmal 59.
Lutherdenkmal 60.

Marränenberg 470.
Märkisches Provinzialmuseum 362, 458.
Mansfeld, Dorf 30.
Manteuffel, Freiherr v. 97.
Mariensee, d., b. Kloster Chorin 292.
Maurer, Herm. 448, 481.
Meilenstein, Schöneberger 126.
Messer 48.
Meyer, Ferd. 33, 139, 338.
Mielke, Robert 16, 259, 266, 455, 488.
Mittenwalde, Wanderfahrt nach 268, 320
Möbius, Geh. R.-R. 134.
Molkereigenossenschaft 193.
Mondamin 96.
Monke, O. Rektor 351, 413, 448, 481.
Montelius, Oskar 324.
Mordkiefer b. Zühlsdorf 416.
Mord und Totschlag 413.
Müllenhoff, Prof. Dr. 483, 509.
Müller, Dr. Traugott 32.
Museheln-Verwendung 93.

Nachzehrer 19.
Näpfchen 48.
Nationalpark, deutscher 288.
Nehring, Prof. Dr. 325.
Neupert, Stadtverord. 68, 80.
Niedergörsdorf, Dorfchronik 162 297, 417.
Niedergörsdorf, Postkarten 320.
Niederlausitz 44.
Niederlausitzer Mitteilungen 480.

Oberlausitz, Photographien 81.
Oderberg 326, 411.
Oderbruch 3, 15.
Ostereier, Osterkultus 80, 98.

Packetfahrt Aktienges. 257.
Pagenhof 5.
Parforcejagd, königl. 236, 285.
Pariser Platz, Ausschmückung 259.
Parthey, G. P.'s Jugendzeit 351.
Peten, bei P. Berliner Redensart. 64.
Pfingstberg b. Grünefeld 95.
Pflanzen der Kunstbestände 483.
Pfuel-Prozess 201.
Physiologus 104.
Photographien 35.
Pichelsdorf 80.
Pilarik, Dichter 43.
Pniower, Dr. O. 389, 487.
Pomologische Ausstellung 337.
Potsdam, Führer 376.
Preussische Geschichte, 200 Jahre 458.
Programme, Schul- 74.
Provinzial-Kommission 460.
Pudor, Christian 126.
Pütten-Brunnen 175.
Pütz, W. 35, 212, 326.

Quilisch, Rektor 383.

Rana esculanta 294.
R. muta 294.
Rathaus, Berliner 506.
Raubtiere 246.
Rauch, Christian 53.
Raule, Benjamin 346.
Raumer, Fried. v. 250.
Ravené, Jakob 367.
Rebhühner, Aussetzen von 231.
Rebhühner, Jagd 231.
Reh und Fuchs 233.
Rehbock 233.
Rhinoceros 123.
Rieseljagd 289.
Riesenblock bei Frz. Buchholz 481.
Riesenwachholder 79.
Rippenknochen von Walen 136.
Rode, Maler 52.
Rönnebeek 481.
Roland Bildsäulen 312.
Ruppiner Bilderbogen 484.

Saalburg, Römerkastell 98.

Saalburg, Feier 315.
Sandmann, Probst 269.
Saatzeit 175.
Schaber 263.
Schadow, Gottfried 51, 71.
Schatzgraben 172.
Schirmer, Konrektor 75.
Schläge der Aecker 175.
Schleih (Tinca vulgaris) 504.
Schlüter, Andreas 491.
Schmetterlinge, überwinternde 125.
Schmiedecke, Bürgermeister 134.
Schnecken, Verwendung d. 93.
Schneehasen, Ansiedlung d. 229.
Schriftenaustausch 84.
Schriftwart, Bericht d. 82.
Schrodegge 193.
Schule von Nieder-Görsdorf 172.
Schulenburg, W. v. 91.
Schwäne der Havel 231.
Schwartz, Geh. Reg.-Rat 68, 484.
Seddin, Altertümer 77, 320.
Seen der Provinz 106, 111.
Sello, Dr. 312
Sempervivum soboliferum 328.
Senseneisen 64.
Seydlitz 246.
Siegesallee, Denkmäler d. 258, 319.
Siegfried, Bischof v. Brandenburg 162.
Siegmund v. Halberstadt 28.
Sökeland 307.
Sonnenblumen 95.
Sorbus torminalis 332.
Spandau, Ansichten 67.
Sparr, General v. 18.
Speisen 177.
Sphaerium corneum 293.
Spiecker, Dr. Christian 220.
Spieker, Vorbau 165.
Spielhahn, ausgestopft 230.
Spinneten 176.
Splitgerber 90.
Spreequelle 445.
Sporen v. Wittstock 264.
Sprey, Dorf 81.
Spuck 183.
Stechow, Bürgermeister a. D. 97.
Steinzeitliche Funde 44.
Stiftungsfest 33.
Storch, Klugheit d. 124.
Strausberg, Prozessakten 201.
Struve & Soltmann 455.
Svarez, Buchdrucker 37.

Tagewählerei 183.
Taufstein, romanischer 374.
Tegel 138.
Telge, Hofjuwelier 5, 33, 380.
Teltow, Heimatkunde d. Kr. 257.
Tempelhof, Nationalhymne 6.
Templin, Stadt 6.
Tenfelseiche 351.
Teufelssee 351.
Thietmar v. Merseburg 29.
Thongefässe, wendische 275.
Tieraberglaube 247.
Tiergarten, alter Plan 71.
Tietz, Waarenhaus 275,
Torfmoore 106, 496.
Totenbrauch i. d. Neumark 9.
Totengebräuche 16.
Totenbretter 21.
Totenmünze 19.
Totenrunge 19.
Totschlag b. Sähle 413.
„ b. Fürstenberg 413.
Tracht im Fläming 174.
Trachten 37, 309.
Trauungen, merkwürdige 167.
Triangel, altberlinischer 338.
Trojan, Joh. 198.
Trunksucht, Heilung 19.
Turnier in Ruppin 457.

Uhles, Geh. Justizrat 417.
Unio batavus 293.
U. tumidus, U. pictorum 293.
Urne 176.
Urstrom Norddeutschlands 213.

Verbrennungsofen, städtischer 358.
Verkehrtbäume 90.
Versammlungen 1, 4, 33, 34, 65, 67, 83, 97, 129, 138, 249, 268, 275, 307, 310, 350, 358, 362, 443, 458, 492.

Verwünschungsverse 73.
Viernndvierzigender, Alter d. 245.
Virchow, Geh. Rg.-R. 249, 477.
Vivat-Bänder 502.
Vivipara vera, V. achatina 293.
Völkerkunde, Museum f. 1.
Vogelsteller in Berlin 227.
Volksbibliotheken in Berlin 250.
Volkskunde f. Sachsen 456.
Volkstrachten, malerische 336.
Volkstrachten-Museum 307.
Volkswitz, Berliner 351.
Vorgeschichtliche Altertümer 494.
Vorstand, Neuwahl 34.

Wachholder 79.
Wagner, Richard 73.
Wagner, Prof. Dr. Friedrich 260, 377, 457.
Wahnschaffe, Prof. Dr. 323.
Wallstelle, wendische 447.
Wapiti als Jagdwild 230.
Wappenscheiben 365.
Wasserzufuhr d. Stadt Berlin 74.
Weichbild, Bedeutung 295.
Weinbau, Rückgang 295.
Weinbergsschnecke 293.
Werner, Rektor 130.
Wernicke, Pfarrer 102.
Werwach, Geh. R.-R. 144.
Wesendonck, Frau 73.
Werbellinsee 464.
Wichmann, Erzbischof 161.
Wik, Bedeutung 295.
Wild, innerhalb Berlins 291.
Wildbestand 232.
Wildkatze 246.
Wilhelm II. 317.
Wilke, Karl 485.
Wölmsdorf 161.
Wohnungseinrichtungen 266.
Wolf 246, 280,
Wolfsjagden 287.

Yellowstone-Park 12.

Zache, Dr. 15, 111.
Zehden u. die Burg Kinz 9.
Zelle, Robert 475.
Ziesch & Co. 256, 369.
Zieten-Denkmal 58.
Zimmermann, Pastor 7, 130, 161, 297
Zinna, Kloster 181.
Zopfstiel 52.
Zuckerraffinerie in Berlin 89.
Zweihundertjahr-Feier 474, 489, 492.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 40 Z. 4 v. u. lies „Impromptu".
„ 80 Z. 16 v. u. statt „Diese" lies „Die".
„ 80 Z. 21 v. o. statt „Karl" lies „Wilhelm".
„ 101 Z. 18 v. u. lies „wurden".
„ 103 Z. 4 v. u. hinter „also" fehlt das Wort „nicht".
„ 107 Z. 18 v. o. lies „Fischerei-Zeitung".
„ 217 Z. 25 v. o. lies „Parkgelände".
„ 289 Z. 23 v. u. hinter „Durchzusetzen" steht ein „Komma".
„ 293 Z. 1 v. u. lies „Frauenf.".
„ 294 Z. 19 v. o. lies „gezwungen".
S. 296 Z. 9 v. o. lies „Grünberg".
„ 333 Z. 16 v. u. lies „Marsson".
„ 365 Z. 2 v. o. lies „B. X".
„ 365 Z. 8 v. u. lies „Westhavelland".
„ 376 Z. 14 v. u. statt „enthaltenen" lies „bewohnten".
„ 379 Z. 17 v. u. lies „Zopfstil".
„ 430 Z. 3 v. o. lies „des".
„ 448 Z. 3 v. o. statt „hoben" lies „haben".
„ 448 Z. 10 v. o. hinter „byzantinischen" lies „Ländern".
„ 448 Z. 15 v. u. muss „einen" fortfallen.
„ 470 Z. 4 v. o. lies „Maränen".

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

„Brandenburgia.“

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

X. Jahrgang 1901/2.

Berlin 1902.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

18. (10. ausserordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Feier des 9. Stiftungsfestes. Mittwoch, den 13. März 1901 in den Sälen des Hôtel Impérial, Enckeplatz 4 u. 4a.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat Friedel.

Nachdem die sehr zahlreiche, von vielen Gästen besuchte Versammlung an der Festtafel Platz genommen, eröffnete der Vorsitzende die Reihe der Ansprachen mit ungefähr folgenden Worten:

Hochansehnliche Versammlung!

Namens des Vorstandes begrüsse ich die heut anwesenden Damen und Herren auf das Herzlichste. Da der heutige Abend vorzugsweise der Geselligkeit gewidmet ist, will ich das Geschäftliche mit äusserster Kürze behandeln. Für unsere Gäste sei bemerkt, dass das neue Geschäftsjahr mit dem 1. April beginnt; unsere wissenschaftliche Thätigkeit ist eine dreifache. Zunächst Naturkunde der Provinz Brandenburg. Auf diesem Gebiet sind wir im laufenden Geschäftsjahr namentlich zum Schutz des märkischen Waldes, interessanter Baumgruppen und einzelner schöner Bäume mit anderen Vereinen und mit den Behörden thätig gewesen. Wir werden hier unsere Bemühungen auch im kommenden Jahre fortsetzen und auf die Erhaltung denkwürdiger grosser Steine und Felsblöcke, namentlich solcher ausdehnen, an die sich Sagen oder sonstige Überlieferungen anknüpfen.

Das zweite Kapitel ist die Altertumskunde mit ihren mannigfaltigen geschäftlichen Hülfswissenschaften. Wie unsere Monatsblätter ausweisen, sind wir auf diesem Gebiet recht ausgiebig thätig gewesen. Das Märkische Provinzial-Museum, mit welchem wir auf dem denkbar besten Fusse stehen, hat uns alle im letzten Jahre ihm zugegangenen wichtigeren Funde zur Besprechung vorgelegt. — Das dritte Kapitel betrifft die Gegenwart und gruppiert sich um die Volkskunde. Hier haben wir uns mit den märkischen Sagen, Sitten, Gebräuchen und Volkstrachten beschäftigt und daran Wanderfahrten sowohl innerhalb Berlins wie in der Provinz angeknüpft. Ich erinnere an die Ausflüge nach Jüterbog und Mittenwalde.

Dazu kommt, dass unsere brandenburgische Heimatkunde im Milieu der grossen Landesgeschichte steht. Wir wollen unsere Provinz Brandenburg nicht als die wichtigste Provinz des preussischen Staates herausstreichen, das wäre vermessen. Aber die Thatsache kann uns doch nicht bestritten werden, dass sich aus dem Markgrafentum Brandenburg das Kurfürstentum Brandenburg und aus diesem das Königreich Preussen entwickelt hat, auf dessen Schultern das neuerstandene deutsche Reich ruht.

Dies Alles ist uns erst kürzlich — gelegentlich der 200 Jahrfeier des Königreichs Preussen am 18. Januar d. J. — so recht wieder vor die Augen geführt worden. Gleichzeitig haben wir aber dabei auch wieder erkannt, dass Brandenburg-Preussen, was und wie es geworden, nicht allein der eigenen Kraft, sondern recht eigentlich auch der landesväterlichen Fürsorge und der weitblickenden Staatskunst unseres hohenzollerschen Herrschergeschlechts verdankt.

Bevor wir nun unserm brandenburgischen Markgrafen, unserm geliebten Kaiser und König die erste Huldigung darbringen, wollen wir die Ansprache des Genius der Brandenburgia hören.

Dieser trat im weissen, faltenreichen Gewande vor die Rampe mit Sternenkranz und Stab geschmückt. Er wurde dargestellt durch Frau Kommerzienrath Fickert. Laut und wohltönend klangen die Worte des Dichters durch den Saal, und ausdrucksvoll und empfunden war der Vortrag. Der Dichter, Herr Dr. jur. Depène schildert in schwungvollen Versen das Emporkommen der Mark im Laufe der Jahrhunderte. Unter anderem heisst es:

Zerfallen ist das alte röm'sche Reich,
Doch seine Streusandbüchse ward vom Schicksal
Zum Eckstein eines neuen Reichs erkoren,
Das weiter, immer weiter über Land
Und Meer sich dehnt bis in die fernen Breiten,
Wo meine wackren Märker heut das Banner
Germanias pflanzen, meiner gröss'ren Schwester. —

Hier ging der Vorhang auseinander und im Hintergrunde erschienen die Medaillen Friedrichs I. und Wilhelms II., flankiert von den Gestalten des Friedens und des Krieges. Im weissen Gewande des Friedens stand Fräulein Friedel auf der einen Seite und hielt den Palmzweig in die Höhe, während Fräulein Bergljot-Goltdammer, im roten Gewande des Krieges, den Lorbeerzweig emporstreckte.

Nachdem der Prolog zu Ende gesprochen war, nahm der I. Vorsitzende wieder das Wort und brachte das Hoch auf den Kaiser aus, in welches die Versammlung begeistert einstimmte. Stehend wurde darauf der erste Vers von Heil Dir im Siegerkranz gesungen.

Nun nahm das Festmahl seinen Verlauf, es wurde durch Toaste,

Vorträge, gemeinschaftliche Lieder oft unterbrochen. Als erster toastete Herr Professor Dr. Galland auf die Gäste und übermittelte das Willkommen an sie. Hierauf antwortete Herr Direktor K. J. Müller und stattete dafür den Dank der Gäste ab. Der Damen gedachte Herr Professor Dr. Wagner, indem er zum Schluss seines Toastes die Herren aufforderte, den schönen Vers Hoffmanns von Fallersleben zu singen: „Deutsche Frauen etc.“ Am Schluss endlich ergriff Herr Hofjuwelier Telge das Wort und feierte den Arrangeur des Festes, sowie die mitwirkenden Dichter und Künstler. Vor allem dankte er Herrn Franz Körner, der wieder in überraschend trefflicher Weise alles angeordnet, geleitet und durchgeführt hatte.

Die deklamatorischen Vorträge eröffnete Fräulein Recke, welche die Lieder „Murmelnde Lüfte“ und „Frühlingsstimmen“ vortrug. Bewundernswert waren Reinheit, Tiefe, Klang und Wechsel der Töne. Frau Kommerzienrat Fickert entzückte auch diesmal wieder, wie schon wiederholt, die Hörer durch ihr reiches Organ, den seelenvollen Vortrag und die Auswahl ihrer Lieder. Endlich riss Herr Taenzler durch die kraftvolle Durchführung seiner Arie aus Lohengrin die Versammlung zu stürmischem Beifall hin.

Aber auch für die Bethätigung der Corona war gesorgt. Es wurde mit Begeisterung das „Kaiserlied“ von K. J. Müller gesungen. Darauf sangen die Herren das Lied „Den Damen“ von A. Lazari und endlich der gesamte Kreis wieder das humoristische Mammuthlied von F. Körner.

So verlief die Tafel unter dem heitersten Wechsel, und die jungen Herrschaften begannen lebhaft an den Tanz zu denken.

Nachdem der Saal geräumt worden war, traten die Paare zur Polonaise an und gruppierten sich allmählich derartig, dass die Mitte des Saales freiblieb. Hierhinein traten nun 12 jugendliche Paare und führten eine Gavotte auf. Die Damen in hellen Kleidern und Hüten und die Herren im schwarzen Frack und Kniehosen. Mit grosser Aufmerksamkeit verfolgten die Zuschauer den reizenden Tanz mit seinen anmutigen Bewegungen und Figuren und spendeten den Täuzern reichen Beifall.

Hierauf arrangierte sich der Zug aufs neue und jedes Paar erhielt noch ein kleines Geschenk zur Erinnerung. Endlich löste sich die Polonaise in eine Polka auf und damit trat der Tanz die Alleinherrschaft an und hielt die Paare bis an den Morgen beisammen.

So verlief auch das 9. Stiftungsfest dank der aufopfernden Hingabe so vieler tüchtiger Kräfte und der guten Stimmung der übrigen in schönster Harmonie.

Digitized by Google

19. (9. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. März 1901, abends 7½ Uhr im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.

Von letzterem rühren die Mitteilungen unter 1 bis 9 her.

1. Zum Kapitel der Bauopfer teile ich mit, dass bei dem seitens des hiesigen Magistrats zwecks Gewinnung einer Baustelle für das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster ausgeführten Abbruch des Gebäudes Neue Friedrich-Strasse 86, welches dem 18. Jahrhundert angehört zu haben scheint, in dem am Nachbargrundstück No. 87 belegenen Giebel, erstes Stock, in einer zugemauerten ehemaligen Thürnische in einem Glase dicht verschlossen und in Weingeist erhalten, ein etwa 4 Monat alter menschlicher Embryo vermauert aufgefunden wurde. Das Gefäss ist ein weisses Hafenglas von 11,5 cm Höhe und 7 cm Durchmesser, mit einer Glasplatte bedeckt und mittels Wachs sehr sorgfältig verkittet. Da es nicht recht denkbar ist, dass dies Präparat auf diese umständliche Weise etwa hat beseitigt werden sollen, so liegt vielmehr die Vermutnng nahe, dass es in die Klasse der Banopfer gehört, über welche in der Brandenburgia mehrfach*) gesprochen worden ist. Ursprünglich hat man wirkliche Menschen oder Tiere, um den Bestand des Gebäudes zu festigen nnd zu sichern, vermauert; im Laufe der Zeiten sind hierfür abgeblasstere und mildere Formen des Opfers getreten.

Neben dem Bauopfer her gehen die eigentümlichen ebenfalls teils rituellen teils symbolischen Vorgänge, welche beim Verlegen des Grundsteins und beim Richtfest des Hauses üblich waren und znm Teil noch üblich sind. Erlauben Sie mir aus zwei berühmten Schriftstellern ein paar Beläge hier anzuführen:

Goethe in seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften“ (um 1809) schildert die symbolischen Vorgänge beim Grundsteinlegen (Cottasche Aug. 1854 Band 15, Seite 75 flg.) sehr anschaulich. Der Geselle sagt: „Diese metallenen zugelöteten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein mit Bezeichnnng seines Geburtsjahres; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art in diesem Jahre geprägt; alles dieses erhielten wir durch die Freigebigkeit unseres Bauherrn. Auch ist hier

*)Ueber Bauopfer vgl. Brandenburgia IV. 252; VIII. 414; IX. 5 und 358.

mancher Platz, wenn irgend ein Gast und Zuschaner etwas der Nachwelt zn übergeben Belieben trüge."

Es werden nun noch Uniformknöpfe, Haarkämme, Riechfläschchen, von Ottilien sogar die goldene Halskette geopfert, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte.

Dann trinkt der junge Gesell anf das Wohl der Anwesenden nnd wirft das für Eduarden in seiner Jugend verfertigte, mit den verschlungenen Buchstaben E und O verzierten Glas fort. Es zerschellt — als böses Omen — nicht, wird vielmehr von einem der Arbeiter aufgefangen nnd später von Eduard (S. 145 u. 258) wieder erworben.

Dies hätte Eduard nach dem Volksglauben nicht thun sollen, denn es ist ein Unglücksglas, dessen Opfernng die Gottheit verschmäht hat. Das bewahrheitet sich in dem unglücklichen Ende Eduards, der zu seinem Entsetzen knrz vor dem Tode noch erfährt, dass ein Kammerdiener das echte Glas unlängst zerbrochen nnd ein ähnliches untergeschoben habe (S. 312).

In Wilhelm Meisters Lehrjahren (1778 begonnen) wird gerade nmgekehrt bei einem Gelage des Guten zuviel gethan und in der Begeisteruug nicht bloss Glas auf Glas durch die Fensterscheiben auf die Gasse geworfen, sondern schliesslich der Punschnapf selbst, der nach einem solchen Feste durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden sollte, in tausend Stücke geschlagen (a. a. O. Bd. 16 S. 145).

Ich verweise im übrigen auf meine Angaben in der Brandenbnrgia IV S. 250 u. 253.

In sehr anschanlicher Weise schildert ferner vortrefflich der 1818 zn Oberplan in Böhmen geborene Adalbert Stifter, Studien, Die Mappe meines Urgrossvaters", die Vorgänge beim Richten des Hauses nnd Verlegen des Grundsteins (S. 113 flg.) sehr anschaulich aus Deutsch-Böhmen nm 1740:

„Als die letzte Sparre aufgerichtet worden war, an welcher der Fichtenwipfel befestigt war, an dem die bunten Bänder wallten, vorzüglich rot- und blauseiden, als man unten die erste Latte angenagelt hatte, dann sogleich an ihr die nächst obere, und als es mit den vielen Händen, die beschäftigt waren, im Taktschlage rasch aufwärts ging, bis endlich die oberste und letzte am First befestigt war, und die drei Daraufschläge als Zeichen, dass es nun vollendet sei, nach den rollenden Axtschlägen noch einzeln erschollen waren, da erhob sich ein Zimmergeselle neben dem Fichtenwipfel in seinem Sonntagsstaate, von dessem Hute zwei lange rote und blaue seidene Bänderenden herunter hingen, am Rande des Brettes stehend, das man über die obersten Querbalken der Sparren gelegt hatte, und sagte den Zimmermannsspruch auf uns herunter, die wir im Grase standen und hinauf schanten. Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Krystallflasche, die hinter ihm auf dem Brette gestanden hatte, schenkte sich

aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt, und trank den Wein auf uns herunter grüssend aus. Dann warf er das leere Glas hoch in einem Bogen in das Eichenhaag hinüber, dass es in den Aesten zerschellte. Hierauf reichte er die Flasche dem zunächst hinter ihm auf dem Brette stehenden, welcher sich auch ein Glas schenkte, austrank, und das Glas in den Eichenhaag warf. Und so thaten alle hintereinander auf dem Brette stehenden Gewerksgesellen, bis es auf den letzten kam. Dieser nahm die Flasche, die bei ihm leer geworden war, zu sich. Die leere Flasche wurde dem Bauherrn übergeben, weil in sie Dinge verschiedener Art gethan, sie dann verschmolzen und in den Grundstein vergraben werden sollte, wenn man sein Fest feiern würde."

Einige Zeit darauf wurde das Fest der Grundsteinlegung des Hauses gefeiert.

„Es waren ungefähr die nämlichen Menschen zugegen, wie damals, da der Zimmermannsspruch bei der Aufstellung des Dachstuhls abgehalten wurde. Man öffnete die Marmorplatte des Steines, der unter dem Haupteingange lag. Unter der gehobenen Marmorplatte kam ein hohler Würfel, ebenfalls aus Marmor, zum Vorscheine, der durch eine sehr starke Glasplatte geschlossen war. Als man auch diese Platte gehoben hatte, zeigte sich der hohle Raum, der bestimmt war, die Gedenksachen, die man hinein thun wollte, aufzunehmen. Der Raum war ganz mit Glas, welches nämlich gar keiner Art Fäulnis unterliegt, gefüttert.*) Man stellte die Flasche, aus welcher der Zimmermann bei seinem Dachstuhlspruch Wein eingeschenkt hatte, in den hohlen Raum. In der Flasche waren alle Silber- und Goldmünzen enthalten, welche jetzt gangbar sind, und ihr Gepräge war von dem letzten Jahre, dann war ein viereckiges Goldstück dabei, eigens zu dem Zweeke gemacht, dass darin der Jahrestag der Grundsteinlegung geschnitten wurde**), dann lag noch ein Pergament in der Flasche, auf welchem die notwendigen Dinge des Herganges aufgeschrieben waren. Die Flasche ist am Munde ihres Halses mit einem Glasstück zugeschmolzen worden. Da dieses Denkmal hineingestellt worden war, legten viele der Anwesenden auch noch Dinge dazu, die sie entweder schon deshalb mitgebracht hatten, oder die ihnen erst jetzt einfielen. Ein Buch, einen kleinen Ring, eine Mundschale von Porzellan, einen Uhrschlüssel, beschriebene Blätter, einer warf eine Rose hinein, die er aus einem Gewächshause mit hierher gebracht hatte, und die

*) Dies gilt nur von Hohlgläsern (Flaschen, Phiolen u. dergl.), nicht von Glasplatten, insbesondere Fensterscheiben, die, wie ich bei Ausgrabung von Fensterscheiben in Kirchenruinen pp. in den verschiedensten Gegenden, auch in der Provinz Brandenburg gesehen, ganz amorph, bröcklich und braunschwarz werden, dass man die Masse kaum für Glas halten möchte. Ferner kommt es auf die Zusammensetzung an; hartes Kron- oder Flint-Glas hält sich besser in der Erde als weiches bleiiges Glas. Manche Glasschlacken wittern so seltsam aus, dass man sie für natürliche Erzeugnisse, sogar als Meteorite gehalten hat, wie die in gewissen Strichen Böhmens und Mährens vorkommenden, Moldavite genannten Rückstände alter Glashütten.

E. Friedel.

**) Eine quadratförmige sogenannte „Klippe"; die Schrift darauf verläuft nicht parallel zu den Rändern, sondern rechtwinklig quer durch. E. Friedel.

Mädchen und Frauen thaten Bänder hinein, dass man einst wisse, was dazumai in diesen Dingen für eine Mode geherrscht habe. Als dieses vorbei war, legten die Gewerke die Glasplatte wieder auf die Oeffnung, dass sie sehr gut gefügt war, dann wurde die Fügung, die rings um das Glas lief, mit einem dichten Kitte verstrichen, der erhärtet und dann keine Luft, keinen Regen und keinen Dunst durch sich hindurch lässt. Ueber der Glasplatte wurde der Deckel aus Marmor in seinen Falz gethan, und derselbe ebenfalls mit dem Kitte verklebt, worauf über der Platte der gewöhnliche Stein gelegt wurde, mit denen der ganze Gang und rings ein Streifen des Hofes gepflastert ist, dass man nicht mehr unterscheiden konnte, unter welcher Steile die Dinge ruhten, die man eben in die Erde gethan hatte."

In Berlin sind die Bauopfer früher sehr mannigfaltig gewesen: Hunde, Hasen, Hühnereier, Gefässe mit Wein, Bier, Meth oder Milch, sogar gedruckte Bücher.*)

In den Städten und Dörfern der Provinz Brandenburg findet man häufig, namentlich in den Kirchen auf der Erde Backsteine mit Hundestapfen, so dass der Pfotenabdruck des Thieres nach oben liegt, häufig als Banopfer verwendet. So sahen wir auf den Ausflügen des Märkischen Musenms z. B. in den Kirchen zu Wusterhausen a. d. Dosse, Jüterbog (Nikolaikirche), Diedersdorf, Kreis Teltow (gerade unter der Kanzel), Petershagen, Kreis Teltow (am Eingang einer vermauerten Thür) dergleichen Fliesen. Das Märkische Museum besitzt verschiedene dieser Hundestapfen- oder Hundetapfen-Steine, die teils durch Zufall entstanden sind, indem ein Hund freiwillig über den noch weichen Thon lief, oder durch Absicht, indem man einen Hund hinüber zu laufen zwang.

Den Beschluss dieser mit dem Bau-Ritual zusammenhängenden Gebräuche möge für diesmal die Wiedergabe eines gereimten Richtworts machen, welches der Maurerpolier Strese beim Richtfest des Lietzower Kirchturms bei Nauen (Ost-Havelland) am 17. Oktober 1863, nach gefälliger Mitteilnng u. M. des Herrn Rektor Monke, sprach.

Zum Werk, das hier in Gottes Namen
Begonnen ist mit schwacher Hand,
Hat Gott gesprochen jetzt sein Amen;
Ihr seht es hier im fert'gen Stand.
Vollendet ist der Turmbau hier,
Des Dorfes Schmuck und grösste Zier.

Zur Ehr' des mächt'gen Vaters droben,
Der mit uns ist, den wir jetzt loben
Und bitten: O! Herr der Welt

*) Gedrucktes wurde früher auch als zauberkräftig gehalten. Ich entsinne mich, dass eine alte Frau, als sie sah, dass ein Schütze ein gedrucktes Buch zerriss um ein Blatt als Pfropfen in seine Flinte mit dem Ladestock hineinzustossen, unwillig rief: es sei Unrecht, „Gottes Wort" so zu behandeln und aus der Flinte zu schiessen.
E. Friedel.

Giess Du von Deinem Himmelszelt
Von jetzt nur Heil und Segen aus
Hier über dieses Gottes-Haus,
Damit auch hier an jedem Tage
Dein Wort die besten Früchte trage.

Der Turm hier möge uns stets lehren,
Gott, unsern Vater, zu verehren;
Er rufe uns an jedem Tage,
Eh' wir gefühlt der Arbeit Plage,
Schon früh im Schimmer der Morgenröte
In's Kämmerlein zum stillen Gebete.
Wer Gott vertraut ist nie verzagt. —

Und geh'n wir des Abends fröhlich nach Haus,
Erfreut, dass die Sorge des Tages ist aus,
Dann mahnt uns der Turm durch der Glocken Klang
Zum tiefgefühlten und herzlichen Dank
Für alle die grossen und schönen Gaben,
Die wir durch Seine Güte haben.
Das Kreuz hier oben soll uns lehren,
Den Gottessohn hoch zu verehren,
Der für uns alle starb.
Hoch stehet dieses Kreuz — erhaben —
Weit über dem Getreibe dieser Welt,
Wie Christi Lehr' das Grösste was wir haben,
Die uns allein mit ihm zusammenhält.
So spricht der Turm in's irdische Leben
Ein steter Zeuge Gottes Ruhms;
Er mög' die Herzen zu Dir stets erheben.
Und hier befestigen die Lehr' des Christentums;
Dann wirst Du mächt'ger Gott das hier beschützen
Was wir mit schwacher Hand jetzt aufgebaut.
Es mögen dann donnern die Wetter und leuchten die Blitze,
Der Bau steht fest, weil wir Dir vertraut.
So lasst uns nun zum Schluss vor Gott hintreten
Und zu ihm freudig und innig beten:
„Vater unser" u. s. w.

(Vergl. hierzu meine Mitteilung Brandenburgia IV. S. 247.)

3. „Bei Gustav Kühn gedruckt in Neu-Ruppin." — Zur Ergänzung meiner Mitteilungen über die berühmte Bilderindustrie in der Sitzung vom 30. Januar 1901 (Brdb. IX. S. 484 flg.) mache ich noch folgende Angaben, die teils handschriftlichen Notizen der Firma teils einem Auszug aus der Papier-Zeitung Jahrg. 1891 entnommen und von den jetzigen Inhabern (seit 1892 Richard Gumprecht und Otto Meusel) zur Verfügung gestellt sind.

Die Firma Gustav Kühn wurde im Jahre 1775 von Johann Bernhard Kühn gegründet und hat vor 16 Jahren ihr hnndertjähriges Jubelfest gefeiert.

Im Hand-Koloriren der Neu-Ruppiuer Bilderbogen ist anscheinend ein gewisser Stillstand eingetreten. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, dass die Zuknnft der Bilderbogen-Herstellung mehr auf dem Gebiet der Maschinenarbeit liegt. Es wird vermntlich eine Zeit kommen, wo Farbensteindruck, oder, was wahrscheinlicher ist, Farbeubnchdruck an die Stelle des Hand-Schablonierens tritt. Ausätze in dieser Richtuug sind, wie wir später sehen werden, schon vorhanden, nnd es ist nicht nnwahrscheinlich, dass man im laufenden Jahrhnudert in Neu-Ruppin die gegenwärtig noch blühende Koloriertechnik bald nnr noch vom Hörensagen kennen wird.

Der erwähnte Gründer des Kühnschen Geschäfts, Johann Bernhard Kühn, errichtete 1775 in dem durch nachstehende Abbildung veranschaulichten Häuschen eine kleine Buchdruckerei. Er wandte sein Augeumerk schon früh auf die Herstellung sogenannter „fliegender" Blätter" mit humoristischen Darstellnngen, aus welchen die späteren „Bilderbogen" hervorgingen. Die ersten Arbeiten dieser Art waren durchweg in jeuer derben, steifen Holzschnittmanier ausgeführt, wie sie zn Ende vorigen Jahrhunderts üblich war. Nur wenige grelle Farben wurdeu gewählt und in breiten Flächen anfgetragen. Einige Beispiele von Bilderbogeu aus jener Zeit sind noch im Märkischen Museum zu Berlin vorhanden.

1787 wurde Nen-Ruppin durch einen grossen Brand heimgesucht, dem auch das Kühnsche Häuschen zum Opfer fiel. Friedrich Wilhelm II., der sich lebhaft für die Stadt interessierte, lieferte bei dieser Gelegenheit ein Zeichen erstaunlicher Opferfreudigkeit, indem er den abgebrannten Bürgeru Ziegel, Banholz und Baugelder znr Verfügung stellte. Die Stadt wnrde rasch wieder aufgebaut und bot nuumehr gleich allen nach verheerender Feuersbrnnst plaumässig wiederhergestellten Ortschaften einen um vieles erfreulicheren Anblick dar. Die dankbaren Bürger setzten später dem freigebigen Fürsten auf dem Marktplatz ein stattliches Bronze-Standbild.

Auch Kühns Geschäftshaus war stattlicher wieder aufgebaut worden, nud die Bilderbogenfabrikation nahm, angeregt durch die in den nächsten Jahrzehnten folgenden Kriegsereignisse, neuen Anfschwung. Soldaten- und Schlachtenbilder, Bildnisse der Fürsten und Heerführer, wahrscheinlich auch einige der ohne Druckfirma verbreiteten Karikaturen auf Napoleon gingen ans der Anstalt hervor.

Johanu Bernhard Kühn starb 1822. Sein Sohn nud Nachfolger Leopold Gustav Kühn, ist der eigentliche Begründer der Firma, welche noch heut seinen Namen führt. Während das Geschäft bisher in

der Hauptsache Buchdruckerei war und als solche verschiedensten Zwecken diente, gab er ihm jene bestimmte Sonderrichtung, welcher es seinen späteren Weltruf verdankt. Gustav Kühn war ein strebsamer Kopf. Er lernte in seiner Jugend bei Professor Gubitz in Berlin das Holzschneiden, besuchte gleichzeitig die Akademie, interessierte sich lebhaft für die damals neu erfundene Kunst des Steinzeichnens und Steindruckens, und richtete bald nach Übernahme des Geschäfts Steindruckerei ein. Durch Anwendung der leichteren, freieren lithographischen Technik erfuhren die Bilderbogen eine erhebliche Verbesserung. Obgleich aber Senefelder schon gegen Mitte der zwanziger Jahre lithographischen Farbendruck ausübte, wurde in Neu-Ruppin das Schablonen-Kolorierverfahren, in welchem die Arbeiter bedeutende Übung erlangt hatten, beibehalten.

Etwa vom Jahre 1830 an hatte Gustav Kühn einen tüchtigen Mitarbeiter an dem Hofmaler Bülow, dessen Sohn später ebenfalls mehrfach Bilderbogen-Zeichnungen lieferte. Die Bülows hatten Wohnung und Werkstatt im königlichen Schlosse zu Berlin; sie waren beide im Steinzeichnen geübt, und so kam es, dass eine Zeit lang die Platten zu den Neu-Ruppiner Bilderbogen aus dem stolzen Königsschloss an der Spree hervorgingen. Friedrich Wilhelm IV., der für Kunst und Kunsttechnik viel Sinn und Verständnis hatte, interessierte sich auch für den in seinem Schlosse betriebenen Kunstzweig und besuchte öfters die Werkstatt.

Weltberühmt ist die Firma aber hauptsächlich durch ihre bunten Bilderbogen geworden. Ihre eigentlichen Bilderbogen zerfallen in mehrere Hauptgruppen. Da giebt es solche mit zusammenhangloseu kleinen Bildern mit und ohne Text, Soldatenbogen, Märchenbilder mit begleitendem Text, humoristische Märchen-, Tier- und Pflanzenbilder, Ankleidefiguren, Modellierbogen, Theaterbilder, Gesellschaftsspiele u. s. w. Einige Bogen zeigen je ein farbiges und ein Umrissbild nebeneinander; sie sind zu Tuschübungen bestimmt; daneben giebt es Drachen- und Scheibenbilder, Vorlagen zu Laubsägearbeit und Kerbschnitt, Riesen-Ziehfiguren und lebensgrosse Tierbilder. Überall waltet nach dem alten Volksliede der Grundsatz:

„Bunte Farbe lieb' ich traun,
Sonderlich die rote."

Eine Abteilung für sich bilden die Spiele und Bilderbücher, die Zauber-, Traum- und Wahrsagekarten. Geheimnisvolle Dinge sind darunter, wie das „siebenmal versiegelte Buch" mit unfehlbarer Auslegung der Träume und die „Zauberkarten des Nostradamus", mit deren Hilfe man einer jeden Person sagen konnte, wie alt sie ist und wieviel Geld sie bei sich hat; ferner „Briefsteller für Liebende" mit wunderbaren, blumenreichen Briefen, und zahlreiche Komplimentierbücher.

Da ist zunächst ein Bogen, der durch Diagonalteilung in zwei Dreiecke zerlegt wurde. In jedem dieser Dreiecke befindet sich inmitten einer Umrahmnng ein Marienbild von jener sonderbaren kegelförmigen Gestalt ohne Füsse, wie sie nach altem Herkommen als Sinnbild für Bergkapellen gewählt wird, ferner eine Kirche, verschiedene rote, blaue nnd grüne Engel nnd ein Wallfahrerzug. Wie die holländische Unterschrift besagt, haben diese Dreieckzipfel Bezng auf Wallfahrten. Sie werden ansgeschnitten nnd von den Wallfahrern an ihren Stöcken befestigt. Mit solchen Fähnchen zieht dann die fromme Bruder- und Schwesterschaft singend nnd betend vom Wallfahrtsort nach Hause.

Ein anderes Stück der Sammlung von kultnrgeschichtlichem Interesse ist die sogenannte „Rockenbinde". Das ist ein auf dünne Lederpappe gezogenes Blatt von 17 zu 50 cm, umgeben von einem grünen, gestrichenen Rande. Die Vorderseite ist in drei Felder geteilt, in deren mittelstem ein kosendes Liebespaar dargestellt ist. Der männliche Teil ist ein Husar unbekannter Landeszugehörigkeit, anscheinend ein österreichischer, der weibliche ein sanft dreinschauendes Bauernmädchen. An den Seitenfeldern befinden sich grosse rote flammende Herzen, von Amoretten gehalten, nnd inmitten eines Kranzes von Rosen Verse, welche die Unwiderstehlichkeit der Soldaten besingen. Ein langes, nnmittelbar auf die Pappe gedrucktes Gedicht auf der Rückseite erläntert die Bestimmnng des Blattes. Johann ist ans der Stadt zurückgekehrt und lässt in der Spinnstube die Mädchen raten, was er mitgebracht hat. Wers rät, soll das Geschenk haben. Dörte rät auf ein Tnch, Sophie anf ein neues Kleid. Letzteres wird indes von Regine, die einen tiefen Blick in die wirtschaftlichen Verhältnisse des Herrn Johann gethan zu haben scheint, lebhaft bestritten:

Nun ja! Regine spöttisch sagt,
Dazu hätt' er auch Geld!
Umsonst Ihr Euch mit Raten plagt,
Was mir so leicht einfällt;
Ein Ring ist es, nichts als ein Ring,
Den hat er mitgebracht! —
Allein Regin', das kluge Ding,
Ward tüchtig ausgelacht.

Also auch ein Ring war es nicht. Endlich, endlich errät es Johanns Herzenskönigin:

Da hebt Maria schüchtern an,
Indem sie dreht ihr Rad
Und fragt: »Ist es vielleicht, Johann,
Ein neues Rockenblatt?«

Das wars und Marie bekommt sowohl das Blatt als anch den Geber.

Der Zweck eines Rockenblattes besteht darin, dass es nm den Rocken, jenes Flachsbündel, aus welchem beim Spinnen die Fäden

herausgezupft werden, gewickelt nnd mit einem farbigen Bande festgebunden wird. In einzelnen dentschen Landesteilen wird nämlich noch vielfach mit dem Rocken gesponnen, so z. B. in der Lansitz, in Pommern, Mecklenburg, dem Schwarzwald n. s. w.

Weitere interessante Stücke in der Sammlung sind ein Stickmnsterbüchlein, in dessen rot überzogenen Deckel ein Spiegelchen von der Grösse eines Markstücks eingelassen ist, nnd eine Zappelfigur in Gestalt einer bayerischen Kellnerin. Wenn man an der „Strippe" zieht, schwingt das holde Wesen in jeder Hand ein Viertel-Dutzend Maasskrüge, zeigt die Zähne und verdreht die Augen. Solche Zappelfiguren werden namentlich nm die „Bockzeit" in Bierhäusern von Hausierern verkauft.

Auch einige Bogen Pfefferkuchenbilder, wie man sie in Verbindung mit Pfefferkuchenpäckchen anf allen Jahrmärkten sehen kann, sind in der Sammlung vertreten. Sie handeln viel von Liebe nnd ewiger Treue, von Küssen nnd der unbezwinglichen Zaubermacht schwarzer Angen.

Vielbegehrte Lagerartikel der Firma sind ferner die für ländliche Wirtshäuser bestimmten Kneipbilder. Auf ganzen Bogen sind die Wirtshausscenen verschiedener Art: die Heimkehr des Berauschten, sein Empfang durch die „bessere Hälfte" u. s. w., meist recht drastisch dargestellt. Einladungen zu möglichst ergiebigem Biergennss und die eindringliche Mahnung: „Hier wird nicht gepumpt" reihen sich an. Als Gegenstücke hierzu finden sich Heiligenbilder und Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Auch lebensgrosse Brnstbilder bekannter und berühmter Persönlichkeiten, so z. B. des Kaisers und der Kaiserin, sind, teilweise in recht guter Ausführung, vertreten.

Vom Standpunkt der Geschichte heimatlichen Gewerbefleisses und der Volkskunde wird unsere Brandenburgia auch ferner gern anteilnehmen am weitern Erblühen der alten Firma Gustav Kühn in Neu-Ruppin.

4. Den Schutz des Waldes und überhaupt der seltenen heimischen Pflanzen, ingleichen die Herausgabe eines forstbotanischen Merkbüchleins — vgl. in unseren Monatsheften IX. 10, 258, 384, 481, 483 und 481 — betreffen die nachfolgenden Schriftsätze.

An den Vorstand des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg richtete ich zunächst folgendes amtliche Schreiben am 18. Januar d. Js.:

Berlin, den 18. Jannar 1901.

In der Angelegenheit betreffend die Inventarisierung, Klassierung und Beschützung der zu den natürlichen Denkmälern zu rechnenden seltenen Pflanzen, insbesondere Bäume, Baumgruppen u. dgl., ersuchen wir den Vorstand, sich gefälligst dahin verwenden zu wollen, dass ein forstbotanisches Merkbüchlein thunlichst genau nach dem vortrefflichen Conwentzschen für die Provinz Westpreussen recht bald für

die Provinz Brandenburg und für den praktischen Gebrauch in weitesten Kreisen hergestellt, selbstverständlich auch auf den politisch nicht zur Provinz Brandenburg gehörigen Stadtkreis Berlin ausgedehnt werde.

Die Herausgabe eines grösseren Prachtwerkes über denselben Gegenstand ist gewiss auch recht wünschenswert, kommt aber erst, als bei weitem nicht so dringlich, in zweiter Linie in Frage.

In dem Conwentzschen Werk ist übersehen worden, die interessanteren Hexenbesenbäume (insbesondere die durch Exoascus hervorgerufenen Bildungen) in die Inventur und den Schutz mit einzuziehen. Wir ersuchen, bei dem forstbotanischen Merkbüchlein für Brandenburg und Berlin auch die wichtigsten mit stattlichen Hexenbesen ausgestatteten Bäume mit zu berücksichtigen.

Eine Vermengung mit der Inventur, Klassierung und Schützung der denkwürdigsten Geschiebeblöcke und sonstigen interessanten geologischen Vorkommnisse, wie sie die im übrigen hochschätzbare Arbeit des Herrn Professor Jentzsch für Ostpreussen enthält, bitten wir dringend, abzulehnen.

Diese geologischen Gegenstände verdienen in ein besonderes Merkbüchlein aufgenommen zu werden.

Märkisches Provinzial-Museum. Die Direktion E. Friedel.

Dem Schreiben vom 18. Januar schloss sich demnächst unter dem 1. v. M. folgender diesseitiger Antrag an.

Den in der Zuschrift des Märkischen Provinzial-Museums vom 18. Januar d. J. ausgesprochenen Grundsätzen ist die Brandenburgia in ihrer Sitzung vom 30. Januar d. Js. auf Grund eingehender Erörterung einstimmig beigetreten und wird auch unsererseits gebeten, zuvörderst die Herstellung eines Merkbüchlein nach Analogie des Westpreussischen betreiben zu wollen.

Vorstand der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

Der erste Vorsitzende. gez. Friedel. Geheimer Regierungsrat.

Auf beide Zuschriften ist folgende Antwort am 13. d. M. ergangen.

Botanischer Verein der Provinz Brandenburg. Berlin W, den 13. März 1901. Grunewaldstr. 6/7.

Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Für die Teilnahme, welche die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums wie die Brandenburgia der Herausgabe eines forstbotanischen Merkbuches schenkt, im Namen des Botanischen Vereins bestens dankend, beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, dass die beiden unter dem 5. Februar d. Js. hier eingegangenen Schriftstücke in der Kommissionssitzung am 8. d. Mts. zur Vorlesung ge-

kommen sind, und dass in Übereinstimmung mit den darin ausgesprochenen Wünschen beschlossen wurde, von einer Aufnahme der erratischen Blöcke abzusehen und das Format des herauszugebenden Werkes ganz so wie das des Herrn Prof. Dr. Conwentz zu gestalten. Der Anregung, auch Hexenbesen (Exoascus) zum Gegenstand einer Fragestellung zu machen, wurde keine Folge gegeben, dagegen es für notwendig erachtet, ausser einer Aufzählung, Beschreibung, eventuell auch Abbildung seltener, alter oder merkwürdiger Bäume zu geben, daneben auf ausgezeichnete Standorte wichtiger und charakteristischer Pflanzengemeinschaften hinzuweisen. Der Regierung soll durch letztere an die Hand gegeben werden, bestimmt zu bezeichnende Moore, Haideflächen, Waldparzellen, Sumpfgelände etc. nach Möglichkeit für intakt zu lassende Schutzgebiete zu erklären, für Zufluchtstätten, in denen sich die bedrohten Vertreter einer ehemaligen arktischen Flora, der früheren Steppenvegetation u. s. w. dauernd zu erhalten vermögen.

Nachdem von Seiten des Provinzial-Ausschusses, des Kultus- und Landwirtschafts-Ministeriums die nötigen Mittel bewilligt sind, habe ich die zur Verteilung gelangenden Fragebögen ausgearbeitet und dem Oberpräsidenten eingesandt. Es ist demnach zu hoffen, dass das Unternehmen gesichert ist und zu einem gedeihlichen Abschluss kommen werde.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

gez. Georg Volken.

5. Das Dorf Eichholz mit den zwei grossen Eiben (Taxus baccata L.) bei Finsterwalde, Kreis Kalau, wurde von mir und Herrn Pfleger H. Maurer am 9. Juni 1897 besucht. In dem stattlichen Dorf sind mehrere Wohnhäuser und Scheunen im altwendischen Blockhaus-Verbande aus Kiefernholz erbaut.

Die Kirche hat ihren Turm 1876 durch Sturmwind verloren, und ist zum Ersatz neben der Turmseite ein besonderer, niedriger Glockenturm erbaut. Die Glocken sind neueren Datums ohne geschichtliches Interesse. Die Kirche ist gotisch mit einer sehr altertümlichen schmalen Thür, darin ein uraltes hölzernes Kastenschloss mit sehr grossem, nicht hohlem, eisernem Schlüssel. Das Mauerwerk besteht aus gespaltenen, an den Gebäudeecken rechtwinkelig bearbeiteten Feldsteinen, meist Granit; aus gleichem Baustoff sind die eigentümlich abgetreppten Giebel hergestellt. Inwendig zeigt sich eine Balkendecke. Das Gestühl und Gebälk ist erst nach dem 30jährigen Kriege hergerichtet; rohe Bauernmalerei am Altar und an der Kanzel. Auf dem Kirchboden drei einzelne bemalte weibliche Heiligenfiguren. Der Pastor, Herr Redlich, wohnt in Lugau bei Dobrilugk.

Später, aber sicherlich noch vor dem 16. Jahrhundert ist die Aussenmauer der Kirche mit derbem, steinhart gewordenem Putz übertragen und gleichzeitig dieser Putz in quadratische Streifen, die zum Teil — wie die Wecken im bayerischen Wappen — rautenförmig schief verlaufen, roh eingeteilt worden.

In diesem jetzt, wie gesagt, steinhart gewordenen Putz sind, sicherlich schon in katholischer Zeit, eine Menge Weihnäpfchen, darunter die bekannten bis zu einem Fünfmarkstück grossen halbkugelig-kesselförmigen Vertiefungen absichtlich eingerieben. Offenbar musste man dies weichere Material nehmen, weil die Feldsteine der Mauer zu hart waren.

Nun zu den zwei berühmten, aber in der weiteren forstbotanischen Welt wenig bekannten uralten Eiben.

Von Finsterwalde aus gesehen auf der linken Seite der Dorfstrasse steht zunächst eine Eibe — die Dörfler sprechen „Ibe“ — auf dem Daunenbergschen Gehöft. Dieselbe ist leider am 1. Juli 1866 teilweise durch Feuer beschädigt und grünt seither nur noch aus einem Stammteile. Dieser Baum hat den bei der Eibe, wo sie im Dickicht steht, so gewöhnlichen strauchartigen Wuchs trotz seiner Grösse und jetzigen isolirten Stellung beibehalten. Dieser Taxus ist männlich. Bei 80 cm über der Erde Stammumfang 4,5 m, bei 1,25 m über der Erde Stammumfang 2,25 m, Höhe des Baumes ca. 7,5 m. Der Baum teilt sich bald über dem Gelände in mehrere Stämme. Der Boden erwies sich leidlich feucht.

Ein ganz anderes Bild bietet die zweite Eibe, deren Abbildung ich auf dem beigefügten Blatt wiedergebe.

Dieser herrliche Baum ist kerzengerade gewachsen, durchaus kräftig und gesund. Er ist weiblich — viele Samenkörner desselben lagen am Boden umher. Dieser Baum wird von den Leuten „unsere Ceder“ genannt. Er steht auf einem zweiten linksseitigen Bauerngehöft, in weit trocknerem Boden gewachsen; daher wohl zum Teil sein schlanker Wuchs. Nach Mitteilung des Besitzers, Herrn Haeselich, finden sich von den Früchten herrührend verschiedene Pflanzlinge in seinem Hausgarten. Bei 1 m über der Erde beträgt der Stammumfang 3,50 m, bei 2,90 cm ist die erste Astabzweigung. Die Höhe der Eibe erreicht 11,75 m.

Herr Kustos Rudolf Buchholz erwähnt in seiner Chronik der Berliner Schützengilde, wo er von dem Wert des Eibenholzes zu Bogen spricht (Archiv der Brandenburgia 3. Band S. 6), dieser Eiben mit 2 Zeilen. Die Abbildung verdanke ich dem Herrn Archidiakonus Schlobach in Finsterwalde. Auf dem Bilde steht links eine alte Frau, Herrn Haeselichs Grossmutter, rechts der Lehrer Otte und eine Nachbarin.

Erfahrungsgemäss leiden die vereinzelt bei Kirchen und in Gärten stehenden grossen Eibenbäume dadurch, dass Zweige zu Totenkränzen

Digitized by Google

von ihnen abgeschnitten werden. Auf diese Weise hat z. B. die im Pfarrgarten zu Zingst auf der gleichnamigen Ostsee-Insel (Neu Vorpommern) stehende gewaltige uralte Eibe, wie ich an anderer Stelle vor Jahren geschildert, ein höchst trauriges und seltsames Anssehen bekommen.

Hier in Eichholz werden Taxuszweige umgekehrt gerade bei freudigen Ereignissen z. B. zu Hochzeitskränzen verwendet.

Ich teile diesen Beitrag zu einem brandenburgischen forstbotanischen Merkbüchlein in der Hoffnung mit, dass die Eichholzer Eiben uns noch um Jahrhunderte überleben mögen. Sonst zu vergleichen über die Eibe Brandenburgia I 90, 151; VII 252, 488; VIII 31; IX 197 und 327.

5. Staub- und Blutregen in der Mark Brandenburg. Am 11. d. M. ist in Berlin und seiner Umgegend z. B. anf der Sternwarte des Direktors Archenhold in Treptow und in vielen anderen Teilen nnserer Provinz z. B. Sommerfeld ein gelblich bis rötlich gefärbter Staubfall beobachtet worden, der in meteorologischer wie volkskundlicher Beziehung mancherlei Bemerkenswertes bietet. Dieser Stanbfall, teilweise mit Regen vermischt, ist auch in Mecklenburg, in Schleswig-Holstein bis nach Jütland beobachtet worden, wo man zunächst an vulkanischen Staub, vom Hekla auf Irland herrührend, dachte. Es zeigte sich aber, dass dies Phänomen zur gleichen Zeit oder noch einen Tag früher im Süden und bis nach Sizilien vorkam, nnd dass die Beobachtungskette von dort bis Skandinavien reicht, wobei das Phänomen je weiter nach Norden nm so schwächer wurde.

In der Ges. für Erdkunde zu Berlin berichtet Dr. Meinardus vom Meteorologischen Institut über den Stanbregen. Am 11. März, so erklärte M., wnrde in der Provinz Brandenburg der Staubfall von 9—11 Uhr vormittags beobachtet. Von Tunis ab, wo am 10. eine Depression einsetzte, ergiebt sich eine Lnftlinie von 2200 bis 2300 km nnd eine Geschwindigkeit von 54 km in der Stunde für die Fahrt des Staubes. Man nahm Saharastaub an, doch ist die nördliche Bahn selten; dieser Stanbregen bleibt sonst zumeist im Mittelmeer-Gebiet oder erscheint in Russland. Eine genaue Untersuchung im hiesigen Meteorologischen Institut wird stattfinden. Freiherr v. Richthofen meinte, die Ursachen auf Lateritstanb aus dem Süden, wo Trockenheit sei, beziehen zn sollen.

Am auffallendsten machte sich der Staubfall natürlich auf den Schneefeldern der Alpeu als sogen. roter Schnee oder Blutschnee bemerkbar. Professor Dr. Dölter verlautbarte darüber folgende Bemerkungen in der „Grazer Tagespost“:

„Wie schon vor vielen Dezennien Ehrenberg gesagt hat, giebt es zwei Arten roten Schnees, von denen der eine seine Färbung Organismen

verdankt, während der andere durch Mineralpartikelchen gefärbt ist; zu letzterer Gattung gehört der jüngst gefallene. „Ich habe", führt Dölter aus, „zuerst von dem Bezirkstierarzt Bernhard Fest in Murau Proben von dort erhalten, weitere durch Professor Dr. R. Hoernes zur Untersuchung bekommen. Die Farbe der mir zur Verfügung gestellten Proben war braunrot; aus anderen Gegenden wurde über eine gelbbraune oder gelbe Färbung berichtet; in Sizilien soll der Regen blutrot gewesen sein. Der färbende Bestandteil ist aber, soweit aus den eingesandten Proben hervorgeht, stets derselbe; es sind wohl die verschiedenen Farben, abgesehen von dem subjektiven Moment, erstens auf das Mengenverhältnis des färbenden Bestandteiles, zweitens auch auf die Beleuchtung des Schnees zurückzuführen.

Das Färbemittel ist Eisenoxydhydrat, Brauneisen oder Eisenocker, wie er in den meisten mineralischen Sanden in geringer Menge vorkommt, während in den Tropensanden eine bedeutendere Menge desselben eine intensivere brannrote Färbung bedingt. Durch Verwitterung entsteht in vielen tropischen Gegenden Afrikas und Asiens eine eigentümliche rote bis braunrote Erde, die einen starken Gehalt an Eisenoxyhydrat zeigt und Laterit genannt wird. Sie entsteht aus verschiedenen Gesteinen, durch Verschwinden von Feldspat, Quarz und Bildung von Eisen- und Thonerdehydraten. Ich sammelte selbst in Westafrika solchen Laterit; sein Färbemittel hat mit dem des Schnees manche Ähnlichkeit.

Die Untersuchung des Sandes, der dem Schnee beigemengt war, zeigte neben dem roten Bestandteil, der im durchfallenden Licht unter dem Mikroskop bräunlichrot, gelblichrot, seltener blutrot erscheint, noch einige undurchsichtige Partikelchen von Eisenglanz, die aber in dünneren Partien ebenfalls blutrot erscheinen, dann in geringer Menge Quarzbruchstücke, dagegen viel Glimmerblättchen, Feldspat und ziemlich viel kohlensauren Kalk, der am Aufbrausen mit Säure sofort erkenntlich ist; auch Mischungen von dichtem Kalcit (ohne Krystallform) mit Eisenocker kommen vor. Alle diese Bestandteile erklären sich leicht als Verwitterungsgruss von Graniten, Glimmerschiefern und dichten Kalksteinen, die wahrscheinlich stärker eisenhaltig waren. Demnach haben wir es mit einem Wüstensand zu thun, zu dem sich noch ein Bestandteil gesellt, der unter dem Mikroskop sofort ins Auge springt: Salzkrystalle in Würfeln, die offenbar auf dem Flug über das Meer mitgerissen wurden. Der Sand stimmt übrigens zum grössten Teil überein mit einem Schlammregen, der im Jahre 1885 bis Klagenfurt fiel. Mit vulkanischem Schlammregen hat das beobachtete Phänomen, wie aus der Untersuchung der Gemengteile hervorgeht, wohl nichts gemeinsam."*)

*) Auch Meteorstaub ist zeitweilig für die Färbung des Staub- und Blutregens verantwortlich gemacht worden. Das erstreckt sich sogar, wie nachfolgendes Citat erweist, auf andere Planeten.

Was diesen von Dr. Dölter erwähnten Laterit anlangt, so bemerke ich, dass er zweifellos auch in einzelnen nichttropischen Gegenden der Erde vorkommt. So habe ich in der Nähe von Abbazia im österreichischen Küstenlande gewaltige Ablagerungen von Laterit, „rote Erde" (terra rossa) über dem harten ausgewaschenen Karst-Kalkstein gesehen und in meinem Tagebuch vom 15. Mai 1895 darüber folgendes bemerkt: „Am Nachmittag nach Lovrana mit Dampfer gefahren und dann den istrischen Strand noch weiter nach Süden verfolgt. Der Uferweg wird immer höher und höher zum Adriatischen Meer hin abfallend. Dann erscheinen ungeheure Abstürze, Draga genanut, der roten Erde (terra rossa) welche sich bis zum Meer erstrecken und zu mehreren hundert Metern erheben. Schlünde, Spalten und Löcher sind darin in phantastischer Weise ausgewaschen. Da, wo ein Stein aufliegt oder die Klammerwurzeln festeren Buschwerks in der Roterde haften, bilden sich Erdpyramiden, ähnlich wie bei Bozen, nur mit breiterer pyramidaler Basis, nicht so säulenartig schlank wie bei Bozen und wie nahe Innsbruck bei Patsch." Regen und Wind führen die lockere fruchtbare lateritische Roterde nach unten; setzt nun eine Bora oder ein sonstiger Wirbelsturm, wie sie auf dem Karstgebiet und in Istrien bis zum Meere hinunter mitunter in furchtbarer Wut hausen, ein, so werden die roten Staubmassen trombenartig in die Luft gerissen, schlagen sich weit und breit mit Regengüssen nieder und bilden gelegentlich das Phänomen des Blutregens.

Gleichwohl glaube ich diese terra rossa diesmal nicht als die Ursache unseres Blut- und Staubregens anklagen zu dürfen, denn die Färbung war — wie schon angedeutet — je weiter nach Süden, je intensiver, für Europa in Sizilien am dunkelsten. Es bleibt also auch nach meiner Meinung das Wahrscheinlichste, den Ursprung des Phänomens vom 10. und 11. d. M. in Afrika zu suchen.

Im Volksglauben spielen, wie man sich leicht denken kann, die Blutregen eine grosse Rolle. Der alte Bekmann (Hist. Beschreibung der Chur und Mark Brdb. 1751 S. 529 flg.) weiss natürlich auch davon zu berichten. So hat eines Müller's in Grossmantel Magd auf ihren Kleidern mehrere Tage Blut i. J. 1675 gehabt. Sie hätte auch ein Gesicht von zwei Reutern gegen Norden bemerkt und wäre endlich durch eine lange weissgekleidete Person gewarnet worden, das Blut nicht abzuwischen, sondern den Thatbestand den Gerichten anzuzeigen.

„Was die rötliche Färbung der Oberfläche (der Schneezonen des Mars) betrifft, so meint Schmidt, dafür Meteorstaub verantwortlich machen zu können, dessen Anwesenheit in unserer Atmosphäre durch Einschmelzen ungeheurer Schneemengen in den Nordpolregionen durch Nordenskjöld nachgewiesen worden ist."

Hnatek in der Naturwiss. Wochenschrift XVI, S. 118.

Vgl. über den Blutregen auch Dr. E. Less in der Naturwissensch. Wochenschrift No. 16, S. 186, Bd. XVI, 1891. E. Friedel.

Nachdem der Magister Friedrich Madeweis hierüber eine erbauliche Epistel in wohlgesetztem Latein verfasst, kam heraus, dass sich die Mühlknappen ein Spässchen gemacht und der sehr einfältigen Magd das Blut mit einer Wurstspritze appliziert. Angelus Marchicus berichtet von Blutregen in den Jahren 1541, 1588 und 1596. Bekmann giebt auch eine ziemlich vernünftige Erklärung des Blutregens, den er mit rotem Erdstaub in Verbindung bringt. Er führt auch nach Peiresc als möglich an, „dass solche Farbe vom geschmeiss und unflath gewisser sommervögel herrühre, welche einen röhtlichen unflaht fallen lassen.“*)

Bekmann erwähnt noch folgende Beobachtung:

„Sonst hat man A. 1737 am h. abend vor Weihnachten bei Strausberg wahrgenommen, dass der Strausssee daselbst ganz roht ausgesehen, als wäre das wasser mit Bluht vermenget. Bald ging die rede, der See bei Straussberg wäre Bluht geworden. Nachdem das wasser verschiedentlich untersucht worden: hat zwar wollen gemuhtmasset werden, dass es von einem im grunde blühenden kraut- oder wurzeln herrühre, allein der wahre grund hat gesteckt in den dabei gelegenen Ellern,**) welche ausgehauen worden, da sich aus den wurzeln und spähnen ein saft abgeweichet, der nach und nach durch die erde in den See gedrungen, und weil es subtile holztheilchen gewesen, solche sich oben gesetzet, und die farbe verursachet; wie sich solches gezeiget, wann man wasser davon in einem glase stehen lassen. Dann da hat sich oben das roht wie eine feine faule feine borke gesetzet. — Der Hr. D. Gleditsch, der diese sache untersuchet, hat befunden, dass die am Strausssee gelegene Elsenbrücher, deren quellen sich in den See ergiessen, verschlamt, verstopft, und in langer zeit nicht recht gangbar gewesen, und da sie auf einmahl aufgeräumet worden, durch eingefallenen anhaltenden regen auf einmahl eine grosse menge von einer zarten rohten Eisenerde, wie die sublimation mit ⊖x gezeiget, welche mit leichtem schlamm vermenget gewesen, in den See geführt worden, wodurch die rohte Farbe entstanden. Ein gallertartiges gewächse aber, welches beim Linnaeus Flor. Suec. 369. Tremella plicata undulata, sonst aber vom Gemeinen Mann Sternenbutz genannt wird, hat die bluhtige lappen im wasser vorgestellet: welches derselbe auch bei dem Dorfe Johannesfelde in dem Wiesengraben und in Gerlsdorf an den quellen bemerket. Ob es mit einem See bei Zollnow unweit Soldin, der 1629 31. Mai auch bluhtig soll ausgesehen haben, gleich bewandnüss habe, lässet man dahin gestellt sein.“

Dazu sei bemerkt, dass ich am 9. Oktober 1898 mit der Pflegschaft des Märkischen Museums den Pfuhl bei der Stadtstelle im Blumenthal bei Straussberg (vgl. Jahrg. IX 258, 348, 481) blutrot

*) Vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten, XLI. Jahrg. Frkf. a. M. 1900 S. 396 flg. E. Friedel. Der Polyhistor Peiresc ein Tierkenner und Tierfreund des 16. und 17. Jahrhunderts.“ E. Friedel.

**) Vergl. meine Beobachtungen im Amts- oder Mariensee bei Kloster Chorin, den ich von Erlenwurzeln am 21. Juli 1895 stellenweis rot gefärbt fand. Brandenburgia IX. S. 292. E. Friedel.

gefärbt und zum Teil wie mit blutigen Laggen bedeckt fand. Auch diese Erscheinung würden Abergläubische mit einem Blutregen in Verbindung bringen, namentlich wenn etwa ein Wirbelwind mit Regen von diesem blutigen Wasser etwas herausreissen und in der nähern odern weitern Umgegend verbreiten sollte.

Krieg, Pestilenz, Aufruhr wurden wie überall, so in der Mark Brandenburg, mit dieser auffallenden und immerhin recht seltenen Erscheinung in Verbindung gebracht, wie man aus den vielerlei Aufzeichnungen gedruckter und zum Teil noch ungedruckter Chronisten ohne Schwierigkeit nachweisen könnte.

7. Das Brockengespenst in der Provinz Brandenburg. Eine zweite interessante meteorologische, zu den Seltenheiten gehörige Erscheinung teilt die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ unter dem 25. Februar 1901 mit. — Die bekannte Erscheinung des Brockengespenstes ist bisher ausschliesslich in gebirgigen Gegenden beobachtet worden und speziell auf dem besonders nebelreichen Brocken, welcher dem Phänomen auch den Namen geliehen hat. An und für sich liegt natürlich kein Grund vor, weshalb die Erscheinung, deren Entstehungsursachen als bekannt, vorausgesetzt werden dürfen, nicht unter gleichen günstigen Umständen auch im Tiefland vorkommen sollte. Doch war bisher kein derartiger Fall bekannt geworden. Nun berichtet Professor Dr. H. Bork aus Friedenau bei Berlin, dass er das Brockengespenst in der Morgenfrühe des 19. Juli 1900 auf der Chanssee zwischen Crossen a. O. und Grünberg i. S. beobachtet habe, also im ausgesprochenen Tiefland.

Die Chaussee läuft an der genannten Stelle zwischen den feuchten Oderwiesen hindurch und ist gegenüber dem umliegenden Terrain erhöht. Die Wiesen waren, als Prof. Bork mit seinem Sohn auf einer Radtour daran vorbeifuhr, von einem tischhohen Morgennebel bedeckt. Es war 4 Uhr 15 Min. Morgens, als die eben aufgegangene Sonne die Gestalten der vorbeifahrenden Radfahrer als scharfe Silhouette der Nebelwand abzeichnete. Die Radfahren stiegen ab und beobachteten, dass die Köpfe der Schattenbilder von farblosen, prachtvoll leuchtenden Aureolen umgeben waren; auf diesen folgte ein weiterer, schöner, regenbogenfarbener Ring, dessen Rot nach aussen gekehrt war. Die benachbarten Chausseebäume warfen merkwürdigerweise keinen Schatten, trotzdem die Schattenbilder der beiden Beobachter so deutlich waren, dass die 5 Finger der emporgehaltenen, gespreizten Hand auf dem Nebel deutlich zu erkennen waren.

Die Erscheinung währte etwa eine Minute, dann verschwand sie mit der steigenden Sonne, welche nach wie vor am wolkenlosen Himmel strahlte, während der weisse Morgennebel auch weiterhin die Wiesen bedeckte.

8. **Volkstümliche Schifffahrts- und Fischerei-Ausdrücke in der Provinz Brandenburg.** Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft versendet auf Anregung des Herrn Geheimen Regierungsrats Dr. A. Voss vom hiesigen Kgl. Völkermuseum den Ihnen hiermit vorgelegten, auf die volkstümliche Schifffahrt bezüglichen Fragebogen. Da die sozusagen „künstliche" Schifffahrt die alte deutsche Schifffahrt naturgemäss immer mehr verdrängt, so gehen auch die Erinnerungen an die alten Schiffsformen und Schiffsgeräte sowie die technischen Ausdrücke mehr und mehr verloren.

Es ist deshalb die von Herrn Voss sehr zweckmässig angestrebte Niederlegung der alten Formen und Kunstausdrücke ein so dankenswertes Unternehmen, dass wir dasselbe von Seiten der Brandenburgia gewiss bereitwilligst unterstützen werden. Unter Zustimmung des Herrn Voss bringen wir deshalb den Fragebogen mit Rücksicht auf den Umfang unserer Provinz zum Abdruck und bitten alle bezüglichen Angaben an das Märkische Museum Berlin SW, Zimmerstrasse 90/91 baldmöglichst gelangen zu lassen.

Folgendes ist zu beantworten, thunlichst unter Angabe der betreffenden Maasse.

I. Vorkommen.

Provinz Brandenburg.

1. Kreis, 2. Ort, 3. Gewässer (See, Fluss).

II. Schiffsform.

1. Einbaum (ausgehöhlter Baumstamm)? 2. Plankenboot?

a) Vorderteil (Bng). aa) Seitenansicht:

α) horizontal, β) gehoben (hochgeh.)

bb) Draufsicht: α) gerade; β) winkelig.

αα) ββ) αα) stumpfwinkelig ββ) rechtwinkelig γγ) spitzwinkelig

γ) rund δ) scharf ε) bauchig

b) Vordersteven:

α) gerade, αα) schräg nach obengehend; — αβ) senkrecht;

β) gekrümmt, αα) nach innen (concav); — αβ) nach aussen (convex).

c) Hinterteil (Heck). Die in Betracht kommenden Formen sind diselben, wie alle des Vorderteils (Bugs).

aa) Seitenansicht:

α) horizontal, β) hochgehend (gehoben); —

bb) Draufsicht:

α) gerade, β) winkelig; — αα) stumpfwinkelig, αβ) rechtwinklig, γγ) spitzwinkelig; — γ) rund, δ) scharf, ε) bauchig.

d) Hintersteven:

α) gerade, αα) schräg nach oben gehend; — αβ) senkrecht; — β) gekrümmt, αα) nach innen (concav); — ββ) nach aussen (convex).

e) Schiffsboden:

α) horizontal (eben), β) rund, γ) scharf, δ) mit Kiel, ε) ohne Kiel.

f) Schiffswand:

α) senkrecht, β) schräg n. aussen, γ) schräg n. innen, δ) winkelig, ε) bauchig.

g) Bauart:

α) Einbaum, αα) ohne erhöhte Seitenwand; — αβ) mit erhöhter Seitenwand; —

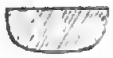
β) Plankenboot, αα) mit glatter Wand, wobei die Planken stumpf aufeinander gesetzt sind (Krawelbau); —

ββ) Klinkerbau, wobei die Ränder der Planken dachziegelförmig übereinander gehen und durch Nieten miteinander fest verbunden sind;

γγ) Zahl der Plankengänge (der vom Kiel aufwärts übereinander befestigten Plankenreihen); — δδ) sind Holz- oder Metallniete oder Stricke verwendet? — εε) welche Form haben die Niete?

h) Innenbau:

α) hat das Fahrzeug Querwände („Schotten")? αα) halbe, bis zur halben Höhe der Wand; — αβ) ganze, bis zum oberen Rande der Wand

αα) ββ)  ; — γγ) wie viele von jeder Art? — β) hat es Spanten (Rippen)? wie viele und wie weit von einander entfernt? γ) hat es Sitzbänke („Duchten")? wie viele und wie weit von einander entfernt?

i) Hat das Boot α) einen ringsherum laufenden Dollbord oder β) nur Verstärkungsklötze für die Dollen? γ) Zahl der Dollen Widerlager für die Ruder).

k) Ist das Boot α) ganz offen? β) teilweise gedeckt? αα) vorne? ββ) hinten? γγ) in der Mitte? γ) ganz mit Verdeck versehen?

III. Fortbewegung durch:

a) Zug von Menschen oder Tieren, b) Stossen oder Schieben mit Riemen oder Stangen („Staaken"), c) Rudern, d) Segeln.

IV. Steuerung. Wie wird das Boot gesteuert?

a) mit Ruder („Steuer")? α) wie ist es am Schiffshinterteil befestigt? β) ist die Ruderpinne übergestreift? oder γ) durch den Ruderkopf gesteckt?

b) mit Seitenruder am Steuerbord? α) wie ist dies befestigt? β) welche Form hat es? c) wird das Boot mit einem Riemen gesteuert? in welcher Weise? d) ist es mit einem Schwert versehen? α) auf einer Seite? β) auf beiden Seiten? γ) in der Mitte? δ) sind die Schwerte fest mit der Schiffswand verbunden?

V. Takelung.

a) Zahl der Masten, b) Benennung der Masten, c) Stellung der Masten senkrecht oder geneigt, d) haben sie Wanten? e) sind Bugspriet und f) Klüverbaum vorhanden? g) Zahl und Benennung der Segel: α) sind es Raasegel oder β) Sprietsegel? γ) Seitensegel mit Giek und Gaffel? δ) Lateinische Segel, dreieckig mit schräger Raae? ε) wie viel Focksegel sind vorhanden? ζ) werden Toppsegel geführt? η) welche Form haben die einzelnen Segel? θ) wie ist ihre Benennung? (Um Skizzierung der Form der Segel wird gebeten.)

VI. Benennung des Fahrzeuges und seiner einzelnen Teile im Dialekt (volkstüml. Benennung).

VII. Zweck und Benutzungsweise des Fahrzeuges.

a) zum Transport von Personen? b) welcher Güter? c) zum Fischen?

VIII. Seit wann ist diese Schiffsform am Orte gebräuchlich?

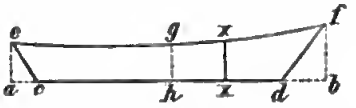
IX. Wie weit ist sie verbreitet?

X. Durch wen ist sie in der Gegend eingeführt?

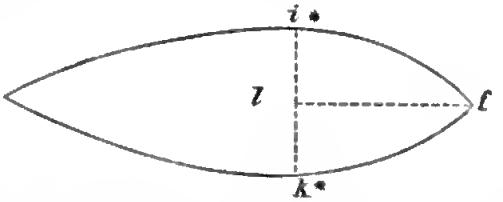
XI. Welche Fahrzeuge waren früher im Orte oder in der Gegend gebräuchlich?

Digitized by Google

XII. Die Abmessungen des Fahrzeuges in seinen hauptsächlichsten Teilen betragen:



a) grösste Länge (a—b), b) Kiellänge (c—d), c) Höhe des Vorderteils (d—f), d) Höhe des Hinterteils (a—e), e) Höhe im niedrigsten Teile des Rumpfes (g—h,



f) grösste Breite (i—k), g) Entfernung der grössten Breite am vordersten Punkte des Bootes (l—f).

Zusätzlich bemerke ich, dass sich nach den zwei Hauptflüssen der Provinz Brandenburg der Elbe und der Oder schon jetzt, nach Lage meiner Beobachtungen, zwei getrennte volkstümliche Schiffahrtsgruppen unterscheiden lassen.

Die bezüglichen Ausdrücke beider Stromgebiete werden im untern Laufe vom Meer und der Seeschiffahrt beeinflusst, bei der Elbe von Hamburg und der Nordsee, bei der Oder von Stettin und der Ostsee. Durch den Finow-Kanal tritt eine Vermengung beider Gebiete ein. Der obere Lauf der Elbe wird durch die böhmisch-sächsische Schiffahrt — auch von der böhmischen Moldau her — beeinflusst; die Oder-Schiffahrt von Breslau her, aber auch slavischerseits von der bei Küstrin in die Oder einmündenden Warthe. Manche der Ausdrücke und Schiffsformen unsers Odergebietes sind im brandenburgischen Elbgebiet ganz ungebräuchlich und umgekehrt.

Ich bitte aber die Nachforschungen sowohl wie die Angaben auch auf die brandenburgische Fischerei auszudehnen. Für dieselben ergeben sich ähnliche Unterschiede je nach dem es sich um das Flussnetz der Oder oder der Elbe handelt.

Einiges auf die volkstümliche Fischerei bezügliche Material habe ich selbst u. a. in folgenden Schriften bereits veröffentlicht: Führer durch die Fischerei-Abteilung des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin. 2. Ausg. 1880. — Einteilungsplan der Zoologischen Abteilung des Märkischen Museums: Fische. Berlin 1885. — Verzeichnis der Fischerei-Geschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Übersichten. Berlin 1896.

9. Bildliche Erinnernng an das „tolle“ Jahr 1848. Aus dem Nachlass des bekannten Reisenden Dr. Fedor Jagor, dessen Testamentsvollstrecker ich geworden bin, hat das Märkische Mnseum ein ans dem Jahre 1848 stammendes Bild erworben, welches ein Streiflicht auf die damaligen phantastischen Vorstellungen wirft, welche sich bei manchen jugendlichen Enthusiasten mit Lebhaftigkeit geltend machten. Das Bild ist in Öl auf Leinwaud gemalt, nach Angabe des Herrn Dr. Dubois-Reymond, von dem spätern Direktor der Berliner Kunstakademie Carl Becker nnd hat eine Höhe von 33 cm, bei einer Breite von 27 cm.

Es stellt den genannten Maler, ferner den Künstler Heidel, den verstorbenen Fedor Jagor, den bekannten russischen Flüchtling und Kommunisten Baknnin nnd noch einen bislang nicht festgestellten jungen Mann dar, wie sie anf dem Cladower Sandwerder in der Havel gegenüber Wannsee am Ufer ein Feuer angemacht haben und am Spiess einen Hammelbraten. Nach einem dnrchschwärmten Abend waren die Abenteurer hier gelandet, Baknnin hatte vorgeschlagen von einer Hammelheerde bei Cladow ohne weiteres ein Schaaf zu rauben. — Das Proudhonsche Wort „Eigentum ist Diebstahl“ war ihm offenbar zu Kopfe gestiegen. Mit Mühe brachten es die übrigen Teilnehmer dahin, dass Bakunin die Bezahlung des Wolltieres gestattete. Es sollte anf der Insel ein kommnnistischer Znkunftsstaat begründet nnd dessen Entstehen mit der Schlachtnng eines Hammels und einem Gelage gefeiert werden. Die Nacht war übrigens so kühl nnd das angebrannte zähe Hammelfleisch schmeckte so abscheulich, dass die jugendlichen Stürmer am andern Morgen sehr ernüchtert nnd in katzenjämmerlicher Stimmnng nach Hanse kehrten.

Michael Bakunin, damals 34 Jahre alt, hatte sich nach dem Slavenkongress und dem Aufstand in Prag nach Wien gewendet, wo er mit den unruhigsten deutsch-radikalen Führern anbändelte, bis er im Oktober aus Preussen ausgewiesen wurde. In die Zeit dieses Berliner Aufenthalts fällt das Abenteuer auf dem Cladower Sandwerder. Die Tannen, welche der Maler im Hintergrunde angebracht hat, verdanken seiner Phantasie ihren Ursprnng nnd sind nur des Effekts halber angebracht. Mir ist wenigstens nicht bekannt, dass damals dort Tannenbäume gewesen seien.

10. Hierauf hielt Herr Professor Dr. Galland einen mit lebhaftem Beifall begrüssten, durch Bilder aus dem Märkischen Museum unterstützten Vortrag, betitelt:

Die ältere Berliner Geschichtsmalerei.

Wenn wir heute von einer heimischen Geschichtsmalerei reden, so denken wir vornehmlich an den künstlerischen Abglanz der jüngsten Zeitgeschichte, deren wichtigsten Momente die Entstehnng und der

Ausbau des deutschen Kaiserreiches bilden. So haben die letzten grossen Kriege unseres Volkes eine malerische Darstellung von kaum je erreichtem Umfang erfahren. Doch weiss ein Jeder, dass die Darstellung von Historien schon früher auch bei uns nennenswerte Ergebnisse gehabt hat. Nur über die Zeit der Anfänge in Berlin ist man in weiten Kreisen noch recht mangelhaft unterrichtet. Da diese Anfänge dadurch eine besondere Bedeutung beanspruchen, dass im Rahmen des ältern Geschichtsfaches die vaterländischen und die zeitgeschichtlichen Stoffe sehr hervortraten, wird hier noch näher zu beleuchten sein. Die vorliegende Betrachtung möchte ich daher auf diesen Teil der Historienmalerei beschränken. Dass wir heute kaum die Namen jener alten Meister und die Titel ihrer Werke, geschweige gar diese selbst, kennen, ist wohl Schuld der Kunsthandbücher, die manches verheimlichen, wie sie anderes über Gebühr verherrlichen und die Dinge so darstellen, als sei die moderne Historienmalerei im 19. Jahrhundert von Paris und Belgien ausgegangen. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist allerdings die Mehrzahl unserer Historienmaler durch die Ateliers der Franzosen und Belgier, der Delaroche, Cogniet, Wappers u. a. gegangen. Aber muss nicht den Glauben, dass es auch ausserhalb dieser Hauptströmung eine Historienmalerei früher bei uns gab, schon der einzige Name Adolph Menzel befestigen? Unabhängig von jenen westlichen Meistern behandelte er frühzeitig vaterländische Stoffe mit Erfolg. Schon zwischen 1834 und 1836 hatte er den Anfang gemacht mit einer Folge von lithographierten Zeichnungen: Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte und auf 12 Blättern die Epochen Albrechts des Bären mit der Einführung des Christentums bei den Wenden und der Erstürmung von Brennabor, des ersten hohenzollernschen Kurfürsten Friedrich, Joachims II., des Grossen Kurfürsten und der Schlacht bei Fehrbellin u. s. w, bis zur Zeit der Befreiungskriege mit jugendlichem Temperament geschildert.

Die spätern Biographen des inzwischen berühmt und zur Exzellenz gewordenen Menzel pflegen die Dinge so darzustellen, als habe der damals 19jährige Jüngling eine unerhörte und völlig neue künstlerische That vollbracht. In Dr. Rosenbergs Geschichte der Berliner Malerschule heisst es: Für die historische Bedeutung der von Menzel gewählten Momente hatte man damals nicht das geringste Verständniss und man konnte es auch nicht haben in einer Periode, während welcher eine unheilvolle Politik unser Vaterland lenkte. Freilich wurden die Freiheitskriege noch von einigen Künstlern ausgebeutet; aber das patriotisch-historische Moment trat hinter dem rein militärischen zurück. In dieser trostlosen Zeit politischer Erschlaffung wies nun der 19jährige Menzel mit energischer Hand auf die Marksteine in der Entwickelung der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte hin. Er zeigte die Etappen

eines kraftvollen Entwickelungsganges in lebendiger Verkörperung durch hervorragende Persönlichkeiten: Friedrich von Hohenzollern, der Grosse Kurfürst, Friedrich der Grosse erscheinen znm ersten Male (!) innerhalb der preussischen Malerei als charaktervolle Typen und in einer Umgebnng, für welche ebensoglücklich der historische Charakter getroffen war.“ Das ist sehr schön gesagt, aber wir werden erfahren, dass die verdienstvollen Menzelschen Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte damals durchaus keine besondere Neuheit repräsentierten. Seit den Tagen Chodowieckis, seit der ersten akademischen Kunstausstellnng in Berlin 1786, führen die alten Ausstellungs-Kataloge fast ohne Unterbrechung solche vaterländischen „Denkwürdigkeiten“ einzeln oder in ganzen Folgen auf. Der jnnge Menzel ist also nur auf einer lange vor ihm bereiteten Bahn fortgeschritten, freilich dank seines sieghaften Talents erfolgreicher als die andern. Wenn indes gemeint wird, dass jene Erstlingsarbeiten des jungen Künstlers z. Zt. nicht das geringste Verständnis fanden, so kann dies weit eher für die damaligen Hauptströmungen der Malerei, die ausserhalb Berlins blühten, gefolgert werden. Anderwärts war das Publikum damals mehr als bei uns daran gewöhnt, das Geschichtliche — sei es durch Idealisierung der Form, sei es durch gedankliche Vertiefnng des Stoffes, durch Steigerung des Ausdrucks, selbst schon dnrch erhöhten Farbenreiz — in einem gleichsam interessanten Lichte zu erblicken, nnd ausserdem schwärmte die Klassik für die Antike, die Romantik für das Mittelalter. Jene ältere Generation lebte völlig im Banne ästhetischer Anschauungen und sie mag es von ihrem Standpnnkt aus vielleicht als eine Dekadenz betrachtet haben, dass man in Berlin an Stelle ihres Schönheitsverlangens die nüchterne Beobachtnng setzte nnd sich für patriotische Stoffe, für die jüngeren und jüngsten Geschichtsepochen begeistern konnte.

Den frischen Eindruck des Jüngsterlebten, die Zeitgeschichte zn malen, halten manche wohl auch heute für künstlerisch erfolglos. Man müsse die Dinge von weitem überschauen können, meinen sie. Wer soll dann aber das Gewand, den Charakter, die genaueste Wahrheit einer Epoche für die Zukunft festlegen — wenn nicht der lebende Zenge dieser Epoche? In einer kürzlich am Kaisersgeburtstage gehaltenen Festrede in der Akademie der Künste sagte Herr von Tschndi, Direktor unserer Nationalgalerie: „Hundert Jahre mussten vergehen bis die Friderizianische Zeit ihre künstlerische Wiedergeburt erlebte. Keiner der zeitgenössischen Maler wäre (!) imstande gewesen, das Bild des grossen Königs und seiner Generale mit der zwingenden Wahrheit des innerlich Geschauten vor uns hinzustellen, wie es dem Meister des 19. Jahrhunderts glückte.“ Da jener Redner den Ausdruck „wäre imstande gewesen“ gebraucht, so scheint anch ihm nichts von

einem Versuch der zeitgenössischen Maler und der folgenden Generation in gedachter Richtung bekannt zu sein. Aber hat er denn mit der Thatsache, die er anführt, wirklich recht, ich meine generell betrachtet recht? Müsse denn unbedingt jede gleichzeitige oder schnell folgende Schilderung grosser Ereignisse zu einem Fiasko führen? „Man" habe, so behauptete der Festredner der Akademie, „die künstlerische Gestaltung eines unkünstlerischen Stoffes" gefordert, als man die lebenden Maler die Kriege von 1864, 1866, 1870 und 1871 verbildlichen liess. Ich kenne überhaupt keinen künstlerischen Stoff an sich! Unkünstlerisch kann er wohl durch die mangelnde Fähigkeit des Malers werden. Aber echte schöpferische Kraft vermag jeden Stoff zu meistern und künstlerisch zu gestalten.

Und das hätte ein Menzel, wäre er 50 Jahre früher an die Arbeit seiner friederizianischen Darstellungen gegangen, auch sicherlich gekonnt, früher oder später. Später hatte er bekanntlich erst, gleich einem Gelehrten, alle erhaltenen Dokumente des verflossenen Zeitalters in ihren Verstecken aufstöbern müssen. Ein erheblicher Teil seiner Vorarbeit wäre ihm erspart geblieben, ohne dass ihm dadurch die künstlerische Lösung seiner Aufgabe unmöglich gemacht worden wäre. Es wäre auch wohl seltsam, wenn grosse Ereignisse immer nur auf geringwertige künstlerische Zeugen gestossen sein sollten. Hat nicht z. B. ein Alfred Rethel den Eindruck der Revolution von 1848 in seinem berühmten Totentanz unmittelbar festgelegt; hat nicht der grosse Rembrandt in seiner sog. Nachtwache eine Amsterdamer Schützenabteilung in Bewegung und der Spanier Velasquez ein anderes Zeitereignis, die Uebergabe von Breda, gemalt — Darstellungen, die nicht nur „Historien", sondern vor allem echte Kunstwerke sind?

Zugleich lehren die zuletzt erwähnten Beispiele, dass die moderne Historienmalerei nicht so neuen Datums ist, wie viele glauben. In Italien wurden bereits im 16. und im 17. Jahrhundert Schlachtenscenen und Belagerungen von Vasari und Salvator Rosa, in Frankreich im 17. Jahrhundert von van Loo, Lebrun, van der Meulen, in den Niederlanden damals von Pieter Snayers u. a. gemalt. Es gab also schon zur Zeit der Renaissance nicht wenige Historien- und Kriegsmaler, die man zu den deutschen Kriegsmalern der eben verflossenen Epoche in Parallele setzen kann.

Um so auffälliger, dass das 18. Jahrhundert in dieser künstlerischen Richtung sich so unbedeutend bethätigt hat. Friedrich II. und seine Kriegserfolge wären freilich dazu angethan gewesen, die schaffenden Kunstkräfte zu entflammen. Aber andererseits war es bekanntlich grade dieser so weitsichtige grosse Fürst, der, weil er das geringste Mass von Achtung für deutsche Kunst empfand, die heimischen Talente lähmte. Seine französisch verfasste Abhandlung „De la Littérature Allemande

(1780)“ zeigt ausserdem, wie absprechend er über die poetische und historische Litteratur seines Volkes im allgemeinen urteilte. Man weiss auch, welche Abneigung er hatte, den Künstlern zu einem Bildnis zu sitzen. Ihre Studien der Person des Monarchen musten sie z. B. bei einer Parade oder beim Manöver machen, wenn sie sich nicht auf flüchtige Erinnerungen verlassen wollten.

Der alte Schadow, der bekannte Bildhauer, erzählt in seinem Buche „Kunstansichten“ — einer Selbstbiographie, die erst 1849 herauskam, dass die jungen Künstler im Mai 1780 früh morgens mit den ausrückenden Soldaten zum Thore hinausspazierten; sie fanden da lebende Wouwermans d. h. also wirkliche Scenen, die an Gemälde Wouwermans erinnerten. „Die gelben Reiter u. A. kampierten im Freien. Chodowiecki nahm da seinen König, und es ist das Blatt: der König zu Pferde im Profil, das beste, was die totale Erscheinung wiedergiebt. Der alte Ziethen nahm den zweiten Rang etc.“ In Ermangelung besserer Bildnisse des alten Fürsten hat Chodowieckis Reiterkonterfei Friedrichs II. später mehrere Künstler sichtlich beeinflusst. Aber diese Ungunst der Verhältnisse bezüglich künstlerischer Studien erklärt das niedrige Niveau der Berliner Historienmalerei bei Lebzeiten des Königs doch keineswegs. Mehr überzeugt die Thatsache, dass damals an ausgiebigen heimischen Talenten überhaupt Mangel war. Bernhard Rode, geb. 1725 in Berlin, Daniel Chodowiecki geb. 1726 in Danzig und allenfalls noch Frau Anna Dorothea Therbusch geb. Liszewska, geb 1721 zu Berlin, möchte ich die namhaftesten Kräfte nennen, die sich hier in Historien versucht hatten. Auch lag das herrschende Übel an dem geradezu kläglichen Zustand der Akademie der Künste, die unter dem Franzosen Lesueur nichts weiter als eine Zeichenschule bedeutete. Hierin hatte auch nach dem Tode Lesueurs 1783 die Berufung des Berliners Rode an die Spitze der Akademie zunächst garnichts ändern können; vielleicht hat sie nur das Selbstgefühl der heimischen Künstlerschaft moralisch zu stärken vermocht.

Kurz vor seinem Tode erwies Friedrich der Akademie noch die Wohlthat, dass er dem schwergeprüften Institut in dem Minister Freiherrn von Heinitz einen thatkräftigen, vielvermögenden Kurator gab. Heinitz soll es gewesen sein, der die Künstler sogleich nachdrücklichst auf die dankbaren vaterländischen Stoffe hinwies und durch dessen Förderung die erste akademische Kunstausstellung noch im Todesjahr Friedrichs des Grossen 1786 beginnen konnte. In das damals verbesserte alte Reglement der Akademie wurde u. A. die Abhaltung von Kunstausstellungen als eine dauernde Einrichtung in Berlin aufgenommen. Wie Gottfried Schadow und die zeitgenössischen Bildhauer seit diesem Jahre (1786) unaufhörlich an der monumentalen Verherrlichung des gestorbenen grossen Königs arbeiteten und ihre plastischen Modelle

und Entwürfe zu einem Friedrichsdenkmal auf die Ausstellungen schickten — so haben gleichzeitig die Maler die Thaten, die Siege, die Tugenden Friedrichs in Bildern, manchmal noch allegorisch, zumeist aber realistisch vorgeführt. Und für die, welche persönlich jene Glanzzeit Preussens nicht miterlebt, kam bald eine wichtige anregende Quelle hinzu, aus der sie die Kenntnis der friederizianischen Kriegsepoche mit allen Details schöpfen konnten: nämlich die von Archenholz verfasste „Geschichte des Siebenjährigen Krieges", die 1789 im Berliner Historischen Taschenbuch und vier Jahre darauf erweitert, zweibändig erschien.

Bernhard Rode und Daniel Chodowiecki waren damals bereits in ihr 7. Jahrzehnt getreten; sie standen in der Reihe der Zeugen der friederizianischen Vergangenheit obenan. Neben dem Phantasiemenschen Rode war der andere der kühle nüchterne Beobachter des Lebens. Doch war der gedankliche Horizont Chodowieckis weder so eng, wie Viele glauben, die von ihm nur höchst sanbere Spiegelbilder der gewöhnlichen Wirklichkeit kennen — noch war Rode nichts weiter als der leichtfertige Schnellmaler, der „Fixmaler", der Fa presto seiner Zeit, als den ihn der alte Schadow der Nachwelt denunziert hat. Die Studien des letzteren waren unleugbar ernst und dauernd eifrig betrieben worden, ehe er seine Meisterschaft im Aktzeichen und Entwerfen erlangte. Im Malen hatte er sich einst im Atelier Antoine Pesnes hinlängliche Kenntnisse erworben. Dann suchte er seine Studien in Paris und in Italien, in Venedig und Rom, zu vollenden. Die strengere Richtung eines Mengs hat ihn auch später nicht berührt. Er darf vielmehr als ein Epigone der Barockmeister, jener raumgewaltigen Malerdekorateure, deren letzte Grösse Tiepolo damals noch lebte, genommen werden. Mit ihnen teilte Rode die Gepflogenheit, die Gestalten, die er schuf, nicht charakteristisch durchzubilden, nicht individuell zu beseelen. Die typische Behandlung der menschlichen Figur und ihrer Glieder will weniger als ein Fehler des Meisters betrachtet sein, sondern sie offenbart die Eigenschaft des Dekorateurs. Aber diese Eigenschaft wirkt im Staffeleibilde, im Historiengemälde natürlich so unvorteilhaft wie möglich. Die älteren Zeitgenossen, wie Friedrich Nikolai und der Dichter Ramler, der an ihn eine Ode richtete, hatten trotzdem eine sehr hohe Meinung von Rodes Fähigkeiten nicht nur als Maler von Deckenfresken, sondern auch als Schöpfer von Historien religiöser und weltlicher Gattung, selbst als Porträtist und endlich als Radierer. Ein grosser Teil seiner Plafondmalereien, die für die künstlerische Beurteilung wohl wichtig wären, ist leider zu Grunde gegangen; seine Altargemälde sind sehr zerstreut und darum nicht leicht zugänglich. Was ich von ihm allein kenne, seine Radierungen und ein Paar Gemälde, lassen ihn als einen Künstler erkennen, der sehr geschickt Selbster-

sonnenes und auch von ältern Meistern Entlehntes zu gefälligen Kompositionen zu verbinden wusste. Seine Gruppierungen zeigen entschieden malerischen Geschmack. Seine Farbe ist die lichte, heitere der Rokokozeit. In seinen Historien wirkt er zumeist übersichtlich und verständlich, und er weiss auch Teilnahme für seinen Gegenstand zu gewinnen. Das ist sicherlich nicht alles, was zu einem wirklichen Historienmaler gehört; aber für jene Epoche erscheinen die Qualitäten Rodes immerhin beträchtlich. Es spricht für sein Können wie für die allgemeine Anerkennung, die er frühzeitig fand, dass er für den König ein von Pesne unvollendet zurückgelassenes grosses Gemälde, einen „Raub der Helena" vollenden durfte. Chodowiecki besass von ihm — wie Nikolai in seiner Topographie von Berlin und Potsdam 1779 bemerkt — ausser einigen Bibelbildern, eine Historie, den Tod Kaiser Barbarossas vorstellend.

Rodes Stoffgebiet war also, wie Sie aus meinen flüchtigen Angaben schon entnehmen konnten, recht umfassend. Das Interessanteste für uns aber ist wohl: dass er für die heimische Malerei das vaterländische Gebiet inauguirt hat — wie gesagt, 50 Jahre vor Adolph Menzel. Dass die Kunstgeschichtsschreibung unserer Tage eine so erhebliche Thatsache verschweigen konnte, scheint mir im hohen Grade bedauerlich. Statt dessen hat sie freilich ein analoges Verdienst, welches sich ein Anglo-Amerikaner ungefähr um dieselbe Zeit erwarb, als eine künstlerische Grossthat gefeiert. Benjamin West und einige seiner Landsleute haben damals der Geschichte ihrer amerikanischen Nation geeignete Stoffe entnommen. Gebührt diesen Leistungen der Ausländer zeitlich und vom malerischen Standpunkt jedenfalls der Vorrang, so ist doch wohl daneben das Verdienst Rodes noch immer wenigstens der nachdrücklichen Erwähnung wert, obwohl von einem deutschen Autor es fast zu viel verlangt wäre, dem Propheten im eigenen Lande gerecht zu werden, also lediglich anzuerkennen, dass in den Tagen, da Winckelmann und Lessing die empfänglichsten Geister für das klassische Altertum fesselten und schliesslich selbst die Künstler allerwärts in diese formenstrenge ideale Richtung drängten, dass damals nicht nur in London die Amerikaner West und Copley nationale und moderne Geschichtsstoffe wählten, sondern auch einzelne unbeachtete preussische Maler in Berlin, die hier sogar eifrige Nachfolge fanden.

Vorläufig, da an der Hand unserer geringen Kenntnis der Werke Rodes die Frage der englischen Priorität und künstlerischen Überlegenheit nicht absolut zu entscheiden ist, sind wir genötigt, dem alten Schadow Glauben zu schenken, der das Berliner Historienbild von jener englisch-amerikanischen Richtung ableitete. Trotzdem möchte ich die Möglichkeit nicht ganz abweisen, dass der damalige Realismus der Berliner Maler ein später Ausläufer der ältern niederländischen

Digitized by Google

Wirklichkeitskunst gewesen sein möchte, die im 17. Jahrhundert eine Pflegestätte an der Spree hatte und diese Nachwirkung hier wohl zeitigen konnte. War doch damals auch in der Bildnerei Tassaert, der Lehrmeister Schadows, ein Niederländer, der als Altersgenosse Rodes die Statuen der Generale Seydlitz und Keith im realistischen Zeitkostüm für den Wilhelmsplatz meisselte.

Dennoch spricht anderes für die gegenteilige Meinung Schadows. Wests berühmtes Gemälde „Tod des Generals Wolfe in der Schlacht bei Quebeck am 13. September 1759", zum ersten Male bereits 1768 in der Royal Academy zu London ausgestellt, war zweifellos frühzeitig durch den Kupferstich auch in Berlin bekannt geworden. Es ist hier eine gefühlvolle Scene von fast realer Auffassung komponiert, die später wohl für Hunderte von Todesdarstellungen zum Vorbild diente. Ein gleiches für die Preussische Geschichte zu leisten, schreibt Schadow, seien Cuningham und Clemens im Jahre 1784 nach Berlin gekommen. Er knüpft also an ein ganz bestimmtes Datum an für die Uebertragung des modernen Realismus auf die Berliner Geschichtsmalerei durch den englischen Maler Cuningham und den englischen Kupferstecher Clemens. Ersterer habe einen richtigen Blick für die preussischen Militärkostüme und die Haltung des Militärs gehabt und nahm sich heraus, unsere Meister zu korrigieren, was gut angenommen wurde. Dann weiter: Cuningham malte Portraits in Pastel; ihm lag daran die Ähnlichkeiten zu erhalten vom Personal, welches den König bei der grossen Revue umgab. Auf der kürzlichen Kronjubiläums-Ausstellung war in der That auch ein Ölgemälde auf Leinwand (1,69 m × 2.44 m) von diesem Engländer zu sehen: „Friedrich der Grosse mit seinem Gefolge vom Manöver zurückkehrend." Es ist dasselbe Bild, welches zuerst auf der akademischen Kunstausstellung von 1787 gezeigt wurde. Auf der ersten Ausstellung von 1786 wurde Cuningham noch als „Bildnismaler aus London" im Katalog bezeichnet, ein Jahr nachher rangierte er bereits unter die „Berlinischen Künstler" und bei der vierten Ausstellung wurde er Historienmaler und akademisches Mitglied genannt. Auch der Begründer seiner Richtung der Historienschilderung in London Benjamin West war ordentliches Mitglied der Berliner Akademie, die seinen Tod in ihrer Sitzung am 30. April 1821 beklagte.

Einer genauen Untersuchung des auffindbaren Materials muss es überlassen bleiben, künftig zu entscheiden, ob der kunstgeschichtliche Thatbestand in dem Schadowschen Buche zu Ungunsten unseres Bernhard Rode etwa verschleiert und die dortige Angabe event. zu korrigieren sei. Jedenfalls scheint es mir wichtig, festzustellen, dass Rode schon im Jahre der Eröffnung der akademischen Ausstellungen nicht weniger als 22 Historienbilder zum Teil mit lebensgrosses Figuren zeigen konnte, und es ist wohl anzunehmen, dass manchen

dieser Werke aus der Zeit vor Cuninghams Ankunft in Berlin stammte. Allein 14 Stücke dieser Sammlung bezogen sich auf die vaterländische Geschichte. Es muss uns vorläufig genügen, nur die Themata kennen zu lernen: Burggraf Friedrich IV. übergiebt dem Kaiser Ludwig von Bayern den Degen des von ihm besiegten Gegenkaisers. Friedrich I. wird vom Kaiser Siegismund mit der Kurwürde belehnt. Kurfürst Friedrich II. schlägt die böhmische Krone aus. Albrecht Achilles erobert eine feindliche Fahne. Johann Cicero als thatkräftiger Friedensfürst. Krönung der Kinder Joachims I. Joachim II. nimmt zuerst den Kelch beim III. Abendmahl. Johann Georg verteilt an seine Söhne das fürstliche Erbe. Joachim Friedrich stiftet den Geheimen Staatsrat. Johann Siegismund schliesst eine protestantische Union. Georg Wilhelms Unterredung mit Gustav Adolf von Schweden. Der Grosse Kurfürst mit Derflinger auf dem Kurischen Haff. Die Königskrönung Friedrichs III König Friedrich Wilhelm belagert Stralsund . . . Bis auf die damalige Gegenwart ist der Schöpfer dieser Bilderfrage hier noch nicht gegangen. Auf jener ersten Berliner Kunstausstellung führte Daniel Chodowiecki u. v. a. eine Allegorie auf den Frieden der Kaiserin Katharina II. mit Polen und der Türkei in Federzeichnung vor, dagegen sein jüngerer Bruder Gottfried Chodowiecki drei kleine Aquarelle: Schlachtenbilder aus dem russisch-türkischen Kriege von 1769 und 1770 — also Zeitgeschichte im realen Gewande.

Mit dem zweiten Ausstellungsjahr (1787) erkennt man, wie die heimischen Kräfte inzwischen angefangen haben, sich der Gestalt und der Thaten des verstorbenen grossen Königs künstlerisch zu bemächtigen. Mit Vorliebe suchen die Bildhauer wie auch die Maler die historische Erscheinung mit einem heroïschen Nimbus zu verbinden; die Tracht wird antikisiert, die Umgebung allegorisiert. Rode schildert damals z. B. die Gerechtigkeitsliebe des „Preussischen Titus“ (wie der König im Text des Katalogs heisst) durch einige Frauengestalten, welche abstrakte Tugendbegriffe, Gerechtigkeit, Klugheit, Dankbarkeit, als Genien verbildlichen. Allegorisch wird von dem Künstler auch der König als Stifter eines Fürstenbundes verherrlicht, wie er gepanzert und lorbeergekrönt dasitzt und ein Bündel Pfeile mit dem Ölzweig umkränzt: Deutschland, die Staatsklugheit und die Eintracht sind hier als Genien beigegeben . . . Dagegen stellt sich Rode in zwei andern Bildern ganz auf den Boden der Wirklichkeit; und beide Arbeiten erinnern allerdings gegenständlich an jenes Werk von Benjamin West, da sie Sterbeszenen geben: der Tod des Königs und der Tod des ertrunkenen Herzogs Leopold von Braunschweig. Von letzterem Gemälde — ebenso von Rodes „Fürstenbund“ — enthält die Publikation der akademischen Hochschule, die zur Jubelfeier 1896 erschien, kleine, aber gute Abbildungen. Die Situation: wie Herzog Leopold von Schiffern aus dem Wasser

gezogen nnd erkannt wird, bekundet soviel Glaubhaftigkeit, dass man vor solchem kräftigen nnd durchans modernen Realismus des Berliner Meisters des 18. Jahrhunderts allen Respekt haben muss.

Rodes Schüler Frisch, der liebenswürdige und zaghafte Frisch, wie ihn Schadow mit Hochachtung nennt, war gleichfalls Historienmaler nnd trat mit seinen vaterländischen Stoffen, seinen friderizianischen Bildern ganz in die Fnsstapfen seines Lehrmeisters. Eins seiner Hanptwerke, „der Tod Schwerins in der Schlacht bei Prag“ von 1787 erinnert ebenfalls an jenes Vorbild des amerikanischen Meisters West. Der Kupferstecher Berger hat später eine zweite gelungene Komposition von Frisch „Seydlitz in der Schlacht bei Rossbach“, 1795 ansgestellt, als Pendant zu dem Schwerinbilde auf Kupfer übertragen; beide Stiche sind in der genannten Festschrift im kleinsten Format reproduziert . . . Die Knnstausstellnng von 1789 brachte wiederum ein historisches Gemälde von Cuningham: „Friedrich II. in der Schlacht bei Hochkirch“, wo Keith und andere preussische Generale fallen, ohne dass des Königs Mut und Kaltblütigkeit nur einen Augenblick ins Wanken kommen. Die Beschreibung im Katalog lobt die Wahrheit nnd die Kraft des Ausdrucks aller Gruppen nnd Einzelfiguren und resümiert die Vorzüge des Bildes durch die drastische Bemerkung, dass dem Beschauer die Geschichte hier bis znr Täuschung nahegeführt sei. Die Künstler schrieben sich also damals ihre Kritiken selber, und sie waren sehr zufrieden damit.

Das Berliner Publikum scheint den historischen Stoffen übrigens wirkliches Interesse entgegengebracht zn haben, sonst würden sie kanm sich danernd behauptet haben. Selbst Daniel Chodowiecki, der bisher wohl nur vereinzelt Friderizianisches produziert hatte, wie jene Anekdote vom alten Ziethen, der vor Friedrich einnickte, nnd die Potsdamer Wachtparade von 1777 mit dem König zu Pferde, bietet in diesen Jahren Vaterländisches in Hülle und Fülle, mit dem er die verschiedenen Almanache schmückt: hervorgehoben sei nur der Berlinische genealogische Kalender anf 1794, welcher zwölf Thaten Friedrichs II. illnstriert und der Lauenburgische Kalender desselben Jahres mit den Verbildlichungen von sechs friderizianischen Anekdoten.

Dem 18. Jahrhundert und kürzere Zeit dem Berliner Künstlerkreise gehörte auch der berühmte Däne Asmus Carstens an, der gedankenreiche erste Klassizist unter den Malern, dessen ideale Ausdrucksweise bekanntlich das Gewand des künstlerischen Griechentums und des Cinqnecentos trug. Im Jahre 1791 hat er als einziges Beispiel der vorliegenden Gattung „Die Schlacht bei Rossbach“ als „Zeichnung in Braun“ ausgeführt; er sandte sie zugleich mit einer Argonautenskizze auf die nächste Berliner Ausstellung. Näheres darüber berichtet Schadow in den „Kunstansichten“: „Carstens, ein Künstler, den Kennern in

wertem Andenken wegen des hohen Stils in seinen Crayon-Entwürfen erhielt den Auftrag, König Friedrich II. in der Schlacht von Rossbach mit Gefolge zu zeichnen; es fiel so aus wie das von B. Rode, nämlich ganz unbrauchbar". Mit den ästhetischen Grundsätzen der klassischen Richtung war freilich bei solcher Aufgabe nichts anzufangen. Die Schlacht im Hintergrunde ist nicht allzu aufregend geschildert; während vorn rechts der König zu Ross mit vorgestrecktem Krückstock einem General Befehle erteilt, so gemächlich wie auf einer Wachtparade und zwar „einer aus der guten alten Zeit", nach den „Fliegenden" . . . Carstens starb 1798 in Rom, ihm war Rode um ein Jahr vorausgegangen, Cuningham lebte damals längst nicht mehr und Chodowiecki folgte nach kurzem Direktorat im Jahre 1801.

So begann die Historienmalerei im neuen Jahrhundert mit für uns grossenteils neuen Persönlichkeiten. Zunächst brachte die Kunstausstellung von 1800 gleich eine Sammlung von Historien, eine Galerie vaterländisch-historischer Darstellungen in Malerei, Stich- und Handzeichnung, die — wie man im Katalog liest — „grösstenteils auf Befehl S. Maj. des Königs angefertigt" waren. Friedrich II. nach der Schlacht bei Leuthen, jene bekannte Scene „Bon soir Messieurs", die ja auch Ad. Menzel später packend schilderte, war ein Kupferstich von Daniel Berger nach der Zeichnung des Dresdener Professors Schubert, Friedrich II. bei Collin war ein Gemälde von Frisch, Friedrich der Grosse am Sarge des Grossen Kurfürsten ein Werk von Puhlmann, der Grosse Kurfürst mit Gemahlin bei der Belagerung von Anklam, lautete der Titel einer Malerei von Prof. F. G. Weitsch, der aus Braunschweig stammte und an die Berliner Akademie berufen war. Ferner sah man auf jener Ausstellung von 1800 vaterländische Historien von Meil d. Ältern, Chodowiecki, H. A. Daehling, Rosenberg, Grätsch, Collmann, Karl Kretschmar, Karl Kolbe, dem Kupferstecher Meno Haas Prof. H. Schumann u. a. Lehrern und Mitgliedern der Akademie.

Diese Überfülle von Werken der einen Gattung, deren Vereinigung auf der Kunstausstellung von 1800 mehr einer besonderen Veranlassung, der Jahrhundertfeier und dem königlichen Wunsche, zu danken war, konnte daher unmöglich als ein Beweis für die Einseitigkeit des Berliner Kunstschaffens jener Epoche überhaupt gelten. Wer die Kataloge der ersten akademischen Ausstellungen aufmerksam durchblättert, wird vielmehr herausfinden, dass schon damals in unsern Ausstellungen eigentlich jede Richtung, jeder Stoffkreis der Zeit vertreten war: Antike Mythe, Mittelalter, Neuzeit, ideale Poesie und derbe Prosa, Allegorien und Wirklichkeitskunst, Griechentum und Märkertum. Für alles warben die Künstler um die Gunst des Beschauers. Und ein Urteil, dass hier allein der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zuhause sei, das damals kein geringerer als Göthe in der

Zeitschrift „Die Propyläen“ gelegentlich einer Rundschau über das Berliner Kunstschaffen fällte, erscheint demnach anfechtbar. Indes grade für den Jahrhundertanfang bot die Eigenart der akademischen Ausstellung der Göthe'schen Kritik in der That die Berechtigung. Poesie, heisst es in jener Kritik u. a., werde durch Geschichte — Charakter und Ideal durch Porträt — das Allgemein-Menschliche durch das Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeuge man sich bald, dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe . . . So konnte ein Göthe wohl reden vom Standpunkt seiner damaligen Weltanschauung und seiner ästhetischen Glaubenslehre. Der Künstler, der Maler zumal hat Veranlassung seine Thätigkeit im eigenen Lichte zu betrachten; ihm ist Poesie an sich genau so viel und so wenig wert wie Geschichte; die künstlerische Auffassung, die malerische Behandlung — das allein entscheidet. So war es auch damals Gottfried Schadow leicht genug, dem grossen Dichter den Grundfehler seines Urteils nachzuweisen.

Grade an der Charakteristik unserer Gestalten, so etwa meinte er, an den naturgetreuen Bildnissen werde man uns erkennen und von anderen Nationen zu unterscheiden wissen. In der Landschaft gebe es ja auch keinen allgemeinen Baum, sondern nur bestimmte Baumarten, die man behufs Wiedergabe genau studieren müsse. So wie einst die Holländer, so hätten es auch die Alten schon gemacht. Ihre Statuen zeigen hellenische Geschichtsbildung, haben ganz bestimmte Merkmale. Für den Künstler liege das Allgemein-Menschliche im Rahmen des Nationalen . . .

Wenn die Mehrzahl der Werke der alten Berliner Historienmaler auf einem vergleichsweise nur niedrigen künstlerischen Niveau stand, so ist nicht der nationale Standpunkt ihrer Urheber daran schuld, sondern lediglich ihre unzureichende Begabung . . . Leider hat es auch der nächsten Generation, die, vielfach von romantischen Empfindungen beseelt, nun auch die denkwürdigen Befreiungskriege in den Stoffkreis der heimischen Historienschilderung hineinzog, an durchdringenden Talenten gefehlt: solche waren die Ludwig Wolf, H. W. Kolbe, Friedrich Wilhelm Herdt, Raymond de Baux u. A., allerdings nicht. Erst die folgende Epoche des sog. Biedermeiertums schenkte uns respektable Meister z. B. den begabten und gediegenen Franz Krüger, der Hervorragendes leistete in der Darstellung von Paraden und festlichen Ereignissen, einen Wilhelm Hensel, einen A. Eybel, dessen Hauptwerk „Der Grosse Knrfürst in der Schlacht bei Fehrbellin“ s. Zt. Aufsehen erregte . . . Alle diese und viele andere Berliner Maler waren die bisher wenig beachteten Vorläufer unseres Adolph Menzel, des berufensten vaterländischen Schilderers, der durch sein gesteigertes malerisches Gefühl, seinen überlegenen scharfen Geist, seinen sarkastischen

Humor alle jene älteren Meister in den Schatten der Ruhmlosigkeit drängte.

Aber wenn sie auch vielfach ärmlich in der Erfindung ihrer Bilder erscheinen, wenn sie gar aus der Überlieferung der berüchtigten Zopfzeit noch manchmal die nüchterne Form und die gedankliche Plattheit beibehielten — so gaben sie uns doch noch mehreres, wofür wir verwöhnten Nachgeborenen ihnen dankbar sein müssen. Ausser der bedeutsamen Thatsache ihrer historischen Richtung überhaupt, gebührt ihnen das Verdienst, dass sie den Sinn für die Heimatkunst in Berlin belebten und verbreiteten. Deshalb darf wohl auch die „Brandenburgia“ das Andenken an diese Vertreter der ältern Berliner Historienmalerei nicht vergessen.

Kleine Mitteilungen.

Das Verschwinden einer ganzen Strasse in einer Stadt gehört zu den grossen Seltenheiten. In Berlin ist gelegentlich des Entwurfs für die Kaiser Wilhelm-Strasse und die Verbreiterung der Kloster- und Neuen Friedrichs-Strasse die Kalands-Gasse und die berüchtigte Strasse an der Königsmauer verschwunden, desgl. bei den Umänderungen bei der St. Nikolai-Kirche seit 1899 die Nikolaikirch-Gasse. Jetzt befindet sich im Gemeindeblatt folgende Bekanntmachung:

> Durch anderweitige Bebauung der Neuen Friedrich-Strasse bezw. Rosen-Strasse hat die Schmale Gasse aufgehört zu bestehen.
>
> Berlin, den 31. August 1900.
>
> Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.
>
> J.-Nr. 316 Wahl 00.

Die Schmale Gasse hiess früher „Bullenwinkel“ und „Rosmarin-Gasse“. Ihre bisherige Bezeichnung wurde vom Kgl. Polizei-Präsidium am 27. August 1837 veröffentlicht. (H. Vogt: die Strassen-Namen Berlins 1885 S. 84.) E. Fr.

Über Hünen-Hacken und einen seltenen Baum. a) In Hohen-Finow, wohin ein Teil der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums am 26. August 1900 sich begab und mit Genehmigung des Herrn Oberpräsidenten von Bethmann-Hollweg, unseres Ehrenmitgliedes, den hervorragend schönen und wohlgepflegten Schlosspark besichtigte, befindet sich hinter der Terrasse vor dem Schloss ein sehr merkwürdiger Solitär-Baum von grosser Schönheit. Es ist ein hochstämmiger virginischer Wach-

holder (Juniperus virginiana), welcher nach unseren Messungen einen Meter über der Erde reichlich zwei Meter Umfang hat. Nach Schätzung unseres berühmten Dendrologen und Mitgliedes Dr. Carl Bolle könnte der Baum 150 Jahr alt sein. Die virginische „Ceder" gehört zu den frühesten Einführungen aus dem Arboretum Nord-Amerikas und ist in der Mark schon seit langen Zeiten akklimatisiert. Der herrliche Baum beschattet mit seinen dunklen feinen Nadelschuppen einen grossen Umfang und sind um den Stamm Sitzplätze angebracht. b) Eine zweite Merkwürdigkeit auf der Terrasse, wenn man vom Schloss kommt, rechter Hand geht, besteht in einem grossen granitenen Mahltrog, welcher der vorwendischen Stein- oder Bronzezeit angehört und in die von mir Brandenburgia Jahrg. VI. S. 383 abgebildete Klasse der sogen. Hünenhacken gehört. Hufeisenförmig durch das Reiben mit einer Steinkugel ausgehöhlt, wodurch ein Rand entsteht, der aber bei längerem Gebrauch da, wo die quetschende Sklavin hantierte, fortfällt, sodass die überwiegende Menge der Hünenhacken so aussieht, als wäre eine Seite derselben abgeschlagen, was niemals beabsichtigt worden ist. Dieser sehr geräumige granitene Mahltrog, welcher von fleissigen germanischen Müllerinnen, Bäckerinnen und Köchinnen Jahrhunderte hindurch gebraucht worden sein mag, ist auf eine Unterpackung von Steinen gestellt, so dass er wie eine Schale mit Untersatz aussieht, mit Erde gefüllt und mit schönen Pflanzen besetzt. Im Volksglauben gilt dieser Stein als ein Opferaltar der alten Wenden, wozu wohl die Stellung des Mahltrogs auf dem Unterbau mit Veranlassung geboten hat.

Noch häufiger als im steinreichen Ober-Barnim, wohin Hohen-Finow gehört, finden sich die Hünenhacken in der gegenüberliegenden Uckermark. Hier werden diese Steine oftmals zu wirtschaftlichen Zwecken verwendet. Bei Herrn Amtmann Deegen auf Peelitz bei Chorin fand ich vor drei Jahren eine Hünenhacke unter dem Hofbrunnen als Traufstein. In Lunow fand ich am 2. September 1900 einen dergleichen flachen Trog, bei dem die Vorderseite noch nicht fortgeschlagen war, als Sitz vor der Thür des Bauern Wilhelm Polack, Hauptstrasse No. 11. — Eine sonderbare Verwendung nahm ich vor Jahren in dem Oderdorf Hohen-Saathen wahr. Ein wohlhabender Bauer hatte vor der Hinterwand seiner Scheune einen germanischen Mahltrog derartig angebracht, dass, wenn er seinen Ackerwagen mit der Deichsel nach der Hinterwand zu hineinschob, die Spitze der Deichsel von dem Mahltrog aufgefangen wurde. Ohne diesen seltsamen Ausbau hätte die ausgedreckte Deichsel nicht mehr ganz in der Scheune Raum gefunden. Diese Scheune ist inzwischen abgerissen.

In Greifswald (Neu-Vorpommern) kenne ich seit 25 Jahren einen solchen Trog, der vor einem Gasthof an der Ecke der Rakower- und Eisenbahn-Strasse liegt und als Fangstein für die Dachtraufe an der scharfen Ecke dient.

Der Fürst von Putbus hat, wie ich bemerkte, in seinem Park bei Schloss Putbus aus Rügen einen ganzen Hügel von Hünenhacken auftürmen lassen. Bei dem Wirtshaus „Waldhallo" in der Stubnitz, Halbinsel Jasmund, Insel Rügen, unweit Sassnitz hat der Wirt, wie

ich unlängst sah, um eine grosse Rotbuche herum eine Menge von Hünenhacken aus der Nachbarschaft gruppiert. Unter den dortigen und unter den Putbuser Exemplaren befinden sich ein paar Stücke, die doppelt, also unten und oben zu Mahltrögen ausgearbeitet sind. Dies sind sehr seltene Vorkommnisse, denen ich aus der Provinz Brandenburg nichts an die Seite stellen kann.

Das Alter der Hünenhacken anlangend, so habe ich schon angedeutet, dass sie bereits in der Steinzeit allgemein sind. Sie gehen aber auch durch die Kupfer- und Bronzezeit. Bei Ausgrabung eines bronzezeitlichen Flachgrabes in der Stubnitz erhob ich selbst einen kleinen Mahltrog. Als der Abhang des grossen Hünengrabs Dubberwort nahe Sagard, Insel Rügen angegraben wurde, fand sich sofort eine Hünenhacke. — Bei den Steinkisten, in welchen sich in Hinterpommern und Westpreussen die bekannten Gesichtsurnen befinden, sind nicht selten Hünenhacken als Deck- oder Seitenplatten verwendet. Ernst Friedel.

Stimmen über Berlin im Jahre 1864. In Harpers Handbook for travellers in Europe and the East by W. Pembroke Tetridge. New-York 1864 heisst es in Uebersetzung. „Mr. Laing (ein bekannter englischer Reisender) sagt: „Berlin hat die Miene der Metropole eines Königreichs von gestern: keine gotischen Kirchen, keine engen Strassen, keine phantastischen Giebel, keinen geschichtlichen Stein und Mörtel, keine Überlebsel des pituresken Alters, keine Erinnerung der alten Zeiten. Voltaire in seidenen Hosen und gepuderter Perrücke, Friedrich der Grosse in hohen Stiefeln und Zopf, und das französische klassische Zeitalter Ludwig XIV., sind die Männer und die Zeiten, an welche Berlin den Reisenden erinnert. Berlin ist eine Stadt von Palästen, das ist von ungefügen, kasernenartigen Gebäuden mit Pfeilern, Bildsäulen u. s. w. u. s. w.“

„Die Gegenstände (fährt nun Tetridge fort), welche das Auge in den Strassen von Berlin treffen, sind weite Fronten von Häusern, Ornamente, Bildsäulen, Inschriften, eine Verschwendung von Vergoldung, Wachtgebäude Schilderhäuser. Die Menschen sind Schildwachen, welche jeden Augenblick das Gewehr präsentieren, Offiziere mit Federn und Orden unaufhörlich passierend, Micts-Droschken (hacney droskies) herumratternd und Mengen wohlgekleideter Leute. Ein träger, aber ansehnlicher Fluss, die Spree, stagniert durch die Stadt, und das Geld, welches für Stuck und äusserlichen Schmuck der Häuser ausgelegt wird, würde mit Verdecken der offnen Rinnsteine, Anlegung einer Wasserleitung und Reinigung der Strassen und Entwässerungen viel besser verwendet. Dies indessen wird jetzt verbessert.“

Wenn Laing auch die mittelalterlichen Reste Berlins ganz totgeschwiegen und Tetridge manches übertrieben hat, so ist es doch nicht zu leugnen, dass Berlin auf die Fremden den Eindruck äussern Scheinwesens machen musste, wenn sie damit den Zustand der Strassen und Brücken, des Pflasters und der offenen Rinnsteine verglichen. Die letzten 30 Jahre haben ja, Gott Lob! Wandel geschaffen. E. Fr.

Digitized by Google

Fragekasten.

Frl. A. Wetterregeln. Die französischen Wetterregeln für März, April und Mai, welche zum Teil unseren deutschen genau gleichen und welche Sie wahrscheinlich meinen, sind u. a. folgende:

Proverbes du mois de mars:

Mars sec et chaud
Remplit caves et tonneaux.

Au commencement on à la fin
Mars a poison et venin.

Proverbes du mois d'avril et de mai:

Au mois d'avril
Ne quitte pas un fil,
Au mois de mai
Va comme il te plaît.

Il n'est si gentil mois d'avril
Qui n'ait son chapeau de grésil. E. Fr.

S. A. „Auf dem Jagdhund fahren". Im Volksmunde bürgert sich die Redensart ein „auf dem Jagdhund fahren", wenn man auf der Berliner Ringbahn um die Stadt herumfährt. Sie fragen: ob dieser Ausdruck daher kommt, dass man so schnell wie ein Jagdhund darauf herumfahre? Wir vermuten nein! Denn die Fahrt ist garnicht so jagdhundmässig schnell. Wir glauben vielmehr, dass die Redensart durch den in allen Wagenabteilen aushängenden Plan der Ringbahn entstanden ist, deren Trace mit dem Profil eines nach Westen schauenden Jagdhundes eine wirklich schlagende Ähnlichkeit besitzt. Die Nase liegt bei der westsüdlichen Biegung westlich Haltestelle Jungfernhaide, das Maul bei der Einmündung der Stadtbahn westlich von Bahnhof Charlottenburg, die Ohren liegen zwischen Haltestelle Central-Viehhof und Putlitzstrasse. Fr.

Anfrage anlässlich des harten Winters. Die höchste Kälte seit 1850 kam in Norddeutschland im Winter 1850 selbst vor, indem am 22. Januar das Thermometer in Berlin bis auf Minus 25,0 Grad Celsius herunterging. Im gleichen Monat brachte es Königsberg i. Pr. auf Minus 30 Grad, Bromberg auf Minus 36,6 Grad Celsius. Nicht viel geringer war jedoch die Kälte auch im Winter 1893, in dem am 19. Januar Berlin Minus 23 Grad, Potsdam Minus 26 Grad und Blankenburg bei Berlin sogar Minus 32 Grad Celsius hatte. Am 16. Januar 1893 sank die Temperatur zu Königsberg i. Pr. wie im Januar 1850 bis auf Minus 30 Grad, am 18. Januar in Frankfurt a. O. bis auf Minus 26 Grad Celsius.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Aelteste Eibe der Provinz Brandenburg
(1,10 m Stamm-Durchm.)
Eichholz bei Finsterwalde, Kreis Luckau.

I. (I. ausserordentl.) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 3. April 1901, nachmittags 3 Uhr, in der Berliner Garnisonkirche, Neue Friedrich Strasse.

(Referent: Dr. Gustav Albrecht.)

Eine stattliche Anzahl von Teilnehmern hatte sich der Einladung des Vorstandes folgend in der Vorhalle der Garnisonkirche versammelt, um unter Führung des Königlichen Militär-Oberpfarrers und Evangelischen Garnisonpfarrers von Berlin, Herrn Georg Goens, die Räume und Kunstschätze des renovierten Gotteshauses und die darunter befindlichen Marschalls-Grüfte zu besichtigen. Gewaltige Orgelklänge durchbrausten das hohe, gewölbte Kirchenschiff, als die Besucher das Innere des Gotteshauses betraten, und andachtsvoll lauschte alles dem meisterhaft gespielten Präludium, das die Einleitung zu dem Vortrage des Oberpfarrers Goens über die Geschichte der Garnisonkirche bildete.

Die Anfänge des preussischen Garnisonkirchenwesens, so führte der Vortragende, der auch eine Monographie über die Geschichte der Garnisonkirche*) veröffentlicht hat, aus, gehen bis in die Zeiten des Grossen Kurfürsten, bis in die Zeiten der Gründung eines stehenden Heeres zurück. Kurfürst Friedrich Wilhelm war ein frommer Christ und hatte ausserdem von seinem Vorbilde Gustav Adolf gelernt, dass Manneszucht und Kriegsbereitschaft eine wesentliche Unterstützung durch die Erziehung der Soldaten zur Frömmigkeit erfahren, und aus diesem Grunde richtete er in Berlin eine evangelische Militärgemeinde ein, die unter der Leitung eines „Churfürstlich brandenburgischen Garnisonpredigers“ stand. Die Gottesdienste und Amtshandlungen der „Gemeinde so zum Regiment gehörig“ fanden an der Ecke der Heiligen-Geist-Gasse und Spandauerstrasse statt, auf dem Kirchhofe des Spitals zum Heiligen Geist, dessen Kirchlein jetzt noch erhalten ist, und unter jenen drei Linden, welche die Sage von drei unschuldig

*) Geschichte der Königlichen Berlinischen Garnisonkirche von Georg Goens evangelischem Garnisonpfarrer von Berlin. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1897 (Mittler & Sohn) 116 Seiten.

verurteilten Brüdern mit den Wurzeln nach oben eingepflanzt sein lässt. Diese Gottesdienste im Freien, welche vom Jahre 1655 an erwähnt werden, wurden so lange beibehalten, bis der Nachfolger des Grossen Knrfürsten, nachdem er Preussen zum Königreich erhoben hatte, für seine Soldaten eine eigene Garnisonkirche erbauen liess. Dieses Gotteshaus, dessen Grundstein am 24. September 1701 in Gegenwart des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, vieler Offiziere nnd der gesamten Garnison gelegt wurde, fand seinen Platz auf der Stelle der jetzigen Kirche in der Uffelschen Bastion, einem durch die Veränderung der Festnngswerke entbehrlich gewordenen Bollwerk, und war in den einfachen Formen der Renaissance als Krenzkirche mit einem Dachreiter über der Vierung erbaut. Am 1. Januar 1703 wurde die neue Kirche mit grossem militärischen Gepränge eingeweiht. Über das Fest der Einweihnng sind keine Nachrichten erhalten, nur der Wortlaut der Inschrift über der Hauptthür liegt vor:

In nomine O. M. Domini
Exercituum
Friedericus I. rex Boruss.
Patriae et exercituum pater
Hoc templum militibus
Harum urbium praesid.
religios. Frequent.
extruxit
et inaugurare jussit
Kal. Januar. Secul. XVII.
Anno regni III.

Neben dem Gotteshause hatte König Friedrich I. gleichzeitig eine Schule für Soldatenkinder errichten lassen, und da hierzu ein für die Festungsbaupferde bestimmtes Gebäude benutzt worden war, so wies eine lateinische Inschrift am Schulhause darauf hin. Ausserdem wurden in den nächsten Jahren in dem vorspringenden Bastionswinkel hinter der Kirche ein Garnisonhospital und ein Lazaret, ein Waisenhaus und später noch ein zweites Lazaret erbaut und die ganze Anlage durch die Fürsorge des Königs und des Gonvernenrs Grafen von Wartensleben beständig erhalten nnd erweitert. Das Innere der Kirche wurde würdig ausgeschmückt und eine Orgel — freilich nnr mit acht Tönen — erbaut. Der „Kapitains-Chor“ bekam eine Polsterung aus Juchtenleder, die Generale und Obristen erhielten acht mit Taffet überzogene Stühle, und für den Gouvernenr wnrde in einer abgeschlossenen Loge ein bequemer Lehnsessel anfgestellt.

Wie König Friedrich I. sorgte auch sein Nachfolger, der fromme König Friedrich Wilhelm I., in gnädiger Weise für die Garnisonkirche, für die Schule und für die anderen znm Gotteshause gehörigen Institute, nnd verschiedene Offiziere der Berliner Garnison folgten dem

Beispiele ihres Herrschers und machten der Garnisonkirche erhebliche Zuwendungen.

Im August des Jahres 1720 traf die Garnisonkirche ein harter Schlag. Gegenüber derselben erhob sich nämlich als Rest des alten Spandauer Thors ein 100 Fuss hoher Turm, der als Pulvermagazin benutzt wurde, und dieser sollte in dem genannten Jahre zur Verbreiterung der Strasse nebst der alten Stadtmauer abgebrochen werden. Beim Ausräumen des Pulvers flog der Turm am 12. August 1720 „mit einem erschrecklichen Blitz und gedoppelten Knall" in die Luft, und die niederfallenden Trümmer zerstörten sowohl die anliegenden Häuser als auch einen Teil der Kirche, das Garnisonschulhaus und die Wohnung des Obristen von Glasenapp. Vierunddreissig Schulkinder und siebenunddreissig Erwachsene wurden von den umherfliegenden Steinen getödtet und eine grosse Anzahl von Leuten verwundet. König Friedrich Wilhelm I., der persönlich zur Unglücksstätte eilte, war von der Katastrophe aufs tiefste erschüttert und that, was er zur Linderung des Elends thun konnte. Im folgenden Monat wurde bereits mit dem Abbruch und im Frühjahr 1721 mit dem Neubau der Kirche begonnen, und am 31. Mai 1722 erfolgte in Gegenwart des Königs und der gesamten Garnison die Einweihung des erheblich vergrösserten Gotteshauses. Letzteres, dessen Grundmauern noch den heutigen Bau umschliessen, war in den einfachsten Formen auf rechteckiger Grundlage erbaut; es war 185 Fuss lang, 100 Fuss breit und 54 Fuss hoch und enthielt gegen 4000 Sitzplätze, von denen die Hälfte auf den Emporen lag. 56 Fenster gaben dem Kirchenschiff Licht und 8 Thüren führten in das Innere. Draussen am Giebel prangte unter der Krone der Namenszug des königlichen Bauherrn und über jedem Portale ein Medaillon mit dem schwarzen königlichen Adler, der der Sonne zustrebt, und der Umschrift: „Non soli cedit" (Er weicht der Sonne nicht). Ebenso einfach wie das Äussere war auch das Innere der Kirche. Die Wände waren weiss getüncht und Holzschnitzereien ausser an der Kanzel nicht vorhanden. Starke Eichenpfeiler stützten die Balkendecke, über der sich ein mächtiges Dach, den Kirchenboden umschliessend, aufbaute. An Stelle des Altars stand, dem reformierten Brauch entsprechend, unter der Kanzel ein ungedeckter Tisch und diesem gegenüber fand der Taufstein, der noch heute erhalten ist und ein Werk Schlüters sein soll, seinen Platz. An Stelle der alten Orgel, die nach Potsdam in die Nikolaikirche kam, stiftete der König ein neues kunstreiches Orgelwerk mit über 3000 Pfeifen und verschiedenen mechanischen Spielereien, wie Engeln, die Posaunen blasen, Putten, die Kesselpauken schlagen, sich drehenden Sonnen, fliegenden Adlern u. a.

Friedrich Wilhelm I. war ein sehr gottesfürchtiger Herr und besuchte sehr häufig die Garnisonkirche. Der einfache Holzstuhl, den

Digitized by Google

er während der Predigt benutzte, ist noch vorhanden und auf Befehl des Kaisers in der königlichen Loge aufgestellt. Friedrich Wilhelms Nachfolger, Friedrich der Grosse, hat die Garnisonkirche nur wenig besucht, da er der Kriegszeiten wegen meist von Berlin abwesend war, hat ihr aber trotzdem seine Fürsorge zugewandt. Die Dankgottesdienste für die glorreichen Siege der schlesischen Kriege wurden in der Garnisonkirche abgehalten, und verschiedene erbeutete Fahnen, so 79 Fahnen und 8 Standarten aus der Beute von Hohenfriedberg und Soor und 13 Fahnen und 4 Standarten aus der Schlacht von Kesselsdorf, zum ewigen Gedächtnis an den Pfeilern der Kirche aufgehängt. Ferner schenkte der König dem Gotteshause einen schönen Abendmahlskelch, ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst, der noch heutigen Tages bei der Kommunion benutzt wird.

Die an die Ruhmesthaten des friedericianischen Heeres erinnernden Feldzeichen blieben in der Kirche bis zum Jahre 1806, wo sie aus Furcht vor den einrückenden Franzosen abgenommen und im Holzstall der Garnisonkirche verborgen wurden. Seitdem sind sie verschollen — der Küster Jacob starb während der Franzosenzeit — und trotz aller Bemühungen nicht wieder aufzufinden gewesen. Dagegen sind vier grosse Gemälde des Geschichtsmalers und Akademiedirektors Rode, die damals auch aus der Kirche entfernt wurden, später wieder auf dem Boden des Pfarrhauses aufgefunden und jetzt zu beiden Seiten der Orgel aufgehängt worden. Sie erinnern ebenfalls an die friedericianische Zeit und stellen dar: Schwerin und Keith, denen die Siegesgöttin einen Kranz aufsetzt, Winterfeld, dessen Thaten eine Muse niederschreibt, Zieten, an dessen Graburne ein Löwe ruht, und Kleist, an dessen Urne die Göttin der Freundschaft trauert. Was man befürchtet hatte, geschah, die Franzosen hausten wie die Wilden im Gotteshause, zertrümmerten Altar und Kanzel, brachen die Särge im Grabgewölbe auf und beraubten die Toten. Das Kirchenschiff wurde durch eine Sackleinewand in zwei Teile geteilt, von denen der eine an einen Spiritusfabrikanten vermietet wurde, während man den anderen als Heumagazin benutzte. Erst der Friede von Tilsit und der Einzug der preussischen Truppen am 10. Dezember 1807 machte dem traurigen Zustand in der Kirche ein Ende.

König Friedrich Wilhelm III. sorgte alsbald für eine würdige Wiederherstellung der Kirche. Er setzte zunächst einen tüchtigen Garnisonpfarrer, den bisherigen Brigadeprediger Friedrich Wilhelm Schliepstein, ein und regelte die zerrütteten Besitzverhältnisse der Kirche. Dann liess er das Gotteshaus vollständig renovieren und in angemessener Weise ausschmücken. Die alten Eichenpfeiler wurden durch Backsteinpfeiler ersetzt, Altar und Kanzel neu aufgestellt und die geraubten Altargerätschaften durch neue ersetzt. An Stelle der ver-

lorenen Feldzeichen aus der Zeit Friedrichs des Grossen wurde das Innere der Kirche mit Gedächtnistafeln geschmückt, welche die Namen der Vaterlandsfreunde von 1806 und 1807, der Gefallenen von 1813—15 und der Ritter des neugestifteten Eisernen Kreuzes enthielten. Am 29. Oktober 1817 erfolgte die Einweihung der restaurierten Garnisonkirche, für die der König auch weiterhin in gnädiger Weise sorgte.

Gar manche erhebende militärische Feier hat sich in den Mauern der schlichten Garnisonkirche seit den Tagen der Freiheitskriege vollzogen, und einer der bedeutendsten Momente war es, als am 11. November 1866 und einige Jahre später am zweiten Pfingsttage des Jahres 1872 die sieggekrönten Feldzeichen der Garde die kirchliche Weihe erhielten. In der einfachen Ausstattung aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. blieb die Garnisonkirche die ganzen Jahre hindurch, bis im Jahre 1900 Kaiser Wilhelm II. eine durchgreifende Erneuerung des Gotteshauses vornehmen liess. Im Dezember des genannten Jahres war der Umbau vollendet, und am 23. Dezember erfolgte die Einweihung unter entsprechenden Feierlichkeiten und in Gegenwart des Kaiserpaares, der Staats- und Militärbehörden und Abordnungen der gesamten Berliner Garnison.

Nach dem interessanten Vortrage des Geistlichen begann die Besichtigung der Kirche. Zunächst wurde der Altarraum in Augenschein genommen, wo der neue, eichene Altaranbau mit einem Gemälde, Christus am Ölberg, die alte, wiederhergestellte Eichenkanzel mit einem antiken, waffengeschmückten Torso als Unterbau und mit Schnitzereien an Brüstung und Schalldeckel und der in Form eines Säulenkapitäls hergestellte Taufstein aus Sandstein — vermutlich ein Werk Schlüters und ein Überbleibsel aus der ersten Garnisonkirche — gebührende Beachtung fanden. Ferner wurden die Altargerätschaften, unter diesen der kostbare Kelch Friedrichs des Grossen, zwei Kelche und ein Ciborium, die Kaiser Wilhelm I. gestiftet hat, und zwei einfache Leuchter, die Friedrich Wilhelm III. der Kirche verehrte, besichtigt. Dann schritt man zur Kaiserloge, deren Wände mit Eichenschnitzereien und gepressten Ledertapeten geziert sind. Die Decke der Loge trägt den zur Sonne fliegenden Adler mit der bekannten Umschrift, die Rückwand zeigt den heiligen Michael mit dem flammenden Schwert. An der Brüstung des der Kaiserloge benachbarten Kirchenstuhls sind zwei kunstvolle Schnitzwerke, das Innere der Garnisonkirche vor und nach der Franzosenzeit darstellend, angebracht.

Nun folgte ein Rundgang durch das Kirchenschiff, wobei man Gelegenheit hatte die schöne Ausstattung des Innern zu bewundern. Sechs Sandsteinpfeiler tragen die aus Beton hergestellten Gewölbekappen, die mit Emblemen der preussischen Herrscher und der Armee und Marine geziert sind, zwischen diesen Pfeilern ziehen sich in den Seiten-

Digitized by Google

schiffen die stattlichen eichenen Emporen hin, während sich im Mittelschiff die einfachen, aber schmucken Sitzbänke aneinander reihen, von denen die ersten durch ein knnstvoll gearbeitetes sehmiedeeisernes Gitter für die Offiziere abgetrennt sind. Die Pfeiler sind mit je sieben Fahnen und die beiden Seiten des Altarraums mit je sieben Standarten nnd sechs Fahnen geschmückt, die ans der Blücherschen Beute aus den Freiheitskriegen herrühren und die Kaiser Wilhelm II. der Garnisonkirche als Ersatz für den verlorenen Fahnenschmnck aus der fridericianischen Zeit verliehen hat. Zwei stattliche Kronleuchter aus Bronze hängen von der Gewölbedecke herab und zahlreiche elektrische Glühlampen sind an den Emporen und in den Gurtbogen verteilt. Im Glanze der elektrischen Beleuchtung bietet das Innere des Gotteshauses einen erhabenen Anblick dar.

Nach dem Rundgang durch das Schiff begaben sich die Anwesenden in die Sakristei, von deren Wänden die Bildnisse früherer Garnisonpfarrer und des Gouvernenrs Graf Wartensleben herabblicken, und von dort durch den Betsaal, den ein Gemälde von Prof. Schmitt „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ schmückt, nach dem oberen Chor. Den hinter dem Altarraum belegenen Teil des Chors schmücken drei schöne Glasgemälde, Christus als Herr der Heerscharen und die ausziehenden nnd heimkehrenden Krieger darstellend, und eine Anzahl seltener französischer Reiterstandarten aus der Blücherschen Beute. In einer Seitenkapelle ist der alte Altar, vor dem Garnisonprediger Frommel bis zu seinem Tode gepredigt hat, aufgestellt, ferner das Altarkrenz, das Friedrich Wilhelm III. der Kirche geschenkt hat, nnd auf den Seitenemporen hängen die erwähnten Gedächtnistafeln nnd neben der kunstreichen Orgel die vier Bilder von Rode.

Nach der Besichtigung des Gotteshauses begaben sich die Anwesenden gruppenweise in die unter der Kirche angelegten Grabgewölbe, wo seit 1723 bis 1830 eine grosse Anzahl preussischer Heerführer und Offiziere beigesetzt sind, unter ihnen 14 General-Feldmarschälle (Graf von Wartensleben, von Finckenstein, von Natzmer, von Glasenapp, von Keith, von Kalkreuth, Kleist von Nollendorf u. a.) und 50 Generäle. In langer Reihe stehen die wohlerhaltenen Särge — 221 an der Zahl — in den schön gewölbten Kellerräumen, die elektrisch erleuchtet werden, nebeneinander, und bequem kann man die lange Reihe hinabschreiten. Früher war die Zahl der Särge noch grösser, bei den verschiedenen Renovationen der Kirche hat man indes die von den Franzosen beschädigten oder im Laufe der Zeit zerfallenen Särge, soweit sie nicht wiederherzustellen waren, nach dem Garnisonfriedhof überführt und dort beigesetzt. Die in dem Gewölbe beigesetzten Leichen sind infolge der trockenen Luft, ähnlich wie in den Bleikellern des Doms zu Bremen, mumifiziert und gut erhalten, so dass man bei einigen die charakteristischen

Gesichtszüge nnd bei den im Kampfe Gefallenen die Wunden erkennen kann. Die Särge sind mit Nummern versehen und genau registriert, so dass jederzeit die Beisetzungsstelle eines Toten ermittelt werden kann. Das Recht der Beisetzung, welches der Garnisonkirche von Friedrich Wilhelm I. 1723 verliehen wurde, bildete eine reiche Einnahmequelle nnd aus diesem Fonds wurden zum Teil die Kosten des vorjährigen Umbaues, die sich auf eine Million Mark beliefen, bestritten.

Am Schluss der Besichtignng überreichte Oberpfarrer Goens dem Vorsitzenden der „Brandenbnrgia" die von ihm verfasste Geschichte der Garnisonkirche nnd jedem Anwesenden eine Postkarte mit der Innenaufnahme der Kirche.

Nach der Besichtigung fand eine freie Zusammenkunft im Altstädter Hof am Neuen Markt statt.

---

2. (1. ordentl.) Versammlung des X. Vereinsjahres

Mittwoch, den 14. April 1901, abends 7 Uhr im grossen Sitzungssale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilnngen zu 1 bis 6 her.

1. Zum Ehrenmitglied der Brandenbnrgia wird Herr Schulrat Professor Dr. Carl Philipp Euler, welcher das Amt als zweiter Vorsitzender wegen Kränklichkeit niedergelegt, laut § 9 nnd § 17 der Satznngen vom 22. März 1892 von der Gesellschaft in hentiger ordentlicher Sitzung auf übereinstimmenden Beschlnss des Vorstandes nnd Ausschusses gewählt. — An Stelle des Herrn Euler ist Herr Provinzial-Konservator Geheime Baurat Blnth zum 2. Vorsitzenden und innerhalb des Ansschusses Herr Professor Dr. G. Galland zum Obmann, Herr Direktor Professor Dr. Otto Reinhardt zum Obmann-Stellvertreter und Herr Professor Dr. Friedrich Wagner zum Ausschuss-Mitgliede erwählt worden.

2. „Der Bär", Illustrierte Wochenschrift für Geschichte, Knltur und modernes Leben ist in den Besitz nnd die Redaktion unseres Mitgliedes des Herrn Historienmalers Adolf Sommerfeld übergegangen. Die im laufenden Jahre erschienenen Nummern, welche manches auf Berlin und die Provinz Brandenburg Bezügliche enthalten, werden vorgelegt. Es wird dringend gebeten, das weitere Erscheinen dieses gemeinnützigen vaterländischen Blattes durch fleissiges Abonnieren zn ermöglichen. Dasselbe kostet 2,50 Mk. vierteljährlich.

3. Der Riesenblock bei Französisch-Buchholz (Brandenburgia IX, 448 und 481) wird auf Veranlassung der Städtischen Rieselgüter-Verwaltung nicht bloss erhalten, sondern auch mit einem Wege ringsherum und einigem gärtnerischen Schmuck ausgestattet werden. Den Herren Stadträten Marggraff und Struve sowie dem Kanalisations-Direktor Adams sei für ihre diesjährigen Bemühungen hiermit wärmster Dank ausgesprochen.

4. Von unserm Mitgliede Herrn Wilhelm Pütz, einem unserer geschicktesten Amateurphotographen, sind drei nach dem grossen Schneefall im Grunewald unweit des Karlsbergs aufgenommene Photographien vorgelegt, welche den märkischen Kiefernwald in seiner ganzen melancholischen Winterpracht zeigen, die Äste zum Teil von Schneemassen niedergedrückt.

5. Vinterbilder från Skansen utgifna af Artur Hazelius Stockholm (April 1901) zeigen allerdings die Herrlichkeit und Gewalt des nordischen Winters noch in weit grossartigerem Massstabe. Ich habe Ihnen schon öfter Publikationen des unermüdlichen Heimatsforschers Artur Hazelius über seine unvergleichliche Schöpfung in Skansen, diese Vereinigung von Volks- und Landeskunde in freier Natur, vorgelegt, doch bezogen sich dieselben zumeist auf die milderen Jahreszeiten. Hier sehen sie Land und Leute unter der Herrschaft der Forst- und Reif-Riesen: Lappenlager, Hirsche und Renntiere im tiefen Schnee. Nordisches Hundefuhrwerk, die verschiedenen Holzbaustile und das behaglich warme Innere der Bauernhäuser*) mit den verschiedensten Eigenartigkeiten.

6. Die Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm den Grossen auf der Langen Brücke zu Potsdam fand am 11. April d. J. unter Beteiligung vieler Mitglieder unserer Brandenburgia in Gegenwart S. M. des Kaisers und Königs statt. Unser Ehrenmitglied Landes-Direktor Freiherr von Manteuffel hielt die Festrede. Zwei unserer Mitglieder, Dr. med. Friedrich Netto und Friedrich Backschat, haben bei dieser Gelegenheit eine Festschrift verfasst: „Die Lange Brücke zu Potsdam". Ein Stück Hohenzollern- und Stadtgeschichte. (Druck und Verlag von A. W. Hayn's Erben, Berlin-Potsdam 1901). Die mit vielen Abbildungen geschmückte, inhaltreiche, mit Sorgfalt nach den Quellen verfasste Schrift wird fortan als ein wertvoller Beitrag zur Ortsgeschichte Potsdams und zur Heimatkunde Brandenburgs angesehen werden. Die erste Erwähnung einer Brücke bei Potsdam datiert von 1317.

---

*) Bei Abschluss der Redaktion dieses Heftes geht uns die erschütternde Nachricht vom Ableben des unvergleichlichen Artur Hazelius Ende Mai 1901 zu. Wir werden im September, nach den Ferien, auf die grossen Verdienste unseres Freundes um die Heimatkunde ausführlich zurückkommen. E. Friedel.

7. Herr Kustos Buchholz weist zunächst auf das ausgestellte Krönungs-Jubiläums-Bild hin, das zwar in Tausenden von Exemplaren verbreitet und genugsam in seinen Einzelheiten beschrieben ist, das aber in diesem Exemplar einen besonderen Wert dadurch hat, dass es vom Kaiser ausdrücklich für das Märkische Provinzial-Museum bestimmt und mit eigenhändiger Allerhöchster Unterschrift versehen ist. Ein Exemplar mit der gleichen Auszeichnung für die Stände der Provinz Brandenburg befand sich zufällig auch im Vortragssal.

8. Eine weitere Erinnerung an die Krönungs-Jubelfeier bietet die von der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg herausgegebene Festschrift, in der die Baugeschichte des Königsberger Schlosses und insbesondere der Schlosskirche, in der sich der feierliche Salbungs-Akt vor 200 Jahren vollzog, in Wort und Bild dargestellt wird.

9. Herr Kustos Buchholz machte fernere Vorlagen: Vom **Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein** liegen aus seiner 4 jährigen Thätigkeit 6 Druckhefte vor, von denen 5 je einen Vortrag enthalten:

Amtsrichter Georg Schmeisser sprach über: „Die Eiszeit in der Uckermark“ ein grade für die Uckermark sehr interessantes Thema, weil die sie der Länge nach durchziehende glaciale Endmoräne neben den sich dort zahlreich findenden Mittel-, Seiten- und Grundmoränen sehr wichtiges Material für die wissenschaftliche Ergründung der letzten Oberflächenbildung des norddeutschen Tieflandes abgegeben hatte. Der Verfasser entwirft ein recht gemeinverständliches Bild der Glacial-Periode, indem er sich dabei auf Fachautoritäten stützt. Otto Leonhard sprach über „fossile Rechte“, Hugo Schuhmann über „Vorgeschichtliche Beziehungen der Uckermark während der Stein- und Bronzezeit“, R. Sendke über „Uckermärkisches Volkstum und lebendes Altertum“ und Graf Albert von Schlippenbach über „die Entstehung und Entwickelung des deutschen Adels insbesondere des Uckermärkischen Geschlechtes“. Auch dieser Vortrag enthält manches kulturgeschichtlich Bemerkenswerte.

Endlich ist als Arbeit von den Vereinsmitgliedern Schuhmann und Mieck ein Heft hervorgegangen: „Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz“. Dies Gräberfeld liegt zwar schon im Kreise Königsberg, also nicht mehr im Bereich der Uckermark, aber seine so erschöpfende und ins einzelne gehende Behandlung scheint den Zweck gehabt zu haben, den Vereinsmitgliedern ein möglichst volles Bild des Inhaltst eines solchen im Gebiet der Provinz Brandenburg zu Hunderten vorkommenden Gräberfeldes zu geben. Deshalb ist auf den angefügten 30 Tafeln auch jeder einzelne gefundene Gegenstand, so unscheinbar er auch ist und so häufig er sich auch schon in andern Gräberfeldern gefunden hat, abgebildet, auch sind 3 Ansichten solcher Gräber, wie sie in der Erde stehen, wenn auch ein wenig idealisiertgez eichne,

Digitized by Google

beigefügt. Von all diesen mehr als 200 Abbildnngen ist nur No. 70 auf Tafel 14 als besondere Merkwürdigkeit anzuführen, ein Gefäss in Gestalt eines Vogelkörpers, wie sie im ostgermanischen Gräbergebiet schon oft gefunden sind, aber der Kopf ist hier mit 2 Hörnern besetzt.

Das Heft enthält auch eine Klassifikation der Gefässformen unter Heranziehung von Vergleichen aus dem litterarischen Material, sowie einen Versuch der Zeitstellung des Bralitzer Gräberfeldes nnd der ethnographischen Zugehörigkeit, wobei im Anschluss an massgebende Autoren die Sueben als die Urheber dieser Gräber bezeichnet werden.

10. Herr Kustos Buchholz, nnter Vorlagen:

Aus dem Nachlass des im Jahre 1884 verstorbenen berühmten Berliner Zeichners und Malers Ludwig Burger hat das Märkische Mnseum eine Mappe mit vielen Studienblättern erworben, die auf Berlin und die Mark Brandenburg Bezügliches darstellen.

Darunter ist ein ganzes Fascikel Skizzen, die der Künstler im April 1855 zur Herstellung eines Jubilänmsblatts für die Schicklersche Zuckersiederei aufgenommen hatte; andere Blätter enthalten Details aus den königlichen Schlössern, verschiedenen Kirchen nnd der Deckerschen Hofbuchdruckerei, ferner aus Spandau, Brandenburg, Eberswalde, Falkenberg, Köpenick, Tangermünde; auch eine Anzahl Trachtenstücke aus den Jahren 1850—1870 befinden sich dabei.

Endlich fanden sich in der Mappe die Entwürfe zu den Glasfenstern des einstigen Kurfürstenkellers im Hanse Poststrasse 4, die der in den 70er und 80er Jahren viel bekannte Weinhändler Fr. W. Richter, angeregt durch die mit dem kurfürstlichen Hof verquickte Geschichte des Hauses, für sein Kellerlokal durch L. Burger fertigen liess. Sie enthalten die Bilder sämtlicher hohenzollernscher Kurfürsten nnd dreier Könige. Ludwig Burger hatte sich in seinen letzten Jahren namentlich durch seine malerischen Dekorationen in vielen öffentlichen Berliner Bauwerken einen grossen Ruf erworben, während sein jüngerer, aber schon 1876 gestorbener Bruder Adolf Burger hauptsächlich durch seine Bilder ans dem Spreewalde bekannt nnd anerkannt war.

11. Den Vortrag des Herrn Stadtbauinspektors und Dozenten an der Königlich-technischen Hochschule O. Stiehl: „Der Ursprnng des märkischen Backsteinbaus“ werden wir in erweiterter Form als besonderen Aufsatz in einem der nächsten Hefte bringen. Der Vortrag war durch zahlreiche Bilder nnd Skizzen erläutert

12. Nach der Sitzung vereinigten sich die Teilnehmer zu einem zwanglosen Beisammensein in Hickels Restaurant, Potsdamerstr. 13.

3. (2. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 27. April 1901 in der Sternwarte zu Treptow.

Angelockt durch das herrlichste Wetter haben sich Mitglieder und Gäste in grosser Zahl eingefunden und wurden von Herrn Direktor Archenhold in liebenswürdigster Weise empfangen.

Die Gesellschaft bestieg zunächst den Rundgang der Sternwarte, um die Erklärung des Riesenfernrohrs durch Herrn Direktor Archenhold selber zu hören. Das Neue und Geniale an dem Fernrohr ist das Fehlen der Kuppel, die zum Schutz für das Fernrohr auf den alten Sternwarten über dem Fernrohr angebracht ist und sich mit dem Rohr drehen muss. Dieser Schutz ist ersetzt durch einen Mantel aus dünnem Eisenblech, der das Fernrohr einschliesst, und dessen oberes Ende durch einen Deckel verschlossen werden kann. Das Objektiv hat einen Durchmesser von 70 cm, das Fernrohr ist 21 m lang; es ist das längste der Erde, da die grössten amerikanischen, das Lick- und Yerkestelescop, nur 15 bezw. 18 m lang sind; somit trägt es seinen Namen „Riesenfernrohr“ mit Recht. Eine zweite Neuerung, die sich mit dem Fehlen der Kuppel verbinden lässt, ist die Art der Aufhängung. Während bisher die grossen Fernrohre im Schwerpunkt aufgehängt waren, ist hier die Befestigung an das Okularende gelegt worden. Es ist dadurch ein grosser Vorteil erreicht worden. Es fällt hierdurch Sehpunkt, Stehpunkt und Drehpunkt zusammen. Der Beobachter hat nun nicht nötig dem Okular zu folgen, das auf den alten Sternwarten grosse Bogen beschreibt, so dass dort Treppen und bewegliche Podien nötig sind. Hier verlässt der Beobachter das feststehende Podium nicht.

Der Fortfall der beweglichen Kuppel hat die Herstellungskosten bedeutend herabgesetzt. Es ist dadurch möglich geworden, es für 250 000 Mk. herzustellen, während es sonst auf 4 Millionen Mark gekommen wäre. Die Linse hat allein 55 000 Mk. gekostet; sie ist in Jena von Prof. Abbe und Dr. Shott gegossen und in München von Dr. Steinheil geschliffen worden. Die Eisenteile haben ein Gewicht von 2600 Centner und sind von der Maschinenfabrik von C. Hoppe gegossen worden; besonders hat sich Paul Hoppe um die Konstruktionen verdient gemacht, während die Feinteile von Gustav Meissner geliefert worden sind. Die Sternwarte steht auf einem flachen, 12 m langen, 8 m breiten und 90 cm tiefen Cementklotz, der alle Erschütterungen abhält und einschliesslich des Oberteils nur 14 900 Mk. gekostet hat; auch diese

Neuerung ist durch Herrn Direktor Archenhold vorgeschlagen, da die ursprünglich geplanten Fundamente hier auf 80 000 Mk. veranschlagt worden waren. Die Bewegung des Fernrohrs wird durch Elektrizität besorgt; die nötigen Einrichtungen lieferte Siemens & Halske, während die Akkumulatoren von Böse & Co. angefertigt worden sind. Ein Körtingscher Gasdynamo erzeugt den nötigen Strom. Es sind 110 Volt und 56 Ampère erforderlich, während die Feinbewegung durch einen Motor von $^1/_4$ Pferdekraft bewirkt wird.

Die Treptow-Sternwarte.

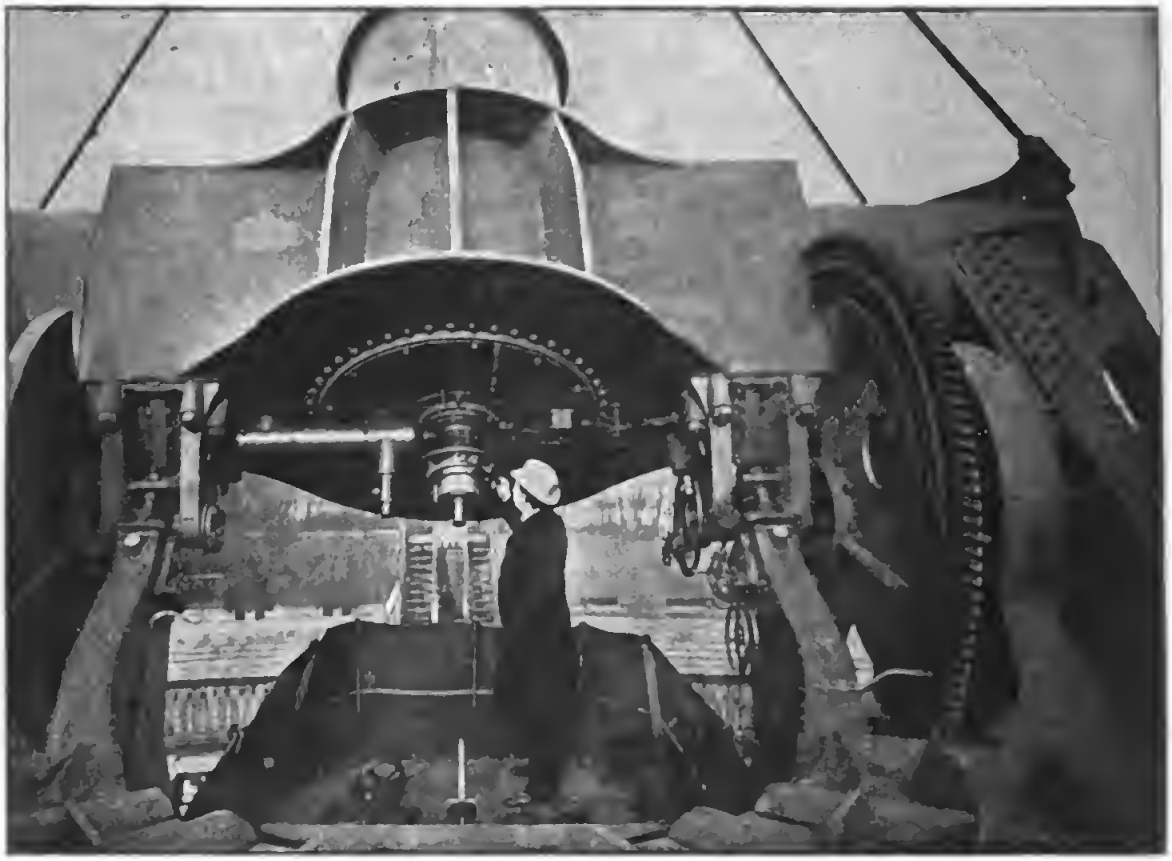
Der Grobbewegungmotor, der den Eisenkoloss auf die Sterne richtet, gebraucht $6^1/_2$ Pferdekraft. Das Fernrohr ist in der Zeit vom 15. Juni 1895 bis 18. August 1896 fertiggestellt worden. Herr Direktor Archenhold hat in ihm den Typ des neuen Jahrhunderts geschaffen, und die amerikanischen Astronomen, die es besuchten, haben dem Erbauer rückhaltslos ihre Anerkennung ausgesprochen.

Nach der Erläuterung des Fernrohrs, zu dessen genauer Demonstration zwei Modelle zur Stelle waren, versammelten sich die Teilnehmer in dem Hörsaal, um einen Projektionsvortrag des Herrn Direktors Archenhold über die Errungenschaften des letzten

und über astronomische Aufgaben des neuen Jahrhunderts zu hören. Der Vortrag begann mit der Entwickelungsgeschichte des Fernrohres. Das erste Bild zeigte einen alexandrinischen Astronomen, welcher mit einem einfachen Stab die Entfernungen der Sterne messen will. Auf dem nächsten erblicken wir das erste grosse Fernrohr aus Holz. Seine Durchbiegung ist so gross, dass es seinem Erbauer nur einmal gelang den Saturn damit zu sehen. Die dritte Tafel erläuterte schematisch die gebräuchlichen Aufhängungsarten der Fernrohre und die folgenden Bilder gaben Innenansichten der wichtigsten Sternwarten der Welt und lehrten, wie schwierig das Beobachten auf ihnen sein muss im Gegensatz zu der Treptower. Hieran schlossen sich nun zahlreiche Bilder, welche die Errungenschaften des 19. Jahrhunderts demonstrierten und Ausblicke eröffneten für kommende Zeiten. Wir sahen Bilder von Doppelsternen, von Sternhaufen und von Nebelmassen in höchst wunderbarer Form. Der wunderbarste ist der Orionnebel. Hieran schloss sich eine Tafel, welche die Spektren verschiedener Sterne enthielt, welche lehrte, dass neben der Übereinstimmung sich auch bedeutsame Unterschiede finden, ein Zeichen, dass diese Welten verschieden sind. Wunderbar schöne Bilder demonstrierten den feineren Bau der Kometen, ein anderes Bild bot die Photographie einer Sternschnuppe, die sich deutlich zwischen den Kreisbahnen der Sterne abhob. Diese Spuren waren dadurch entstanden, dass der Sternhimmel längere Zeit auf die Platte wirkte, bis sich eine Sternschnuppe einfand. Darauf wurde eine Reihe von Photographien vorgezeigt, welche leuchtende Wolken darstellten und die merkwürdigen Dämmerungserscheinungen aus dem Jahre 1883. Man führt beide Erscheinungen

Während der Beobachtung.

zurück auf die Aschenmassen, welche bei Ansbrnch des Krakatoa in die Atmosphäre geschleudert worden waren. Den Schluss endlich bildeten mehrere Mondkarten, an denen der Herr Vortragende die Eigenheiten der Mondoberfläche, die Krater, die Gebirge und die Rillen erläuterte, welche wir später dnrch das Fernrohr selber besichtigen sollten. An dieser Stelle versprach der Herr Vortragende der Branden-



Das Focussieren des Fernrohres.

burgia ein Relief des Mondes zu dedicieren. Am Schluss des Vortrages sprach der 1. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel Herrn Direktor Archenhold fñr die lehrreichen Stunden den Dank der Gesellschaft aus.

Hieranf begab sich ein Teil der Gesellschaft sogleich hinauf zur Besichtigung der Mondoberfläche durch das Fernrohr, während der Rest dem Museum einen Besnch abstattete. An beiden Stellen war durch Beamte für ausreichende Erklärung gesorgt. Das Museum besteht aus mehreren Zimmern, deren Wände mit Bildern und Karten geschmückt sind, und in denen anf Tischen Modelle, Instrumente n. s. w. anfgestellt sind. In einem Zimmer befand sich z. B. ein Modell, um die Entstehung

von Ebbe und Flut zu erläutern, und sodann eine Vorrichtung, um die Herstellung von farbigen Photographien zu zeigen. Auf einem Tische waren auch eine Anzahl von Fernrohrmodellen aufgestellt, um die Aufhängungsweise und Gebrauchsart vergleichsweise betrachten zu können. Ein Planetarium zeigt die Stellung der Planeten zur Sonne und ihre Umdrehungszeiten. An einem Tellurium kann die Bewegung der Erde mit ihrem Monde erläutert werden.

Ferner findet sich ein Sternglobus und ein Relief vom Monde. An den Wänden hängen die Bilder berühmter Astronomen und Physiker, ferner mehrere Tafeln der Planeten, welche die wirkliche und die scheinbare Grösse derselben erläutern und endlich eine Anzahl Mondkarten und eine Tafel des Mars mit den Kanälen, sowie mehrere Photographien der Sonnenoberfläche mit den Sonnenflecken. Eine Vitrine beherbergt noch eine Anzahl beobachtenswerter Instrumente und Objekte: u. a. eine Wolkenkamera zum Photographieren von leuchtenden Wolken, ein Fernrohr aus dem Nachlasse Frauenhofers, ein Spiegelteleskop, einen Metallspiegel, Bruchstücke verschiedener Glasarten, eine grosse Linse aus Glas, fehlerhafte Linsen, um Luftblasen und Schlieren zu demonstrieren, ein Modell des Copernikanischen Systems, ein Gefässbarometer mit konstantem Nullpunkt, mehrere Sonnenuhren, ein Chronometer mit Cardanischer Aufhängung u. a. m.

Darauf wurden wir auch in den untersten Teil des Gebäudes geführt, in welchem die 6 Elektromotoren stehen, welche die Bewegung des Fernrohres regulieren und wo ein Teil der Gegengewichte untergebracht ist für die Haltung des Fernrohres.

Endlich hatte jeder noch Gelegenheit einen Blick durch das Fernrohr zu werfen und die Oberfläche des Mondes zu beobachten. Das Bild zeigte den Copernikus und den Gebirgszug der Apenninen in wunderbarer Klarheit.

Dieses Bild, das eine 400fache Vergrösserung der Mondoberfläche bot, zeigte die grosse Leistungsfähigkeit des Fernrohres auf das beste. Eine solche hohe Leistungsfähigkeit ist grade für den Laien wünschenswert, der in seiner Unkenntnis leicht unberechtigte Anforderungen stellt und dann durch kleinere Fernrohre enttäuscht wird. Für ihn ist eine deutliche Abbildung fast noch nötiger als für den geübten Astronomen.

Nach der Besichtigung der Sternwarte vereinigte sich die Gesellschaft bei einem Abendbrot im Restaurant Regelin.

Noch einige losere Nachträge zur Dorfchronik von Niedergörsdorf auf Grund der Chronik von Jüterbog.

Frohnden- und Hofedienste.

Schon S. 420 ist erwähnt worden, wie die freien flämischen Kolonisten mit List und Gewalt unter Hörigkeit gebracht wordeu sind, aber zur Erinnerung, unter welchem Joch die Vorfahren geseufzt haben, scheint es angebracht, über diese Sache noch näheres zu sagen.

Was früher bittweise und etwa durch eine Speisung lockend geleistet worden war, wurde darauf als Observanz durch kommissarische Vergleiche festgestellt. 1566 haben die Amtsvorstädter Handfrohnen auf den Schlossgründen zu leisten und die Hufenbesitzer anch 2 jährliche Landfuhren zu verrichten und zwar jede auf 4 Tage Hin- und Rückfahrt, doch keines Tags über 4 Meilen weit. Hierzu kamen 1579 für die Dorfbewohner: Wachdienst, Wasser- und Holztragen, Holzhauen etc., die Schlossteiche zu fischen, als Treiber mit auf die Hasenjagd zu gehen, Hopfen und Flachs zu pflücken, Holzfuhren. Die Pferde der Lehnschulzen hatten die Amtsdiener, zu denen sich auch der Amtmann rechnete, zu befördern. Später tritt noch hinzu: das Ausschlämmen der Schlossteiche, Getreidefuhren bis auf 8 Meilen, Zwangsdienst der Kinder für geringern Lohn; die Altsitzer, welche noch auf Tagelohn gehen konnten, mussten an 2 Erntetagen Dienste leisten. Die nächsten 5 Dörfer, zu denen auch Niedergörsdorf gehörte, mussten Mühl-, Sand-, Rübe-, Bierfuhren leisten; das waren arge Plackereien. Die Leute erzählen sich noch jetzt drollige Sachen. Da hatte so ein findiger Frohnsherr eine Quelle gefunden, um sich Gewinn zu verschaffen. Er bestellte die Hüfner zu den schuldigen Fuhren meist dann, wenn etwa Glatteis lag, oder die Wege im Frühjahr und Herbst grundlos waren. Diese waren dann gerne bereit, sich mit einer Geldzahlung von der Verpflichtung los zu machen. Einmal kam ihnen die Sache doch recht verdächtig vor, denn sie erschienen vollzählig, nm die Fuhren zu leisten. Siehe da, der Herr Amtmann hatte nur gar kein Korn, welches abzufahren gewesen wäre. Wer mag sich wundern, dass die Leute misstrauisch nnd sehr vorsichtig geworden sind.

Gerichtsbarkeit.

Eigene Gerichtsbarkeit haben die hiesigen Gemeinden nie besessen, sie gehörten unter den Vogt, welcher wie die altdeutschen Gaugrafen das Recht über Leib nnd Leben, über Hals und Hand, über Tod nnd Leben ansübte. Das altdeutsche Gericht hiess Ding oder Gedinge; es wurde unter freiem Himmel anf der Dingstätte der Tie-Thy abgehalten. Dort verhandeln hiess thedingen nnd das Abwenden einer Anklage verthedingen = verteidigen. Zu einem Gericht gehörten 11 Schöppen nnd der Schuldheiss. Dieser hatte dem Vogt die Voruntersuchnng zu leisten; der Angeklagte konnte sich selbst verteidigen oder einen Vorsprecher (Anwalt) erwählen. Wenn ein Urteil gefällt ist, so darf keiner ferner seinen Gegner anlaufen oder schelten und muss solches Vergehen mit 3 Pfund an den Vogt und mit 8 Schilling an das Schulzengericht büssen.

In einem Blntgericht dnrften weder Richter noch Schöppen Hüte, Kappen, Handschnhe anhaben; die Mäntel wurden auf den Schultern getragen. Der Richter sass mit übereinander geschlagenen Beinen, womit seine Seelenruhe abgebildet werden sollte; vor ihm lag anstatt des Schwertes des Gaugrafen ein weisser Stab. Ihm zu beiden Seiten sassen anf Bänken die Schöppen, welche sich in schwierigen Fällen mit älteren, erfahrenen Männern besprechen. Hier zu Lande waren die Schöppen des Landgerichts die erblichen Lehnschulzen, weshalb sie auch Gerichtsschulzen hiessen. In Jüterbog bei der Dammkirche, wo die Vogtwohnung in ältester Zeit lag, stand in der südöstlichen Ecke des Kirchhofs eine Linde, unter welcher Gericht gehalten wurde. Um 1500 gingen die Landgerichte unter freiem Himmel ein; aber noch 1748 berichtet der Amtmann Beck von einem solchen Gericht. Die Lehnschnlzen erschienen mit einem Lehnpferde nnd einem Knecht und erhielten aus der Amtskasse 9 Groschen Geld nnd einen Scheffel Hafer. Auch bei Feierlichkeiten erschienen berittene Lehnschulzen. Da mit der Zeit nicht immer reichliche Arbeit für die Schöppen da war, so musste alle 8 Tage einer im Amte erscheinen, um Berichte und Briefe nach Halle auf die Post zu besorgen. Als 1680 der letzte Administrator Augustai verstarb, bedurfte man der Schulzen Lehnpferde nicht mehr und wurde nnn ein Schulzendienstgeld von 5 Thalern entrichtet. Die alte Schöppenpflicht war somit in einen Frohndienst verwandelt.

Dass auch der Freischulze in Niedergörsdorf zn den Gerichtsschulzen gehört hat, geht daraus hervor, dass sein Lehnpferd gerichtlich abgeschätzt worden ist, wenn ein nener Wirt auftrat. Das damalige Kriminalrecht war sehr knrz. Der Dieb wurde gehenkt, alle Mörder nnd diejenigen, welche notwendige Ackergeräte verletzten, Mühlen, Kirchen, Kirchhöfe beraubten, alle Hochverräter, Mordbrenner wurden

Digitized by Google

gerädert. Wer einen Mann erschlägt oder beraubt, wer den Frieden bricht, wer im Ehebruch erfunden wird, verliert das Haupt. Wer Diebe oder Räuber hauset, der ist dem Räuber gleich zu achten. Wer mit Zauberei und Gifttränken umgeht, den soll man auf einer Horde brennen. Wurde eine Dieberei oder Ränberei verübt und der Thäter sofort ergriffen, so durfte man einen Gogreven (Gau-Grafen) erwählen und sofort richten (Volksgericht). Solches Gogrevenamt (Gau-Grafen) wurde wohl auch an das Schnlzenamt als Lehen gegeben. Ist in einem Dorf ein Diebstahl unter 3 Schilling Wert geschehen, so soll der Bauermeister richten am selbigen Tage zu Haupt und Haar oder mit 3 Schilling lösen lassen (NB. die Verurteilung zu Haupt und Haar, bestand in Beraubung der Kopfhaut (Scalpieren) wodurch man die Diebe zeichnete und als Spitzbuben bezeichnete). Der Dieb, welcher nächtlich stahl, wurde als strafwürdiger betrachtet. Als Gebühr für seine Mühwaltung erhielt der Schulze 6 Pfenge, unterweilen auch 3 Schillinge, welche in der Bauerngemeinde vertrunken wurden. Das Vogtgericht hatte seine Einnahme aus Vermögensstrafen, aus herrenlosen Erbschaften, besonders aus den Wetten. In den Wetten musste jede Partei unter der Darreichung einer Summe geloben, dass sie im Rechte sei. Wer verlor, verwirkte die vorgestreckte Summe. Dem Vogt gebührte $^1/_3$ der Gerichtseinkünfte, $^2/_3$ gingen an den Landesherrn.

Neben diesem weltlichen Gerichte gab es auch ein geistliches. Dem Bischof kam das Recht zu, dreimal im Jahre Gericht zu halten über kirchliche Strafvergehungen, als Dienstversündigungen der Geistlichen, Störung des Gottesdienstes, Ketzerei, Zauberei u. dergl. Da er Gericht in jedem Propsteiorte abhalten konnte, und er dabei Beköstigung empfing, so ging man lieber zu einer Synode in der Bischofsstadt und entschädigte den Bischof für die Mahlzeit durch Geld (Synodaticum). Dem Bischof gehörte auch der Nachlass des Pfarrers, welches zur bischöfl. cathedra (Stuhl) fiel. Weil dies den Erben, besonders den Haushälterinnen lästig war, so erhielt der Bischof eine Geldabgabe (cathedraticum). 1473 betrug das Synodaticum 9 ₰, das cathedraticum 4 und diese Abgabe hiess Frustum. Niedergörsdorf nnd Wölmsdorf zahlten 8 Frusten.

Münzwesen.

In Jüterbog befand sich eine Münzstätte, in welcher anfangs aus einer Mark (16 Loth) Silber 20 Schillinge geprägt wurden. Auf jeden Schilling gingen dann 12 Pfennige. Die Pfennige bestanden aus Silberblech und dem aufgeprägtem Stempel auf einer Seite, dabei erhielten sie eine schalenförmige Gestalt (Pfännichen-Pfennig). Bald branchte man auch halbe Pfennige und nannte nnn die ganzen Pfennige Grosse (Groschen), die halben Pfennige Häbter (Heller). Grosse Summen

rechnete man nach Schock Groschen und ein Schock entsprach einer Mark oder drei geprägten Goldstücken (Goldgulden). Um das Münzwesen für die Landesherren recht einträglich zu machen, wurden von Zeit zu Zeit schlechtere Münzen (verkupfertes Silber) zu demselben Werte ausgegeben. Die Pfennige beim Antritt der Regierung eines Landesherrn zu erneuern, war Gebrauch, und um die neuen Münzen in Umgang zu bringen, wurden die alten Münzen für ungiltig erklärt und um $^1/_4$ Verlust eingezogen. Die Münzen aus Jüterbog scheinen in keinem guten Ruf gewesen zu sein. Es war eine heillose Verwirrung im damaligen Münzwesen. So enthielt der Bestand der Stadtkasse Jüterbog 1533 folgende Münzsorten:

6 Gulden böhmische Pfennig,
5 „ meissnische Münze,
40 „ berlinische Pfennige,
4—5$^1/_2$ Groschen in allerlei Groschen,
180 Gulden märkische Groschen,
174 „ Mattiger- und Marien-Groschen,
20 „ Schenkenberger,
7—9 Groschen apitzer und zerbster Groschen,
15 Gulden rheinische Goldgulden,
4 „ ungarische Goldgulden,
3—16$^1/_2$ „ Göttinger zu 5 Pfennig gezählt.

Die Jüterbog Münze ist nicht dabei und scheint verrufen gewesen zu sein. Da loben wir uns die Münzen unserer Tage und wünschen uns die schönen 20 Mk.-Stücke in die Tasche!

Zwei Reliquien der Quitzowzeit.

Ausser Wilsnack und Plattenburg, deren vor einiger Zeit in der Nationalzeitung als geschichtlich und landschaftlich interessanter Punkte freundlich gedacht wurde, giebt es in der Westprignitz noch zwei weitere interessante Stellen altertümelnden Charakters in naturschöner Landschaft. Unter anderen führt dieselben zur Zeit in der Urania (Tanbenstrasse) Herr Direktor Franz Görke als „Charakterbilder aus der Mark“ nach eigener photographischer Aufnahme zur Anschauung vor.

Durch den Unterzeichneten in Kenntnis der nachstehend geschilderten Verhältnisse gebracht, hegte Theodor Fontane im Jahre 1889 die

Absicht, zur nordwestlichen Spitze seiner geliebten Mark zu kommen, um durch eigenen Augenschein sich vom Vorhandensein zweier Erscheinungen zu überzeugen, die selbst dem vielerfahrenen Wanderer in der Mark unvorstellbar erschienen. Leider traten dem Gealterten immer wieder Hemmnisse in den Weg. Und auch der Erbe des Fontaneschen Geistes, Dr. Franz Otto Gensichen in Berlin, sah sich trotz wiederholt geäusserten Vorsatzes, des werten Entschlafenen Absicht seinerseits auszuführen, bisher nicht in der Lage, species facti aufzunehmen.

Da, weil die Möglichkeit in der Luft schwebt, dass die betreffenden miracula eines schönen Tages wirklich still von der Bildfläche verschwunden sind, mache ich mich selbst daran, der Eigenschaft als Folklorist Folge leistend an jener grösseren Forscher und Erzähler Stelle zwei merkwürdige Stücke einheimischer Vorzeitlichkeit vorzuführen.

1. Der Schlagbaum im Sande.

Nur wenige Kreis-Kunststrassen giebt es noch in preussischen Landen, auf welchen ein Chanssee-Schlagbaum den Reisenden bezw. Viehtreiber mit Verdruss erfüllt. Und bald wird den Ausgaben der Schillerschen Gedichte für den Passus im „Poeten“:

> Der König sperrt die Brücken und die Strassen
> Und spricht: Der Zehnt' ist mein!

eine kommentierende Note beigefügt werden müssen, soll anders die deutsche Zukunftsjugend solche Poesie verstehen. Immerhin ist es zur Zeit noch möglich fiskalische Wegesperrung nebst Wege- u. s. w. Zoll vom Staat, von der Provinz, vom Kreise ausgeübt, verständlich zu finden.

Aber das muss jedermann im Übergangsjahre vom 19. zum 20. Jahrhundert als Mythe erscheinen, dass es im ältesten Teile des deutschen Hohenzollern-Reiches, im brandenburgischen Stammlande Preussens auf der uralten Rethrastrasse, dem grossen Post- und öffentlichen Verkehrswege zwischen den beiden grössten deutschen Städten Berlin und Hamburg im tiefsten märkischen Mahlsande einen Privatschlagbaum giebt, der Wagen, Pferd, Rind und Schaf zum Wegezoll zwingt!

's ist aber der Fall: beim Forsthause Eldenburg nahe der Brandenburgisch-Mecklenburger Grenze zwischen den Städtchen Lenzen hüben und Dömitz sowie Eldena drüben steht dieses Erbstück grauer Vorzeit, bei welchem der Förster oder des Försters Magd den des Weges Kommenden um den Obolus ersucht.

Früher soll mit solchem Zollgelde der Knüppeldamm samt den zwei Brücken zwischen Mühle nnd Dorf Eldenburg erhalten worden sein. Demgemäss waren — nnd sind heute noch — die weiland „Hörigen nnd Mühlenzwang-Verpflichteten von Eldenburg“ bei etwaiger Wegebenutzung zollfrei. Jetzt ist das verschollen. Weg und Brücken unterhält das Gut Eldenburg (was bei Hochwasserzeiten oft sehr schwierig nnd teuer ist) nnd der sog. Dammzoll wird dem Privatförster zu Eldenburg ins Gehalt eingerechnet.

Wenn das Märkische Museum in Berlin seinen Neubau bezieht, müsste dieser Eldenburger Sandschlagbaum zu danerndem Gedächtnis als letzter seiner Art auf dessen Hof versetzt werden zusammen mit dem mutmasslich letzten öffentlichen Halseisen für malefici, welches zur Zeit an der Thüre des Spritzenhauses in Dorf Mödlich bei Lenzen a. Elbe warnend zur Schau aushängt!

Man fragt verwundert: Wie hat solche Wegelagerei entstehen, wie sich ihre unzeitgemässe Fortsetznng erhalten können?

Die Entstehnng ist leicht erklärlich.

Reiten und Rauben war bekanntlich in der Quitzowzeit keine Schande. Und hier anf der Eldenbnrg sassen seit 1308 anch Quitzows im Lande. Das Volk nannte diesen Prignitzer Familienzweig vom Jahre 1566 ab „die guten Räuberquitzows“. Bis dahin war ihr Ruf mehr als 200 Jahre lang ein sehr schwankender. Die Sage meldet, von den Marggrafen Johann nnd Otto seien Qnitzows zn Grenzhütern wider Mecklenburg-Schwerin und wider die Herzöge von Brannschweig-Lünebnrg auf die Eldenbnrg gesetzt worden. Sie berichtet weiter, das diese Grenzfeste nie besiegt worden sei. Aber so tapfer jene Quitzows waren, so kleinherrisch folgten sie dem Geiste ihrer Zeit im Rauben und Schinden. Der Landesherr weilte fern im Schlosse zu Spandow. So sperrten sie ohne sein Vorwissen die Grenze sich selbst zu gut. Um ganz sicher Kunde von jedem durchfahrenden Hans-Makeprang-Wagen zu bekommen, legten sie einen Klingelzugdraht unter die schwanken Hölzer des Knüppeldamms beim Dammzollkruge zwischen Schloss Eldenburg nnd Dorf Polz in Mecklenburg.

Jenes Schloss ist im Jahre 1588, der Dammzollkrug um das Jahr 1865 von der Erde verschwunden. Dieser Draht wurde durch über den Damm fahrende Wagen sowie durch darüberschreitendes Vieh niedergedrückt und setzte im nahen Sumpfschlosse eine Schelle in Bewegung. Sobald deren Ton durch das Schloss schrillte, flugs eilten die Quitzowleute zum Schlagbaum und erleichterten nach Belieben die des Weges Gekommenen. Am ärgsten soll es zur Zeit des Kurfürsten Joachims I. vom Jahre 1510 bis zum Jahre 1566 der „Judenklemmer Kuno Hartwig„ nnd dessen Sohn nnd Enkel getrieben haben, von deren Wüten der „eiserne Stuhl“ im Uhrturm schauderhaftes bekundet. Ein anderes

Erinnerungsdenkmal an jene Qnitzow-Unthaten ist das Pfarrhaus von Seedorf an der Löcknitzbrücke. Von ihm meldet die Sage: Der Judenklemmer, von einer Bussfahrt nach Jerusalem heimgekehrt und den heimtückischen Nachstellnngen seines brudermörderischen Sohnes glücklich entronnen, hat zur Sühne der über hnndert Jahre währenden Misshandlung armer Wanderer beim „Schlagbaum im Sande“ zuletzt diese fromme Stiftung gemacht. Er hat bei der Kreuzung von Wasser und Land seiner drei hörigen Dorfschaften Breetz, Seedorf, Eldenburg Kirche mit Pfarre und Schule errichtet, ist selbst Johanniterritter geworden und hat in seinem anno 1588 fertiggestellten Neuen Schlosse Eldenburg 365 Fenster anbringen lassen. Seine Nachkommen sollten jeden Tag im Jahre nach anderer Richtung ausschauen, ob sie, die Reichen nnd Mächtigen, zur Ansgleichung vielen alten Unrechts Armen und Gebrestigen gutes thnn könnten.

Ende gut, alles gut! Man sieht, Bischof und Graf Firmian von Salzburg hat hier einen norddeutschen Seitengänger. 1719 starb der letzte „gute Räuberquitzow“, Kuno Hartwig, Erbherr auf Eldenburg, Rüstädt, Kletzke, Gottberg und Lubars, Johanniterritter. Eldenbnrg wurde als erledigtes Lehn von de Krone Prenssens eingezogen, ward 1810 in der Franzosenzeit zur Deckung der Kriegskosten verkauft. 1881 am Gründonnerstag brannte das Schloss der 365 Fenster nieder. Der Nenbau trägt Kasernenstyl. Der Lieblichkeit des Rnndblicks vom Turm thnt das nicht Abbrnch.

Noch stehen die drei Wahrzeichen der alten Qnitzowzeit: Der Schlagbaum im Sande, der Lng ins Land mit dem Eisenstnhl, das Pfarrhaus am Treffpunkt der Flussläufe Löcknitz und Elde auf sagenumwobenen „Wildsaugrunde“.

Wer sehen will, eile, ahne das Beispiel der Berliner Herren Direktor Görke (Urania) nnd Sökeland (Museum für Trachtenkunde) nach. Leicht könnte, wie 1888 Gefahr genug drohte, das andere Mirakel dieser Gegend dem ganzen Bestande ein schnelles Ende bereiten. Dieses andere menschenfeindliche Ding tritt in die Erscheinnng als

II. Gottes Wasser über Gottes Land.

War No. I ein Kunstüberbleibsel der alten Zeit, bestanden geblieben in traumhaftem Konservatismus, so ist No. II einfachere Natur-Reliquie, die da war und ist und trotz der zur Zeit regen Wasserbanbestrebungen wohl noch eine gute Weile bleiben wird.

Da bekanntlich die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand, könnte das alljährlich statthabende Nagen des Wassers jene vorerwähnten drei Kunstbauten einmal unvermutet in ein nasses Grab senken. Letzthin die Jahre 1876, 1882, 1888, 1895, 1899 waren hierfür bedroblich genug.

Wie ist's nur möglich bis hin zu unserer so sehr auf Menschenwohl bedachten Zeit? Soll wenig gelten das 1791 vom Oberbaurat Schulz über die Havel gefällte Urteil (vergl. Brandenburg in Wort nnd Bild, Berlin 1900, S. 155.): „ist ein sehr kranker Fluss, ihre Krankheit ist unheilbar"?

Der Grosse Kurfürst dachte seiner Zeit anders. Er beauftragte 1640 den weiland holländischen Admiral Gysel vom Lyr, die Lenzener Elbwische durch ein niederländisches Deichsystem aus wüster Elbhochwasserwildnis in schönes Graspflegeland zu wandeln. So ward der Wert dieser Landschaft anfgedeckt.

Doch es gilt ja weiter in jeder Lebensbeziehung: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

Dass Wasser nicht bloss geradeaus vorwärts, dass es unter Umständen auch zur Seite und um die Ecke fliesst, das vergass die konservativ ruheselige Menschheit der Folgezeit an unrichtiger Stelle.

Riesenhaft erhöht wnrden zwar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Deiche neben dem Elbstromlaufe und für Vertiefung der Inner-Stromrinne durch Buhnenbau wnrde reichlich gesorgt. Aber dass Entwaldungen im Obergebiet und zahllose Drainierungen und Gräbenregulierungen zur Zeit der Schneeschmelze und starker Regengüsse für verstärkten Wasserzulauf dem Unterteil der Elbe zwischen Tangermünde und Lauenburg (von wo ab regelmässige Meeresebbe und -flut die Strömung abbricht) keinen hinreichenden Abfluss darbietet, diese Schlussfolgerung ward leider nicht gezogen.

Eine Erleichterung, welche die grosse Wasservorlage des Mittellandkanals nebst Ergänzungsbauten, denen vielleicht später ein Seiten-Ellipsenkanal Wolmirstädt-Cuxhaven eingefügt wird, bringen kann und bringen muss, ist ja in der letzten Landtagssession auch wieder auf die lange Bank geschoben.

So sind wir denn mit der schönen, für den deutschen Fleischbedarf so notwendigen Lenzener Elbwische wieder so ziemlich zurückgetrieben um bald 600 Jahre in die Wasserzustände der Quitzowzeit. Geändert ist die Lage nur insofern, dass das befruchtenden Schlick zeitweise bringende Hochwasser nicht mehr vorwärts von oben über Felder uud Wiesen läuft, sondern dass es rückwärts staut und nebenher nnterhalb der Deiche als sogenanntes Qualmwasser die Ländereien versauert und auspovert.

Kein Wunder, dass in diesem bis zum Jahre 1875 blühenden Landstrich, der vom Jahre 1876 ab fast regelmässig alle 2 Jahre von späten Frühjahrs- und frühen Herbstwässerungen nnliebsam heimgesucht ist, Wohlstand nnd Wohlbefinden bedenklich zurückgegangen sind.

In den Zeitungen war vor Kurzem zu lesen, die Malaria-Kommission habe für Deutschland Freiheit von Malaria festgestellt. Waren Mit-

glieder derselben auch in der Elb- und Löcknitzniederung? Ich kann berichten, dass seit 1876 bis zu seinem Tode Herr Dr. Fischer in Lenzen sich Notizen über Auftauchen von Malaria machte, die er seinem früheren Chef, Herrn Geh.-Rat Virchow, laut Verabredung im Sommer 1886 einsenden wollte. Fischers Tod riss plötzlich leider diesen Faden ab. Doch Dr. Fischers Nachfolger, Herr Dr. Brüning in Lenzen, ist durch eigene Beobachtungen, ohne etwas von des Verstorbenen Notizen zu wissen, auf Malaria-Urteil über die Elbniederung bei Lenzen gekommen! Dazu sind Masern, Scharlach, Diphtheritis seit 1876 endemisch geworden. Und während die Durchschnittsstatistik der Kindersterblichkeit für Totgeborene nebst Gestorbenen im 1. und 2. Lebensjahre 23% bis 25% der Todesfälle zu betragen pflegt, stellt sich dieselbe für die 25 Jahre seit 1876 in den 3 Kirchspielen der Lenzener Elbniederung der Art:

12 wilde Überschwemmungsjahre : 35,7%
12 milde Nichthochflutjahre : 31,6%

Frühsterblichkeit.

Ganze Jahrgänge von Schulkindern fehlen bisweilen; und die übriggebliebenen leiden an nervösen Zuständen bedenklichster Art.

Unlust, hierselbst wohnen zu bleiben, ist viel zu viel in die ortsanwesende Bevölkerung eingeschlichen. Arbeiter herzubekommen hat für Besitzer grössere Schwierigkeit als anderswo. In Dorf Breetz auf den einst reichen Herrensitzen, steht etwa die Hälfte der Wohnräume leer. Kirchspiel Seedorf, das wassernm- und durchflossene, zählte im Jahre 1875 rund gerechnet 800 Seelen; 3 Schulen waren darin, darunter die in Dorf Eldenburg mit 83 Kindern. Heute zählt die Gemeinde 537 Seelen, die Schule in Dorf Breetz ist eingegangen, die 2 andern Schulen zählen 31 bez. 33 Kinder.

Geht es noch längere Zeit so weiter, dass „Gottes Wasser über Gottes Land", dann ist Aussicht auf Wiederkehr der Quitzowzeit, da die Burgvasallen auf der Eldenburg freie Land- und Wasserjagd unter Treiberbeihilfe der Hörigen aus den Pfahlbauten und Wurtenhäusern der Lenzener Wische zu eigen besassen.

Der Touristenklub der Mark Brandenburg widmete dem Anblick dieser Wasserwüstung im Jahre 1892 eine Oster- und Pfingstfahrt. Herr Direktor Görke nahm zur Pfingstzeit 1899 Bilder für die zur Zeit Urania, Taubenstrasse, dargestellten „Charakterbilder in der Mark" davon auf.

Wer's in natura kennen lernen will zugleich mit einigen Banreliquien der Quitzowzeit, als da sind Rauchhäuser ohne Schornstein, Blockbauten, Strohkathen, Weidenflechtzäune, Lehmfachwände: Eile thut not — wer kann wissen, ob der Art Interessantes nach 25 Jahren noch anzutreffen ist?!

E. Handtmann.

III. Denkmalsschutzbericht des Herrn Provinzial-Konservators Geheimen Baurats Bluth.

In der am 23. Januar d. J. unter dem Vorsitze des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Bethmann-Hollweg abgehaltenen Jahressitzung der Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg wurde beschlossen, sämtliche in der letzteren angestellte Königl. Kreisbaubeamten, sowie die im Hochbaufache wirkenden technischen Mitglieder der Königl. Regierungen, soweit diese Herren bisher noch nicht als Vertrauensmänner bei der Denkmalpflege bestellt sind, zu ersuchen, dies Amt zu übernehmen. — Nachdem der Magistrat zu Brandenburg a. H. die Dächer der Nikolaikirche wiederhergestellt, auch die Seitenschiffe an den bisher darin untergebrachten Erbbegräbnissen freigelegt hat, wird der Wunsch desselben auf eine würdige Wiederherstellung dieses für die Kunstgeschichte in der Mark Brandenburg bedeutsamen, romanischen Baudenkmals als dem Interesse der Denkmalspflege entsprechend anerkannt; der Herr Oberpräsident wird ersucht werden, einen Plan hierfür durch die Königl. Regierung aufstellen, auch seine Befürwortung um Gewährung von Beihilfen für diesen Zweck bei dem Herrn Kultusminister und dem Provinzialausschusse eintreten zu lassen.

Für eine Wiederherstellung des Inneren der Kirche St. Petri und Pauli zu Wusterhausen a. D. ist von dem Banrat Wichgraf ein Plan nebst Kostenüberschlag aufgestellt worden, nach welchem letzteren für diesen Zweck 28 000 M. erforderlich sind. Eine Erklärung der kirchlichen Körperschaften über diesen Entwurf und die Aufbringung der Mittel ist bisher noch nicht abgegeben.

Der Gemeinde-Kirchenrat zu Kyritz hat die Wiederherstellung des Inneren der dortigen Pfarrkirche bei der Königl. Regierung und dem Provinzial-Konservator sehr dringend beantragt. Das wertvolle in spätgotischen Formen und in edlen Verhältnissen errichtete Bandenkmal hat wiederholt Brandschäden erlitten, und ist bei den Wiederherstellungen im Anfange des 18. Jahrhunderts und bei Ergänzungen am Ende des letzteren sowie um die Mitte des 19. Jahrhunderts vielfachen für seine Architektur ungünstigen Veränderungen unterzogen worden; die mehrfach vorgenommenen Untersuchungen, an welchen sich auch der Herr Staatskonservator beteiligte, haben ergeben, dass unter dem Putze der Pfeiler sehr fein profillerte Gliederungen der Ecken vorhanden, und dass auch die Pfeiler selbst aus guten, zum Rohban sich eignenden Backsteinen hergestellt sind; es wird daher möglich sein, die Pfeiler in dieser Weise wieder anszugestalten und dadurch sowie durch Anbringung eines sorgfältigen Putzes auf den übrigen Wand- und auf den Gewölbeflächen sowie durch einfache Bemalung derselben, ferner durch Zurückrückung der Emporen, für das Innere der Kirche eine erhebende Wirkung zu erzielen, welche gegenwärtig nicht vor-

handen ist. Die Königl. Regierung wird einen Entwurf und Kostenanschlag für diese Wiederherstellung aufstellen lassen.

Die kirchlichen Behörden der St. Marienkirche zu Prenzlau haben seit einer Reihe von Jahren sich der Wiederherstellung der infolge langjähriger Verwahrlosung sehr verfallenen Margarethenkapelle widersetzt und haben die Restaurierung dieses wertvollen mittelalterlichen Baudenkmals, welches an der Südseite der Kirche in edlen Formen der späteren Backsteingotik errichtet ist, bisher zu verhindern vermocht, obwohl der Herr Kultusminister und der Provinzialausschuss die gesamten, auf 9000 Mk. ermittelten Kosten der Wiederherstellung zur Verfügung gestellt hatten. Nachdem die kirchlichen Behörden nunmehr ihren Widerspruch gegen Erhaltung der Kapelle aufgegeben haben, ist Aussicht auf die Wiederherstellung der letzteren vorhanden.

Zur Restaurierung der St. Johanniskirche zu Luckenwalde bittet der Gemeindekirchenrat um Erwirkung einer Beihilfe seitens des Provinzialausschusses, um auch die Fenster und das Hauptgesims der Kirche stilgerecht wiederherzustellen, für welche Zwecke die Mittel zu den auf 22 000 Mk. veranschlagten Kosten der Wiederherstellung nicht ausreichen.

Eingehend berichtet der Provinzialkonservator über den Verlauf des am 24. und 25 September v. J. in Dresden abgehaltenen Denkmaltages und über die Vorträge und Verhandlungen auf demselben betreffend die Einführung eines gesetzlichen Schutzes für die Denkmäler im deutschen Reiche, die bei den vorzunehmenden Inventarisationen derselben zu beobachtenden Grundsätze, die Herausgabe eines Handbuches der deutschen Inventarisationen und Denkmäler, sowie die bei Restaurierungen und Ergänzungen von Denkmälern anzuwendenden Gesichtspunkte und giebt zugleich Kenntnis von den zu diesen Gegenständen gestellten Anträgen und Beschlüssen. Der Provinzialkonservator teilt mit, dass bei den Verhandlungen die wärmste Teilnahme der Anwesenden sich kund gegeben und dass letztere in hohem Grade von dem Ergebnisse der Verhandlungen befriedigt gewesen seien; es dürfe daher angenommen werden, dass der Denkmaltag zu einer ständigen Einrichtung sich herausbilden und für die Pflege und den Schutz der Denkmäler von Segen sein werde. In der an diese Mitteilungen sich schliessenden Besprechung wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, dass den hinsichtlich der Gesetzgebung betreffend den Schutz der Denkmäler, sowie der Inventarisierung und der Restaurierung derselben aufgestellten Grundsätzen weitere Verbreitung — auch im Kreise der Mitglieder der Kommission und der Vertrauensmänner für die Denkmalpflege — gegeben werden möge, welchem Wunsche durch Aufnahme dieser Grundsätze in den Jahresbericht des Provinzialkonservators entsprochen werden wird.

Bezüglich des vor 1½ Jahren aufgedeckten vorgeschichtlichen Königsgrabes bei Seddin (Kreis Westprignitz) teilt der Provinzialkonservator mit, dass der Grund und Boden desselben inzwischen für den Provinzialverband von Brandenburg erworben, ein Zugang zu der Grabkammer angelegt und ein Verschluss vor derselben angebracht sei.

Herr Franz Goerke hierselbst hat seine wertvollen photographischen Aufnahmen von Denkmälern in der Mark Brandenburg der Provinzialkommission kostenlos zur Verfügung gestellt. Der Provinzialkonservator wird beauftragt, dem Herrn Goerke dafür den Dank der Versammlung auszusprechen und sich mit ihm wegen weiterer noch zu bewirkender Aufnahmen in Verbindung zu setzen.

An Beihilfen zur Wiederherstellung von Denkmälern sind im Laufe des Jahres vom Provinzialausschuss bewilligt worden: für Instandsetzung der Stadtmauer von Templin 400 Mk. desgl. von Mohrin 2250 Mk. in fünf Jahresraten, für die Restaurierung der Pfarrkirche zu Beelitz 3500 Mk., der Promnitzschen Gruftkapelle in Sorau 1000 Mk., des Denkmals der Königin Luise zu Gransee 350 Mk.

Die stilgerechte Wiederherstellung des Pulverturms in der Stadtmauer zu Mittenwalde ist erfolgt.

Die alte in Blockverbande errichtete Kirche zu Bursehen (Kreis Ost-Sternberg) und der zugehörige, in Holz konstruierte Glockenturm — die wichtigsten Denkmäler dieser Art in der Provinz Brandenburg — sollten nach dem Antrage des Gemeindekirchenrates abgebrochen und dafür eine neue Kirche errichtet werden. Dieser Antrag ist vom Herrn Kultusminister abgelehnt und werden diese Bauten erhalten bleiben.

Ein sehr schönes im Anfange des 17. Jahrhunderts in grossen Abmessungen, in Marmor hergestelltes Epitaph für Heino von Broesigke in der Kirche zu Ketzür (Kreis Westhavelland) ist entdeckt worden und wird seine Aufnahme veranlasst werden.

Die Bestrebungen des Provinzial-Konservators eine stilgerechte Wiederherstellung der schönen Marienkapelle an der Kirche St. Maria und Andreas zu Rathenow herbeizuführen, sind leider nicht von Erfolg gewesen, weil die städtischen und die kirchlichen Körperschaften die Bereitstellung von Mitteln hierfür abgelehnt haben.

In Luckau ist die Wiederherstellung des Barockgiebels eines Hauses am Marktplatze zwar erreicht worden; aber es besteht die Gefahr, dass derselbe doch verschwinden wird, nachdem das Haus inzwischen in anderen Besitz übergegangen ist.

Die Stadtgemeinde zu Kyritz hatte gegen die von dem Herrn Regierungspräsidenten ihm auferlegte Wiederherstellung schadhafter Teile der Stadtmauer bei dem Königl. Oberverwaltungsgerichte Widerspruch erhoben. Dieser ist von der Stadtgemeinde zurückgezogen worden, nachdem der Herr Kultusminister letzterer zu den Kosten eine Beihilfe bewilligt hat. Die Wiederherstellung wird nunmehr erfolgen.

Graf von Wilamowitz-Möllendorff sprach sein Bedauern aus, dass die Kirche zu Gross-Lüben, Kreis Westprignitz, einem Neubau weichen solle, zu welchem bei dem Zustande der vorhandenen Kirche ein Bedürfnis nicht vorläge, was von dem Provinzial-Konservator zugegeben wurde. Indes liegt vom Standpunkte der Denkmalpflege ein Anlass nicht vor, auf die Erhaltung der alten Kirche zu dringen.

Von derselben Seite wurde auf die bei dem Schlosse zu Neuhausen (Kreis Westprignitz) und zu Horst (Kreis Ostprignitz) vorhandenen alten Burgruinen aufmerksam gemacht. Für die Erhaltung der ersteren ist nach dem Berichte des Provinzial-Konservators vor einigen Jahren das Notwendigste geschehen.

Auf eine Anfrage wegen der Erhaltung des Berliner Thores in Potsdam erfolgte die Mitteilung des Provinzial-Konservators, dass nach seiner Kenntnis eine Änderung in der Stellung dieses Thores zur Erzielung einer grösseren Durchfahrtöffnung geplant sei.

Auf eine Anregung wegen Schutzes eines grossen erratischen Blockes — sog. Teufelstein — in der Gemarkung Wendisch-Drehna wird der Provinzial-Konservator das dazu Erforderliche veranlassen.

Kleine Mitteilungen.

Bernhard Altum †. Am 1. Februar 1900 verstarb zu Eberswalde am Schlagfluss der Geheime Regierungsrat Professor Dr. Bernhard Altum im 76. Lebensjahre. Altum, aus Westfalen gebürtig, war ursprünglich katholischer Pfarrer, studierte dann in Berlin Naturwissenschaften. 1857 promovierte er zum Doktor der Philosophie, war dann als Lehrer am Realgymnasium seiner Vaterstadt Münster thätig und übernahm 1869 eine Lehrerstelle an der Forstakademie zu Eberswalde. Er wurde dort Professor und Direktor des Museums der genannten Staatsanstalt. Für die Forstzoologie, insbesondere für die Erforschung der Vogelwelt unserer Heimat ist er unablässig thätig gewesen. Er unterstützte Naturforscher und Naturfreunde, die ihn in E. aufsuchten, gern mit Rat und That. Für das Aufblühen der Brandenburgia interessierte er sich und hatte die Absicht einen Besuch unserer Mitglieder in diesem Jahr auf seinem Institut zu empfangen. E. Fr.

Die Erhaltung alter Kunstwerke, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Grabdenkmäler in Kirchen hat der bekannte Dresdener Gelehrte Hofrat Professor Dr. Cornelius Gurlitt in einem Aufsatze über die sächsischen Dorfkirchen in Dr. Robert Wuttkes Sächsischer Volkskunde dem Volke erst kürzlich dringend ans Herz gelegt „Diese Werke haben einen Wert, den kein moderner Künstler den seinigen geben kann, den des geistigen Verwachsenseins mit der Gemeinde. Sie sollten daher nicht nach dem Geschmack von heute beurteilt und selbst, wenn sie „Sachverständigen“ missfallen, nicht entfernt werden. Wir sollen über den Geschmack unserer Väter und ihre Thaten nicht richten, damit nicht wir einst gerichtet werden. Denn was uns schön

erscheint, wird deshalb nicht auch unsern Nachkommen als das Bessere gelten. Alter Besitz ist ein unersetzliches Gut, man sollte doppelt vorsichtig sein, es zu veräussern, denn das Verlorene ist nie wiederzubringen. Auch die in den Kirchen aufgestellten Grabsteine sollte man als ehrwürdige Denkmäler schonen. Auch hier ist der Gesichtspunkt falsch, dass man über ihre Erhaltung nach dem Gefallen oder selbst nach sachverständigem Kunsturteil entscheidet. Denkmäler sind errichtet, dass man der Toten und des Todes gedenkt, nicht um Kunstwerke zu erzeugen. Sie gehören in erster Linie der Ortsgeschichte, erst in zweiter der Kunstgeschichte an. Darum soll auch das unscheinbare Denkmal, selbst das einer unbedeutenden Persönlichkeit, mit Ehrfurcht bewahrt bleiben. Stören sie dort, wo sie stehen, den Gottesdienst, so ist doch immer eine Stelle in der Kirche zu finden, wo sie dies nicht thun und vor Unbill geschützt sind. Eine wohlgeordnete Kirchenverwaltung sollte diese oft kostbaren Andenken an die Toten einer kunstreicheren Zeit, die mit wenigem oft zu erhalten sind, nicht unberücksichtigt lassen. Eines seien die Kirchenverwaltungen vor allem eingedenk: es ist nicht zu erwarten, dass in ländlichen Kirchen sich Kunstwerke ersten Ranges finden. Man soll an ihre Schätzung nicht mit jenem Massstabe herantreten, den man in unseren grossstädtischen Museen sich aneignete. Man soll vielmehr die Liebe als Mass nehmen, mit der das Werk geschaffen ist, selbst bei mässigem Gelingen. Und die Kirche soll streng darauf halten, dass das ihr in Liebe Gebotene nicht ohne Grund in Missachtung komme.“ Was Gurlitt vom Königreich Sachsen hier so richtig sagt, sind goldene Worte und diese gelten vollauf auch von unseren brandenburgischen Kirchen, in denen ohne vorgängige Befragung des Konservators, noch jetzt mitunter unzweckmässige Änderungen der alten Ausstattung im Innern der ländlichen Gotteshäuser vorgenommen werden. E. Fr.

Wo liegt der Spandauer Bock? — Komische Frage, wird mancher alte Berliner denken. Da wo er immer lag, westlich von Charlottenburg an der Spandauer Chaussee. — Freilich, dort liegt er auch, aber auf welcher Seite der Chaussee?

Als geborener Berliner kannte ich die Sache nicht anders, als dass der Spandauer „Bock“ südlich von der Chaussee nach dem Grunewald zu liegt, während sich gegenüber nach der Spree zu die „Zibbe“ erhebt. Wiederholt ist mir aber in neuerer Zeit entgegnet worden, dass die Sache sich gerade umgekehrt verhielte, und dass es immer so gewesen wäre. Trotzdem diese gegenteilige Meinung sogar von Autoritäten der Berliner Lokalgeschichte ausgesprochen wurde, wollte sie mir nicht recht einleuchten, da ich als Berliner Junge oftmals um die Osterzeit des Bocktrubels wegen nach dem Spandauer Bock hinausgepilgert war und stets auf der südlichen Anhöhe als auf dem „Bock“ geweilt hatte. Gelegentlich eines Spazierganges durch den Grunewald stattete ich kürzlich dem Spandauer Bock einen Besuch ab und erkundigte mich des Näheren nach der Lage desselben. Der betreffende Kellner glaubte zunächst, ich wollte ihn utzen, da ich mich ja auf dem „Bock“ befand, und gab erst, als ich ihm erklärte, dass es sich

um Meinungsverschiedenheiten handle, bereitwilligst Auskunft. Was ich von ihm erfuhr, deckte sich mit meinen Ansichten, und befriedigt zog ich von dannen.

Man könnte mir nun entgegnen, dass ein Kellner keine Geschichtsquelle sei und seine Aussagen nur mit Vorsicht aufzunehmen seien. Dies kann ich nur zugeben. Zufällig wurden die betreffenden Angaben aber auch von anderer Seite bestätigt und finden sich ausserdem in dem Fontane-Führer des Touristen-Klubs für die Mark Brandenburg (Berlin 1894), Teil IV (Grunewald) S. 58 f. verzeichnet. Ich lasse die betreffende Stelle zur Aufklärung der Sache hier folgen:

„Über die Entstehung und Entwicklung der Spandauer Bockbrauerei haben wir folgendes in Erfahrung gebracht: Im Jahre 1827 wurde Conrad Bechmann, der Vater des langjährigen Direktors der Brauerei, jetzigen Rentiers Herrn August Bechmann in Charlottenburg, durch den Rittergutsbesitzer, Amtsrat Schütz, nach dessen Gut Grünthal bei Biesenthal berufen, um dort nach bayrischem Muster die erste Lagerbierbrauerei in der Mark Brandenburg zu begründen. Dies geschah denn auch, und das von Conrad Bechmann gebraute Grünthaler Unterhöhler-Bier verschaffte sich infolge seiner Vorzüglichkeit bald guten Ruf und Eingang in Berlin und vielen anderen Städten Deutschlands. Nach 13-jährigem Wirken in Grünthal, als Braumeister und Geschäftsführer, machte sich Conrad Bechmann im Jahre 1840 selbständig und kaufte in Spandau eine Brauerei. Auf dem Spandauer Berge baute er die Lager- und Eiskeller, wozu ihm vom König Friedrich Wilhelm IV. eine Parzelle des Grunewalds gegen mässige Zinsen auf Erbpacht gegeben wurde. Gleichzeitig mit der Einrichtung der Kellereien wurde hier ein Ausschank eröffnet, und da auch im Frühjahr das Bockbier hier auf dem Berge verzapft wurde, erhielt die ganze Anlage im Volksmunde den Namen Spandauer Bock. Am 15. März 1874 brannten die Baulichkeiten bis auf die Erde nieder; dieselben wurden 1875 wieder aufgebaut und bilden den eigentlichen Bock. Das zweite, jenseits der Chaussee auf der Wasserseite gelegene, neue Lokal ist anfangs der 50er Jahre entstanden. Der Berliner Volkswitz, wie immer, so auch hier fix bei der Hand, gab dem neuen Lokal die weniger schöne als treffende und die lustige Bockbierstimmung verratende Bezeichnung „Zibbe". Der Bock war nun nicht mehr allein, er hatte sein junges Weibchen! Die Brauerei befindet sich seit 1852 ebenfalls auf der Wasser- (Spree-) Seite; sie ist seitdem vielfach erweitert und in ihrer Einrichtung vervollkommnet worden. 1885 wurde sie in ein Aktien-Unternehmen umgewandelt."

Diese Angaben, welche meine Ansicht nur bestätigen, veranlassen vielleicht einige kundige Mitglieder der „Brandenburgia" ihrerseits zur Aufklärung der Sache beizutragen. Dr. Gust. Albrecht.

Grabschriften. Unter Bezugnahme der auf Seite 27 des Monatsblattes der „Brandenburgia", Jahrg. IX No 1 citierten Grabesinschrift:

„Hier ruht mein Weib, u. s. w."

führe ich eine andere, in meiner Jugend oft aus dem Munde meiner sel.

Mutter, einer geborenen Lychnerin gehörten Lesart jener Inschrift an. Sie lautet:

„Hier ruht mein Weib,
Gott sei's gedankt,
Denn immerfort hat sie gezankt;
Drum Wandrer, eile fort von hier —
Sonst steht sie auf und zankt mit dir."

Die Ähnlichkeit beider Lesarten und die Nachbarschaft Templins mit Lychen lassen vermuten, dass es sich hier um ein und dieselbe Inschrift handelt. Welche Lesart jedoch Anspruch auf Originalität hat, will ich nicht entscheiden, bemerke nur, dass meine sel. Mutter 1819 in Lychen geboren, und dass sie ihre Vaterstadt schon im Jahre 1832 verlassen hat. Daraus geht hervor, dass die von mir wiedergegebene Inschrift vor ca. 75 Jahren im Volksmunde bekannt war. Ob sich die Robert Mielkesche Wiedergabe auf noch ältere Daten bezieht, ist mir nicht bekannt. M. Kühnlein.

Über die älteste deutsche Weide- und Ackerwirtschaft findet sich bei R. Henning bei Bespr. von Weitzen's Siedelung und Agrarwesen. Zeitschr. f. d. Altertum, Bd. 43, Berlin 1899, S. 242 folgende auch für unsere Heimatkunde interessante Bemerkung:

Die ältesten agrarischen Zustände der Germanen sind hier ohnehin nicht zu verfolgen. Aber zwischen unsern Flurplänen und den deutschen „Weidewirtschaften", welche M. noch bis in die Zeiten Caesars zurückschiebt, liegen, wenn es eine solche Stufe überhaupt je gegeben hat, unübersehbare Zeiträume. Dass unsere Vorfahren den Ackerbau sehr lange nicht mit Passion betrieben haben, das können die Flurpläne allerdings den alten Schriftstellern bestätigen. Aber vielleicht stand eine ältere Periode, diejenige der „Hochäcker", sogar noch auf einer höheren Stufe als die folgende römische „Zeit". Noch im Mittelalter erkannte man an den unvergänglichen Spuren, dass der Ackerbau zurückgegangen sein müsse. Saxo Grammaticus VIII, S. 419 (Müller-Velschow) meldet auf Grund derselben aus der kimbrischen Halbinsel von einer Zeit, ubi olim cultores terram altius versantes vastas dissipavere glebas, während das jetzige Geschlecht brevibus agellis contentus agrestem operam citra veteris culturae vestigia cohibet. Er schreibt sie einem früheren Volke, den ausgewanderten Langobarden zu. Helmold I. 12 kannte sie gleichfalls: adhuc restant antiquae illius habitationis pleraque indicia, praecipue in silva . . . cuius vasta solitudo et vix penetrabilis inter maxima silvarum robora sulcos praetendit, quibus iugera quondam fuerunt dispertita. Er weist sie, ebenso wie die damit verbundenen Wallburgen (urbium quoque seu civitatum formam structura vallorum praetendit) vielmehr den vorslavischen Sachsen zu. Zur Zeit des Tacitus würde man sie vielleicht „kimbrisch" genannt haben, vgl. Germania 37: veteris famae lata vestigia manent, utraque ripa castra et spatia, quorum ambitu nunc quaque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus fidem. Es gab schon damals in Deutschland „prähistorische" Zeiten. E. Fr.

Baummühle und Pimpert. Auf der Exkursion der Berliner Anthropol. Gesellschaft nach Wilmersdorf im Kreise Beeskow-Storkow am 25. Juni 1899 wurde im Dorfe Lamitzsch eine alte, aus einem Baumstamm gefertigte Mühle besichtigt und für das Volkstrachten-Museum erworben. Diese Handmühle hatte die Gestalt eines hohen cylindrischen Mörsers und wurde zum Zerquetschen von Kartoffeln, Rüben und anderen Bestandteilen des Schweinefutters benutzt. Ein langer Stössel war an der Decke des Stalles befestigt und diente, indem er mit beiden Händen aufwärts und abwärts bewegt wurde, zum Zerkleinern der in dem Hohlraum der Mühle befindlichen Masse. — Ein ähnliches Hausgerät fand der Unterzeichnete im Dorfe Kletz in der Lenzer Wische, als er sich im Oktober 1896 in Gemeinschaft mit Herrn Robert Mielke auf einer Wanderfahrt durch die Priegnitz befand. Hier wurde das Gerät, welches ebenfalls aus einem Baumstamm verfertigt war und eine gleiche, nur kleinere Gestalt wie die obige Mühle hatte, als Mörser bezeichnet und diente dazu, um Graupen aus Gerste herzustellen. Der Stössel, welcher etwa dreiviertel Meter lang war, war nach unten zu kolbenförmig verstärkt und hatte am oberen Ende eine Querstange zur besseren Handhabung. Der Bauer, welcher uns das Gerät zeigte, nannte den Stössel einen „Pimpert", welche Bezeichnung wohl die gleiche Bedeutung wie Stössel haben dürfte, da der Ausdruck „pimpern" in der Mark im allgemeinen für „stossen" gebraucht wird. Ebenso bedeutet „pimperlings" „stossweise", auch „ruck- und sprungsweise". Über die Ethymologie dieses Volksausdrucks liess sich nichts ermitteln.

Dr. Gustav Albrecht.

Beigegeben wird die Abbildung, von der im ersten Heft dieses Jahrganges S. 15 die Rede ist. **Die Redaktion.**

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Der Ursprung des märkischen Backsteinbaues.

Von **O. Stiehl** *)

Hochverehrte Anwesende!

Lassen wir den Entwickelungsgang unserer Mark Brandenburg vor unserem geistigen Auge vorüberziehen, so finden wir einen Abschnitt von grundlegender, alle späteren Ereignisse bestimmender Wichtigkeit, wie solchen in ähnlicher Weise wenige Länder durchgemacht haben. Es ist die Zeit der deutschen Eroberung und Besiedelung in der 2. Hälfte des 12. und im Beginn des 13. Jahrhunderts. Im Laufe weniger Menschenalter brachte sie eine vollständige Neuordnung fast aller Verhältnisse des Landes und des Lebens, eine gänzliche Umgestaltung des Staatswesens, des wirtschaftlichen Betriebes und der socialen Gliederung.

Die Herrschaft deutscher Markgrafen und ihrer Lehensleute trat an Stelle der lockeren slavischen Stammes-Verbände unter oft schattenhafter polnischer Oberhoheit. Umwälzend wirkte wirtschaftlich die Einführung des gründlicheren deutschen Ackerbaubetriebes, die Förderung von Handel und Gewerbe durch Gründung zahlreicher Städte, in socialer Beziehung ebenso die Einwanderung und das Gedeihen einer zahlreichen Schicht freier deutscher Bauern und freier Bürger, die ein Mittelglied bildeten zwischen dem kriegerischen Adel und seinen slavischen unfreien Hintersassen.

Es ist natürlich, dass für die unendlich vielseitigen Bedürfnisse dieser reichen Entwicklung auch ganz neue und reichere Mittel aufgewendet werden mussten, dass insbesondere in baulicher Hinsicht viel weitergehende Forderungen an Festigkeit, Schönheit und Dauerhaftigkeit zu erfüllen waren. Es folgte daraus der Übergang von dem bisher allein landesüblichen Holz- und Reisighüttenbau zur Errichtung steinerner Gebäude. Da nun unser Land die im Westen und Süden Deutschlands so reichlich vorhandenen natürlichen Bausteine so gut wie ganz ent-

*) Vortrag gehalten am 24. April 1901.

Digitized by Google

behrt, musste man zu anderen Hilfsmitteln greifen und man fand das Mittel zur Befriedigung der neuen baulichen Bedürfnisse im Backsteinbau. Dieser an sich begreifliche Vorgang wird zu einem wahren Rätsel der Baugeschichte dadurch, dass der Backsteinbau ganz plötzlich, in voller Ausbildung der Technik und der Form, schulmässig abgeschlossen bei uns auftritt.

Es ist das wunderbar, weil der Vorgang an sich durchaus nicht einfach ist.. Bei Einführung eines neuen Materials werden wir zunächst Vorstufen in der Bereitung des Baustoffes voraussetzen müssen. Als wahrscheinlich werden wir ein mehrfaches Misslingen ansehen, wobei wir dann einen Wechsel in der Behandlung, ein allmähliches Aufsteigen zu grösserer Fertigkeit beobachten könnten. Wir finden bei uns nichts davon, im Gegenteil sind gerade die ältesten Bauten am besten und sorgfältigsten bearbeitet, gerade an ihnen finden wir die umständliche Überarbeitung der einzelnen Steinoberflächen mit Scharriereisen und Säge, die später allmählich verschwindet. Auch die Ausbildung der Formen ist nicht ganz einfach, da die Bedingungen der Technik zu wesentlichen Abänderungen der Werksteinformen zwangen. Der Backsteinbau ist genötigt, mit kleinen Stücken zu arbeiten, da nur diese im Brande sich zu wetterfesten Steinen umwandeln lassen, er muss grössere Formen daher durch schichtmässiges Mauern herstellen. Er hat andererseits gegen den Werksteinbau das Hilfsmittel der tiefen Farbe, das in Verbindung mit weissem Putz ganz neue Wirkungen hervorbringen lässt. Es treten diese Eigentümlichkeiten des Materials besonders hervor in der Behandlung der Fensterbögen, in der Durchbildung der Bogenfriese, die in ganz abweichender Konstruktion aus Einzelstücken auf schlanken, schmalen Konsolen hergestellt werden. Sie üben weiter wesentlichen Einfluss auf die Formen der Kapitelle, die als Würfelkapitelle, Trapezkapitelle, Trichterkapitelle eine ganz eigene, durch die Schichtenteilung bedingte Entwicklung durchmachen. Auch in dieser Formgebung finden wir keine Unsicherheit, kein Schwanken, wir sehen vielmehr in dem ganzen Gebiete des Backsteinbaues neben manchem individuellen, selbstständigen Zuge eine grosse Gleichartigkeit der Formgebung, die sich aber scharf unterscheidet von den Gewohnheiten im Werksteinbau benachbarter Länder. Es wird daher auch allgemein angenommen, dass der Backsteinbau von aussen zu uns gekommen ist, die Frage ist nur, wo sollen wir sein Ursprungsland suchen?

Die Beantwortung dieser Frage ist erschwert durch den grossen Mangel an unzweideutigen Nachrichten. Urkunden aus jener Zeit sind uns über unsere Bauten nur sehr spärlich erhalten und sie betreffen fast nur Schenkungen und Stiftungen an einzelne Kirchen, wobei wir keinerlei Anhalt haben, dass die damals vorhandenen und erwähnten Kirchen schon die jetzt an gleicher Stelle stehenden Backsteinbauten

gewesen sind. Auch die anderen geschichtlichen Quellen und Chroniken geben uns nichts über die künstlerische Entwickelung der Bauten an, wofür naturgemäss in damaliger Zeit der Überblick fehlen musste. Für unsere Gegend ist die einzige geschichtliche Quelle die Slavenchronik des holsteinischen Priesters Helmold. Dieser berichtet, dass unzählige und starke Männer (innumerabiles et fortes viri) von den Gestaden des Oceans gekommen und weithin im Osten die Länder der Slaven besiedelt und bald zu hoher Blüte gebracht hätten. Man nahm auf diese Nachricht gestützt an, dass auch unsere märkischen Gebiete im Westen und in der Altmark im wesentlichen von Holländern urbar gemacht und besiedelt worden seien. Man setzte im Anfang der 40 er Jahre dazu in Holland eine Backsteinbaukunst hohen Alters voraus, was in jener Zeit zulässig erschien, da die Denkmalskenntnis weniger ausgebildet war als heutzutage. Man glaubte, dass der Backsteinbau in den Niederlanden seit Römerzeiten her bestanden und etwa im Beginn des 12. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung erlebt habe und folgerte daraus, dass er aus den Niederlanden zu uns gekommen sei. Diese Anschauung, zuerst von Otte geäussert, von F. Adler mit grossem Geschick weiter ausgebaut, hat Jahrzehnte lang fast widerspruchslos geherrscht und den Besten ihrer Zeit genug gethan. Wenn aber nach einem bekannten Dichterwort für den Menschen gilt, dass er in diesem Falle genug gethan hat für alle Zeiten, so muss die Wissenschaft auf einem andern Standpunkt stehen und bei Auftauchen neuer Gesichtspunkte auch ihre Anschauungen fortschreitend verändern. Solche neuen Gesichtspunkte sind thatsächlich in den letzten Jahren mehrfach zu unserer Kenntnis gekommen. Es ist zunächst von Seiten der reinen historischen Forschung die Zuverlässigkeit des Helmoldschen Berichtes neuerdings als zweifelhaft erwiesen worden. Wir haben erkannt, dass dieser Berichterstatter die Ereignisse, soweit sie sich in seiner Nähe abspielten, mit grosser Sicherheit wiedergab, dass er die entfernteren Vorgänge in der Mark Brandenburg aber nur vom Hörensagen und in mehr schematischer Weise darstellte. Er hat offenbar bei seinem Bericht die in Holstein thatsächlich vorhandene niederländische Einwanderung ohne genügenden Grund verallgemeinert. Von anderer Seite her ist uns diese niederländische Einwanderung in der Mark Brandenburg zweifelhaft geworden. Wir wissen, dass der grosse Wanderzug der Niederländer hervorgerufen wurde durch die Einbrüche des Meeres, dass er mit dem Aufhören dieser Ursache gegen das Jahr 1136 nachlässt und bald vollständig verschwindet. Da unsere Gegenden erst nach dieser Zeit kolonisiert wurden, werden wir auch die niederländische Bevölkerung in ihnen nicht hoch anschlagen können.

Dazu kommt ein weiterer Gesichtspunkt, den uns die Erweiterung unserer Denkmalskenntnis an die Hand giebt. Die nähere Durch-

forschung der niederländischen Baudenkmäler ergiebt, dass in der Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts in den Niederlanden durchaus nicht allgemein Backsteinbau, sondern vielmehr Tuffbau geherrscht hat, nur wenige ganz unbedeutende und kleine Bauten aus Backsteinen haben sich in diesen reich entwickelten Gegenden ausfindig machen lassen. Es sind kleine Dorfkirchen, Turmunterbauten sehr einfacher Art. Sie enthalten keinen Innenraum, keine Säule, kein Portal in reicherer Ausbildung; es fehlen ihnen also gerade die meisten Formen, für die sie angeblich als Vorbilder gedient haben sollen.

Eine fernere Enttäuschung hat uns sodann die Erweiterung unserer Denkmalskenntnis im eigenen Lande gebracht. Wir kennen ausserhalb und innerhalb der Mark Brandenburg einige Gebiete, die sicher im wesentlichen von niederländischen Kolonisten besetzt und urbar gemacht wurden. Es ist das das Marschland bei Bremen, besiedelt zwischen 1106 und 1142, die Elbniederung von der Mündung bis etwa nach Havelberg, besiedelt von 1120 bis etwa 1200; es ist ferner der Höhenzug des Fläming, der von den eingewanderten Flamländern seinen Namen erhalten haben soll. Auch in Anhalt und Obersachsen finden wir zerstreut und vereinzelt reichliche Ansiedelungen der Niederländer urkundlich nachweisbar. Aber keiner dieser Orte hat trotz reger Entwicklung der Gegenden eine Backsteinkirche aus der Zeit der Besiedelung aufzuweisen. Die einzige Ausnahme, die Klosterkirche zu Altenzelle in Sachsen hat so ausgeprägte Besonderheit in der Formgebung, dass sie mit voller Sicherheit aus anderem, nicht niederländischem Ursprunge hergeleitet werden kann. Wenn so die Gebiete, die mit Sicherheit von Niederländern besetzt wurden, den Backsteinbau zur Zeit der Besiedelung nicht kennen, so werden wir um so weniger in der Mark Brandenburg den Backsteinbau voraussetzen können als von Niederländern eingeführt, weil uns ja die niederländische Besetzung der Mark Brandenburg schon an sich zweifelhaft geworden ist. Der Schluss aus jener einzelnen allgemein gehaltenen Stelle der Chronik hat uns offenbar auf einen Irrweg geführt. Können wir uns danach der älteren Ansicht nicht mehr anschliessen, so darf doch hervorgehoben werden, dass die hingebende Arbeit der vorher genannten Forscher nicht etwa fruchtlos und verloren ist. Wie uns aus ihren eindringlichen Forschungen erst die unbedingt notwendige Übersicht über die Urkunden wie über den grossartigen Bestand unserer Denkmäler erschlossen worden ist, so werden wir uns immer dankbar daran erinnern, dass wir nur auf ihren Arbeiten fussend in der Erkenntnis dieser Fragen weiter fortschreiten können.

Bieten uns alte Urkunden und chronikale Nachrichten keine genügende Auskunft, so bleibt uns das Mittel durch Formvergleichung den Ursprung unserer Baukunst festzustellen. Das Mittel ist mit

Vorsicht zu gebrauchen, weil ja zweifellos gleiche Formen aus einer gleichen Stimmung, aus gleichen Bedürfnissen gelegentlich an verschiedenen Orten gleichzeitig entstehen können. Es gilt das besonders für die mittelalterliche Baukunst, in welcher die Forderungen der Technik äusserst einflussreich für die Ausbildung der Formen sich erweisen. Als beweiskräftig können wir daher eine Übereinstimmung von Formen nur ansehen, wenn sie sich in vielfältigen Einzelzügen gleichmässig wiederholt, noch mehr, wenn sie uns durch die Übereinstimmungen die Erklärung giebt für Formen, welche an der einen Stelle als ganz willkürlich und unerklärlich erscheinen. Gerade für die vielen Besonderheiten des Backsteinbaues erscheint der Weg dieser Formvergleichung besonders aussichtsreich. Die Umschau nach solchen übereinstimmenden Formen wird sich für uns erstrecken müssen über ganz West-Europa, da ja ganz Europa von den Römern den Backsteinbau gelernt und überkommen hat.

Wir finden thatsächlich weite Gebiete des Backsteinbaues in Spanien, in Süd-Frankreich, am Oberrhein und am Niederrhein. Wir sehen den Backsteinbau auch auftreten in England. In all diesen Gebieten aber finden wir nirgends Besonderheiten der Formen, die den unseren ähnlich sind. Auch in Ober-Italien, einem der Hauptgebiete mittelalterlichen Backsteinbaues finden wir ein Gebiet grossartiger Denkmäler in Venedig und Umgegend, ein anderes in Piemont, das mit unserer heimischen Banknust wenig oder keine Vergleichspunkte bietet. Aus dieser weiten Verbreitung des Backsteinbaues im Mittelalter allein können wir aber doch für unsere Gegenden die Nutzanwendung ziehen, dass nicht das plötzliche Auftreten des Backsteinbaues an sich, sondern die enge Verbindung mit den eigenartigen Formen das ist, was für die Herleitung unserer Kunst als massgebend angesehen werden muss.

Ein reichliches Material zur Erklärung der Vorgänge, die uns beschäftigen, findet sich im Gegensatz zu den eben genannten Ländern in der Lombardei und in der südlich angrenzenden Emilia.*) Es muss geradezu wunderbar erscheinen, dass die reichen Reste einer entwickelten Backsteinkunst in diesen Ländern bis vor kurzem kaum beachtet und wissenschaftlich garnicht verarbeitet worden sind. Wir finden dort eine Bauweise, die sich in der Behandlung fast aller Einzelformen auf das genaueste mit unseren norddeutschen Backsteinbauten deckt. Wir sehen dort genau die gleiche Durchbildung der Bogenfriese, genau die gleiche Ausbildung der Fensterbögen in mehrfach wechselnder Art und zwar finden wir eine Behandlungsweise, die bei uns nur durch Malerei

*) Ausführlich behandelt in O. Stiehl: Der Backsteinbau romanischer Zeit. Leipzig, Baumgärtner 1898.

auf dem Putz angedeutet wurde, dort in der ursprünglichen Herstellungsweise aus grossen Thontafeln abwechselnd weiss und roter Farbe zusammengesetzt. Die schichtmässig gemauerten Kapitelle mit allen Eigenheiten der Formgebung, wie sie bei uns auftreten, sind dort in vielfältigster Art als Vorbilder vorhanden. Merkwürdigkeiten, wie die weisse Färbung einzelner Bauglieder, vor allem der Sägeschichten, finden sich dort als ganz übliche Gewohnheit. Eine ganz nationale italienische Sitte: das Einlassen von glasierten Töpfen als Verzierung der Aussenwände tritt uns dort häufig entgegen. Wir finden es bei uns an der Klosterkirche zu Jerichow ganz vereinzelt und unerklärlich wiederholt. Dazu kommt die völlig gleiche Behandlung und Bearbeitung der Steinoberflächen, wie ich sie bei den ältesten Bauten unserer Gegend vorhin erwähnte. Was uns diese Anklänge und Uebereinstimmungen am wertvollsten macht, ist der Umstand, dass wir hier die Entwickelung der Formen aus den einfachsten Anfängen, zum Teil aus byzantinischen Einflüssen, zum Teil aus den Vorbildern des Werksteinbaues ganz allmählich und mit Sicherheit verfolgen können. Wir finden hier ein allmähliches Loslösen von den Bedingungen der Werksteinformen, durch das sich viele der bei uns so unvermittelt auftretenden Eigenheiten auf das natürlichste erklären. Hier hat sich aus tausend Ansätzen verschiedenster Art im Wechsel der eigenartigsten Bildungen mit der Zeit eine feste und gleichmässige Behandlungsweise entwickelt und zwar geht diese Entwicklung zunächst in jeder einzelnen Stadt für sich und selbständig vor sich. Erst gegen das Jahr 1200 beginnt eine grössere Übereinstimmung auch der einzelnen städtischen Stile sich einzubürgern.

Dabei lässt sich die Zeitstellung dieser Bauten aus reichlicher erhaltenen Urkunden mit grosser Sicherheit bestimmen; das Ergebnis ist, dass auch hier in Oberitalien die römische Technik gegen das Jahr 800 vorkommt und verschwindet. Man gewöhnte sich auch hier mit dem allgemeinen Niedergang der Kultur, die römischen Bauten als Steinbrüche zu benutzen und errichtete bis gegen das Jahr 1100 die wenigen bedeutenderen Bauten aus Trümmern und Bruchstücken römischer Ziegel. Erst gegen das Jahr 1100 beginnt wieder die Herstellung neuen Backsteinmaterials, zunächst in sehr urtümlicher Weise, indem man aus grossen flach geschlagenen Thonkuchen mit dem Messer vierkantige Stücke ziemlich wechselnder Grösse und Dicke herausschnitt. Bald nach 1100 beginnen in Mailand die ersten noch sehr schwankenden Versuche, Gesimse aus Backsteinen zu formen. Ein Menschenalter etwa später geht man zur Bildung von Kapitellen und reicheren Gesimsen über. Die fortschreitende Entwicklung dauert, immer noch wechselnd und in ziemlicher Unsicherheit, bis gegen das Jahr 1160. Der Zeitraum von 1160 bis etwa 1200 ist dann der Ausbildung

grösserer Sicherheit und grösserer Einheitlichkeit der einzelnen Landschaften gewidmet.

Anf Grund dieser Übereinstimmungen nnd dieser Zeitbestimmungen können wir nicht nur die Übertragung der Formen aus Ober-Italien in nnsere Gegend als sicher annehmen, wir können anch den Zeitpunkt dieser Übertragungen nnschwer bestimmen. Sicher wurde im Jahre 1173 in Lübeck der Dom im Beisein des grossen Welfenherzogs Heinrichs des Löwen als Backsteinbau gegründet. Es ist das die erste unzweidentige nrkundliche Nachricht über das Auftreten dieser Bauweise in nnserm Lande. Vielleicht wurde schon um das Jahr 1160 der Domturm in Verden aus Ziegeln gebant. In der Mark ist die älteste Grnppe von Ziegelbauten die im Lande Jerichow, welche wir um das Jahr 1200 ans allgemeinen Gründen und ans Gründen der Formvergleichung datieren können. Die Klosterkirche zu Jerichow, eine spät romanische, ursprünglich auf Wölbung angelegte Basilika, welche erst später in einfacherer Weise mit Flachdecke fortgeführt wurde, ist der Hanptban dieser Gruppe, die neben dieser noch eine Anzahl von Dorfkirchen und Stadtkirchen nmfasst. Von diesen kleineren Kirchen ist eine der bedentendsten die Kirche zu Schönhansen, deren Weihung im Jahre 1221 als urkundlich beglaubigt ist. Derselben Gruppe nahe steht auch der Dom in Brandenburg, dessen Erbauung wir in die Zeit von 1200 bis 1235 verlegen können. — Neben diesen flachgedeckten Kirchen treten weitere Gruppen auf, die die reichere Entwickelnng des Gewölbebanes bei nns vertreten. Als Hauptbeispiele sind anzuführen: Die Klosterkirche in Diesdorf, die Klosterkirche zn Lehnin, etwa 1200 begonnen nnd 1272 geweiht, ferner die Klosterkirche zu Dobrilugk, schon mit gotisch-profilierten Rippen in den Wölbungen; endlich die Klosterkirche zu Kolbatz, etwa 1220 begonnen nnd erst im langsamen Banfortschritt im 14. Jahrhnndert gewölbt. — Die letztgenannten Kirchen geben schon die Überleitung zum Aufkommen der gotischen Baukunst, deren älteste Denkmäler, die Klosterkirche zn Berlin 1290, die Kirche zu Chorin um 1300 nnd die Klosterkirche zu Doberan um 1310 erbant wurden. Dieser vorstehend gegebenen Zeitfolge steht in den vorhandenen Urkunden keinerlei Hindernis entgegen. Sie erscheint den wahrscheinlichen Kulturverhältnissen des Landes durchaus angemessen, weil sie die ersten monumentalen Kirchenbauten erst in eine Zeit setzt, in der die rohen Zustände, die jeder Besiedelung feindlicher Gebiete anhaften, schon überwunden sein konnten. Sie gewährt einen zwanglosen Anschluss an das allmähliche Eindringen gotischer Bauweise, mit deren ersten Denkmälern wir um die Wende des 14. Jahrhunderts eine Zeit vielfältiger sicherer Datierungen erreicht haben. In diesem naturgemässen Bilde einer ununterbrochenen, ruhig fortschreitenden Entwickelung können wir eine wertvolle Bestätigung dafür sehen,

dass das Ergebnis nnserer Darstellnng, die Annahme italienischen Einflusses auf nnsern Backsteinban, nicht auf Irrtum beruht.

Fassen wir nochmals alles znsammen, so können wir nach dem jetzigen Stande unserer Denkmalsknnde und nnserer urkundlichen Kenntnisse mit Sicherheit sagen, dass die Vorarbeiten zur künstlerischen Behandlnng des Backsteinbaues den Meistern Ober-Italiens zn verdanken sind; aber es wäre grundfalsch, deshalb in der märkischen Backsteinbaukunst eine reine Nachahmnng oberitalienischer Art zn sehen. Es liegt vielmehr in der Eigenart mittelalterlichen Kunstschaffens tief begründet, dass sich mit diesem Strome fremder Einzelformen eine Anzahl anderer Einflüsse mischt und durchdringt. Vor allem wirkt in dieser Hinsicht ein die grosse Selbständigkeit, mit welcher die alten Meister das in der Fremde Gelernte als Ausdrucksmittel ihrer echt deutschen Gesamtauffassung verwendeten. Selbst bei engstem Anschluss an ihre Vorbilder in Einzelformen und Technik bleibt doch mit wenigen Ausnahmen die Gesamtanordnnng unserer Kirchen im Grnndriss und Aufriss rein deutsch. Bei späteren Bauten ist anch eine Anspannung der übertragenen Backsteinformen an die gewohnten Bildungen der westdeutschen Hausteinknnst vielfach unverkennbar. Durch diese Selbständigkeit wahrten sich die alten Meister die Fähigkeit mit der überkommenen Form nen auftretende Baugedanken zn verschmelzen nnd insbesondere den Gewölbebau in dnrchaus eigenartiger und folgerichtiger Weise zu entwickeln. So waren sie imstande mit der zähen Kraft, die dem Märker von jeher eignete, dem Backsteinbau die grosszügige und dabei originell bewegliche Eigenart aufzuprägen, die die schönen Städtebilder nnserer Mark vor allem auszeichnet nnd die den märkischen Backsteinban auch für nns wieder zn einem Vorbild und zn einer Qnelle der Belehrung macht, aus der wir reiche Anregung zur selbständigen Lösung unserer nenen banlichen Aufgaben gewinnen können.

---

4. (3. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 1. Mai 1901, abends 7 Uhr, Besuch der Urania, Taubenstr. 48/49.

Zur angesetzten Stunde hatte sich eine grosse Anzahl Mitglieder nnd Gäste im Vestibül des Instituts eingefnnden. Nachdem der 1. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel dem Direktor der Urania, Herrn Franz Goerke den Dank der Gesellschaft abgestattet hatte für die

freundliche Erlaubnis zur Besichtigung des Instituts, verteilten sich die Besucher in die verschiedenen Säle, deren sechs vorhanden sind, um die zahlreichen Apparate zu besichtigen und mit ihnen zu experimentieren. Alle Gebiete der Physik sind vertreten, am reichlichsten die Elektrizität. Einige Säle enthalten aber auch prachtvolle zoologische Präparate, Demonstrationsobjekte, Aquarien und Terrarien.

Um 8 Uhr versammelten sich die Besucher in dem grossen Demonstrationssaal zu dem Vortrage des Direktors: „Charakterbilder aus der Mark". Schon zweimal hatte Herr Goerke die Liebenswürdigkeit aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen für die Brandenburgia eine Auswahl vorzuführen. Zu dem heutigen Vortrage hatte er vornehmlich den westlichen Gipfel der Mark und das benachbarte Grenzland ausgewählt.

Würdig eröffnete die Reihe die alte Residenzstadt Tangermünde an der Elbe. Die ersten Bilder zeigten die alte Burg. Man sah die festen Mauern, welche sich steil auf dem Abhang über der Elbe erheben und ihn zum Teil gegen die Unterwaschung durch das Elbwasser schützen. Die nächsten Bilder brachten die drei Thore, das Hühnerdorfer, das Neustädter und das Wasserthor und die letzten das Rathaus und die Stephanskirche. Diese Bilder zeigten, wie reich die Stadt mit künstlerischen Bauwerken geziert war und zeugten von der politischen Bedeutung der Stadt. Hierauf führte uns der Vortragende über die Elbe hinüber nach Jerichow. Er zeigte uns im Bilde die Klosterkirche, welche das Vorbild für die märkischen Backsteinkirchen geworden ist. Weitere Ansichten boten Einblick in das Innere der Kirche. Die folgenden Photographien umfassten eine reiche Sammlung von Ansichten aus Stendal. Wir führen hieraus an das Bild des Domes, dieses schönsten Bauwerkes Norddeutschlands aus dem späteren Mittelalter, die grosse Linde auf dem Domplatz, die Marienkirche, das prachtvolle Unglinger Thor, das zweiflüglige Rathaus mit der Gerichtslaube und dem $5^1/_2$ m hohen Roland davor. Nun folgten Bilder aus der Mark selber. Wir erblickten einen Teil der Stadt Havelberg. Die Brücke mit den Häusern und dahinter den Steilhang des Domberges, von dessen Krone das imposante Bauwerk des Domes in die Lande hinausschaut. Die folgenden Bilder zeigten die grossartige innere Einrichtung z. B. die Chorstühle, den Paradiessaal, das Refektorium und den Kreuzgang. Auch die folgenden Bilder boten noch Belege für die Prachtliebe und das künstlerische Verständnis der geistlichen Herren des Mittelalters. Sie zeigten uns die Wallfahrtskirche von Wilsnack und die Plattenburg; der älteste Teil dieses Schlosses, das bis zur Reformation den Bischöfen von Havelberg gehörte, ist dreistöckig und blickt auf einen Park aus dichtem Gebüsch mit Wasser. Wir begleiteten nun den Wanderer weiter in die Prignitz

hinein und erblickten in den Photographien Stiftskirche, Kreuzgang u. a. von dem Jungfranenkloster Heiligengrabe. Hieran schlossen sich Ansichten aus dem benachbarten Wittstock. Die Bilder zeigten uns den Marktplatz, die Marienkirche, das Gröperthor, einen Hof mit altertümlichen Ställen nnd endlich die Überreste der bischöflichen Residenz, den alten Bergfried und die Umfassungsmauer des Hofes. Darauf machten wir noch einen Abstecher an die Nord- und Westgrenze. Wir trafen im Norden die alten Grenzfestungen Freyenstein und Meyenburg. Die Bilder zeigten nns das alte Schloss von Freyenstein, einen festen Granitban und die Ruinen des neuen Schlosses ganz von Grün eingesponnen. Gross und stattlich blickte uns das Schloss von Meyenburg an. Im westlichen Vorsprung der Prignitz liegt Lenzen. Als wichtiger Übergangsplatz hatte es seine Burg, dessen Burgwart uns ein Bild vorführte. Einige andere Photagraphien sind aufgenommen worden zur Zeit der Frühjahrs-Überschwemmungen in den Jahren 1890, 1895 und 1899. Von Lenzen aus machten wir noch einige Ausflüge. Dem gastlichen Pfarrhaus von Seedorf, den alten Häusern von Mödlich und dem Hünengrab von Melle statteten wir noch einen Besuch ab. Damit war der Vorrat an Bildern aus der Prignitz erschöpft; sie lehrten auf das dentlichste, welche Fülle von geschichtlichen und landschaftlichen Merkwürdigkeiten die Prignitz beherbergt. An diese Bilder schlossen sich noch einige aus der Mittelmark nnd der östlichen Mark an. Ein Teil derselben brachte Ansichten aus der Umgegend von Belzig. Die schroffen Abhänge des Fläming gewähren hier sehr schöne Bilder mit reichem Wechsel. Die letzten Photographien endlich waren aufgenommen worden in der Nachbarschaft des Städtchens Lagow im Kreise Ost-Sternberg. Auch hier waren es vorzugsweise Landschaftsbilder ans der wald- und seereichen Umgebung.

Die künstlerisch und technisch gleich vollendeten Bilder und der fesselnde Vortrag, welcher die nötigen Erlänterungen über die geschichtliche Bedeutung derselben gab, fanden den lebhaftesten Beifall der Zuhörer, so dass der 1. Vorsitzende nur wünschen konnte, dass Herr Direktor Goerke weitere Musse und künstlerische Stimmung finden möchte für neue Aufnahmen.

Tangermünde.

Durch die Enthüllung des der Stadt Tangermünde geschenkten Standbildes Kaiser Karls IV., die in Gegenwart Seiner Majestät stattfand, wird die Erinnerung an jene Zeit wieder wachgerufen, in welcher dieser jetzt zum einfachen Landstädtchen herabgesunkene Ort, der

vielen kaum dem Namen nach bekannt ist, als ehemalige Grenzfeste sowie Haupt- und Residenzstadt der ersten Verweser der Altmark resp. Mark Brandenburg eine wichtige Rolle in der Geschichte der Mark spielte.

Jedoch nicht hiervon will ich sprechen, sondern von einem Begebnis, das sich in der Nähe von Tangermünde zu jener Zeit zugetragen hat, an welches noch heute der betreffende Name des Thatortes erinnert.

Es war im Jahre 1003. Werner von Walbeck, dem vom Kaiser Heinrich II. das Amt als Verweser der Mark Brandenburg übertragen worden war, residierte in Tangermünde und besass die besondere Gunst des Kaisers. Auf einer Reise, die dieser nach Werben a. Elbe, auf welcher ihn Werner zu begleiten hatte, unternahm, soll er sich aber die Gunst seines hohen Gönners dadurch verscherzt haben, dass er unverhohlen seinen Unwillen äusserte über die Schenkung der Stadt Arneburg an den Erzbischof von Magdeburg durch den Kaiser.

Werner hielt nämlich diese That für einen Eingriff in seine, Werners, Privatrechte insofern, als Arneburg zu seinem persönlichen Gebiete gehörte resp. in demselben lag und einem Verwandten von ihm gehört hatte.

Werners Gegner und Todfeind, der gleichfalls zum Hofstaate Kaiser Heinrichs II. gehörige Graf Dedo von Wettein (Wettin), der die Äusserungen Werners gehört hatte, hatte nun nichts eiligeres zu thun, als sie dem Kaiser in verleumderischer Weise zu hinterbringen, als trüge sich Werner mit hochverräterischen Plänen. Nur eine Erkrankung Werners hinderte den Kaiser, den Einflüsterungen Dedos von Wettein nachzugeben und die Untersuchung gegen ihn einzuleiten. Nicht genug aber mit der Verleumdung, benutzte auch Dedo die Zeit der Erkrankung Werners, um die diesem gehörige Stadt Wolmirstedt in Brand zu stecken.

Anstatt sich auf legalem Wege Genugthuung zu verschaffen beschloss nun Werner, sich selbst zu rächen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit seinem Vetter Friedrich von Walbeck und legte sich mit diesem sowie einer Begleitmannschaft von 20 Reisigen in der Gegend von Tangermünde in einer Waldschlucht in einen Hinterhalt, von welchem aus er dann den des Weges kommenden Grafen Dedo überfiel, dessen noch einmal so grosse Begleitmannschaft schlug und Dedo mit eigener Hand tödtete.

Im Volksmunde nennt man diesen Ort noch heute das „Mordthal“.

Nachstehendes Gedicht schildert diesen Überfall wie folgt:

Das Mordthal bei Tangermünde.

Was jagen die Reiter dort sonder Rast?
Es stürzen die keuchenden Rosse fast,
Als wenn des Jägers des wilden Heer
Wohl hinter den flücht'gen Gesellen wär'.

So jagen sie weiter in wilder Flucht
Durch dichte verworrene Waldesschlucht;
Der Sporn treibt die Pferde fort ohne Ruh',
Sie reiten auf Tangermünde zu.

S' ist Dedo, der edle Graf zu Wettin,
Und vierzig Knappen geleiten ihn;
So jagen sie fort durch des Waldes Nacht,
Und nirgends wird Ruhe noch Rast gemacht.

Doch wie das Gebüsch immer dichter rings her,
Da saust durch die Lüfte ein mächtiger Speer;
Es sinkt aus der Knappen dienendem Tross
Getroffen der Eine vom schnaubenden Ross.

„Hei! Hei! Mein edler Graf von Wettin
Wie dorten die Flammen von Wolmirstedt glühn
Jetzt trifft Dich die Rache! die Stunde ist gut;
Und Markgraf Werner, er fordert Dein Blut!"

Wie Wetterleuchten vom Himmel fährt,
Blitzt Werner von Walbecks mächtiges Schwerdt,
Der hier, um zu rächen die brennende Stadt,
Bei nächtlicher Weile gelauert hat.

Hei! Hei! Mein edler Graf gebt Acht!
Wie doch der Hieb in den Panzer kracht!
Wo der Kragen sich eisern am Halse schnürt;
Den Hieb hat Werner von Walbeck geführt.

Und der Graf sinkt blutend vom bäumenden Ross,
Es flieht seiner Knappen feigherziger Tross. —
„Jetzt schliesst Dir der Tod Deinen lästernden Mund,
Jetzt klage mich an beim Kaiser, Du Hund!"

So ruft der Markgraf noch höhnend aus
Und jagt auf dem flüchtigen Hengste nach Haus;
Der Tote bleibt stumm dort im Walde zurück.
Es heischt Vergeltung sein brechender Blick.

Der Kaiser, über die That Werners entsetzt, wollte Vergeltung üben, indes gelang es Werners Verwandten, das diesem drohende Unheil von ihm abzuwenden. Zwar wurde er seines Amtes als Markgraf für verlustig erklärt, Leben und Eigentum wurden ihm aber gelassen.

Karl Pötters.

Die Fischereigeräte in der Mark Brandenburg.*)

Wenn die Brandenburgia auf ihren Wanderungen zu Wasser und zu Lande durch die Mark Brandenburg bemüht ist, das Leben und Treiben unserer Vorfahren zu ermitteln und Land und Leute festzustellen, wenn die Mitglieder der Brandenburgia den so interessanten Mitteilungen und Belehrungen ihrer Führer und Fachmänner darüber lauschen, wie sich hier das Land gebildet hat, dort Vorfahren gelebt haben, wenn es uns vergönnt ist, Funde aus jener Zeit der Nachwelt zu erhalten und zu übermitteln, als Zeichen damaliger Gebräuche und Kultur, dann habe ich immer eins vermisst — nämlich die Berücksichtigung der Wasserverhältnisse und der Bewohner des nassen Elements! — Und doch, glaube ich, würden auch Forschungen auf diesem Gebiete mit dazu beitragen, unser Wissen und unsere Kenntnisse von der Gestalt und dem Aussehen unserer Mark in früheren Zeiten zu bereichern und zu vervollkommnen.

Dass die Forschungen bezüglich der Fischarten der Vorzeit eine ziemlich undankbare Aufgabe bilden, sagt schon Carus Sterne in „Werden und Vergehen," aber gerade die Schwierigkeit, die zu überwinden ist, dürfte ein Ansporn mehr sein für die Erforschung der Gewässer und ihrer Bewohner in der Mark. — Heute möchte ich von den Fanggeräten sprechen, wie sie in der Mark im Gebrauch waren und noch sind. Allerdings zeigt sich, soweit die Vorzeit in Betracht kommt, auch hier dieselbe Erscheinung wie in allem, was unsere Vorfahren betrifft — die Geschichtsforschung versagt fast gänzlich! —

Die Fischereigeräte in ältester Zeit waren, soweit sich dieses heute noch feststellen lässt, der Speer, der Pfeil, die Schleuder und die Angel. Später kam die Schleife hinzu, eine Art Selbstfang, aus Wurzeln oder dünnen Baumzweigen gefertigt.

Wiederum später wurden Fanggeräte aus Weidengeflecht und Holz hergerichtet, man baute Fischzäune und Wehre.

Eins derjenigen aus Holz und Geflecht hergestellten Fanggeräte, welche an diejenigen der Vorzeit erinnern, ist der noch heute im Gebrauch befindliche Aalkorb, der aus den „Schaalbrettern", also dem kernlosen Holz und dünnen Wurzeln der Kiefer gefertigt wird. Die Herrichtung der Fischereigeräte, solange der Fischer sich dieselben selbst verfertigte, geschah und geschieht noch meistens im Winter, wenn

*) Modelle der hier von mir genannten Fischereigeräte befinden sich im Märkischen Museum.

der Fischfang ruht oder wenigstens nicht in dem Umfange betrieben wird, wie dies zu den übrigen Jahreszeiten der Fall ist.

Da sass dann der Fischer im Winter und „klöbte“ (spaltete) die „Schaalbretter“ mit dem „Knief“ (einem gekrümmten scharfen Messer mit kurzem Stiel und dito Klinge) in etwa 2 m lange „Geren“ (Stäbe), die wieder mit einem kleineren Knief rund und glatt geschnitten oder gehobelt wurden. Nebenher wurden die kleineren resp. dünneren Wurzeln der Kiefer im Walde gerodet, sodann im kochenden Wasser „aufgebrüht“ und die äussere Haut oder Rinde entfernt; die etwas stärkeren Wurzeln wurden gespalten, damit das „Herz“ daraus entfernt werden konnte, da dieses „hart und brüchig sei“. Im kalten Wasser wurde dann die „Päde“ (der technische Ausdruck für die so bearbeitete Wurzel) aufbewahrt resp. weich gehalten bis zu ihrer Verarbeitung.

Aus diesen „Geren“ und „Päden“ wurde, wie gesagt, der Aalkorb gefertigt.

Die Herstellung des Aalkorbes geschah nun durch Flechten desselben, d. h. um ein „Ger“ wird eine weiche „Päde“ gelegt, sodass letztere das Ger oder die „Gere“ fest umschliesst (die Päde wird hierbei so über oder um das Ger gelegt, wie etwa beim Haarflechten eine Strähne über die andere). Sodann kommt wieder ein Ger u. s. f.; je nachdem der Aalkorb weit werden soll, werden Geren — gewöhnlich 50—60 Stück — verwendet. Durch enges Zusammenflechten an der Spitze formen sich die Geren zu einem strahlenförmigen Kreis. Je nachdem der Aalkorb weit werden soll, d. h. welchen inneren Durchmesser er erhalten soll, werden diese strahlenförmig im Kreise stehenden Geren über eiserne Ringe, die dem beabsichtigten Durchmesser entsprechen, zusammengebunden. In Form von Schlangenwindungen wird dann die Päde um die einzelnen Gerestangen geschlagen, und diesen hierdurch Halt und Festigkeit gegeben, sodass das Ganze schliesslich eine lange Röhre bildet. Beim Flechten ist wieder darauf zu achten, dass die Geren die vorschriftsmässige Entfernung von einander haben, diese beträgt 1—2 Fingerweite. Zweck dieses Zwischenraumes ist in erster Linie der, dass Aale, die nicht zum Fange reif sind, Gelegenheit zum Entschlüpfen haben. „Es ist wieder einer durchgegangen“, sagt der Fischer, sieht er bei der Untersuchung des Aalkorbes zwischen zwei Geren Aalschleim sitzen.

In diese, Aalkorb, genannte Holzröhre werden nun auf je ein Drittel ihrer Länge die beiden Kehlen eingesetzt, die dem Aale wohl den ungehinderten Eintritt in den Aalkorb gestatten, ihm aber durch die spitzen Holzspitzen der Geren den Ausgang verweigern. Im Gegensatz nämlich zu der Spitze des Aalkorbes, die festgefügt ist, stehen die einzelnen Spitzen der Geren kreisförmig, eine Öffnung von etwa Faustgrösse lassend, nach der Spitze des Aalkorbes gerichtet,

also nach innen. Die Öffnung der Kehlen unter sich ist aber auch nicht gleich und bei Faustgrösse meine ich für die sogenannte grosse Kehle, die am letzten Drittel der Holzröhre eingesetzt wird, die Grösse einer Mannesfaust mitunter noch grösser oder weiter, während die Öffnung der kleinen Kehle nur die Weite einer Kinderfaust hat.

Im Gegensatz zu der scharfen Spitze des Aalkorbes hat seine Schlussöffnung, die dem Aal Gelegenheit zum Einschlüpfen giebt, eine Weite bis zu $^1/_2$ m.

Einen derartigen Aalkorb zu fertigen ist eine Kunst. Denn von der kunstgerechten Herstellung hängt es ab, ob er „fischt“ und ferner, wie lange er zu gebrauchen ist, also seine Gebrauchszeit.

An Stelle der Päde ist heute häufig schon der „Draht“ getreten der zum Flechten verwendet wird; nur auf dem Lande und in abgelegeneren Orten wird heute die Päde noch in Urväterweise verwendet. Auch setzt man an Stelle der beschriebenen Spitze eine derjenigen der Kehlen ähnliche Spitze und schiebt in die Öffnung einen grösseren Holzklotz. Bei den mit geschlossner Spitze hergestellten Aalkörben wird bei der sogenannten kleinen Kehle eine Decke oder Klappe hergerichtet, durch welche dann der Aal aus dem Aalkorb genommen wird.

Beim Fischfang bildet die kunstgerechte Herstellung der Fanggeräte eine grosse Hauptsache mit und mancher Fischer, welcher gerade diesen Umstand nicht genügend beachtet, muss bei seinem besser und sorgfältiger arbeitenden Kollegen sehen, wie es diesem häufig gelingt, an Stellen Fische zu fangen, an welchen er sich vergeblich abgemüht hat. Die Maschen zu eng oder zu weit, zu fest oder zu lose gestrickt, den Netzfaden zu stark oder zu fein gesponnen, der Hanf zu hart oder zu rauh, alles dieses beeinflusst das Fischen in ganz bedeutender Weise und es verlangt daher die Herstellung der Netze stets die besondere Aufmerksamkeit des Fischers. Ferner müssen bei Anfertigung der Netze nicht nur die Gewohnheiten des Fisches, wie er zu fangen ist, oder sich fangen lässt, dem Fischer bekannt sein, sondern der Fischer hat auch die Wasserverhältnisse zu berücksichtigen, ob er beabsichtigt dem Fisch im Strom, d. h. im schnell oder weniger schnell fliessenden, oder im toten, d. h. stehenden Wasser, wie Teich etc. nachzustellen. An der Ostseeküste z. B. haben die Fischer besondere Fanggeräte zum Fang der Fische in der Ostsee und zum Fang derselben in den Landseen. Gleichfalls ein Fanggerät in seiner Herrichtung überkommen aus alter Vorzeit — aus der Zeit der Pfahlbauten — bildet das Wehr, wie wir es heute z. B. noch bei Schildhorn, zwischen Schildhorn und Pichelsbergen sowie oberhalb Spandaus auf der Fahrt nach Tegel etwa bei Saatwinkel sehen können.

Das Wehr wird aus zwei aus Weidengeflecht und Pfählen hergestellten Flügeln und den davor gesetzten Aalkörben, einem grösseren und einem kleineren gebildet.

Die Flügel des Wehrs, die eine Art Engpass bilden, werden, wie gesagt aus Pfählen, die in den Grund getrieben und mit Weidenreisig durchflochten sind, gebildet in der Weise, dass Pfähle und Geflecht vom Grund auf bis etwa ½ m über die Wasserfläche reichen. Vor den Flügeln befindet sich ein sogen. Galgen, zwei Pfähle mit einem Querholz und vor diesem Galgen zuerst ein grösserer Aalkorb, dessen hintere Öffnung die Höhe des Galgens hat. Die Spitze dieses Korbes ist offen, über dieselbe wird ein kleinerer Aalkorb gezogen, bis in welchen der sich fangende Fisch vordringt und verweilt, bis der Fischer ihn aus diesem Gefängnis befreit. Aalkorb und Wehr werden hauptsächlich zum Fang des Aals das ganze Jahr hindurch benutzt. Ausser dem Kaulbars, der ein wirklicher, aber sogar unter den Fischessern noch wenig bekannter Leckerbissen ist und der namentlich im Frühjahr zur Laichzeit in Spree und Havel viel gefangen wird, ist es noch die Quappe, welche in Aalkorb und Wehr geht.

Ihrer Bauart wegen sei, als hierher gehörig, noch die „Klönitze“ oder „Klänitze“ erwähnt. Sie bildet kein direktes Fanggerät, sondern dient mehr zur Aufbewahrung der gefangenen Aale. Sie wird geflochten wie ein Aalkorb und hat auch dieselbe Gestalt wie dieser, nur dass sie etwas kleiner ist und am Ende so spitz zuläuft, wie der Anfang spitz angelegt ist, — also wie etwa ein Doppelkegel.

Die primitiven Geräte der alten Zeit sind nunmehr geschwunden und haben den neuen, praktischeren den Platz abtreten müssen.

Zwar sieht man hier und dort noch den „Einbaum“ schwimmen, einen aus einem Eichenstamme, durch Aushöhlen desselben gebildeten Kahn, den zu führen es grosser Geschicklichkeit bedurfte, aber neben ihm macht sich bereits der Brettkahn geltend, wie wir ihn noch heute in seinen verschiedensten Variationen auf den Gewässern unserer Mark schwimmen sehen, um den alten Einbaum schliesslich ganz zu verdrängen.

Aus der Angel von Knochen ist eine von Eisen geworden, deren Widerhaken dem Fische gefährlicher ist; an Stelle der Reusen aus Weiden- und Wurzelgeflecht kommt eine solche aus Hanfgeflecht, d. h. das Spinnrad hat den Hanf verarbeitet, ihn zu einem Faden verdichtet, der in des Fischers Hand mittels der „Knüttnadel“ und des „Knotts“ („Knütts“ oder Strickholzes, eines runden, kurzen Holzes, über welches das Netz gestrickt wird, und dessen Durchmesser die Maschenweite des Netzes giebt) sich zu einem Netz verknüpft.

Auch diese Fischnetze „knüttete“ oder strickte der Fischer sich während der Winterzeit selber und manche Klafter oder Faden wurde

an einem solchen „Abend“, der sich allerdings häufig bis nach Mitternacht hinzog, fertig. Bei der Anfertigung dieser Netze muss gleichfalls die Stärke des Fadens, die Weichheit des Materials, sowie die Maschenweite genau beobachtet werden, „sonst fischt es nicht!“ —

Mit dem Fortschreiten der Kultur verbesserten sich auch diese Fanggeräte in der Fischerei, und in neuester Zeit, seit etwa 20—30 Jahren, sucht auch die Industrie, die sich bis dahin diesem Gebiete völlig fern hielt, die Fischer in der Herstellung der Netze und Garne zu unterstützen, denn seit dieser Zeit kennt man mechanische Netzwebereien. Bis dahin aber hiess es: „Als der Grossvater knüttete und die Grossmutter spann“! —

In der Mark kommen nun beim Fischen folgende Geräte in Anwendung, wobei stets zu beachten ist, dass der Gebrauch der einzelnen vollständig abhängig ist von den jedesmaligen örtlichen Verhältnissen, also, ob gefischt werden soll in einem Fluss, Strom, See oder Teich. Jedes Gewässer hat seine bestimmten Fischarten, und in jedem derselben will der Fisch wieder auf eine andere Weise gefangen werden. Es kommen also folgende Geräte in Anwendung:

1. Der schon erwähnte Aalkorb und das Wehr,
2. verschiedene Arten von Garnreusen, Hamen, Waden, Netzen und Garnen.

Garnreusen unterscheidet man zweierlei Arten: die Bügelreuse „Bählrüse“ und die Flügelreuse „Flählrüse“.

Erstere ist ein von gesponnenem Hanf gestrickter, über Weidenbügel gezogener und nach den beiden Enden hin durch Abnehmen der Maschen sich verjüngender Cylinder, dessen Enden in ihn hineingezogen wie Röhren offen gegenüber stehen. Die Endöffnungen werden nach innen (der Mitte) durch 3 oder 4 kreuzweise straffgezogene Schnüre gegenseitig offen gehalten, wobei diese Schnüre gleichzeitig wieder dazu dienen, dem Fisch wohl den Eingang zu gestatten, ihm aber den Ausgang zu versperren.

Eine kleinere Sorte dieser Art Reusen bildet (beinahe einem Spielzeug ähnlich) die Krebsreuse, in welcher dieser Leckerbissen und Schalenritter mit Köder von Kalb- oder Hammelleber gefangen wird.

Die Flügelreuse dagegen ähnelt wieder dem aus Holzgeflecht gefertigten Aalkorb resp. Wehr; sie wird gleichfalls aus gesponnenem Hanf gestrickt und über Weidenbügel gezogen, bildet aber einen nach einem Ende hin sich verjüngenden Cylinder mit zwei eingestrickten Kehlen, deren Öffnungen nach der Spitze des Hauptcylinders hin gerichtet sind und durch je 2 resp. 3 straffe Schnüre offen gehalten werden.

Am Anfang dieser Reuse, also am ersten Bügel nach rückwärts gedacht, befinden sich die beiden sich gegenüber stehenden Flügel

„Flähle“. Diese Flügel, auch Fluchten und Wehre genannt, bilden zwei glatte Netzwände in der Höhe des ersten Weidenbügels der Rense.

Die Höhe dieser Rensen (man versteht darunter gleichzeitig ihre Grösse) richtet sich nach der Tiefe des Wassers, in welchem sie zu stehen kommen und variiert daher zwischen ½—15 u. m. m (z. B. die Heringsreuse in der Ostsee hat häufig eine Höhe von 15—20 m). Gefischt wird mit der Bügelreuse nur im flachen, krautigen und schilfreichen Wasser, in das sie tags zuvor eingesenkt wird. Dieses Senken wird bewirkt durch Steine, welche in die durch „Sperrstöcke“ (von welchen sich je einer auf einer Seite der Rense in gleicher Höhe befindet) straff gehaltene Reuse gelegt werden. Die Sperrstöcke sind etwas länger als die Reuse selber, haben an dem einen Ende eine Gabel, welche gegen den einen, äusseren Bügel gestellt wird, während sich am anderen Ende des Stockes kleine Einschnitte, sogen. Kerbe befinden, in welche eine Netzmasche gelegt wird.

Die Flügelreuse dagegen wird dadurch auf den Grund des Wassers gebracht, dass die Flügelenden an Stöcken, sogen. Pählen befestigt werden. Diese Stöcke oder Pfähle werden in den Grund getrieben und mit ihnen die Reuse. An der Spitze, dem geschlossenen Ende der Reuse befindet sich der sogen. Steertpoal. Durch die Spitze der Reuse läuft eine dünne Schnur, die die Spitze verschliesst, so dass der in die Reuse gegangene Fisch durch sie nicht wieder entschlüpfen kann. Diese Schnur wird um den Spitzenpfahl geschlungen, mit ihm wird die Reuse gerade gerichtet und gehoben.

Wir kommen nunmehr zu den Netzen. Das namentlich in der Spree und Havel gebräuchlichste Netz ist das „Flock“ oder Flaknetz, ein etwa 5—6 m langer Netzsack, dessen Öffnung an der oberen Hälfte mit Binsen, Korken (Fläten) versehen, die untere Hälfte dagegen mit Steinen von der Grösse und Stärke einer Handfläche behangen ist. Die Steine sind auf beiden breiten Seiten glatt geschliffen. Befestigt werden sie und ebenso die Schwimmkorke auf einer durch die Randmaschen laufenden dicken Leine mittels einer dünnen Schnur. Die Steine (Kalksteine) sind mit Löchern versehen, durch welche diese Schnur gezogen ist. Zwei Fischer, der eine am Steuer, der andere in der Spitze des quer auf dem Wasser treibenden Bootes stehend, werfen das mit der rechten resp. linken Hand zusammengeraffte Netz in der Weise über Bord, dass es gleich einem ausgebreiteten Tuch auf die Wasserfläche fällt, wobei die obere Leine mit den Korken im Boote verbleibt, während die untere mit den Steinen, die bereits bei Anlegung des Netzes über Bord gelegt war, in die Tiefe verschwindet. Beim Rückwärtsstossen des Bootes mittels langer Ruder glättet und spannt sich das Netz auf dem Wasser. Jetzt wird die obere, mit Korken besetzte Leine nachgeworfen. Gleichzeitig aber verschwinden hiermit

auch die Flaksteine, von welchen sich auf jeder Seite (der sogen. Schlussstelle des Sackes) je einer befindet und die das Netz auf den Grund ziehen sollen. Die Flaksteine, welche nicht ganz ¼ m im Durchmesser bei einer Stärke von 3—4 cm haben und oben und unten mit je einem Loch versehen sind, werden an dem Netz in der Weise befestigt, dass die Enden der beiden Leinen, an welchen sich die Steine und Korke befinden, durch eins dieser Löcher gezogen und dort festgebunden werden. In dem zweiten Loch ist die Flakleine oder „Reep" befestigt, die vom Netz aus in das Boot läuft und hier durch einen „Schlag" um einen in der Bootswand befindlichen Holzpflock geschlagen ist.

Nun schwimmt das Netz klar im Wasser, wird durch das Rückwärtsschieben oder Stossen des Bootes vorwärts geholt und alles, was in den Bereich des Netzes kommt, ist gefangen. Ist der Zug „Sträk" beendet, so wird das Netz an der eben beschriebenen Leine (Reep) in die Höhe geholt, wobei es sich, sobald die Leine mit den kleineren Steinen sich wieder im Boot befindet, vollständig schliesst. Nun wird auch der obere Teil des Netzes in das Boot geholt — gereiht — und hierbei fallen die sich in ihm befindlichen Fische, soweit sie nicht in den Maschen sitzen, mit allem was das Netz sonst noch an Wurzeln, Kraut u. s. w. mit an das Tageslicht gebracht hat, gelegentlich auch Leichen, in das Boot. Sofort wird das Netz wieder klar gelegt und der weitere Zug kann beginnen.

Neben dem Boot, gewöhnlich auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen, auf welcher gefischt wird, schwimmt ein grosser verschlossener Kasten, dessen Seitenwände sowie Boden mit Löchern versehen sind, — das „Hüfatt" — Hütefass. In diesen Behälter werden die gefangenen Fische während des Fischens eingesetzt und so lange aufbewahrt, bis der Fischer sie verkauft. Neben dem Flaknetz ist das Treibnetz im Gebrauch, kann aber nur in fliessenden Gewässern angewendet werden, also z. B. auf Spree und Havel. Es ähnelt dem Flaknetz, nur seine Handhabung ist eine andere. Während, wie wir gesehen haben, beim Flaknetz das Boot mittels langer Ruder oder Staken fortbewegt wird, sitzen beim Treibnetz die Fischer im Boot und lassen dieses mit dem Strome treiben, nur darauf achtend, dass das Boot gleichmässig einer bestimmten Richtung zutreibt. Das Versenken und Heben dieses Netzes gleicht demjenigen des Flaknetzes.

Während diese beiden Netzarten einwandig sind, d. h. aus einem Stück bestehen, sind die sogen. „Pööre" oder Portnetze dreiteilig, d. h. ein kleinmaschiges Netz ist auf beiden Seiten von je einem weitmaschigen Netz überdeckt, so dass also das Portnetz eigentlich aus drei aufeinander liegenden, oder nebeneinander stehenden Netzen gebildet wird, wobei die Maschen der äusseren Netze etwa 10 mal so weit sind, wie die des Mittelnetzes.

Da diese Netze zu den sogen. Stellnetzen gehören, d. h. so eingerichtet sind, dass sie senkrecht im Wasser stehen können, so haben sie an Stelle der oberen mit Korken besetzten Leine eine Schnur von Rosshaaren, nnd unten eine ebensolche mit rnnden Bleistücken statt mit Steinen belastet. Dies letztere insbesondere deshalb, weil diese Netze ausschliesslich im Schilf nnd Rohr Verwendnng finden, wobei die Steine sich hinderlich erweisen würden. Mittels einer langen Stange, deren stärkstes Ende in die an den oberen und nnteren Enden des Netzes befindlichen Taschen oder Laschen gesteckt wird, wird das „Poort" in das Schilf gestossen, so dass es hier gleich einer Wand zu stehen kommt. Ein Dreieck oder Quadrat bildend, werden drei oder vier gleiche Netze in das Wasser gestellt, so dass alle drei resp. vier Netze mit den Enden dicht aneinander stehen.

Nun nimmt der Fischer eine zweite am stärkeren Ende mit einem grossen Büschel Schilf versehene Stange und stösst vom Boote ans in das von den Netzen gebildete Quadrat oder Dreieck, um so die Fische in sein Netz zn jagen; daher heisst das Fischen mit diesem Netz auch „Poortjähn" oder „Poortjagen".

Bei diesem Fischen flieht der aufgeschreckte Fisch durch das erste weite Netz in das mittlere, engere nnd da er hier nicht weiter kann, mit diesem durch das zweite weite Netz, wobei das enge Netz einen förmlichen Sack an der Stelle bildet, wo der Fisch anflänft nnd diesen somit einschliesst. Ausser diesen Poortnetzen giebt es noch einfachere Stellnetze, die, je nachdem, welchen Fisch sie fangen sollen, eng- oder weitmaschig, ein- oder mehrwandig sind! Ihre Höhe richtet sich stets nach der jedesmaligen Wassertiefe. Sie werden meistens im toten, also nicht fliessenden Wasser in der Weise angewendet, dass man sie vor Schilf oder Rohr stellt, um so dem Fisch auf seiner Reise in das Schilf oder ans demselben heraus in das freie Wasser den Weg zu versperren. Die beiden Enden des Netzes sind mit Anker oder an Pfählen befestigt. Der Fisch, dickköpfig wie er ist, sucht das Hindernis zu überwinden nnd läuft hierbei mit dem Kopf zwar nicht gegen die Wand, aber doch in die Masche nnd bleibt hier mit dem Kiemen hängen.

Zn den Netzen rechnet man schliesslich anch noch den Fischhamen, ein sackförmiges Netz von einigen Metern Länge, das mittels Bügels an einer weiten hölzernen Gabel, deren Enden in dem Bügel befestigt sind, sitzt. Man fischt mit diesem Hamen in der Weise, dass man auf dem Lande oder im Wasser stehend, den Hamen nach dem Grnnd des Wassers hin vorwärts stösst, oder vom Boote ans, indem eine Person, in der Spitze desselben sitzend, während die andere das Boot vorwärts rudert, das Netz in der eben beschriebenen Weise versenkt und hebt.

Von den Hamen werden gebrancht: Bügel, Vorsetz, Hand, Zug, Senk, Wurf, Kratz und Scheeren-Hamen n. d. m. Die Senke oder

„Tntebelle“ gehört auch noch hierher. Sie ist ein in einem Holzrahmen, oder anch ohne diesen durch zwei sich kreuzende eiserne Bügel festgespanntes Netz von verschiedener Grösse (ein bis mehreren Metern im Qnadrat). An der Krenznngsstelle der Bügel befindet sich wieder eine längere Stange zum Halten des Netzes. Die „Tutebelle“ wird in das Wasser bis auf den Grund versenkt (gewöhnlich wirft man ein Stück Köder auf das Netz), hier lässt man sie längere Zeit ruhig stehen, um sie dann schnellstens aus dem Wasser zu heben, wobei die oberhalb der Tnbelle stehenden Fische gefangen werden.

Die bisher genannten Netzarten gleichen sich fast alle in ihrer Maschenweite; gänzlich hiervon abweichend sind aber das Gründlingsnnd das Stintnetz. Diese beiden Netzarten haben so enge Maschen, dass man fast sagen könnte, sie seien wasserdicht. Insbesondere das Stintnetz, dessen Maschen so eng sind, dass man nicht mit der Spitze des kleinen Fingers hineinkann; infolgedessen lässt sich mit diesem Netz anch sehr schwer fischen, und bei Beendigung eines Zuges muss immer längere Zeit gewartet werden, bis sich das Wasser ans dem Netz verlanfen hat.

Von den Netzen kommen wir zu den Garnen. Diese unterscheiden sich von den ersteren durch ihre Bauart und ihre Anwendung. Hierher gehören deshalb auch die beiden letztgenannten Netze, das Gründlings und das Stintnetz, weil diese beiden Netze gleich den Garnen in verschiedenen Gegenden angewendet werden.

Anch in der Maschenweite unterscheiden sich die Garne von den Netzen insofern diese, d. h. die Garne, oft in den Maschen etwas weiter sind als die Netze.

Wenn im Frühjahr in den Havel- etc. Niederungen das Hochwasser die Wiesen überschwemmt hat, kann man die Fischer hänfig beim Fischen mit dem „Trecketüch“ beobachten. Das „Trecke“ oder Zugzeng wird gebildet von einem mehrere Meter langen nnd breiten an der unteren Seite mit Steinen, an der oberen mit Kork oder Binsen (wie beim Flaknetz) versehenen Sacknetz. An den beiden Seiten, den Schlnssstellen, wo sich beim Flaknetz die Flaksteine befinden, sieht man hier je einen sogen. „Flehl“flügel ansetzen, der gleichfalls mehrere Meter lang nnd oft gleichfalls mit Steinen nnd Korken wie der Garnsack versehen ist.

An den Enden der Flügel befinden sich wieder kurze runde Hölzer von etwa Armstärke nnd an diesen die sogen. Zugleinen.

Znm Fischen mit diesem Garn sind mindestens zwei Boote mit je einem Fischer im Boot erforderlich. Beide Boote treffen sich bei einem Pnnkt. Hier wird mit dem Auswerfen des Garnsackes u. s. w. begonnen; wobei die Fischer ihre Boote in entgegengesetzter Richtung, also der eine nach rechts, der andere nach links fortbewegen, nm sich

später, einen Halbkreis beschreibend, bei einem vorher vereinbarten Punkt wieder zu vereinigen. Dem Garnsack folgen während dieses Ausfahrens die Flügel und diesen wieder die Leinen, welche auf einer in dem Boote befindlichen Winde aufgewickelt werden. Bei dieser Ausfahrt muss natürlich darauf geachtet werden, dass das Garn langsam mitschwimmt, andernfalls würde es untergehen, in sich zusammenfallen und nicht fischen.

Ist der Treffpunkt erreicht, dann verankern sich beide Boote nnd das Netz wird mittels Winde und Leinen so herangewnnden, dass es zwischen beide Boote geschwommen kommt. Die so umstellten Fische können nicht entfliehen, da dieser Treffpnnkt gewöhnlich im flachen seichten Wasser gesucht wird; die Fische suchen sich zwar in das tiefere Wasser zu retten, gelangen hierbei aber in den Garnsack und sind so eine noch sicherere Beute des Fischers.

Wiederum sehen wir im Winter beim Schlittschnhlaufen anf dem Eise drei- auch viereckig gehauene Löcher (Lumen) und vor dem Loche anfgerichtet die aus demselben herausgenommene Platte Eis stehen. — Auch hier war der Fischer mit dem „Trecketüch", — nur dass er diesmal nnter dem Eise fischte, d. h. das Garn wird unter dem Eise entlang gezogen in folgender Weise: Zwei Fischer mit grossen Eisäxten hauen in das Eis ein grosses Loch, in welches das Garn versenkt wird, dann gehen sie, einen Halbkreis bildend, jeder auf je einer Seite entlang, die oben beschriebenen dreieckigen Löcher hauend. Ihnen folgen wiedernm zwei Fischer, welche mit Rudern, Gabeln, Haken versehen, sich mit denselben in den Löchern beschäftigen. — Da es im Winter nicht möglich ist das Garn, wie oben beschrieben, im Frühjahr, fortzubewegen, so hilft man sich nun in der Weise, dass man die Leinen an lange kiehnene Schwimmruten befestigt. Diese Ruten werden dann mittels der Gabeln von Loch zu Loch gestossen und ziehen die Leinen, an welchen wiedernm Fischer das Garn „heranholen", nach sich. Natürlich muss das Ziehen des Garnes gleichmässig erfolgen, da es sonst schief im Wasser zu stehen kommt und nicht fischt. Nach einem längeren Zug („Sträk") hauen die beiden Fischer wieder ein grösseres Loch, aus welchem dann das Netz herausgeholt wird.

Ein solches Garn wird auch beim Stralauer Fischzuge verwendet.

Nun giebt es auch noch kleinere Zugnetze, die ein Fischer in folgender Weise bedienen kann. An einem festgerammten Pfahl befestigt er das eine Ende des Garns oder Garnflügels, dann fährt er, einen Kreis beschreibend, Garn nnd Leine aus und zwar so, dass er schliesslich zum Pfahl zurückkehrt. Die eingeschlossenen Fische bilden den Fang.

An den an den Flügeln befestigten Leinen sind häufig noch Gras-

oder Strohbündel oder kleine Baumzweige znm Schenchen des Fisches befestigt.

Durch die vervollkommnete Technik in der Herstellung der Fischnetze und Garne kennt man einen Vorläufer des Garns fast nur noch dem Namen nach, d. i. die „Strohzuhre“. Die Strohzuhre glich dem oben beschriebenen Garn, nur dass sie an Stelle der Flügel, und wo diese an dem Garnsack beginnen, eine Leine hatte, an der sich befestigte Stroh-, Gras- oder Henbüschel oder kleine Baumzweige befanden. Die Form der Anwendung war dieselbe, wie beim jetzigen Zuggarn.

Was man sonst noch unter dem Namen wie Garnsäcke, Garnschläuche, Beutelnetze, Flossgarne u. s. w. kennt oder gebraucht, ähnelt dem von mir beschriebenen Zuggarn. Ausser diesen Fanggeräten kennt man noch nnd wendet teilweise an:

Die Aalschnur; eine 20—40 m und noch längere Hanfschnur, an welcher in Abständen von 1½— 2 m kürzere mit Angelhaken versehene Schnüre sitzen von etwa ½ m Länge. Das Legen dieser Schnur erfolgt in der Weise, dass an beiden Enden der Schnur Steine befestigt werden, Steine werden anch in der Mitte etc. eingeschleift, damit die Schnur auf den Grund des Gewässers zn liegen kommt. Die Angelhaken werden mit Köder (Regenwurm, Üklei etc.) versehen und die ganze Schnur beim Legen resp. Ansfahren so geordnet, dass die Haken mit dem Köder über Bord hängen. Während nun der eine Fischer das Boot möglichst in gerader Richtung fährt, wirft der andere den am Anfang der Schnnr sitzenden Stein in das Wasser, ihm folgt dann die ganze Schnur bis schliesslich der letzte Stein hinein„plumpst“.

Diese Art des Fischens kann man täglich am Sommerabend beim Sonnenuntergang auf dem Müggelsee nnd der Dahme beobachten.

Wie gesagt, erfolgt das Versenken der Schnüre beim Sonnennntergang, das Heben derselben aber bereits vor Sonnenaufgang. Der beutegierige Aal, bei Regenwurm als Köder, aber anch andere Fische fangen sich dann an dieser Schnur resp. Grundangel wie an der gewöhnlichen Handangel, die man als Kind kennen gelernt hat.

Eine zweite Art Angel ist die „Puppe“. Diese besteht ans einer langen Schnnr, an welcher ein mit Köder versehener Angelhaken befestigt ist, während die Schnur selber wiedernm von der „Puppe“, einem Büschel getrockneter Binsen, gehalten wird.

Zum Fischen werden die Puppen auf die Oberfläche des Wassers geworfen, wobei die auf der Puppe aufgewickelte Schnur etwas gelöst wird, so dass das Ende mit dem Haken und Köder etwa ½ m im Wasser hängt. Der Aal will sich den anscheinend leckeren Bissen nicht entgehen lassen, schnappt zum eigenen Verderben zu, und fest sitzt ihm der Haken in der Kehle.

Gleich einem harpunierten Wallisch fährt er nun in die Tiefe und wieder in die Höhe und wild im Wasser umher, stets bemüht, sich wieder frei zu machen. Aber soviel er sich auch müht, die Schnur wickelt sich ab, und mit ihr folgt über dem Wasser die Puppe. Findet der Aal auf seiner Flucht Schilf oder Rohr, so geht er hier hinein und — wer ihn dies wohl gelehrt haben mag? — hier umkreist er die Binsen-, Rohr- oder Schilfstauden so lange, bis er merkt, die Schnur hat sich festgezogen, dann giebt er sich selbst einen kräftigen Schwung und — frei ist er wieder — wenn die Schnur nicht mehr neu war, oder der Angelhaken so gefasst hatte, dass der Aal entweder ohne jeden Verlust oder unter Opferung einiger Mundteile oder mit gespaltenem resp. zerrissenem Oberkiefer sich wieder befreien konnte.

Ziemlich ermüdend ist es für den Fischer, am nächsten Morgen die zerstreut in das Wasser geworfenen Puppen wieder zu finden. Wie oben geschildert, geht der gefangene Aal damit in das Schilf oder sucht tiefes Wasser auf. Wird abends auch die Windrichtung festgestellt, so kann sich dieser über Nacht gedreht haben, und nun muss den Puppen gefolgt werden, soweit das Spiel der Wellen und der Wind sie getrieben haben.

Früher gestattete, jetzt aber verbotene Fanggeräte sind z. B. die Blenken oder Darden, in Fisch- oder Löffelform gehaltene, kupferne oder silberne, mit Widerhaken versehene Platten, die möglichst glänzen müssen. Während das Boot durch Ruder oder mittels Segel vorwärts bewegt wird, schwimmen die Darden an einer 30—40 m langen, dünnen Schnur hinterher, fortwährend auf- und niedertauchend. Der Hecht, der mit der Darde gefangen werden kann, hält diese für eine feiste Rotfeder oder leckere Plötze, er schiesst in seiner Gier darauf los und verschluckt den leeren Haken der Darde, dass ihm die Spitze desselben gleich durch den Oberkiefer dringt.

Ferner verboten ist das Hechtschlagen und das Blenden.

Wenn man im Winter das Eis auf den überschwemmten Wiesen betritt, kann man, wenn dieses einigermassen durchsichtig ist, unter dem Eise den Fisch stehen oder schwimmen sehen. Schlägt man nun mit einem starken Knüttel auf die Stelle, wo der Hecht steht, so wird dieser von dem Schlage so betäubt, dass er, den Bauch nach oben, liegen bleibt. Durch ein mit einem Beil in das Eis gehauenes Loch kann man ihn dann ans dem Wasser langen. Das Blenden geschieht mittels eines eisernen Eimers, in welchem sich brennender Kiehnspan befindet, d. h. dieser Eimer hat nicht etwa die Gestalt unserer Wassereimer, sondern ähnelt mehr einem Trockenofen, wie wir solche häufig auf Neubauten zum Austrocknen von Räumen sehen, nur bedeutend kleiner ist solch ein Leuchteimer als dieser Ofen.

Digitized by Google

Das Blenden der Fische, insbesondere der Hechte, geschieht im Frühjahr, wenn das Eis von den Wiesen herunter ist, und die Frühlingssonne das auf den Wiesen stehende seichtere Wasser durchwärmt hat; dann kommt der Hecht in dieses Wasser, um seinen Laich abzusetzen und läuft hierbei in sein Verderben.

Das Blenden der Fische erfolgt des Abends und während der Nacht. Ein Mann sitzt in der Spitze des Bootes den Blendeimer mit brennendem Kienspan an einer langen Stange über die Spitze des Bootes hinaushaltend; hinter ihm stehen die mit langen Fischspeeren Bewaffneten. Der Hecht, vom Feuer geblendet, merkt das Nahen des Bootes nicht, sondern bleibt unbeweglich stehen, bis ihn der tötende Stahlspeer trifft. Oder aber im ganz flachen Wasser geht ein Mann mit dem Leuchteimer in das Wasser hinein, während ihm die andern mit den Speeren gleichfalls im Wasser watend folgen. —

Das neue Fischereigesetz kennt zwei Arten des Fischfanges: „Die stille Fischerei und die Raubfischerei". Dem entsprechend sind auch die gestatteten und im Gebrauch befindlichen Netzarten eingerichtet.

Unter stiller Fischerei versteht man den Selbstfang, d. h. die Art, bei welcher dem Fische Gelegenheit gegeben ist, sich durch Ein- oder Auflaufen auf das Netz selbst zum Gefangenen zu machen.

Daher bedient man sich bei der stillen Fischerei der sogen. Selbstfänge, wie Aalkörbe, Wehre, der verschiedensten Sorten Reusen, Stellnetze, Aalschnüre-Puppen u. s. w.

Die Raubfischerei dagegen wird mit allen denjenigen Fanggeräten betrieben, mit welchen es möglich ist, den Fisch gewaltsamer Weise in den Besitz des Fischers zu bringen, also mit dem Flaknetz, dem Garn, den verschiedenen Hamen, dem Speer, der Darde u. s. w.

„Fischerie — Lotterie!"

Selten entspricht wohl eine Redensart so der Wahrheit wie hier. Keines Handwerkers, Kaufmanns oder Fabrikanten Einkünfte sind so vom Zufall abhängig, wie die des Fischers. Wind, Wetter, Jahreszeiten, Wasserstand und viele andere Umstände machen es dem geschicktesten Fischer oft unmöglich sich seinen Lebensunterhalt allein durch Fischen — ich rede hier nicht von den Fischhändlern, sondern von den wirklichen, die Fischerei ausübenden Fischern — zu verdienen. Häufig findet er die Abends gestellten Netze des Morgens leer, häufig kamen ihm Diebe zuvor, die ihm nicht nur den Fang fortnahmen, sondern ihm auch die Netze so total zerstörten, dass er sie überhaupt nicht wieder gebrauchen kann. Dann wieder fährt ein rücksichtsloser Schiffer mit seinem Dampfer, trotz der ausgesetzten Warnungszeichen, durch die Netze, diese wickeln sich um die Schraube des Dampfers und verschwinden sind sie ebenso auf Nimmerwiedersehen, wie jene Netze, die

einem beladenen Segelschiff, das seinen Weg gleichfalls durch die Netze nahm, an seinem tiefliegenden Steuer hängen geblieben sind.

Endlich kommen Sturm, Wasser, Eis, die sich den Feinden des Fischers anschliessen und ihn nicht nur um den wohlverdienten Lohn bringen, sondern noch das ihrige dazu beitragen, die Fanggeräte zu zerstören.

Bedenkt man, dass die Fischerei einen Broterwerb bildet, dann kann man auch den Wunsch der Fischer, dass gleiches Strafrecht für Fischräuber und Wilddieb geschaffen werden möge, sehr wohl verstehen.

Von den primitiven Strick-Gerätschaften, wie sie Herr Geheimer Regierungsrat Friedel in der Sitzung der Brandenburgia am 25. November 1896 vorlegte, sind in der Mark Brandenburg zum Anfertigen der Leddernigs- und Poortnetze die Gabel Fig. b S. 290 V. Jahrgang No. 8 November 1898 des Monatsblattes und Fig. c daselbst im Gebrauch.

Nimmt man Gelegenheit sich in Fischerkreisen, namentlich in denjenigen der Städte der Mark umzusehen, so freut man sich, welch einen guten Klang der Name „Friedel" dort hat. Karl Poetters.

Fischerei der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199.)

---

1. **Karpfenfang im Spreewald.** Sobald in jetziger Zeit einige Nächte Frostwetter eingetreten ist, macht sich unter den Fischereiberechtigten des Spreewalddorfes Lehde ein reges Leben bemerkbar. Eine Schar erprobter Fischer zieht dann mit ihren Kähnen nach der Gorroschoa, einem Hauptarme der Spree, welcher ziemlich tief und reissend ist, um dort zu knoppeien. Es handelt sich nämlich um das Fangen des schmackhaften Karpfens, welcher sich beim Eintritt der kälteren Jahreszeit in die tieferen Fliesse zurückzieht. Zu diesem Fange sind besondere Gerätschaften notwendig. Das wichtigste Fangzeug ist der Scherran. Derselbe besteht aus zwei grossen und starken Bügeln aus Weidenholz, welche halbkreisförmig gebogen sind. Diese sind in der Mitte kreuzweis übereinandergelegt, so dass die vier Enden nach unten zu stehen kommen. Zwischen den Enden ist ein Netz ausgespannt. Das Ganze ist an der Kreuzungsstelle der Bügel an einer Stange befestigt. Dieser Scherran wird an den Stellen ins Wasser gesetzt, wo die Standorte und Sammelstellen der Karpfen sind, und diese Stellen sind den kundigen Fischern genau bekannt. Ist der Scherran nun dort eingesetzt, so harren die Leute, mit der einen Hand das betreffende Gerät haltend und mit der anderen den Kahn, unbeweglich der angetriebenen Fische. — Eine Strecke weiter stromaufwärts hat sich nämlich eine kleine Kahnflotte aufgestellt, so dass die ganze Breite des Flusslaufes gesperrt ist.

In jedem Kahne stehen gewöhnlich zwei Leute. Der eine fährt und der andere ist mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende ein viereckiger oder kreisförmiger Lederfleck angenagelt ist, so dass das Werkzeug einer Stampfe ähnlich sieht. Das ist die Knoppaue. Auf ein gegebenes Zeichen fährt die Flotte nun stromab den den Scherran haltenden Gefährten zu, wobei sie fortwährend „knoppeien", d. h. mit der Knoppaue bis auf den Grund des Fliesses und auch in die an den Ufern befindlichen Löcher stossen. Die Fische werden dadurch immer vor den Kähnen hergetrieben und um dem Lärm zu entgehen, suchen sie ihre Sammelstellen auf. Auf diesen Augenblick haben die den Scherran haltenden Männer gewartet, um durch Aufheben desselben die Karpfen zu fangen. — Die Ausbeute beim Knoppeien ist sehr verschieden. Oft sind in den Netzen neben einigen Barschen, Bleien und Hechten nur 1—2 Karpfen; oft zählte man aber schon bis zu 20 Karpfen in einem einzigen Scherran. So wird das betreffende Fliess allmählig abgeknoppeit. Der Fang wird dann unter die Teilnehmer gleichmässig verteilt. Lok.-Anz. 16. 12. 1899.

2. **Ein grosses Fischsterben** hat wieder einmal die Gewässer der Stadt heimgesucht. An der Mühlendammschleuse und an der Jungfernbrücke sah gestern Gross und Klein mit Bedauern, wie tausende und abertausende kleine und sogar mittelgrosse Fische ganz oder halbverendet stromabwärts trieben. Die noch lebenden, die aber kaum noch schnappen konnten, wurden vielfach eine Beute der Hechte, die unter diesen Umständen eine mühelose Jagd hatten und nimmersatt fortwährend zuschnappten. Berl. Ztg. 8. 9. 1900.

3. **Behufs Schonung des Fischbestandes** in der Havel hat die Regierung soeben eine wesentliche Einschränkung des Angelns angeordnet. Bisher war es jedem Inhaber einer Angelkarte gestattet, mit fünf Angelruten den Fischfang zu betreiben. Fortan darf er indes nur noch zwei Angelruten benutzen. Sodann ist bestimmt worden, dass die Fischereigemeinden Tiefwerder und Pichelsdorf, die das Recht des Verkaufes von Angelkarten haben, davon nur eine gewisse Zahl, nämlich 113 jede Gemeinde, verausgaben dürfen. So lange durften sie eine unbeschränkte Zahl von Angelkarten verkaufen, und sie haben von dieser Freiheit auch einen sehr weitgehenden Gebrauch gemacht, weil dies eine bedeutende Einnahme brachte, welche die fischereiberechtigten Eigentümer unter sich verteilten. B. T.-Bl. 14. 11. 1900.

4. **Die Fischerei-Verhältnisse des Gemeindebezirks Berlin.** Auf Antrag des Vorsitzenden des Brandenburgischen Fischerei-Vereins, Herrn Geheimen Justizrats Uhles, unseres Mitgliedes, ist eine grosse Anzahl von Fragebogen in Form der nachfolgenden Tabelle versendet worden, um eine Übersicht über die Fischverhältnisse und eine allgemeine Fischereikarte der Provinz Brandenburg darnach herzustellen. Es braucht kaum ausgeführt zu werden, dass dies ein in jeder Beziehung dankenswertes Unternehmen ist, das recht eigentlich auch der Heimatkunde nach verschiedenen Richtungen hin zu Gute kommt. Unterzeichneter hat die Ausfüllung der bezüglichen, den Gemeindebezirk Berlin betreffenden Tabelle veranlasst und wird letztere wegen ihres Interesses für die Mitglieder der Brandenburgia und alle Freunde unserer Forschungen in unserer Zeitschrift hiermit veröffentlicht.

Berlin, den 9. Februar 1899. E. Friedel.

A	B		C	D	E	F	G	H
Laufende No	Namen der in dem Bezirk vorhandenen Gewässer		Grösse und Tiefe der stehenden Gewässer (Seen und Teiche)	Welche Mühlen und sonstige Stauanlagen sind vorhanden?	Wo liegen die unter D angeführten Mühlen und Stauanlagen?	In welchen Gewässern finden Verunreinigungen statt?	Wodurch werden die Verunreinigungen veranlasst?	Welche Fische kommen in den einzelnen Gewässern vor?
	a fliessende	b stehende (Seen u. Teiche)						
1	Oberspree Vom Oberbaum bis zum Mühlendamm einschliessl. des Schleusenkanals von der Inselbrücke bis zur Schleuse		—	Stau-Anlagen bei den ehem. Damm-Mühlen an der unteren Grenze der Oberspree	—	ja	a) Zeitweise durch die Kanalisations-Not-Auslässe. b) durch versch. Fabrik-Auslässe, z. B Riedel'sche Appretur u. Färberei i. d. Köpenickerstr.; Coundé'sche Färberei i. d. Wassergasse pp.	Aal, Hecht, Barsch, Plötze, Blei u. Giester, Plötzen u. Rotaugen als wertvollste Handelsfische
2	Unterspree vom Mühlendamm bis Martinickenfelde bei Charlottenburg			nein	—	ja	Aus den unter 1 genannten Quellen	Wie unter 1
3	Kupfergraben von der Schleuse b. Mehlhaus			nein	—	ja	wie vorher	wie vorher
4	Landwehr-Kanal von der Oberschleuse bis Charlottenburg			Ausser oberhalb u. unterhalb keine Stauwerke	—	ja	ähnlich wie vorher, insbesondere auch durch chemische Fabriken	wie vorher, Aale weniger
5		Rummelsburger See		—	—	—	—	wie vorher
6		Humboldthafen nebst Spandauer Schifffahrtskanal von Alsenbrücke b. Plötzensee		nein	—	ja	dt. auch Petroleumhof	wie vorher

I	K					L	M	N	O
In welchen unter B aufgeführten Gewässern findet Fischfang statt?	Wird die Fischerei ausgeübt als:								
	Fischerei der Uferbesitzer?	Haus- u. Küchen-Fischerei?	Gemeinde-Fischerei?	Fiskalische Fischerei?	Gewerbe-Innungs-Genossenschafts-Fischerei?	Wert der Fischerei in den einzelnen Gewässern nach Gewicht oder Pachtertrag?	Sind ständige Fischereivorrichtung. (Fischwehre, Aalfang) vorhanden u. welche?	Sind Fischereivereine vorhanden? Name	Bemerkungen
ja	nein	nein	—	—	Innung (hat von Gemeinde u. Fiskus gepachtet	Pachtertrag früher 3800 Mk., jetzt in Folge der Verunreinigungen des Wassers nur 800 Mk.	Jetzt keine mehr	Berliner Fischer Innung	Früher wurden auch Karpfen, Welse und Stinte gefangen, die sich in Folge der Verunreinigungen verzogen haben
ja	nein	nein	—	—	Genossenschaft von 6 Besitzern (Spreeherrn zu Berlin)	jetzt 10 Ctr. früher 150 Ctr. Gesamt-Fischgewicht im Jahr	nicht mehr	Vereinigung der 6 Spreeherrn	Durch die Regulierung und Tieferlegung des Spreebetts u. die Schifffahrt hat sich namentlich der Aalbestand vermindert.
jetzt nicht mehr, früher verpachtet	—	—	—	ja	nein	wertlos	nein	nein	
ja	—	—	—	Eigentümer: Fiskus	Innung	100 Mk. Pacht	nein	nein	Von der Berliner Innung gepachtet
ja	—	—	Besitzer: Stadt Berlin	—	Der See ist an die Eiswerke verpachtet, die Fischerei von diesen an Stralauer Fischer		nein	nein	
—	—	—	—	Eigentümer: Fiskus	—	—	—	Für Berlin und Umgebung: „Central-Verein der Angelfreunde zu Berlin“. Gegr. 1866. Vorsitzd. G. Wessely, Rentier, Bergmann-Strasse 16. Tagt vom Oktober bis April am 1. Donnerstag jeden Monats. Stralauerstr. 36/37, Berlin C.	

5. **Untersuchung und Befischung der Berliner Tiergarten-Gewässer durch Dr. Marsson.** Im Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg, dessen Vorsitzender unser Mitglied Geheimer Justizrat Uhles ist, berichtete Dr. M. am 9. Juli 1900: in den rein gehaltenen Seen ergab der Fang reichlich Karpfen von ¾—1 Kilo Schwere, Plötzen bis ½ Kilo, wenig Hecht bis 1¼ Kilo, Blcie, Schleihe, Quappen und Stichlinge. Karpfenbrut war nicht aufgekommen. In dem sogen. Loch, wo höhere Wasserpflanzen geduldet werden, wurden hauptsächlich Schleihe gefangen, die sich hier angenscheinlich gut vermehren, daneben Karauschen, kleine Hechte und Barsche. Ausserdem kommen noch mehrere Weissfischarten vor, die hier laichen. Von den ausgesetzten Higois und Regenbogenforellen wurde nichts bemerkt. In den Gräben finden sich wegen Licht- und Sonnenscheinmangel wenig Fische. Die ausgesetzten Aale waren wohl alle ausgewandert. Besonders ertragreich war, wie zu erwarten, der neue See; hier wurden auf einer Stelle mit einem Zug 65 Karpfen, an anderer Stelle daselbst 50 Kilo Plötzen gefangen. Was die niederen Organismen anlangt, so kommen im wesentlichen die bereits von dem berühmten Mikrozoologen Ehrenberg hier festgestellten vor. E. Fr.

6. **Von König Salomon** rührt das wahrscheinlich älteste Buch von den Fischen her. Nach I. Buch der Kön. 4, 34 schrieb Salomon eine vollständige Tierkunde: Säugetiere, Vögel, Fische und „Gewürm". Diese naturgeschichtlichen Arbeiten des Königlichen Weisen und Polyhistor sind sämtlich untergegangen. E. Fr.

7. **Grosser Stör** (Acipenser sturio L.). Einen seltenen Fang machte in der Nacht zum 9. Juni 1900 der Fischermeister Marquardt von Morrn, indem er in der Warthe einen Stör von etwa 3 m Länge und 240 Pfund schwer in seinem Netze fing. E. Fr.

8. **Der Grimnitzsee bei Joachimsthal i. M.,** ungefähr kreisrund, mit etwa 4500 Schritt Durchmesser, bisher für 3200 Mk. verpachtet, ist vom 1. April 1899 ab für jährlich 6800 Mk., der südlich von erstgenannter Stadt belegene Werbellin-See, etwa 14 000 Schritt lang und bis zu 1500 Schritt breit (10 000 Schritt gleich einer Meile), früher für 1400 Mk. verpachtet, ist vom gedachten Zeitpunkt für jährlich 3350 Mk. verpachtet worden. Der Grimnitzsee, meist mit sumpfigen Ufern und vielen Rohrgelegen, fast ohne Abfluss, ist erheblich fischreicher als der Werbellin. Der letztere steht nach Süden zu mittels des Werbellin-Kanals mit dem Finow-Kanal in Verbindung. Er ist sehr tief und enthält Maränen (Coregonus albula). Sein Spiegel liegt 22 m unter dem des Grimnitzsees. Ein undurchlässiges Lager von tertiärem Septarienthon bildet die Scheide zwischen beiden Seen.

Hubertusstock, am 18. Juni 1899. E. Friedel.

9. **Die Ertragfähigkeit der Fischerei in Havel und Spree** ist in den letzten Jahren bedeutend zurückgegangen. Ganz besonders wird dies in diesem Winter wahrgenommen. Meistenteils ist die Ausbeute der Fischer so gering, dass kaum der Lohn des dazu benötigten Personals herauskommt. Dieser Rückgang der Fischerei trifft nicht allein die Kleinfischer in Tiefwerder und Pichelsdorf, sondern auch die Grossgarnfischer, welche die

Fischereiberechtigung auf der Oberhavel von der königlichen Regierung (Domänenfiskus) gepachtet haben. Das häufiger vorkommende grosse Fischsterben nach einem Gewitter infolge des Zuflusses aus den Notauslässen der Kanalisationen, wobei immer unzählige Fische zu Grunde gehen, sodann die Fabrikabwässer und der zunehmende Dampferverkehr werden als die hauptsächlichsten Ursachen der Ertraglosigkeit der Fischerei angesehen. Die Fischer von Tiefwerder und Pichelsdorf, die früher in der Lage waren, grosse Mengen Fische nach Berlin zu verkaufen, sind jetzt sogar darauf angewiesen, einen Teil der Fische zur Deckung des Bedarfs von Spandau in der Berliner Centralmarkthalle zu kaufen. B. T.-Bl. 19. 1. 1900.

10. **Usedom,** 22. Januar. Seit Jahren hat sich die Fischerei in den hiesigen Binnengewässern so verschlechtert, dass sie den Fischern kaum noch den nötigen Lebensunterhalt gewährt. Auch einzelne glückliche Züge sind in den letzten zwei Jahren seit dem gewaltigen Lassaner Fange nicht mehr gethan worden. Die Fischer schrieben die Fischabnahme den milden Wintern zu, und die Umstände scheinen ihnen Recht zu geben; denn nachdem in diesem Winter im Dezember die Fischer zweier Peenedörfer mit dem grossen Netz im Achterwasser einige Züge im Werte von je einigen hundert Mark gemacht haben, hatten in letzter Zeit Lassaner und Zempiner Fischer das seltene Glück, in der Peene resp. im Achterwasser je einen Bleifang im Werte von mehreren tausend Mark zu machen. B. T.-Bl. 24. 1. 1900.

11. **Der Fischzug für den Zaren.** Einer alten russischen Tradition gemäss wurde dem Zaren vor wenigen Tagen die Ausbeute des ersten Fischzuges, den die Uralkosaken in diesem Winter unternommen haben, feierlichst dargebracht. Dieser erste Störfang im Jahre ist geradezu ein Fest, an dem selbst die Veteranen der Gegend teilnehmen — Helden, die für ihre Tapferkeit auf dem Schlachtfelde mit dem Georgskreuz ausgezeichnet worden sind. Aus beträchtlicher Entfernung kommen sie in ihren von übermütigen Pferden gezogenen kleinen Schlitten zu dem Rendezvous. Sobald der Hetman erschienen ist, erdröhnt ein Kanonenschuss, das Signal zum Beginn. Alles gruppiert sich um grosse, in das Eis gehauene Löcher, bis zu denen der Stör, dessen Aufenthaltsort man vorher genau ausgekundschaftet hat, mit langen Stangen getrieben wird. Kaum zeigt sich ein Fisch im Umkreis des Loches, dann werden Harpunen nach ihm geworfen, und nur selten verfehlt der Kosak sein Ziel. Der ganze dem Zaren dedizierte Ertrag des ersten Fanges wird sofort von einer offiziellen Deputation nach seinem Bestimmungsort befördert. Die diesjährige Abordnung rekrutierte sich aus dem Anführer eines Kosakendetachements, dem „Doyen“ Sokolow, und neun Offizieren Das von dem Herrscher aller Reussen gnädig entgegengenommene Angebinde bestand diesmal in 109 ansehnlichen Stören und 24 Centner frischem Kaviar. B. T.-Bl. 24. 1. 1900.

12. **Fischräuber.** Die Ansicht, dass der ehemalige Reichtum an Fischen, besonders an Aalen, in der Oberspree bis auf eine Entfernung von vier Meilen oberhalb Berlins so gesunken sei, dass es sich kaum lohnt, den Fang berufsmässig auszuüben, wurde seit längerer Zeit von den Fischern geäussert. Fanden diese ja doch in den Netzen und Körben, welche sie

regelmässig in der Fangzeit während der Nacht auslegten, nur sehr selten eine sich der Mühe lohnende Beute. Allgemein wurde angenommen, dass an dem Aussterben der Fische und der Fernhaltung derselben allein die Verunreinigung des Wassers durch die Abflüsse der Städte und der immer stärker werdende Schiffsverkehr die Hauptschuld tragen. Seit den letzten Monaten aber verminderte sich der Fang in so erschreckender Weise, dass die Fischer allen Grund hatten, noch nach einer anderen Ursache zu suchen. Endlich — es hat lange gedauert — ist man dieser auf die Spur gekommen. Fischräuber von Profession sind es, die den ehrlichen Fischern die Beute streitig machen und durch ihre Bösartigkeit den Fischbestand schädigen. In finsterer Nacht, bei möglichst schlechtem Wetter, ziehen die mit den erforderlichen Diebesgeräten, aber auch mit Waffen versehenen Fischdiebe mit Kähnen auf Raub aus. Wissen sie sich beobachtet, dann geben sie sich den Anschein, als ob sie eine nächtliche rudersportmässige Übungsfahrt unternehmen oder verspätet von einem Ausfluge zurückkehren. Beim Ausrauben der Netze, Reusen und Fischkasten, denn auch solche werden nicht geschont, gehen die Fischpiraten ebenso systematisch wie gründlich zu Werke. Schon vorher haben sie ausgekundschaftet, wo gute, unbewachte Beute zu finden ist. Mit grosser Geschicklichkeit werden die Netze u. s. w. gehoben und die Fische geborgen. Die aufgestellten Posten geben bei den geringsten Zeichen vorhandener Gefahr Signale, die nur den Räubern verständlich sind. Netze, Körbe und andere Fanggeräte werden nach der That so regelrecht wieder in Stand gebracht und wieder versenkt, dass nicht ein Anzeichen von ihrer bereits vollzogenen Hebung zu finden ist. Nur dann ist dies der Fall, wenn die Diebe sich überrascht wähnen. Sie kühlen ihre Rachsucht damit, dass sie die in den Fängern und Kasten befindlichen Fische einfach entschlüpfen lassen und auch wohl die Netze und Reusen zerstören. Thatsache ist es, dass im Rummelsburger See 30 bis 50 Netze und Reusen, die voll von lebenden Aalen waren, in einer einzigen der letzten Nächte geplündert worden sind, und ebenso ist es Thatsache, dass es bis jetzt nicht gelungen ist, einen einzigen dieser Fischräuber zu fassen. Auch gelang es bisher nicht, die Abnehmer der gestohlenen Fische ausfindig zu machen. Um endlich den Piraten, deren es eine ziemliche Anzahl geben muss, das Handwerk zu legen, stellen jetzt die Fischer wohlbewaffnete Posten aus. B. T.-Bl. 3. 8. 1900.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

5. (2. ordentl. u. Haupt-) Versammlung des X. Vereinsjahres

Mittwoch, den 15. Mai 1901, abends 7½ Uhr, im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirch-Strasse 20|21.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis IX her.

1. Zu Ehrenmitgliedern werden auf übereinstimmenden Beschluss des Vorstandes und Ausschusses gewählt das Mitglied Herr Willibald von Schulenburg und Herr Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Rudolf Virchow. Das Diplom soll dem letzteren in Adressenform zu seinem 80. Geburtstag am 13. Oktober d. J. überreicht werden.

2. Herr Professor Dr. Jentsch in Guben, unser Ehrenmitglied, ladet zur 17. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde auf Dienstag, den 28. Mai bis 3. Pfingstfeiertag nach Spremberg i. Lausitz ein. Am 28. wird die Stadt besichtigt, wobei bemerkt sei, dass an der Gartenstrassenecke durch einen Stein das für diesen Punkt ermittelte geographische Centrum des Deutschen Reichs ermittelt ist. Die Herren Lehrer Karl Gander und Rektor Hänisch werden Vorträge halten. Allerhand merkwürdige Funde sind ausgestellt. Bei dem Festessen werden von einer Wendenkapelle einige Gesänge und auf den alten volkstümlichen Instrumenten Musikstücke vorgetragen. Am Nachmittag hält die Schützengilde ein Adlerschiessen mit Armbrüsten zum Teil aus dem 16. Jahrhundert. Auch ist ein Ausflug nach dem Wendendorf Schleife geplant.

Es wird dringend zur recht zahlreichen Beteiligung seitens der Brandenburgia aufgefordert. Herr Geheime Baurat Bluth wird die Güte haben sowohl die Brandenburgia wie das Märkische Provinzial-Museum in Spremberg zu vertreten.

3. Herrn Schulrats Dr. Eulers Dank für die Ernennung zum Ehrenmitgliede wird mitgeteilt.

4. Ein Ausschuss zur Ehrung Johann Gottlieb Fichtes an dessen Spitze der hiesige Universitäts-Professor Dr. Lasson steht, der am 24. v. M. in unserer Brandenburgia zu Gaste erschien, ladet ein zur Beteiligung an einem Fichte-Denkmal in Berlin. Der Werdegang des patriotischen Philosophen ist uns ja allen gegenwärtig. Am 19. Mai 1762 in der Oberlausitz geboren, war er bereits 1793

ordentlicher Professor der Philosophie in Jena, 1805 in Erlangen. Während der Besetzung Berlins durch die Franzosen hielt er seine flammenden „Reden an die deutsche Nation", ermunterte später die akademische Jugend zu den Waffen zu greifen, und ging dabei, wie ein bekanntes eigentümliches zeitgenössisches Bild zeigt, mit gutem Beispiel voran. Am 27. Januar 1814 erlag er dem Typhus, den er sich bei der Pflege Verwundeter geholt hatte. Er wurde auf dem alten Dorotheen-

städtischen Kirchhof an der Chaussee- und Hanoverschen Strasse vor dem Oranienburger Thor begraben, woselbst sein Grabmal noch zu sehen ist.

Die Errichtung eines eigenen Denkmals für den grossen Denker und Vaterlandsfreund erscheint um so mehr geboten, als die von seinen früheren Verehrern gestiftete stattliche bronzene Gedächtnistafel am Hause Neue Promenade 9 entfernt werden musste, weil das Gebäude, an dessen Stelle teilweise der Bahnhof Börse getreten ist, gelegentlich des Stadtbahnbaus niedergelegt wurde.

Die Tafel ward von der Direktion der Stadt- und Ringbahn dem Märkischen Museum überwiesen und ist daselbst unter B. VI No. 4568 inventarisiert. Das Äussere der Tafel, welche 110 cm hoch und 105 cm breit ist, wird durch die vorstehende Abbildung wiedergegeben.

In einem Bericht der Spenerschen Zeitung vom 21. Mai 1862, in dem die zwei Tage vorher vom Nationalverein im Victoria-Theater begangene Feier des hundertsten Geburtstages Fichtes eingehend geschildert wird, findet sich zum Schluss folgende Notiz, die über die Absicht, dem Philosophen diese Gedenktafel zu errichten, die erste Auskunft giebt.

„Endlich trat Dr. Veit auf und brachte, nach einigen Worten über die glücklich begangene Feier, den Vorschlag des Komitees zur Kenntnis, Fichte noch ein Denkmal an dem Hause Neue Promenade Nr. 9, in dessen zweiten Stock er von 1800 bis zur Schlacht bei Jena gewohnt, bestehend in einer Gedenktafel von Erz und einem Medaillon, zu errichten, da das Haus Friedrich-Strasse 139, worin er gestorben, ein öffentliches Gebäude geworden sei und sich nicht dazu eigne, und forderte zu freiwilligen Beiträgen auf, die während des gemeinschaftlichen Abendessens gesammelt werden würden. Der Vorschlag fand lauten Anklang."

5. Als Gast und neu angemeldetes Mitglied ist unter uns anwesend Herr Pastor Giertz aus Petershagen bei Fredersdorf, Kreis Niederbarnim. Wir begrüssen den Herrn besonders deshalb, weil er Stifter und Leiter eines eigenen befreundeten Vereins, des Vereins für Heimatskunde zu Petershagen und Eggersdorf ist, und in der Hoffnung, dass sich in der Provinz Brandenburg noch recht viele derartige kleine heimatkundliche Vereine auftun und an unsere grössere Brandenburgia angliedern mögen.

Herr Giertz ladet zu einer Besichtigung von Petershagen und Fredersdorf auf Sonntag, den 12. Mai ein. Es sollen dabei einige Stellen auf der Petershagener und anstossenden Alt-Landsberger Feldmark untersucht werden, welche auf mittelalterliche Ansiedelungen, bis in die wendische Zeit reichend, hinzudeuten scheinen. Die Pflegschaft des Märkischen Museums, welche sich bekanntlich hauptsächlich aus

Mitgliedern der Brandenburgia zusammensetzt, wird die betreffende Sonderuntersuchung veranlassen.

6. Ich habe bereits einmal über die Üppigkeit bei altmärkischen Hochzeiten (vgl. Brandenburgia IX. 124) berichtet, die an die „guten alten Zeiten" erinnert. Nun vernehmen wir, dass damit noch kein Ende geschehen ist, vielmehr nicht weniger denn zehn derartige altmärkische Riesen-Hochzeiten in den letzten vierzehn Tagen gefeiert worden sind. Auch bei diesen Bauernhochzeiten ist der bekannte gewaltige Hochzeitspomp wieder entfaltet worden, der jedesmal durch die grosse Anzahl der Hochzeitsgäste, durch den Staat der ländlichen Schönen und nicht zuletzt durch die für die Hochzeitstafel erforderliche Massenschlachtung, Kuchenbäckerei und den Bier- und Weinkonsum in die Erscheinung tritt. Auf der grossen Landhochzeit in Gröningen am letzten Freitag waren über 500 Hochzeitsgäste zugegen, ausserdem strömten aus allen umliegenden Ortschaften die Dorfbewohner herbei, da bei einer Hochzeit für jedermann, der erscheint, etwas abfällt. Anwesend waren bei den Hochzeiten in Valsitz 375 Personen, in Hohentreue 250 Personen, in Wallstawe 150 Personen, in Függen 275 Personen, in Siedenlangenbeck über 300 Personen, in Niendorf 150 Personen, in Mehrin gegen 450 Personen, in Molitz 350 Personen; an der in Audorf heute stattfindenden grossen Landhochzeit werden mindestens 300 Hochzeitsgäste teilnehmen. Man giebt für diese Hochzeiten folgende Schlachtungen an: 20 Kühe, 45 Schweine, 60 Hammel, ca. 1000 Hühner, 25 Kälber. Der Kuchenkonsum und der Kaffeeverbrauch ist überhaupt nicht festzustellen; ebenso kann der Bier-, Branntwein- und Weinkonsum auch nicht annähernd bestimmt werden. Grosse Landhochzeiten dauern zwei oder auch drei Tage. Bei zwei von den obigen Hochzeitsfesten ist es zu einer groben Ausschreitung beziehungsweise zu einem komischen Zwischenfall gekommen. Auf der grossen Gröninger Hochzeit wurde ein Arbeiter von zuschauenden Männern überfallen und mit Messerstichen lebensgefährlich zugerichtet. Auf der Hochzeit in Wallstawe war ein 7-jähriges Mädchen unter den Hochzeitsgästen, das mit an der langen Tafel sass, mit den Kindern tanzte und sich mit voller Lust amüsierte. Jedermann glaubte, dass sie zu den Angehörigen eines Hochzeitsgastes gehöre, schliesslich stellte es sich heraus, dass es ein wildfremdes Mädchen war, das niemand aus der weiten Umgegend kannte. Aus dem Mädchen war nichts herauszubekommen, und so mussten es denn die Dorfväter in sichere Obhut nehmen. Bis zum heutigen Tage ist das Kind noch nicht „festgestellt" worden. Vielleicht war es eine „Unnereerdsche".

7. Ludwig Lehmann: Märkisches Dorfleben einst und jetzt. Bilder aus der Geschichte der Landgemeinden Hermersdorf—Wulkow—Trebnitz i. Mark von altersher bis auf die

Gegenwart. Berlin, deutscher Dorfschriftenverlag-Landbuchhandlung, Bernburger-Strasse 15/16 1901 VIII + 95 S. 8°. Die Thätigkeit des Herrn Ludwig Lehmann, Pfarrers zu Hermersdorf, geht insofern gleichsinnig mit der des unter No. 5 genannten Herrn Pastor Giertz, als sich unser Mitglied Herr Pfarrer Lehmann ebenfalls der gründlichen Durchforschung eines kleineren abgegrenzten Gebiets und zwar hauptsächlich nach der volkskundlichen Seite hin gewidmet hat.

Mit Recht citiert der Verfasser hierbei als Motto Wilhelm Müllers schöne Verse:

Es ist das kleinste Vaterland
Der grössten Liebe nicht zu klein:
Je enger es dich rings umschliesst,
Je näher wird's dem Herzen sein.

Neben den besten gedruckten Quellen hat der Verfasser Kirchenbücher und Pfarrakten, insbesondere die von einem früheren Hermersdorfer Pastor Gutknecht auf mehr als 500 Folioseiten niedergeschriebene, die Jahre 1584—1750 umfassende Ortschronik benutzt, welche als Handschrift in der Handschriften-Abteilung der Kgl. Bibliothek zu Berlin verwahrt wird.

Interessant sind die Schilderungen aus der Zeit des Feldmarschalls Derfflinger, der hier Grundherr war und aus der Zeit des Rittmeisters Georg Friedrich von Ziethen, eines Verwandten des berühmten Husarengenerals von Zieten, und die Berichte aus der Gegenwart darüber, was sich in dieselbe an Überlebseln aus alter Zeit gerettet hat. Die Sprache des Büchleins ist schlicht und einfach, ohne dabei die Wärme vermissen zu lassen, welche jedem heimatkundlichen Buch nun einmal eigen sein muss.

Möchten die löblichen Beispiele unserer Mitglieder der Herren Pfarrer Zimmermann-Niedergörsdorf, Giertz-Petershagen und Lehmann-Hermersdorf unter ihren brandenburgischen Amtsbrüdern recht bald und recht viele Nachahmer finden.

8. Ich lege ferner von den Niederlausitzer Mitteilungen Band VI. 1900 das Heft 7, welches von Herrn Hugo Jentsch Nachrichten über den Schusteraltar der Gubener Stadtkirche und über das Gubener Leprosenspital zu Guben, über die Lage der wüsten Mark Nusse dil von Wold. Lippert und über herrschaftliche Besitzer bei Guben von 1620—1700, von A. Werner, enthält.

Dr. E. Mucke liest die czechische Inschrift der Finsterwalder Glocke (Niederlaus. Mitth. VI. 56 f., 310) jetzt richtig so: Brykcy Zwonarz Z Cynpergkv W Nowem Miestie Vdielal Leta 1597 d. i. Briccius der Glockengiesser aus Zinnberg in der

Neustadt (Prag) verfertigt i. J. 1597. (Der Lesefehler Volelal ist in Vdielal zu berichtigen.) Zinnberg gehört zur Kreishanptmannschaft Chemnitz. — Die Hauptsache für nns ist, dass es sich nicht um eine wendische Inschrift handelt, wie erst verbreitet wurde nnd was sehr merkwürdig gewesen wäre, sondern lediglich um eine czechische Inschrift.

9. Kiesslings Reisebücher. Wanderbnch für die Mark Brandenbnrg und angrenzenden Gebiete. Erster Teil. Nähere Umgegend Berlins. Mit 13 Karten. 5. Auflage. — Zweiter Teil. Weitere Umgegend Berlins (Westliche Hälfte). Mit 13 Karten. 4. Auflage. — Dritter Teil. Weitere Umgegend Berlins (Östliche Hälfte). Mit 17 Karten. Berlin 1901. Es gereicht mir zur Freude, den Mitgliedern nnd Freunden der Brandenburgia dies auch der Direktion des Märkischen Mnseums bei ihren vielen amtlichen Ausflügen als Richtschnur dienende Wanderbuch in neuer Ansgabe vorlegen zu dürfen. Unser Mitglied Professor Dr. Graupe hat sich von der Herausgabe zurückgezogen, welche nnnmehr u. M. Professor Dr. E. Albrecht (nicht zu verwechseln mit n. M. Dr. Gustav Albrecht, ebenfalls einem der eifrigsten Wanderer und Forscher unserer Provinz) allein obliegt. Alles was ich früher zum Lobe dieser ausgezeichneten drei Wanderbücher ans voller Überzeugung sagen konnte, kann ich nur vollinhaltlich bezüglich der nenen, auf die Höhe unserer jetzigen Märkischen Ortskenntnis gestellten drei Ausgaben wiederholen. Ein zuverlässiger Ratgeber für den Wanderer im Gebiet unserer Heimat!

10. Ueber die Schützengilde zn Oderberg i. M. teilt nns u. M. Herr Architekt Karl Wilke folgende Angaben mit. Der älteste Oderberger Schützenplatz mit der Schiessbahn befand sich vor dem Angermünder Thore nnweit der Garnmeisterei und des Rates Ziegelscheune. Als späterhin die Fenerwaffen anfkamen, sank damit gleichzeitig die Macht der Städte nnd naturgemäss die Bedeutung der Gilden; aber sie erhielten sich, vom Landesherrn nnd dem Magistrat stets begünstigt, als gemeinnützige Vergnügungsvereine ohne politische Tendenzen bis auf nnsere Tage.

Das älteste, wenigstens bis jetzt bekannt gewordene Privilegium der Oderberger Schützengilde ist allen märkischen Städten gemein, es stammt vom 30. März 1588 unter Knrfürst Johann Georg. Auf Grund dieser Urkunde sollten die Schützen ihr Schiessen nach der Scheibe jährlich alle Sonntage zwischen Ostern und Michaelis bei Verlust ihres Privilegs halten, Damit sie ihre Büchsen imstande halten und sich fleissig im Schiessen üben möchten. Um als gute Büchsenschützen gegen den Feind zu bestehen, wnrde der Schützengilde das Recht,

jährlich sechs freie „Brauen“ zu halten, inkorporiert, was einer Dotation von 60 Thalern damaligen Geldstandes entspricht.

So blieb es Jahrhunderte hindurch, selbst nach Beendigung des verheerenden deutschen Religionskrieges kam das Schützenwesen, gefördert durch den grossen Kurfürsten, erst recht zu hoher Blüte. Im Jahre 1705 im April wurde die Oderberger Schützengilde reorganisiert, indem dieselbe mit militärisch gebildeten Chargierten von der Festung her versehen wurde; Trommler und Pfeifer wurden gleichfalls ausgebildet. Die erforderlichen Flinten gab das Kgl. Zeughaus her. Eine Schützenfahne stiftete die Kämmerei in Oderberg. Nur eine allgemeine Montur hatten sich die Schützen aus eigenen Mitteln zu beschaffen.

Dafür genossen die Schützen aber auch manche Freiheiten. Es war nämlich gleichfalls verordnet worden, dass alle, die hier in Oderberg das Bürgerrecht gewinnen wollten, zunächst Aufnahme in die Schützengilde nachzusuchen hatten. Von persönlichen Diensten — wie Jagdlaufen, Cantonnement waren die Schützen gleichfalls befreit. Die Prämien an den Schützenkönig, wovon dieser reichlich abzugeben hatte, wurden nun aus der Accisenkasse mit jährlich 36 Thalern bezahlt. Bei der grossen Stärke der Gilde, bei ihren guten Kassenverhältnissen war das ein recht beachtenswerter Zuschuss. Die Schützen hatten nicht nur die Pflicht der Landesverteidigung, sondern auch das Vorrecht, bei Passieren der Landesherrschaft zu paradieren.

Als nun im Jahre 1706 der König Friedrich I. nach Oderberg kam, hat die Schützengilde ihre Parade so trefflich bestanden, dass ihr verschiedene Gnadenbeweise zu teil wurden.

König Friedrich Wilhelm I. hob jedoch kurz nach seinem Regierungsantritt alle Schützenkompagnien in der Monarchie auf, und die Prämienzuschüsse wurden gestrichen. Nicht genug damit, auch das Vermögen der Schützengilde wurde eingezogen. Der Verkaufspreis der Liegenschaften in Oderberg betrug 163 Thaler, die der Hospital- und Armenkasse der Stadt zufielen, und von dieser hypothekarisch auf das Predigerwittwenhaus hierselbst angelegt wurden.

Die Schützengilde fristete weiterhin als privater Vergnügungsverein ihr Dasein, bis ihr in Friedrich Wilhelm IV. ein neuer Gönner entstand, der durch eine Schenkung ein altes Vergehen sühnte.

Die Geschichte der Schützengilde ist mit der Stadt eng verbunden, sie zeigt viele Züge an Grösse, die wohl der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

11. Bericht des zweiten Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das vergangene Geschäftsjahr eröffneten wir mit einem Mitgliederbestand von 258. Unter ihnen hielt der Tod dieses Mal eine reiche

Ernte. Es starben sechs: Das Ehrenmitglied Oberbürgermeister a. D. Zelle, Generalleutnant a. D. v. Erckert, Excellenz, Hauptmann a. D. Herford, Rentier Lehnerdt, Professor Dr. Pallmann, Geh. Rechnungsrat Petsch. Beitraten 36. Die Gesellschaft zählt im ganzen jetzt 270 Mitglieder, von denen 243 männliche und 26 weibliche sind. Ausserdem ist ein Institut Mitglied.

In der Zusammensetzung des Vorstandes, dessen Bestand gegenüber dem 8. Vereinsjahr eine Änderung erfuhr, wie der Bericht über die ordentliche Versammlung vom 21. März 1900 im 9. Jahrgang unserer Monatshefte (S. 34) zeigt, trat wiederum eine Modifikation ein. Herr Prof. Dr. Euler legte beim Ablauf des Jahres sein Amt als zweiter Vorsitzender, das er nur ein Jahr geführt hat, aus Gesundheitsrücksichten nieder. An seine Stelle trat Herr Geh. Baurat Bluth, der bisher Obmann des Ausschusses gewesen ist. Statt seiner wurde der bisherige Obmann-Stellvertreter Prof. Galland Obmann, während die Funktionen des Stellvertreters Herr Prof. Dr. Reinhardt übernahm. Die durch diese Verschiebung frei gewordene Stelle eines Ausschussmitgliedes ist noch zu besetzen.

B. Versammlungen.

Es fanden 19 statt, 9 ordentliche und 10 ausserordentliche. Von jenen wurden 7 im Bürgersaal des Rathauses, zwei im Ständehaus abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Am 18. April 1900 Besichtigung der Aschingerschen Vorratsräume
„ 27. Mai „ Wanderfahrt nach Jüterbog
„ 20. Juni „ Wanderversammlung in Tegel
„ 16. September 1900 Wanderversammlung in Mittenwalde
„ 25. „ „ Besichtigung des Warenhauses von Hermann Tietz
„ 20. Oktober 1900 Besichtigung des Deutschen Volkstrachten-Museums
„ 14. November 1900 Besichtigung der Fabrik von Musikwerken von Cocchi, Bacigalupo & Graffigra.

Die Zahl der Ehrenmitglieder, die sich durch den Tod des Oberbürgermeisters Zelle um 1 vermindert hatte, wuchs auf 11, indem die bisherigen Mitglieder Prof. Dr. Euler und Herr W. von Schulenburg zu neuen ernannt wurden.

Am 17. November 1900 Besichtigung der städtischen Leichensammelstelle und des Verbrennungsofens.
„ 19. Januar 1901 Besichtigung des neuen provisorischen Märkischen Provinzial-Museums.
„ 13. März 1901 wurde das Stiftungsfest in der hergebrachten Weise gefeiert.

Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel sechsmal, Herr Kustos Buchholz viermal, Dr. Albrecht, Mielke, Prof. Krüner und der Referent je zweimal. Je einmal sprachen die Herren Professor Galland, Körner, Meyer, Müllenhoff, Wagner, Zache.

12. Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1899/1900 waren in der Bibliothek vorhanden 351 Büchernummern mit 860 Bänden. Zugegangen sind 16 Nummern mit 91 Bänden, einschliesslich der Fortsetzungen von Vereins-Jahresschriften, sodass der Bestand 367 Nummern in 951 Bänden beträgt.

Davon gingen als Geschenke 11 Nummern ein.

Im Schriftenanstausch stehen wir mit 78 Vereinen bezw. Anstalten und zwar:

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.
„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift".
Bamberg: Historischer Verein.
Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.
Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.
Brandenburg a. H.: Historischer Verein.
Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.
„ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.
Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.
Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.
Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.
Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.
Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.
„ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland".
Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.
Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.
Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.
Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O.
Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
Gothembourg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.

Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
„ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
„ Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.
Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein
Heilbronn: Historischer Verein.
Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
Insterburg: Altertumsgesellschaft.
Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.
Kempten: Allgäuer Geschichtsverein..
Kiel: Verein zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck.
„ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
„ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia".
„ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark
Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
Philadelphia: Museum of the University of Pensylvania.
Plauen i. V.: Altertums-Verein.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
„ Altertums-Museum.
Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
Riga: Verein für livländische Geschichte.
Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.
Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.
Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.
Schleiz: Geschichts und Altertumsforschender Verein.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte uud Altertumskunde.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.
„ Nordisches Museum.
Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Thorn: Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Torgau: Altertums-Verein.
Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.
Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

Digitized by Google

Upsala: Königliche Universität.
Washington: Smithsonian-Institution.
Worms: Wormser Altertums-Verein.
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

Bilder, Pläne pp.

sind in dem verflossenen Jahre nicht zugekommen, so dass der Bestand auf 120 Nummern stehen geblieben ist.

---

13. Kassenstatus der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin vom 31. März 1900 bis 31. März 1901.

Einnahmen.

Titel I Bestand.		
Baarbestand p. 1/4. 1900		723,45 M.
Titel II Mitgliederbeiträge.		
p. 1. Sem. 1900/1901. 242 à 6 M.	1452,— M.	
p. 2. Sem. 1900/1901. 244 à 6 „	1464,— „	
		2916,— „
Titel III Aussergewöhnliche.		
a) Zuschuss der Brandenb. Landes-Kasse . .	500,— M.	
b) Desgl. des Magistrats	500,— „	
c) Verkauf von Heften	—,— „	
d) Übersehüsse Jüterbog	6,80 „	
		1006,80 „
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		70,— „
	Summe der Einnahmen	4716,25 M

Kapitalvermögen.
Berliner 3½% St. Anl. 2000 M.

Ausgaben:

Titel I Local		
Vacat		—,— M
Titel II Drucksachen.		
a) Monatshefte No. 1—11	2471,24 M.	
b) Tafeln u. Red.-Spesen	50,— „	
		2521,24 „
Titel III Porti u. Depeschen		
Porti etc.		56,88 „

Titel IV Bureau u. Schr.-Mater.
Couverts, Mitgliedskarten etc. . . . . 3,— M

Titel V Remuner. f. gel. Arbeiten.
Abschriften, Ausfertigungen etc. . . . . 225,— „

Titel VI Bibliothek.
Vacat . . . . . — ,— „

Titel VII Aussergewöhnliche.
Wanderversammlungen etc. . . . . 33,05 „

Titel VIII Sonstige Ausgaben.
Vacat . . . . . — ,— „

Titel IX Reservefonds.
Vacat . . . . . — ,— „

Summe der Ausgaben 2839,17 M.

Summe der Einnahmen . . . . . 4716,25 M.
„ der Ausgaben . . . . . 2839,17 „
Bestand pro 1900/1901 1877,08 „

---

14. Haushalt-Etat der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Berlin vom 1. April 1901 bis 1. April 1902.

Einnahmen.

Titel I Bestand.
Bestand von 1900/1901 . . . . . 1877,08 M.

Titel II Mitgliederbeiträge.
pro 1901/1902 c. 250 Mitglieder à 12 M . . . . . 3000,— „

Titel III Aussergewöhnliche.
a) Zuschuss der Brandenb. Landes-Kasse . . 500,— M.
b) „ des Magistrats . . . . . 500,— „
c) Überschuss v. Wandervers. u. Verk. v. Heften 52,92 „
1052,92 „

Titel IV Reservefonds.
Kapitalzinsen . . . . . 70,— „

Summe der Einnahmen 6000,— M.

Ausgaben.

Titel I Local.
Vacat . . . . . — ,— M.

Titel II Drucksachen.		
a) Monatshefte u. Archiv	3500,— M.	
b) Zeichnungen etc.	300,— „	
		3800,— M.
Titel III Porti u. Depeschen.		
Porti etc.		100,— „
Titel IV Bureau u. Schreibmater.		
Papier, Couverts, Karten etc.		50,— „
Titel V Remuneration f. gel. Arb.		
Abschriften, Entschädigungen etc.		300,— „
Titel VI Bibliothek.		
Buchbinder etc.		50,— „
Titel VII Aussergewöhnliche		
Wanderversammlungen etc.		300,— „
Titel VIII Reservefonds.		
a) Kapitalanlage	— ,— M.	
b) Baarbestand	1600,— „	
		1600,— „
	Summe der Ausgaben	6000,— M.

15. Herr Knstos Bnchholz legt die photographische Kopie einer Zeichnnng von Mützel ans dem Jahre 1849 vor, die in 13 kleinen Stücken Bilder aus dem Zoologischen Garten darstellt und zwar: die Restauration, den Hirschgarten, die grosse Volière, das Affenhaus, das Eulenhans, den Käfig für einheimische Raubtiere, Käfig für grosse Raubtiere, das Wildschweinhaus, den Büffelteich, den Kängurustall, die Bärengrube, den Zebnstall nnd die Ansicht des Eingangs. Diese Bilder sind die einzigen, die sich ans den ersten Jahren des Bestehens des Zoologischen Garteus noch erhalten haben. Die darin dargestellten Anlagen erfuhren im Lanfe von mehr als 50 Jahren nur wenige Änderungen, uud sind nns deshalb meisteus aus eigener Anschauung noch bekannt. Nur das Restaurationsgebäude ist im Jahre 1870 gänzlich verschwnnden und dnrch das grosse, gegenwärtig noch bestehende ersetzt worden.

Alle übrigen Anlagen erfuhren erst in den letzten 4 Jahren, in denen eine neue Verwaltung an die Anfgabe herangetreten ist, den ganzen Garten, den modernen Anforderungen und der Würde der Reichshanptstadt entsprechend, nmzugestalten, ihre Beseitigung bezw. Veränderung nnd Ergänzung, nachdem in der Zeit zwischen 1870 nnd 1890 u. a. das grosse Antilopen-, das Affen- nnd das Elephantenhaus nen errichtet war.

Da in nnsern Schriften die geschichtlichen Daten über den Zoologischen Garten bisher nicht gegeben sind, so sei hier kurz erwähnt:

Unter Friedrich Wilhelm III. gab es für Berlin ansser Menagerien nur die königliche Sammlung von lebenden Tieren auf der Pfaneninsel. Den Bemühnngen des Berliner Universitäts-Professors und Direktors des Zoologischen Mnsenms, Karl Lichtenstein, gelang es mit Unterstützung Al. v. Hnmboldts, den König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 zu einer Kabinetsordre zu bestimmen, durch welche znr Begründung eines Zoologischen Gartens die bisherige Fasanerie, ferner der Tierbestand auf der Pfaneninsel (470 Stück), anch 18 000 Thaler bar als Darlehn hergegeben wnrden. Die Errichtung des Gartens dauerte dann noch bis zum 1. August 1844, an welchem Tage er für das Pnbliknm eröffnet wnrde. Inzwischen war ein Aktienverein gebildet worden mit 1000 Aktien à 100 Thaler, der die Verwaltung des Gartens im öffentlichen Interesse übernahm; doch hatte sich die Regierung vorbehalten, in dem aus neun Personen bestehenden Vorstande die Stelle des Vorsitzenden und zweier Mitglieder durch Staats-Kommissarien zu besetzen. Diese Organisation ist im Jahre 1869 durch ein nenes Statut geändert worden, so dass gegenwärtig die Gesellschaft ihre Beschlüsse selbständig fasst, nnd die letzteren in gewisser Hinsicht der Genehmigung des vom Finanz- nnd Knltus-Minister gemeinschaftlich ernannten Staats-Kommissars bedürfen. Die Entwickelnng des Gartens unter Lichtenstein nahm einen für die damaligen Verhältnisse rühmlichen Fortgang. Mit dem 1857 erfolgten Tode dieses verdienten Mannes trat ein Stillstand ein bis der 1869 zum Direktor berufene Bodinns den gnten Weltrnf des Gartens wieder herstellte. Bodinns starb 1884, sein Nachfolger, Max Schmidt, schon nach vier Jahren.

Seit 1888 führte Direktor Dr. Heck die Verwaltung. Vor vier Jahren, nach dem Tode des langjährigen Vorsitzenden des Aktienvereins, Major Dnnker, trat Baurat Böckmann in dessen Stelle, nnd von der Zeit an hat der Garten sehr bedeutende architektonische, wie landschaftliche Umgestaltungen erfahren, so dass er nnnmehr der inzwischen eingetretenen grossartigen Entwickelung der Reichshauptstadt auch in diesen Richtungen entspricht. Dabei ist zngleich der Verwaltnngsbetrieb in einen zoologisch-wissenschaftlichen nnd einen kaufmännischen geteilt, nnd der letzteren Abteilung der Direktor Meissner vorgesetzt worden.

Herr Knstos Bnchholz unter Vorlage zweier Münzfnnde:

Mit den beiden hier vorliegenden, im Märkischen Mnsenm nen eingegangenen Münzfunden dürfte eine allgemeine Übersicht solcher Fnnde aus der Mark zn verknüpfen sein.

Münzfnnde sind nicht allein für die Numismatik von Wichtigkeit; sie dienen anch in hervorragender Weise der Geschichts- nnd Altertnms-Forschung. In den 27 Jahren des Bestehens des Märkischen

Museums sind dort allein mehr als 40 solcher Münzfunde, das heisst nicht einzelner gefundener Münzen, sondern ganzer, in märkischer Erde vergrabener Geldschätze, angesammelt worden. Von diesen gehört allerdings kein einziger der älteren vorgeschichtlichen Zeit an. Unsere altgermanischen Vorfahren haben geprägtes Geld als Tauschmittel nicht gebraucht und einzelne griechische oder römische Münzen sind, wie andere Sachen von Gold, Silber oder Bronze, nur zufällig in diese Gegend gelangt. Auch aus der ersten wendischen Zeit kann nur ein Fund erwähnt werden, der von Biesenbrow, wo der Pflug eine grosse Zahl von Goldmünzen der oströmischen Kaiser Zeno und Justinian teils zerstreut, teils zu Tage gefördert hat. Den so einzeln gefundenen Münzen fehlt aber der Zusammenhang als ganzer Fund, namentlich ist auch von dem zugehörigen Gefäss nichts gerettet. Dagegen sind aus der letzten wendischen Zeit häufiger Münzfunde vorgekommen. Diese haben dann immer einen sicheren Anhalt für die Zeitbestimmung der damit zugleich gefundenen Schmucksachen, des Gefässes u. s. w. gegeben. So z. B. der von Tempelhof im Kreise Soldin aus dem 10. Jahrhundert, deutsche Denare neben arabischen Münzen und Silberschmucksachen enthaltend, von Leissow und von Niederlandin aus dem 11. Jahrhundert, in denen immer neben deutschen Denaren die sogenannten Wendenpfennige vorkommen. Recht ergiebig für die Forschung war der Fund von Michendorf, der neben Münzen des letzten Wendenkönigs Przibislaw und dessen Gemahlin auch Bracteaten Albrechts des Bären und Ottos I. enthielt, ebenso der Fund von Ilmersdorf mit Bracteaten Ottos I., Bernhardts von Sachsen und Magdeburgs. Dann kommen der Zeitfolge nach mehrere Funde mit Bracteaten Ottos II., deren Gefässe nicht mehr, wie die vorigen, die wendische Töpferei-Technik zeigen, sondern die der ersten christlichen Kulturzeit: blaugrauer Thon, klingend, fast bis zum Schmelz gebrannt, meist abgerundeter Boden. Dieser Gefässtypus setzt sich dann bei den Münzfunden der letzten Askanier (Denare) fort, wobei sich allmählich der abgerundete Boden — wohl in Folge der Verbesserung der Wohnungsausstattung — verliert, auch Henkel häufiger werden. Die Denarfunde aus der Zeit der bayrischen Markgrafen weisen schon einige Veränderungen der Töpferei auf, mit den ersten Spuren von Glasur und mit mehr Wechsel in den Formen.

In der Zeit der Luxemburger Markgrafen werden in märkischen Funden die „Böhmischen“ oder „Prager Groschen“ vorherrschend. Dann, unter den ersten Hohenzollernschen Kurfürsten, traten diese kleinen Hohlpfennige auf, von denen 8 auf einen böhmischen Groschen gingen. In diese Zeit, etwa von 1420 bis 1460, fällt der hier vorliegende Fund von Pladigan, Kreis Osterburg, aus 5 Pfund Hohlpfennigen oder Bracteaten bestehend; zum Teil zeigen sie das Zeichen des Adlers, zum Teil das Lübecker oder Hamburger Zeichen, auch

Stendaler und einige andere Gepräge sind darunter. Bemerken will ich hierbei, dass unser Bahrfeldt in seinem grossen brandenburgischen Münzwerk manche dieser Adlerbracteaten nicht als brandenburgische anerkennt. Von den zu diesem Funde gehörigen beiden Töpfen liegen leider nur diese Scherben vor, die jedoch die Form der sogenannten Krausen erkennen lassen und sonst eine Bestätigung für die diesseitigen Altersbestimmungen ähnlicher Töpferware abgeben. Sie zeigen zugleich auch eine braunrote dünne Glasur, während die Thonmasse hellgrau ist.

Aus derselben Zeit, der Mitte des 15. Jahrhunderts und bis gegen Ende der Regierung Joachims I. giebt es dann die Funde Brandenburgischer Groschen, und als jüngsten dieser Art lege ich den eben erworbenen vor, der im Garten des Ortsvorstehers zu Kloppitz, Kreis Weststernberg, kürzlich ausgegraben wurde. Er enthält 280 Stück Märkische Groschen von 1509—1526, teils in Berlin, teils in Frankfurt a. O. geprägt, daneben noch einen Groschen Johanns von 1496, einen Mansfelder, einen Braunschweiger, einen Ungarn und drei Hochmeister-Münzen. Auch von diesem Funde ist nur der untere Teil des Gefässes gerettet, das also durch die Münzen eine sichere Datierung auf die Zeit von 1530 erhalten kann.

Aus der hierauf folgenden Zeit bis zum 30-jährigen Kriege sind nur wenige Münzpfunde vorgekommen. Die Zeiten waren sicherer geworden, der Anlass zum Vergraben von Geldschätzen daher geringer und die wohnlichen Einrichtungen hatten sich so verbessert, dass sie mehr Gelegenheit zum Verbergen boten. Die Münzen dieser 80—100 Jahre sind deshalb auch heute seltener und werden teurer bezahlt.

Dann aber, mit dem Beginn des 30-jährigen Krieges, scheint jeder seinen Geldbesitz der Erde anvertraut zu haben. Denn es lässt sich annehmen, dass die vielen immer nur gelegentlich jetzt zum Vorschein gekommenen Funde einen ganz geringen Bruchteil aller Vergrabungen ausmachen, deren Urheber nicht mehr zur Wiederhebung ihres Schatzes kommen konnten. Und so gross auch schon die Zahl dieser jetzt gelegentlich zum Vorschein gekommenen Funde ist, so erscheint es doch zweifellos, dass noch viel mehr dergleichen in der Erde weiter verborgen bleibt.

Dass auch aus den beiden letzten Jahrhunderten, namentlich den Kriegszeiten, schon viel Geldfunde gemacht worden sind, sei hier nur beiläufig angedeutet.

Herr Kustos Buchholz legt den I. Band der neuen Folge von „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ zur Ansicht vor. Grossquart, 200 Seiten, mit 10 Tafeln und vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Seit die Sammlungen des Vereins für das Museum Schlesischer Altertümer in den Besitz der Stadt Breslau übergegangen sind, erfolgen die Veröffentlichungen des Musems zwar noch unter

Digitized by Google

dem alten Hanpttitel, aber als „Jahrbuch des Schlesischen Mnseums für Knnstgewerbe und Altertümer“ in diesem vergrösserten und reicher mit Abbildungen versehenen Format.

Dieser I. Band, 1900 erschienen, enthält zunächst die Geschichte des Mnseums, des Gebändes und eine Übersicht der Sammlnngen. Es folgen eine Anzahl Abhandlnngen, Bücherbesprechungen und der Bericht über das Etatsjahr 1899/1900. Besonders interessant ist das auf der I. Tafel farbig abgebildete Reliquiar der heiligen Dorothea, das aus Gold, Silber und Edelsteinen in Form der Büste der Heiligen in Lebensgrösse um die Mitte des 15. Jahrhunderts hergestellt ist, nm den Schädel und Unterkiefer der Heiligen aufzunehmen. Die reiche Ausstattung des von K. Masner und H. Seger heransgegebenen Werks verdient ebenso, wie der Inhalt, alle Anerkennung.

16. Hermann Berdrow. Der Grnnewald. Schilderungen nnd Studien. Mit 9 Abbildnngen und 3 Karten. Berlin, Hermann Eichblatt, Verlagsbuchhandlnng 1902.

Nach Abschlnss dieses Protokolls weise ich auf die ebengenannte Schrift nm deswillen hin, damit anf sie noch zur rechten Jahreszeit die Freunde des Grunewalds in unserm Brandenburgia-Kreise hingewiesen werden. Mit grosser Sorgfalt ist aus guten Quellen, soweit eigene Beobachtung nicht zureichte, das Material zusammengetragen: Das Relief des Grunewalds, Tier- nnd Pflanzenwelt, Forstgeschichten, das Weidwerk, das Jagdschloss pp. Dazu eine Übersichtskarte, die allerdings dentlicher sein könnte, wie man denn z. B. bei Station Grunewald eine recht branchbare Tonrenkarte für 10 Pfg. verkauft. Ferner eine geologische Karte nnd 3 Querprofile durch den Grunewald. Das Büchlein ist znr Orientierung nnd Belehrung des grossen Liebhaberkreises unseres Grunewalds bestens zu empfehlen.

17. Landesknnde von Preussen, heransgegeben von A. Beuermann, Heft VII.

Die Provinz Brandenbnrg, bearbeitet von G. Heinze, Seminarlehrer in Friedeberg, Berlin nnd Stuttgart, Verlag v. W. Spemann.

Diese Heimatkunde der Provinz Brandenburg gehört zn einem grossen Sammelwerk, das die sämtlichen Provinzen des Preussischen Staates nmfasst. Die Heimatkunde hat sich allmählich von der Geschichte losgelöst. Diese genügt ihr nicht mehr. Sie will mehr bringen. Das hat aber seine grossen Gefahren. Mit dem Mehr geht sofort die Übersichtlichkeit nnd der Znsammenhang verloren. Es wird dann eine Heimatknnde sofort eine Art Bädecker oder Führer. Die alten Geschichtsbücher hatten eine Art Basis, das war in der Regel der Charakter der Herrscher. Für die meisten Heimatkunden fehlt meistens ein solcher Standpunkt, von dem ans die Dinge betrachtet werden. Sie wirken daher dnrch die Einförmigkeit oft ermüdend.

Die vorliegende macht hiervon eine rühmliche Ausnahme. Sie baut ihre Darstellung auf die Topographie der heimischen Landschaft auf. Sie gliedert den Text in drei Hauptabschnitte: den südlichen Höhenzug, die mittelmärkische Mulde und den nördlichen Höhenzug. In diesen Rahmen fügt sie nun die einzelnen Landschaften ein, und zwar werden bei jeder nacheinander die Oberflächengestalt, der Boden, die Erwerbsquellen, die Bewohner, die Besiedelung kurz erörtert. Ein Schlusskapitel giebt noch eine Gesamtübersicht über die Geologie, die Entwicklung der Kultur u. a. Ferner bringt es einige Erzählungen und Sprichwörter in dem Dialekt der Landschaft. Der Text ist mit grosser Sachkenntnis geschrieben. An passenden Stellen werden Abschnitte aus Fontane und Schwebel eingefügt, um die Schilderung poetischer zu gestalten. Zache.

18. Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Zache: Die Prignitz. Der Vortrag wird im nächsten Heft als besonderer Aufsatz erscheinen.

19. Nach der Sitzung zwanglose Vereinigung in Hickels Restaurant Potsdamerstr. 13.

---

6. (4. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Wanderfahrt nach Neu-Strelitz i. M.

Sonntag, den 19. Mai 1901.

Zur festgesetzten Zeit hatte sich eine grosse Anzahl Teilnehmer auf dem Stettiner Bahnhof versammelt. Um 8 Uhr 35 Min. fuhren wir mit dem fahrplanmässigen Schnellzug ab. Bis Oranienburg ist die Landschaft bekannt. Dahinter begleiten dann die breiten flachen Wiesen die Eisenbahn, bis sie die Havel überschreitet. Nun folgt ein Strich Wald um Nassenheide. Damit ist das Thal zwischen dem Barnimer Plateau und dem Vorland der Mecklenburgischen Seenplatte passiert. Als letztes Merkmal der Niederung erscheint der Drätz-See mit ganz flachen Ufern. Das Plateau ist niedrig und eben, und ist zwischen Löwenberg und Gransee dicht besiedelt; Ackerfelder und Wiesenstreifen wechseln miteinander ab. Dann erscheint Gransee mit seiner hohen Kirche und dem Doppelturm. Nördlich dieses Ortes beginnen schon die Vorberge der Seenplatte sich bemerkbar zu machen. Noch sind sie bestellt, aber der Wald beginnt allmählich seine Herrschaft anzutreten. So begleiten z. B. zwischen Dannenwalde und Fürstenberg strichweis

dichte Buchenwände die Eisenbahnstrecke. Der Wechsel in der Farbe des jungen Laubes giebt der Landschaft etwas ungemein Anmutiges.

Um 10 Uhr 17 Min. trafen wir in Neu-Strelitz ein und wurden hier auf dem Bahnhof von Herrn Gymnasialdirektor Betzstein, Herrn Staatsarchivar und Museumsdirektor von Buchwald und einigen anderen Herren empfangen. Wir wanderten nun durch die Stadt zur Pension Stübinger, wo das Frühstück schon vorbereitet war. Unterwegs hatten wir noch Gelegenheit vor einem Hause vier hohe Monolithsäulen nebst Pfeilern und Gesimsen zu bewundern, welche aus einheimischen Findlingen hergestellt waren und wahrscheinlich aus Granit bestehen. An das Frühstück schloss sich die Besichtigung des Museums mit seinen Schätzen. Den Anfang machten wir mit der Bibliothek, wo Herr von Buchwald die Anordnung und Aufstellung der Bücherschätze erläuterte und einen Plan der Stadt Neu-Strelitz erklärte. Die Stadt wurde 1731 vom Herzog Adolf Friedrich III. gegründet und die Strassen strahlenförmig angelegt. Das Museum für Altertumskunde beherbergt eine Anzahl bemerkenswerter Stücke. Am bekanntesten sind die sog. Prittwitzer Idole; es sind das eine Anzahl gefälschter wendischer Götzen aus Bronze. Alsdann wurden uns sehr schöne dünne Schalen aus Bronzeguss mit nachträglicher Bearbeitung behufs Verzierung gezeigt. Auch Steinwerkzeuge mit Ornamentierung sind vorhanden. Unter den Thongefässen fallen einige Kinderspielzeuge auf, u. a. ein bärenartiges Tier mit einer Urne auf dem Rücken, die aber erst nachträglich aufgeklebt ist. Auch die Silber- und Porzellankammer ist sehr reichhaltig. Auf dem Wege zum Schlosspark statten wir noch der Schlosskirche einen Besuch ab, die in ihrem Innern durch ihre Einfachheit einen sehr feierlichen Eindruck macht. Der Schlosspark bietet eine Menge Abwechslung mit seinem Buschwerk, seinen Rasenplätzen, Steigen, Wegen und Durchblicken. Er stösst an den Zierkersee, und hier stehen eine Anzahl Schwarzpappeln, welche dicht mit Mistelbüschen bewachsen sind. Im Schlossgarten steht ein Mausoleum der hochseligen Königin Luise. „Es beherbergt ein Marmorbild, das die Königin schlafend darstellt. Es ist aber nicht, wie oft angenommen wird, eine Nachbildung des ähnlichen Marmorbildnisses Höchstderselben im Charlottenburger Mausoleum, sondern einer zweiten liegenden Statue des Professors Rauch nachgebildet, und zwar von Professor Albert Wolff, einem Mecklenburger, den jener häufig für seinen talentvollsten Schüler erklärte. Professor Rauch, in künstlerischer Beziehung nicht ganz von seinem Werk für Charlottenburg befriedigt, fertigte dieselbe in aller Stille in Rom auf die genialste Weise an, und König Friedrich Wilhelm III., in der Meinung, sie stelle mehr die durch ihre Schönheit und Anmut hervorragende Frau, als die zu früh dahingeschiedene Königin dar, kaufte sie allerdings an, verbannte sie aber in ein fast unbekanntes kleines Museum von römischen

Skulpturen in der Nähe des Neuen Palais bei Potsdam, und gestattete nur, dass zwei Gipsabzüge davon genommen wurden, der eine für die Sammlung der Werke Professor Rauchs, der andere für den hochseligen Grossherzog Georg, und steht letzterer jetzt im Schlosse zu Hohenzieritz, auf der Stelle, wo die Königin am 19. Juli 1810 ihren Geist aushauchte. Nach diesem Abzug liess der jetzt regierende Grossherzog Friedrich Wilhelm das Kunstwerk von Professor Wolff, der bald nach der Vollendung verstarb, um das Jahr 1891 anfertigen und dies Mausoleum zu Ehren und zum Andenken an die unvergessliche Schwester Höchstseines Vaters, des Grossherzogs Georg, unter Leitung des Hofmarschalls Grafen Schwerin-Göhren von dem Baurat Müschen erbauen. Die Grundumfassung ist aus schwedischem Granit, die äussere Bekleidung des Gebäudes, sowie die vier Säulen vor demselben sind aus schlesischem Sandstein, das Innere ist mit italienischem Marmor (Giallo di Siena) bekleidet, und der Fussboden besteht aus schwarzen und weissen Marmorplatten."

Der Rundgang durch den Park führte uns allmählich um die Stadt auf den Marktplatz zurück, auf dem sich das Bronze-Standbild des Grossherzogs Georg befindet. Hier steht auch die Stadtkirche, dessen Turm nach Zeichnungen Schinkels im Jahre 1831 aufgeführt worden ist. Die Strelitzer nennen ihn das Butterfass, wohl deshalb, weil sich über sein Dach hinaus ein kurzer Stiel erhebt, welcher die goldene Kugel und das Kreuz trägt. Der Turm selber ist viereckig und baut sich etagenförmig auf. Die Plattform des Turmes gewährt einen prachtvollen Überblick über die Landschaft. Nach Norden breitet sich fast ununterbrochen ein dichter Wald aus, durch welchen sich schnurgerade die Chaussee nach Neu-Brandenburg hinzieht. Hinter dem Walde sieht man das Dach und den Turm der Kirche von Hohen-Zieritz emporragen. Nach Süden herrscht Ackerland und Seen vor.

Mittlerweile war die Zeit des Mittagessens herangekommen. Dasselbe wurde in dem grossen Saal der Pension Stübinger eingenommen. Während des Mittagessens, das sehr heiter verlief, wurden mehrere Reden gehalten. Den ersten Toast brachte der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, auf Se. Majestät den Kaiser und den ältesten Bundesfürsten Se. Königliche Hoheit den Grossherzog aus. Hierauf sprach Herr v. Buchwald, welcher in fesselnder Weise die etymologische Bedeutung des Wortes Heimat benutzte, um auf das Gedeihen der Heimatkunde und der Brandenburgia zu toasten. Herr Direktor Müller feierte die Führer der heutigen Exkursion. Sein Toast war von einem warmen patriotischen Gefühl durchglüht, er gedachte der hohen Dulderin auf Preussens Thron, die uns den grossen Kaiser geschenkt hat. Hierauf ergriff Herr Gymnasialdirektor Betzstein das Wort und feierte in der Sprache Fritz Reuters die Berliner Damen, deren Unter-

nehmungslust und Ausdauer er bewunderte. Den Schluss bildete der Vortrag des Fritz Reuterschen Gedichtes „der goldene Hering", das von Herrn Gutsbesitzer Henseler-Dabelow vorgetragen wurde.

Nach Tisch wanderte die Gesellschaft durch den herrlichen Tiergarten zu dem Bürgerhorst. In dem prächtigen Buchenwalde giebt es eine grosse Zahl von zahmen Damhirschen, welche sich von unseren Damen füttern liessen. Auch einige Schwauenweibchen waren mit Brüten beschäftigt. Am Rande des Tiergartens steht eine stattliche Esche, welche einen Meter über dem Erdboden 5 Meter Raumumfang besitzt. Um 8 Uhr 3 Min. wurde die Rückfahrt angetreten. Das herrlichste Frühlingswetter hatte die Tour begünstigt. Und es hat sicherlich ein jeder der Teilnehmer die angenehmsten Erinnerungen aus dem Nachbarlande mit heimgenommen.

7. (5. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres

Sonnabend, den 8. Juni 1901, nachmittags 2 Uhr

Besichtigung des königlichen Marstalls und des Marstall-Museums, Breite Strasse, Ecke Schlossplatz.

(Referent: Dr. Gustav Albrecht.)

Das neue Marstallgebäude an der Ecke des Schlossplatzes und der Breitenstrasse, das in allen seinen Teilen nunmehr vollendet und seit Anfang Mai dem Publikum zugänglich gemacht ist, wurde am Sonnabend, den 8. Juni 1901, von den Mitgliedern der „Brandenburgia" besichtigt. Die Führung durch die verschiedenen Räumlichkeiten des ausgedehnten Gebäudes hatte der Oberrossarzt der kaiserlichen Marställe Dr. Toepper übernommen.

Die Hauptfassade des von dem Geh. Baurat Ihne errichteten Gebäudes erhebt sich am Schlossplatz und erinnert mit ihrer in den Formen edler Renaissance gehaltenen Architektur an das Zeughaus und andere Prachtbauten der Schlüterschen Zeit. Einfach und ohne Überladung baut sich diese Front auf, aber trotz ihrer Einfachheit wirkt sie kunstvoll und vornehm: Berlin ist wieder um eine architektonische Zierde reicher geworden. Noch vor 5 Jahren bot die Südseite des Schlossplatzes zwischen der Breitenstrasse und der Kurfürstenbrücke mit ihren alten schmalen Häusern einen wenig schönen Anblick dar,

nnd der Kontrast dieser baufälligen Hänser zn dem stattlichen Ban des königlichen Schlosses liess wohl bei vielen Berlinern den Wunsch rege werden, dass hier ein Neubau errichtet werden möchte. Unserm knnstsinnigen Kaiser ist es zu verdanken, dass endlich eine Änderung in dem Strassenbilde eintrat, denn er fasste um die Mitte der neunziger Jahre den Entschluss, an der Stelle jener nüchternen Häuser und des alten von König Friedrich I. errichteten Marstalles ein nenes monnmentales Gebäude zu errichten, das sich seiner Umgebung würdig anpassen nnd eine Zierde des Schlossplatzes werden sollte. Im Jahre 1896 wurde mit den Abbruchsarbeiten begonnen, und nach kanm dreijähriger Banperiode steht der prächtige Ban in allen Teilen vollendet da.

Von besonderer Wirkung sind an der dem Schlossplatz zugekehrten Fassade die acht Säulenpaare des Risalits, welche das mit dem preussischen Adler und Fahnen geschmückte Giebelfeld tragen und die einfache Gliederung der Sandsteinfassade anmutig unterbrechen. Auf der Höhe des Gebäudes länft eine Säulengallerie nm, welche an den Ecken des Mittelvorbans mit Pferdebändigergruppen nnd an den Ecken des Hanses mit Kriegergestalten in antiker Gewandnng und mit Waffentrophäen geziert ist. Den Hauptschmnck der Fassade bilden die beiden von Otto Lessing modellierten Wandbrunnen, die in Nischen an den Ecken des Gebäudes anfgestellt nnd ebenfalls in Sandstein ausgeführt sind. Die Nische an der Kurfürstenbrücke zeigt eine Promethensgruppe. Der Heros ist an einen Felsen geschmiedet und versucht mit Anspannnng aller Muskeln seine Fesseln zu sprengen, während der gierige Geier seine Fänge krallt, um sie seinem Opfer in die Brnst zn schlagen. Unter dieser Gruppe bäumen sich drei Rosse, die Wellen des Meeres verkörpernd, aus deren Nüstern, gleich wie aus dem Felsen, Wasserstrahlen hervorsprudeln, und zwischen ihren Köpfen tauchen zwei reizende Okeaniden auf, von denen die eine den Geier abznwehren sncht, während die andere sich betrübt abwendet. Die an der Breitenstrasse befindliche Nische zeigt die Befreinng der Andromeda dnrch Perseus. Auf einem Felsvorsprunge steht der Held, in der Linken den Schild mit dem Medusenhaupt, in der Rechten das kurze Schwert, mit dem er auf das Meerungeheuer losgeht, aus dessen Rachen ein Wasserstrahl anfspritzt. Rechts hinter dieser Grnppe sitzt die liebliche Gestalt der Andromeda, die mit Spannung den Ausgang des Kampfes erwartet, und neben ihr im Hintergrunde erblickt man den geflügelten Pegasus.

Einfach und ohne Prunk, aber vornehm nnd in edlen architektonischen Verhältnissen ist auch die innere Einrichtung gehalten. Betritt man den Marstall dnrch die mit schönen eichenen Thüren verschlossenen Portale vom Schlossplatz ans, so gelangt man durch die hohe, gewölbte Vorhalle auf einen 45 m langen und 25 m

breiten Hof, der für die Anffahrt der kaiserlichen Wagen bestimmt ist. Dieser Hof ist von einem Glasdach überdeckt, das durch eine sinnreiche, von einem einzigen Beamten zu handhabende Einrichtnng in der Mitte teilbar ist, sodass stets genügend frische Luft zugelassen werden kann. In diesem Hofe versammelten sich die Mitglieder der „Brandenbnrgia“ und betraten dann zunächst den linken Seitenflügel, der sich an der Spree entlang zieht. Hier liegen in zwei Stockwerken übereinander die Stallungen für die kaiserlichen Reit- und Wagenpferde, zu ebener Erde die Stände für die Leibpferde des Kaisers nnd der Kaiserin und für die Reitpferde der kaiserlichen Prinzen, im oberen Stockwerk die Stände für die grosse Zabl der Kntschpferde. Im ganzen sind im Marstall Stallungen für 400 Pferde vorgesehen nnd ein Krankenstall mit 24 Ständen. Der Pferdebestand wird aus den Staatsgestüten, die alljährlich 40 Remonten liefern müssen, ergänzt, der Mehrbedarf mnss freibändig erworben werden. Das ist namentlich bei den Reitpferden der Fall. Für den Bedarf des Kaisers werden die schnellen ungarischen Jucker angekauft, deren Bestand sich auf einige 20 beläuft. Von den 80 bis 90 Reitpferden sind etwa ein Dntzend für den persönlichen Dienst des Kaisers bestimmt. Die Gestütspferde bringen ihren Namen mit, der stets denselben Anfangsbuchstaben wie der Name der Mutter hat. Name, Geburtsjahr uud Eltern des Pferdes sind über jeder Box verzeichnet. Peinliche Sanberkeit herrscht in den hohen, gut gelüfteten Stallungen, die bis znr halben Höhe mit hellen Mettlacher Fliesen ausgelegt sind, und in den einzelnen Boxen, die ans dnnkelgebeiztem Holz mit Messingbeschlag hergestellt sind. Die Krippen bestehen aus dunkelemailliertem Metall mit weissemaillierten Fntterbehältern. Neben den Stallnngen liegen die Geschirrkammern und die Reinigungsräume für das Geschirr, und auch hier herrscht die peinlichste Sanberkeit. Die Stallungen sind untereinander und mit den Geschirrkammern und Wagenremisen durch Fahrstühle verbunden. Im Erdgeschoss befinden sich auch die Waschräume und die Apotheke.

Von den Stallnngen ans begab man sich in die im oberen Stockwerk eines Zwischengebäudes liegende grosse Reitbahn, die mit Gallerieen und Wandspiegeln ausgestattet, einen prächtigen Eindruck macht. Diese Reitbahn, welche eine beträchtlicbe Höhe aufweist, ist für den allgemeinen Gebranch und für Reiterfeste bestimmt, für den besonderen Gebranch des Kaisers und der Kaiserin sind zwei Reitbahnen in einem anderen Flügel eingerichtet, die durch eine Zwischenwand getrennt sind. Diese Zwischenwand ist jedoch so konstruiert, dass sie jederzeit mit leichter Mühe entfernt werden kann.

Im oberen Stockwerk des nach dem Schlossplatz zu gelegenen Gebäudes sind in langgestreckten, hohen Sälen die Prunkwagen des kaiserlichen Hofes aufgestellt. Die Mittelhalle, die durch zwei Stock-

werke hindurchgeht und als Repräsentationsraum gedacht ist, enthält den prunkvollen, vergoldeten Krönungswagen König Friedrichs I., der seitdem beim Einzuge sämtlicher Könige und Königinnen Preussens Verwendung gefunden hat, ausserdem verschiedene Hochzeitswagen und die Galakutschen, welche bei feierlichen Gelegenheiten zur Beförderung fürstlicher Gäste und fremder Gesandten benutzt werden. Die Halle ist im Barockstil gehalten und ganz weiss ausgestattet, den einzigen goldenen Schmuck bildet eine in der Mitte aus einer Blumenguirlande herabhängende elektrische Krone. In der Höhe der Halle verbindet eine umlaufende Gallerie die im oberen Stockwerk liegenden Kammern für die Prachtgeschirre. In eichenen Glasschränken sind hier die kostbarsten Geschirre untergebracht, so eins von rotem Leder mit reichen goldenen Beschlägen für die acht Pferde des Krönungswagens im Werte von 80 000 Mk., das sogenannte „grosse Adlergeschirr" von schwarzem Leder, mit kostbaren silbernen Beschlägen und fliegenden Adlern als Kopfschmuck für die Pferde, und ein ähnliches Adlergeschirr, welches Kaiser Wilhelm I. dem jetzigen Kaiser für den feierlichen Einzug anlässlich seiner Vermählung geschenkt hat. In anderen Schränken sind die von fremden Fürstlichkeiten geschenkten Pferdegeschirre, Sättel und Satteldecken aufgestellt, so ein silberplattiertes Geschirr vom russischen Zaren, reichgestickte Sättel vom türkischen Sultan und verschiedene Decken und Sättel vom Sultan von Marokko. Der Wert der hier aufgestellten Kunstwerke geht in die Millionen.

Die für die Prunkwagen und die kaiserlichen Kutschen bestimmte Halle zieht sich durch den Vorderbau und die ganze Flucht des an der Spree liegenden Flügels dahin. Die für den persönlichen Gebrauch des Kaisers bestimmten Wagen sind durch die Farben rotbraun und schwarz, die der Kaiserin durch blau und Silber gekennzeichnet. Am Ende des Spreeflügels sind in einem Saale die historischen Gefährte aufgestellt. Hier findet man den plumpen Schlitten, auf dem der Grosse Kurfürst die Fahrt über das Kurische Haff machte, die gelbe Stadtkutsche, die Friedrich Wilhelm I. benutzte, den Staatswagen Friedrichs des Grossen mit reicher Vergoldung und die etwas unbeholfene Reisechaise des Prinzen Wilhelm von Preussen, des späteren Kaisers Wilhelm I. In einer Ecke steht der bekannte Schimmel von Mollwitz mit dem „Campagnesattel" Friedrichs des Grossen und ihm gegenüber „Sadowa", das Leibpferd Kaiser Wilhelms des Grossen. Den übrigen Raum nehmen phantastisch gestaltete Schlitten aus der Zeit König Friedrichs I. und Jagdschlitten Friedrich Wilhelms I., der Rollstuhl dieses Königs und ein Gartenwagen der Königin Luise ein. Auch ein Kinderschlitten aus der kurfürstlichen Zeit steht in einer Ecke. Vor diesem Saal sind zwei Kutschen aus denkwürdiger Zeit aufgestellt, die Feldkutsche, welche Kaiser

Wilhelm I. in den Feldzügen 1866 nnd 1870 benntzt hat, und der Wagen, in dem er bei den Attentaten von Hödel und Nobiling sass. Im Polster dieser Kutsche sind noch die Kugelspuren dieser verabschennngswürdigen Attentate zu sehen.

Der langgestreckte Seitenflügel an der Spree ist in seiner Fassade ähnlich wie der Frontbau am Schlossplatz gegliedert. Der von Säulen getragene Mittelbau wird von einem Giebelfeld überragt, auf welchem Neptun dargestellt ist, wie er, den Dreizack schwingend, die Wogenrosse durch die Meeresfluten lenkt. Zu beiden Seiten des Giebels steht eine Kolossalgruppe von Pferdebändigern. Die Giebelfelder der Eckvorbauten enthalten Reliefbilder, auf denen man das von Fahnen nnd Waffen umgebene preussische Wappen sieht, während die Ecken von Pferdebändigergruppen gekrönt sind. Der Zwischenbau an der Seite der grossen Auffahrtshalle enthält grosse Remisen für die Gepäck- und Wirtschaftswagen und in den oberen Stockwerken Beamtenwohnungen. Eine grosse Durchfahrt führt in einen zweiten Hof, der einen Reitplatz enthält nnd von dem eine lange Rampe in die oberen Stallungen und in die Reitbahn führt.

Nach der Breitenstrasse zu ist das alte Gebände, welches der Grosse Kurfürst errichten liess, erhalten geblieben. In diesem Hause, das mit dem Reliefportrait des Erbauers nnd mit einer grossen Pferdegruppe im Giebel geschmückt ist, befinden sich die Wohnräume des Oberstallmeisters Grafen Wedel und Beamtenwohnungen. Dieses Gebände wurde von dem ehemaligen Schiffsbaumeister Matthias Smids nach einem Braude 1665 errichtet und mit dem danebenstehenden Ribbeckschen Hause vereinigt. Dieses ist als das älteste Privathaus Berlins zu betrachten. Es wurde 1624 von Hans George von Ribbeck, der 1646 Kommandant von Spandau war, erbaut nnd zeigt über dem reich ornamentierten Renaissanceportal die Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin Eva Katharina, geborene Brändin von Lindow, und auf die Erbauer bezügliche Inschriften. Die breite, im Renaissancestil gehaltene Front ist mit hochragenden Giebeln geschmückt und zeigt zwei Reihen Fenster, die durch einen kräftig ausgebildeten Fries getrennt sind. Dies Haus, wie ein daneben befindliches, neu in Sandstein erbautes Prachtgebäude enthalten Beamtenwohnungen und Bureauräume. In dem Ribbeckschen Hause tagte bis 1736 das Ober-Appellationsgericht nnd später bis 1818 die gefürchtete Ober-Rechnungskammer.

Die beiden erwähnten Gebände sind die einzigen, welche von dem alten Marstall erhalten geblieben sind, die anderen wurden auf Befehl des Kaisers niedergerissen. Von den anfangs erwähnten Häusern an der südlichen Seite des Schlossplatzes nach der Kurfürstenbrücke zu hatte nur das Haus No. 11, ein mit vier Sandsteinsäulen geschmücktes

dreistöckiges Gebände, eine besondere Bedeutung. Es wnrde 1769 von Friedrich dem Grossen für den ans Nürnberg eingewanderten nnd zum Hofkürschner ernannten Meister Röseler, welcher bis dahin eine der zwischen der Langen Brücke nnd der Breitenstrasse stehenden Bnden besessen hatte, in Stein neu erbant. Während der Franzosenzeit ging das Hans von den Röselerschen Erben in anderen Besitz über. Die anderen Gebäude waren gewöhnliche Wohnhänser ohne besonderen Schmuck, in einem derselben an der Ecke der Breitenstrasse befand sich die bekannte Nitzesche Weinhandlnng. Hinter diesen Häusern erhob sich der von König Friedrich I. erbante Teil des königlichen Marstalls, der nnr nach der Wasserseite hin sichtbar war, im übrigen von den Häusern verdeckt wurde. Anf dem Haasschen „Prospekt der Langen Brücke“ ist dieser Teil des Marstalls in seiner früheren Beschaffenheit dargestellt, von Bännen beschattet und von einem Gitter nmgeben; die Vorderseite am Schlossplatze nehmen Buden ein, von denen sich ein hölzerner Zaun zur Brücke hinzieht. An der Stelle dieses Marstallgebäudes erhob sich vorher das Palais des Grafen Schlick von Bassano, den Kurfürst Joachim Friedrich, nachdem er ihn in Dresden kennen gelernt hatte, 1584 in seine Dienste nahm nnd später mit der Baustelle an der Ecke des Schlossplatzes beschenkte. Der Graf erbaute sich hier 1604 einen Prachtban, der zur Zeit König Friedrichs I. niedergerissen wurde nnd von dem zwei weibliche Portalträger und ein Schlussstein in den Neubau des alten Marstalls eingefügt wurden. Diese Überreste des Schlickschen Palais wurden beim Abbruch wieder aufgefunden und sind nebst anderen Werkstücken des alten Marstalls dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen worden. Eine Zeit lang hat der Saal über der Reitbahn in dem vom Grossen Knrfürsten erbauten Marstall zu gottesdienstlichen Verrichtungen gedient, da die französischen Hugenotten von 1672 bis 1682 hier ihre Gottesdienste abhielten. Nachmals zur Zeit König Friedrichs I. wnrde derselbe Saal zu Theatervorstellungen benutzt nnd namentlich zu Hoffestlichkeiten wurden hier Aufführnngen veranstaltet: so zur Feier der Vermählung des Erbprinzen Friedrich Karl von Hessen-Kassel mit Luise Dorothea von Brandenburg am 1. Juni 1700 ein italienisches Singspiel „La festa del hymeneo“, bei dem die königlichen Prinzen nnd zahlreiche Hofkavaliere und Hofdamen mitwirkten, ferner aus Anlass der Vermählung des Kronprinzen im Dezember 1706 ein Singspiel „Der Sieg der Schönheit über die Helden“ u. s. w. Die alten Gebäude des Marstalls in der Breitenstrasse haben somit ihre eigenartige Geschichte, nnd es ist sehr erfreulich, dass sie erhalten geblieben sind.

Nach der Besichtignng vereinigten sich die Mitglieder noch kurze Zeit im Restaurant „Zur Schlense“ neben der alten Stadtvogtei.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonntag, den 16. Juni 1901.

Wanderfahrt nach Buckow (Märkische Schweiz).

(Referent: Professor Müllenhoff.)

Der Ausflug der Brandenburgia hatte eine doppelte Aufgabe. Einerseits sollte die Musterbienenwirtschaft des Herrn Otto Schulz-Buckow besichtigt werden, andererseits galt es auch auf einem grösseren Spaziergange die Seen, Wälder und Höhen der „Märkischen Schweiz" kennen zu lernen.

Um halb zehn Uhr vormittags trafen etwa 80 Mitglieder unserer Gesellschaft auf dem Bahnhofe in Buckow ein; nachdem im Hotel Kronprinz das Frühstück eingenommen war, wurde zunächst das bienenwirtschaftliche Etablissement des Herrn Schulz aufgesucht. Dasselbe liegt nahe dem nordöstlichen Ende der Stadt in der Lindenstrasse und besteht aus zwei durch die Strasse voneinander geschiedenen Teilen: dem Bienenstand und der Fabrik von bienenwirtschaftlichen Geräten.

Der links von der Strasse, nach dem Griepensee, zu gelegene Bienenstand überrascht zunächst durch seine ungewöhnliche Grösse; 250 Völker sind an den zwei langen durch den Bienengarten führenden Wegen aufgestellt; die in den allerverschiedensten Farben und recht grell gefärbten Anflugbretter der vielen neben- und übereinander stehenden Stöcke geben dem Ganzen ein äusserst buntes Aussehen. Gerade durch diese lebhaften und mannigfaltigen Farben gewähren die grossen, in dem ausgedehnten Blumengarten aufgestellten, Reihen von Bienenstöcken einen erfreulichen Anblick.

Eine nähere Betrachtung zeigte, dass die vielen, in regelmässiger Anordnung aufgestellten, Stöcke untereinander die allergrössten Verschiedenheiten aufwiesen. Da sahen wir neben dem altertümlichen Lüneburger Strohkorb den eleganten märkischen Kasten und die verschiedensten anderen Bienenwohnungen. Herr Schulz meint offenbar: „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" und bietet daher den Bienenzüchtern gar mannigfache Formen von Stöcken; es kann also ein jeder sich den heraussuchen, der für seine Bedürfnisse am besten passt.

Einen schönen Einblick in das Leben eines Bienenvolkes erhält man, wenn man einen für die Beobachtung geeigneten Stock, etwa

einen Stülpkorb mit beweglichem Bau, umkehrt. Man sieht dann, dass der Bau der Bienen aus zahlreichen regelmässig nebeneinander hängenden Platten, den Waben, besteht. Leicht kann man dann mit der Wabenzange die einzelnen Waben nebst den darauf befindlichen Bienen herausnehmen. Diese Manipulation wurde von Herrn Schulz und von seinem Bienenmeister in der Art ausgeführt, dass alle Einzelheiten des Wabenbaues und des Lebens der Honigbiene deutlich gesehen wurden.

An den Waben erkennt man leicht die drei verschiedenen Formen von Zellen: die regelmässig sechseckigen Arbeiterzellen, die ihnen durchaus ähnlichen nur grösseren Drohnenzellen und die fingerhutähnlichen Königinzellen. Die letzteren sind der Wabe nur äusserlich angefügt; sie sind mit grossem Aufwande von Wachs erbaut, aber nur sehr einfach gestaltet. Dagegen sind die Arbeiterzellen und Drohnenzellen so zierlich und so regelmässig gestaltet, dass die ganze Wabe wie ein Gewebe von allerhöchster künstlerischer Vollendung erscheint.

Zur Bereitung des Wachses und zum Bauen der Weben brauchen die Bienen sehr viel Zeit und Kraft, die sie besser zur Honiggewinnung verwenden könnten. Man unterstützt daher die Tiere bei dieser Arbeit sehr wirksam und vermehrt die Honigerträge, indem man ihnen halbfertigen oder auch ganzfertigen Bau liefert. Diese „Kunstwaben" werden von Herrn Schulz in besonderen sinnreich erdachten Maschinen fabrikmässig hergestellt und in riesigen Mengen in alle Welt versandt. Besonders interessant ist die „Meisterwabe", die aus Zellen von 10 Millimeter Tiefe besteht; dieses wahre Kunstwerk, vom natürlichen Bau der Biene nicht zu unterscheiden, ist bisher noch nirgends ausser durch Herrn Schulz-Buckow hergestellt worden, obgleich derselbe eine Prämie von 3000 Mk. auf die Nachahmung seiner Meisterwerke ausgesetzt hat.

Auf den Waben und in den Zwischenräumen zwischen denselben, den Gassen, bewegt sich nun eine vielköpfige Menge von Bienen. Ein jedes Volk enthält drei verschiedene Arten von Bienenwesen: die kleinen Arbeiterinnen, die grossen, plumpen, fast hummelähnlichen Drohnen und die lange, schlanke, aber nur kurzflügelige Königin. Ein jedes Volk hat nur eine Königin, einige hundert Drohnen und viele tausend Arbeitsbienen. Durchschnittlich kann man als normale Volksstärke 40 000 Bienen rechnen; es beläuft sich also die Gesamtzahl der im Schulzschen Bienenstande gehaltenen Tiere auf etwa 10 Millionen Exemplare.

Wie ja allgemein bekannt, ist die Königin das einzige fruchtbare Weibchen des Volkes; sie legt die Eier und lässt sich dafür von den Arbeitsbienen füttern. Die Drohnen sind die Männchen; sie erscheinen bei oberflächlicher Betrachtung als unnütze Esser im Stocke. Alle Arbeiten, das Produzieren des Wachses und das Bauen der Zellen, das

Einsammeln nnd Bergen der Vorräte, die Pflege der jungen Larven, die Reinhaltung nnd Verteidigung des Stockes liegt den Arbeitsbienen ob.

Während die Drohnen überhanpt keinen Stachel haben, und die Königin ihren Stachel nur braucht, um eine Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen, können die Arbeitsbienen auch Menschen stechen nnd ein Tröpfchen Gift in die Wunde eindringen lassen. Doch machen sie von dieser ihrer Fähigkeit nur wenig Gebrauch, wenn sie nicht besonders gereizt oder geängstigt werden. Wer ruhig und langsam die Waben aus dem Stock herausnimmt und dabei keine Biene klemmt oder festhält, wird nicht leicht gestochen. Trotzdem, dass viele tausend Bienen auf den herausgenommenen Waben sassen, nnd trotzdem, dass Hände nnd Gesicht vielfach von den fortfliegenden nnd hin- nnd herlaufenden Tierchen bedeckt wurden, entschlossen sich nur zwei Bienen znm Stechen. Die eine hatte sich in den krausen blonden Härchen an der Schläfe einer jungen Dame verfangen nnd bekam Angst, weil sie nicht wieder heransfinden konnte, die andere war mit einigen Genossinnen dem Schreiber dieser Zeilen in den Ärmel gekrochen und applicirte ihm einen Stich in den Ellenbogen, damit er einandermal sich die Ärmel am Handgelenk zubinden möchte, wenn er wieder Waben voll Bienen in die Hände nimmt.

Als ganz besonders interessant verdient noch hervorgehoben zu werden die von Herrn Schulz in grossem Massstabe betriebene Zucht von Königinnen und die Vorrichtung zum Versande derselben. 30—40 junge fruchtbare Königinnen werden in einem eigens für diesen Zweck hergestellten Aufbewahrungsstocke untergebracht nnd zwar befindet sich jede Königin in einer besonderen Abteilung des oberen Teiles dieses Stockes und alle Königinnen werden durch ein darunter befindliches starkes Volk gefüttert.

Alljährlich werden zahlreiche Königinnen zum Preise von 4 bis 5 Mark nach allen Richtungen hin versandt. Ein niedlicher kleiner Versandkasten, das „Buckower Weiselschloss", dient zur Bergung der Königin und der für ihre Erhaltung erforderlichen Begleitbienen.

Die in dem grossen Bienenstande vereinigten Völker gehören, wie gerade die Vergleichung der im Aufbewahrungsstocke vereinigten Königinnen leicht erkennen lässt, mehreren deutlich unterschiedenen Arten an. Neben der einfach schwarzen deutschen Biene sahen wir die durch weissliche Hinterleibsringe kenntliche Krainer Biene und die schön gelb- nnd schwarzgebänderte italienische Biene. Ausserdem finden sich zahlreiche durch Mischung der verschiedenen Arten und Varietäten entstandene Bastardbienen.

Nachdem wir den grossen Bienenstand im ganzen betrachtet und sodann den Bau nnd das Volk wenigstens oberflächlich kennen gelernt

hatten, wurde das Thun und Treiben der einzelnen Tiere ins Auge gefasst. Da giebt es mancherlei zu sehen. Die einen Bienen bringen Blütenstaub, die anderen Honig; einige schwitzen Wachs aus oder sind mit dem Bauen beschäftigt; daneben wird die Königin gefüttert, den jungen Larven der Futterbrei bereitet und dargereicht. Das Eindrücken des Blütenstaubes in die Zellen und das Bergen des Honigs, das Verkitten der Fugen des Stockes mit Vorwachs, die Reinigung des Bodenbrettes und zahlreiche andere Thätigkeiten werden von den verschiedenen Bienen eines Volkes gleichzeitig nebeneinander ausgeführt.

Das ganze bunte Getriebe erscheint bei oberflächlicher Betrachtung zunächst unverständlich und verwirrend. Und doch ist dieses Durcheinander nur scheinbar; in Wirklichkeit besteht eine vollkommene Ordnung; das sieht man, wenn man das Leben des Einzeltieres von Anbeginn an verfolgt.

Die Königin geht, um Eier zu legen, von Zelle zu Zelle; die nach 3 Tagen ausschlüpfenden Larven wachsen unter der Pflege der Arbeitsbienen rasch heran und verpuppen sich nach 6 Tagen, um sodann 11 Tage als bedeckelte Puppen zu ruhen. Die der Puppenhaut entschlüpfte junge Arbeitsbiene hat zunächst im Stock eine längere Klausur durchzumachen. Während dieser Zeit hat die junge Novize, die „Hausbiene", namentlich zwei Aufgaben zu erfüllen: sie erbaut die kunstvollen Waben und pflegt die jungen Larven. Erst nach 14 tägiger Arbeit im Stocke fliegt die Biene aus; aus der „Hausbiene" wird eine „Flugbiene". Diese hat ausserhalb des Stockes hauptsächlich das Sammeln und Eintragen der Vorräte zu besorgen. Sie saugt den Honig aus den Blüten und trägt ihn in Honigmagen ein; sie sammelt den Blütenstaub und transportiert ihn, wohlverpackt in den „Körbchen" der Hinterbeine, der Wohnung zu. Vom Ausfluge zurückgekehrt, füllt sie den Honig in die Zellen und birgt dort auch den Blütenstaub als Material zum Aufziehen der Larven.

Und alle diese Arbeiten vollziehen sich in so wunderbarer Planmässigkeit, dass es kaum möglich ist, sich etwas vollkommneres zu denken und man lernt es verstehen, dass ein jeder, der sich mit dem Treiben dieser Tierchen eingehender zu beschäftigen angefangen hat, für diese Beobachtung eine grosse Vorliebe gewinnt, dass er als „Bienenvater" die „lieben Bienen" hegt und pflegt und die Bienenzucht als „die Poesie der Landwirtschaft" bezeichnet.

Die Kürze der Zeit gestattete natürlich nicht ein längeres Verweilen am Bienenstande; mit lebhaftem Danke für die freundliche Führung schieden wir von Herrn Schulz. Hatte er uns doch Gelegenheit gegeben, wenigstens einen Einblick in die Wunder des Bienenlebens zu thun. Wie grosses Interesse seine Demonstrationen gefunden hatten, zeigten die Mitglieder der Brandenburgia dadurch, dass sich

noch am Abend vor der Rückfahrt nach Berlin eine zahlreiche Gesellschaft in dem Schulzschen Etablissement einfand, um Honig und Honigkuchen als „Mitbringsel“ aus Buckow einzukaufen, und andererseits auch, um die Fabrik von bienenwirtschaftlichen Geräten in Augenschein zu nehmen, welche wir am Vormittag nicht hatten besichtigen können. Und auch diese Fabrik bot, wie hier gleich im Anschlusse an die Beschreibung des Bienengartens bemerkt sein mag, sehr viel Interessantes.

Ebenso wie der Bienenstand imponiert auch diese Fabrikanlage zunächst durch ihren Umfang. Nicht weniger als sechs und teilweise recht grosse Gebäude liegen dem Bienengarten gegenüber an der rechten Seite der Lindenstrasse; am Abhange des Berges in einer langen Reihe nebeneinander geordnet bieten sie dem Beschauer einen sehr schönen und stattlichen Anblick dar; umsomehr als die Gleichartigkeit der Architektur der an mittelalterliche Schlossbauten erinnernden Gebäude dieselben sogleich als zusammengehörig erkennen lässt.

Treten wir durch den Mitteleingang in das grösste Gebäude ein, so sehen wir einen geräumigen Fabriksaal vor uns. Der zarte Wachsgeruch, welcher den ganzen Raum durchzieht, und die zahlreichen im Innern des hellen, freundlichen Arbeitssaales aufgestellten Maschinen belehren uns, dass wir die Fabrikation der Kunstwaben vor uns haben. In nicht weniger als 7 verschiedenen Arten und vermittelst 14 Maschinen werden die Waben hier hergestellt und zwar in einer Güte der Ausführung und zugleich in so grossen Quantitäten, wie es an keinem Orte Deutschlands sonst erreicht ist.

Grosse Vorrichtungen zur Läuterung des Wachses, ausgedehnte Speicherräume zur Lagerung des rohen und des gereinigten Wachses und mächtige Gestelle voll fertiggepresster Kunstwaben schliessen sich an den Fabriksaal für die Kunstwabenfabrikation und geben eine Vorstellung von dem ungeheuren Umfange dieses Teiles der Schulzschen Fabrik.

Nicht minder ausgedehnt ist die in einem zweiten Gebäude betriebene Fabrikation von Wohnungen und allen aus Holz herzustellenden Gegenständen für die Imkerei. Eine grosse Anzahl mit Dampfkraft getriebener Holzbearbeitungs - Maschinen schneidet die Rähmchenstäbe und die Teile der Kästen so sauber und gleichmässig, dass es eine wahre Freude ist, sich aus ihnen die Wohnungen fertig zusammenzustellen.

Ein reichhaltiges Lager von Geräten, Werkzeugen und anderen Hilfsmitteln für die Bienenzucht gab eine Vorstellung von den mannigfaltigen Arbeiten, die der Imker am Bienenstande zu verrichten hat. Besonders interessant sind die zur Entfernung des Honigs aus den Waben dienenden Zentrifugalapparate; sie gestatten selbst den zähen

Haidekrauthonig vollständig aus den Waben zu entfernen, ohne dass die Formen der Zellen im geringsten leiden.

Auch diejenigen, welche an den technischen Einzelheiten nicht gerade besonderen Anteil nahmen, sahen sich mit grossem Eifer die Produkte dieser Thätigkeit an. Das schöne Lager mit süssem Inhalt gefüllter Honigflaschen und Büchsen und die letzten, höchsten veredelten Erzeugnisse des Honigs: die Honigkuchen in ihren verschiedenen Formen als Biskuits, Makronen, Cakes u. s. w.

Es ist somit das Schulzsche Etablissement so recht geeignet, um sich über die Biene und ihre Behandlung durch die Menschen zu orientieren; ebenso wie der Bienengarten Gelegenheit giebt, das wunderbare Leben und Treiben des Tierchens zu beobachten, so kann man in den verschiedenen Teilen der Fabrik und des Lagers bienenwirtschaftlicher Geräte einen Einblick thun in die kaum minder vielseitige Betriebsart der Imkerei.

Gegen 11½ Uhr brach die Gesellschaft auf und unter der Führung des Referenten ging es am Schweizerhaus vorbei zur Blutbuche am kleinen Tornowsee, dann am Südufer des grossen Torunowsees entlang zur Pritzhagener Mühle. Darauf führte uns der Weg am Hans Toruow und dem Elysium vorbei zur Königseiche, durch die Silberkehle zum Dachsberg auf die Jenas Höhe und schliesslich durch den Moritzgrund, auf den Poetensteig, auf die Bollersdorfer Höhen und zur Stadt zurück.

Die Wanderung wurde durch das schönste Frühlingswetter begünstigt; bei Kuckucksruf und Amselschlag wanderten wir unter dem frischen jungen Grün der Buchen und unter den blühenden Akazien; bald gings in den schöngepflegten Parkanlagen am Ufer schöner blauer Seen, dann durch die romantisch wilden Schluchten; die Aussichtspunkte boten herrliche Fernsichten und Gelegenheit zur Rast. So erreichten wir denn, ohne alle Anstrengung und in fröhlichster Stimmung um 3 Uhr, genau zur festgesetzten Stunde, unser Hotel Kronprinz wieder. Daselbst vereinigte uns eine gemeinsame Mittagstafel in dem grossen Festsaale und nachdem der Kaffee im schattigen Garten eingenommen war, zerstreute sich die Gesellschaft, um sich erst gegen 7½ Uhr zur gemeinsamen Rückfahrt nach Berlin wieder zusammenzufinden.

Fischerei der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)
(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199.)
(Fortsetzung.)

---

13. **Luxus-Fischware und deren Preise in Berlin** um die Wende des 18. zum 19. Jahrhnndert nach damaligen Zeitungs-Annoncen.

In der Spenerschen Z. vom 30. Dez. 1800 werden n. a. offeriert:

Frische engl. Anstern, geräucherter Rheinlachs Pfund 1 Thl. 8 Gr., ordinärer Lachs Pfund 10 Gr., Speckbücklinge à Dutzend 12 und 15 Gr. Fette frische Dorsche zu 6, 8, 10, 12, 14 Gr. Frischer Silberlachs à Pfd. 8 Gr. Frische hollsteinsche Austern à 1000 Stück 3 Thl. 16 Gr. Inmargonirte (? marinierte) Mnscheln à 100 Stück 16 Gr. Am 22. Dez. wurden offeriert: Frischer Rnssischer Kaviar, das Fässel 1 Thl. 8 Gr. Grosse frische Brabandter Sardellen, das Pfund 12 Gr. Anch geräncherte Sprotten sind feil. „Pommersche Nennangen in Ein- und Zwei-Schockfässern und Dorschfische (dieser Fisch ist angenehm wie Zander)." Am 11. August wurden „neue Emdener Heringe" offeriert Am 28. des nächsten Monats erfolgte hierzu folgende Bekanntmachung: „Da der diesjährige Heringsfang der Emdner Heringsfischerei-Kompagnie nicht besonders ergiebig ansgefallen; so ist von jetzt an bis zum künftigen Sommer die Ausfuhr der Emdner Heringe aus der Kur- nnd Neumark, dem Herzogthum Magdeburg und dem Fürstenthum Halberstadt nach dem Auslande nnd den übrigen Königl. Provinzen verboten worden; welches dem Publiknm zur Nachricht nnd Achtung hierdurch bekannt gemacht wird. Berlin, den 28. September 1801. Königl. Kurmärk. Kriegs- und Domänenkammer." Mit solchen etwas gewaltsamen Mitteln snchte man vor 100 Jahren gemeinnützigen Unternehmungen unter die Arme zu greifen. Die Emdener Heringsfischerei ist bekanntlich trotzdem zn Grunde gegangen und erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch den Deutschen Fischerei-Verein wieder belebt worden.

In der Voss. Z. vom 1. Jan. 1801 wird frischer rnssischer Kaviar à Fässchen 20 Gr., fr. Dorsch à 4 und 6 Gr. das Stück, eingesalzener Dorsch à 5 Gr. das Pfund angezeigt. Am 6. Jan. „anfrichtiger rnss. Kaviar in Kruken à 1 Thlr. „die halbe 12 Gr.". Am 8. Jannar: „Frische Engl. Austern das Hundert 3 Thlr. 16 Gr., ausgestochene 2 Thlr.' Geräncherter Rheinlachs à Pfund 1 Thlr. 4 Gr. Der Koch Pankow in der alten Leipzigerstrasse No. 2 zeigt an: „Da sich viele Liebhaber zu Hühner-Pasteten mit Anstern gefunden haben, so finde ich es nothwendig, den Preis zu bestimmen, nehmlich anf einem Teller mit 12 Stück Anstern 1 Thlr. Auch sind kleine Pasteten à Dntzend 12 und 6 Gr. zu haben. „ — 17. Jan.: „Gnt behandelte nnd geräucherte nene Emdner Heringe". Deshalb interessant, weil das Räuchern der Nordsee-

heringe später ganz eingegangen und erst neuerdings wieder versucht worden ist. „Geräucherter Elblachs à Pfund 9 und 10 Gr., in halben Lachsen."

Am 20. Jan. werden ausgeboten frischer Silberlachs à Pfd. 8 Gr. sowie geräucherte Sehnäpel (Coregonus oxyrhynchus). Am 22. Januar Pommersche Neunaugen in Zweischockfässern. Am 27. Januar Geräucherte „Schnäpeln" und Sprotten. Neue Sardellen à Pfd. 10 Gr.

Am 15. Jan. 1799 werden offeriert: „frische ausgestochene Austern, à Hundert 3 Thlr. 8 Gr., Caviar, à Fässel 1 Thlr., marinirte Muscheln, Sprotten". „Frischer Salzdorsch, so noch angenehmer als Zander ist, à Pfd. 5 Gr.

Am 26. Juni wird wiederholt frischer Klippfisch angeboten. In der Spenerschen Zeitung vom 29. Nov. 1800 werden offeriert: „Frische Englische und Holländische Austern à 3½ Thlr., geräucherter Rheinlachs Pfd. 1½ Thlr.".

Berlin, 1. Jan. 1901. E. Friedel.

14. **Grüne Heringe.** Unter grünen Heringen versteht man in Berlin und anderen Orten der Mark die frischgefangenen Heringe aus der Ostsee die früher nicht angesalzen wurden, jetzt aber nach schwedischem Vorgange angesalzen werden, wodurch sie sich längere Zeit erhalten, aber an Zartheit verlieren. Diese Heringe werden seit unvordenklichen Zeiten bei den Grünkramhändlern viel mehr als bei den eigentlichen Fischhändlern verkauft. Vgl. Michas Mitteilung in der Brandenburgia VI. 1897, S. 432. Deshalb ist die Meinung verbreitet, der Name grüne Heringe stammt von den Verkaufsstätten der Grünkramhändler her. Das ist aber irrig, die Bezeichnung „grün" kommt für Fisch schon seit Jahrhunderten vor und bedeutet nur soviel als frisch. Die Franzosen brauchen das Wort genau in demselben Sinne, sie sagen z. B. cabilland vert d. h. grüner Kabliau (frischer Kablian) im Gegensatz zu den getrockneten oder geräucherten Kabliaus. Vgl. z. B. den Aufsatz „die Fischerei in Frankreich" in Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins B. XVI, März 1900, S. 83.

Übrigens spricht man auch von grünen Aalen bei uns. Brandenburgia VI, S. 432. E. Friedel.

15. **Krebspest.** Nachdem die vor ca. 10 Jahren auch in den brandenburgischen Gewässern verhängnisvoll gewordene Krebspest nahezu erloschen schien, tritt sie hier und da wieder auf, wahrscheinlich durch von ausserhalb bezogene Be- und Ersatz-Krebse. Der erfahrene Fischereibesitzer Mahnkopf-Spandau teilte im Brandenb. Fischerei-Verein mit, dass im grossen Rheinsberger- und in einem benachbarten See im August 1898 die Krebsbestände vernichtet worden seien.

Berlin, Dez. 1899. E. Friedel.

16. **Maränen.** Auf dem Berliner Fischmarkt erscheinen die Maränen zweimal im Jahr erstlich etwa zwischen 15. November und 1. Dezember und zweitens zwischen ungefähr 15. Februar und 15. März auf dem Markt.

In den vierziger nnd fünfziger Jahren waren die grossen Maränen des Madui-Sees in Pommern (Coregonns) nahe der brandenburgischen Grenze in Berlin so verbreitet, dass Verkäuferinnen in den Strassen der Hanptstadt umherzogen und den Fisch mit einem eigentümlichen „cri de Berlin"*) ausriefen: „kauft Madüi-Marän! Marän! Auch die kleinen Maränen, die plötzlich in Menge nach grossen Fischzügen in den Tiefseen der Mark anf dem Berliner Markt erschienen (Coregonus albnla), wnrden derartig ansgerufen. Der verstorbene Pächter des Berliner Ratskellers, Frieske, hatte einen Anteil an dem Fischereiertrag des Madnisces nnd pflegte im Frühjahr der siebziger Jahre die herrlichen grossen Madni-Maränen auf der Speisekarte zu haben. Seitdem scheint dieser Fisch wieder aus Berlin verschollen zu sein, wenigstens habe ich ihn nicht wieder antreffen können. Aus dem Pulssee und anderen Tiefseen der Neumark kommt ab und zu die von Professor Dr. Peters zuerst festgestellte Pracht-Maräne (Coregonus generosns Peters*) anf den Berliner Fischmarkt. Während die in diesem Winter in Berlin häufige kleine Maräne so zart wie ein frischer Hering oder eine Bachforelle ist, steht die Pracht-Maräne dem Geschmack nach in der Mitte zwischen der kleinen Maräne (C. albula) nnd der Edel-Maräne des Madui. In diesem Winter erscheinen in der Central-Markthalle anch russische Maränen zum Verkauf. Die tiefsten Seen der Grafschaft Rnppin liefern im übrigen oftmals die kleine Maräne nach Berlin.

Berlin, den 6. März 1900. E. Friedel.

17. **Welsfang.** Aus dem Landkreise Landsberg a. W., 28. August 1896. (Nm. Ztg.) Ein Fischfang von grösster Seltenheit wurde in der Nacht vom Sonntag zum Montag von dem Fischer Hartwig aus Fichtwerder in der Warthe gemacht; er fing einen Wels im Gewicht von 100 Pfund. Der Wels hat eine Länge von 2 Meter. Der von oben nach unten zusammengedrückte Kopf ist $^1/_2$ Meter breit. Der Fischfang anf der Warthe steht jetzt in vollster Blüte. Fast täglich fangen die Fischer hier vier bis sechs Lachse im Gewichte bis zu 40 Pfnnd.

18. **Fischsterben in der Spree.** Wie bereits gemeldet, wird seit Sonnabend Abend ein gewaltiges Fischsterben in der Spree beobachtet. Zum Glück sind es, wie uns geschrieben wird, meist nur wertlose Weissfische, Güster, Ucklei, Plötzen und Rotaugen. Das Fischsterben tritt fast regelmässig nach heftigen Gewittern, sobald diese von gewaltsam herabstürzenden Wassermassen begleitet sind, anf. Man ist vielfach geneigt, Wasser-Blitzschlägen die Schuld beizumessen, wohl ohne rechten Grund, da dergleichen Blitzschläge erst noch nachzuweisen bleiben und doch nur in einem verhältnismässig kleinen Umkreis wirken könnten. Ebenso kann die ebenfalls als Mitschuldige angerufene gewitterschwüle, sciroccoartige Luft keine genügende Erklärung bieten. Letztere dürfte vielmehr fast ausschliesslich in der plötzlichen, gewaltsamen und durch fast den ganzen

*) Vgl. Les Cris de Berlin, Berliner Strassenausrufe Brandenburgia V. 1896/97, S. 273.

Wasserlauf innerhalb der Grossstadt erfolgenden Zufuhr von Schmutz und Schmutzwasser in das Flusswasser und die Schiffahrtskanäle zu suchen sein. Während der jetzigen trockenen Jahreszeit haben sich grosse Mengen von Staub u. dergl. angesammelt, die der Platzregen ins Wasser spült, ebenso ergiessen die Notauslässe der Kanalisation gewaltige Wassermengen, welche vielerlei Unrat enthalten. Diese Massen kleben sich an die Kiemen der Fische, erschweren den Atmungsvorgang und bringen die zarteren Fischarten, insbesondere die jugendlichen Individuen, zu einem raschen Absterben.

Berl. Tagebl. 26. Juli 1893.

19. **Der Fischbestand der Oberspree** hat sich in diesem Jahre infolge der durch die Gewerbe-Ausstellung hervorgerufenen ganz bedeutenden Steigerung des Dampferverkehrs in bedenklichem Masse vermindert. Allerdings ist zwischen Köpenick und Stralau der Fischreichtum schon längst von Jahr zu Jahr geringer geworden, weil der Dampferverkehr fortgesetzt überhaupt mehr und mehr zugenommen hat, und es hierdurch den Fischen auf jener Strecke vor allem ganz unmöglich geworden ist, zu laichen. Noch niemals aber ist die Fischerei und besonders der Aalfang, auf der Oberspree, vornehmlich jedoch bei Stralau, so wenig ergiebig gewesen, wie in diesem Jahre. Die Aalkörbe werden von den Dampferwellen unausgesetzt hin- und hergeschaukelt, sodass die Tiere nicht hineingehen. Infolgedessen sind denn auch in diesem ganzen Sommer, trotzdem die Hauptmonate Mai und Juni für die Fischerei sonst sehr günstig waren, bei Stralau kaum soviel Aale gefangen, wie im vergangenen Jahre in einer einzigen Nacht.

Post, 6. Aug. 1896.

20. **Maränen.** „Sämtliche drei Seen (bei Lindow: der Wutz-, Vielitz- und Gudelak-See) sind reich an Fischen aller Art, der Vielitz-See zeichnet sich insbesondere durch den Fang des feinen Zanders aus; die beiden anderen enthielten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Muränen, welche inzwischen ausgestorben sind." Fromme: Aus der Vergangenheit von Stadt und Kloster Lindow. 1884. S. 26.

Hier ist, wie so häufig, die Muräne, ein Raubfisch des Mittelmeeres mit unserer zu den Salmoniden gehörigen Maräne verwechselt. Vergl. das von mir diesbezüglich Gesagte bei Besprechung des Buchs „Der Werbellin" von Dr. H. Böttger in dem Bericht über die Brandenburgia-Sitzung vom 29. Nov. 1899 unter A. 14. — Im vorliegenden Falle handelt es sich um die sehr schmackhafte kleine Maräne (Coregonus albula L). Vergl. auch No. 13.

E. Friedel.

21. **Eine merkwürdige Fischliebhaberei Friedrich Nicolais** wird in den „Jugenderinnerungen von Gustav Parthei" (Berlin 1871) Bd. I, S. 46, berichtet.

Ein Lieblingsgericht des Grossvaters (Friedrich Nicolais) war eine kleine grätenreiche Fischart von den Berliner Stäkerlingen. Diese mussten in jeder Woche wenigstens einmal vorkommen."

Parthei möge mir verzeihen, wenn ich diese Angabe zoologisch wie kulinarisch anzweifle. Der Stichling (Gasterosteus aculeatus L.)

berlinisch „Stekerling“ (d. h. „Stacheling“) genannt, ist so abscheulich hart, grätig und gefährlich stachelig, dabei so fleischlos, dass man ihn wohl niemals verzehrt. Er kommt in der Spree auch nicht innerhalb Berlins in solchen Schwärmen vor, wie der Yklei (Alburnus lucidus L.), der allerdings seine Geschmacksliebhaber, besonders unter der angelnden Jugend hat, sonst auch nur ein verschmähtes „Armeleuteessen“ ist. Wahrscheinlich hat der berühmte Buchhändler, Freund Lessings und Moses Mendelssohns, sich diese kleinen Fischchen öfters zubereiten lassen. E. Friedel.

22. **Der Seehund,** welcher die grössern brandenburgischen Ströme, Elbe und Oder, dann und wann besucht, mag hier auch, als besonderer Fischschädling erwähnt werden. So wird aus Westpreussen berichtet:

Bohnsack, 15. März 1893. Die Danziger Bucht wird in diesem Jahre von einer unglaublichen Menge von Seehunden blockiert. Allein am 14. d. Mts. haben die Fischer nur aus Östlich-Neufähr 20 Seehunde in den Störnetzen erbeutet und sich behufs Erlangung der je 5 Mark betragenden Prämie Fangbescheinigungen vom Vertrauensmann ausstellen lassen. Der kleinste der Hunde wog nach der „Danz. Ztg.“ 180 Pfund, der grösste 370. Leider ist nur ein Stör von allen Fischern gefangen, die der Meinung sind, dass die Hunde den Störzuzug verhindern. Dafür dürften Breitlings-Schwärme zu erwarten sein. B. T.-Bl. 17. 3. 1893.

Wahrscheinlich handelt es sich nicht um den gemeinen Seehund Phoca vitulina, der in der östlichen Ostsee selten, sondern um den Graukerl, auch Kegelrobbe genannt, Halichoerus grypus, von der sich ein bei Danzig gefangenes altes und schönes Exemplar seit Jahren in dem von Dr. Hermes umsichtig geleiteten Berliner Aquarium befindet.

E. Friedel.

23. **Eine Welsfamilie gefangen.** Einen guten und seltenen Fang haben die Fischermeister Schulz und Meyer III nebst Gehilfen in diesen Tagen in der Spree in der Nähe von Hangelsberg gemacht. Mit einem Zugnetz fingen dieselben vier Welse, zwei ältere und zwei jüngere. Der grösste, wir wollen sagen der Grossvater der Welsfamilie, hat die respektable Länge von 170 cm und, hinter dem Kopf gemessen, einen Umfang von 75 cm. Sein Gewicht beträgt 52 Pfund. Der zweitgrösste — wohl der Vater — wiegt 16 Pfund, während die beiden Kinderchen nur 3 und $1^1/_2$ Pfund schwer sind. Der grössere Bursche hat ein imposantes Ansehen; alte Fischermeister können sich nicht erinnern, dass in der Spree jemals ein so grosser Fisch gefangen worden sei. Herr Fischermeister Schulz, Wassergasse, ist bereit, für einige Tage die Besichtigung des lebenden Riesenwelses den Interessenten zu gestatten. Fürstenwald. Ztg. 1. Aug. 1898.

24. **Zum Schutz der Fischerei auf der Oberspree** ist seit kurzem ein Kreispolizeidampfer in Dienst gestellt, der wöchentlich mehrmals, auch nachts, Patrouillenfahrten macht. Die auf dem Fahrzeug befindlichen Beamten, der Pritzstabel (Stromaufsichtsbeamter) und Gendarmen in Civil, haben die Aufgabe, die unbefugte Fischerei zu unterdrücken und den Flusspiraten nachzuspüren, die Diebstähle an den Fischvorräten und

Fischereigerätschaften ausführen. Dabei kommen aber auch vielfach Übertretungen harmloser Ruderer und Segler zur Anzeige, zum Beispiel, wenn diese abends ohne Laternenlicht fahren. Die Beamten haben die Befugnis, auf Kähnen, die ihnen sonst verdächtig vorkommen, Revisionen vorzunehmen, die sie auch auf die Mannschaften erstrecken können. Die Beraubungen der Fischereigerätschaften haben seit der Indienststellung des Polizeidampfers schon bedeutend nachgelassen. B. T.-Bl., 31. August 1899.

25. **Fischerei - Litteratur.** Dr. G. Eberty: Der Pritzstabel. (Behandelt die wendischen Wasser- und Fischerei-Vögte zu Spandau, Coepenick, Ruppin und Potsdam.) In No. 1 der Allg. Fischerei-Zeitung XVIII. München u. Berlin, 14. Januar 1893.

Die Allgemeine Fischerei-Zeitung (Neue Folge der Bayer. Fischerei-Zeitung) ist vom 1. Januar 1893 ab u. a. auch Organ des Deutschen Fischerei-Vereins sowie des Brandenburgischen Fischerei-Vereins geworden.

Seither erscheint für den uns lebhaft interessierenden, von Herrn Kammergerichtsrat Uhles vorzüglich geleiteten „Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg“ ein eigenes Organ unter der Bezeichnung „Mitteilungen“, auf deren reichen heimatkundlichen Inhalt die Mitglieder der Brandenburgia besonders aufmerksam gemacht werden.

26. **Fisch-Vermehrung im Spreewald.** Während vor einem Jahrzehnt über Fischmangel im Spreewalde geklagt wurde, kann heute die Fischzucht als recht erfreulich bezeichnet werden. Hierzu trug namentlich das Hochwasser der letzten Jahre bei, da die Fische sich ungestört vermehren konnten. Auch hat das Hochwasser bewirkt, dass aus grösseren Seen, namentlich aus dem Schwielochsee sich viele Fische stromaufwärts in die weite, überschwemmte Spreewaldniederung begaben. Namentlich haben sich auch viele edle Fische eingefunden, besonders Karpfen. Noch vor zehn Jahren gab es diese im Spreewalde fast garnicht, und jetzt vergeht fast kein Tag, an dem die Angler nicht einige mit nach Hause bringen. Es sind dies meistens Exemplare von zwei bis vier Pfund; doch sind auch grosse Karpfen keine Seltenheit. Jetzt, nachdem das Hochwasser sich verlaufen hat, werden die Fische, namentlich schöne, grosse Hechte, zahlreich mit dem Netze gefangen. Vor acht Wochen, als die Fische wegen des hohen Wasserstandes schwer zu fangen waren, hatten sie einen sehr hohen Preis. Es wurde damals das Pfund Hechte mit 1,20 Mk. bezahlt. Heute kostet dieser Fisch nur 50 Pfennige. Viel trägt auch zum Niedergang des Preises bei, dass der Touristenstrom nach dem Spreewald langsam versiegt. Es kommen im Laufe des Sommers jetzt über 40 000 Fremde nach dem Spreewald, und jeder will das Nationalgericht des Spreewaldes, Fisch mit Spreewaldsauce, geniessen. Da müssen die Wirte die höchsten Preise anlegen, um ihre Gäste zu befriedigen. Gegenwärtig ist das anders. Die Wirte brauchen nur noch wenig Fische, und daher sind die Preise so niedrig. Jetzt gönnt auch der Spreewälder sich selbst wieder einmal ein Gericht Fische, während diese im Sommer zu Gelde gemacht werden mussten. Was die Fischer durch den Eingang der Krebse eingebüsst haben,

das tragen die grösseren Mengen Fische jetzt wieder ein. Soviel Mühe man sich nämlich seit der Krebspest auch mit Hebung der Krebszucht bisher gegeben hat, so ist es doch bisher noch nicht gelungen, den Spreewald mit diesen Krustentieren zu bevölkern.

26. **Der Ukelei als Perlenlieferant.** Dass der Ukelei oder Iklei auch Perlen liefert, dürfte nur wenigen bekannt sein. Thatsächlich verdankt die sogenannte Pariser Perle, die der echten beinahe täuschend gleich sieht, ihren leuchtenden Glanz dem unscheinbaren Bewohner unserer märkischen Gewässer. Um denselben herzustellen, bedient man sich der Schuppen. Die Ukelei-Schuppe besteht aus 30—40 pCt. einer im kalten Wasser unlöslichen stickstoffhaltigen Materie, ungefähr 45 pCt. phosphorsaurem und 3—10 pCt. kohlensaurem Kalk; diese Schuppenteile werden zur Leimfabrikation benutzt, die silberglänzende Substanz aber, mit der die Schuppen ausserdem überzogen sind, dient zur Bereitung künstlicher Perlen und wird pro Pfund mit 60—100 Mk. bezahlt. Um sie zu lösen, schüttelt man die Schuppen mit Wasser, woranf der Silberglanz zu Boden sinkt. Nachdem er mit Ätzammoniak und Hausenblasenlösung versetzt worden ist, kommen die aus Glas geblasenen Perlen hinein. Der Ammoniak verfliegt und der Silberglanz bleibt zurück. In Stettin befinden sich seit Jahren zahlreiche Agenturen Pariser Häuser, die den Glanz aufkaufen. Um die nötigen Quantitäten zu gewinnen, veranstaltet man alljährlich in den märkischen, mecklenburgischen und pommerschen Gewässern ein förmliches Ukeleimorden, in den Eislumen werden die Fische zu Tausenden gefangen. Während man ihre Leiber den Schweinen als Futter vorwirft, kommen die Schuppen in den Handel. Um eine einzige falsche Perle herzustellen, müssen Unmengen von Fischen ihr Leben lassen. B. L.-A. 21. 2. 1899.

27. **Fischergemeinde Sonnenburg, Kreis Ost-Sternberg.** Als am Tage Johannis des Täufers, also am 24. Juni 1883, die Investitur des Prinzen Albrecht von Preussen als Herrenmeister des Johanniter-Ordens in dem sonst so stillen Landstädtchen Sonnenburg stattfand, zeichneten sich bei dem festlichen Empfange besonders die Fischer aus. Ebenso am Johannistage im Jahre 1884 bei der Anwesenheit desselben Herrenmeisters. Vor der Lenzebrücke, die nach dem Schlossplatz führt, hatte sich wie die N. A. Z. berichtet, die Fischergemeinde versammelt, deren Vorsteher Wilschere den Herrenmeister bewillkommnete. Das grosse Rundteil vor dem Schloss war mit Netzen und dem Fischergewerbe entsprechenden Insignien geschmückt. Die Fischer verdanken ihren Wohlstand zumeist dem Johanniter-Orden, der ihnen nach der Urbarmachung des früher wilden Warthebruches, als Entschädigung für die verminderte Fischerei, reiche Wiesen gegeben hat, die jetzt einen weit lohnenderen Ertrag bringen, als dies je bei der Fischerei und dem Krebsfange der Fall gewesen ist, obgleich die Sonnenburger Krebse einst weit und breit berühmt waren und selbst auf der Speisekarte von Chevet im Palais Royal zu Paris als écrevisses de Sonnenbourg figurierten. Unter einem Fuss Länge, erzählt die Überlieferung, durften in früheren Zeiten keine Krebse zur Herrenmeistertafel in Sonnenburg geliefert werden. Das waren also Krebse von der achtbaren Grösse einer Hummer.

E. Friedel.

28. **Maränen und Muränen.** Bei Dr. med. Johan. Christoph. Wulff: Ichthyologia cum Amphibiis Regni Borussici. Methodo Linneana disposita, Regiomonti, 1765, heisst es S. 48 flg.:

Muraenula. Cyprinus pinna ani XIII. et dorsalis IX. Marena. Muränichen, ab oppidulo Marchiae Moryn, ubi frequens ejus est captura. Murenen. Morenen. Piscis delicatus et carus. Muränen Borussis."

Es wird hier also der Name „Muränen" sonderbarerweise von dem Städtchen Morin im Kreise Königsberg i. N. abgeleitet, woran umsoweniger gedacht werden kann, als er selbst hinzufügt, dass die Bezeichnung „Muränen" auch in Preussen (womit Ostpreussen gemeint ist) üblich sei, wo die Maräne garnicht selten vorkommt und das Städtchen Morin wohl kaum bekannt ist. Die lateinische Bezeichnung Muraenula ist ebenso falsch, dagegen der Name Marena, also deutsch Maräne oder Marene vollkommen richtig. Die märkische und ostpreussische Maräne gehört zur Lachsfamilie, die Muräne ist ein mittelmeerischer Fisch, der zur Aalfamilie gehört. Vgl. Mitt. des Vereins f. d. Gesch. Berlins. I. 1884. S. 30 und No. 4 dieser Zusammenstellung.

29. **Der Ursprung der Fischangel.** Sonderbarerweise wurde im christlichen Mittelalter der Ursprung der Fischangel dem Tristram, jenem mit dem Sagenkreis des Artus und der Tafelrunde in Verbindung gebrachten Helden, eigentlich einem Heros der keltischen Mythologie, zugeschrieben, den um 1200 uns Gottfried v. Strasburg, neuerdings Richard Wagner in der Oper Tristan und Isolde im Lichte deutscher Romantik näher gebracht hat. Dr. Joh. Knieschek veröffentlicht in der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur N. F., Bd. XVI 1884, S. 261 flg., eine deutsche Überzeugung der czechischen Bearbeitung des Tristram, in welcher es, nachdem geschildert worden, wie der Held mit Isolden sich vor seinen Verfolgern in eine Waldeseinöde geflüchtet und in einer Hütte mühselig sein Leben über zwei Jahre gefristet hat, wie folgt, heisst:

„auf der Welt sie nichts anderes hatten
als eicheln und waldkräuter;
da assen sie davon wenig.
das war ihre beste Speise,
ausser wenn Tristram mit seinem bogen
erschoss irgend ein vögelein,
sei es eins drossel oder eine holztaube.
auch darauf achtete er
zu schiessen rehe.
dann nahm die Frau eine heftnadel aus ihrem schleier,
Tristram machte daraus ein häkchen in der weise
wie jetzt die angeln sind,
womit man fische fängt,
band es an ein holz
und fieng damit fische im flusse,
der floss vor ihnen.
da hatten sie fische genug mit anderem.

mir ist das sicher gesagt,
dass durch ihn zuerst erfunden ward
fische zu fangen mit angeln
(und verschiedenen reusen)."

Den letzten Vers halte ich mit Knieschek für einen späteren Zusatz. Vgl. im übrigen das in meiner Schrift: Aus der Vorzeit der Fischerei, Berlin, 1884, S. 54 Gesagte. Unter der Heftnadel der Isolde hat man wohl die kreisrunde Spange des 2. bis 14. Jahrhunderts zu denken, die einen kleinen Kerb an einer Stelle hat, um welche sich ein, einen Diameter des Spangenkreises bildender Dorn bewegt. Dreht man diesen Dorn nach aussen und biegt seine Spitze krumm, so hat man einen, allerdings etwas rohen, Angelhaken. An den Spangenkreis würde die Angelschnur zu binden und diese mittels eines Stückchens leichten Holzes als Angelschwimmer flott zu erhalten und vorm gänzlichen Untersinken zu bewahren sein. Zerrt der Fisch am Köder, so zieht er den Angelschwimmer unter Wasser und deutet damit den Augenblick an, in welchem man die Angel aus dem Wasser schnellen muss, um den Fisch zu fangen. E. Friedel.

30. **Die Stinte des Tegeler Sees bei Berlin.** Bekmann: Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg. I. 1751 S. 1112 schreibt: „Der See bei Ziegel (Tegel) ist sehr fischreich, und seine Fische und Krebse von schönem geschmack. Hält unter andern schöne Zander, Barsche, Biele und Stinte, so wegen ihrer grösse oben III. Th. II. R. § V. s. 577 angemerket worden." Und S. 577: „In dem Fischreichen See bei Ziegel, Berl. Insp. trifft man sie 8 zoll lang und 3 zoll dikke, die einem Stetinischen Hering nicht unähnlich sein. Sie haben einen starken unangenehmen geruch, wie sie dann auch deshalb hier zu Lande Stint oder Stinks und Stinkfisch, so genannt werden: und wie Colerus XVI. B. 41. K. schreibet, liegen sie das ganze jahr durch in den Seen unten auf dem grunde, und wird kein einziger gefangen, aber um Oenli, oder deutlicher zu sagen am ende des Februar und zu anfange März ziehen sie haufenweise wie die bienen, und werden in grosser anzahl gefunden."

Auch Bloch: Ökonom. Naturgesch. der Fische Deutschlands I. Berlin 1783, S. 228 leitet den Namen Stint von stinken ab, und man kann wegen der Schmackhaftigkeit des Tieres eben nur sagen: de gustibus non est disputandum. Sicher ist, dass der Stint, Osmerus eperlanus Linné, der zur Familie der Lachse, also der Edelfische, gehört, immermehr von den Fischmärkten Berlins verschwindet. Was der Grund davon ist, ist nicht so leicht zu ermitteln. Die Fischer sagen, er sei aus vielen Gewässern verschwunden oder doch in denselben ausserordentlich vermindert. Dr. Carl Bolle, unser Mitglied, ein sorgsamer, verlässlicher und feiner Naturbeobachter, ist mit mir der Meinung, dass dem Fisch nur nicht mehr in geeigneter Weise nachgestellt werde. Wahrscheinlich ist der Fang wegen geringer Nachfrage nicht mehr lohnend. Da Herr Bolle, wie ich, am Tegeler See nach Frühjahrsstürmen immer tote frisch ausgeworfene Stinte am Ufer gefunden haben, so waren wir stets der Meinung, dass der Fisch aus demselben nicht verschwunden sei. Dies wird dadurch bestätigt, dass Herr Bolle in

den letzten warmen Tagen des Januar 1885 aus einer Luhme im Else des Sees bei seiner Insel Scharfenberg eine Menge der Fischchen lebend gefangen hat, die wir, mit Pannirmehl gebacken, uns trefflich haben schmecken lassen. Einige wenige Exemplare erreichten sogar die von Bekmann erwähnte Riesengrösse von 8 Zoll rheinisch. Da der Stint in grossen Tiefen lebt und klein ist, so kann er nur mit einem teuren engmaschigen Fischzeug in marktfähiger Menge gefangen werden. In die Eisluhmen drängt er sich mitunter in solcher Menge, dass wenn man Reisigbündel unter denselben versenkt hat und sie schnell in die Höhe zieht, eine Menge der zierlichen Fischchen gefangen werden. Früher z. B. in den Odergegenden, bediente man sich der Stint-Priepe (ein Exemplar im Märkischen Museum Kat. VI No. 1650), einer gewaltigen, mannshohen und 2 Fuss im Durchmesser haltenden aus Holzspänen geflochtenen Rense mit der Tausende auf einmal erbeutet werden konnten. E. Friedel.

31. **Störfang in der Oder.** Kienitz. Am 4. Mai 1882 in den Nachmittagsstunden wurde von hiesigen Fischern in dem Oderstrome ein Stör gefangen, welcher eine Länge von 2 m 23 cm (ca. 7 Fuss und ein Gewicht von 59½ kg hatte. Ein seltenes Ereignis hierselbst; vor ca. 20 Jahren wurde hier ein solcher Fisch gefangen, der aber nicht die Grösse des jetzt gefangenen hatte. E. Friedel.

32. **Fischzucht im Sorauer Kreise.** Soran N.-L., 27. Juli. In gleicher Weise wie der Obstbau in unserem Kreise in den letzten Jahren mit sichtbarem Nutzen gefördert wird, hat sich auch die Fischzucht hier ganz besonderer Pflege zu erfreuen. Ihr wird z. B. seit langen Jahren in Mildenau eifrige Pflege zuteil, und ist der dadurch erzielte Gewinn recht ermunternd Neuerdings hat ein junger Gutspächter in Mellendorf grossartige Fischteiche angelegt, und ist dieser schon jetzt mit dem Ertrage recht zufrieden. Leider ist der Schaden, den die Überschwemmungen in den letzten Jahren den Fischzüchtern in der Neissegegend, z. B. bei Forst, zugefügt haben, recht gross, indem das durch die Teiche flutende Hochwasser die Fische mit forttrieb. — Die hiesigen Landwirte behaupten, dass die Zollgesetzgebung ein Emporkommen der früher hier stark betriebenen Schafzucht zum Zweck der Wollgewinnung verhindere, und erwarten mit Sehnsucht eine für sie günstige Änderung des Gesetzes.

Frankfurter Oder-Zeitung 30. 7. 1899.

33. **Getrocknete Störe.** An einem Fischerhause in Zäckerick am rechten neumärkischen Oderufer prangen als seltene Beute an dem Gebälk über der Einfahrt der Unterfahrt (Lanbe, Löwing) des Hauses zwei getrocknete Störe. Dergl. getrocknete Störe sind mir aus Hohensaaten (Kreis Angermünde) und anderen märkischen Oderdörfern bekannt. Das Märkische Museum besitzt einen solchen Stör. Diese grossen Fische sind als Seltenheiten und Wahrzeichen aufgehängt, vergleichsweise wie in Kirchen und Rathäusern unserer Provinz Rippen und Wirbel vom Walfisch, mitunter vom Mammuth. Bezüglich Zäckerick vgl. „Bär“ vom 2. Dez. 1899. S. 762.

E. Friedel.

Walfischrippe. Obwohl die Waltiere bekanntlich Säuger sind, wird ihr Fang dennoch unter den allgemeinen Begriff des Fischfangs gerechnet. Dies mag es rechtfertigen, wenn ich darauf aufmerksam mache, dass sich in der Nikolaikirche zu Jüterbog eine defekte Walfischrippe als Rarität befindet, die wohl ein Schiffer oder Kaufherr dorthin gestiftet haben mag. St. Nikolaus ist Schutzpatron der Handelsfahrer und Kaufleute.

Jüterbog, den 29. Oktober 1899. E. Friedel.

34. **Die Rippe und der Wirbelknochen** in Berlin Ecke Molkenstrasse und Molkenmarkt, an der Stelle ungefähr, wo einst der Roland von Berlin gestanden, rühren ebenfalls von einem Waltier her. In der Nähe befindet sich die St. Nikolaikirche; möglich, dass diese Knochen in reformatorischer Zeit, als man die ehemals katholischen Kirchen „säuberte“ von dort fortgethan und als Merkwürdigkeit in der Nähe an einem Hause wiederangebracht worden sind. E. Friedel.

35. **Fischerei-Geschichtliches** von E. Friedel (No. 20 bis 24). Es sei hier vergönnt, die nachfolgenden interessanten fischereigeschichtlichen Nachrichten mitzuteilen, wenn sie auch das heimische Fischwesen nicht unmittelbar angehen.

Über das Symbol des

ΙΧΘΥΣ

Ἰχθυς (Ἰησους Χριστος Θεου Υιος)

sagt in einer Erwiderung auf eine Adresse Pius IX. im Juli 1873: „Vertrauen also auch wir voll jenes Glaubens, der nie abnimmt und der mit Recht in dem Fisch sein Symbol hat: denn gleichwie der Fisch zwischen den sturmbewegten Wellen des Meeres fest und unbewegt bleibt, so lässt sich der wahre und starke Glauben weder durch Verfolgungen noch durch Widerwärtigkeiten niederwerfen.“ Vgl. No. 21.

36. **Aus „Wattenboch: Das Schriftwesen des Mittelalters“. Lpz. 1871.** S. 62: „Wie Édélestand Du Méril (Etudes sur quelques points d'Archéologie et d'histoire littéraire, Par. et Lpz. p. 113) mittheilt (1860) hat sich auf dem Fischmarkt von Rouen noch jetzt die Sitte erhalten, dass die übriggebliebenen Fische am Schlusse versteigert werden, und das Ergebnis auf Wachstafeln eingetragen, deren Abbildung er mitteilt“.

S. 123: Die röm. Päbste bedienten sich der Bleibullen, für Breven aber des Fischerringes, der vor dem 15. Jahrh. wohl kaum nachweisbar ist. Vgl. No. 20.

S. 138: Man benutzte auch den Saft des Dintenfisches, sepia. Damit schreibt der faule reiche Jüngling bei Persius 3, 13, der spät erwachend sein Schreibgerät fordert und mit der Dinte unzufrieden ist:

Iam liber et bicolor positis membrana capillis,
Inque manus chartae nodosa venit arundo.
Tunc queritur crassus calamo quod pendeat humor.
Nigra quod infusa vanescat sepia lympha,
Dilutas queritur geminet quod fistula guttas!

Martial (4, 20) schickt mit dem solchergestalt frischgeschriebenem Buch gleich auch einen Schwamm, um, wenn es nicht gefalle, die Schrift auszulöschen. Auch Ansonius (epist. 7) gedenkt noch des Schwammes in ähnlicher Weise, indem er ein Begleitschreiben zu einem Geschenk von 30 Austern mit folgenden Versen beschliesst:

Sed damnosa nimis panditur area
Fac campum replices, Musa, papyrium,
Nec iam fissipedis per calami vias
Grassetur Cnidiae sulcus arundinis,
Pingens aridulae subdita paginae
Cadmi filiolis atricoloribus,
Aus cunctis pariter versibus oblinat
Fulvam lacticolor spongia sepiam.
Parcamus vitio Domnotinae domus,
Ne sit charta mihi carior ostreis.

(Man sieht gleichzeitig daraus, dass in Gallien damals Papyrus ziemlich teuer war.)

37. **Fischereiliche Sprichwörter.**

Old Horace Greeley went a — fishing out for clams
And he did not get nary — a one.

Anfang eines amerikanischen Spottliedes auf den Präsidenten Horace Greely. Clam ist Venus mercenaria, eine sehr wohlschmeckende Meeresmuschel, vgl. meine Angabe Brandenburgia VI. S. 415.

Persisches Sprichwort.

Thust Du Gutes, so wirf es in's Meer,
Sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr.

Altenglisches Sprichwort.

When the corn is in the shock (zur Erntezeit)
The fish are at the rock.

38. Aus: **Mommsen: Röm. Gesch. I. S. 889:** 175–164 a. Chr.

Die neuen Luxusartikel wurden mit Schwindelpreisen bezahlt; das Fässchen Sardellen aus dem schwarzen Meer mit 1600 Sesterzen (120 Thaler) höher als ein Ackerknecht.

Aus derselben Epoche S. 904:

Dem Athenäer war nichts übrig geblieben als die Schule, der Fischmarkt und das Bordell.

Ebendort: Unter den stehenden Figuren der damaligen griech. Comödie (Menander pp.) der Arzt, der Priester, der Fischer, der Schiffer.

S. 138. Tarentiner Fisch- und Purpurschneckenfang. Der vortreffliche Hafen, der einzige gute an der ganzen Südküste, machte ihre Stadt zum natürlichen Entrepôt für den süditalischen Handel, ja sogar für einen Theil des Verkehrs auf dem adriatischen Meer. Der reiche Fischfang in dem Meerbusen, die Erzeugung und Verarbeitung der vortrefflichen Schafwolle sowie deren Färbung mit dem Saft der tarentinischen Purpur-

schnecke, die mit der tyrischen wetteifern konnte — beide Industrien hierher aus Miletos eingebürgert — beschäftigten Tausende von Händen.

39. **Der Fischgott Dagon.** „Was die Kopfbedeckung des assyrischen Fischgottes anlangt, den nach der Bibel auch die Philister verehrten, so ist es, wie jeder sich überzeugen kann, der die alt-assyrischen Bildwerke im Britischen Museum ansehen will, genau dieselbe, wie sie heute die römisch-katholischen Bischöfe noch tragen. Der ganze äusserliche Aufzug der päbstlichen Kirche ist aus solchem steinalten, crassen Heidentum erwachsen. Der Fischgott Dagon aber, an dessen Schuppengewand zwei Frauenfüsse hervorstanden, war eines der sinnlichsten aller altheidnischen Sinnbilder, ebensowohl, wie es einst das Kreuz gewesen war. Und daraus sind nun christliche Bekleidungsstücke und heilige Zeichen geworden, die man noch im 19. Jahrhundert anbetet." (Vgl. Karl Blind: Neue Beiträge zur Sündfluth- und Astarte-Sage, Gegenwart 1873. S. 219.)

Kleine Mitteilungen.

Von der Volkszählung am 1. Dezember 1900. Nach den vorläufigen Ermittelungen hat die Volkszählung für eine Reihe grösserer Städte Deutschlands folgende Ergebnisse geliefert:

	1900	mehr gegen 1895		1900	mehr gegen 1895
Berlin	1 884 345	207 041	Lübeck	81 517	11 643
Hamburg	767 385	85 752	Görlitz	80 842	10 667
München	498 503	87 502	Würzburg	74 905	6 100
Leipzig	455 120	55 120	Plauen i. V.	73 908	18 717
Breslau	422 415	49 252	Darmstadt	63 745	7 455
Dresden	395 349	41 064	Ludwigshafen	61 796	22 000
Köln	370 685	49 121	Freiburg i. B.	61 513	8 400
Frankfurt a. M.	287 813	58 544	Potsdam	59 326	871
Nürnberg	260 743	64 960	München-Gladbach	57 659	3 997
Hannover	234 986	25 451	Liegnitz	54 900	3 400
Magdeburg	229 752	15 308	Osnabrück	51 487	6 300
Düsseldorf	212 919	36 964	Harburg	49 156	6 577
Stettin	209 988	22 531	Regensburg	45 312	3 841
Charlottenburg	189 300	48 700	Pforzheim	43 097	9 756
Stuttgart	176 318	17 997	Ulm	42 860	3 575
Bremen	160 823	19 000	Heidelberg	40 232	5 042
Halle a. S.	156 631	40 327	Stralsund	31 005	905
Elberfeld	156 503	17 166	Eisenach	31 000	5 600
Strassburg	150 268	14 660	Göttingen	30 180	4 567
Mannheim	137 000	46 000	Bayreuth	29 263	1 570
Posen	116 151	18 377	Lüneburg	24 703	2 309
Kiel	107 071	21 405	Erlangen	22 842	2 000
Krefeld	106 887	— 358	Eberswalde	21 614	3 218
Kassel	105 455	15 263	Grünberg	20 937	2 412
Karlsruhe	98 000	14 000	Köslin	20 700	1 800
Schöneberg	95 939	33 244	Jena	20 615	5 216
Rixdorf	90 514	30 600	Speyer	20 420	1 376
Augsburg	89 000	6 270	Baden-Baden	15 577	715
Mainz	81 500	4 550	Tübingen	15 323	1 347

Die Armenlasten von Berlin sind nach der neuesten Zusammenstellung des Directors des Hamburger Armenwesens Dr. Brnehl nicht nur absolut, sondern auch relativ die grössten von allen deutschen Staaten. Nach Abzug der Einnahmen mit 621 486 Mark verbleiben mehr als 14½ Millionen Mark Ausgaben. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen nach dem Stand von 1897/98 8 Mark 48 Pfennig, ein Betrag, dem sich nur Hamburg mit 7 Mark 76 Pfennig nähert. An dritter Stelle steht Danzig mit 5 Mark 38 Pfennig. 20 deutsche Städte, die grösser als Danzig sind, haben geringere Armenlasten. Über 4 Mark auf den Kopf haben noch Krefeld mit 4 Mark 38 Pfennig, Düsseldorf mit 4 Mark 14 Pfennig und Potsdam mit 4 Mark 16 Pfennig. Sehr verschieden sind die eigenen Einnahmen der Armenverwaltungen. So nimmt Köln aus seinen Stiftungen 845 000 Mark, 224 000 Mark mehr als Berlin ein. Mehrere Städte erzielen sogar Überschüsse aus den Armenverwaltungen, so Strassburg, Lübeck und Hanau. Im allgemeinen ergiebt sich aus der Zusammenstellung, dass in alten Städten das Stiftungsvermögen zur Deckung der Armenlasten meist fast zureicht, während in den aufstrebenden Industriestädten die Armenlasten am grössten sind. In Berlin trägt der ungeregelte Zuzug, die Verlockung der Weltstadt für unsichere Existenzen den Hauptanteil an der Vermehrung der Armen-Kopfzahl.

Berlin, im Oktober 1900. E. Fr.

Altmärkischer Taufschmaus. Köckte (Kr. Gardelegen), 31. Oktober. Dass in der Altmark nicht blos die bekannten grossartigen Hochzeiten, sondern auch grosse Kindtaufen gefeiert werden, beweist der Taufschmaus, den der Maurermeister Karl Bethge hierselbst abhielt. Es waren dazu, wie die „Wes. Ztg." mitteilt, an 500 Personen von hier und aus der Umgegend geladen. Zur Speisung der vielen Gäste waren zwei Schweine, ein Rind und ein Kalb geschlachtet; mehrere Centner Mehl waren zum Kuchen verbraucht worden. Der Durst wurde mit 10 Tonnen Bier und verschiedenen Spirituosen gelöscht; an Cigarren wurden 15 Kisten verdampft. Die Musik wurde von der gut geschulten Schillingschen Stadtmusikkapelle aus Salzwedel ausgeführt. B. T. 2. Nov. 1900.

Fragekasten.

A. B. Was weiss man über den Tod des Gesandten Sir Bathurst zu Perleberg 1809? — Über das am 25. November 1809 erfolgte Verschwinden des Lord Bathurst gehen drei Vermutungen um, die gewöhnlichste: Napoleon I. habe ihn als staatsgefährlich mittelbar oder unmittelbar beseitigen lassen, die ebenfalls geteilte: Bathurst, der sehr aufgeregt und eingeschüchtert in Furcht vor räuberischen Überfällen im „Weissen Schwan" zu Perleberg ankam, habe sich selbst das Leben genommen; endlich die anfänglich am wenigsten geglaubte: er sei von gemeinen Raubmördern wegen

des vielen Geldes, das er zeigte, höchst wahrscheinlich von August Schmidt dem Sohn des Postwagen-Meisters, mutmasslich unter Mithilfe des Häuslers Mertens umgebracht. Eduard Schulte hat das alles neuerlich in einem Aufsatz in der „Gartenlaube" von 1891 S. 749 flg. „Das Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg im Jahre 1809" sehr lichtvoll auseinandergesetzt und dabei die Hypothese des Raubmordes als sehr wahrscheinlich und glaubhaft dargestellt. Wir folgen Schultes Angaben.

Zu Beginn des Jahres 1809 wurde B. als ausserordentlicher Gesandter nach Wien geschickt, um Österreich zur Erhebung gegen Napoleon anzuspornen. Auf dem Rückwege wollte er über Berlin nach Hamburg reisen und sich in Hamburg nach England einschiffen.

Über die Reise von Berlin bis Perleberg ist bekannt geworden, dass B. auf den Poststationen grosse Unruhe zeigte, seine geladenen Pistolen besichtigte und sich nach dem Verhalten der französischen Truppen in der Nachbarschaft erkundigte. Am Sonnabend den 25. November kam B. in Begleitung seines Sekretärs und Kuriers Fischer und eines Dieners Nikolaus Hilbert, beide Deutsche und anscheinend zuverlässige Leute, in Perleberg an. Alle drei gingen vom Posthaus nach dem in derselben Strasse belegenen Gasthof „Zum Weissen Schwan", der dem Gastwirt Leger gehörte und an das Parchimer Thor stiess, durch welches der Weg nach Hamburg ging. Am Abend beglich Fischer die Rechnung, Hilbert war beim Gepäck beschäftigt. Gegen 9 Uhr stand der Hausknecht mit einer Laterne neben dem Postillon bei den Pferden. Beim Schein der Laterne sah man B. vom Gasthof her an dem Wagen, in der Richtung, wohin gefahren werden sollte, vorübergehen, unbekannt weshalb. Von diesem Augenblick ist B. lebend nicht wieder gesehen und seine Leiche nicht mit voller Sicherheit nachgewiesen worden. (a. a. O. S. 750.)

Alle gerichtlichen und polizeilichen Nachforschungen führten zu nichts. Bei dem übelbeleumdeten August Schmidt wurde der kostbare Pelz des B. versteckt gefunden und Schmidt nebst seiner Mutter nur wegen Diebstahls zu 8 Wochen Gefängnis verurteilt. Die Untersuchung war unglaublich fahrlässig geführt worden. Ein paar Hosen des B. wurden von zwei Perleberger Frauen am 16 Dezember in einem Wäldchen, eine Viertelstunde vom Parchimer Thor gefunden. Auch diese Spur ward nicht genugsam verfolgt.

1852 fand man beim Abbrechen eines Hauses, dreihundert Schritt vom „Weissen Schwan" an der Hamburger Chaussee belegen, unter der Schwelle des Stalles ein menschliches Skelett. Das Haus gehörte seit 1803 dem Häusler Mertens. Schulte macht nun sehr wahrscheinlich, dass dies Gerippe die Reste des erschlagenen B. darstellte und dass Mertens Mithelfer an dem Morde gewesen ist. Der Schädel zeigte eine tiefe Einbeulung wie von einem Hammer oder stumpfen Beilende bewirkt. Schmidt hat jedenfalls den B. nach dem Hause des Mertens geführt und dort ist die That verübt worden. Wegen des weiteren Indizienbeweises verweisen wir auf die spannende und lichtvolle Darstellung Eduard Schultes selbst, vgl. S. 766—772.

Der französischen Regierung ist eine Mitschuld in keiner Weise nachgewiesen.

Dass eine solche That vorkommen und ungesühnt bleiben konnte, hängt mit der ganzen damaligen Unsicherheit und der Lockerung der obrigkeitlichen Autorität im Lande, die durch die französische Invasion verschuldet waren, zusammen.

---

v. G.-C. **Denkmäler, berühmte Grabstätten und Gedenktafeln von Russen** sind in der Provinz Brandenburgia vielfach zerstreut. Eine Zusammenstellung ist, beim Mangel umfassender Vorarbeiten, nur mittels Fragebogen möglich. Über die Berliner Kirchhöfe hat Herr Paul Kunzendorf in Zehlendorf eine Geschichte geschrieben, über die Gedenktafel für den Komponisten Glinka vgl. Dr. G. Albrecht im Bär, 1899, No. 25.

Frau S. Wieviel Einwohner hat Berlin? Die Stadt Berlin (selbstredend ohne das vorortliche, nur postalisch zu Berlin gerechnete Stück Berlin W.) hatte nach der Volkszählung am 2. Dezember 1895: 1 654 255 Civil-Einwohner. Die fortgeschriebene Bevölkerungszahl betrug für den 1. Januar 1900: 1 848 269; hiernach ist keine Rede davon, dass, wie Sie voraussetzen, bei der nächsten Volkszählung am 2. Dezember 1900 Berlin die zweite Million überschritten haben werde. Was Sie zu Ihrer Unterstützung anführen, sind statistische Vorausberechnungen aus den siebziger und achtziger Jahren. Diese vom städtischen statistischen Amt, z. B. als es sich um die Bemessung des Geländes für den städtischen Gemeindefriedhof in Friedrichsfelde handelte, aufgestellten rechnerischen Vermutungen haben sich aber als vollkommen trügerisch erwiesen. Der enorme Jahreszuwachs an Seelen, wie er in Berlin in den siebziger Jahren stattfand, hat längst nachgelassen. Es musste dies, weil das begehrte westliche und südwestliche Baugelände immer knapper wurde. Dadurch hat die Bevölkerungsziffer der Vororte sich ausserordentlich vermehrt. Wenn Sie das erwähnte, nicht zum Polizeibezirk der Reichshauptstadt gehörige postalische Stück Berlin W. mit in die Bevölkerungsziffer einziehen, dann allerdings wird dies Gross-Berlin über 2 000 000 Einwohner am 2. Dezember 1900 zählen. E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Die Prignitz.

Von

Eduard Zache.

I. **Die geologischen Grundlagen.** Orographische Skizze, geologische Skizze, die Landschaft zwischen Elde und Löcknitz, die Landschaft zwischen Löcknitz nnd Stepenitz, die Landschaft zwischen Stepenitz nnd Dosse, die Landschaft östlich der Dosse, das Havelberger Vorgebirge.

II. **Der wirtschaftliche Aufbau.** Der Siedelungsplan, der Dorfplan, die Dorfnamen, der Gehöfteplan, die Verkehrslinien, die Kolonisation der Askanier, die Dörfer, die Städte, der geistliche Besitz, die Kolonisation der Hohenzollern.

III. **Die geschichtlichen Ereignisse.** Die Napoleonischen Kriege, der dreissigjährige Krieg, das Mittelalter, die slavische Zeit, die Vorgeschichte der Kolonisation, die Urzeit.

I. Die geologischen Grundlagen.

Die Prignitz bildet den westlichen Vorsprung der Provinz Brandenburg. Sie schiebt sich keilartig zwischen Mecklenburg, Hannover und Sachsen ein. Auf der südwestlichen Seite bildet der breite Elbstrom ihre deutliche natürliche und politische Grenze. Nach Norden scheint auf dem ersten Blick eine natürliche Grenze zu fehlen. In der That ist sie auch bei weitem weniger ausgeprägt. Es ist hier der südliche Wall der mecklenburgischen Seenplatte, welcher strichweise eintritt. Man sieht schon auf einer kleinen Karte, wie Dosse und Stepenitz in ihren obersten Abschnitten sich quer vorlegen. Ihr Oberlauf liegt in einem weiten Wiesenthal, und beide nähern sich einander bis auf 1 km. Die deutlichste Marke aber sind die Ruhner Berge, welche nördlich von Putlitz auf eine weite Strecke den Horizont begrenzen und in ihrer höchsten Spitze 178 m erreichen. Auf der nordwestlichen Seite ist es

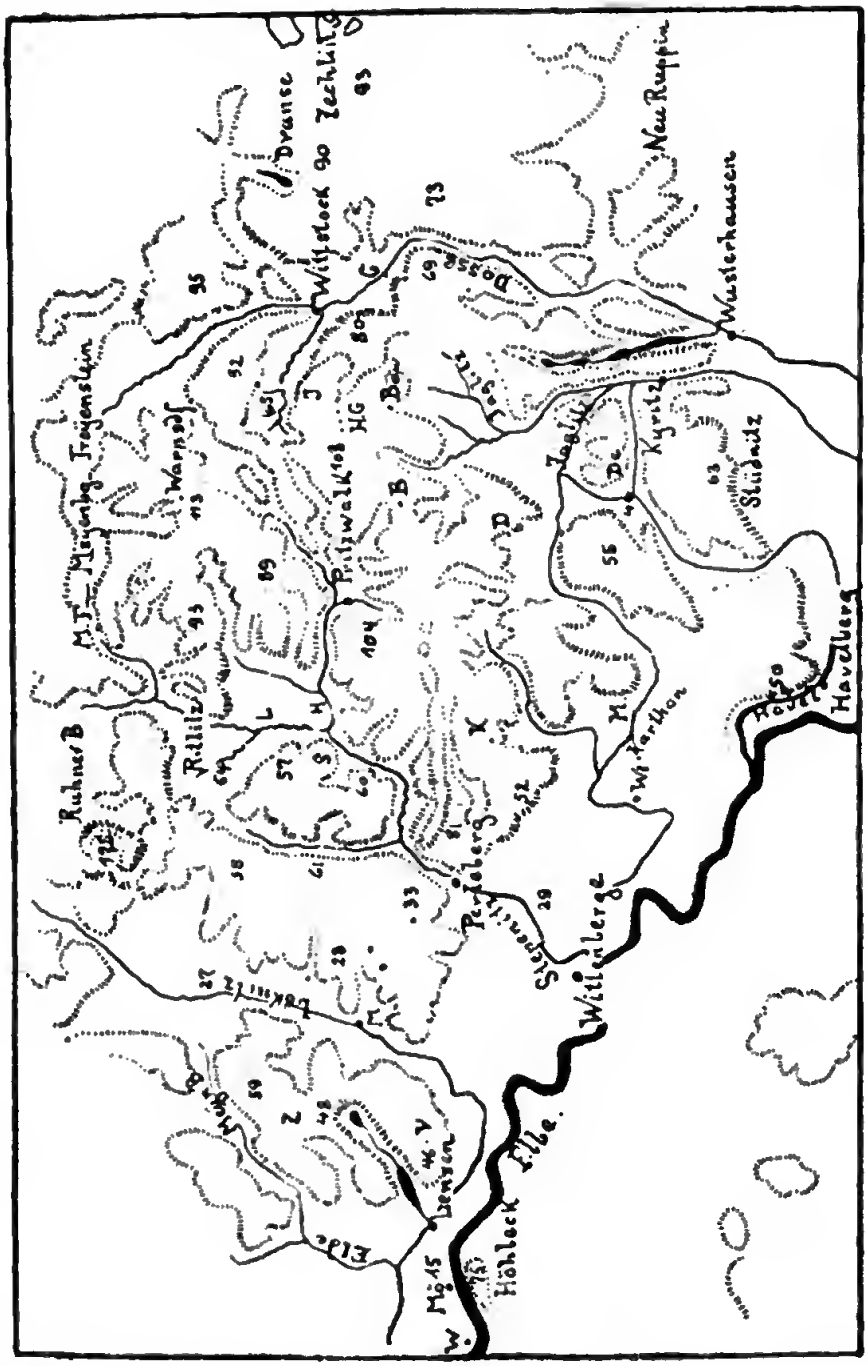


Fig. 1.
Skizze der Prignitz, nach den Karten des Werkes „der Elbstrom" Massstab 1 : 600 000.
B = Bölske, Bow = Blandikow, D = Dannenwalde, De = Demertin, H = Holle.
H. G. = Heiligen Grabe, J = Jabel, K = Krampfer, L = Lockstedt, M. F. = Marionfliess
M = Mödlich, Pl = Plattenburg, Wi = Wilsnack, W = Wootz, Z = Zapel.

der Meyn-Bach und ein Stück der alten Elde, welche hier die Grenze langhin bilden.

Orographische Skizze. Die Prignitz ist das Vorland der mecklenburgischen Seenplatte. Letztere ist ein Stück des grossen Walles, welcher die Ostsee im Süden begleitet. In seinem innersten Kern, in dem uckermärkisch-neumärkischen Anteil, umschliesst er die

grossartigsten Moränengebilde der norddeutschen Tiefebene, die man mit dem Namen Endmoräne bezeichnet hat, am deutlichsten. Dieser breite Wall mit seiner abwechselnugsreichen Landschaft ist der Kern, an welchen sich die südlich davorgelagerte Landschaft anschliesst. Wenige Kilometer östlich von der Grenze der Prignitz haben wir den Rhin und die Havel, welche ihre Wasser aus den grossen mecklenburgischen Seen erhalten. Dosse, Stepenitz nnd Löcknitz entspringen in umfangreichen Wiesengründen und werden in ihrem Lauf allmählich immer kürzer uud unbedentender. Demgegenüber liegt nun im Süden das breite Thal mit Havel nnd Elbe; diese weite Rinne, welche die Abschmelzwässer des Inlandeises der Nordsee zuführte, als der baltische Höhenrücken noch mit dem Eise bedeckt war. Dosse, Stepenitz und Löcknitz sind die Hauptkanäle, durch welche die Priguitz allmählich entwässert wurde, und bei der geringen Neigung der Vorstufe hat sich zwischen ihnen noch ein sehr dichtes Netz von Nebenadern ausgebildet.

Geologischer Bau. Das Abschmelzwasser modellierte aber nicht nur die Landschaft, es schuf auch die Verteilung der Bodenarten, denn wo die Strömung eine grosse war, liess es von der Grnndmoräne, dem Oberen Geschiebelehm, nichts mehr übrig und legte den Unteren Sand bloss, ja an einigen günstigen Stellen wurde auch dieser noch weggewaschen, sodass der Untere Geschiebelehm zum Vorschein kam. Wenn diese Ausbildung der Landschaft sich ähnlich auch an allen Stellen der Mark vollzogen hat, so finden sich doch in der Prignitz auch einige besondere Züge. Nördlich von Perleberg beginnt ein Hügelzug*), welcher sich 20 km nach Osten verfolgen lässt und dessen hervorragendste Knppen folgende sind: Weinberg 83 m, Weisser Berg 81 m und die Krons-Berge 125 m. Dieser Wall hebt sich nm so deutlicher aus der Landschaft heraus, weil er an beiden Seiten fast auf seiner ganzen Ausdehnung von Wiesengründen begleitet wird. Das Material, ans welchem die Berge bestehen, ist scharfer Sand und Kies. Es ist also kein Zweifel, dass wir geologisch die Sandberge zum Unteren Sande werden rechnen müssen. Da der Untere Sand aber ein Produkt des abschmelzenden Eises ist und sich zum grössten Teil schon unter dem Eise selbst in den Höhlen und Kanälen, welche sich das Schmelzwasser bahnte, niedergeschlagen hat, so werden wir in diesem Rücken nnr einen ganz besonders mächtigen Rückstand eines aussergewöhnlich umfangreichen snbglazialen Stromes zu erblicken haben. Die schwedischen Geologen bezeichnen diese Bildungen als Åsar. Dieser Sandwall ist der letzte Ausläufer der ausgedehnten Sandablagerungen, welche sich

*) F. Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes. Stuttgart. 1901. S. 171.

durch die Grafschaft Ruppin bis an die Grenze der Uckermark erstrecken.

Die Abhängigkeit der Prignitz von der mecklenburgischen Seenplatte wird am besten durch die Verteilung und die Richtung der Gewässer bewiesen. Es sind das Löcknitz, Stepenitz und Dosse, welche sich fast gleichmässig in den Raum teilen und parallel miteinander dem Urstromthale zufliessen. Auch in der Form ihrer Betten stimmen sie vollständig überein. Es sind breite und flache Wiesengründe mit ganz sanften Böschungen, in denen sich die Wasseradern langsam dahinschlängeln. Neben den Betten dieser Bäche sind noch einige Seen zu nennen, welche man auch als ehemalige Abflussrinnen der Schmelzwässer ansehen darf. Die längste Kette ist diejenige, welche oberhalb Wusterhausen unter spitzem Winkel sich mit der Dosse vereinigt. Sie beginnt mit einigen kleinen runden Seen bei Herzsprung. Die Seen werden allmählich grösser und erreichen in den untersten beiden, dem Bantikower- und dem Klempow-See, die bedeutende Länge von 10 km und damit eine ausgesprochene Rinnenform. Die Ufer haben auf viele Strecken hin steile Böschungen und gradlinige Erstreckung. Eine zweite Rinne findet sich nördlich von Lenzen. In ihrem Bau weicht sie aber merklich von der ersten ab. Es ist eine breite und tiefe Einsenkung, welche wunderbarer Weise an ihrem oberen Ende breiter ist als an ihrem unteren. Sie ist an ihrem Anfang 1 km breit und hat hier einen cirkusartigen Abhang. Die Böschung bleibt an beiden Rändern steil. Auf ihrer Sohle beherbergt sie zwei Seen, oben den Rambower und unten den Rudower. Ausserdem liegt noch zwischen den Seen das Dorf Nausdorf. Es muss hier in der Abschmelzperiode das Wasser plötzlich in grosser Masse sturzartig wühlend und bohrend aufgetreten sein. Es ist wohl möglich, dass diese Rinne aus dem Abfluss eines grossen Gletschertopfes oder Strudelloches entstanden ist. Mit den aufgeführten Bächen und Seen ist aber das Rinnensystem noch nicht erschöpft: die zahlreichen Nebenrinnen werden wir bei der Besprechung der einzelnen Abschnitte zu erwähnen haben.

Die Landschaft zwischen Elde und Löcknitz. In diesem Abschnitt muss jene grosse Strudelrinne von Lenzen den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden. Da sie plötzlich mit ihrer ganzen Breite in der Landschaft anhebt, so ist auch der Boden in ihrer nördlichen Nachbarschaft unabhängig von ihr. Es findet sich hier in grösserer Erstreckung tragbarer Geschiebelehm vor. Der Mittelpunkt dieses fruchtbaren Striches ist das Bredowsche Gut Zapel mit einem Grundsteuerreinertrag von 45 Sgr. pro Morgen.*) Es fehlen die ausgesprochenen Rinnenbildungen in der Landschaft gänzlich. Der Boden

*) Die Ergebnisse der Grund- und Gebäudesteuer-Veranlagung im Regierungsbezirk Potsdam, Berlin 1867.

ist fast eben, nur flache Wellenlinien begrenzen den Horizont, und die Ackerstücke bilden nur sanft geschwungene Breiten. Das Gelände erreicht auf diesem Schild 40 bis 50 m Meereshöhe. Das obere Stück der Lenzener Strudelrinne umgiebt ein Rand von ca. 50 m Meereshöhe, während der Spiegel beider Seen 16 m hoch liegt. Nach Südwesten zum Plateaurande hin wird der Boden sandig. Während daher auf dem fruchtbaren Striche die Dörfer nur 2 bis 3 km weit auseinander liegen, und nur kleine Waldparzellen und Gebüsche das Ackerland unterbrechen, herrscht auf dem 6 km breiten Randstreifen der Kiefernwald vor, und die spärlich eingestreuten Dörfer machen einen ärmlichen Eindruck. Es hat z. B. Verbitz östlich der Lenzner Rinne nur 15 Sgr. Grundsteuerreinertrag pro Morgen. Merkwürdig ist die Stelle, wo die Löcknitz in das Thal eintritt. Hier findet sich eine grosse Bucht tief in das Plateau eingeschnitten, es ist das die Silge, ein Wiesenthal, das aber an den höheren Stellen auch Wald trägt. An dem südöstlichen Rande zwischen Wustrow und Lanz endet das Plateau mit ziemlich steiler Böschung, während es nördlich von Lenzen vollständig eingeebnet ist.

Die Landschaft zwischen der Löcknitz und Stepenitz. Auf der linken Seite nimmt die Löcknitz eine Anzahl kurzer Bäche auf, die aber kaum in das Gelände einschneiden und daher auf die Ausbildung des Bodens keinen Einfluss ausgeübt haben. Ihre Sohle liegt in der Regel noch im Oberen Geschiebelehm. Es finden sich daher hier eine stattliche Anzahl grosser Dörfer dicht beieinander, z. B. Dallmin, Strehlen, Blüten, Karstedt, Glövzin, Premslin und Quitzow.

Fig. 2.
Die Ruhner Berge von Süden.

Die Landschaft macht einen ungemein fruchtbaren Eindruck. Es wächst hier schöner Roggen; auch Gerste und Zuckerrüben, der Wald fehlt in weitem Umkreise gänzlich. Der Grundsteuerreinertrag stellt sich bei einigen Dörfern pro Morgen folgendermassen: Dallmin 38 Sgr., Karstedt 37 Sgr., Glövzin 43 Sgr., Blüten 47 Sgr. und Reetz 39 Sgr.

Der Charakter der Landschaft ändert sich, sobald sich der Einfluss der Stepenitz mit ihren grösseren Nebenflüssen geltend macht. Es sind das im oberen Laufe der Sagastbach und der Frendenbach und im unteren Laufe der Schlatbach. Alle drei nehmen ihren Anfang in dem weiten und flachen Heide- und Moorstrich am Fusse der Ruhner Berge,

westlich neben Putlitz. Das Quellgebiet dieser Bäche hat eine Meereshöhe von 54 m und führt in einem Teil den Namen Putlitzer Heide. Es ist ein sehr unfruchtbarer Landstrich: es treten Sanddünen auf und dazwischen sumpfige, saure Wiesen mit Abzugsgräben und Tümpeln. Auf dem Sande wachsen dürftige Kuseln und dünnes Rispengras oder Habichtskraut und an den feuchten Stellen die Büsche der Glockenheide neben denen der gemeinen Heide, beide in gleichgrossen Horsten. Am grossartigsten ist der Eindruck, wenn man von der Strasse Sagast-Putlitz nach Süden über die Heide blickt. Man hat dann den unbegrenzten ebenen Horizont vor sich, während sich im Mittelgrunde und Vordergrunde die Ebene mit ihren Wiesenstücken und Ackerstreifen, ihrem Buschwerk, Waldparzellen und Baumalleen ausbreitet. Nach Süden, in dem Winkel zwischen Schlatbach und Stepenitz, findet sich mit dem scharfen Sand auch der Kiefernforst wieder in grossem Umfange ein.

Die Landschaft zwischen der Stepenitz und der Dosse. Überschreiten wir die Stepenitz, so kommen wir in den geräumigsten Abschnitt der Prignitz. Es ist ganz natürlich, dass derselbe nicht mehr einen einheitlichen Charakter besitzen kann. Wir müssen daher mehrere Unterabteilungen machen. Immerhin bildet der gesamte nördliche Abschnitt, im Oberlauf der Dosse, einen einheitlichen Plan, während der südliche, die sogen. Havelberger Spitze, davon merklich unterschieden ist.

Im nördlichen Abschnitt findet sich nur ein bedeutender Nebenfluss der Stepenitz, es ist das die Dömnitz. Obgleich sie schon eine bedeutende Länge erreicht, so übt sie doch auf den Boden nur einen bescheidenen Einfluss aus. Auch dort, wo sie tief eingeschnitten ist, hat sie doch den Oberen Geschiebelehm nicht in umfangreicher Weise durchwaschen. Hier findet sich daher in der Prignitz der fruchtbare Boden in grösstem Umfange. Es ist schwerer Lehmboden, der bei längerer Dürre fest wie Stein wird und bei langer Regenzeit sehr unter der Nässe leidet. Er ist deshalb für die Beackerung nicht immer günstig, liefert aber in passenden Jahren gute Erträge. Es ist die unveränderte Grundmoräne, und ihr guter Erhaltungszustand ist das beste Zeichen dafür, dass die Schmelzwässer hier eine geringe erodierende Thätigkeit entfaltet haben. Im allgemeinen erreicht das Gelände hier eine Meereshöhe von 90 m und steigt allmählich nach Norden hin an, so dass hier überall 100 m auftreten. Von allen Stellen, z. B. von dem Galgenberge bei Giesensdorf, hat man eine weite Fernsicht, die durch keinen Waldstreifen gehindert wird. Erst ganz fern am Horizonte erscheinen die blauen Berge der mecklenburgischen Grenze. Diese fruchtbare Fläche ist daher mit Dörfern, Vorwerken und Gütern dicht besiedelt, und alle einheimischen Getreidearten und Hackfrüchte finden sich auf den Feldern. Der Grundsteuerreinertrag erreicht z. B. folgende

Zahlen pro Morgen: Pritzwalk 36 Sgr., Buchholz 34 Sgr., Giesensdorf 46 Sgr., Kuhsdorf 59 Sgr., Schönhagen 32 Sgr. und Steffenshagen 44 Sgr.

Das Geschiebelehmgebiet reicht nach Süden bis an den Fuss des grossen Kieswalles. Dieser Rücken, welcher dem Landschaftsbilde in der Nachbarschaft von Perleberg das Gepräge giebt, zwingt die Stepenitz zu einer westlichen Abbiegung unter einem stumpfen Winkel. Sie begleitet den Wall an seinem nördlichen Rande von Kreuzburg bis Lübzow und durchbricht ihn hier, nachdem sie den Schlatbach aufgenommen hat. Der Durchbruch ist ein enges Thal mit schroffen Hängen, wie es sich sonst in der östlichen Prignitz nicht wieder

Fig. 3.
Ein Stück des Perleberger Kiesrückens.

findet. Zum grössten Teil sind die Kuppen mit Kiefernwald bestanden; wo derselbe fehlt, sind die Hügel mit spärlichem Gras und Flechten bewachsen. Die Wege führen durch tiefen Sand. Am Südabhange bewahrt die Landschaft wieder denselben Charakter wie nördlich. Weiter hin ändert er sich insofern, als sich hier ein Netz von Niederungen findet, zwischen denen der Geschiebelehm inselartig stehen geblieben ist. Die grösste Insel ist die um Krampfer, sie hat durchaus den Charakter der Moränenlandschaft, denn in dem lehmigen Boden finden sich auch grössere und kleinere Seen und Tümpel eingestreut. Der Gutsbezirk Krampfer hat 89 Sgr. Grundsteuerreinertrag, Kleinow 60 Sgr. und Viesecke 34 Sgr. pro Morgen.

Hier sind wir nun an der Grenze der fruchtbaren Hälfte der Prignitz angelangt. Es war das Vorherrschen des Geschiebelehms, welches die reiche Besiedelung hervorgerufen hat. Wenn auch in der Umgegend von Pritzwalk der plateauartige Charakter der Landschaft überwiegt, so war es doch durchschnittlich die glückliche Mischung von Höhe und Niederung, d. h. von tragbarem Ackerland und Wiese, welche die Landschaft auszeichnet. Obgleich daher der Wanderer landschaftlich auf wenig Abwechselung zu rechnen hat, so finden sich doch zahlreiche Details, welche anmutige Bilder ergeben.

Anders verhält es sich nun mit der östlichen Hälfte, welche unter dem Einfluss der Dosse und ihrer Nebenflüsse steht.

Halbwegs zwischen Pritzwalk und Wittstock, in der Nachbarschaft des Stiftes Heiligengrabe, beginnt der Charakter der Landschaft

schon ein anderer zu werden. Die Ebenheit verliert sich, und dafür tritt ein Wechsel ein zwischen umfangreichen Wiesengründen und ausgedehnten und bewaldeten Höhenzügen. Es ist die Landschaft um Maulbeerwalde nördlich von Heiligengrabe reich an hervorragenden Kuppen und Wällen. Es erreicht der Hexenberg 118 m, der Ossenberg und der Schenzelberg 109 m. Der Boden ist nur noch stellenweise lehmhaltig, und der Sand überwiegt. Deshalb stellt sich nun auch in umfangreichem Masse der Kiefernforst ein. Der grösste ist hier die Stiftsheide. Eine grosse Niederung liegt hier. Es sind das die Gröperwiesen westlich neben Wittstock mit den Quellbächen der Glinze. Südlich von Heiligengrabe in den kleinen Niederungen entspringen die beiden längsten Zuflüsse der Dosse auf der rechten Seite, die Jägelitz und der Nadelbach, die sich bei dem Dorfe Wutike vereinigen. Da sich nun zwischen Jägelitz und Dosse ausserdem noch die lange Seenkette einfügt, so ist das Beweis genug dafür, dass sich hier die Schmelzwässer in überraschend reicher Weise zusammengefunden haben. Ihre Kraft war hier so gross, dass sie an einigen Stellen sogar den Unteren Sand entführt haben, so dass sich hier Inseln von Unterem Geschiebelehm finden. Auf einer solchen Insel steht z. B. Kyritz. Dafür spricht auch der Grundsteuerreinertrag: Blumenthal mit 18 Sgr., Dossow mit 23 Sgr., Goldbeck mit 19, Herzsprung mit 20 und Fretzdorf mit 15 Sgr. pro Morgen. Es herrscht hier ein beständiger Wechsel zwischen Bruch und Höhe, zwischen grünen Wiesen und Ackerfeldern und zwischen Buschwerk und Kiefernwald. Es sind aber die Niveau-Differenzen so gering, dass man über die Gesamtlandschaft keinen Überblick gewinnt. Erst südwestlich von Wittstock und nochmehr weiter östlich von der

Fig. 4.
Vorwerk Schartenberger Hof bei Wittstock.

Stadt ändert sich das Bild. Wir kommen hier aus der wechselreichen Landschaft allmählich auf eine weite Hochfläche, die 88 m Meereshöhe besitzt, und aus der einige höhere Kuppen, wie der Hottenberg mit 111 m und der Scharfe Berg mit 107 m herausragen, zwischen denen sich lange und breite, aber flache Schluchten hinziehen.

Die Landschaft östlich der Dosse. Die Hochfläche schneidet am Thal der Dosse südlich von Wittstock mit einer scharfen Böschung

ab. Östlich der Dosse breitet sich eine Depression aus, welche nur 60 m Meereshöhe besitzt. In ihr entspringen mehrere kurze Bäche, welche zur Dosse strömen. Weiter nach Osten hebt sich das Gelände wieder ganz allmählich bis auf 90 m und bildet aufs neue eine ausgedehnte ebene Fläche, die südlich von Schweinrich auf dem Kootzen eine schildartige Ausbildung erhält, so dass die weitere Umgebung völlig verschwindet. Hier aber ist auch keine Spur mehr von der Grundmoräne vorhanden. Der Boden besteht aus dem ärmlichsten Sand. Es giebt in der Mark wohl wenige Striche, die in ähnlicher Weise den Eindruck der Verlassenheit machen wie dieser Streifen zwischen Zootzen und Schweinrich. Der Landstrasse fehlt eine scharfe Begrenzung. Ein paar halbverkrüppelte Birken stehen neben den Geleisen, und zwei oder drei solcher ziehen sich in flachen Windungen durch den tiefen Sand. Zwischen den Räderspuren wächst trockenes spärliches Gras oder ein paar Stielchen des Habichtskrautes, und einige blaue Köpfchen der Jasione recken sich empor. Graue Flechten überspinnen den Boden der Forst und umwickeln auch die Stämmchen der jungen Kiefern mit ihrem Filz. Die Stoppelfelder sind bedeckt mit den dürftigen grauen Pflänzchen des Ackerfilzkrautes (Filago arvensis). Der Grundsteuerreinertrag ist natürlich hier der geringste im ganzen Gebiet. Zootzen hat 9 Sgr. pro Morgen, Schweinrich 5 Sgr., Dranse 7 Sgr. und Zechlin 12 Sgr. Mit der traurigen Beschaffenheit des Bodens hängt es zusammen, dass hier die Kiefernwaldungen einen so grossen Umfang annehmen. Die grösste ist die Zechliner Forst, welche über 10 km breit und lang ist. Nachbarlich hängen mit ihr zusammen die Fretzdorfer, Rossower und Neuglienicker. Am bekanntesten ist die grosse Wittstocker Heide. Sie steht auf demselben öden Sand, er hat aber eine tiefere Lage und wird ausserdem durch den dichten Wald selber feucht gehalten; deshalb macht sie einen so günstigen Eindruck. Damit haben wir die Grenze der Prignitz erreicht, denn die Seen entwässern schon zum Rhin.

Das Havelberger Vorgebirge. Für die geologische Betrachtung bleibt endlich nur noch der südliche Zipfel übrig, welcher in das Havelberger Vorgebirge ausläuft. Die orographische und geologische Ausbildung wird bedingt durch das nördlich vorgelagerte Geschiebelehmplateau von Pritzwalk. Am Südrande desselben entspringen, genau wie am Ostrande, zahlreiche kleine Bäche und Flüsse, so dass auch hier das Gelände ähnlich zerrissen ist, womöglich noch mehr, denn die Bäche sind noch zahlreicher, und die Hügelung daher noch auffallender. Derartig gebaut ist ein ungefähr 5 km breiter Streifen, auf diesen folgt ein zweiter, noch eigenartigerer. Er umfasst mehrere ausgedehnte Luche. Eins davon heisst das grosse Luch südlich von Dannenwalde. In ihm liegen die Quellen der Karthan und der Jägelitz, die beide nach

entgegengesetzten Richtungen fliessen, die Karthan nach Westen zur Stepenitz nnd die Jägelitz nach Osten zur Dosse. Südlich von diesem liegt noch ein zweites längeres nnd breiteres Lnch, das sich parallel mit dem Höhenrand vom Damelack im Südwesten bis Demertin im Nordosten erstreckt und sich allmählich verengt und gabelt und mehrere Flüsse entlässt, die wiederum nach entgegengesetzten Richtungen abfliessen. Anf den Plateauinseln hat sich ein lehmhaltiger Sand erhalten. Der Grundsteuerreinertrag stellt sich folgendermassen: Dannenwalde Gemeindebezirk 21 Sgr., Gutsbezirk 16 Sgr., Kolrep 17 Sgr., Dahlhausen 23 Sgr., Demertin Gemeindebezirk 26 Sgr., Gntsbezirk 36 Sgr. Die Verteilnng des Schmelzwassers links nnd rechts nach beiden Seiten parallel mit dem heutigen Plateaurand hat die Erhaltung dieses Randabschnittes und die der Havelberger Spitze bewirkt. Auf dem schmalen Randstreifen liegen einige Dörfer wie Breddin und Stüdenitz. Es tritt hier auch der Geschiebelehm auf, ebenso wie in der Havelberger Spitze, wo er den Steilhang unter dem Dom nnd weiterhin havelauf und -ab bewirkt. Auch das Hinterland von Havelberg bis zur Damelacker und Havelberger Forst ist schwerer Lehmboden. Dem entspricht anch der Grundstenerreinertrag. Stüdenitz hat 44 Sgr., Schönermark 38 Sgr., Havelberg Stadtgemeinde 36 Sgr., Domgemeinde 44 Sgr. und Oberförsterei 45 Sgr. pro Morgen.

Während wenige Kilometer unterhalb von Havelberg ein ausgesprochener Steilhang das Plateau gegen die Havel abgrenzt, verschwindet er von Nitzow abwärts gänzlich. Von hier ab ist der Rand vollständig eingeebnet. Aus der scharfen Krümmung der Havel geht hervor, dass das Plateau ehemals eine weitere Ausdehnung hatte. Die Ortschaften Quitzöwel, Roddan, Legde und Wilsnack zeigen die alte Grenzlinie an. Die Grenzlinie markiert sich durch die Veränderung des Bodens. Auf der Plateauseite herrscht der Sand und auf der Elbseite der Schlick. Die Einebnnng ist bewirkt worden durch die Abschmelzwässer, deren Betten wir im Cederbach und in der Karthan wieder erkennen. Diese sandige Vorstufe ist bewachsen mit ausgedehnten Kiefernforsten, während die Bruchgegend Getreide und Kartoffeln trägt.

II. Der wirtschaftliche Aufbau.

In der Prignitz fehlen die bergmännisch nutzbaren Stoffe fast gänzlich, es findet sich nur eine unbedeutende Braunkohlengrube im Betriebe. Es hat daher der Boden nnr für Land- und Forstwirtschaft Bedeutung. Im ersten Abschnitt haben wir schon bei der Betrachtung des geologischen Baues die Höhe des Grundsteuerreinertrages eingefügt,

nm den Wechsel in der Ertragsfähigkeit des Bodens besser zu beleuchten. Am deutlichsten aber geht die Rolle des Bodens aus folgenden Zahlen hervor. Die Ostprignitz ist 188 121 ha gross und hat 68 927 Einwohner, während die Westprignitz nnr 146 382 ha misst nnd dagegen 72 926 Einwohner hat.

Der Siedelungsplan. Für die Verteilung der Siedelungen ist die Fruchtbarkeit des Bodens wohl der wichtigste Faktor, neben ihm mnss aber noch ein zweiter in Betracht gezogen werden, es sind das die Thalzüge mit ihrem üppigen Graswuchs, welcher die Siedler angelockt hat. Dazu kommt noch, dass die Prignitz von allen Strichen der Mark der Meeresküste am nächsten liegt, so dass sich hier schon 600 bis 700 mm Regenhöhe finden. Am zahlreichsten sind die Siedelungen an der Stepenitz. Hier folgen die Dörfer aufeinander wie die Perlen auf einer Schnur. Ähnlich ist es auch mit der Löcknitz bestellt. Bedentend weniger dicht liegen die Dörfer an der Dosse. Aber anch seitwärts von dem Hauptflusse folgen die Dörfer den kleinen und kleinsten Nebenbächen mit ihren Wiesengründen. Am auffälligsten ist dies im Gebiet der Jägelitz und des Nadelbaches. Wo sich im Hinterlande der Havelberger Spitze die grossen Luche ausbreiten, liegen die Dörfer an den Rändern derselben anf den Plateanabhängen. In dem Landschaftsbilde der Prignitz bilden daher die Koppeln mit Rindvieh nnd Fohlen einen charakteristischen Bestandteil. Am intensivsten ist natürlich die Grasnutzung in der Elbniederung in den Lenzer Wischen. Hier finden sich bei dem Dorfe Breetz sog. Fettweiden, d. h. Grasflächen, auf denen fast das ganze Jahr hindurch Mastochsen weiden nnd marktfähig werden. Und wenn man in diese Gegend zur Zeit der Henernte kommt, dann duftet es überall nach Cumarin.

Im allgemeinen liegen die Dörfer ausserhalb der eigentlichen Niederung, aber es giebt auch Ausnahmen. Das Löcknitzthal ist etwas breiter als die übrigen, es beherbergt daher das Schloss Stavenow, das dem Grafen von Voss gehört, nnd das Dorf Mesekow. Vor allem aber sind es die Städte der Prignitz, welche in den Niedernngen liegen. Natürlich müssen sie dazu besonders weit sein. Das gilt von Perleberg im Unterlanf der Stepenitz nnd von Kyritz im Thal der Jägelitz, während Wittstock und Pritzwalk sich dort angesiedelt haben, wo das Thal durch das Zusammentreffen zweier Bäche einen grösseren Umfang angenommen hat. Bei Pritzwalk sind es Rodane und Dömnitz und bei Wittstock Glinze und Dosse. Bei Wittstock, wo sich die alten Befestigungen noch in ihrem ganzen Umfange erhalten haben, kann man sehen, wie das Gelände in die Befestigung hineingezogen worden ist. Die Stadt liegt in dem Winkel zwischen Glinze und Dosse, wobei sie sich an die Plateauböschung lehnt. Während nun im Thale eine ein-

Digitized by Google

fache Mauer als ausreichend befunden worden ist, trennen zwei tiefe Wallgräben die Stadt vom Plateau.

Der Dorfplan. Wie überall im Kolonisationsgebiet, so treffen wir auch in der Prignitz zwei Typen von Dorfplänen, das Runddorf und das Langdorf. Bei dem echten Runddorf führt die Landstrasse neben dem Dorfe vorüber, und die Gehöfte gruppieren sich um den Dorfplatz. Bei dem Langdorf ist die Landstrasse die Dorfstrasse, und die Gehöfte liegen zu beiden Seiten derselben. Typische Runddörfer sind nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Ein sehr schönes ist Jabel bei Wittstock, ferner Wilmersdorf und Krüssow zwischen Pritzwalk und Wittstock und Hohenvier nördlich von Perleberg. Andere verraten wohl die alte Anordnung um den Dorfplatz noch, die Gehöfte sind aber schon weiter auseinander gerückt, da nach Bränden die Nenbauten nicht mehr so eng aufgeführt werden dürfen. Das gilt z. B. von Wilmersdorf, das schon oben erwähnt wurde. Hier ist ein neues umfangreicheres Runddorf entstanden, in dessen Mitte sich nun, auf dem alten Dorfplatz, eine Anzahl Gärten befinden. Andere Runddörfer haben neben dem ehemaligen einzigen Eingang deren mehrere erhalten. Auffällig ist es, dass an der Stepenitz mehrere Runddörfer hintereinander liegen, sie heissen Rohlsdorf, Kreuzburg, Seddin, Helle und Lockstedt.

Die Dorfnamen. Wie der Plan, so sind auch die Namen doppelter Art. Es giebt solche mit deutschem Klang und mit wendischem. Es lässt sich nun kein Gesetz finden zwischen dem Grundriss des Dorfes und seinem Namen. Es giebt Langdörfer mit wendischen Namen und Runddörfer mit deutschen. Wilmersdorf z. B. ist ein ausgesprochenes Runddorf, ebenso Klein-Woltersdorf, während Gross-Pankow und Reetz Langdörfer sind. Überwiegend aber führen die Langdörfer doch deutsche Namen z. B. Giesensdorf, Buchholz, Kuhsdorf u. s. w. Die grosse Mehrzahl der deutschen Dörfer endet auf dorf, dann folgen solche auf hagen, hausen, beck und leben. Die Namen mit wendischem Klang treten zurück. Die Mehrzahl unter ihnen endet auf ow, in und itz.

Der Gehöfteplan. Für den Aufbau der Gehöfte ist die Platzfrage das Entscheidende. In den meisten Gehöften steht das Wohnhaus mit der Front parallel zur Strasse, dahinter folgen zu beiden Seiten die Ställe, und die Scheune schliesst das Gehöft ab. In den kleinen Wirtschaften findet sich nur ein Stall und an der Stelle des anderen steht das Wohnhaus, das Viereck ist durch einen Zaun nach der Strasse hin abgeschlossen. Neben dieser Anlage trifft man, am häufigsten in dem westlichen Grenzstrich, die alte fränkische Hofanlage noch in einigen Wirtschaften: Es ist hier an der Strasse ein Thorhaus mit Scheune vorhanden, und das Wohnhaus steht im Hintergrunde. Überall aber

Digitized by Google

wird diese Anlage bei Neubauten verlassen. Und doch war der alte Grundriss ungemein praktisch, denn das Wohnhaus bildete den Mittelpunkt des ganzen Gehöftes, da es zwischen Hofraum und Garten lag, während bei den Neubauten wohl die Strasse mit ihrem Leben und Treiben das Verlockende ist. Am konservativsten ist der westliche Gipfel der Prignitz geblieben. Hier finden sich einige Dörfer, z. B. Mödlich und Wootz, in denen sich die niedersächsische Bauart erhalten

Fig. 5.
Gehöft aus Mödlich von der Rückseite.

hat. Es beherbergt das gewaltige Haus unter dem Riesendach Menschen, Vieh und Vorräte für beide. Am stattlichsten sind sie in Mödlich, wo die breiten Giebel nach dem Elbdeich gerichtet sind, so dass man von ihm aus einen rechten Überblick über ein solches Haus erhält. Der Giebel mit den Wohnräumen hat in der Regel drei oder vier Reihen von Fenstern übereinander, so dass man auf den reichen Bodenraum unter dem Dach schliessen kann. Die meisten von ihnen sind noch mit Rohr gedeckt, obgleich sich auch schon einige mit Schieferdach finden. Das Dach und die vier Wände deuten noch die alte Anlage an, im Innern aber sind sie schon gänzlich umgebaut. Das alte Rauchhaus findet sich nur noch ganz vereinzelt. Der offne

Fig. 6.
Rauchhaus in Klein-Wootz.

Herd ist überall durch die Maschine ersetzt worden. In den meisten der Häuser ist weiter die Diele vollständig von dem Wohnraum abgetrennt worden. Hierdurch ist die Fliegenplage wenigstens in etwas gemildert, unter welcher die Bewohner des alten Hauses gewiss nicht wenig zu leiden hatten. Auch heute müssen sie im Sommer die Stuben beständig dunkel halten und dürfen in ihnen keine Speisen aufbewahren.

In Mödlich finden sich bei den grösseren Wirtschaften noch einige Nebengebäude, eine Scheune und ein Ausgedingerhaus.

Was das Baumaterial betrifft, so herrscht Steinfachwerk mit Ziegeldach überall vor. Gebände aus Holz sind gänzlich verschwnnden. In Deibow fand ich noch einen solchen Stall mit der Jahreszahl 1690. In der Nähe der grossen Verkehrslinien, z. B. in Karstedt an der Berlin-Hamburger Bahn trifft man ganz massive Gehöfte mit Schieferdächern und Wohnhäusern mit 8 Fenstern Frout. Im ganzen giebt es nnr sehr wenige Dörfer, welche einen ärmlichen Eindruck machen, nnd das sind dann solche, welche in den Sandstrichen liegen.

Die Verkehrsliuien. In dem Grundriss der menschlichen Betriebsamkeit in einer Landschaft bilden die Verkehrsliuien einen wichtigen Faktor. Die von der Natur gegebenen Strassen sind in der Norddeutschen Tiefebene die Wasserstrasse, deshalb finden wir sie auch früher erwähnt als die Landstrassen. In der Prignitz war es natürlich die Elbe, welche die Richtung angab. In Lenzen befand sich ein Zoll, welcher in seinem Ertrage im Anfang des 17. Jahrhnnderts seinen Höhepunkt erreichte. Der brandenburgische Kornzoll in Lenzen*) warf Crucis 1608 bis Crucis 1609 der knrfürstlichen Kasse 39 799 Thaler 10½ Pf. ab. Es ist das allerdings die höchste Ziffer, die später nicht wieder erreicht wurde. Für den Ausban des Verkehrsnetzes im modernen Siune ist die Linie Hamburg-Berlin bestimmend gewesen. Zuerst war es die grosse Chaussee und darauf die Eisenbahn. Mit dieser Linie haben die übrigen Städte Fühlung gesucht, nnd es ist interessant, dass sich in Pritzwalk ein beachtenswerter Knotenpunkt herausgebildet hat. Die Steinbahn Berlin-Hamburg führte über Perleberg, während die Eisenbahn die alte Chaussee nur bis Neustadt a. D. begleitet und hier links abbiegt, um nach Wittenberge zu gehen. Hinter Wittenberge kreuzt die Eisenbahn die Hamburger Chaussee bei Karstedt. Auch in dem Nebengelände findet sich der enge Parallelismns zwischen Steinbahn und Eisenbahn. Es ist sehr interessant den Einfluss der Eiseubahn auf die Entwicklung der Städte zu verfolgen. Es ist nur Wittenberge, welches einen besonderen Zuwachs erfahren hat. Während z. B. Perleberg**) im Jahre 1800 schon 2766 Einwohner hatte, besass zu derselben Zeit Wittenberge nnr 884. Im Jahre 1845 wurde die Hamburger Bahn eröffnet. Die Folge war, dass Wittenberge 1850 schon auf 4176 Einwohner angewachsen war und Perleberg nur auf 6500. Im Jahre 1900 hatte Wittenberge mit 16 258 Bewohnern Perleberg mit 8000 weit überflügelt. Wittenberge ist im Laufe des vorigen Jahrhunderts

*) Die Elbzölle und Elbstapelplätze im Mittelalter v. Dr. phil. B. Weissenborn. Halle a. S. 1901.

**) Berghaus: Landbuch der Mark Brandenburg. 1855.

aus einem Ackerbürgerstädtchen zu einer Gewerbestadt geworden. Öl, Taback und Wollzeuge sind die wichtigsten Zweige. Im Osten der Prignitz sind es besonders Grubenhölzer, welche verfrachtet werden.

Die Kolonisation der Askanier. Die Dörfer. In welchen Grössenverhältnissen die landwirtschaftlich benutzten Flächen untereinander stehen, ergiebt sich aus beifolgender Tabelle. Dieselbe zeigt, dass in beiden Kreisen zwei Maxima vorhanden sind. Das erste Maximum

Die Grössenklassen*) Die landwirtschaftlich benutzten Flächen der einzelnen Betriebe betrugen	Ostprignitz landwirtschaftliche Betriebe	Ostprignitz landwirtschaftliche Fläche ha	Westprignitz landwirtschaftliche Betriebe	Westprignitz landwirtschaftliche Fläche ha
unter 0,1 a	11	0,0	1	0,0
0,1 a bis 2 „	110	1,3	168	1,7
2 „ „ 5 „	334	10	478	14
5 „ „ 20 „	1316	140	1665	180
20 „ „ 50 „	1385	445	1814	568
50 „ „ 1 ha	1797	1 162	1735	1 140
1 ha „ 2 „	1253	1 690	1432	1 984
2 „ „ 3 „	589	1 386	716	1 709
3 „ „ 4 „	318	1 087	397	1 357
4 „ „ 5 „	279	1 226	314	1 387
5 „ „ 10 „	879	6 448	819	5 751
10 „ „ 20 „	1095	15 748	798	11 428
20 „ „ 50 „	1356	43 168	1155	36 229
50 „ „ 100 „	279	17 950	146	9 109
100 „ „ 200 „	56	7 387	21	3 087
200 „ „ 500 „	37	12 685	39	12 642
500 „ „ 1000 „	28	18 261	11	6 668
1000 „ u. darüber	2	2 089	2	2 609

umfasst die Betriebe der ländlichen Arbeiter, welche Gartenland und Kartoffelland von den Gütern erhalten und es selber bestellen. Es handelt sich hier um Flächen zwischen 1 und 4 Morgen. Das zweite Maximum liegt in beiden Kreisen in engeren Grenzen. Es betrifft den bäuerlichen Grundbesitz und umfasst Flächen von 80 bis 200 Morgen. Dieser Besitz ist nicht bloss der Anzahl der Betriebe nach, sondern auch der Fläche nach der bedeutendste. Es lehrt also die Tabelle, dass in der Prignitz der bäuerliche Grundbesitz vorherrscht. Weiter aber ersieht man noch, dass der Grossgrundbesitz hier sehr zurücktritt. Es giebt nur 2 Betriebe, welche über 4000 Morgen gross sind. Diese Ver-

*) Statistik des Deutschen Reiches Bd. 112. S. 537. 1898.

teilung des Grundes und Bodens ist sicherlich in den grossen Zügen von alters her dieselbe geblieben. Sie stammt gewiss schon aus der Zeit der deutschen Besiedelung. So mannigfaltige Umwandlungen auch die rechtlichen Verhältnisse der Besitzer erfahren haben mögen, und so sehr auch die landwirtschaftliche Betriebsweise sich geändert haben mag, die Verteilung des Areals ist wohl ziemlich konstant geblieben. Leider wissen wir sehr wenig über die Besitzverhältnisse aus der wendischen Zeit. Die Chronisten hatten damals kein Interesse für diese Dinge, und das Schreiben wurde ihnen saurer als jetzt. Und wenn wir heutigen Tages klagen, dass zuviel geschrieben wird, so bedauern wir es, dass damals nicht genug aufgeschrieben worden ist. Es waren nur die lauten kriegerischen Ereignisse, die Interesse erregten, die friedliche Arbeit der Kolonisation wurde nicht beachtet. Und doch ist dieser Mangel an Urkunden lehrreich genug; es geht eben hieraus hervor, dass diese Arbeit eine durchaus friedliche war. Nur die geistlichen Herren, die ja geübter im Schreiben, auch eifriger auf den Besitz waren, haben etwas aufgeschrieben. Das Kloster Amelungsborn*) im Braunschweigischen war in den Besitz mehrerer Dörfer in der Nachbarschaft von Zechlin gekommen. Unter ihnen war ein Dorf wüst geworden, deshalb' sollten dessen Hufen an die Nachbargemeinden ausgegeben werden. Es heisst nun in der Urkunde, dass „sie nicht der Gemeinschaft, sondern den zuverlässigen und sicheren Leuten im Dorfe gegeben werden sollten". Das deutet darauf hin, dass hier der Ackerbau zwischen 1300 und 1350 noch teilweise gemeinschaftlich betrieben wurde, so dass sich ein Rest altslavischen Kommunismus erhalten hatte. Es ist wohl sicher, dass dieser Kommunismus es war, welcher die Aufteilung bei der Besiedelung erleichterte, denn auch die Wenden erhielten hierbei ihren Anteil und waren gewiss selbst über ein geringeres Stück noch erfreut, da sie vorher doch gar kein persönliches Recht darauf hatten.

Wir dürfen nicht vergessen, dass die Prignitz der erste Strich Ostelbiens war, welcher besiedelt wurde, deshalb nahm er auch den grössten Schub der westelbischen Auswanderer auf. Albrecht der Bär verteilte das Land unter seine Waffengefährten, und auch die geistlichen Herren erhielten ihren Anteil. Es ist wohl möglich, dass auch wendische Häuptlinge sich unterwarfen und deshalb in ihrem Besitz blieben. Die grössten Grundbesitzer waren die Edlen Gänse von Putlitz, sie waren Herren von Putlitz, Perleberg und Wittstock. Berghaus berechnet, dass ihr Besitz im 15. Jahrhundert noch 7 Quadratmeilen gross war. Ihre unabhängigere Stellung zum Landesherrn geht daraus

*) Guttmann. Die Germanisierung der Slaven in der Mark. Forschungen zur Brdbg.-preuss. Geschichte IX. 1897. S. 39.

hervor, dass ihnen ein regio propria zugeschrieben wird, in welcher sie das Kloster Marienfliess gründeten, was sie wohl schwerlich mit landesherrlichem Pfandgute thun durften. Neben den Edlen Gänsen, die sich heutigen Tages alle nach dem Städtchen Putlitz nennen, sind noch die Familien Kröcher, Karstedt, Saldern, Winterfeld, Rohr, Voss, Jagow, Klitzing nnd Wartenberg hier begütert. Einige von ihnen waren ans der benachbarten Altmark hierher übergesiedelt z. B. die Kröcher und die Edlen von Plotho. Die Rohrs dagegen stammen aus Bayern, und ein Rohr wurde nnter Ludwig dem Bayern mit Meyenburg, Neuhansen nnd Freienstein belehnt. Die berühmteste Familie ist aber die der Quitzows, welche jetzt nicht mehr in der Prignitz begütert ist. Ihre Glanzzeit liegt in den Jahren kurz vor dem Auftreten der Hohenzollern, aber auch später waren sie noch reich nnd knnstliebend, dafür sprechen die prächtigen Grabsteine in den Kirchen von Rühstedt nnd Kletzke nnd das Denkmal auf der Dorfstrasse von Legde.

Die Städte. Mit besonderem Eifer betrieben die Askanier die Gründung von Städten. Sie gingen darin ganz systematisch zu Werke, indem sie eine Art Einteilnng schnfen, so dass eine Stadt der wirtschaftliche Mittelpnnkt für einen grösseren Landstrich wurde. Diese Bedeutnng haben die Landstädte auch heutigen Tages noch. Pritzwalk ist hierfür das beste Beispiel. Es hat 1256 von Johann I. und Otto III. Stadtrecht erhalten. Andere Städte wieder waren Gründungen von Rittern oder der Geistlichkeit. Zu der ersten Grnppe gehörten Perleberg nnd Kyritz und zu der letzten Wittstock. Über die Entwicklnng der Stadt Perleberg geben einige erhaltene Urkunden Aufschluss. Die Stadt ist eine Gründung Stendaler Kaufleute, welche sich dort im Schutze der Gänseburg niedergelassen hatten, offenbar angelockt durch die grosse Strasse, welche sich hier schon nach dem Osten hin ansznbilden begonnen hatte. Nachdem der Platz um die Nicolaikirche zu eng geworden war, wurde der Marktplatz abgesteckt und die Jakobikirche erbaut; hieran schlossen sich die Jüdenstrasse, Krämerstrasse, Bäckerstrasse und die Kirchstrasse. Sicher wurde die Anlage durch die Edlen Gänse nach allen Richtungen gefördert, äusserlich z. B. durch die Abgabe von Grund nnd Boden. Aber anch die innere Entwicklung unterstützten sie. Im Jahre 1239*) schickten die Bürger der jungen Stadt mit Erlaubnis ihres Herrn des Edlen Herrn Johann Gans zu Putlitz zwei von den Vornehmsten aus dem Stadtrat an die Konsnln von Salzwedel, um zu erfahren, was Rechtens sei in dem schweren Zwist, welcher die Stadt zu gefährden drohte. Das Weistum, durch welches sie den Zwist beilegten, fand den Beifall des Stadtherrn. Dieses

*) E. Liesegang: Zur Verfassungsgeschichte von Perleberg. Forschungen zur Brandb.-preuss. Geschichte. IV. Bd. 1891. S. 77.

Schriftstück ordnet die Befugnisse nnd Rechte der Gemeinde, der Ratsbehörde und des Vogtes gegeneinander. Es gehörte fortan der Ratsbehörde die Entscheidung in allen städtischen Angelegenheiten, nnd nur die Jurisdiktion bleibt dem Vogt vorbehalten. Welche rege Betriebsamkeit damals in unserer Stadt herrschte ergiebt sich daraus, dass der Stadtherr in demselben Jahre den Schuhmachern Innungsrecht verlieh. Diese Urkunde ist für viele Jahrzehnte die älteste in der Mark. Abgesehen von den Gewandschneidern nnd Tuchmachern hat sich schwerlich in irgend einer märkischen Stadt so früh eine Innnng konstituiert. Es ist das beachtenswert. Die Nahrungsmittelgewerbe, Fleischer und Bäcker, sind in fast allen märkischen Städten die hervorragendsten und angesehensten Ämter. Sie arbeiten aber nnr für eine feste Kundschaft und sind daher sehr wenig ausdehnungsfähig. Für gewöhnlich wird es sich wohl mit den Schuhmachern in einer Stadt ähnlich verhalten haben, während die Tuchmacher von früh an auf den Export arbeiteten. Es ergiebt sich daher für Perleberg, dass hier die Schnhmacher schon über das Stadinm der Kundenproduktion hinausgewachsen waren. Diese Ereignisse in der städtischen Entwicklung lehren, dass im Jahre 1239 eine ansehnliche und wirtschaftlich scharf gegliederte Bürgerschaft vorhanden war; das konnte aber nur möglich sein, wenn die Anfänge der Siedlung schon einige Zeit znrücklagen. Mit dem Vorschieben der Kolonisation nach Osten scheint es in Perleberg zu einer langsameren Entwicklnng gekommen zn sein. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts war die Stadt markgräflich und die alte Gänsebnrg war verfallen. Von der Rührigkeit ihrer Bewohner spricht, dass 1337 die Stadt das Recht erhält auf der Stepenitz Schiffahrt*) zu treiben, dazn werden die Mühlen in Wittenberge entfernt und ein Leinpfad angelegt. Sonst aber kümmerten sich die Markgrafen nicht viel um die Stadt. Der einzige unter ihnen, welcher etwas für die Stadt that, war der falsche Waldemar, welcher die Bürger von jeglichem Zoll von allen Erhebnngsstätten befreite.

Während es sich in den Anfängen der Stadtentwicklnng hauptsächlich um die Abgrenzung der städtischen Gerechtsame gegenüber dem Stadtherrn und seinem Vogte gehandelt hatte, begann nnn die Zeit des Kampfes innerhalb der Bürgerschaft selber. Der Gegensatz zwischen Rat und Innung oder zwischen Kaufmann und Handwerker war auch hier das treibende Element in der Verfassungsentwicklnng. Es kam 1347 zu einem grossen Bürgervertrage. So lange das Gemeinwesen noch klein war, übte die gesamte Bürgerschaft, der Burding, die Aufsicht über die städtischen Angelegenheiten. Allmählich aber war dieser Modus zu schwerfällig geworden, deshalb konstitnierten sich die

*) Weissenborn a. O.

Geschworenen, die Deputierten der hervorragendsten Innungen, als Ausschuss. Und der Bürgervertrag von 1347 erkennt diese lange geübte Praxis als Recht an.

Dieselbe Rolle, welche die Edlen Gänse von Putlitz als Förderer des Perleberger Stadtwesens gespielt haben, kommt dem Edlen Herrn von Plotho für Kyritz zu. Sie gaben der Stadt 1237 das Stadtrecht und ihre drei Lilien in das Wappen. Im Mittelalter war Kyritz eine ansehnliche Gewerbestadt. Ihre Tuchmacherei blühte derartig, dass sie in Lübeck Gewerbefreiheit genoss. Später kam die Bierbrauerei hinzu. In den letzten 30 Jahren des 17. Jahrhunderts wurden 5—6000 Tonnen Bier ausgeführt. Das Brauen stand jedem Bürger frei. Es waren in der ältesten Zeit 300 Brauhäuser vorhanden.

Der geistliche Besitz. Neben der Ritterschaft gab es aber noch eine zweite energische Kolonisationskraft, das war die Kirche. In der Prignitz gerade finden sich ihre Spuren besonders häufig, und es sind eine grosse Zahl von ihren Bauwerken bis auf den heutigen Tag gekommen. Der Ausgangspunkt für die Ausbreitung des geistlichen Besitzes war Havelberg. Havelberg aber war nur die erste Etappe, wichtiger wurde das Hinterland, das Grenzgebiet zwischen der Prignitz und Mecklenburg. Wittstock wird schon zur selben Zeit mit Havelberg erwähnt.

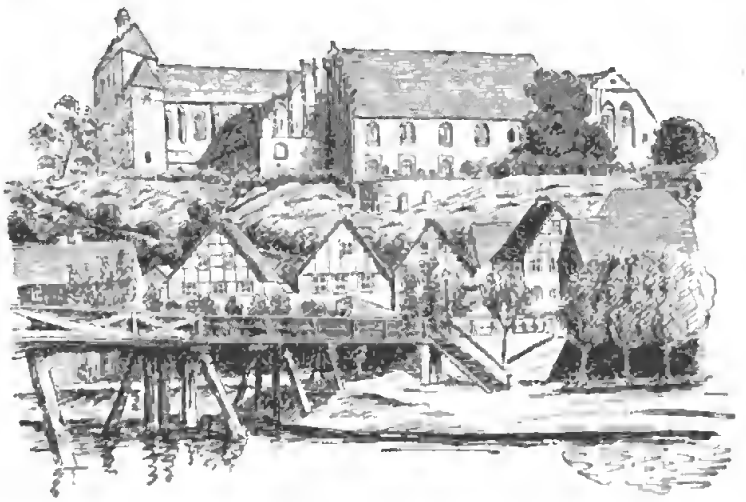


Fig. 7.
Der Havelberger Dom, nach einer Photographie.

Der Dom zu Havelberg ist der stattlichste Überrest aus der ersten christlichen Zeit. Hoch ragt er auf der Havelberger Spitze in die Luft hinein. Mit klugem Bedacht haben die geistlichen Herrn sich diese Landmarke auserwählt. Bischof Anselm begann mit dem Bau, und 1170 wurde der Dom vom Erzbischof Wichmann von Magdeburg feierlich eingeweiht. Das ursprüngliche Gotteshaus war eine mächtige

dreischiffige Basilika mit Balkendecke und Rundbogen. Der Westtnrm war aus Hausteinen breit nnd massiv angelegt. Er allein hat dem Ansturm der Zeiten getrotzt, während das Schiff im Jahre 1269 zerstört und verbrannt wnrde. Bischof Heinrich III. begann sofort mit der Wiederherstellung. Die neuen Gebäude wurden in altgotischem Stil mit Gewölbedecken aufgeführt. Johann III. (Wöpelitz) (1385—1401) schuf die innere reiche Ausstattung ans einem Teil der Opferspenden des Wunderblntes von Wilsnack. Er richtete die prachtvollen Chorschranken mit dem Lettner her. Und in dieser Gestalt hat der Dom bis auf unsere Zeit gedauert.

Während also der Dom von Havelberg als eine Leuchte des Christentums in das Slavenland hineinragen sollte, schnfen die geistlichen Herren sich in Wittstock und Umgebung einen sicheren Platz nnd eine nmfangreiche Liegenschaft. Von der bischöflichen Residenz,

Fig. 8.
Der Amtsturm, Überrest des bischöflichen Schlosses in Wittstock.
Nach einer Photographie.

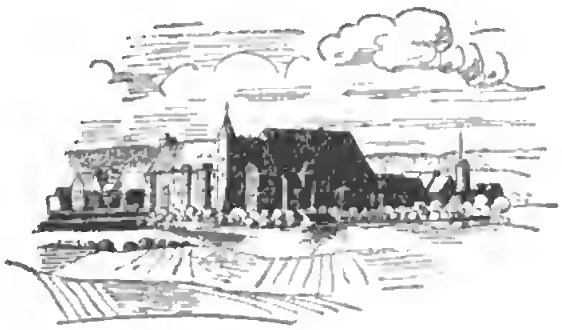


Fig. 9.
Das bischöfliche Schloss in Wittstock.
Nach Merian 1652.

welche an der westlichen Seite, der Wiesenseite, der Stadt liegt, ist nur noch die Umfassungsmauer und der Bergfried stehen geblieben, die übrigen Gebäude sind verfallen, und die Mauer schliesst einen weiten hofartigen Raum ein. Auf dem Merianschen Bilde mit der Jahreszahl 1652 hebt sich das Schloss mit seinem Turm und den hohen Dächern

als ein grosser Gebändekomplex deutlich über die Häuser der Stadt empor. Dazu besass Wittstock eine Art Aussenwerk gegen die Mecklenburgische Grenze hin, das ist der Heideturm bei Alt-Daber, der am Eingang zur Wittstocker Heide liegt. Auch ein Stück der alten Landwehr findet sich noch zwischen der Wittstocker und Liebenthaler Feldmark. Um Wittstock lag nun der grösste Teil des bischöflichen Grundbesitzes. Zwanzig Dörfer im Umkreise von 12 km gehörten zur Zeit der Reformation zum bischöflichen Tafelamt Wittstock. In weiterer Entfernung gehörte dazu die Plattenburg und das Städtchen Wilsnack. Auch nach Nordosten hatten sie ihren Besitzstand durch Ankauf von Zechlin und Dranse von den Doberaner Mönchen erweitert.

Zum Erwerb dieses reichen Grundbesitzes gehörte Geld, Geld und nochmals Geld. Dieses Geld aber floss ihnen in reicher Weise zu aus den Opferspenden der frommen Pilger. Die Prignitz war das Land der Wunder. Offenbar konnte der Wunderglaube auf dem ostelbischen Kolonisationsgebiet besonders gut Wurzeln schlagen. Diese arme, unterdrückte Bevölkerung, welche zwischen Heidentum und Christentum hin und her schwankte, hatte von beiden nur die Schrecknisse im verängstigten Herzen bewahrt. Vor ihren Augen hatte sich das Unbegreiflichste wiederholt, der Opfertod des Heilandes. Das, was den Ärmsten das Unfassbarste geblieben war, dass der Sohn Gottes sein Blut vergossen haben sollte, das konnten sie mit ihren eigenen Augen sehen. Im Jahre 1383 so schreibt der Chronist: „Da wart dat Dorp Wilsnack mit der Kerken dasuluest durch Hinricke von Bülow vyentlicker wyss gantz verstört vnde verbrannt". Es fanden sich im Schutt drei geweihte Hostien unversehrt, jede mit einem Blutstropfen. Aus den angesammelten Opferspenden erbaute Bischof Johann III. von Havelberg nicht nur die Wunderblutkirche im Orte selbst, sondern auch das Innere des Doms zu Havelberg und eine Prachtkapelle im Wittstocker Schloss. Wenn man mit der Hamburger Bahn an Wilsnack vorüberfährt, ragt das Dach der Kirche hoch über die Häuser des Städtchens empor. Von dem ursprünglichen Bau hat sich nur der Westgiebel mit dem Portal erhalten. Hier sollte ein Turm aufgeführt werden, woraus aber nichts wurde. Das Kirchenschiff, das für die Scharen der Wallfahrer zugeschnitten war, ist für die heutige Gemeinde viel zu gross, so dass die Prediger sich vor den leeren Bänken fürchten.

Aber auch die Bürger von Wittstock hatten ihren Vorteil von den geistlichen Herren. Es muss ein reges gewerbliches Leben hier geherrscht haben. Die Freiheitsbriefe*) der Tuchmacher datieren aus den Jahren 1325 und 1333. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts gab es zweihundert Meister und zum Schluss desselben 176 Tuchmacher,

*) Berghaus a. a. O. I. 633.

10 Tuchscheerer, 4 Walkmüller nnd 4 Färber, welche für 110 000 Thaler Tücher, Friese, Boie nnd Flanelle anfertigten. Im Jahre 1854 arbeiteten 100 Tnchmacher, 8 Tnchscheerer, 6 Färber nnd dazn 4 Tnchfabriken. Der Grundbesitz der Stadt ist über eine Quadratmeile gross nnd schliesst die prächtige Wittstocker Heide ein, welche 3200 ha gross ist. Bei der Anfhebnng des Bistums Havelberg ging der Besitz an den Knrfürsten Joachim II. über nnd wurde kurfürstliche Domäne. Von dem grossen Grundbesitz ist aber hentigen Tages nur noch wenig fiskalisch. Es ist das der zerfallene bischöfliche Schlosshof, das Vorwerk Scharfenberg nnd die Domäne Goldbeck. Fretzdorf ging bald nach der Reformation in den Besitz der Familie von Karstedt über, und die Plattenbnrg verlieh Joachim II. seinem ersten Hofbeamten Matthias von Saldern, dessen Nachkomme, der Ritterschaftsdirektor Siegfried von Saldern es heute besitzt. Zechlin endlich war bis in die Zeit des dreissigjährigen Krieges die Residenz kurfürstlicher Prinzen.

Während der Grundbesitz der geistlichen Herren sich gänzlich zersplittert hat, ist von dem Besitz der geistlichen Damen noch ein ansehnlicher Komplex übrig geblieben. Es sind das die beiden Fräuleinstifte Heiligen Grabe und Marienfliess an der Stepenitz. Ersteres ist hervorgegangen aus dem Cisterzienser Jungfrauenkloster znm Heiligen Grabe, das sich nachbarlich 10 km westlich neben Wittstock angesiedelt hat. Bischof Heinrich von Havelberg hatte 1287 die Gründung veranlasst und zwar an einer Stelle, wo man eine mit Blut

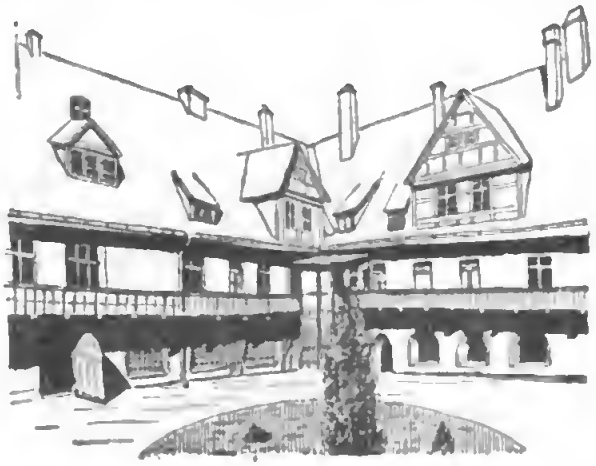


Fig. 10.
Stiftshof Heiligen Grabe. Nach einer Photographie

befleckte Hostie wiedergefunden hatte, welche von einem Juden gestohlen worden war. Auch hier müssen reichliche Opferspenden geflossen sein, denn das Kloster erwarb allmählich umfangreichen Grundbesitz, von dem die Güter Bölzke, Könkendorf und Rapshagen übrig geblieben sind.

Die Stiftskirche ist ein Granitbau mit schönem Stufengiebel und stammt in ihren Grundzügen aus der Zeit der Gründung. Daneben befindet sich das Klostergebäude. Es umschliesst viereckig einen kleinen Hof und besitzt einen sehr schönen Kreuzgang. In dem einen Gebäude des Vierecks befindet sich der Conventssaal mit den Bildnissen der Äbtissinnen und die Kapelle zum Heiligen Grabe. Die übrigen Räumlichkeiten sind als Schulstuben eingerichtet worden, denn die Stiftsdamen haben Pensionärinnen, junge Mädchen, welche teils von ihnen selbst, teils von engagierten Lehrerinnen unterrichtet werden. Es residieren hier gegenwärtig zwölf Damen unter einer Domina. Die Damen selbst wohnen in besonderen Häusern, welche in einem umfangreichen Garten liegen. Zu einem ähnlichen Damenstift ist das ehemalige Jungfrauenkloster Marienfliess an der Stepenitz umgewandelt worden, das 1230 durch Johann Gans Edlen Herrn zu Putlitz gegründet worden war. Es beherbergt nur fünf Damen und eine Domina. Neben diesen stattlichen Überresten frommen Eifers giebt es aber noch eine grosse Zahl bescheidener, welche wir nicht übergehen wollen. Es sind das die Granitkirchen vieler Dörfer; ihre dicken Mauern haben den Ansturm der Zeiten überdauert, und die kleinen Fenster erinnern an Stürme, wo der Kirchturm des Dorfes und der Bergfried der Burg die letzte Zufluchtsstätte der Bedrängten werden konnte.

Die Kolonisation der Hohenzollern. Gründlich und nach allen Richtungen hin hatte die Kolonisation der Askanier das Land aufgeteilt, es war scheinbar kein Fleckchen übrig geblieben, trotzdem fanden die rastlos suchenden Augen der beiden grossen Hohenzollern-Kolonisatoren noch Platz für thätige Menschen. Friedrich Wilhelm I. verlegte in die waldreiche Gegend von Zechlin die Glashütte aus der Nachbarschaft von Potsdam. Nach dem Landbuch der Grafschaft Ruppin von 1525 gab es in der Herrschaft Goldbeck einige wüste Feldmarken. Hier griff Friedrich der Grosse ein. Die wüste Mark Buchholz wurde 1780—1786 mit dem Vorwerk Friedrichsgüte besetzt und die Mark Lütken-Scharlank 1752 mit Kolonisten zu einem neuen Dorf Klein-Scharlank eingerichtet. Friedrich der Grosse griff aber in der Prignitz noch an einer anderen Stelle ein. Bis zum Jahre 1747 war das Silgebruch an der Einmündung der Löcknitz in das Elbthal ein unfruchtbares, wüstes Elsbruch. Bis zum Jahre 1750 ist es durch Abzugsgräben urbar gemacht worden. Diese Arbeit wurde 1782—1785 vervollständigt. Es wurde eine Kolonie gegründet, die sog. Lenzer Silge. Sie besteht aus einer Anzahl kleiner Wirtschaften mit Ackerland und Wiesen.

III. Die geschichtlichen Ereignisse.

Die Napoleonischen Kriege. Die Landschaft und der Boden sind die Basis, anf welcher sich die kriegerischen Ereignisse einer Zeit abgespielt haben. Wenn auch die Fähigkeiten von Führer nnd Truppen die ersten Faktoren sind, so wird ein geschickter Feldherr jene beiden nicht vernachlässigen. Die Zeiten liegen ja nnn bald hnndert Jahre znrück als die Mark nnd Preussen Kriegsschanplatz waren. In den Napoleonischen Kriegen lag die Prignitz vor dem linken Flügel der feindlichen Operationsbasis. Nach der Schlacht von Jena und Auerstädt war Napoleon in gerader Richtung auf Berlin vorgegangen, während sein linker Flügel allein der geschlagenen Armee gefolgt war. Hohenlohe hatte von Magdeburg aus nicht die gerade Strasse über Berlin zur Oder als Rückzugslinie gewählt, sondern hatte die schützenden Brücher des Rhins nnd der Havel in seine rechte Flanke gelegt, als er in einem grossen Bogen dnrch die Prignitz nnd die Grafschaft Rnppin anf Stettin abmarschiert war. Er selber war am 22. Oktober mit der Hanptmacht über Genthin und Rathenow anf Ruppin aufgebrochen, während die Kavallerie, links ausbiegend, über Havelberg und Kyritz folgte. Blücher war am 24. Oktober bei Sandau über die Elbe gegangen und Karl August war ihm hier am 26. gefolgt. In der That schützten die Brücher die preussische Armee mehrere Tage, nnd der Feind hatte vollständig die Fühlnng verloren, denn erst am 28. Oktober trafen beide Armeen bei Prenzlan zusammen. An die Zeit der französischen Okkupation erinnert in Kyritz ein Denkmal, das die Stadt zweien ihrer Bürger, den Kanflenten Schnlze nnd Kersten errichtet hat, welche von den Franzosen standrechtlich erschossen worden waren.

Der dreissigjährige Krieg. Eine ganz besondere Bedentung hatte die Prignitz im dreissigjährigen Kriege. Hier war sie selber Operationsbasis, nnd hinter den Brüchern der Havel nnd des Rhins snchte die schwedische Armee wiederholt Schntz. Wie wichtig die Prignitz war, davon zeugen noch die Überreste von Schanzwerken, die sich in ziemlich bedeutender Erstreckung an dem Ufer der Dömnitz, des Nebenflusses der Stepenitz, erhalten haben. Es sind das gemanerte Kasematten, die hentigen Tages zusammengebrochen sind, sich aber immer noch verfolgen lassen. Sie lehren, dass in dem Winkel zwischen der Stepenitz nnd der Dömnitz für längere Zeit ein festes Lager bestanden hat. Berghans berichtet von ähnlichen Schanzen längs der Löcknitz; auf der Karte aber findet sich keine Angabe, sie werden daher wohl seit der Zeit schon verschwnnden sein. Berühmt ist die Schlacht bei

Wittstock, wo Baner und seine Unterfeldherren Stalhandske und Torstenson die Kaiserlichen und Sachsen am 24. September 1636 schlug. Das Schlachtfeld war der Scharfe Berg, der eine sehr sichere Position war, da er mit einem schroffen Steilhang zur Dosse abfällt.

Das Mittelalter. Wenden wir unsere Blicke noch weiter rückwärts in die Zeit des ausgehenden Mittelalters, so fehlen hier die grossen Ereignisse gänzlich. Wir finden hier nur den nachbarlichen Kleinkrieg mit den mecklenburgischen Herrn. An diese Zeit erinnert z. B. das Bassewitzfest, das bis vor wenigen Jahren in der Stadt Kyritz gefeiert wurde zur Erinnerung an die siegreiche Abwehr dieses Herrn im Jahre 1381. Das grosse Ereignis in dieser Zeit ist aber die Besiedelnng durch die Deutschen; wenn diese Besiedelung auch im wesentlichen ein Werk friedlicher Arbeit war, so mussten die Erfolge doch durch Sicherheitsmassregeln gegen die feindlichen Nachbarn unterstützt werden. Dazu dienten die Grenzfestungen. Die bedeutendsten sind Meyenburg nnd Freienstein. Beide liegen am Südrande der grossen Niedernngen, durch welche Stepenitz und Dosse fliessen. In den Urknnden finden sich zahlreiche Klagen über die wiederholten Zerstörungen von Freienstein. Südlich der hentigen Stadt heisst eine Stelle die Altstadt, weil dort eine Stadt gestanden haben soll. Aus dieser Zeit rührt anch wohl das alte Schloss her, ein mächtiger dreistöckiger Feldsteinban mit vielen gewölbten Zimmern. Auch in der Umgebung von Meyenburg sind Überreste von Burgmanern erhalten. In Putlitz deutet ein restaurierter Bergfried auf die alte Zeit. Weiter westlich haben sich im Schlossgarten von Dallmin Mauerreste gefunden, und auch das dortige Schloss rnht auf festen alten Kellergewölben.

Die slavische Zeit. Und dennoch hat die Kolonisation es nicht vermocht, alle Spnren ehemaliger wendischer Anlagen zu zerstören. Diese monnmentalen Überreste ans wendischer Zeit sind die Burgwälle. Sie ragen als flache Hügel ans sumpfigen Niedernngen hervor. Da ihr Durchmesser in der Regel einige zwanzig Meter nicht überschreitet, so

Fig. 11.
Der Burgwall bei Jabel.

nimmt man an, dass sie nur vorübergehend als Znfluchtsstätten gedient haben können, wenn die benachbarten Dörfer durch kriegerische Überfälle zerstört worden waren. Auf der Karte findet sich die Bezeichnnng

Burgwall an der mecklenburgiscben Grenze an zwei Stellen. Zum ersten Mal in dem Thale der Karwe, eines Nebenflusses der Löcknitz und dann im Thale des Meynbaches, nahe dem Dorfe Pinnow. Ein dritter endlicb findet sich in den Gröper Wiesen nordwestlich von Wittstock bei dem Dorfe Jabel. Aus der Lage dieser Bnrgwälle darf man daher wohl schliessen, dass die Grenzlinie scbon vor der Zeit der Kolonisation ungefähr den heutigen Verlauf batte.

Die Vorgeschichte der Kolonisation. Die Angliederung der ostelbiscben Mark an das deutsche Mutterland hat eine lange Vorgeschichte. Karl der Grosse hat die ersten Vorstösse über die Elbe unternommen. Im Jahre 789 zog er zu Felde gegen den Slavenstamm der Wilzen. Es lässt sich dieser Vorstoss über die Elbe wohl mit dem Cäsars über den Rhein vergleichen. Es war nur eine Rekognoszierung, und an eine ernstliche Kolonisation hat Karl der Grosse nicht gedacht. Wobl aber sicherte er seine Grenzen dnrch feste Burgen. Sein Missus Odo bante 808 das Kastell Hobbucki, das bald wieder zerstört wurde. Man hat die Anlage desselben in der „Schanze", einer ebenen Fläche neben dem Abhang des Höhbeck gegenüber von Lenzen,

Fig. 12.
Die Thalmühle auf dem Höhbeck.
Nach einer Photographie.

wiedergefunden. Der Höhbeck ist ein 75 m hoher Vorsprnng, welcher sich mit steiler Böschung aus der Elbe erhebt. Unter den schwächlichen Karlingen war an eine energische Slavenpolitik nicht zu denken, und erst Heinrich I. nahm die Expansionspolitik Karls des Grossen wieder auf. Er schlug 929 die Wenden in einer blutigen Schlacht bei Lenzen. Doch erst nnter Otto dem Grossen wurde eine planmässige Unterwerfung der ostelbiscben Lande ins Werk gesetzt. Otto wählte aber Magdeburg als Operationsbasis, nnd so kam es, dass Havelberg der ostelbische Brückenkopf wurde. Markgraf Gero war es, welcher auch die Wendenstämme an der unteren Havel tributpflichtig machte, so dass das ganze Land in Burgwarte eingeteilt und die Bistümer Havelberg und Brandenburg 946 errichtet werden konnten. Aber auch

diesmal noch waren die Einrichtungen ohne Bestand, denn als Otto II. in Unteritalien Unglück hatte, empörten sich die Wenden, zerstörten die Einrichtungen und kehrten zum Götzendienst zurück. Nach den Ottonen aber richtete kein deutscher Kaiser wieder seinen Blick nach Osten, es war die italienische Politik, welche ihre Gedanken gefangen hielt. Dieses Grenzland war ihnen auf Jahrhunderte aus den Augen gekommen Es griff daher ein anderes Verfahren Platz, das zwar langsam, aber sicherer wirkte, das der moralischen Eroberung. In den langen Jahren bis auf Albrecht den Bären traten die Sachsen mit ihren Nachbarn in friedlichen Verkehr. Sächsische Grosse suchten im Wendenlande führende Stellungen, und umgekehrt suchten wendische Fürsten unter den Sachsen Dienste. Auch der Handel bahnte sich von Magdeburg aus nach Osten seinen Weg, und endlich wird auch die Geistlichkeit ihre fromme Arbeit nicht unterlassen haben. Der in Havelberg residierende Wendenfürst Witikind war Christ, wenn auch wohl nur dem Namen nach. Im Jahre 1132 unternahm Kaiser Lothar auf Anregung des Bischofs Otto von Bamberg einen Kreuzzug gegen die Wenden; Witikind wurde besiegt, aber in seinem Besitz belassen und Bischof Anselm baute die erste steinerne Kirche auf der Spitze von Havelberg. Wenn sich auch die Söhne Witikinds 1137 wieder empörten, so war doch vom Jahre 1144 ab der Besitz der Ostmark sicher gestellt und Albrecht der Bär nannte sich Markgraf von Brandenburg.

Die vorgeschichtliche Zeit. Die Dokumente menschlicher Betriebsamkeit reichen aber über die Zeit der Geschichte noch zurück in die graue Urzeit, wo die Menschen das Schreiben noch nicht erfunden hatten. Der Boden beherbergt in der Prignitz sicher noch manchen Schatz, welcher bei intensiverer Kultur zu Tage gefördert werden wird. In die Zeit der Völkerwanderung gehört das germanische Gräberfeld zu Dahlhausen. Durch den Pflug sind hier eine Anzahl Urnen bloss

Fig. 13.
Das Königsgrab von Seddin. Nach einer Photographie.

gelegt worden, welche Überreste von Asche und Knochen enthielten und für die sorglose und pietätlose Art der Bestattung in jener Zeit sprechen. Im starken Gegensatz hierzu steht das prachtvolle Königsgrab von Seddin, das viele Jahrhunderte älter ist. Es ist ein Mausoleum aus Feldsteinen, über welche sich ein 20 m hoher Hügel aus Sand wölbt. Im Innern beherbergte es eine prächtige Bronzeurne mit der Asche und Schmucksachen. Dabei befand sich ein eisernes Schwert. Diese Funde lehren, dass die Beisetzung am Ende der Bronzezeit stattgefunden hat, als schon von Hallstadt her das neue Metall Eingang gefunden hatte. Endlich aber giebt es in der Priguitz noch einen Rest aus der Steinzeit. Das ist das Hünengrab bei Mellen, nördlich von

Fig. 14.
Das Hünengrab bei Mellen. Nach einer Photographie.

Lenzen. Hier finden wir auf einem flachen Hügel zwei konzentrische Rechtecke von Findlingen. Das innere Rechteck ist noch dadurch ausgezeichnet, dass es zur Hälfte von einem besonders grossen Findling dachartig bedeckt ist. Auch dieses ist ein Mausoleum gewesen, das aber lange schon bloss gelegt worden ist. Es umschloss einst den Leichnam eines Vornehmen und beherbergte auch wohl seine Waffen, die aus Stein bestanden. Jene Urbewohner der Mark waren noch ganz auf die engste Heimat beschränkt. Ihr Baumaterial und ihre Waffen suchten sie sich aus den heimischen Findlingen zurecht zu machen.

Kleine Mitteilungen.

Geologische Beobachtungen in der Umgegend von Frankfurt a. O. Herr Professor Dr. Keilhack veröffentlicht (Zeitschr. d. deutschen geolog. Gesellschaft Bd. 52, S. 100 der Verhandlungen) einige interessante Beobachtungen, welche wichtige Aufschlüsse geben über den geologischen Bau dieser Gegend. Zwischen dem Lebuser und dem Sternberger Plateau hat das Oderthal eine sehr merkwürdige Gestalt. Oberhalb der Stadt Frankfurt ist es nur $1^1/_2$ bis 2 km breit, während es sich unterhalb der Stadt ganz plötzlich bis zu einer Breite von 7 km und darüber ausdehnt. Es ist dieser Abschnitt das Nordsüd gerichtete Thalstück, welches das Thorn-Eberswalder Hauptthal mit dem Warschau-Berliner Thal verbindet. In diesem Verbindungsstück zwischen den beiden grossen Urstromthälern erblickt Herr Keilhack eine subglaziale Rinne, in welcher die Schmelzwässer — also unter dem Inlandeise — nach Süden flossen. Es geschah dies in der Zeit als das Inlandeis sich noch bis in die Höhe von Frankfurt a. O. ausbreitete, und die gesamten Schmelzwässer sich vor dem Eisrande aufstauten, bezw. in dem Thale der heutigen Spree, nach W. abflossen. Es lag der Wasserspiegel dieses Stromes zeitweilig in mehr als 50 m Meereshöhe. Für diese Annahme sprechen die Kies- und Sandterrassen, welche sich im südlichen Teil des Landes Sternberg weithin verfolgen lassen. Herr Keilhack unterscheidet 3 Terrassen, von denen die erste zwischen 50 und 60 m Höhe, die zweite zwischen 40 und 45 und die dritte zwischen 30 und 35 liegt. Das Wasser des grossen Schmelzstromes sank allmählich je mehr das Eis zurückging, und sich neue Pässe für das Schmelzwasser bildeten. Der erste derselben war der über das Rote Luch und der zweite das Thorn-Eberswalder Thal. Die höchste Terrasse ist die Königlich Reppener Forst, die nächstniedrige ist das Eilangthal, das von Reppen herunterkommt, und die niedrigste Stufe endlich beherbergt das Pleiskethal. Von dem Dorfe Aurith hat man die einzige Gelegenheit alle drei Terrassen übersehen zu können. Während sich im Osten der Oder, im Lande Sternberg, grosse Sandflächen mit Kiefernheiden ausbreiten, bietet im Westen der Lebuser Abschnitt ein ganz anderes Bild.

Hier fällt zunächst das hohe Steilufer auf, das sich von Brieskow über Frankfurt und Lebus bis Reitwein verfolgen lässt. Schöne Überblicke über diesen Steilhang gewährt eine Fahrt mit der Eisenbahn Frankfurt-Guben. Im Innern findet man weithin fruchtbare Ackerflächen, denn hier herrscht nicht der Sand, das Auswaschungsprodukt der Schmelzwässer, sondern die ungestörte Moräne. Die Zusammensetzung und Lagerung des Diluviums beschreibt Keilhack von dem Steilhang bei Lebus; hier finden sich beide Geschiebelehme mit ihren liegenden Sanden. Etwas gestört wird gelegentlich das Bild dadurch, dass bedeutende Partieen fast senkrecht ab-

gerutscht sind, weil das Hochwasser gelegentlich tiefe Unterspülungen hervorgerufen hat.

Dieses ist das Profil, das sich bei Lebus der Beobachtung darbietet; es fällt auf, dass die Braunkohlenformation ganz und gar fehlt. Sie erscheint erst viel weiter südlich in der Höhe von Frankfurt. Herr Keilhack führt diese auffällige Thatsache auf „ausgedehnte Verwerfungen, wahrscheinlich tektonischer Natur“ zurück. In der Nähe der Mendeschen Ziegelei sieht man in einem Nebenthälchen der Oder tertiäre weisse Glimmersande überlagert von Unterem Geschiebelehm. Diese Lagerungsverhältnisse finden sich auf der Nordseite des Thälchens. „Auf der Südseite desselben ist weder vom Tertiär- noch vom Geschiebelehm mehr eine Spur zu finden. Hier findet sich vielmehr ein ausserordentlich thoniges, mindestens 25 m mächtiges Diluvialgebilde, welches bei genauerer Untersuchung sich unzweifelhaft als eine lokale Moräne, als das Produkt der Aufarbeitung diluvialer Lager von Bänderthon erweist. Thonmassen verschiedener Farbe und Struktur sind in der unregelmässigsten Weise unter Verlust jeder Spur von Schichtung durcheinander geknetet; an anderen Stellen sieht man vollständige Breccien von Thonstücken, und dazwischen finden sich als Zeichen, dass man es mit einer Grundmoräne zu thun hat, vereinzelte Geschiebe in allen Grössen, die z. T. eine ganz ausgezeichnete Politur und Bedeckung mit glacialen Kritzen und Schrammen besitzen.“ Sollte man nach dieser Beschreibung hier nicht auf die Randpartie einer Verwerfungskluft schliessen dürfen? Herr Keilhack sagt daher auch: „Die nördlichste der beiden Grenzlinien ist zweifellos eine Verwerfungslinie, auf der das Tertiär an die Oberfläche tritt, und zwar auf einer schnurgrade verlaufenden Linie, während weiter südlich keine Spur einer Tertiärablagerung mehr zu finden ist. Auch die südliche Begrenzungslinie dieser fetten Grundmoräne scheint den Charakter einer Verwerfung zu besitzen, doch müssen hier noch speziellere Untersuchungen ausgeführt werden. Zweifellos wird eine genaue Prüfung gegenwärtiger und älterer bergbaulicher Aufschlüsse die interessante Frage der Tektonik dieses Gebietes beantworten.“

Ref. möchte aus der Keilhackschen Schilderung nur diese grossen Züge herausheben, weil er sie zu einer eigenen Beurteilung der geologischen Verhältnisse benutzen möchte. Die Arbeit enthält ausserdem noch eine grosse Fülle von interessanten Details.

Diese Örtlichkeit der Mark hat den Ref. wiederholt beschäftigt. (Vergl. Monatsblatt der Ges. für Heimatkunde der Prov. Brandenburg Jahrg. 6, S. 452 und Naturwissenschaftliche Wochenschrift Bd. XIII, No. 27.) Er steht auf einem abweichenden Standpunkt, denn er hält das Oderbruch in seiner ganzen Ausdehnung, unterhalb Frankfurt bei der Verbreiterung beginnend bis zur Neuenhagener Insel, für eine Grabenversenkung und stellt sich vor, dass das enge Stück oberhalb Frankfurt nachträglich von Eilang und Pleiske durchwaschen worden ist, so dass der Oder nun ein neuer Weg eröffnet wurde, und sie nicht mehr durch das Berliner Thal abfloss.

Durch die Beobachtungen Herrn Keilhacks sieht er sich in seinen Ansichten bestärkt, denn die Verwerfungslinien in den Ziegeleigruben liegen

auf dem linken Oderufer in der Höhe, wo auf dem rechten Ufer die plötzliche Ausbuchtung des Thales bei der Kleisthöhe anhebt. Er findet, dass hierdurch diese plötzliche Verbreiterung allein zu erklären ist. Wenn aber diese Weiterführung der Bruchlinien zu gewagt sein sollte, so bleibt doch so viel bestehen, dass diese Landschaft nicht ohne tektonische Mithilfe zu Stande gekommen ist. Ein direkter Beweis für die Grabennatur des Bruches an dieser Stelle fehlt freilich noch.

Dagegen kann Ref. für das Oderbruch der Gegend von Wriezen den Beweis beibringen, dass es ein Graben ist. Hier ist durch eine Brunnenbohrung auf dem Bahnhofe ca. 20 m unter Tag das Braunkohlengebirge getroffen worden. Durch die Güte seines verehrten Kollegen, des Herrn Oberlehrers Dr. Böttger ist Ref. in den Beeitz der Bohrtabelle gekommen, die Herr Brunnenmacher Biesel-Wriezen zusammengestellt hat. Von der Oberfläche in die Tiefe liegen folgende Schichten:

6,5 m	lehmiger Sand	Moränengebirge
2,0 „	Sand	
4,0 „	Kies	
5,0 „	Sand	
1,0 „	Kies und Sand	
2,0 „	grober Kies	
1,0 „	feiner Kiee	
4,5 „	Schwemmsand m. Thon und Braunkohle	Braunkohlengebirge
0.5 „	fester Thon	
1,0 „	weicher Thon u. Braunkohle	
1,0 „	Kohle und Sand	
0,5 „	Kohlenetaub	
12,5 „	Kohle	
1,0 „	Sand u. Kohle	
1,0 „	Kohle	
1.0 „	Sand	
2,0 „	Kohle	
1,0 „	Sand u. Kohle	
3,0 „	Kohle	
12,0 „	scharfer Sand	
2,0 „	weicher Sand m. Kohle	
2,0 „	reiner scharfer Sand	
2,0 „	weicher Sand	

Dieses Bohrergebnis darf man wohl benutzen, um zu erklären, dase das Oderbruch kein Auswaschungethal ist. Wäre dies der Fall, so müsste auch die Braunkohle fortgewaschen worden sein, und es müsete sich so nahe unter Tag älteres Gebirge z. B. der Septarienthon gefunden haben. Zum Vergleich möchte Ref. noch aus einer Arbeit von ihm*) einige Zahlen bei-

*) Über den Verlauf und die Herauebildung der diluvialen Moräne in den Ländern Teltow und Barnim—Lebus, Zeitschrift f. Naturwissenschaften Bd. 63, S. 1.

bringen über die Mächtigkeit des Diluvinms auf dem benachbarten westlichen Höhenrand, welche lehren, dass dort das Diluvium ungefähr dieselbe Mächtigkeit hesitzt. Bei Herzhorn ist es 9,5 m mächtig, bei dem Dorfe Sternberg 11 m, hei Bollersdorf 12,5 bezw. 36,5 m und bei Müncheberg 29 m bezw. 100 m. Zache.

Bücherschau.

Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes von Dr. phil. Fellx Wahnschaffe, Kgl. Landesgeologe, Professor an der Bergakademie und Privatdozent an der Universität Berlin. Mit 9 Beilagen nnd 33 Textillustrationen. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn. 1901.

Im ersten Hefte unseres Monatshlattes hat Ref. die erste Auflage dieses Werkes besprochen. . Es liegt nnn die zweite Auflage vor. Ein Vergleich beider lehrt dentlich, welche Menge von Thatsachen und Ansichten in dem verflossenen Jahrzehnt aufgefunden und ausgesprochen worden sind. Das geht schon aus dem äussern Umfang des Buches hervor. Die erste Auflage war 166 Seiten stark und die zweite hat es auf 258 Seiten gebracht. Mit einer peinlichen Sorgfalt hat der Herr Verf. die Litteratur verarbeitet nnd die feinsten Nuancen in den Ansichten beachtet. Dies macht sich namentlich hemerkhar hei den Auseinandersetzungen über die Endmoränen, Kames, Durchragungszüge, Stauwälle, die Durchbrüche der Urströme nach N. u. s. w. Diese Auseinandersetzungen lehren, wie weit wir noch entfernt sind von einer wirklichen Klarheit über die Herausbildung unseres heimischen Bodens. Wenn auch die Theorie über die Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene als sicher gelten darf, so stellen sich sofort die Schwierigkeiten ein, sobald es sich um die Erklärung eines bestimmten Details handelt. Aus dieser Neuauflage geht aber weiter hervor, dass allmählich ein Faktor wieder eine Rolle zu spielen beginnt, welcher lange Zeit in den Hintergrund gedrängt worden war. Es ist das das Eingreifen der tektonischen Kräfte. Es sind in den letzten Jahren einige Verwerfungen konstatiert worden. Auch Ref. hatte das Glück eine besonders schöne photographieren zu können, die in dem Buche wiedergegeben ist.

Es wird die Aufgabe der nächsten Jahre sein, eine Abgrenzung herbeizuführen zwischen der Thätigkeit des Eises und den Eingriffen durch Störungen in der Erdrinde. Freilich werden sich hier besondere Schwierigkeiten einstellen, wenn man bedenkt, welch ein Unterschied besteht, zwischen dem duktilen Moränenmaterial der Norddeutschen Tiefebene und dem festen Gestein des übrigen Deutschlandes. Die Verwerfungslinien

können hier bei weitem nicht so deutlich sein als dort, und vor allem werden die Grenzlinien an der Oberfläche fast überall verwischt sein. So viel ist aber klar: es sind einige tektonische Linien festgestellt worden, deshalb werden sich auch noch weitere finden. Ein Teil dieser Störungen wird auch in die Zeit der Eisbedeckung fallen, und diese werden noch schwieriger zu konstatieren sein, weil das plastische Eis sofort die Differenz ausgeglichen haben wird. Endlich aber darf man auch nicht zu viele tektonische Linien erwarten, da im Vergleich zu den alten Gesteinen Mitteldeutschlands die Zeit für die Eingriffe in Norddeutschland zu kurz war.

Gegen den Schluss des Buches findet sich eine Tabelle über die Gliederung der norddeutschen Quartärbildungen. Wir bringen im folgenden das Wichtigste und für die Mark bezügliche aus derselben.

Postglazialzeit (Jungquartär).

a) jüngere: Buche- und Erle- (Mya-) Zeit, Rezente Fauna und Flora.

b) ältere: Eiche- (Litorina-) Zeit.
Birke-, Kiefer- (Ancylus-) Zeit.

Die Elszeit in ihren verschiedenen Phasen.

Spätglaziale Phase.

Dryas- (Yoldia-) Zeit: Fauna und Flora noch durch die subarktischen Verhältnisse beim Rückzug des Eises beeinflusst.

Dritte Vereisung.

a) Abschmelzperiode: Endmoränen und Sandbildungen; Thalsand und Terrassen; Åsar, Kames, Geschiebesand, Löss.

b) Inlandeisbedeckung. Oberer Geschiebemergel (Grundmoräne) subglaziale Sande und Grande, beim Herannahen des Eises vorgeschüttete fluvio-glaziale Bildungen.

Zweite Interglazialzeit.

Fauna der grossen diluvialen Säugetiere: Rixdorf.

Interglaziale Torflager: Lauenburg a. E.

Schichten mit Süsswasserkonchylien: Alt-Geltow b. Potsdam, Valvaten- und Ostrakodenmergel und -sande bei Frankfurt a. O., Werder, Korbiskrug.

Marine-Bildungen.

Zweite Vereisung.

Unterer Geschiebemergel (Grundmoräne), oft in mehrere durch Sand getrennte Bänke gespalten. Fluvioglaziale, grandige, sandige und thonige Sedimente beim Vorrücken und Rückzug des Eises

Erste Interglazialzeit.

Süsswasserschichten: Paludinenbank (Berlin-Rüdersdorf) Klinge bei Cottbus, Süsswasserkalke von Belzig, Valvatensande von Nennhausen b. Rathenow.

Marine-Schichten.

Erste Vereisung.

Grundmoräne von Rüdersdorf.

Präglazialzeit.

Vorhandensein präglazialer Bildungen noch nicht erwiesen. G. Müller rechnet die marinen- und unteren Süsswasserbildungen von Lauenburg a. E. zum Präglazial. Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Digitized by Google

Strausberg im siebenjährigen Kriege.

Beitrag zur Geschichte der Stadt Strausberg

von

B. Seiffert.

Mit Bezug auf den ersten und zweiten schlesischen Krieg befinden sich, wie dies durch den Gang der Ereignisse und die Entfernung des eigentlichen Kriegsschauplatzes erklärlich wird, im Stadtarchiv nur sehr wenige Aktennachrichten, die dazu nur von allgemeinerer Bedeutung sind, da sie die allerwärts im preussischen Lande angeordnete Wachsamkeit der Bevölkerung gegenüber etwaigen feindlichen Einfällen betreffen. Da ist zuerst folgende Königliche Ordre, d. d. Berlin, den 20. August 1745:

„Demnach wir es bey den jetzigen Coniunctionen nöthig finden, dass alle praecautiones wider einen etwa zu besorgenden feindlichen Einfall genommen werden: Alss befehlen wir hierdurch allergnädigst zu verfügen, dass nach den bereits vor verschiedenen Jahren ergangenen ordres, hohe Stangen auf erhabenen Orten, vor denen nach den Sächsischen und Polnischen Gräntzen belegenen Dörffern aufgesteckt, solche oberwärts mit Stroh, welches mit Theer bestrichen, bebunden, auch eine Theerkanne darauf gehängt werden soll, damit, wenn sich eine Gefahr ereignet, solche angestecket und dadurch denen in der Nachbarschaft belegenen Städten, Flecken und Dörffern ein Signal gegeben werden könne, damit die Bürger nnd Bauern zur Hülfe herbeieilen und sich in so viel bessern defensions Stand setzen können, wie dann auch die Städte nnd Dorffschaften fleissig Wacht, sonderlich des Nachts halten nnd patrouillen aussetzen, auch bey entstehendem Lermen, theils mit ihren Flinten, theils mit ihrem Hausgewehr so viel möglich wehren nnd jedesmahl aufs schleunigste anhero rapportiren müssen. Jedoch müssen diese Stangen soweit von denen Dörffern entfernt aufgestecket werden, dass solche daraus, wenn sie angestecket werden,

Digitized by Google

keine Feuersgefahr zu sorgen haben, und können in denselben Fällen die Sturmglocken geläutet werden."

Daranfhin beschloss der Rat (Pape, Heller, Beneckendorf, Schmidt) unterm 28. August 1745:

„Bei diesen jetzigen Umständen hat man vor nöthig erachtet, eine stärckere und bessere Wacht zu halten, zu welchem Ende von nun an 1) in jedem Thore sein sollen 4 Mann, und müssen selbige des Morgens um 8 Uhr aufziehen und des Nachts accurat mit der Wache sein, des Nachts auch um den Thoren und den Strassen patrolliren und genau observiren, was passiret. 2) muss jeder Bürger selber auf der Wacht kommen und keine alte abgelebte Leute schicken, welche nicht angenommen werden, sondern im Fall der Bürger nicht selbst aus erheblichen Uhrsachen kommen kann, jedoch einen tüchtigen Mann in seine Stelle schicken. 3) Es muss niemand, es sey wer es wolle, der nicht wohl examiniret, einpassiren und alles gemeldet werden. 4) muss jederzeit einer mit Ober- und Untergewehr wohl versehen, und welches beydes im guten Stande seyn muss, um sich dessen im Fall der Noth bedienen zu können, an dem Schlagbaum stehen, um alles desto besser zu observiren und lösen sich alle 2 Stunden ab. 5) Derjenige nun, welcher sich nicht accurat bezeiget, seine Stunden richtig stehet und seinem vorgesetzten Unterofficier oder Gefreyten in allen Stücken folget und Gehorsam leistet und deshalb eine Klage erhebet, soll derselbe sogleich in Arrest genommen, die Sache examiniret und befundenen Umständen nach dafür sogleich hart bestrafet werden. 6) Auf der Hauptwacht kommen täglich 6 Manu, welche fleissig die Strassen und Thorwächter alle Stunde visitiren müssen. 7) Vor dem Landsberger Thor kommen 4 Mann, welche alle halbe Stunden um die Scheunen herum patrolliren müssen. Allenfalls muss eine Post auf dem Mühlenberg stehen, so alles übersehen kann."

Am 4. September 1745 erhielten die dem Kgl. Commissarius unterstellten Städte Strausberg, Oranienburg, Liebenwalde, Wriezen und Alt-Landsberg die Weisung, sich „wegen Pulver, Bley und Gewehre an den Generalmajor Grafen v. Haacke zu wenden." Am 19. November 1745 wurde angeordnet, dass „alle Brücken, die zur Invasion beförderlich sein könnten, abgeworfen und alle Schiffsgefässe an Prahmen, Kähnen, incl. der kleinen Fischerkähne längst der Oder, Havel und Spree von jener Seite weg und in Sicherheit gebracht werden" sollten: nach einer Ordre vom 24. November sollten auch „die Wachen und Postirungen auf doppelten Fuss gestellt werden." Nachdem jedoch der entscheidende Sieg bei Kesselsdorf (15. Dezember 1745) die Kraft der Kaiserin Maria Theresia gebrochen hatte und die Friedensverhandlungen zu Dresden am 25. Dezember 1745 zum Abschluss gelangt waren, wurde, „da sich die androhende Gefahr gäntzlich ver-

loren und es nur zur höchsten Beschwerde der armen Unterthanen gereichen kann, dass dieselben zumal bey dieser rauhen Witterung bey den aufgerichteten Stangen Wache halten, auch die verordneten Postirungen besetzen müssen", beides wieder aufgehoben. —

Reichhaltiger ist das Material betreffs des siebenjährigen Krieges, besonders aus den Jahren 1758 bis 1760, wo durch die Einfälle und den Vormarsch der Russen bis in die Mark letztere zu wiederholten Malen der eigentliche Kriegsschauplatz wurde; diese Schriftstücke beginnen mit dem Jahr

1757.

(Sauvegardegelder an die Franzosen.)

Am 14. Januar 1757 wurden die Enrollirten, d. h. die zum Kriegsdienst Angesetzten aufgefordert, sich zum Ersatz der Regimenter in Spandau zu melden; am 5. August d. J. „soll Strausberg 4 tüchtige rammassirte, jedoch ganz sichere Leute und die nicht mehr im Wachsthum stehen, nach Spandau schicken." Einer der Enrollirten wurde unter Aushändigung folgendes Ausmusterungsscheines wieder zurückgeschickt:

„Demnach Vorzeiger dieses, der Enrollirte Forcadeschen Regiments[1]), Martin Wegers, aus der Stadt Strausberg gebürtig, seines Alters 24 Jahr und 5′ 1′ —″′ Mass haltend, ein beglaubtes Attest von seiner Obrigkeit und Zeugniss aus dem Kirchenbuche beygebracht und dargethan, dass er die Jahre erreichet, welche er angegeben, und also kein Wachsthum bey selbigem mehr zu hoffen, derselbe auch durch einen Handschlag erhärtet, dass er wirklich derjenige sey, welcher verabschiedet zu werden verlangt: so haben wir nicht anstehen mögen, demselben gegenwärtiges Attest ohnentgeltlich zu ertheilen, um solches bey des hiesigen Commandanten, Herrn Gen. Lieut. v. Rochow Exc. zu seiner Legitimation zu produciren, damit ihme der gebetene Abschied ertheilet werden möge. Berlin, d. 21. März 1757. Kgl. Pr. Churm. Kriegs- und Dom.-Cammer. v. d. Gröben, v. Schoppe, Vidimirt Rochow."

Der Feldzug dieses Jahres war, wie bekannt, besonders deswegen für den König Friedrich II. mit den grössten Gefahren und Anstrengungen verbunden und des Königs Lage sehr bedenklich, weil nunmehr dem ursprünglich verabredeten Kriegsplan gemäss alle seine verbündeten Feinde gleichzeitig von allen Seiten über die preussischen Provinzen herfielen und, da der König seine Streitkräfte teilen musste und überall, wo er nicht persönlich mit Nachdruck eingriff, nur schwacher Widerstand geleistet werden konnte, meist mit Erfolg vordrangen: im Osten die Russen, im Norden die Schweden, im Süden

[1]) Inf. Regt. No. 23.

die Österreicher und im Westen in Verbindung mit der Reichsarmee die Franzosen. Eine Abteilung der letzteren hatte die Hannöversche Armee, bei welcher auch 5000 Preussen standen, am 26. Juli 1757 in der Schlacht bei Hastenbeck besiegt und durch die Konventiou von Kloster Seeven (8. September) erreicht, dass dieses Heer sich vorläufig jeder weiteren kriegerischen Operation enthalten mnsste. Nun stand den Franzosen der Weg in die Preussischen Elbprovinzen offen, nnd sie brachen anch sofort dorthin auf, um nach Kriegsrecht es sich daselbst bequem zu machen nnd auf Kosten der Einwohner Winterqnartiere zu beziehen. Der französische General v. Poloretzki forderte[1]) „die Kreisdirektoren der Altmark und Priegnitz, v. Jagow nnd v. Graevenitz, auf, sich persönlich nach Dannenbnrg im Lünebnrgischen zu gestellen. Es geschah ihnen die proposition, eine ganz enorme nnd nnerschwingliche Zahl rationes von Hart- nnd Rauhfutter behnfs der französischen Armee nach dem Lünebnrgischen zu liefern, wobey ihnen zugleich 700 Salveguarden anfgedrungen, welche sie pro Stück mit 26 Dukaten zu bezahlen sich gefallen lassen mnssten (ca. 60 000 Thl.)“

Diese Thatsache wurde den Magistraten der Mark mit der Weisung zur Kenntnis gebracht, „sich zu solchen angedrohten Lieferungen nnd Executionen im geringsten nicht gutwillig zu verstehen, weilen diesen Anmuthnngen baldigst ein Ende gemacht werden dürfte.“

Nach einer Ergänznng[2]) zu dieser Verordnung sollte es aber „vorkommenden Umständen nach nachgelassen seyn, wo es nicht zu ändern und alle dringenden remonstrationes nichts fruchten wollen, mit denen Commandeurs derer eingerückten feindlichen Corps wegen derer fonrage Lieferungen und andern Forderungen nach Beschaffenheit derer vorkommenden Umstände nnd so gut als möglich zu accommodiren.“

Trotzdem nnn der König selbst die französische Hauptarmee nnter dem Befehl des Prinzen v. Sonbise nnd die mit ihr zusammen operirende Reichsarmee am 5. November 1757 bei Rossbach vollständig zersprengte, hielt doch das Armeekorps, welches der Marschall Duc de Richelieu[3]) der Hannöverschen Armee gegenüber befehligte, seine Stellung im Lüneburgischen weiter fest, und vergeblich bemühte sich der neuernannte Führer der letzteren, Herzog Ferdinand von Braunschweig, es gleichfalls nach Westen zurückzndrängen. So wurde es denn[4]) trotz alledem notwendig, „um die Einwohner der Altmark, Priegnitz, Ucker- und Mittelmark vor feindlichen Executionen soviel wie möglich

[1]) Nach einem Schreiben des Kriegsrates Niethe vom 27. September 1757.
[2]) Vom 14. Oktober 1758.
[3]) Seit dem 3. August 1757.
[4]) Nach einem Schreiben vom 6. Dezember 1757.

zu decken, von dem französischen General Marschall Duc de Richelieu 100 Stück Sauve-Gnarde Briefe anzunehmen und durch die Magdeburgischen Kaufleute Schultze und Veit Meyer die behandelten Summen wirklich zahlen zu lassen. — Dies muss ihnen wiedergezahlt werden, kein patriot wird sich der Erfüllung der condition entziehen können. Alle sollen dazu beytragen, auch die Geistlichen nach Verhältniss ihrer Einkünfte."

Die ganze Kontribution betrug 39 770 Thl.; hiervon entfielen auf die Städte der Kurmark 23 071 Thl., auf Strausberg 109 Thl., die (aus irgend einem Grunde?) ausdrücklich in 4- und 2-Groschenstücken bezahlt werden sollten[1]).

1758.

Einfall der Östreicher und Russen. Bombardement von Cüstrin. Schlacht bei Zorndorf.

General Richelieu erfuhr anfangs Januar 1758, dass man am französischen Hofe entschlossen sei, ihm einen Nachfolger zu schicken[2]), und beschloss, seine militärische Laufbahn in Dentschland durch einen einträglichen Streich zu beendigen. Zu dem Zweck schickte er am 9. Jannar etwa 9000 Mann gegen das schwachbesetzte Halberstadt, um es auszuplündern; 200000 Thaler erpressten sie von den Bürgern, nahmen auch alle möglichen Lebensmittel mit und eilten dann vor den anrückenden Preussen mit ihrem Raube zurück. Auf diesen Vorgang bezieht sich folgende Königl. Ordre vom 26. Febrnar an die Kriegsräte:

„Nachdem wir allerhöchst selbst bei Gelegenheit des ohnlängst in dem Halberstädtischen eingefallenen Corps Françoischer Truppen und der ihnen bey ihrem so knrtzen Daseyn auf unzeitige Drohung sogleich bezahlten enormen Summa Geldes verordnet und befohlen haben, dass auf den Fall feindlicher Anforderungen und Executionen man nicht sogleich facil mit deren praestation seyn, noch sich dazu verstehen, sondern vielmehr nichts abgeben noch liefern und es darunter bis zur letzten Extremitaet ankommen lassen soll, widrigen falls diejenigen, so aus einer unzeitigen Furcht dagegen handeln werden, gewärtigen sollen, dass sie deshalb selbst für ihre Personen dafür responsable bleiben, noch jemalen einige remission oder Hülfe darunter zu gewärtigen haben sollen . . . . . Wenn wider Vermuthen im Kreyse dergleichen Vorfall sich wieder ereignen sollte, so sollt ihr euch dergestalt geriren, jedoch diese unsere Intention vor der Hand nicht weiter propagiren, sondern

---

[1]) Nach einer Verfügung vom 18. Mai 1758 wurde eine andere Verteilung vorgenommen, wobei auf Strausberg 112 Thl. 9 Gr. 10 ₰ kamen und auch die Städte der Neumark mit herangezogen wurden.

[2]) Mebes, Beiträge z. Gesch. d. Brandbg.-Preuss. Staates u. Heeres I, 214.

bey euch behalten, um in vorkommenden Fällen davon Gebrauch zu machen."

Erst am 25. Augnst 1758 schickte Niethe diese Vorschrift an den Magistrat, damit er sich „bei etwa geschehen sollenden Anforderungen der Russen nnd andern Feinde danach richte," welche nunmehr wirklich den märkischen Boden betreten hatten.

Die Östreicher hatten schon im vorigen Jahre einen Streifzug in die Mark unternommen; während Friedrich in Thüringeu gegen die französische Hauptarmee manövrierte, war General Haddik mit einigen Tausend Croaten u. a. bis an die Thore Berlins vorgedrnngen und hatte die Hauptstadt, welche von nnr 2 schwachen Bataillonen Landmiliz bewacht wurde, ohne grossen Widerstand am 16. Oktober 1757 besetzt, eine Kontribution von 185 000 Thaler erhoben und am andern Morgen bei der Nachricht, dass Fürst Moritz von Dessau im Anmarsch sei, schleunigst seinen Rückzug über Storkow-Beeskow angetreten[1]). Ein ähnlicher Einfall scheint auch für 1758 geplant gewesen zu sein, als der König in Mähren die Stadt Olmütz belagerte (20. Mai — 2. Juli); darauf deutet wenigstens folgender Brief des Magistrats von Freienwalde a. O. vom 21. Juni 1757:

„Es haben des Geheimen Etats, Kriegs und Dirig. Ministre Herrn Grafen v. Gotter Excellenz uns heut bekannt machen lassen, dass sie die sichere Nachricht erhalten, dass sich bereits in dem Storkowischen Kreyse hinwiedernm eine streifende Partei östreichischer Croaten sehen lassen, welche vermuthlich ihren Weg gerade nach Berlin zu nehmen intendiren möchten. Wann nun also zu befürchten stünde, dass diese ihren Weg auch tiefer in das Land nehmen nnd wenn sie über die Spree kommen könnten, auch die hiesige Gegend incommodiren und bis hieher ravagiren würden, so haben S. Exc. befohlen, Ew. Hochedelgeboren nnd Hochedlen davon schleunige Nachricht zu geben mit der Auflage, dass dieselben durch Expresse die Magisträte zu Fürstenwalde nnd Cöpenick requiriren möchten, im Falle diese streifende Partey etwa dasiges Ortes den Uebergang über die Spree tentiren sollte, selbige die Nachricht davon durch Estafettes an die Städte hiesiger Gegend geben, insonderheit aber der Stadt Strausberg und Wriezen als anfs schleunigste bekannt machen möchten; diese aber auch durch Estafettes uns solches hieher berichten möchten, damit die sich allhier aufhaltende hohe Herrschaften[2]) in Zeiten retiriren nnd die Magisträte jedes Ortes auch

[1]) Mebes, I 197 f.

[2]) In Freienwalde war seit 1687 ein kurfürstliches Schloss, das später Amts-, Schul- und Rathaus wurde. 1800 entstand auf dem Wege nach dem Brunnen das Königliche Schloss, der Witwensitz der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. (Fontane, Wanderungen durch die Mark: Oderland, Barnim, Lebus.)

selbst ihre messnres in Ansehung der ihnen anvertrauten Städte danach nehmen könnten. . . . .“ —

Im Lanfe des Sommers rückten die Russen und Schweden unaufhaltsam immer näher; im Juli standen die ersteren unter Fermor bereits in der Gegend zwischen Königswalde und Meseritz, während letztere nach dem Abzug des Grafen zu Dohna, der sie bisher in Schach gehalten hatte — derselbe sollte den Übergang der Russen über die Oder zn verhindern suchen — im August in die Uckermark einfielen nnd sich anfangs September bis Zehdenick und Fehrbellin ausbreiteten[1]). Da wurde es denn notwendig, dass für den äussersten Fall Vorsichtsmassregeln angeordnet wurden, deren genaue Befolgung den Kriegsräten besonders anempfohlen ward. So verordnet schon ein Erlass vom 21. Juli 1758:

„Weilen bey gegenwärtigen critischen Zeiten, da die Russen und Schweden näher, sich wohl ereignen könnte, dass eine feindliche Partey in hiesige Provintz einfallen möchte, und also die Vorsicht erfordert, solcherhalb überall auf seiner Hut zu sein . . . . als befehlen wir — —, dass die Accise-, Zoll- und andre Cassen bey Annäherung einer feindlichen Partey die vorhandenen baaren Cassenbestände alsofort anhero (d. i. nach Berlin) senden sollen. Wobenebst ihr auch zu sorgen habt, dass die junge Mannschaft nach der nächsten Vestung in Sicherheit gebracht, imgleichen die Pferde nnd Rindvieh, auch das vorräthige Getreyde, soviel immer möglich, an solche Oerter, wo es am convenablesten geschehen kann, untergebracht werden, damit solche nicht vom Feinde fortgeführt werden mögen. — Wegen der jungen Mannschaft solle der Kriegsrath mit dem Landrath, der Instruktion hat, concertiren.“

In Vervollständigung dieser Verfügung erliess der Kriegsrat Niethe am 2. August 1758 den Befehl:

„Die junge Mannschaft, die das Gewehr nur einigermassen tragen können, von 12 Jahren an, sollten nebst einer Specification über Namen, Alter und Grösse an Obristlieutenant v. Heyderstadt in Frankfurt a. O. geschickt werden, damit sie die Feinde nicht nach ihrer Gewohnheit[2]) mit sich fortschleppen. Wollten anch die Bürger ihre kleinen Kinder ebenfalls in Sicherheit bringen, so steht ihnen das gleichfalls frey, müssen aber, vor der Hand wenigstens, für deren Aufenthalt sorgen.“ —

---

[1]) Mebes II, 779.

[2]) In der That mussten am 9. Oktober 1760, als Berlin durch Kapitulation dem russischen General Totleben übergeben wurde, ausser der Besatzung auch die dort befindlichen 100 Kadetten in die Kriegsgefangenschaft ziehen, aus welcher sie erst nach 1½ Jahr von Königsberg zurückkehren durften (Mebes II, 913).

Ausserdem wurden die Behörden zur grössten Wachsamkeit und zum gewissenhaften Bericht über alle ausserordentlichen Vorkommnisse ermahnt; so unter dem 27. August 1758:

„Nachdem verlautet, dass die Schweden ihre Kundschafter als passagiers sogar bis Berlin, auch Frankfurt und Stettin schicken, so soll Acht gegeben werden, damit die Verdächtigen entdeckt werden mögen . . .“ und unterm 30. August 1758:

„Wo kommandirende Generäle oder der König selbst in der Nähe sind, soll alles Wichtige dorthin gemeldet werden, die Duplicate aber an das General-Direktorium. Jeder soll recht zuverlässige Nachrichten einziehen, das Wahre vom Falschen scheiden; niemals soll jemand auf einen blossen bruit seinen Bericht machen, sondern wohl untersuchen, damit nicht durch falschen rapport ein unnöthiger allarm entstehe.“

Am 15. August erschienen die Russen vor der Festung Cüstrin und begannen sofort ein heftiges Bombardement, infolge dessen bereits um 9 Uhr Morgens die ganze Stadt in Flammen stand. Der Kommandant, Oberst Schach von Wittenau, hielt sich jedoch in den unverletzten Festungswerken und wurde vergeblich am 17. zur Übergabe aufgefordert; auch der Versuch der Russen, eine Brücke über die Oder zu schlagen, scheiterte an dem Widerstand Dolmascher Truppen. Schliesslich hoben die Russen bei der Nachricht, dass der König beim Dolmaschen Corps eingetroffen sei und die preussische Armee die Oder bei Güstebiese passirt habe, in der Nacht zum 23. August die Einschliessung und das Bombardement von Cüstrin auf[1]) und zogen sich nordostwärts zurück bis in die Gegend von Zorndorf, wo dann am 25. und 26. August in mörderischer Schlacht gekämpft wurde. Der glänzende Sieg der Preussen schob dem weiteren Vordringen der Russen einen Riegel vor. Freilich musste die arme Neumark unter ihren Verwüstungen noch schrecklich büssen; erst am 21. September brach Fermor nach Stargard in Pommern auf, und von dort zog das russische Hauptheer am 18. Oktober nach Polen und Ostpreussen in die Winterquartiere.

An diese Vorgänge erinnern folgende Aktenstücke:

1. Ein gedrucktes Avertissement, Cüstrin, den 14. Oktober 1758, welches lautet:

„Es wird bekannt gemacht, dass, nachdem S. Kgl. Majestät aus gerechtester, höcheigener Bewegung allergnädigst befohlen, dass die bei dem russischen Bombardement der Vestung Cüstrin begangenen Plünderungen und Diebereien zusamt allen dabei vorgefallenen Excessen aufs genauste gehörig untersucht, die Thäter mit denen darbei interessirenden Personen entdeckt und denen Verunglückten Eigenthümern soviel nur möglich zu dem Ihrigen hinwiederum verholfen werden soll,

[1]) Mebes II, 749 f. 772. 780.

zu dieser Commission seitens des Militärstandes der Hofrath und Anditeur Pfeil, Kanitzischen Regiments, und in Ansehung des Civilstandes der Hoffiscal Dieterich zum Commissar ernannt sind... Jeder, welcher entweder von denen Thätern selbst oder auch denenjenigen, so dergleichen entwandte Sachen auf irgend einerlei Art und Weise an sich gebracht, Wissenschaft hat, wird erfordert, deren Namen und sämmtliche zur Entdeckung des Verbrechens und Eruirung der Wahrheit gereichende Indicia und Beweisthümer der Commission bekannt zu machen, mit der Versicherung, dass auf Verlangen der Denunzianten Namen zur Abwendung alles Präjudices verschwiegen bleiben sollen. — Wer solche Sachen hat, soll sie binnen 14 Tagen an der Commission extradiren, widrigenfalls sie als Hehler und Complicen regardiret und rechtlich bestraft werden sollen."

2. Niethes Verfügung vom 14. Oktober 1758:

„Es sollen für die Dörfer und Vorwerker der Neumark, welche durch die russische Invasion dergestalt gelitten, dass sie weder Saat- noch Brodkorn behalten, ohne den geringsten Zeitverlust vom Oberbarnimschen Kreyse mit Conkurrenz der Städte 118 Wispel Roggen geliefert und vom Wispel Aussaat 1 Scheff. 6 Metz. bis zur küuftigen Ernte vorschussweise hergegeben werden." Strausbergs Anteil betrug 1 Wsp. 12 Schff. 18 Mtz., zu dem alle Ackerbürger, auch die Prediger beisteuern mussten.

1759.

Schlacht bei Kunersdorf.

Im nächsten Jahre 1759 rückten die Russen nuter Soltikow abermals heran, um sich womöglich mit den Österreichern unter Laudon zu vereinigen und einen gemeinsamen Vorstoss gegen die Mark zu wagen. Vergebens suchten v. Dohna und v. Wedell den Vormarsch und die gegenseitige Annäherung der Verbündeten zu hindern; am 3. August stiessen beide Heere bei Frankfurt a. O. zueinander. Zwei Tage später traf der König, der in angestrengteu Märschen aus Schlesien herbeigeeilt war, um sein Stammland zu schützen, in Mühlrose ein, wo er sich mit v. Wedell vereinigte, am 8. August in Wulkow, wo er General Fink an sich zog, liess am 10. bei Reitwein die Brücken über die Oder schlagen und führte am 11. seine Armee hinüber, um am 12. die entscheidende Schlacht bei Kunersdorf, östlich von Frankfurt, zu schlagen[1]).

Am 11. August sandte der Kriegskommissarius Stein folgenden Befehl an den Magistrat:

„Auf S. Kgl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl wird Einem Edlen Magistrat zu Strausberg hiermit bey Vermeydung schwerer

[1]) Mebes II, 823.

Strafe aufgegeben, gleich nach Angesicht dieses 2 Mann mit guten Reitpferden in Bereitschaft zu halten, um damit, wenn etwan von Seelow und von Wrietzen Nachrichten einlanfen, dass sich feindliche Truppen in dortigen Gegenden sehen liessen, es sofort nach Alten Landsberg an den Stadtdirigenten Herrn Mertens zur anderweitigen Besorgnis einberichtet werden könne.“ —

Ferner hatte die Stadt die Verpflichtung, soviel als möglich Lebensmittel und Bier zur Armee des Königs zu fahren; wie sie dieser Pflicht gerade in diesen Tagen von Kunersdorf nachkam und wie es den Bürgern dabei erging, schildert eine spätere Petition[1]) des Magistrats an den König:

„Ew. Kgl. Majestät haben wir hierdurch allerunterthänigst berichten sollen, wie wir zu zwei verschiedenen Malen im Monat August a. c. zum Behufe der Königl. Armee, als selbige ohnweit Frankfurt und Wulkow stand, Wagens mit vivres unter der Aufsicht des Rathmanns Hundertmarck hingeschickt haben. Alldieweilen aber hiesiges Orts fast gar keine Pferde sind, so hat uns der Landrath v. Schulenburg auf unsere Requisition die erforderliche Wagens vom Lande accordiret, weil wir ihm die Versicherung gaben, dass wir für Zahlung dieser Wagens sorgen würden. Es fügte sich aber, dass, als das erste Mal bemeldter Rathmann mit 7 Wagens von hier abging, derselbe nicht weiter als bis Müncheberg kommen konnte, weil die bey der Stadt herumschweifenden Cosacken, welche er, da er etwas vorausgeritten, zum Glück wahrgenommen, die weitere Fortsetzung des Weges gäntzlich verhindert, dass er Mühe gehabt, die 7 Wagens sicher wieder hierherzubringen; wie folglich die ganze Lieferung vereitelt worden und diejenigen, so mit Bier und andren Victualien die Wagens beladen hatten, solche wieder zurücknehmen mussten.

Kurz darauf ging der Rathmann Hundertmarck abermalen mit 13 Wagens; wie er aber Tages vor der Kunersdorfischen bataille ohnweit Cüstrin damit eintrifft und er der armee nicht folgen dürfen, sondern in Cüstrin sich hineinbegeben, daselbst ohne ordre des Commandanten nichts verkaufen müssen, weil sämmtliche Wagens demnächst der armee folgen sollen, so weigerten sich die Bauern solches zu thun, unter dem Vorwand, dass sie kein Futter hätten; daher es dann geschehen, dass, anstatt der armee zu folgen, sie gerades Weges mit allen Wagens, welche ihr aufgeladenes Bier und die vivres bei Cüstrin verkauft, wieder zurück und hierher gefahren sind, dergestalt, dass sich 2 Bauern, als der Leetz und der Krüger zu Werder unterstanden, diejenigen Victualien, womit ihre Wagens geladen gewesen, nicht wieder hierher zu fahren, solche auch nicht eher wieder hier ab-

[1]) Vom 30. Oktober 1759.

lieferten, bis sie durch eine scharfe ordre von dem Landrat dazu angehalten worden.

Wann nun auf diese Weise von nicht mehr als 2 Wagens das Bier verkauft worden, wann von den Eigenthümern auch sofort das Fuhrlohn an die Bauern bezahlt, so entsteht nunmehr die Frage, wer vor die übrigen Wagens, so mit die vivres zurückgekommen, das Fuhrlohn bezahlen soll, weil denen Eigenthümern der Victualien nicht zuzumuthen ist, solches, da sie nichts verkauft haben, zu berichtigen. Wir haben demnach hierdurch allerunterthänigst anfragen sollen, auf was Weise dieses Fuhrlohn soll bezahlt werden, damit wir die Bauern, so die Fuhren gemacht haben, befriedigen können. Wir ersterben in tiefster Erniedrigung Ew. Majestät allerunterthänigst treu gehorsame Bürgermeister und Rathmannen der Stadt Strausberg.“ —

Der unglückliche Ausgang der „Kunersdorfer Bataille“, die schwere Verluste an Menschen und Kriegsmaterial verursachte, drückte zwar die Stimmung des Königs sehr nieder; trotzdem suchte er zu retten, was zu retten war. Vor allem sammelte er die nordwärts zersprengten Heerhaufen bei Oetscher, führte sie am 13. über die Oder zurück in das Lager bei Reitwein und von da am 16. nach Fürstenwalde, wo er gleichfalls zu lagern befahl und bis zum 29. August verblieb, das bei Müllrose gelagerte feindliche Heer sorgsam beobachtend. Schliesslich rückten beide Theile nach der Lausitz ab[1]).

Am 16. August berichtete der Magistrat dem Kriegsrath Niethe pflichtgemäss Folgendes:

„Da der hiesige Ordonnanzrath Krüger diese Nacht nebst einigen Bürgern von der Armee zurückgekommen, so hat uns ersterer gemeldet: 1) Dass unsere Armee diesseits der Oder bei Reitwein, woselbst auch das Hauptquartier wäre, stünde. 2) In Seelow wären wieder die Cosacken gewesen, welche die dort befindlichen Pferde weggeholt hätten. 3) In der Gegend von Lebus habe er gestern unterwegs einen grossen Dampf und Rauch gesehen und hätte verlauten wollen, dass die Cosacken Lebus angestochen. 4) Dass die Wege wieder unsicher werden, und habe er verschiedene Umwege durch das Bruch über den Wollupp[2]) nehmen müssen.“

Auf diesen Bericht erteilte der Kriegsrat unterm 17. August zur Antwort, dass der Magistrat immer continuiren müsse, sowohl von unserer Armee als denen Bewegungen der feindlichen Truppen Nachricht einzuziehen und von Zeit zu Zeit an ihn zu rapportiren. „Imgleichen mit dem Transport der Naturalien nach unserer armee nicht nachzulassen sey, sondern damit fortzufahren und wegen der benöthigten

[1]) Mebes II, 845.

[2]) Ein Amt zwischen Letschin und Zechin.

Fuhren, falls die Stadt solche nicht in hinlänglicher Menge aufbringen kann, bey dem Herrn Landrath v. Schulenburg zu reqniriren, auch denselben zu ersuchen habe, an denen Vorspännern die ordre zu stellen, dass dieselben nicht eher, als bis alles verkauft ist, davonzufahren sich unterstehen sollen."

Auf die weitere Anfrage, wohin wohl der Magistrat im schlimmsten Falle sein Archiv bringen lassen sollte, empfahl er Berlin oder Stettin als bequemsten Ort: auch wnrde am 8. September noch einmal „alles Ernstes befohlen, bei Annäherung feindlicher Truppen die in der Stadt befindliche junge Mannschaft entweder nach der nächsten Vestung oder nach der Residentz su salviren und nichts zn verabsänmen." —

Seit Ende August war Pommern von den preussischen Trnppen entblösst, die alle zn des Königs Heer hatten stossen müssen. So drang denn das schwedische Heer wieder südwärts vor nnd war Ende September in der Gegend von Prenzlau in der Uckermark; erst durch das Wiedererscheinen eines preussischen Corps unter General-Lieutenant v. Manteuffel wurde ihren weiteren Eroberungen Einhalt gethan[1]). Am 22. September wurde deshalb

„anf S. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl dem Magistrat von Strausberg anfgegeben, die eingehende sichere Nachrichten von denen Bewegungen der schwedischen Trnppen und ihren Exactionen nicht an S. Maj. höchste Personen immediate, wie solches vorhin befohlen, sondern an das General-Direktorium und an den Gen.-Lieutenant v. Manteuffel zu schicken, welcher sich mit seinem Corps bereits in Marsch gesetzt hat." —

1760.

Brandschatzung Strausbergs durch die Russen.

In dem Feldznge dieses Jahres suchte der König die Vereinigung der Russen und Österreicher zu verhindern. Zur Beobachtung der ersteren entsandte er den Prinzen Heinrich mit einem Corps nach der Neumark (Juni). Am 14. Juni erging der Befehl an den Magistrat:

„Da es der nnter Commando des Prinzen Heinrich von Prenssen stehenden und jetzo nach der Gegend von Cüstrin im Marsch begriffenen Armee an allerhand Zugemüse nnd Hülsenfrüchten mangelt, so wird euch aufgegeben, ohne Verzug deren Lieferung zn veranlassen und den Lieferanten die Versicherung zu geben, dass sie prompte Zahlung zu erwarten haben."

Nach einer weiteren Ordre vom 27. Juni sollte „eine Menge Wagens zu den schleunig vorfallenden Magazintransports zum Behnfe des Prinzen Heinrichs Liebden Corps d'armée vom Oberbarnimschen

[1]) Mebes II 863 f.

und Lebusischen Kreis aufgebracht werden; auch Strausberg habe sich bereit zu halten.“ Zur pünktlichen Gestellung der Fuhren wurde unterm 21. Juli aufgefordert; was wahrscheinlich mit dem Abzug des Prinzen Heinrich nach Schlesien zusammenhängt, um den in Breslau von Laudon belagerten Generalmajor v. Tauentzien Hilfe und Entsatz zu bringen und sich mit dem Könige zu einem entscheidenden Schlage gegen die Verbündeten zu vereinigen. Noch ehe diese Vereinigung erfolgte, sah sich Friedrich zur Schlacht bei Liegnitz am 15. August gezwungen, deren siegreicher Ausgang für den König der erste heitere Sonnenblick nach einem Jahr voller Trübsal war. Aber obgleich zwar die Schlacht bei Liegnitz die Vereinigung der Russen und Österreicher in Schlesien vereitelte, erlangte es doch der österreichische Oberfeldherr, dass Soltikow am 20. September 18000 Russen über die Oder setzte, um in Verbindung mit 14000 aus Schlesien durch die Lausitz vordringenden Österreichern Berlin einzunehmen. Bereits am 3. Oktober erschien der russische Vortrab (6000 Mann) unter General Graf v. Totleben vor dem Cottbuser und Hallischen Thore Berlins, forderte jedoch den Kommandanten v. Rochow vergeblich zur Übergabe auf. Als aber Czernitschew mit 12000 Russen und die Österreicher unter Lascy eintrafen, sah sich v. Rochow am 9. Oktober zur Kapitulation genötigt.

Von den Kosacken des Tschernitschef machte eine Abteilung der Stadt Strausberg einen Besuch, über welchen ein besonderes Protokoll aufgesetzt ist; dasselbe lautet:

„Am 6. Oktober 1760 abends gegen 4 Uhr kamen 5 Cosacken am Wriezener Thor geritten und prätendirten hereingelassen zu werden mit dem Vorwand, wie sie zur Armee wollten. Man fand aber praecis deliberatione[1]) vor gut, ihnen durch das Thor mit aller Bescheidenheit zu antworten, dass sie bei der Stadt herumreiten und solchergestalt nach ihrem Corps, so in Rehfelde stünde, sich begeben könnten; wozu sie sich denn verstanden und den angebotenen Branntwein und Bier nicht annehmen wollten: wobei zu merken, dass der Materialist Krause prätendirte, dass die 5 Mann sollten hereingelassen und zu Gefangenen gemacht werden.

Den 7. bald nach 9 Uhr Vormittags ward vom Turm gemeldet, dass ein troupp Cosacken vor dem Landsberger Thor hielten und hereingelassen zu werden ausdrücklich verlangten. Der Herr Major v. Loeben (?) riegelte das Thorweg vom Thore gleich zu, um sich nach der Beschaffenheit der Sache eigentlich zu erkundigen. Da der consul dirigens[2]) nebst den übrigen Magistratspersonen dazu kam, so fand

[1]) In Erwägung ihrer Bitte.

[2]) Der erste Bürgermeister Wolff.

man, dass über 20 Cosacken vor dem Thore aufmarschiert waren, wovon einer nebst einem Husaren gelber Mundirung[1]) dichte am Thor stand und den Eingang prätendirten.

Vorgedachter Herr Major fing nebst dem consul dirigens aus des Thorschreibers Fenster mit diesen beiden an zu capituliren, mit dem Beifügen, wie man Deputirte herausschicken, ihre propositiones anhören und sich zu aller Möglichkeit verstehen wollte; allein auch dies schlugen sie ab und verlangten den Einzug in die Stadt. Nichtsdestoweniger wurde der Herr Bürgermeister Heller und Senator Hundertmark mit einigen Stadtverordneten und Bürgern zum Abschluss der Capitulation bei ihnen herausgeschickt, welche aber nichts ausrichten konnten: sondern der Cosack, so sich vor einen Obersten ausgab, verlangte den consul dirigens vors Thor, welcher denn auch heraus bei ihm ging und sich aufs äusserste submittiret[2]) und die Stadt der Gnade des Obersten demüthig empfahl.

Zuvor schickte er (der Cosack) ein von dem Amtmann Janicke[3]) an ihn abgelassenes Schreiben, die Überlassung einer salva guarde von 13 Mann betreffend, durch das Thor herein.

Der Colonel schien anfangs sehr aufgebracht zu sein und sagte wie er von General Tschernitscheff beordert sei, das Uebrige dem Rath und der Bürgerschaft bekannt zu machen, zu dem Ende er in die Stadt mit seinen Kerlen herein müsste, mit dem Versprechen, eine gute Mannszucht zu halten.

Als nun das Thor geöffnet wurde, musste consul dirigens znerst in die Stadt gehen, dem er nachfolgte, in der Strasse aber ihm an der Seite gehen mnsste. Man ging also mit dem Obersten in Begleitung des Dolmetschers und 6 Cosacken nach des consul dirigens Hans, offerirte ihm Caffee, Branntwein nnd Wein; letzteres verachtete er und verlangte, dass Essen zurecht gemacht werde, wonach er seine Propositionen dnrch den Dolmetscher folgendergestalt machen liess und seine schriftliche Ordre von dem General Graf v. Tschernitscheff mit beygedrucktem Siegel in fremder und unbekannter Sprache aufwies, nämlich: die Stadt sollte in Zeit von 5 Stunden bezahlen 1) an baarem Gelde 7000 Thaler, 2) an Ochsen 200 Stück, 3) an Brot 12 000 Stück, 4) und verschiedenes mehr, das wir nicht verstehen konnten.

---

[1]) Montierung.

[2]) Unterwürfig gezeigt.

[3]) Dasselbe lautet: „Alt-Landsberg, d. 5. Oktober 1760: Hochgeborener Herr, hochgeneigter Herr Brigadier, gnädiger Herr! Ew. Hochgeboren werden aus beyliegendem des Mehren geneigt zu sehen geruhen, dass ich wegen des hiesigen Amts um 13 Mann zur Salvegarde ganz gehorsam bitte, damit ein jeder ruhig in seinem Orte bleiben und alle von Ew. Hochgeboren geneigt gestellten Ordres befolgt werden mögen. Ich empfehle mich . . . . . des Herrn unterthänigster Janicke."

Ob nun zwar von Rat und Bürgerschaft die wahre Unmöglichkeit vorgestellet ward, so blieb er doch anfänglich unbengsam. Nacher Mahlzeit, die er sich gut schmecken liess, fing er an, etwas gelinder zu werden, mit dem Befehl, sogleich von Haus zu Haus so viel Geld als immer möglich wäre, sowohl als an Brot beizntreiben. Letzteres wurde anbefohlen, wegen des Geldes aber mit der Bürgerschaft die Anlage-Ueberlegung gemacht.

Der Materialist Krause machte nichts als Unruhe unter der Bürgerschaft, verlangte schlechterdings zuförderst die Abmessung des Bestandes der Stadtkasse mit dem Beifügen, wie die Bürgerschaft nichts eher anfbringen sollte, bevor der Bestand vorgezeigt würde. Der Bürgermeister Heller war dazu content, nur mit der Reservation, dass er seinen bei der Cämmereyrechnung gethanen Vorschuss davon abziehen müsse, weil ihm bey gegenwärtigem feindlichen Einfall nicht znzumnten sei, sein eigen Geld vorznschiessen. Endlich nach vielem Zureden des consul dirigens wurde diese Unruhe gestillet; der Krause aber blieb dabei, man müsse dem Feind nicht mehr als 200 Thaler bewilligen, brachte auch mit seinem Schreien und Toben viele von der Bürgerschaft auf seine Seite.

Einige Stunden darauf kamen die ansgeschickten Bürger und stellten vor, wie sie mit vieler Mühe 200 Thaler Kontribution gesammelt und 183 Stück grosse Brote à 10 u. 12 Loth zusammengebracht hätten. Mit den letzteren schien der Oberst einigermassen zufrieden zu sein, weil ihm vorgestellet wurde, dass die Zufuhr wegen Unsicherheit der Wege versperret sey und die Mühlen ledig stünden; wegen des wenigen Geldes aber gerieth er in grosse rage und sagte, dass er uns bis gegen 7 Uhr Zeit liesse, das Anbefohlene zusammenzubringen. Wo nicht, so werde er wegreiten, kein Geld mitnehmen, sondern durch ein stärkeres Commando die Häuser durchsuchen lassen, alsdann er das Geld schon finden wollte.

Weder Thränen, ängstliches Bitten, auch nicht die unterthänigste Ehrerbietung waren imstande, dieses Russen Herz ernstlich zu bewegen; endlich gegen Abend wurden wir dahin übereins, 3000 Thaler Kontribution dergestalt zu geben, nämlich denselbigen Tag sofort 2000 Thl. und in die Zeit von 48 Stunden die übrigen 1000 Thl. Wegen der Ochsen werde er uns dispensiren, schien auch mit den zusammengebrachten Broten zufrieden zu sein, weil er keine weitere Anfbringung anmuthete.

Dem Dolmetscher wurden 20 Thaler und ein Paar Stiefeln gegeben, weil er der Stadt Bestes zu beobachten versprach.“ —

Der Herr „Oberst“, dessen Name nach anderen Aktenstellen Popoff lautete, scheint darauf abgezogen, aber auch, wie er voransgesagt, wiedergekommen zu sein, um, wenn nicht alles, was er gefordert, so

doch so viel wie möglich herauszuschlagen und beizutreiben. Dies geht aus folgenden Magistratsbeschlüssen hervor:

1) Vom 11. Oktober 1760: „Bei der wiederholten Ordre, dass die hiesige Stadt aller Vorstellung ohngeachtet 100 Stück Ochsen und annoch 7000 Stück Brot liefern soll, ist die ackernde Bürgerschaft nebst noch sehr vielen Bürgern convociret und überlegt worden, wie diese Forderung werkstellig zu machen sei. Worauf resolviret worden: Dass diejenigen Bürger, so keine Hufe haben, ihre Ochsen pro liquidatione[1]) hergeben, und die übrigen oder Bürger, so eigene Hufe haben, vor der Hand hergeben sollen, wodurch eine Summe von 51 Stück herauskommt, in Hoffnung, dass der Herr Oberst Popoff, so heute desfalls selbst hier eintreffen will, damit auf unser demüthigstes Bitten zufrieden sein wird.

Ratione des Roggens ist beliebt, dass der ackernde Bürger nach aller Vermögen dröschen lassen und das gemahlte Mehl an die Bäcker geliefert werden und von ihnen emsig und allein namens der Stadt das Brot à 6 ₰ gebacken werden soll. Und damit dieserhalb aller Verdacht einer defraudation wegfällt, so soll ihnen das Mehl zugewogen werden. Kein Preis ist nicht bestimmt, sondern es ist resolviret, denen ackernden Bürgern das Getreide in natura wieder zu liefern a. p.[2]) gez. Wolff, Heller, Beneckendorf, Schmidt, Hundertmark, Katzky u. a.“

2) Vom 12. Oktober 1760: „Da der Herr Oberst v. Popoff Rath und Bürgerschaft überlassen, wegen der geforderten 200 Ochsen sich eines proportionirlichen Douceurs[3]) zu vereinigen, so hat man dato dieserhalb die nöthige Ueberlegung gemacht und ist dahin übereins gekommen, gedachten Herrn Obersten überhaupt dieser formirten Forderung halber 500 Thal. und ein Schock Ellen feine Leinwand, so derselbe gefordert, anzubieten und zu bezahlen, jedoch sich einen Schein und expresse Quittung auszubitten und von ihm geben zu lassen, dass nunmehro die hiesige Stadt deren ergangenen ordre zufolge alles und jedes an Contribution, Ochsenlieferung und was ihm anhängig, richtig und prompt abgeleistet hätte und nunmehro von aller und jeder Forderung gänzlich frei sein sollte.“ —

Zwei in russischer Kursivschrift ausgefertigte Quittungen liegen in der That den Akten bei, doch ist es mir nicht gelungen, ausser der Unterschrift Popoff, der Jahreszahl 1760 und den beiden Summen 3500 und 4030 etwas Näheres herauszubekommen[4]). Gleich nach dem Abzug der Russen ist folgende Aufstellung gemacht worden:

---

[1]) Gegen Rechnung.

[2]) Anno posteriore, im folgenden Jahre.

[3]) Angemessenes Trinkgeld.

[4]) Vgl. Nachtrag, wo über die Summe von 3700 Thalern quittirt ist.

„7—13 Oktober 1760 inclusive.

12 Pferde im Werthe von 532 Thl. — 19 Hühner . . . 3 Thl. 4 Gr. — 2 Metzen Roggen . . . 5 Gr. — 1 Wsp. 21 Schff. 8 Mtz. Hafer . . . . 53 Thl. 2 Gr. — 2 Mandel Getreide . . . 4 Thl. — 65 Ctr. Hen . . . . 32 Thl. 20 Gr. — 1 Schock Stroh . . . 5 Thl. — 839 Brote . . . . 209 Thl. 18 Gr. — 2 Klafter Brennholz . . . . 1 Thl. 18 Groschen.

An Brandschatznng ist erpresset 3813 Thl. 8 Gr. (3700 Thl. sind gezahlt*). An Geld, Gold, Silber und Petriosen geraubt 29 Thl. An Häusern rniniret 1 Thl. 6 Gr. 2 ₰. An Mobilien, Kleidern, Betten, Wäsche n. s. w. 55 Thl. 2 Gr. An Viktualien, Fleisch, Butter, Käse, Zugemüse 30 Thl. 2 Gr. 3 ₰. An Bier, Branntwein, Wein und sonsten 74 Thl. 13 Gr. 5 ₰. An Ackergeräth geranbt und verdorben 96 Thl. 7 Gr. An Gartenfrüchten 27 Thl. An Douceurgeldern 102 Thl. 8 Gr. An Petriosen und anderen Sachen, die ihnen gegeben werden müssen 228 Thl. 4 Gr. Noch allerhand vernrsachten Schaden 25 Thl. 8 Gr. Snmma 5210 Thl. 12 Gr. 4 Pfg.[1])" —

Um die Brandschatzungsgelder bezahlen zu können, verkaufte der Magistrat 150 Stück Eichen, welche 2193 Thl. 7 Gr. einbrachten, und „200 Kienen Blöcke" für 800 Thaler.

Die blosse Nachricht von des Königs Annäherung verscheuchte übrigens die Feinde schon am 12. Oktober wieder ans Berlin. Der Graf Lascy zog sich mit seinen Trnppen nach Torgau zu dem Kaiserlichen Heere, wogegen das russische Heer nach Frankfurt a. O. ging nnd von da am 17. Oktober über Landsberg a. W. nnd Zielenzig nach Polen znrückkehrte[2]).

Wie in den Städten, so und noch viel toller hausten die Russen in den offenen Dörfern, schleppten fort, was ihnen begehrenswert schien, und suchten hinterher das Gestohlene irgendwo anders zn Geld zn machen. Um dadurch entstehenden Ungerechtigkeiten und Missständen vorzubengen oder abzuhelfen, erliess die Churmärkische p. p. Kammer am 20. Oktober 1760 ein gedrucktes „Patent an alle Gerichtsobrigkeiten, Magistrate und Schultzen über die vom Feinde weggenommenen Sachen, welches in den Städten durch die Gülden, auf den Dörfern durch die Schnltzen bey versammelter Gemeinde pnbliciret werden musste:

Es ist angezeiget worden, dass bey der feindlichen Invasion viele Dörfer ihr sämmtliches Vieh und andere Habseligkeiten verlohren,

---

[1]) Noch am 15. April 1772 liquidierte der Schutzjude Aron Simons: „Wass ich bei der Infasion der Russen auf befehl des Magistrats an Waaren und bahrem Gelde habe liefern müssen: 3 Stück Greifenberger Leinwandt à Stück 30 Ellen und à Elle 1 Thl. 8 Gr. . . . . 120 Thl. — 4 Seidene Tücher von der schwersten Sorte à Stück 5 Thl. . . . . 20 Thl. — bar 20 Thl."

[2]) Mebes II, 913.

solches hingegen von dem Feinde um ein geringes Geld verkanfet und also noch im Lande sey.

Nun ist die Ch. Cammer versichert, dass christlich gesinnte Unterthanen, bey Erkaufung solcher Sachen, die redliche und lobenswürdige Absicht gehabt, selbige aus der Hand des Feindes zu erretten, und gegen Erstattung der Anslagen denen Eigenthümern zurückzugeben, nicht aber mit dem Schaden ihres Nächsten sich einen nnanständigen Vortheil zu stifften.

Damit indessen durchgehends nach einerley Principiis verfahren werden möge: so wird sämmtlichen Gerichtsobrigkeiten p. p., welchen dieses vorgezeiget wird, hiermit anbefohlen, die Verfügung zu machen; dass, wenn jemand ein Stück Vieh, oder sonsten einige Habseligkeit, welche ihm vom Feinde genommen worden, zurückfordert nnd NB.[1]) von seiner Obrigkeit oder deren Jnstitiariis ein nnterschrieben und besiegelt Attest prodnciret, ob nnd welche Stücke Vieh oder Habseligkeit er bei der feindlichen Invasion verlohren, solche ihm ohne Weigerung retradiret werden müsse, wenn 1) der Besitzer geständig, oder summarisch dargethan hat, dass er solches während der feindlichen Invasion oder doch nachher an sich gebracht hat nnd derjenige, so solches zurückfordert, eidlich erhärtet, nicht nnr dass das Vieh oder was es sonst ist, sein wahres Eigenthum sei, sondern auch, dass ihm solches bey der feindlichen Invasion weggekommen oder genommen worden; jedoch muss derselbe 2) demjenigen Besitzer die gehabten Anslagen nnd darauf verwendete Kosten erstatten, weshalb der Inhaber das angegebene Qnantnm nnd dass er wirklich so viel nnd nicht weniger darauf verwendet, auf Verlangen des Eigenthümers eidlich erhärten mnss.

Würde aber jemand hiernächst überführet werden, dass er in einem oder dem andern Pnnkt falsch geschworen, so soll derselbige nicht allein den andern Theil völlig schadlos halten, sondern auch als ein Meineidiger anfs Schärfste am Leibe gestraft werden."

Eine Erweiternng dieses Patents (vom 27. Oktober 1760) bestimmt näher, wie es zu halten sei, wenn der erste Acqnirent die Sachen nicht mehr hat, also die Sachen schon in 3. nnd 4. Hand sind. Nach einem Reskript vom 27. Dezember 1760 sollen Reklamationen bis Ende Jannar 1761 zulässig sein.

Trotz des Abmarsches der Russen schien man vor ernenten Streifzügen derselben nicht ganz sicher zu sein, wenigstens ordnete Kriegsrat Niethe am 2. November 1760 an, dass „Schleunige Nachrichten über feindliche Bewegungen und Marchen an den Kommandanten von Berlin, Herrn v. Sechlin, zu geben seien. Demgemäss habe der Magistrat zu

[1]) notabene.

Strausberg nicht nur jetzt demselben anzuzeigen, was er von denen feindlichen Parteyen, dem Totleben, Tschernitscheffschen Corps und der Hauptarmee der Russen bis hierher in Erfahrung gebracht, sondern auch ferner sich danach durch sichere Leute zu erkundigen."

Übrigens war dem Kaiserlich Russischen Generalmajor, Grafen v. Totleben, das räuberische Marodieren seiner Truppen durchaus nicht recht, wie nachstehende gedruckte Declaration, wovon Niethe am 3. November 1760 dem Magistrat eine Abschrift sandte, zu seiner Ehre bezeugt:

„Ich höre mit Verwunderung, dass diesseit und jenseit der Oder sich marodeurs finden, welche ihre Bosheit so weit treiben, in Städten und Dörfern in meinem Namen Geld einzutreiben. Allhiesiger Magistrat wird also befehligt, in allen Creisen, Städten und Dörfern durch Expresse bekannt zu machen, dass alle Marodeurs und Parteyen, so sich betreten lassen, sie mögen fordern, was sie wollen, zu arretiren und die Glocken zu stürmen. Derjenige, der einen solchen ehrvergessenen Dieb und Räuber bringt, soll von mir 10 Thaler haben, und alle diejenigen sind dafür zu halten, so herumstreifen. Das geringste Commando, so von mir ausgeschickt wird, hat seine schriftliche Ordre, und was von mir ausgeschrieben wird, wird von den Creisen gefordert. Königsberg in der Mark den 29. Oktober 1760. Graf Totleben." —

Eine weitere Bestimmung über den Ersatz des erlittenen Schadens datirt vom 10. November 1760: danach „muss der durch die feindlichen Invasiones zu Liebenwalde und Oranienburg, auch in anderen Städten der Inspection erlittene Verlust allerdings unter sämmtliche Bürger und Einwohner zur Ersetzung der dazu ausgelieheuen Capitalien und genommenen Depositengelder repartirt werden." Als Grundlage soll die Servisanlage dienen, die zuvor mit dem Magistrat, den Verordneten und Viertelslenten[1]) behufs Berichtigung durchgegangen werden müsse. Ferner wurde infolge des Kgl. Reskripts vom 16. November 1760 durch Niethe am 28. Novbr. angeordnet, dass „Ein Edler Magistrat zu Strausberg den bey der neuerlichen Invasion sowohl in der Stadt, als etwa in dem Heidelänferhause[2]) verursachten Schaden und Kosten sofort ohne den allergeringsten Aufschub untersuchen solle und demnächst von allem eine vollständige zuverlässige Declaration uebst protocollen in duplo binnen 8 Tagen an ihn abschicken. Und damit E. E. Magistrat sehen möge, wie dabey eigentlich zu verfahren sei, so wird demselben das bei Gelegenheit, als die Oestreicher 1758 in Mittenwalde gewesen,

[1]) Bezirksvorsteher.
[2]) Forsthaus „Schlag".

aufgenommene Protocoll nnd Schadendesignation snb lege remissionis communiciret[1]).“

1761.

Diejenigen, welche ihren Schaden zu Protokoll gegeben hatten, sollten denselben eidlich erhärten; dies mnssten nachträglich drei Bürger, 3 Jnden, der Prediger und ein Bauer ans Ruhlsdorf, einer aus Kienbaum nnd zwei Bauern aus Rehfelde, die angeblich in Strausberg „feindlichen Schaden“ erlitten hatten, infolge Niethes Erlass vom 6. Februar 1761 thnn.

Eine Kabinetsordre des Königs vom 10. November 1760, wonach dieser „aus landesväterlicher Milde und Mitleiden eine quantité Roggen geschenkt, auch dabey befohlen, dass solche nuter denen Einwohnern hiesiger Residentz sowohl als in denen umliegenden Städten nnd Dörfern, so an Brod Noth leiden, proportionirlich vertheilt werden solle,“ kam auch Stransberg zu Gute, indem es „nach Proportion des Invasionsschadens von den accordirten 950 Wispeln Roggen 8 Wispel“ erhielt[2]). Ausserdem schenkte der König der Stadt 379 Thl. 23 Gr. 3 Pfg., welche am 7. Angust 1761 ausgezahlt wurden[3]).

Die Befürchtung, dass „bei noch nicht wieder hergestelltem Frieden und bevorstehender Eröffnung der campagne dergleichen feindliche Unternehmungen und Bewegungen wieder vorfallen können in hiesiger Provinz,“ ging weder in diesem Jahre 1761, noch bis zum Ende des Krieges in Erfüllung: die Mark blieb von weiteren Unrnhen verschont. Von den Aktennachrichten dieser letzten Jahre scheint daher nur noch folgende von Interesse zu sein: „Friedrich, König in Preussen, p. p. Es ist angemerkt worden, dass unseren ernstlichen Befehlen zuwider sich dennoch Lente als Boten aufwerfen nnd sich unterfangen Briefe nnd Paqnets zu colligiren, nm solche nach nnd von der armee zu bringen. Da nun dadnrch nicht allein unsere Postcasse sehr benachtheiligt wird, sondern auch auf solche Weise dem Feinde gar leicht Nachrichten zugebracht und sonst allerhand verderbliche Folgen erregt werden können; so befehlen wir hierdurch, sothane schädliche Privatcollectionen der Briefe nnd Handpackets nach und von der Armee ernstlich zu steuern und . . . . die Magistrate zu instruiren, keine dergleichen Boten mit einem Pass zu versehen, deuen Thorschreibern aber

---

[1]) Unter der Bedingung der Rücksendung mitgeteilt.

[2]) Am 13. Mai 1777 kam noch einmal (schon 1763 war dies geschehen) die Anfrage, wie und ob die feindliche Kontribution in Richtigkeit gebracht worden sei; worauf der Magistrat antwortete, dass dieselbe durch Holzverkäufe aus der Heide gezahlt und die seinerzeit geschenkten 8 Wispel gleich damals verteilt worden seien.

[3]) Auch wurden l. J. 1780 die Sauvegardegelder in 4 Raten zu je 28 Thl. 2 Gr. 5 Pfg. von der Regierung an die Stadt wieder erstattet; vgl. 1757 am Ende.

Digitized by Google

sowohl als denen Wächtern an Thoren anfzugeben, bei Ein- nnd Auspassirung dergleichen Lente, so als Boten znr Armee gehen oder von derselben kommen, dahin genau nachznsehen, ob selbige Briefe nnd kleine Packets bei sich haben und solche zn bestellen mitnehmen oder bringen, in diesem Fall dieselben sofort arretiren, ihnen alles abnehmen nnd dem Postamt alles einliefern zn lassen, anch dem hiesigen General-Postamt davon Mittheilnng zn machen. Berlin, den 2. November 1761." —

Der Abschluss des Friedens zn Hubertsbnrg (15. Februar 1763) beendete den siebenjährigen Krieg, aus welchem der König als Vorkämpfer der Nationalehre gegen das halbe Enropa zu freudigem Stolze seiner Unterthanen siegreich hervorging. Ob nnd wie in Berlin am 4. April 1763 ein grossartiges Friedensfest mit Erlenchtung, anch in Strausberg in den Kreisen der Bürger eine Festlichkeit veranstaltet worden ist, darüber ist leider in den Akten nichts Genaueres zu lesen.

Wohl aber möchte ich noch einiges hinzufügen über die Türkische Gesandtschaft[1]), welche infolge des frenndschaftlichen Verhältnisses, das zwischen König Friedrich und dem Sultan bestand, im Spätherbst des Jahres 1763 nach Berlin kam, nm dem Könige herzliche Glückwünsche nnd kostbare Geschenke des Sultans zu überbringen. Diese Gesandschaft berührte auf ihrer Reise auch Strausberg; was für Umstände die Unterbringung und Bewirtung der fremden Gäste dem Magistrat bereitete, mag also der Merkwürdigkeit wegen ausführlicher geschildert werden.

1763.

Die Türkische Gesandtschaft.

Am 24. Oktober 1763 schickte Kriegsrat Niethe folgenden Königlichen Erlass vom gleichen Datum an den Magistrat:

„Da nach der vom Major v. Pirch eingesandten Nachricht, der an Unser Hoff Lager bestimmte Türkische Gesandte Achmet Effendi den 31. hnjus in Franckfurth an der Oder eintreffen und nach daselbst gehaltenen Nachtlager den 1. Novbr. cr. in Müncheberg anlangen, daselbst pernoctiren, und von dort ab den 2ten d. m. seine weitere Reise über Strausberg nach Weissensee fortsetzen nnd an dem letzteren Ort den 3. Novbr. a. c. eintreffen wird, Als lassen wir euch die Designation dessen, was zu seinem Täglichen Unterhalt erforderlich, hiebey Abschriftlich zufertigen mit dem Allergnädigsten Befehl, mit dem Landrath v. Schulenbnrg zu concertiren nnd ohne die allergeringste Versäumnng zu verfügen, dass alles dasjenige, so nach obiger Designation zu dem Täglichen Unterhalt dieses Türckischen Gesandten zu Strausberg, den 2. Nov. c. verlanget wird, gantz ohnfehlbar und bey Vermeidnng nach-

[1]) Mebes II 1070.

drücklicher Ahndnng zur Stelle vorräthig gehalten nnd für dessen nnd seiner Suite Quartier in jeden Nachtlager alles nöthige veranstaltet werden müssen. — P. S. Uebrigens dienet ench zur Nachricht, das die Suite dieses Türckischen Gesandten aus etliche 70 Persohnen bestehet, worunter 6 bis 8 von Distinction befindlich sind.“ —

In einer weiteren Anlage, die der Magistrat sogleich per Expresse an den Landrat abzuschicken hatte, ersuchte Niethe letzteren, „10 Fnhren Holz, 3 Fuhren Kohlen, imgleichen Gartengewächse nnd benöthigte Fonrage nach Strausberg zu besorgen. „Das übrige hat E. E. Magistrat herbeyzuschaffen nnd von hier (Berlin) oder wo es zn bekommen, hohlen zn lassen . . . . anch die Quartir gehörig zn reguliren und . . . . in keinem Stück zu manquiren. Hiernechst ist die Liqnidation, was alles gekostet, an mich einzusenden.“

An den consul dirigens Wolff richtete er persönlich noch folgendes Brieflein (vom 24. Okt. 63):

„Hochzuverehrender Herr Gevatter! Ich bitte sehr, wegen des Türckischen Gesandten alles zn besorgen, auch selbsten an den Herrn Landrath von Schnlenburg zu schreiben, damit es an nichts fehlen möge, weil man sonsten gewiss die grosse Verantworthnng zu erwarthen hat. Ansser des Herrn Gesandten Suite kommen auch der Herr Major v. Pirch, der ihn führt, vor welchem also anch Qnartier gemacht werden muss. Vor dem Gesandten wird wohl des Materialisten Krause sein Hauss das beqnemste seyn, denn der Herr Hanptmann Heyde möchte ihm doch wohl das Hundertmarcksche nicht cediren. Den l. m. s. werde ich selber dort seyn. — Nach vielen Complimenten von nns an Ihnen insgesamt bin ich mit wahrer Aufrichtigkeit des Herrn Gevatter wahrer Freund und Diener Niethe.“ —

Nach der Designation waren znm täglichen Unterhalt der Gesandtschaft erforderlich:

„1. 20 Pfund Rindfleisch. — 2. 120 Pfd. Schöpsen Fleisch oder 3 lebendige Schöpse. — 3. Ein lebendiges Kalb. — 4. 100 Pfd. Reiss. — 5. 40 Pfd. Bntter. — 6. 40 Pfd. gutes Oehl. — 7. 50 Pfd. Hönig. — 8. 20 Pfd. Wachslichte und 30 Pfd. Talchlichte. — 9. 300 Pfd. Brodt so weiss wie möglich. — 10. 20 Pfd. Coffee. — 11. 6 Pfd. feiner Zncker. — 12. 15 Stück fette Hühner. — 13. allerhand Gartengewächse. — 14. desgleichen Gewürtze, Pfeffer, Canelle, Nelcken, Saltz p. p. — 15. 20 Qnart Milch. — 16. 10 Fnhren Holtz. — 17. 3 Fuhren Kohlen. — 18. 1 Quantitaet Kiehn. — 19. Anf 30 Pferde Gersten Futter und 20. auf 20 Pferde Haafer und Rauch Futter.“

Am 27. Oktober nochmalige Erinnerung des Kriegsrates.

Am 30. Oktober schreibt Direktor Wolff an den Landrat v. Schulenburg:

„Hochgebohrener Herr Graff. Gnädiger Herr! Ew. Hochgebohren gebe mir die Ehre, hiedurch gehorsamst zu melden, wie ich gestern Abend durch eine Estaffette von den Herrn Landrath von Rohr bin benachrichtiget worden, dass der Türckische Abgesandte schon den Dienstag als den 1. Novbr. hier eintreffen und den 2. von hier nach Weissensee abgehen wird. Da mich nnn die wegen Bewirthung dieses Abgesandten erhaltene 2 Ordres in grosser Verlegenheit setzen, besonders wegen 15 fette Hühner, welche nnter andern mit vorgeschrieben sind, so unterstehe mich, Ew. Hochgeb. hiedurch nnterthänigst zu bitten, die Gnade zu haben, dem Magistrat damit anszuhelffen, weil wir nicht im Stande sind, uns sonst in dieser Sache zu helffen. Die Bezahlung wird Magistratns mit unterthänigem Dank übernehmen. Ich aber bin mit aller submission Ew. Hochgeb. unterthäniger Diener."

Als Randbemerkung kam des Landrats Antwort:

„Dem Herrn Direktor gebe in bereitester Antworth, dass die Herren auf morgen von Ms. Nicodt sich 15 Stück junge Hühner können abhohlen lassen, sie sitzen seit 14 Tagen und werden vermnthlich gnth seyn; wenn sonst noch was fehlen solte, wo ich behülflich seyn, so diene ich recht gern, wenn ich nur weiss, was fehlet."

Zugleich meldet er seine Frau und Tochter zum Besuch an, damit sich dieselben den Einzug des Gesandten ordentlich ansehen können.

Am 31. Oktober weitere Bitte des Direktors um Gartengewächs, besonders aber Blumenkohl und Salat, wie anch einige Pfund frische Butter und ein paar Ziegenkäse. „Für die gnädige Frau habe ich eine bequeme Stube znm Aussehen und werde es mir nebst meiner Frau zur vorzüglichen Gnade rechnen, Ew. Hochgeb. nebst der Hochgräfflichen Familie eine geringe Suppe in meinem Hause vorsetzen zu dürffen . . . ."

Der Magistrat aber hatte folgende offizielle Dispotion wegen der Ankunft des Gesandten getroffen:

„1. Sogleich nach Empfang der Königl. Ordre wurde der Materialist Krause, so das bequemste Haus in der Stadt hat, zu Rathause gefordert und ihm bekannt gemacht, sofort die nöthigen Anstalten zur bequemen Logirung des Gesandten in seinem Hanse vorzukehren. Und da

2. derselbe sich anheischig macht, die nach der Specification erforderliche Sachen, ausser Fleisch, Brod, Holtz, Kohlen und Kiehn zu besorgen, so wurde ihm auch eine expresse Fuhre nach Berlin auf sein Verlangen accordiret, um die fehlende Sachen zu hohlen.

3. wurde der Schlächter Bülow gefordert, und befraget, ob er das verlangte Fleisch anzuschaffen im Stande wäre, oder die andern Schlächter darunter assistiren solten, welches der Bülow alleine zu liefern angelobet.

4. Hat der Bäcker Schönebek die Brod Lieferung und die Schmiede die Kohlen zu liefern übernommen.

5. Das erforderliche Holtz und Kiehn wurde sofort durch die Stadt Verordneten besorgt, nach Herrn Kransens Hause gefahren und von Tagelöhnern klein gehauen.

6. Sind die besten Qnartiere gleich nach Empfang der Ordre durch die Stadt Verordneten ansgesucht und denen Wirthen nachdrücklich anbefohlen, unvorzüglich die Stuben nnd Betten in Ordnung zu bringen, welche Qnartiere am Sontage revidiret und das unvollständige in Zeiten zu redressiren anbefohlen.

7. Die gantze Bürgerschaft wurde ernstlich anbefohlen, die Strassen zu reinigen und die Misthaufen (!) vor denen Häusern bey 5 Thl. Strafe wegzuschaffen.

8. Da auch bey dieser Gelegenheit theils wegen der Zuschauer, theils wegen der vielen Vorspänner einige Feuers Gefahr leicht zu besorgen, so wurde sogleich Anstalt gemacht, die Stadt Laternen ausbessern, die Pfähle gerade (!) rücken und die Laternen den Abend, wenn der Gesandte hier logiret, anstecken zu lassen, damit bey vorkommenden Unglück die Strassen helle sind, des Endes und zu mehrer praecaution die beyden grossen Spritzen auf den Markt gebracht, und Wache dabey gegeben werden soll; nicht weniger ist bey denen Scheunen des Nachts eine Bürger Wache angeordnet und zwar von 8 Mann.

9. Zur Erleuchtnng des Gesandten Quartier werden 2 grosse gläserne Laternen vor der Haussthüre des Abends und die gantze Nacht, wie nicht weniger Lampen auf den fluhr unten und oben brennen.

10. Die Stuben sind mit Blackers umgeben und in der einen Stube in der Mitte eine Crone angebracht, worauf brennende Lichter gesetzt werden sollen.

11. Werden bey Herrn Krause 4 vernünftige Bürger hinbestellet, welche Herrn Krausen, wenn was gefodert wird, assistiren sollen, auch der Maurer Kloko beordert, den gantzen Tag und Nacht sich in Herrn Krausens Hauss aufzuhalten und wegen Feuers Gefahr sogleich bey der Hand zu seyn.

12. Der Schornsteinfeger wurde beordert, gleichfalls einheimisch zu bleiben und die nöthigen Schornsteine reine zu machen."

Ausserdem wurden Frauen zum Reinigen der Hauptwache bestellt, Zicoricum bey dem Rektor und in Gielsdorf besorgt, nachgesehen, ob Bäcker und Brauer vorrätig Brot und Bier hatten, und die Stühle vom Ratschor in der Kirche geholt und samt einem runden Tisch Herrn Krause zur Verfügung gestellt. —

So war denn für alles aufs gewissenhafteste Vorsorge getroffen. Leider schweigen sich auch hier wieder die Akten über den eigentlichen

Verlauf des grossen Ereignisses aus und berichten nur noch in nüchterner Geschäftsmässigkeit, dass dies Nachtquartier p. p. 243 Thl. 8 Gr. 9 ₰ gekostet habe. Allerdings wird auch schon diese Rechnung durch Vergleichung mit den heutigen Preisen ganz interessant.

Es kostete anno 1763: 1 Hammel 3 Thl. — 1 Kalb 7 Thl. — 1 Pfd. Rind- oder Hammelfleisch 1 Gr. 6 ₰. — 1 Metze Mehl 8 Gr. — 1 Semmel 1 Gr. 9 ₰. — 1 Pfd. Butter 12 Gr. — 1 Pfd. Honig 18 Gr. — 1 Pfd. Reis 4 Gr. — 1 Pfd. Wachslichte 1 Thl. — 1 Pfd. Talglichte 12 Gr. — 1 Pfd. Kaffee 20 Gr. — 1 Pfd. feiner Zucker 18 Gr.! — 1 Pfd. Pfeffer 1 Thl. — 1 Pfd. Zimmet 8 Thl. — 1 Pfd. Muskatenuss oder Nelken 6 Thl. — 1 Pfd. Saltz 2 Gr. — 1 Quart Essig 3 Gr. 3 ₰. — 1 Citrone 4 Gr. 6 ₰. — 1 Pfd. grosse Rosinen 6 Gr. — 1 Pfd. Mandeln 12 Gr. — 1 Mtz. weisse Bohnen 8 Gr. — 1 Mandel Weisskohl 8 Gr. — 1 Mtz. Gerstengraupe 8 Gr. —

Inbegriffen in der Rechnung sind nicht die anderweitigen Ausgaben der Stadt, welche durch die Arbeiten und Wachen vernrsacht wurden. Perlitz giebt die Gesammtausgaben auf 380 Thl. 23 Gr. 9 ₰ an und setzt hinzu, dass hierauf von S. Maj. dem Könige 28 Dukaten vergütet worden seien.“

Zum Schluss möchte ich noch die Tradition oder Anekdote über Friedrichs des Grossen persönlichen Anfenthalt in Strausberg richtig stellen, indem ich Perlitz' eigene Angabe darüber citiere:

„1765 hat die Stadt das Glück gehabt, den grossen Friedrich II. in ihren Mauern zu sehen, als derselbe von einer gemachten Reise zurückgegangen ist, da Höchstderselbe hier Nachtlager gehalten hat. Die Stadt darf sich aber darauf nichts zu Gute thun, da sie sich beim Könige durch die Aufnahme nicht sonderlich insinuiret hat und, wiewohl unverschuldeter Weise den Schöppenstädtern zur Seite gesetzt worden ist. Wenn der König in der Folgezeit einen schlechten Ort bezeichnen wollen, hat er Strausberg immer als Beispiel angeführt und hat auch nie die Anmerkung vergessen, dass er in dem verfluchten Loche ausgeschmaucht worden. Zur Rettung der Stadtehre sei gesagt: Wie es gemeinhin beim Könige geschah, verlangte er auch hier, dass man ihm Kaminfeuer anmachen sollte. Man that es, aber der Unstern von Strausberg wollte, dass, als kaum das Feuer angemacht wurde, auf einmal ein solcher Rauch entstand, dass der König auf einige Zeit lang das Zimmer verlassen musste. Das Zimmer war vor der Ankunft des Königs von einem Offizier bewohnt worden, der selbst wider Wissen des Wirthes die Kaminrohre obenwärts hatte zumauern lassen. Die Folge davon war selbstverständlich.“ — Die „schuldigen Hosen“ sind also ins Bereich der Fabel zu verweisen.

Nachtrag.

Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, mir durch Kenner der russischen Sprache und Schrift die beiden Originalquittungen zum Verständnis bringen zu lassen, wandte ich mich direkt an die Kaiserlich Russische Gesandtschaft in Berlin mit einer diesbezüglichen Bitte. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit ist meinem Wunsch entsprochen worden, und so nehme ich denn die Gelegenheit wahr, in diesem Nachtrage beide Quittungen im Urtext und in deutscher Übersetzung zu bringen.

Kwitanzija.

Wsile dannago moije powelenja ot Jego Sijatelstwa Wissowo prewoschoditelnago Gospodina Generalaporutschika i kawalera Grafa Zachara Gregorjewitscha Tschernischewa urjato mnojii s mestetschka Streusburcha Kontributzja i wmesto suota dengem 3500 talerej 1760 godu Septebrja 1 dnja Adjütant Petre Papow.

Kwitanzija.

Sa nepostawlennoi mestetschka Streusburcha 4030 chlebow wsjato so onago mestetschka dengami dwesti talerei 1760 godu Octjobrja 2 dnja

Adjütant Petr. Papow.

Quittung.

In Folge mir von Seiner Erlaucht Hohen Excellenz, Herrn General-Porutschik und Ritter, Grafen Zacharias Grigorjewitsch Tschernitscheff, ertheilten Befehls habe ich von dem Flecken Strausberg eine Kontribution, anstatt Vieh in Geld im Betrage von 3500 Thalern genommen.

1760. 1 Septbr. (?)

Adjutant Peter Papoff.

Quittung.

Für vom Flecken Strausberg nicht gelieferte 4030 Brote habe ich von diesem Flecken in Geld 200 Thaler bekommen.

1760. 2 Oktober

Adjutant Peter Papoff.

Anm. Das Datum der ersten Quitung scheint mir ein Schreibfehler etatt 1. Oktober zu sein; zur Übereinstimmung mit unserem Kalender müssen noch 10 Tage zugerechnet werden, so dass der 11. und 12. Oktober herauskäme, womit die Akten dann übereinstimmen würden. —

9. (7. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 7. September 1901, Wanderfahrt nach Spandau.

Der Herbstausflug galt diesmal unserer westlichen Nachbarstadt, welche durch so viele Beziehungen mit der Landeshauptstadt verknüpft ist. Diese alte merkwürdige Stadt, historisch früher genannt als Berlin, ist reich an geschichtlichen Erinnerungen, und ihr gegenwärtiger Zustand ist gleichfalls höchst beachtenswert. Ist sie doch das letzte Aussenwerk der Reichshauptstadt bei einer feindlichen Bedrängnis.

Teils mit der Lehrter Bahn, teils mit der Stadtbahn waren die Teilnehmer kurz nach 2 Uhr auf dem Bahnhof eingetroffen. Am Eingang zum Bahnhofsgarten wurde die Brandenburgia vom Herrn Oberbürgermeister Koeltze und unserem verehrten Mitgliede, Herrn Nenpert, auf das Liebenswürdigste in Empfang genommen. In einer Halle waren schon die Tische hergerichtet, an denen die Gesellschaft sofort Platz nahm und unter Austausch der Ferienerlebnisse den Kaffee einnahm. Um 2 Uhr 45 Min. wurde aufgebrochen.

Beim ersten Schritt in die Stadt drängt sich schon ihre gegenwärtige Bedeutung auf. Gegenüber vom Bahnhof erblickt man die grossen Gebäude der Artilleriewerkstatt und die hohen Schornsteine der Geschützgiesserei. Durch enge Strassen führt der Weg dann weiter über den Stresow-Platz zur Charlottenbrücke. Von ihm aus erblickt man nach rechts die Vereinigung von Spree und Havel und nach links die grosse Eisenbahnbrücke über die Havel. Gleich hinter der Brücke, vor dem Eingang in die eigentliche Stadt steht das Bronzedenkmal Kaiser Friedrichs von A. Manthe. Es stellt den Kaiser dar in der Uniform der Kürassiere mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens. An den Seiten des Sockels befinden sich drei Reliefs, welche Episoden aus dem Leben des Kaisers darstellen, die verknüpft sind mit der Stadt Spandau. Auf dem einen sieht man den Kaiser, von der Jagd aus der Spandauer Forst zurückgekehrt, aus der Hand der Kaiserin Friedrich den Labetrunk entgegennehmen. Das zweite zeigt den Kaiser und den Prinzen Heinrich thätig bei einem Waldbrande in der städtischen Forst. Auf dem dritten endlich erblickt man den kranken Kaiser am Fenster der Alexandra, wie er die Spandauer Bürger grüsst, die sich am Ufer aufgestellt hatten, als das Schiff auf dem Wege vom Charlottenburger Schloss nach dem Neuen Palais hier vorüber kam. Auch die Figuren der Bürger am Ufer sind Porträts,

z. B. erkennt man den Herrn Oberbürgermeister Koeltze, den Herrn Oberpfarrer Recke und Herrn Neupert.

Am Ufer der Havel entlang und über mehrere Brücken hinweg gelangten wir vor das Thor der Citadelle. Massig und steil erheben sich die Mauern bis zu einer bedeutenden Höhe aus dem Wasser. An einer Stelle sieht man den Juliusturm mit seinem Zinnenkranz darüber hinwegragen. Vor unserem Eintritt gab Herr Neupert die merkwürdigsten Daten aus der Geschichte dieses wichtigen Bauwerkes. Eine Insel in der seeartig erweiterten Havel hat den Baugrund für die Feste gegeben, der nur durch einige Nachhilfe noch verstärkt wurde. Natürlich haben die Gebäude und ihre Bedeutung im Laufe der Zeit mannigfache Umänderung erfahren. So finden wir hier unter den askanischen und bayrischen Markgrafen ein festes Schloss, das ihnen häufig zur Residenz diente, so dass Berlin erst unter den Hohenzollern an seine Stelle trat, wodurch Spandau natürlich an Bedeutung verlor, und von nun ab höchstens noch Witwensitz, für gewöhnlich aber Staatsgefängnis war. Die Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I. verlebte hier ihre Witwenjahre, und die schöne Giesserin musste hinter den Mauern die Tage der Lust und des Glanzes abbüssen und starb hier 1575. Ein Staatsgefangener ganz anderer Art war Eberhard v. Dankelmann, welcher von 1698 bis 1700 hier in Untersuchungshaft sass.

Aber noch mehr als mit der Kulturgeschichte ist die Stadt und die Festung mit der Kriegsgeschichte der Mark verknüpft. Im dreissigjährigen Kriege war sie zuerst von Gustav Adolf besetzt gehalten; nach dem Abfall Brandenburgs an Schweden residierte hier zeitweise Graf Adam von Schwarzenberg als Statthalter. Im siebenjährigen Kriege wurde die Citadelle im Jahre 1757 die Zufluchtsstätte der Königin Elisabeth Christine, und in den Napoleonischen Kriegen hielten sie einige Zeit lang die Franzosen besetzt, nachdem der Major v. Bennekendorf am 25. Oktober 1806 die Festung und Citadelle ohne einen Schuss abgefeuert zu haben, den Franzosen ausgeliefert hatte. Freilich war die Festung nicht in gutem Zustande; und das erste, das Napoleon anordnete, als er am 27. Oktober durch die Stadt geritten war und sie besichtigt hatte, war eine Erneuerung und Vervollständigung der Werke. So wurde die Festung und die Citadelle Ende April 1813 von den Franzosen ernsthaft verteidigt, und die Besatzung ergab sich erst als die Stadt in Brand geschossen und eine Bastion der Citadelle in die Luft gesprengt worden war. Das bescheidene Denkmal neben der Nicolaikirche nennt die Namen der dabei Getöteten.

Nach diesem Vortrage betraten wir das Innere der Citadelle. Die Befestigungen, die in ihren Grundzügen noch von Rochus von Lynar stammen, umschliessen einen ungefähr quadratischen geräumigen Hof

mit einigen Bäumen, einer Kaserne und mehreren andern Gebäuden. Wir hatten Gelegenheit einen Blick in die Kasematten zu werfen und durften ein knrzes Stück auf den Wällen spazieren, wobei wir uns der herrlichen Aussicht anf die obere Havel mit dem Eiswerder erfrenten. Die Namen der vier Bastionen heissen: König, Königin, Kronprinz und Brandenburg. Der Rückweg führte nns natürlich wieder zum Ausgang zurück. Knrz vor ihm erhebt sich in einer Ecke der älteste und merkwürdigste Teil der Citadelle, der Juliusturm. Es ist ein cylindrischer hoher Turm nach Art der märkischen Bergfriede, ohne Thür und Fenster. Wir konnten ihn deshalb anch nur von anssen bewundern. Im Innern beherbergt er den Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark. Da keine Thür zn diesem Schatz führt, so müssen die Mitglieder der Reichsschnldenkommission, welche alljährlich den Schatz revidieren, durch die Mauer eine Öffnung schlagen lassen, welche nach dem Besnch wieder sorgfältig vermauert und übertüncht wird.

Nun wanderten wir in die Stadt znrück und besuchten die Nicolaikirche in der Potsdamerstrasse. Hier gab Herr Oberpfarrer Recke die wichtigsten geschichtlichen Daten sowie die nötigen Erläuterungen über die Knnstschätze und Altertümer, welche die Kirche beherbergt. Das Gotteshaus ist im gotischen Stil erbant, sein Gewölbe ruht auf 12 hohen Säulen. Man betritt das Innere durch den Turm, der an seiner Höhe allmählich etwas eingebüsst hat. Über dem Eingang znm Kirchenschiff ist die Orgel aufgestellt. Es ist das schon die dritte, welche vor 20 Jahren für 30 000 Mark erworben wurde. An den Längsseiten ziehen sich Emporen hin. Auf der einen Langseite steht die Kanzel mit den Bildnissen und Symbolen der vier Evangelisten. An den Wänden unter den Emporen hängen die Bildnisse der Inspektoren und Pfarrer, die an der Kirche thätig gewesen sind. Hinter dem Altar z. B. findet sich das Bild des Pastors Schnltze, welcher eine handschriftliche Chronik der Stadt Spandau von 1071 Folioseiten geschrieben hat. Die Chronik ist schon vielfach benutzt worden, z. B. von Kuntzemüller zu seiner Geschichte der Stadt nnd Festung Spandau. Ausserdem hat sie die wichtigsten Daten geliefert zu der Lebensbeschreibnng des Botanikers Kurt Sprengel. Die Chronik geht bis 1805. Das Bnch war anf dem Altar zur Einsichtnahme niedergelegt. Das herrlichste Stück der Kirche ist der Altar in den Formen der italienischen Spätrenaissance, gestiftet im Jahre 1582 vom Grafen Rochus Guerini zn Lynar. In diesem Werk hat sich dieser nachgeborene Sohn der italienischen Renaissance, der nach mannigfachen Wanderfahrten in der Mark Brandenburg eine Heimat gefunden hatte, selber ein Denkmal errichtet. Der Altar, aus bemaltem Stein und Stnck erbant, zeigt in der Mitte das Heilige Abendmahl nnd zu beiden Seiten die Gräflich Lynarsche Familie, links den Grafen mit den

Söhnen und rechts die Gräfin mit den Töchtern. Über dem Mittelbilde befindet sich noch das Jüngste Gericht und darüber die Stiftshütte mit dem Aronsstab. Vor dem Altar steht ein schweres Taufbecken in Bronzeguss aus dem Jahre 1398. An seiner Aussenseite läuft eine Reihe von Figuren entlang, deren Bedeutung nicht zu erklären ist, da sie zu klein und zu undeutlich sind. Unter dem Taufbecken liegt der Grabstein und darunter die Gruft des Grafen Adam v. Schwarzenberg, des kühnen und selbstsicheren Mannes, der in drangvoller Zeit die Geschicke der Mark leitete und seine eigenen Interessen dabei noch besser zu wahren wusste. Schräg dem Adler gegenüber befinden sich die Reliefbilder zweier Brüder von Röbel und daneben das Porträtrelief Daniels v. d. Linde, Pfarrers und Inspektors zu Spandau. Unter dem Altar endlich ist die Gruft der Gräflich Lynarschen Familie. Es stehen hier die Särge des Grafen und seiner Gemahlin, sowie mehrerer Kinder.

Die wichtigste Handlung, welche in dieser Kirche vollzogen wurde, war sicherlich der Übertritt des Kurfürsten Joachims II. zur reinen Lehre, indem er am 1. November 1539 das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahm. Man hat sich vergeblich gefragt, warum der Kurfürst diesen wichtigen Schritt still hier in Spandau in Gegenwart weniger Märkischen vom Adel gethan hat und nicht in seiner Residenzstadt Berlin unter feierlichem Gepränge. Der Kelch, welcher zu dieser heiligen Handlung diente, wird im Märkischen Museum aufbewahrt.

Zur Erinnerung an diese bedeutsame That steht vor dem Portal der Kirche das Standbild des Kurfürsten. Es wurde am 1. November 1889 enthüllt, also am 350. Gedenktage. Die Figur des Kurfürsten ist von Professor Encke modelliert und in Lauchhammer gegossen. Der Kurfürst, ohne Kopfbedeckung, in der bauschigen Tracht jener Zeit, hält in der rechten Hand das Kruzifix und stützt sich damit auf die Bibel, während die linke auf dem Schwerte ruht. An den Seiten des Sockels sind drei Reliefs angebracht, welche den Kurfürsten in wichtigen Situationen seines Lebens darstellen. Auf dem ersten sieht man die Kurfürstin Elisabeth, wie sie ihren ältesten Sohn, den Kurprinzen Joachim in der reinen Lehre unterweist, während ihr jüngerer Sohn Hans auf dem Boden sitzt und mit einem Balle spielt. Das zweite Bild zeigt die „Disputa“. An einem Tisch sitzen der Kurfürst, sein Bruder Hans, sein Vetter Georg von Ansbach, Luther und Melanchthon, während im Hintergrunde Georg Buchholzer und Eustachius von Schlieben stehen. Auf dem dritten ist der Kurfürst dargestellt, wie er knieend vor dem Altar aus dem Kelch trinkt, den ihm der Geistliche darreicht.

Nachdem wir das Denkmal in Augenschein genommen, wobei Herr Oberpfarrer Recke die Bilder erklärt hatte, wanderten wir durch

die Neuendorfer Strasse zum Schützenhause. An der Stelle, wo die Schönwalderstrasse links von der Neuenburger abbiegt, erhebt sich das neue Bismark-Denkmal aus Bronze, dem wir auch einen Besuch abstatteten. Im grossen Saale des Schützenhauses, der eben erst für 12000 Mark neu hergerichtet worden war, hatte der Vorstand der Spandauer Schützengilde die wichtigsten Kleinodien und Wertstücke der Gilde auf einem Tisch ausgebreitet. Das interessanteste Stück ist die lange goldene Kette, welche mehrfach um den Leib eines Mannes herumgeht. Die Kettenglieder werden nach dem Ende zu immer grösser, und die letzten haben einen Wert von 30 Mark. Neben der Kette besitzt die Gilde noch eine Anzahl silberner Medaillen und Becher, letztere sind Geschenke von Schützenkönigen. Ferner lag ein Buch aus, in dem die Namen aller Gildemeister von 1593 an verzeichnet standen, und endlich sind noch eine Anzahl Scheiben und Fahnen zu erwähnen.

Nach dieser Besichtigung begab sich die Gesellschaft in den kleinen Saal, in welchen das Abendbrot eingenommen wurde. Herr Geheimrat Friedel dankte hier noch den Herren aus Spandau für ihre Mühe und Sorgfalt und brachte ein dreifaches Hoch auf dieselben aus.

Kleine Mitteilungen.

Bemerkung über Otto mit dem Pfeil in der Manesseschen Liedersammlung. Richard M. Meyer-Berlin macht in einem Aufsatz „Hadlaub und Manesse“ (Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur, 44. Bd. 2. Heft, Berlin 1900) zu dem vom Standpunkt der brandenburgischen Heimatkunde so interessanten und so oft besprochenen Bilde Ottos mit dem Pfeile und seiner Gemahlin in der zu Heidelberg verwahrten Manesseschen Liedersammlung S. 214 folgende beachtenswerte Bemerkung: „bestimmt möcht ich die schach- und damespielbilder zu Otto v. Brandenburg und Göll auf epische miniaturen zurückführen: die situation ist ja in den romanen beliebt und wird zb. in der Eneide (s. 11 unten) durch den text gehalten, ebenso wie im Tristan (Bechstein v. 2247) und sonst. das sitzen beim schachspiel gehörte im würklichen leben (Weinhold Deutsche frauen I 416 f, Altnord. leben s. 469; Schultz Höf. leben I 417 f) wie in der sage (zb. Frithjofsage) so sehr zu den typischen zügen, dass man es gern zur hervorhebung entscheidender momente benutzte (der Herulerkönig: Deutsche sagen II 32; Konradin); wie natürlich ergab sich da dies bild auch für die illustrationen im epos; dagegen ist für den minnesinger,

trotz gelegentlicher bildlicher anwendnng, das schachspiel keineswegs bezeichnend: sind ein herr und eine dame beisammen, so haben sie anderes zu tun. bei dem Bilde Ottos v. Brandenburg sind noch die kleinen spielleute zu beachten, die offenbar nur (wie sonst die spitzbogen) den bei herübernahme eines fertigen bildes entstandenen leeren raum auszufüllen haben." E. Fr.

Entstellte französische Wörter in der Mark. „Plsang". „Oller Pisang" ist ein verächtlicher Ausdruek, den leh in der Umgegend von Lyehen, Kreis Templin, gehört nnd der von plnmpen, unbeholfenen bäurischen Lenten gebraucht wird. Es ist wohl kein Zweifel, dass das eine Verderbung des französischen Worts „paysan" (Baner) ist. — Dergleichen Barbarisirungen französischer Worte sind bei uns aueh sonst nieht selten. Ieh habe Leute gekannt, die aus „Beau regard" im Oderbruch waren und daraus „Borchard" maehten. „Logement" wird in der Mark in „Losement" verderbt." „Moschüken", eine Art Zwieback, ist aus „Monslenr", Koseform „Monsienr—chen" entstanden und in einigen Teilen der Uckermark sowie in Mecklenburg, Vor- und Neuvorpommern, Rügen u. s. w. bekannt.

Lyehen, Pfingsten 1901. E. Fr.

Micken. Bei einer Exkursion des Märkischen Mnseums naeh Oderberg am 4. Juni 1899 erregten die auf den Wiesen längs des Finowkanals aufgestellten Heumieten ihres Untergestells wegen die Aufmerksamkeit der Teilnehmer. Diese ans Holz, in Kreuzform angefertigten Untergestelle werden im Oderbruch „Micken" genannt, eine Benennnng, welche bisher noch keine genügende Erklärung gefnnden hat. Als „Micken" werden in Berlin anch die Stützen für die Gewehre vor den Militärwaehen bezeiehnet, ebenso nennt man die zusammengestellten Gewehrpyramiden auch „Gewehrmieken". Ferner werden die sogenannten Wanderställe, welche im Sommer anf dem Lande nnd anch in den Berliner Vororten ans Holz aufgestellt werden, mit dem Namen „Micken" bezeiehnet, und diese Bezeiehnung ist dann auf kleine, armselige Familienhäuser übertragen worden, welehe der Berliner „Micken" oder „Müeken" nennt. Die Bezeichnung der Ställe als „Micken" findet sieh auch in amtlichen Schriftstüeken. Die Wanderställe werden jetzt immer seltener, da die Polizei der Fenergefährlichkeit wegen den Aufban derselben verhindert. Weleher Zusammenhang zwischen den einzelnen gleiehlantenden Bezeichnungen besteht nnd welche Bedeutnng das Wort „Micke" hat, konnte ieh trotz vielfacher Umfragen nieht feststellen

Dr. G. Albreeht.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Des Rates Ziegelofen und die ehemalige „Kalkgerechtigkeit" Strausbergs.

B. Seiffert.

Zu den früheren Kämmereigütern des Rates gehörte eine Ziegelei, deren Gebäude in dem südöstlichen Winkel des jetzigen Lindenplatzes lagen „nach der Stadtmauer zu, etwas abwärts von den andern Häusern". Der Betrieb der Brennerei geschah auf Kosten des Rates und unter Aufsicht eines Ratsherrn, der den Titel eines „Ziegel- oder Kalckherren" führte; denn nicht nur Dach- und Mauersteine liess man fertigen, sondern auch Kalksteine aus den Rüdersdorfer Kalkbergen brennen, und nicht blos zur Notdurft der Bürger, sondern vielmehr noch zum „vorkauff an frembde". Das war für die Stadt gar keine schlechte Einnahmequelle; besonders aber im 16. Jahrhundert nahm das Geschäft, wie die alten Stadtrechnungsbücher ausweisen, einen Aufschwung, dass in manchen Jahren ein beträchtlicher Teil der städtischen Ausgaben durch den Reinertrag des Ziegelofens gedeckt werden konnte. Viele, viele Meilen weit kamen sie hergefahren, „Gottesleute" und Adlige, Bürger und Bauern, um hier ihr Baumaterial an Steinen und Kalk einzukaufen, und selbst mancher Bau S. k. f. g.* ist mit Strausberger Materialien errichtet worden.

Wie so vieles andre, überall und hier, so erlitt auch der Betrieb des Ziegelofens durch die bösen Zeiten des dreissigjährigen Krieges einen harten Stoss; die Gebäude verfallen, keine Mittel zum Aufbau, kein tüchtiger Arbeiter, Verkehrsstockung und Unsicherheit in Handel und Wandel — und obendrein, was das Schlimmste war, bezweifelte plötzlich S. Durchl. der grosse Kurfürst, dass Strausberg dies Regal „Kalk zum Verkauf zu brennen" mit Fug und Recht für sich

*) Seiner kurfürstlichen Gnaden.

Digitized by Google

beansprnche und ausübe. Vergebens versicherte der Rat in wiederholten Bittgesuchen, es sei das seit unvordenklichen Zeiten so und nicht anders gewesen; vergebens liess er aber auch nach einem geschriebenen Dokumente in seinen Aktenstücken suchen; nur die Rechnungsbücher waren als Zeugen aufzufinden, und die bewiesen gerade, was der Rat nicht thun sollte: es half kein Bitten, keine Vorstellnng, es blieb bei dem Entscheide: „Keinen Kalk mehr an Fremde verkaufen“. Auf diesen Punkt aber kam es gerade dem Rat an, von dem Verkauf innerhalb der Stadt war kein erheblicher Gewinn zn erhoffen; somit verlor der Rat allmählich das Interesse für dies „bonum curiae“ und that das bisherige Lieblingskind in fremde Pflege aus, in welcher es denn nach 100jährigem Siechtum sein Dasein endete. —

Auf den ersten Blick erscheint das Vorgehen des grossen Kurfürsten gegen eine Stadt, von der er wusste, dass sie dnrch den Krieg in nnsägliches Elend gestürzt war, aus welchem sie sich aus eigner Kraft nie emporhelfen konnte, in der That hart und unbarmherzig; wollte er das „gäntzlich eingefallene Stadtregiment“ wieder ordentlich einrichten, so war doch eigentlich gerade in dem weiteren, womöglich gesteigerten Betrieb des lukrativen Kalkofens eine so einfache und so wesentliche Beihilfe für den Stadtsäckel dargeboten. Auf der andern Seite sind dem damaligen Rat von Strausberg schwere Vorwürfe gemacht worden, dass er seine „vielhundertjährige Kalkgerechtigkeit“ mit zu wenig Festigkeit und Energie verteidigt und dadurch die Stadt sozusagen um ein bedeutendes Vermögen gebracht habe, welches die hentige Generation in ihrer „ausgepauvreten“ Finanzlage recht gut gebrauchen könnte. Diese zu einem allerdings übertriebenen Lokalpatriotismus ganz passende Ansicht von der Sachlage — denn Perlitz berührt die Rechtsfrage nur sehr kurz — ist erst in neuerer Zeit verbreitet worden; eine genauere Beschäftignng mit dem einschlägigen Aktenmaterial führt aber bald zu der Einsicht, dass die Entziehnng der „vermeintlichen Kalkgerechtigkeit“ doch nicht so ohne weiteres als eine Vergewaltigung der städtischen Freiheiten anzusehen ist. Es soll daher im Folgenden zuerst auf Grund des alten Stadtbuches 1530 ff. sowie einiger noch erhaltener Anszüge aus älteren Rechnungsbüchern der Betrieb des Ziegel- nnd Kalkofens bis zum Ende des 16. Jahrhunderts geschildert, darauf nachgewiesen werden, ob und welche Geschäfte der Rat damit gemacht hat und warum ihm darin bis zum 30jährigen Kriege kein Eintrag noch Hindernis geschehen ist, und dann endlich die Veranlassung und der Verlauf des Streits um die Kalkgerechtigkeit von 1646 bis 1661 ausführlich entwickelt werden. —

1. Der Betrieb des Ziegel- und Kalkofens.

Aus den spezielleren Aufzeichnungen des Stadtbuches 1530 ff. geht klar und deutlich hervor, dass es nur ein einziger Ofen war*), in dem beide Materialien gebrannt wurden, nicht, wie Perlitz meint, dass der Kalkofen an einer andern, ihm aber unbekannten Stelle gestanden habe; sonst müsste auch noch die oftgenannte Kalkscheune ein besonderes Gebäude gewesen sein neben der Ziegelscheune. Wie der „Ziegel- oder Kalckherr“ ein und dieselbe Person war, wie der Ziegelmeister auch den Kalk brennen musste, so sind auch die Bezeichnungen „tigelawen, kalckawen“ und „tigelschune, kalckschunhe“ gleichbedeutend und werden abwechselnd gebraucht, je nachdem gerade Ziegel oder Kalk gebrannt wurden. Der Ofen stand, wie schon oben angedeutet, an der Stadtmauer, die Scheune hat wahrscheinlich die nördliche Seite des „Tigelhaffes“ begrenzt, während das „tigelerhuss“ denselben nach der Strasse oder dem Ziegelplatz zu abschloss und vom Nachbargrundstück im Südwesten eine Umzäunung aus „thunryss“ trennte. In der Mitte des Gehöfts war ein „putte“, ein cisternenartiger Brunnen, dessen Wasser jedoch nicht ausreichte für die Bedürfnisse der Brennerei. Des „Tigelershuss“ war, der damaligen Bauart entsprechend, mit „leim geklickt und mit ror gedeckt“; ebenso wird die Scheune, in welcher die Steine teils getrocknet, teils nach dem Brennen trocken aufbewahrt wurden, denkbar einfach gebaut gewesen sein: der Ofen war ein sogenannter „sathawen“ (Setzofen), in welchem nur mit Unterbrechungen gearbeitet werden konnte, während heutzutage die grösseren Ziegel- und Kalkbrennereien Rumfordsche Schachtöfen mit ununterbrochenem Betriebe haben (wie in Rüdersdorf seit 1802).

Znr Anfertigung der verschiedenen Arten von Ziegelsteinen hielt der Rat einen Ziegelmeister; doch brauchte dieser noch eine Anzahl „Medehulper, „kumpane“, die ihm bei den Vorarbeiten, der Anfuhr und Bearbeitung des Rohmaterials, sowie den Abräumungsarbeiten und Ausbesserungen behilflich sein mussten.

*) Die geschichtlichen Beiträge von W. Stornbeck reden sogar von 4 Kalk- und 4 Ziegelöfen, die alle auf diesem Grundstück gestanden haben sollen. Es zeugt diese Auffassung von der oft unbeschreiblichen Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, mit welcher der Verfasser überhaupt Aktenstücke und Rechnungsbücher, geschweige die lateinischen (!) Urkunden, durchgelesen und verarbeitet hat. Wenn er sich auf die Stellen des Stadtbuches 1530 ff. stützt, wo von einem „drudden vnd vierten awen“ geredet wird, so hätte er, wenn er weiter gelesen hätte, als er durch seine mehrmalige Unterschrift in dem Buche ausdrücklich bezeugt, auch noch zu einem „fünften awen“ kommen können. Fachleute wissen, dass „5 Oefen Steine“ eben Steine sind, die zu 5 verschiedenen Malen oder in 5 verschiedenen Bränden in einem und demselben Ofen gebrannt worden sind. — Engel, Ann. March. fol. 367: „sintemal das fewer auff der einen Seiten bald an den Kalck- vnd Ziegelofen war“, dürfte der einfachste Beweis sein.

Der „tigeler“ suchte auf der Feldmark nach passender „tigelerde — 1487 brachte der Rat die lehmreichen Hufen des wüsten Kenstorf käuflich an sich —; hatte er genug „vor einen awen gesteckt“, so wurden durch die Stadtknechte oder durch Knaben entweder gewisse Bürger „vorheischt und ihnen angezeigt, thosamen die tigelerde tofuren,“ oder man nahm „als dageloner die pawern van klosterdorp“ dazu an; ausser dem Fuhrlohn musste ihnen auch stets „1 vas bier, kawent“ verabfolgt werden. War dann die „lemen erde“ genügend „gewaschen“, wozu das Wasser vom See angefahren wurde, so gings ans Streichen der Ziegelsteine. Die dazu erforderlichen Werkzeuge machte sich der Ziegler selbst, nur lieferte ihm der Rat, was er an Eisen, Leder u. s. w. dazu brauchte; es werden genannt: „streichholzer, leder tor tigelferme, eine stele domit man denn ziegell streicht, Iser nud stall to einer howe“ u. s. w., ein besonderes Behältnis, die „lade tom tiegel“ oder „die tygellade“, diente zur Aufbewahrung des Handwerkszeuges. Geformt wurden: „mur- und dacksteine,“ „haler oder halensteine (Hohlziegel)“, „flur- oder senckstehene“, sowie Kachelu, die aber der „potter Schowe im tigelawen tomakeu“ hatte, weil dies eben schon Töpferarbeit war. Die Steine, gehörig im „Schunenflur“ getrocknet, wurden dann im Ofen „gesath“, ebenso der Kalk, und nach dem Brennen wieder ausgekarrt. Vor jedem neuen Brand musste natürlich der Ofen wieder instandgesetzt werden: „dat tigelgrutz, der unflaet, dat mull“ aus Ofen und Scheune „gerhunt und ausgefuhrhet“, allerley flickwerck vom tigeler“ verrichtet, oder wo das nicht ausreichte vom „potter und muermeister gebetert.“ „Jurgen und Hinrick,“ die beiden Stadtknechte halfen hierbei beständig, natürlich gegen besondere Vergütigung „up ihre erbeith uff dem tigelhaffe.“

Die Thätigkeit des Ziegelmeisters begann etwa im März und dauerte bis in den November hinein, „um letare der irste awen, der latzte up martini;“ die Anzahl der im Jahre gefertigten Brände variiert, je nach dem Bedürfnis und den Bestellungen, von 2 bis zu 5 Öfen. Für jeden Ofen erhielt der Meister 2 Schock gr. (immer ratenweise, alle 8 oder 14 Tage „up sin lohn“) und eine halbe Tonne Bier; das „Erdestecken“ wurde aber extra bezahlt mit 10 gr. pro Ofen und „4 schepel rogge, die ehm ein radt gelowet up deth erdestecken, wie man ierlichen gegewen hat;“ aus einem späteren Aktenstück ist auch zu ersehen, dass ihm „das Zählgeld“ für das Abzählen der Steine beim Verkauf zukam (heisst noch heut „Tellegeld“).

Das Brennen der Kalksteine hat wahrscheinlich abwechselnd mit dem Ziegelbrennen stattgefunden, weil dazu weniger Vorbereitungen nötig waren. Der Kalk wurde aus dem Rüdersdorfer Bergwerk („kalchkute, kalichberg“) gekauft; der Landprahm (prombt, brandt,

22½′ lang, 7½′ breit und 2½′ hoch gesetzt, etwa 420 Knbikfuss, 250 Centner oder 25 Wispel haltend) kostete 4 Schock, welche dem „Schrywer“ zu zahlen waren, d. i. dem Mönche, welcher bis 1540 die Oberleitung des Bergwerks hatte; die Arbeiter (Kalkbreker) bekamen ansserdem ein „gebürlich Dranckgelt“ oder „ihre bichken (Picken) toscherpen“ und beim Schenkprahm, d. i. jedem elften, eine besondere Löhnung von 4 Schilling = 48 gr. Die Anfuhr der Kalksteine war ein Privilegium der Bauern in den Dörfern Herzfelde, Rüdersdorf und Hennickendorf; sie mussten den Stein für 3 gr. die Fuhre hierherschaffen, später erhielten sie (von 1565 an) pro Centner 5 Pf. bezahlt. — Das Löschen des gebrannten Kalks, das Abwägen und Abmessen des „ungeluschten nnd geluschten“ Kalks besorgte wieder ein Stadtknecht, der „kalckluscher“ oder „kalckmeter“ hiess und ausser dem Wagegeld noch „fernellon“ (Vierteljahrslohn) und „hofgewand“ (freie Kleidnng) bezog.

Über den Verkauf der fertigen Steine und des Kalks führte der Ziegelherr gewissenhaft ein „register oder wochenbuch“, für welche Mühe er jährlich „4 schepel rogge Deputat“ erhielt. Man rechnete und kanfte bei Steinen nach Mille (45—72 gr.), Centum (4—7 gr.), halb Centum, „ferndel“ (25 Stück = 1 gr. 1 ₰ bis 1 gr. 6 ₰), die Kacheln nach Maudeln, nnd zwar waren für die Bürger die Preise niedriger als für Fremde; der Kalkverkauf ging nach Wispeln (24 gr.) und Scheffeln (1 gr, für Bürger 5—7 ₰). Am Ende seines Amtsjahres legte der Ratsherr die „rekenschap“, übergab die Bareinnahme, „was noch jn schult geblewen (steit), war jm schult register verteckent.“ —

---

2. Ansgaben und Einnahmen beim Ziegel- und Kalkofen.

Der Verkanf der Brennerei-Erzeugnisse lässt sich nachweisen bis ins Jahr 1469 zurück; was für eine ausgedehnte Kundschaft der Rat hatte, ergiebt eine Zusammenstellung der Ortschaften, nach welchen man Kalk nnd Steine holte:

Aderberge, angermunde. **B**atzlow, berfelde, besikow, beyerstorp, biesdahl, bisow, bliestorff, blumberg, bollenstorp, bolderstorp, buckholt, buckow. **C**losterdorp, cyndorp. **D**ahme, Damstorf, daluitz, dannenberg. **E**cke, eckerstorf. **F**agelstorp, falkenberg, falkenhagen, franckenfelde, franckfurt, frederstorp, fredeland, frygenwolde, furstenwolde. **G**artzow, gartzyn, gerstorff, ghylstorp, goltzow, grundall, grunow. **H**aselberge, hasenholtz, hegemolle, heidemolle, heckelwergk, herssfelde, henckendorp, hirssfelde, hogen fynow, hogenstein. **K**agel, kanelstorff, kenstorff, klosterfelt, kustrin. **L**antzberg, lichteno, liewenberg, lowenberg, luderstorpff. **M**alcho, malno, monnickehawe, mogelin. · **N**edderfynow, neuen-

hoven, nieuhagen, nigendorff, nigenstad. Petersshagen, predico, pretzhagen. Quilitz. Raufft, refelt, richenow, rikenberge, ringenwolle, rnderstorpf, rülstorp, ruppin. Schonebeck, schonecke, schouefelt, schopfurd, schultzendorff, sidow, sommerfeld, spando, storkow. Thasthorp, tempelfelde, trampp, tuchem. Ukerow. Wegendorp, wediendorp, welsickendorff, werder, wernowken, wesendall, woldenbergk, wrietzen. Zedenick, zepnick . . . des sind im Ganzen 102 Orte, gelegen in dem Umkreise: Zehdenick, Angermünde, Oderberg, Küstrin, Frankfurt, Sonnerfeld, Beeskow, Dahme, Spandow. —

An adeligen Geschlechtern, die zu den stehenden Kunden Strausbergs gehörten, werden genannt: die von Aruimb (hauss), die Barffte (hans b. to Batzlow, b. to Malcho, Vallentin to mogelin, baltzer, clawes und christoffel b. to predicow, b. von rindenwolde), die Bredow (von lowenberge gelegen bey Grauseye), die Crummeusehe (Arnt in daluitz, baltzer, casper, christoffel, Ebel, hanss, junge hans, ioachim, iurgen), die Dobberkow (iurgen tor hogen fynow), Holtzkendorp (tho sydo), die Pule (loweuberg, die puliu in ranfft, christoffel p. in quilitz), Platen (iurgen in pretzell), Sparr (haus in trampe), Termo (hans), Zcieser (Vallentin von cygeyserh tho buckow.) —

Was „unser gnedigster Herr, S. k. f. g.“ an Kalk gebraucht, geht hervor aus folgenden Notizen:

Anno 1516. u. g. h. 17 winspel kalck, noch 4 wsp.

1517. up die Grimnitz (das kurf. Jagdschloss bei Joachimsthal) 44 wsp.

1519. 103 wsp. — 1520. 100 wsp. — 1224. 26 wsp.

1531 hat Ein Rath inbeholden von der Ziesse up reminiscere 8 schock, auff michaelis 1 schock 50 gr., auff trinitatis 2 schock, auf lucie 9 Schock 10 gr. (21 Schock.)

1532. 11 schock recepimus von u. g. h. vor kalck von der czisse inbehalten up trinitatis, 5 schock 20 gr. up reminiscere, 8 schock 6 gr. up michaelis, 7 schock 50 gr. up lucie (in summa 32 schock 16 gr.).

1533. 28 schock 30 gr. von allen vier quartaleun zusammen gerechent von unssern G. h. von den Ziesen uff den kalck in behaltenu.

1534. 15 fl. 10 gr. von der Zisse.

1535. 11 schock 10 gr. von unserm gnedigstenn entpfangen von der Zeisse abgeschlaen auff Lucie auff eine rechenschafft.

1536. 32 fl. 16 gr. ingenamen fur kalck van unsers gnedigsten Herrn auff annunciacionis 13 fl. 4 gr. ingenommen van n. g. hern wegen auff Johanniss vor kalck sub ratione. 11 fl. 28 gr. auf michaelis, 25 fl. 20 gr. auf weinachten.

1537. 6 fl. 17 gr. von n. g. h. 12 fl. dedit u. g. vor kalck van weinachten bis auff reminiscere.

1566. . . . auch schloskalk dabei. —

Nachstehende Tabelle soll, so unvollkommen sie sich auch hat herstellen lassen, einen ungefähren Überblick gewähren, was bei dem Kalk- und Steingeschäft für den Stadtsäckel herausgekommen ist:

Jahr	Einnahme von		Ausgabe für				Ungefährer Gewinn
	Ziegeln	Kalk	den Ziegler	den Verweser	die Kalkbrecher	Fuhrlohn	
	ca. Schock	ca. Schock	ca. Schock	Schock	ca. Schock	Schock	ca. Schock
1530	23	13	13	9	—	—	—
1531	17	33	15	4	—	—	—
1532	17	57	25	6	—	—	—
1533	19	51	18	12*)	—	—	—
1534	31	36	20	4	—	—	—
1535	40	19	24	4*)	—	—	—
1536	41	50	24	20	—	—	—
1537	31	7	22	4	—	—	—
1538	40	36	18	—	—	—	—
1539	20	23	14	4	—	—	—
1540	36	30	24	—	—	—	—
1541	26	16	17	4	—	—	—
1542	30	19	15	12	—	—	—
1543	25	30	19	—	—	—	—
1544	35	34	24	—	—	—	—
1546	28	36	20	16	0,18	—	28
1547	38	46	23	8	1,20	—	52
1548	18	23	20	13	0,32	—	8
1549	31	58	26	8	1,12	—	54
1550	10	31	11	16	0,56	—	13
1551	28	27	17	12	2,44	—	23
1552	14	28	16	12	1,20	—	13
1553	16	61	15	12	2,16	7	41
1554	11	67	15	20	1,12	1,23	44
1555	19	54	18	6	0,20	1	48
1556	17	55	19	34	1,54	2	15
1557	10	51	19	18	1,48	—	23
1558	20	57	17	20	1,32	—	39
1559	31	63	19	20	1,54	—	54
1560	27	106	23	20	1,40	—	89
1561	37	37	14	16	1,38	—	42
1562	31	89	21	16	1,04	4,44	77
1563	16	83	17	28	1,44	—	53
1564	34	120	23	8	2,29	13,50	107
1565	23	102	22	32	2,40	1,17	67
1566	28	67	15	40	2,46	9,12	28
1567	23	73	16	—	0,32	16,32	—
1568	21	81	18	20	1,8	10,32	53
1569	27	71	15	32	0,24	—	50
1570	21	72	15	17	—	—	45
1571	17	65	22	12	—	0,4	45
1572	27	25	13	8	0,56	0,59	28
1573	90 fl. 18 gr.	45 fl. 13 gr.	29 fl. 13 gr.	—	—	—	—

Zweierlei springt in die Augen, erstens dass die eigentliche Entwicklung des Geschäfts erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vor sich geht, und zweitens dass vom Kalk drei bis vier Mal so viel

*) Und Schenkprahm.

einkam als von den Ziegeln; die Berechnung des Durchschnittsreingewinns aus den angeführten 43 Jahren ergiebt etwa 40—50 Schock pro Jahr, die einem heutigen Ertrag von 2—3000 Mark entsprechen würden. —

---

3. Der Streit um die „Kalkgerechtigkeit".

Die durch die Ziegel- und Kalkbrennerei bedingten Ausgaben und Einnahmen bilden in den Stadtrechnungsbüchern bis zum Jahre 1626 eine stehende Rubrik; von da ab brechen die hochgehenden Wogen des Krieges auch über Stransberg herein, an eine geordnete und geregelte Rats- und Stadtwirtschaft war nicht mehr zu denken, denn alles ging drunter und drüber, und so war bei den unruhigen Zeitläuften ein gleichmässiger Betrieb des Ofens zur Unmöglichkeit geworden. Dass der Ofen „nebst andere Stadt Regalien durch das vorderbliche kriegesfewer anno 1630 gentzlichen eingegangen" sein sollte, ist nicht gut denkbar; denn „anno 1646 kaufte ein gewisser Christian Lamprecht, Rathsverwandter zu Berlin, das Dominikaner-Kloster hierselbst vor 300 Thl. und liess darin die Pfeiler und Manern, so ans Kalkstein bestnnden, abbrechen nnd im hiesigen E. E. Raths Ziegel-Offen zu Kalk brennen," also muss dieser doch noch gestanden haben.

Als nun dieser Lamprecht anfing, den von ihm gebrannten Kalkstein an andere zu verkanfen nnd der Rüdersdorfer Bergschreiber Barthold Lehmann davon Kunde erhielt, beschwerte sich derselbe bei der knrf. Kammer in Berlin über des Lamprecht Verfahren, „weil dan bei so gestalten sachen das ganze Jahr durch nicht ein eintziger Scheffel Kalck allhier (d. i. in Rüdersdorf) verkanft werden könte," nnd begründete die Forderung damit, „dass männiglich vndt zwart alten leütten allhier bewust sei, das sein lebelang in Strausberg kein kalck, sondern nurt Ziegel gebrandt" — nnd wirklich erging am 28. Juli 1648 an Lauprecht das kurf. Verbot (bei 300 Thl. Strafe) fernerhin Kalk zu brennen „wann dir ein solches zn vollführen nicht gestattet werden kann, Indem Niemalln an dem ohrt einiger Kalck, Sondern nurt Ziegel gebrant worden, Vnd es auch Vnserm Kalckoffen zu Rühderstorff nachteilig ist."

Hatte der arge Krieg so sehr Alles verwirrt, oder wollte der Rüdersdorfer Bergschreiber, der Verwalter des Kurf. Bergwerks, bloss nichts mehr wissen von den ehemaligen Kalksteinlieferungen an den Strausberger Brennofen? Wie kam man jetzt plötzlich dazn, das Kalkbrennen zu verbieten, warum hatten die Kurfürsten nicht schon früher dagegen Einspruch erhoben? Zu besserem Verständniss bedarf es einiger Bemerkungen über die Kalkbrüche in Rüdersdorf und die geschäftlichen Beziehungen des Rates von Strausberg zu ihnen. —

Obwohl es nicht ausgeschlossen zn sein scheint, dass schon die Wenden, welche noch bis zum Anfang des 13. Jahrhnnderts in den Ortschaften des Barnim ansässig waren, die Rüdersdorfer Kalkberge bearbeiteten, so steht doch dies ausser jedem Zweifel, dass seit der Germanisierung dieser Gegend durch die Markgrafen Johann I. und Otto III. aus dem askanischen Fürstenhanse (also etwa seit 1230) in den Bergen Kalk gebrochen worden ist. Da nun das Kolonisationswerk besonders dnrch die betriebsamen Cisterziensermönche gefördert wurde, nnd ans späteren Urknnden ersichtlich ist, dass ihnen in hiesiger Gegend eine Menge von Dörfern*) nnd der Kalkberg in Rüdersdorf gehörte, so geht man gewiss nicht fehl, wenn man die Ansiedlnng der Mönche aus der Abtei Zinna (bei Jüterbogk) nnd die Inangriffnahme des ihnen geschenkten Kalkberges in Rndersdorf in zeitliche Verbindung bringt. — Schon 1254 wurde das Dominikanerkloster in Stransberg aus Rüdersdorfer Kalksteinen erbant, nnd bei dem gleichzeitig erfolgten Ban der Stadtmauer, sowie später bei der Errichtung anderer städtischer Hanptgebände, der St. Marien- nnd St. Nicolaikirche, des Stadthauses, ist doch gewiss ebenfalls Rndersdorfer Kalk in grossen Mengen verarbeitet worden.

Seitdem blieb Strausberg ein guter Kunde der Rüdersdorfer Mönche, kaufte Kalk für sich und brannte ihn auch für Fremde mit, die nicht selber die Bequemlichkeit eines Kalkofens hatten; und dass alle die Dörfer, die den Cisterziensern gehörten, von hier ihren Bedarf an gebranntem Kalk bezogen, die Banern ans Rüdersdorf selbst, Herzfelde und Tasdorf, dass ferner der Kurfürst Joachim II., nachdem er schon längst in den Besitz des Kalkbrnchs gekommen war, nach wie vor aus Strausberg Kalk kaufte, ist der unwiderleglichste Beweis dafür, dass bis znm Ende der Regierung dieses Fürsten in Rüdersdorf selbst kein Brennofen gewesen sein kann. Dies ausdrücklich zn betonen, halte ich dnrchans für notwendig; denn einmal ist dieser Umstand geeignet, die Lücke in der Geschichte des Rüdersdorfer Kalkberges ausznfüllen, wie sie sich in der Darstellnng des Herrn v. Hagen (1785) findet, sodann aber ist er ausserordentlich wichtig für die Beantwortung der Frage, die für Strausberg gestellt werden muss: „Warum ist nicht schon in alten Zeiten Einspruch gegen den Verkauf des gebrannten Kalks an Fremde erhoben worden?“

Wann der Rat seinen Ziegel- und Kalkofen angelegt hat, ob sogleich nach Gründung der Stadt oder später erst, kann nicht mehr ermittelt werden; den Schicksalen nach zu urteilen, die über die Stadt

*) Nach einem Original Kloster Catastrum von 1480: Closterdorp, Cogel, Honow, Hersfelde, Henneckendorp, Kienbom, Lichtenow, Rehfelde, Rüdersdorp, Werder und Zindorp.

in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch den Sturm und die Plünderung seitens der Pommernherzöge 1402, durch die völlige Verwüstung seitens der Hussiten 1432 hereingebrochen sind, wird unmittelbar nach diesem letzten Ereignis eine erhöhte Bauthätigkeit eingetreten sein, und höchst wahrscheinlich datiert also seit dem Zeitpunkt der Betrieb desjenigen Ofens, der nach dem alten Kalkregister 1469 nachweislich Kalk zum Verkauf an Freunde brannte.

Ein Abkommen irgend welcher Art muss allerdings zwischen den Cisterziensern und dem Rate getroffen worden sein, bis zu welcher Menge der Kalk bezogen werden durfte; das konnte aber jenen eigentlich gleichgiltig sein, denn sie bekamen ihn ja bezahlt; ebenso dass der gebrannte Kalk verkauft werden konnte, und dies gewiss aus keinem andern Grunde, als weil die Mönche selbst keinen Ofen hatten und der Strausberger Ofen der einzige in weiter Umgebung war.

Als dann nach Einführung der Reformation in die Mark die meisten Klostergüter in den Besitz des Landesherrn übergingen, also auch Rüdersdorf, der Kalkberg u. s. w., verfügte Joachim II. nach dem Grundsatze, alle auf diese Güter bezüglichen Einrichtungen möglichst beim Alten zu lassen und nur ganz allmählich, nur wo es dringend nötig würde, Abänderungen zu treffen, dass auch der bisherige Geschäftsgang des Rüdersdorfer Kalkbruches ruhig weiter bestehen bleibe, er bestimmte jedoch, dass der „Hauptmann vber das eigenthumb“ oder der „varweser“ seinen Wohnsitz in Strausberg nehmen sollte, und zum Amtsbureau wurde ein eigenes Haus eingerichtet, „die Schreiberey“. Der Grund für diese Anordnung mag wohl gewesen sein, weil hier in Strausberg sich eher eine Amtswohnung für den Hauptmann fand und auch die gleichzeitig ihm unterstehende Beaufsichtigung des ebenfalls kurfürstlich gewordenen Vorwerks Closterdorf, auf welchem wahrscheinlich schon damals eine grössere Schäferei gehalten wurde, von Strausberg aus bequemer war als von Rüdersdorf; denn umgekehrt zeigte sich in späterer Zeit die Verwaltung des Vorwerks Closterdorf von Rüdersdorf aus mit mancherlei Umständen und Verdriesslichkeiten verbunden.

Die während der nächsten Jahrzehnte in den Stadtbüchern erwähnten Verweser waren bis 1578: 1. „der olde kntel, der olde vorweser“, mit dem 1542 im Hause des Herrn Merten Zimmermann (des Stadtschreibers) abgerechnet wurde. 2. Hans Badendick, etwa bis 1545. 3. Nickel Spiegel, ein schlesischer Adliger, welcher 1552 das Dominikanerkloster käuflich erwarb. 4. Von 1562 an Volckmar von Germershausen.*

Gerade unter diesen Verwesern nahm, wie das aus der vorstehenden Tabelle ersichtlich ist, das Kalkgeschäft Strausbergs einen bemerkenswerten oder vielmehr auffallenden Aufschwung. Verteilt man die An-

*) Aus Beckmanns Nachlass im Geh. Staatsarchiv zu Berlin wird ersichtlich, dass derselbe 1572 starb; sein Grabdenkmal war um 1800 noch in der Kirche vorhanden.

zahl der von 1530—44 gekauften Landprahme auf diese Jahre, so kommt auf das Jahr noch nicht 1½ Prahm; dieselbe Berechnung für die Jahre 1546—72 aber ergiebt 4½ Prahm, also rund 3 Prahm mehr als in der Mönche Zeiten; den grössten Posten weist das Jahr 1566 auf, 10 Prahme und dazu den üblichen Schenkprahm.

Fragt man nun, warum die Mönche nichts gegen den Verkauf des Kalkes einzuwenden hatten, so kann man eben nur annehmen, dass der Rat über die ihm von jenen gestattete Menge nicht hinausging, — eine spätere kurf. Verfügung erwähnt ausdrücklich die Zahl 2 —, und es bleibt also nur zu verwundern, dass die Verweser zu der plötzlichen Steigerung des Bedarfs nichts sagten. Soviel versteht sich wohl von selbst, dass der Herr Hauptmann mit E. E. Rat, als dem angesehensten Teil der Bürgerschaft, auf gutem Fuss gestanden haben wird, um geselligen Anschluss für sich und die Seinigen zu haben; und wenn auch mit Nickel Spiegel Differenzen vorgekommen sind, so war das bloss in seiner Eigenschaft als Besitzer des Klosters, hinsichtlich der freien Holzung in städtischer Heide. Von Volckmar von Germershausen ist aber sogar zu lesen, dass er dem Rate ao. 1567 die Summe von „800 gulden Müntz Landeswehrung je 32 gr. auf ein gulden gerechnet an guten vnuorbethenen ganghafftigen Thalern, des Corn vnd schrots wie die ihm lande zu Sachsen vnd Meissen gange vnd gebe seindt" vorstreckte (zu 6%), „die widderump in gemeiner Stadt Strausbergk scheinbarlichen nutz als zu bezahlunge vnsers gnedigsten Hern des Churfürsten angenommener schulde angelegt vnd angewandt worden." (Noch 1610 laborierte der Rat an dieser Schuld.) Hier geht man also gewiss nicht fehl, wenn man ganz besondere persönliche Beziehungen und ein gutes Einvernehmen konstatiert, welches freundlichem Bitten gegenüber wohl ein Auge zudrückt. Und im Grunde genommen, es that der Hauptmann damit dem Kurfürsten keinen Schaden, denn — nun da sind wir wieder auf dem alten Fleck angelangt. Der kurfürstliche Beamte würde sich eine schwere Verletzung seiner Pflicht haben zu Schulden kommen lassen, wenn — ein Brennofen in Rüdersdorf vorhanden gewesen wäre, welchem Konkurrenz zu machen jener dem Rat von Strausberg gestattet hätte.

Nach dem Regierungsantritt des Anfangs sehr haushälterischen Kurfürsten Johann Georg trat aber eine wesentliche Änderung der Sachlage ein; in dem redlichen Bemühen, die vom Vater überkommene Schuldenlast durch Erschliessung neuer Einnahmequellen zu verringern, ordnete der Kurfürst mit praktischem Sinn eine Menge Einrichtungen und Veranstaltungen an, die sämtlich zur Erreichung äusseren Gewinnes Gelegenheit boten. Dahin gehört auch der Bau eines Kalkofens in Rüdersdorf. Denn im Jahre 1578 wurde das Betriebsbureau in Strausberg aufgelöst; die „Schreiberey, das alte verfallene haus binnen

Strausberg, und der dazu gehörige Garten, vor der Stadt daselbst gelegen, vnd zu vnserm Amte Rüderstorff gehörig, mit allen Ein- nnd zubehörungen — — — soweit wir und vnsere Vorfahren vns dessen anznmassen vnd gebrauchen gehabt," cedirte der Kurfürst seinem langjährigen treuen Diener Andreas Bartholt — der es 1585 für 240 Thaler an die Stadt verkaufte —, und fortan befand sich die Bergschreiberei in Rüdersdorf selbst. Im darauf folgenden Jahre aber, 1579, kam eine Dienstinstrnktion des Kurfürsten für den Bergschreiber heraus, „die das Verfahren beim Verkanf des in dem Rüdersdorfer Brennofen gebrannten Kalkes" anordnete!! —

Ich habe diese Verhältnisse etwas breiter behandelt, damit die nunmehr folgende Streitfrage nach der Berechtigung des Rates zum Verkauf des gebrannten Kalkes desto verständiger und gerechter beurteilt werden möge, als dies bisher geschehen ist.

Nachdem, wie oben bemerkt wordeu, im Jahre 1648 der kurfürstliche Erlass an Lamprecht ergangen war, sich bei 300 Thlr. Strafe des Kalkbrennens zu enthalten, wird sich derselbe dem Gebote gefügt haben, denn vorläufig ruhte die Angelegenheit noch fast 10 Jahre, ehe sie zu abermaliger Verhandlung gelangte. —

Anno 1654 wnrde die städtische Verwaltnng durch die Knrf. Räte Dr. Kemnitz nnd Blechschmiedt in gemeinschaftlicher dreitägiger Beratnng mit dem Bürgermeister Daniel Hnndertmark, Gregorius Hanne, Albertns Brüntzlo, dem Richter Martin Schwanheuser und dem Stadtschreiber Kalle (29.—31. März) aufs Neue eingerichtet und geregelt nnd der darüber aufgesetzte Kommissions-Rezess zwei Jahre später vom Grossen Kurfürsten bestätigt. Punkt 23 dieses für Strausbergs Geschichte äusserst wertvollen Schriftstückes behandelt die:

„Ziegel und Kalkschenne. Ist eingangen, weill aber hochnöhtig, das Sie wieder erbawet werde, alss ists aniezo veranlast, das die Bürger (wornnter auch die Rahts Persohnen zueverstehen) auf ihren vorsessen schoss ein Quartall znm Baw solcher Schennen abgeben sollen, vnnd soll solcher Quartal Schoss ex Fructibus (aus den Erträgen) der Ziegelscheunen den Stedten hinwieder guet gemacht oder gethan werden, die holtzfuhren, so zue solchen Baw nöhtig, haben die Bürger ohn entgeld zue thnen, auff sich genohmen: damit anch solcher Baw vmb so viel gewisser vnnd schleuniger befordert werde, ist zum Baw Meister vber solchen Baw Bgm. Hundertmarck anietzo verordnet worden, der denselben schleunigst vnnd mit allen fleiss befordern, auch, domit es ihme alleine nicht zue viel werde, den peter wegenern mit zuehülffe; vnnd bis dahin, dass solcher Ziegeloffen hinwieder erbawet, können vnnd müssen, laut Chuerf. verordnung, keine Steine aus der Stadt weg gelassen werden." —

Doch „die Mittel, Solches ins werck zn richten, waren bei der armen verödeten Stadt nicht vorhanden, der Rath vor sich konnte wegen der Schweren Contribntion nicht auf eigene Kosten den Offen wieder in vollen stande bringen;“ wohl aber „fing man in anno 1656 an, ihn durch anderer hülffe wieder zur perfection zubringen.“ Lamprecht fand sich nämlich dazu bereit und schloss mit dem Rat folgenden Kontrakt:

Der Rath von Strausberg verpachtet dem p. Lamprecht seinen Ziegelofen anf 12 Jahre gegen eine jährliche Miethe von 10 Thl. Die Kirche und der Rath erhalten das Hundert Dach- oder Mauersteine für 10 gr., die Bürger für 12 gr. nebst 6 ₰ Zählgeld „So dem Ziegelstreicher zukompt.“ Kalk soll der Scheffel 1 gr. kosten und „einen Dreyer Messegelt;“ den Kalkstein soll er aber aus Churf. Durchl. Bergen nehmen — (also ja nicht wieder aus dem Kloster). — Es ist ihm gestattet „frey vnd ohne engeld auf dem Kenstorff Erde zu graben.“ Zum Aufbau der Scheune erhält L. „frey holz vnd Bretter. Brennholz aber muss er kauffen, wo er will, weill es in vnsrer heide nicht vberflüssig vorhanden.“

Der Bergschreiber brachte aber wieder bald in Erfahrung, dass Lamprecht doch Kalk verkaufe, und liess ihm dies durch den Rat ernstlich untersagen. „Das er aber Kalck will brennen, einen Landtprahm stein alhier keüffen, 2 oder mehr Prahm Klostersteine darunter mischen und seine Portierey (?) treyben, gleichwie ers jetzo vorhat, den Kalck in- und ausserhalb der Stadt dem hiesigen Kalckoffen zu schaden vorkauffen, solches kann nicht passirt werden. 27. Jnly 1657.“ Vergeblich wies der Rat die schon früher aufgestellte Behauptnng des Bergschreibers, die Stadt sei bloss zum Dach- nnd Ziegelbrennen berechtigt, mit Entschiedenheit zurück, — der Knrfürst ernenerte die frühere Strafandrohung und erteilte dem Bergschreiber die gemessene Weisung, der Stadt keinen Kalk mehr zu verabfolgen.

Infolgedessen fertigte der Stadtschreiber Kalle Auszüge ans den alten Stadtrechnungsbüchern an, aus denen hervorgehen sollte „wie die Stadt Str. doch ehedem Kalck in grosser Menge gebrandt, und sowol in als ausser der Stadt an frembden verkauffet; dass solcher Kalckowffen der gnedigsten in Gott ruhenden Herrschaft nicht entkegen, sondern vielmehr angenehm gewesen, bezeugen die Schenkprahme, welche die gnedigste Herrschaft, nachdem die Stadt viele abgeholet, Ihnen allemahl auss gnaden obenein vorehret haben“; nnd „zn mehrerem Beweiss“ fügte er noch ein Verzeichnis sämtlicher Urkunden hinzu, dnrch welche seit Ludwig dem Älteren (1352) die städtischen „Frey- und Gerechtigkeiten“ bestätigt worden waren. Letzterer Beweisgrund war freilich höchst hinfällig, denn von allen möglichen andern Privilegien stand da schwarz auf weiss geschrieben, nur nicht vom Kalk-

brennen, auch nicht in einem einzigen der sonst vollständig erhaltenen kurfürstlichen Bestätigungsbriefe; die Sache mit dem Schenkpraliin war ebenso wenig Beweis, sondern ein uralter Geschäftsbrauch schon von der Mönche Zeiten her; das aber war wenigstens konstatiert, dass, entgegengesetzt der Behauptung des Bergschreibers, früher doch Kalk in Strausberg gebrannt worden war, und diese unleugbare Thatsache veranlasste den Grossen Kurfürsten „den Inhibitions Befehl zu cassiren" durch folgendes Reskript an den Bergschreiber: „Friedrich Wilhelm p. Nachdem Bürgermeister vnd Rath zu Strausbergk mit glaubhaften Documenten satsamb erwiesen, das Sie vnter andern Ihrer Stadt Regalien auch des Kalckbrennens berechtiget seien, alss befehlen wir dier hiermit, Sie in ihrem rechtmässigen zuegemeiner Stadt besten gereichenden guten vorhaben weiter nicht zue beeinträchtigen, vnnd das Kalckbrennen zue vorhindern, sondern vielmehr do Kalckstein vorhanden, Ihnen solche vf Ihr ansuchen, gleich andern Städten, gegen bahre bezahlung zue vberlassen. Daran p. Vnd wir seiut p. Geben Cöln an der Sprew den 12. August 1657."

Dabei hätte der Rat sich bernhigen und innerhalb der ihm gestatteten Grenzen „zue gemeiner Stadt besten" friedlich weiter brennen sollen — Lamprechts Kontrakt war längst rückgängig geworden. Aber, wie schon gesagt, an dieser seiner Ansicht nach beschränkten Brenngerechtigkeit lag dem Rate wenig, das Fremdengeschäft war und blieb Hanptsache; nnd obwohl eben gar nichts Urknndliches weiter seine Ansprüche beweiskräftig unterstützte, als die Thatsache, dass in einer gewissen Zeit ohne Einsprache Kalk verkauft worden war, machte er doch immer wieder den Versuch, den Status quo ante herzustellen. Als nämlich 1659 der Rüdersdorfer Ofen einer umfassenderen Reparatnr bedürftig wurde, so dass dort nicht gebrannt werden konnte, liess der Rat sofort 8 Laudprahme Kalkstein anfahren, nm — in Stellvertretung jenes das Geschäft im flotten Gang zu erhalten. Wiederum Bericht des Bergschreibers, Reskript der kurf. Kammer (29. Juny 1659): „Wann euch aber solches nicht zukombt, Alss ergeht unser Befehl hiermit an euch, euch des Kalkverkauffens ausserhalb der Stadt genzlich zuenthalten," Bittschrift des Rates an Seine Durchlaucht selbst, uud am 9. July 1659 folgender Erlass:

„Nachdem aus der beygelegten Copia des an den Bergschreiber zu Rüdersdorf ergangenen Rescripts nicht zubefinden, dass supplicirender Raht zu Str. mehr zu brennen befugt sey, als was er zu gemeiner Stadt und der Bürger Heuser vonnöthen hatt, Viel weiniger, dass er an frembde etwas zu vorkauffen macht hette, Als wird ihm hiermit anbefohlen, sobald der Ofen zu Rüdersdorf wieder fertig, sich des Kalckbrennes uud Vorkauffens ausser-

halb der Stadt gentzlich zu enthalten. Churf. Br. verordente Cammer — Praesident, Ambts Räthe, Cammer- vnd Vice-Cammermeister.“

Die Reparaturarbeit zog sich bis ins folgende Jahr hin, und deswegen erneuerte der Kurfürst am 23. März die ausnahmsweise gewährte Konzession: „Friedrich Wilhelm p. Da in Rüdersdorf nicht so viel Kalck gebrant worden, als dass etwas davon verkaufft werden könnte, so soll an den Rath zu Strausberg so viel Stein verabfolgt werden, dass sie auch Kalck zur Verkaufuug davon brennen können; Sollte aber ins künfftige zu Rüdersdorff Wiedrumb Kalck verkaufft werden können, so soll die Stadt Str. ferner Kalk zu verkanfen nicht befugt sein, sondern diese Concession himit vfhören.“ —

Aus dem Jahre 1661 ist ein Kostenanschlag erhalten, welcher folgendermassen lautet: „Ein Pram Kalckstein zu kauffen, von den Churf. Kalckbergen biss Straussbergk zu schaffen, zu brennen, erfordert Unckostungk:

1 Pram S. Churf. Durchl. im berge zubezahlen	6	thlr.	—	gr.
fuhrlohn bis Straussberg	12	„	—	„
brenner lohn	2	„	12	„
wegen ½ Tonnen bier dem brenner	—	„	12	„
Auss zukramen	—	„	18	„
Denn ofen zu repariren	—	„	18	„
Daz holz zum brennen	5	„	12	„
miete dem Rate wegen des ofens	1	„	—	„
thut i. sa.	29	thlr.	—	gr.
hiervon sollen gebrandt werden 24 w. à 1¼ th.	31	„	6	„

Nach dieser Berechnung blieb freilich kein grosser Gewinn, wenn eben nicht mehr als 2 Prahme gebrannt werden durften, netto 4 thl. 12 gr. für das Jahr; man verpachtete daher wiederum den Ofen für 20 Thaler jährliche Miete und überliess dem „Pachtmann“ die Auseinandersetznng mit der Bergschreiberei. Wie voranszusehen war, beschränkte sich derselbe nicht auf den Verkanf in der Stadt, selbst als der Rüdersdorfer Ofen völlig im Betrieb war; infolge dessen erging am 28. Oktober 1661 das letzte Machtwort des Knrfürsten in dieser Angelegenheit. Nachdem er seiner Verwunderung Ausdruck gegeben, dass der Rat seinen Ofen an einen Pachtmaun ausgethan habe, statt ihn selbst zu verwalten, gebietet er beiden Teilen, sich bei 200 Thaler fiscalischer Strafe durchans des Kalkbrennens zu enthalten, — das sei sein Regal — „und dass ihr unserm ambte Rüderstorff darin den geringsten eintragk nicht mehr thun sollet. Werdet ihr aber Mauerstein und Dachstein brennen, wollen wir hiermit nochmals zngelassen haben, dass ihr, wie vor alters geschehen, 2 Landtprahm

kalckstein zu versorgnng der Einwohner in der Stadt, nicht aber znm ausswendigen verkanff, mitbrennen möget."

Dass in dieser, wie den vorerwähnten Verfügungen eine Härte nnd Rücksichtslosigkeit herauszuspüren wäre, kann man wirklich im Ernst nicht behaupten wollen; was seit alter Zeit recht nnd billig und in Gewohnheit gewesen, wird von der Ohrigkeit wiederholentlich und bereitwillig zugestanden, was darüber hinausging, mit Entschiedenheit zurückgewiesen und auf das richtige Mass znrückgeführt. Und das ist gerechtes Verfahren; was hundert Jahre Unrecht war, ist darnm noch nicht zum Recht geworden. Natürlich ist es dem Rate schwer gefallen, sein vermeintliches gntes „althergebrachtes Recht" aufzugeben nnd sich einen ungewohnten Zwang auflegen zu lassen, nnd wenn er späterhin in einem Zustand trotziger Verbissenheit das ihm Gelassene von der Hand weist und nicht mehr „mitthun" mag, so ist das ein Beweis mehr dafür, dass der Rat selber sich bewusst war, eine unnachweishare Gerechtigkeit zn verteidigen.

Zwei Punkte möchte ich noch zum Schlnss hervorhehen, um meine Ansicht zu unterstützen. In dem Rezess von 1654 heisst es ausdrücklich: „Zur vertheidigung solcher freyheiten weill das Rahthaus keine Mittel hatt, vnnd dannoch etzliche fälle sich anietzo begeben, die dnrchs Recht defendiret werden müssen, ist billig dass die gantze Stadt durch eine gemeine Collection solche vertheidige vnd erhalte, damit dasselbe, was die liehen Alten mit ruhm vnnd Ihren trewen durften erhalten (wie die alten Privilegia lauten), von ihren Nachkömlingen nicht liederlich verschertzet werden möge." — Sollten die kurf. Räte, die mit solchem ausgesprochenen Wohlwollen ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, jede nur irgendwie hegründete Gerechtsame der Stadt nrkundlich von neuem zu fixieren, nicht auch die Kalkgerechtigkeit diskutiert und wenn zu Recht bestehend, ebenso bestätigt haben? Würden sie geduldet haben, dass dieselbe „liederlich verschertzet" werde, wenn die Vorfahren sie zu Recht besessen? In dem oben angezogenen § 23 ist nnr von Ziegeln die Rede, mit keinem Wörtchen von Kalk.

Der zweite anffallende Umstand ist, dass die Stadt nicht einen eigenen Kalkbruch in Rüdersdorf gehabt hat, wie andere Städte nnd Private. Die im Jahre 1785 erschienene älteste Beschreibung des Bergwerks durch v. d. Hagen erwähnt nur folgende sechs:

1. Den Schwerinschen Bruch: Anno 1672 ward Freiherr v. Schwerin zn Landsberg vom Kurfürsten mit einem Kalkofen in den Kalkbergen beliehen, jedoch „bloss zn seiner Consumtion, nnd dass er den Kalk weder verkaufen noch verschenken sollte." Als Friedrich I. Stadt und Herrschaft anno 1709 von Otto v. Schwerin wiederkanfte, erhielt er auch den Bruch nnd den Ofen zurück

2. Den Arnimschen.

3. Den Hamburgischen.

4. Den Fürstenwaldischen. Zuerst hatte die Stadt ihren Bruch zusammen mit Bischof Georg von Blumenthal zu Lebus, seit 1557 aber allein, wofür jenem Jagd und Wildbahn abgetreten ward. „Auch dieser Stadt ist das Recht verloren gegangen; auf mehrfache Gesuche ist ihr statt des Kalkbruches anno 1777 das Kalkbrennen nachgegeben worden, jedoch nur zum Ban der öffentlichen Gebäude.“

5. Den Berlinschen.

6. Den Kölnischen. „Auch diesen Städten wurde das Recht streitig gemacht, aber auf Grund gerichtlicher Entscheidung anno 1698 durch Kurf. Reskript wieder bestätigt.“

Ist nicht in all diesen Mitteilungen eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Fall Strausberg? Warum aber fehlt dieser Name und warum hat der Rat nicht auch prozessiert und sein „Recht“ durchgefochten? — Kurz und bündig, die Frage der „Kalkgerechtigkeit Strausbergs“ ist nur künstlich zu einer ungemein wichtigen aufgebauscht worden; bei Lichte besehen ist, was dem Rate durch Observanz zu Gute kam, nicht so bedeutend gewesen, und erst die durch stillschweigend geduldeten Missbrauch erzielten grösseren Einnahmen bildeten einen nicht unbeträchtlichen Teil der Kämmerei-Einkünfte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

---

4. Der Verfall des Ziegelwerks bis 1772.

Noch 111 Jahre bestand des Rates Ziegelei, aber mit Kummer und Unwillen; nun die Kalkbrennerei nichts mehr einbrachte, — ein Barverdienst von 4 thl. 12 gr. pro Jahr lohnte wirklich die Umstände nicht, — das Ziegelstreichen auch nur knappen Verdienst abwarf, konnte der Rat oft genug keinen Pächter finden, und um nicht das Geschäft ganz und gar einschlafen zu lassen, musste immer wieder zeitweilige „rathhäusliche Administration“, oft jahrelang, eintreten. Freilich kamen auch andere Umstände hinzu, um den Betrieb zu erschweren und zu vertenern. Nach Verpfändung der Kensdorfer Feldmark*) (1617) trat Mangel an Ziegelerde ein, die Bürger aber liessen nur ungern auf ihrem Acker danach graben, weil ihnen der Boden dadurch ruiniert wurde; die Preise fürs Brennholz gingen nach dem 30jährigen Kriege ungemein in die Höhe, in hiesiger Gegend war es schwer, welches heranzuschaffen.

Es bedurfte schon 1688 einer strengen kurf. Verordnung, um wieder Leben hineinzubringen; dieselbe lautete:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm p. Es gereichet uns zwarten zu guädigstem Gefallen, dass das Ziegelwerck zu Strausberg

*) S. Archivband 6 der Brandenburgia S. 134.

hinwiederum angefertiget und in Gang gebracht worden ist; wir vernehmen aber auch dabei, dass wie es das Ansehen haben soll, solches gar schlecht fortgesetzet und dieses Jahr solchergestalt nicht mehr denn 1 Brand geschehen werde. Ueberdem auch theils der Einwohner sich vernehmen lassen sollen nicht zu verstatten, die Erde so auf eines und des andern Acker sich finde, graben zu lassen; Nun halten wir gnädigst davor, dass es eines der nothwendigsten Stücke sei, ein Ziegelwerck bei einer Stadt zu haben, noch mehr aber dergestalt zu gebranchen und fortzusetzen, dass die Einwohner an Steinen keinen Mangel haben mögen, und auch jedweder von den Einwohnern verbunden solches nützliche Werck mehr zu fördern denn zu verhinderu, und das Erdgraben auf ihrem Acker zu verstatten, jedoch dass den Eigenthümern davor etwas gegeben, oder zum wenigsten doch die gegrabenen Kuthen wieder gefüllt werden; Wir befehlen euch demnach hiermit gnädigst und ernstlich dass ihr euch des Ziegelwercks mit mehrem Ernste und Eifer annehmt und solche Anstalt machet, damit es nicht allein in Gang erhalten, besondern auch jährlich bis 3 Mal gebrannt werden, damit nicht allein die neu Anbauende, besondern auch andere, so entweder schon baufällige Rohr oder Stroh Dächer haben, und andere Dächer anflegen müssen, (dann mit Rohr Stroh und dergleichen Häuser zu decken oder solche damit auszubessern keinem mehr verstattet sein soll und habt ihr auch mit Nachdruck darüber zu halten) — — allezeit die Nothdurft haben und sich nicht wegen des Mangels entschuldigen mögen. — — Potsdam den 23 Jannar 1688." —

König Friedrich Wilhelm I. wollte 1731 vom Rate 50 Mille Manersteine geliefert haben. Vorrätig waren nur $7\frac{1}{2}$ Mille, in 4 Wochen sollten aber noch 10 fertig sein. Nun verlangte aber der Rat 4 Th. 17 gr. für 1000 Stück und 5 gr. Fuhrlohn bis Rüdersdorf, wo die Steine zu Wasser verfrachtet werden sollten. Die Kgl. Verwaltung vermochte nicht abzusehen, „mit was fundament sie vor die Steine so viel Geld praetendiret," verordnete einstweiliges Einstellen der Lieferung und die spätere Untersuchung durch einen kgl. Rat, ob die Steine wirklich nicht billiger abzulassen seien. —

Im Jahre 1744 fand wieder eine Neuverpachtung des Brennofens statt; eine vom Bgm. Pape angefertigte Taxa besagt: „Im offen ist kein gewisser debit, der Pächter muss sich die Erde von den bürgerlichen Äckern und das Holz von den Benachbarten ankaufen. Die Witwe Hanowin und Sohn haben aufgesagt, nicht länger zu bleiben, inmassen sie viel Plage und Arbeit und nicht einmal das liebe Brot vollkommen dabei hätten. Die Ziegel Scheune ist überall schwellos, muss von neuem verschwellet werden; das Dach über dem Brennofen ist eingefallen. — Bei einem Brand

können eingebracht werden 12 Mille Dach und 12 Mille Mauersteine; des Jahres 3 Mal, macht 72 000. Das Mille Dachsteine bringt 5 Thaler, das Mille Mauersteine 4 Th. 12 gr., in summa mit 15 Th. Zählgeld 339 Thaler. — Die Unkosten: 24 Sümpfe Erde à 7 gr.; 4 Leute 12 Tage à 5 gr. thut 10 Thaler; anfahren à 1 Thl. — 24 Thaler. Die Erde einzusumpfen, zurechte zu machen und nach der Werkstelle zu bringen à 12 gr. — 12 Thaler. 1 Mille streichen — 6 gr. Schneiden, aufräumen und Dachsteine abtragen — 3 gr. In den Ofen karren und setzen 3 gr. Brennerlohn: der Meister täglich 8 gr., Gesellen 6 gr., sechs Tage nöthig, $1^1/_2$ Tonnen Bier zu 3 Thl. Zeug und Form 1 Thl. 28 Klafter Holz à 18 gr. — 21 Thl. kostet also ein Brand 98 Thl. 12 gr., 3 Brände 295 Thl. 12 gr. Bleibt also übrig 43 Thl. 12 gr.“

Dieser spärliche Verdienst lockte niemand zur Pachtung, auf Tagelohn wollten wohl einige Ziegelstreicher arbeiten, weiter aber nichts, und die „Ordres des Hohen General Directorii, alle Mühe anzuwenden, dass die Cämmerey Ziegeley wieder verpachtet werden möge“ waren und blieben ebenso erfolglos, als die ungezählten Licitationstermine, deren Protokollschluss stets das Nichterscheinen von Pächtern feststellt. Zuletzt vermochte auch die Kämmerei „bei ihren schlechten Umständen“ nicht mehr, die Anslagen der Selbstverwaltung, 114 Thl. 23 gr. für den Brand, noch zu erschwingen. —

1763: „Friedrich König in Prenssen p. Nachdem wir zu Unsern vorhabenden starken Banten eine grosse Quantität Mauersteine nöthig haben, und daher wollen, dass alle in der Churmark befindliche Ziegeleyen, besonders an den Orten, wo selbige zu Wasser anhero nach Potsdam transportiret werden können, in solchen Stand gesetzet werden, dass nicht allein eine considerable Quantität diesen Sommer und Herbst über gestrichen, sondern auch der Grösse und Güte nach auf den Fuss wie die Rathenauer verfertigt werden, Als habt ihr u. s. w.“ —

Nach dem 7 jährigen Krieg entstand eine grössere Lohnbewegung unter den Ziegelarbeitern, deshalb befahl Kgl. Maj. „allen Arbeitern und Tagelöhnern aufs ernsteste, ferner sich nicht zu unterstehen auf mehreres Lohn, als die Taxe es festsetzet und vor dem Kriege üblich gewesen ist, zu beharren oder die nachdrücklichen Zwangsmittel zu gewärtigen, welche sämmtliche Gerichts Obrigkeiten im Fall, dass sie sich ferner dazu nicht verstehen wollen, zur Hand zu nehmen“ die Anweisung haben.“ —

Endlich — beschloss der Rat, die Zeitpacht in Erbpacht zu verwandeln; der Erbpächter würde, wenn er die „Reapration ex propriis vornehme,“ einige Freijahre erhalten; schon war der Kontrakt mit einem ehemaligen Ziegler des Domprobstes v. Voss aufgesetzt, — da

am 28. April 1772 Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr stürzten die letzten Trümmer in sich zusammen!

Nunmehr erlaubte die Regierung, die letzten, noch vorhandenen Steine zu Stadtbauten aufzubewahren, alles übrige aber, sowie „den Platz zu einem Aufbau einer Bürgerstelle oder eines Gartens“ verkaufen zu dürfen. Im Termin (Nov. 1774) gab Bgm. Kazky mit 25 Thalern das Meistgebot, und 1776, d. 16. August wurde die Confirmation der Erbverschreibung ausgestellt; ein jährlicher Canon von 12 gr., zu Michaelis der Kämmerei zu entrichten, blieb als einzige Reallast auf dem ehemaligen Ziegelwerks-Grundstück haften. —

Ein Königl. Militär-Lazaret entstand 1789 und 1790 auf dem Terrain, auch dies ist schon der Vergessenheit anheimgefallen.

---

10. (8. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Berlin, Mittwoch, den 25. September 1901.

Besichtigung der Elektrischen Hoch- und Untergrundbahn der Siemens & Halske A.-G.

Am 25. September 1901 besichtigte der Verein für Heimatkunde „Brandenburgia“ — etwa 119 Mitglieder — unter Führung des Herrn Stadtrat Friedel die Bahnanlage der elektrischen Hoch- und Untergrundbahn der Siemens & Halske A.-G. auf der Strecke vom Potsdamer Platz bis nach dem Zoologischen Garten. Es wurden zunächst die Tunnelbauwerke am Potsdamer Platz in Augenschein genommen. Die Haltestelle ist daselbst im wesentlichen bis auf geringfügige Fertigstellungsarbeiten vollendet; dieselbe ist als zweigleisige Kopfstation ausgebildet und hat wegen des Umsetzens der Züge ein besonderes bis unter den Potsdamer Platz reichendes Anzielgleis erhalten. Die beiden Bahnsteige sind wie bei allen Haltestellen der Hoch- und Untergrundbahn zu beiden Seiten der Gleise angeordnet, so dass die Wagen stets auf der rechts von der Fahrtrichtung gelegenen Seite verlassen bezw. bestiegen werden. Von einer Überdachung der beiden Zugänge, welche ursprünglich geplant war, ist Abstand genommen worden, um den Eintritt frischer Luft in die Haltestelle möglichst ungehindert zu gestatten. Es wurde ferner die freie Strecke des Tunnels in Augenschein genommen. Die beiden Gleise sind hier durch Stützen von-

einander getrennt, welche die Deckenkonstruktion tragen. Der Tunnel hat eine lichte Breite von 6,24 m und eine lichte Höhe von 3,33 m über Schienenoberkante. In den Seitenwänden sind Nischen ausgespart, in welchen die Streckenwärter sicher stehen können, wenn die Züge vorbeifahren. Der Weg wurde dann weiter vom Tunnel aus über die Rampe längs der Hinterhäuser der Köthenerstrasse fortgesetzt, wobei auf die Schwierigkeit hingewiesen wurde, welche die Abfangung der betreffenden Häuser bot. Die Fundamente der Häuser mussten daselbst in einzelnen Abschnitten unterfahren nnd soweit hinabgeführt werden, dass ihre Sohle mindestens ebenso tief liegt wie diejenige des Tunnels, weil anderenfalls durch den seitlichen Druck der Fundamente die Sicherheit der Tunnelwände gefährdet worden wäre. Diejenigen Seitenflügel der Häuser, welche in das Profil der Rampe hineinragten, mussten verkürzt werden, doch sind die über den Tnnnel befindlichen Seitenflügel später znm Teil auf die Tunneldecke wieder aufgesetzt worden.

Von den eisernen Brücken besichtigte man znnächst die Unterführung der Königin Angusta-Strasse, des Landwehrkanals und des Schöneberger Ufers und nahm dann die zum Teil sehr komplizierten Bauwerke über der eisenbahn-fiskalischen Zufahrtstrasse in Augenschein. Hier beginnt bereits die Trennnng der beiden Gleise, von denen das rechte Gleis horizontal weiterläuft, das linke stark ansteigt, damit das Abzweigungsgleis nach der Oststrecke nnter diesem hindurchgeführt werden kann. Diese Trennnng der beiden Gleise an den Abzweigungen wurde gewählt, um jede Kreuznng in Schienenhöhe zu vermeiden und somit die grösste erreichbare Betriebssicherheit trotz schneller Zugfolge zu ermöglichen. An der Hand eines Modelles des sogenannten Anschlussdreiecks wurde diese interessante Bauweise von Herrn Regierungsbaumeister Lerche eingehend erläntert. Auf dem horizontalen Gleise wurde der Weg dann fortgesetzt, und der linke Abzweigungsbogen nach dem Kraftwerk zu verfolgt. Darauf stieg man hinab von den Viadukten, um zunächst das Kraftwerk zu besichtigen. In demselben sind vorläufig drei Dampfdynamos (Siemenssche Innenpolmaschinen) à 1200 P. S. aufgestellt, von denen jede 800 Kilow. erzeugt. Für eventuell späteren vergrösserten Betrieb sind noch 2 Maschinen zu je 1300 P. S. vorgesehen. Das Maschinenhaus kann ausserdem durch Hinzunahme des Nachbargrundstückes, welches 2 weitere Maschinen von je 1300 P. S. aufnehmen kann, erweitert werden. Für den Betrieb der Bahn ist Gleichstrom gewählt, und zwar geschieht die Stromzuführung für die Züge durch zwischen den Gleisen liegende Stromschienen, während die Fahrschiene zur Rückleitung dient. Zur Verringerung des Widerstandes beider Leitungen, der Hin- und Rückleitung, sind die Schienen an den Stössen in der üblichen Weise durch Kupfer-

drähte verbunden. Die Gleise sind auf imprägnierten Holzschwellen verlegt, die überall durch besondere Einrichtungen gegen Wandern gesichert sind. Um möglichst grösste Schalldämpfung zu erzielen, sind die Holzschwellen zum Teil in ein starkes Kiesbett gelagert, znm anderen Teil ist die eiserne Fahrbahn des Viaduktes zwischen den Querträgern mit einer Bimsbetonschicht abgedeckt worden. Der Beton wurde dann znr Erzielung grösserer Wasserdichtigkeit mit Jute abgedeckt und dann mit Gondron gestrichen. Schalldämpfend wirkt ferner der gewählte Blattstoss der Fahrschiene, weil durch denselben Stösse der Fahrzeuge nnd das sonst bei anderen Oberbauarten hörbare Hämmern anf den Schienen vermieden ist. Nachdem eine photographische Aufnahme sämtlicher Teilnehmer gemacht worden war, wnrde der Weg weiter fortgesetzt bis zu den Brücken über den Potsdamer Aussenbahnhof. Hier erregten besonders die gewaltigen Eisenmassen, welche für die grossen Überbrückungen der Bahn aufgewendet worden sind, allgemeine Aufmerksamkeit. Der Potsdamer Aussenbahnhof wird hier durch 2 Brücken, von denen die eine 146, die andere 84 m lang ist, überschritten. Die letztere Brücke liegt ausserdem noch in einer starken Steigung. Interessant ist ferner das durchschlitzte Haus am Dennewitzplatz, welches nicht in der Weise hergestellt wurde, wie die Dnrchführung des Banes am Kraftwerk, der nachträglich über der fertigen Bahn errichtet worden ist, sondern derart, dass aus dem vorhandenen Hause der für die Bahn erforderlich freie Raum heransgeschnitten wurde, wobei besonders eine sehr sorgfältige Absteifung der stehenbleibenden Teile vorgenommen werden musste. Dort wnrde der Viadukt verlassen und der Weg an der Haltestelle „Bülowstrasse“ vorbei bis zum Nollendorfplatz fortgesetzt. Nachdem die Haltestelle „Nollendorfplatz“ und die zur Unterpflasterbahn hinunterführende Rampe noch eingehend besichtigt worden waren, ging es am Wittenbergplatz in den bis auf die Gleisverlegung fertiggestellten Tunnel hinab, welcher durch zahlreiche Glühlampen erleuchtet war. Derselbe wurde in seiner ganzen Länge bis zur Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche begangen, woselbst die Besichtigung ihr Ende erreichte. Hier sprach Herr Geheimrat Friedel dem Herrn Baumeister Lerche und dem Herrn Bauführer Woltmann den Dank der Gesellschaft aus für die sachkundige Führung.

Im Blumenthal.

Bericht über die Wanderfahrten
der Pflegschaft des Märkischen Museums am 17. September 1899
und am 23. September 1900.

Von **Dr. Gustav Albrecht.**

Der Blumenthal, jenes ausgedehnte Waldrevier zwischen Straussberg und Freienwalde, das alljährlich das Ziel vieler Ausflügler bildet, enthält ausser seinen zahlreichen Naturschönheiten soviel des Wunderbaren und Rätselhaften, dass man bei jeder Streife durch sein prächtiges Waldgebiet neue Entdeckungen macht. Auch die Pflegschaft des Märkischen Museums hat bei ihren Excursionen, die sie in den letzten Jahren unter Leitung des Herrn Geheimrat Friedel nach dem Blumenthal unternommen hat, verschiedene bisher weniger bekannte Punkte aufgesucht und bei ihren Untersuchungen sehr viel neues und interessantes Material zur Geschichte und Topographie jener Landschaft aufgefunden.

Eine dieser Wanderfahrten, an welcher ausser den Herren E. Friedel, F. Backschat, G. Lackowitz, H. Maurer, R. Mielke und W. Pütz auch der Schreiber dieser Zeilen teilnahm, fand am 17. September 1899 statt. Um unsere Kenntnis der betreffenden Gegend möglichst zu erweitern, benutzten wir die vor etwa einem Jahre eröffnete Bahn, die von Lichtenberg über Werneuchen nach Wriezen führt, und fuhren bis zur Station Sternebeck. Zu den Genüssen des menschlichen Lebens gehörte diese Bahnfahrt, die rund 2½ Stunde dauerte, indes nicht. Die Bahn*) dient ausser dem verhältnismässig geringen Personenverkehr hauptsächlich dem Güterverkehr, und so geniessen denn die Fahrgäste das etwas zweifelhafte Vergnügen sämtliche Rangierbewegungen, welche der Zug macht, um die Güterwagen abzustossen, nach vorwärts und rückwärts mitzumachen. In Ahrendsfelde

*) Über die neue Bahn wird übrigens von den Bewohnern mehrerer an der Bahnstrecke, bezw. in ihrer Nähe liegenden Ortschaften lebhafte Klage geführt, da sich seit Eröffnung der Bahn der Postverkehr erheblich verschlechtert hat. Früher ging, um ein Beispiel anzuführen, eine Postsendung von dem Orte Beiersdorf unweit Werneuchen nach dem benachbarten Wilmersdorf (7 km) auf direkter Chaussee zur Post in Börnicke und konnte in wenigen Stunden bestellt sein. Jetzt muss der Brief erst eine vollständige Rundreise machen: er geht mit Landpost nach Werneuchen (9 km), dann mit der Bahn nach Friedrichsberg-Lichtenberg (24 km), dann über die Berliner Stadtbahn nach Bernau an der Stettiner Bahn (ca. 32 km) und von dort endlich nach Börnicke (3 km), wo ihn der Landbriefträger in Empfang nimmt. Die Sendung muss also gut neun Meilen zurücklegen, um den eine Meile entfernten Bestimmungsort zu erreichen! Da auch die Anschlüsse oft nicht passen, ist es zur Regel geworden, dass die Sendungen zwei Tage unterwegs sind, und die Beschwerden der Einwohner hören daher nicht auf. Sie verlangen wieder die alte Verbindung, da die neue sie nicht vorwärts, sondern gründlich rückwärts gebracht hat.

Digitized by Google

ging die Geschichte los und wiederholte sich dann so ziemlich auf jeder Station. Der Zug hielt, setzte seine fälligen Fahrgäste ab und schob sich dann in langsamem Tempo nach rückwärts. Plötzlich gab es einen Ruck, der Zug hielt und hinten am Ende desselben rollte ein einsamer Güterwagen in die Natur. Nun gings wieder vorwärts bis zum Stationsgebäude, wo neue Passagiere eingenommen wurden, und dann unter Prusten, Zischen und Klingeln weiter bis zur nächsten Haltestelle. Man fährt sein Geld wenigstens ab bei dieser beständigen Vor- und Rückwärtsbewegung, und das ist für manchen sicherlich ein grosser Trost.

Sobald der Zug bei Tiefensee das Gebiet des Blumenthal erreicht hat, entschädigt der Ausblick auf die schöne Landschaft die Reisenden für die bisherige Fahrt. Am Rande eines bewaldeten Abhangs geht es entlang. Tief hinunter blickt das Auge auf Kiefern und Buchen, zwischen denen Wachholderbüsche in manigfachen Formen auftauchen, und dann senkt sich das Gelände auch auf der andern Seite: auf hohem Bahndamm fährt man zwischen zwei blauen Seen hindurch. Tief unten liegen sie, der Lange See und der Mittelsee, in langer Mulde hingebettet, und rundum steigen die bewaldeten Höhen empor und umgeben die blauen Edelsteine mit dunkelgrüner Einfassung. Ein prächtiger Blick, der an die Waldseen des Hochgebirges erinnert. Es ist ein Teil des berühmten Gamengrundes, der sich so ziemlich an der ganzen westlichen Seite des Blumenthal entlang erstreckt und sich durch herrliche Landschaftsbilder auszeichnet.

Die Bahn fährt auf dem Hochplateau weiter, bald zwischen Hügelrücken versteckt, bald am Rande eines Abhangs, und die Scenerie wechselt mit jeder Windung der Strecke. Meist verhindert Kiefergehölz, teilweise mit Buchen und Birken gemischt, eine weitere Aussicht, dann gestattet wieder eine Schlucht oder eine Lichtung einen Durchblick oder ein kleiner See erscheint und verschwindet wieder, bis endlich die Station Sternebeck erreicht ist.

Vom Bahnhof zum Dorf ist es nicht weit. Ein kurzer Weg auf ansteigender Berglehne führt in den Ort hinein, in dessen Mitte sich die im Anfang des 18. Jahrhunderts erbaute Kirche erhebt. Wir hatten eigentlich die Absicht, das Innere des Gotteshauses und die alte Glocke mit ihrer sonderbaren Inschrift (vgl. Monatsblatt VI. S. 181 ff) zu besichtigen, da aber der Lehrer des Orts über Land gegangen war und den Kirchschlüssel wohlweislich mitgenommen hatte, so mussten wir unsere Forschungsgelüste zügeln und konnten nur durch ein halberblindetes Fenster einen Blick in die Kirche werfen. Viel war nicht zu entdecken, nur eine Inschrift an der Rückwand des Altars konnte entziffert werden. Sie lautet:

Sobalt Herr Philip Frantz Laging
und deßen Ehe Frau fr. Anna
Louisa Praetoria daß Lehngut
Sternbeck Erblich anfich gebracht
hatten, ließen ſie ſich die Erſte Sorge
ſeyn, unter andern dieſe ganze wüſte
und ruinirte Kirche zu bauen da
dann deren Frau Pflege Mama fr.

Anna Catharina Richtern verwittwete
Ditmars Gott zu Ehren und der
Kirchen zum Ziehrath, diese Cantzel
und Altar geschenket hat im Jahr 1710.

Das Äussere der Kirche ist schmucklos und ziemlich verwahrlost, und um die Geschmacklosigkeit möglichst weit zu treiben, ist der hauptsächlich aus roten Ziegeln errichtete Bau mit gelben Backsteinen ausgeflickt. Der Fachwerkturm und der wurmstichige Turmeingang passen sich diesem Äussern würdig an.

Das Dorf besteht nur ausser einer Strasse, in deren Mitte die alte Kirche steht, und durch diese Dorfstrasse führte einst der Handelsweg von Wriezen nach Berlin. Jetzt wird die sogenannte „Alte Berliner Strasse", welche den Blumenthal nach Forsthaus Blumenthal zu durchschneidet und in die Prötzeler Chaussee mündet, nicht mehr benutzt, der Verkehr geht über die von Wriezen auslaufenden Chausseen. Die Teilnehmer der Wanderfahrt verfolgten indess die alte Strasse, um nach dem Forsthaus Blumenthal zu gelangen, und machten, bei dem Wege Biesow-Prötzel angekommen, auf Veranlassung des Verfassers einen kleinen Abstecher nach Süden, um einen im Walde lagernden erratischen Block zu besichtigen.

Dieser Stein, seiner Gestalt wegen vom Volke „Teufelssitz" genannt, liegt, von Moos bedeckt und von Unterholz umgeben, ziemlich versteckt im Walde und war bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt. Der Schreiber dieser Zeilen wurde bei einem längeren Aufenthalt im Forsthaus Blumenthal im Jahre 1892 auf den Stein aufmerksam gemacht und führte deshalb die Teilnehmer der Exkursion dorthin. Der Stein ist vor Zeiten gespalten worden — der südlich liegende Teil enthält gleichfalls Zeichen von Sprengversuchen — und bietet in seiner zerklüfteten Gestalt das Aussehen eines Steinsessels dar. Er besteht aus weissem grobkörnigem Granit mit eingesprengten Feldspatstücken und hat dicht über dem Waldboden einen Durchmesser von beinahe 2 Meter; die Höhe der nördlich liegenden Hälfte beträgt 112 Centimeter, die der südlichen 114 Centimeter, doch dürfte der Stein noch einige Fuss tief in den Erdboden hineingehen. Der „Teufelssitz" ist in einem Umkreis von 25 Schritt von kleineren Steinen umgeben, welche nicht etwa Sprengstücke des grossen, sondern einzelne Findlinge sind, und dieser Umstand, sowie die beiden auf der Oberfläche des Steins ausgeriebenen Näpfchen, in der Grösse eines Fünfmarkstücks, deuten darauf hin, dass es sich hier vermutlich um eine alte Kultusstätte handelt, wie sich solche vielfach an erratischen Blöcken befunden haben. Der Stein ist, wie gesagt, wenig bekannt, und selbst in der nächsten Umgebung wissen nur einzelne Leute, wo er sich befindet. Diese Zeilen mögen deshalb dazu beitragen, dass die Kunde von dem Vorhandensein dieses merkwürdigen erratischen Blocks, der von dem Verfasser zufällig neu entdeckt wurde, erhalten bleibt.

Auf einem schmalen Waldwege erreichten wir die „Alte Berliner Strasse" wieder, welche zum Forsthaus Blumenthal führt. Hier wurde eine Rast gemacht, dann setzten wir die Wanderung nach Westen zum

Blumenthalsee und zum Faulen See fort. Beide Seen liegen sehr hübsch in waldiger Umrahmung und haben klares, binsenfreies Gewässer. In dem grösseren von beiden, dem Blumenthalsee, soll der Sage nach eine Stadt versunken sein und an hellen Tagen hört man eine liebliche Musik aus dem Wasser heraufTönen, die kommt aus der versunkenen Stadt. Zuweilen schwimmt auch ein grosser Koffer auf dem See, aus dem tönt ebenfalls Musik von Flöten und Geigen. Schon mancher Fischer hat ihn haschen wollen, aber die Netze oder Stricke, mit denen man den Koffer umfing, rissen entzwei, und verschiedene Leute haben ihren Vorwitz mit dem Tode gebüsst. Der Blumenthalsee fordert, wie so mancher andere See in der Mark, alljährlich sein Opfer. Am Neujahrmorgen, wenn eine Eisdecke den See überzieht, sind lange Leinen über das Eis ausgespannt und daran hängt die schönste Wäsche von dem feinsten, weissesten Linnen. Eine alte Frau, die von der Wäsche nehmen wollte, geriet in Gefahr zu ertrinken und konnte nur mit Mühe von den Fischern gerettet werden. Auch an dem Faulen See, der seinen Namen vermutlich wegen der träge schlummernden Oberfläche seines Wassers hat, geht es um. Das ist die wilde Jagd, die von der alten „Stadtstelle" her vorüberbraust und durch den Dachsgrund nach dem „Teufelssitz" zu verschwindet. Auch hier wieder Überbleibsel an einen alten heidnischen Kultus: der durch die Lüfte ziehende Donar (Wode) sucht sein ehemaliges Heiligthum am Näpfchenstein auf.

Ein Gestellweg führt in südlicher Richtung vom Faulen See zur „Stadtstelle", einem anderen sagenumwobenen Rätsel im Gebiete des Blumenthal. Bevor wir die Stelle erreichten, kamen wir an einer einfachen Holztafel vorüber, welche meldet, dass hier am 23. Januar 1823 der letzte Wolf von dem Bürgermeister Fnbel aus Straussberg auf einer Treibjagd erlegt wurde.*)

Etwas westlich von diesem Ort beginnt das Gebiet der „Stadtstelle", wo der Tradition nach die alte Stadt Blumenthal gestanden haben soll. Über diesen der Aufklärung noch sehr bedürftigen Punkt der märkischen Lokalgeschichte ist bereits so viel gestritten und geschrieben worden, dass eine eigene Litteratur über die „Stadtstelle" im Blumenthal vorhanden ist**), aber Klarheit ist bisher noch nicht geschaffen worden. Fast jeder der Autoren, die sich über die „Stadtstelle" geäussert haben, nimmt an, dass im

*) Die Tafel nebst Inschrift ist im 7. Jahrgang des Monatsblatts auf Seite 200 abgebildet.

**) Nachstehend stelle ich die bekanntere Litteratur über die „Stadtstelle" zusammen: E. Friedel, Archäologische Streifzüge durch die Mark Brandenburg. I. Der Blumenthal und seine Altertümer, in Zeitschrift für Ethnologie Bd. III (1871), S. 175—197 (wo eine umfangreiche Litteratur verzeichnet ist). Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg II (1893), S. 407—14; Trinius, Märkische Streifzüge II, 42 ff.; Rich. Nordhausen, Im Sande der Mark XI. (Feuilleton der Berliner Zeitung) — Märkische Forschungen I, 121 ff. — Als Quellen für diese Litteratur sind das Karol. Landbuch, Bekmann, Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg Teil I. S. 446 f. und Fischbach, Städtebeschreibung (1786) I, 473 f., der Bekmanns Nachrichten abdruckt, zu betrachten.

Blumenthal eine Stadt gelegen habe, und doch ist nirgends in den alten Nachrichten von einer solchen die Rede. Die älteste Quelle, das Landbuch Karls IV. von 1375, führt unter den Ortschaften des Barnim nur das Dorf „Blumendal" auf, dessen Feldmark 50 Hufen umfasste, die von zwei Besitzern Ulrich Crossen und Berckholtz bebaut wurden.*) Von einer Stadt ist indes nicht die Rede. Aber bereits der älteste Berichterstatter, der Bürgermeister Grüvel aus Kremmen, der die „Stadtstelle" im März 1689 besuchte, hielt die steinernen Überreste, die er sah, für die Trümmer einer Stadt. Nach ihm haben dann Bekmann 1750 und Bernouilli 1777 den Ort besucht und gleichfalls die Meinnng geäussert, dass die Überreste einer Stadt angehören. Bekmann nahm sogar einen Grundriss dieser Stadt auf und bestimmte die Stellen der 4 Thore in der Stadtmauer, der Haupt- und Nebenstrassen, der Kirche, des Klosters, des Schlosses und des Rathauses. Vorsichtiger drückt sich der Geistliche des benachbarten Dorfes Prötzel aus, der im Jahre 1843 einen genauen Bericht über die Beschaffenheit der „Stadtstelle" zusammenstellte, indem er sagt, dass die ganze Anlage darauf hindeutet, dass hier in alten Zeiten ein menschlicher Wohnort und vorher wohl eine germanische Kultstätte gewesen ist. Fontane, der diesen Bericht (Wanderungen II, 411 f.) veröffentlicht hat, verhält sich im allgemeinen skeptisch, neigt aber schliesslich doch der Ansicht zu, dass auf der „Stadtstelle" eine Stadt sich erhoben hat. Trinius und Nordhausen lassen ihrer blühenden Phantasie die Zügel schiessen und bauen vor den Augen ihrer Leser eine mit Mauer und Zinnen bewahrte Stadt auf, in der ein lebhaftes Treiben, ein emsiger Geschäftsverkehr herrscht, und dies ohne jeglichen historischen Hintergrund.

Dass die „Stadtstelle" im Mittelalter bewohnt gewesen ist, kann nicht geleugnet werden, daranf deuten die Mauerüberreste, der grosse „Marktstein", die Fnnde von Werkzeugen und Waffen, von mittelalterlichen Scherben und ähnlichen Dingen hin, ob aber diese Wohnstätte eine Stadt gewesen ist, dürfte sehr zweifelhaft sein. Vermutlich ist es nur ein Dorf gewesen, das hier in der Stille des romantischen Waldes angelegt wurde, und zwar an der Stelle einer alten Kultstätte, auf welche der grosse „Marktstein" hindeutet, nnd das frühzeitig, vielleicht zur Zeit der Pest 1346, wüst geworden ist.**) Das frühe Verschwinden der Ortschaft geht auch aus der Bezeichnung „der Blumenthal" für das Waldgebiet hervor, welche ähnlich wie „der Woltersdorf" bei Bernau von der Ortschaft auf die umliegende Landschaft übertragen wurde.

Heutzutage ist von den Spuren der Feldsteinmauern, der Kirche, des Rathauses, des Marktbrunnens oder ähnlicher Dinge, die frühere Besucher

*) Landbuch (Ausg. v. 1781) S. 88: Blumendal sunt L mansi quorum plebanus IV. Ulrik Crossen habet XXV quos colit Berckholtz habet residuos mansos. Tenentur ambo ad servitium vasallionatus.

**) Unter der Landbevölkerung hat sich die Tradition erhalten, dass zu jener Zeit des „grossen Sterbens" verschiedene Einwohner Blumendals nach Straussberg ausgewandert sind, deren Nachkommen noch heute dort leben sollen.

gesehen haben, nichts mehr erhalten. Vor 30 Jahren, als Geheimrat Friedel die „Stadtstelle“ zum ersten Male besuchte, waren noch einzelne Fundamente aus Feldsteinen zu sehen und selbst im Jahre 1892, als der Verfasser dort weilte, liess sich die steinerne Umwallung an der südlichen und östlichen Seite verfolgen, jetzt ist bis auf den grossen „Marktstein“ und einige seitwärts zusammengetragene Steinhaufen alles verschwunden. Eine sandige Hochfläche, die jetzt beackert wird und deren Betreten deshalb erst nach der Ernte angängig ist, breitet sich von der Prötzeler Chaussee etwa 1200 m nach Süden hin aus, an der östlichen und südlichen Kante der hochgelegenen Ackerfläche sind die erwähnten Steinhaufen aufgeschichtet und in der Mitte, mehr nach Osten zu, liegt der „Marktstein“, ein mächtiger erratischer Block, dessen Länge 2½ m und dessen Breite 2¼ m beträgt und der 1 m über den Erdboden emporragt, aber mindestens 3—4 m in der Erde steckt. Hier und da finden sich auf der Feldmark geschwärzte Stellen, Überreste von Herdstätten, auch Eisenschlacken und vereinzelte mittelalterliche Scherben mit Riefen und dreieckigen Einkerbungen. Der sogenannte „Marktbrunnen“ entpuppt sich als ein Wasserloch unter einer Kiefer und die „Fundamentsteine des Rathauses“ sind einfache Granitfindlinge ohne jegliche Bearbeitung. Die Überreste des alten Dorfes Blumendal sind verschwunden und auch dem „Marktstein“ scheint nur noch ein kurzes Dasein beschieden zu sein. Denn wie uns damals berichtet wurde, soll ein Steinhändler der Besitzerin des Geländes, der Baronin von Eckardtstein auf Prötzel, 1300 Mk. für den Stein geboten haben, um ihn zu zerkleinern. Der Kauf scheint allerdings nicht zustande gekommen zu sein, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass ein anderer Unternehmer gelegentlich mehr bietet und dass mit dem „Marktstein“ der letzte Rest des alten Blumendal vom Erdboden verschwindet. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, dass die Provinz oder die Denkmalschutzkommission dieses Naturdenkmal käuflich erwirbt oder sein Bestehen sichert, damit der alte Zeuge märkischer Vergangenheit noch recht lange erhalten bleibt.

Nach Besichtigung der „Stadtstelle“, wo verschiedene Gefässscherben, Rand- und Henkelstücke aus mittelalterlicher Zeit gesammelt wurden, begaben sich die Teilnehmer in südlicher Richtung auf schönen Waldwegen nach dem Ihlandsee bei Wilkendorf und schritten auf dem westlichen Ufer auf Straussberg zu. Das landschaftlich schönere Ostufer des Sees mit hübscher Aussicht über den ganzen Ihland ist jetzt leider von dem Pächter des Pfuelschen Gutes Wilkendorf, dem Bankier Cohn, der allgemeinen Benutzung entzogen worden, ein Zaun geht bis an das Seeufer hinunter.

Die andere Wanderfahrt der Pflegschaft nach dem Blumenthal fand ein Jahr später am 23. September 1900 statt und war hauptsächlich aus dem Grunde unternommen, um festzustellen, inwieweit die Berichte der Zeitungen über die Verwüstungen und die Abholzung im Gamengrund und über die Sperrung im Blumenthal auf Wahrheit beruhten. Im 9. Jahrgang des Monatsblatts auf Seite 384—388 habe ich über diesen Punkt und über

die Sperrung des Waldgebietes*) bereits berichtet und kann deshalb auf diesen Bericht verweisen. Es erübrigt nur noch einige Einzelheiten mitzuteilen. Die Exkursion ging von der Station Tiefensee der obengenannten Wriezener Bahn aus nach Süden am westlichen Ufer des prächtigen Gamensees entlang und nach Überschreitung des Gamengrundes auf der hochgelegenen Werneuchener Chaussee nach Osten weiter. Wir benutzten den sogenannten „Grenzweg", der sich am nördlichen Rande des Blumenthal hinzieht und hatten hier Gelegenheit die herbstliche Pracht des schluchtenreichen Waldes zu bewundern. An einer einsamen Stelle des Grenzweges, abseits im Kiefergehölz, erhebt sich ein einfaches Denkmal, eine abgebrochene Marmorsäule auf viereckigem Unterbau, welches zur Erinnerung an einen ermordeten Forstmann errichtet ist. Die Inschrift auf der schlanken Säule lautet:

An dieser Stelle wurde
am 5 ten September
1864
der Jäger
CARL LISSACK
von Wilddieben
erschossen.

Etwa 25 Schritt nördlich von dem Denkmal ist die Stelle des Mordes an einer Kiefer durch ein eingehauenes Kreuz bezeichnet, ausserdem ist der Stamm des Baumes unten durch einen Kranz von Feldsteinen gekennzeichnet. Es ist dies ein sogenannter „Toter Mann", wie sie sich vielfach in der Mark finden.**)

Der Grenzweg führte uns zum Russengrund, der seinen Namen einer Niederlage der Russen im siebenjährigen Kriege verdanken soll, und zu der grossen und kleinen Piehe, zwei waldumrandeten, tiefgebetteten Seen, welche zu den Sehenswürdigkeiten des Blumenthal gehören. Beide Seen liegen nordwestlich vom Forsthaus Blumenthal, an dem vorüber wir auf die Alte Berliner Strasse gelangten. Ein kurzer Abstecher zu dem oben erwähnten „Teufelsitz", von dem unser Mitglied Herr Rönnebeck eine photographische Aufnahme (vgl. IX, 481) machte, dann ging es auf der

*) Die Sperrung des Blumenthal wird von dem Beamten der Baronin, dem Forstassessor Wahl, immer noch aufrecht erhalten und die „Lustbarkeitssteuer" ruhig weiter erhoben. Die Gerüchte von einer Aufhebung der Sperre die im Frühjahr 1901 durch die Zeitungen gingen, haben sich als falsch erwiesen. — Kürzlich hat die Sperrung des Blumenthal auch die Gerichte beschäftigt. Der Sohn eines Strausberger Geschäftsinhabers hatte im Blumenthal einen verbotenen Weg benutzt, weigerte sich aber, die auferlegte Strafe zu zahlen. Es kam zur Klage, und das Schöffengericht in Strausberg sprach den Beklagten frei, weil der in Rede stehende Weg nicht als „verboten" gekennzeichnet war.

**) Über die Volkssitte, das Gedächtnis an Ermordete oder Verunglückte durch diese einfachen Denkmale wach zu erhalten, ist im Monatsblatte vielfach berichtet worden, so VI, 178 f., 309, 373, VII, 99, 317 f., VIII, 152, 370, IX, 413 u. a.

alten Heerstrasse auf Dorf Sternebeck zu. Auch diesmal war uns der Besuch der Kirche versagt, der Schlüssel war wieder mit dem Lehrer über Land gewandert (s. ob.), und wir mussten deshalb, ohne eine Besichtigung der alten Glocke vorgenommen zu haben, die Rückfahrt antreten.

Kleine Mitteilungen.

Erinnerung an die Husitenkämpfe. Im Refektorium des alten Pfarrhauses der St. Lorenzkirche zu Nürnberg befindet sich ein um 1844 aufgefundenes, von Heideloff restauriertes Schlachtenbild, zur Erinnerung der Kämpfe Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg im Bunde mit den Fürstbischöfen von Bamberg und Würzburg wider die Husiten im 15. Jahrhundert. Das Bild ist in Heideloffs Ornamentik des Mittelalters Heft XIII, Pl. II reproduziert. Nach mir ausgesprochener Meinung des verstorbenen A. Essenwein, Direktors des Germanischen Nationalmuseums, scheint die Darstellung nur allgemein gehalten und nicht auf einen bestimmten Kampf bezogen zu sein. Für die Mark Brandenburg lässt sich die Darstellung daher nicht unmittelbar verwerten. E. Friedel.

Der Flächeninhalt der Stadt Berlin ist durch die seit 1899 in der Hauptsache beendete Neuvermessung des Weichbildes auf 6349,17 ha ermittelt worden. Die für die Berliner Statistik sehr wichtige Frage, wie gross die einzelnen Stadtbezirke sind, kann zur Zeit immer noch nicht beantwortet werden. Seit der im Jahre 1884 erfolgten Neueinteilung des ganzen Weichbildes in 326 Stadtbezirke ist der Flächeninhalt der einzelnen Bezirke nicht bekannt. Die Feststellung wurde gleich nach jener Neueinteilung vom Berliner Statistischen Amt gewünscht und vom Magistrat angeordnet. Dann wurde sie jedoch bis nach Beendigung der ganzen Vermessung hinausgeschoben und spätestens für die Volkszählung von 1900 versprochen. Bereits bekannt ist dagegen jetzt der Flächeninhalt der einzelnen Standesamts-Bezirke. Der grösste ist Bezirk XIII (Wedding) mit 884,93 ha, der nächstgrösste Bezirk VIII (Königstadt) mit 771,74 ha, worauf in weitem Abstande Bezirk XIIa (östlicher Teil von Moabit) mit 553,94 ha folgt. Die kleinsten Bezirke sind IX (Spandauer Viertel) mit 131,17 ha, Va (westlicher Teil von Luisenstadt jenseits des Kanals) mit 149,97 ha, Xa (südlicher Teil der Rosenthaler Vorstadt) mit 164,63 ha, Vb (östlicher Teil der Luisenstadt jenseits des Kanals) mit 165,60 ha, VIIa (westlicher Teil des Stralauer Viertels) mit 177,29 ha. Die grössten Bezirke sind zunächst noch am dünnsten, die kleinsten am dichtesten bevölkert. Bei der Volkszählung von 1895 kamen auf ein Quadratkilometer in den Bezirken

VIII, XIII, XIIa 12 419, 12 940, 14 254 Einwohner, dagegen in Xa, Va, VIIa, IX 68 448, 66 645, 60 614, 56,553 Einwohner. In ganz Berlin kamen auf ein Quadratkilometer 26 416 Einwohner.

Über das „historische Hufeisen" am Palais der Kaiserin Friedrich wird uns, unter Bezugnahme auf unsere Notiz „Die Bedeutung des Hufeisens" geschrieben: „Wie das erwähnte Hufeisen an seinen Platz kam, erzählt ein Herr von P. im Soldatenhort wie folgt: „Es war in den siebziger Jahren, als ich mit meinem hochseligen Herrn, dem Prinzen Karl von Preussen, nach dem Königlichen Schloss zu einem Hoffest fuhr. In der Nähe des jetzigen Palais der Kaiserin Friedrich sagte der hohe Herr zu mir: „Wenn Sie doch einmal feststellen könnten, ob das Hufeisen, das meinem Vater auf den Mittagstisch flog und das er einmauern liess, noch vorhanden ist." Meine Neugier wurde durch die Anregung rege gemacht, und ich bat den hohen Herrn, mir Näheres zu erzählen. Diese Erzählung lautete: „Als ich noch im Schlosse wohnte, weil mein Palais noch nicht fertig war, fuhr ich mit meiner jungen Frau zum Mittagessen zu meinem Vater, dem König. Mein Vater hielt auf äusserste Pünktlichkeit. Meine Frau hatte sich etwas verspätet, und nun jagte der Wagen über die damals sogenannte Hundebrücke, die heutige Schlossbrücke, die Rampe nach dem Palais hinauf. Bei dieser Gelegenheit riss ein Eisen los und flog durch das Fenster der ersten Etage auf den Tisch, an dem mein Vater bereits Platz genommen. Der König war sehr erschreckt, und ich war in der glücklichen Lage, ihm sofort Aufklärung geben zu können. Für mich gestaltete sich diese Aufklärung insofern günstiger, als von dem Zuspätkommen nicht mehr die Rede war. Der König liess das Eisen ausserhalb des Fensters anmauern. Die grosse Kraft derartiger Hufeisen ist übrigens nichts Neues — fuhr der Prinz fort — denn ich habe auf dem Schlossplatz, nahe der Kurfürstenbrücke, jahrelang ein Hufeisen gesehen, das durch die Dachluke über der vierten Etage durchgeschlagen war und von einem Kosaken herrührte, der beim Einzug der Russen über die Brücke sprengte." Das Hufeisen am Palais der Kaiserin Friedrich wurde von Herrn v. P. entdeckt, es befand sich an der linken Wange des vierten Fensters, von der Schlossbrücke an gerechnet. Nachdem der Platz davon entfernt war, erhielt es einen neuen schwarzen Anstrich, so dass es wieder weithin sichtbar wurde. Das Hufeisen am Schlossplatz fand Herr v. P. nicht, es war aber dennoch vorhanden, und zwar an dem Hause No. 10, wo es über dem mittleren Dachfenster angebracht war. Ursprünglich war es vergoldet gewesen, Wind und Regen hatten die Vergoldung aber sehr bald abgewaschen.

Berl. Lok.-Anz. 31. III. 1900.

Das Haus Schlossplatz No. 10 ist abgebrochen und die Baustelle in den Neubau des Königlichen Marstallgebäudes miteinbezogen worden. Das Hufeisen ist im Märkischen Museum Abteilung B. Kat. VI unter No. 11 552 inventarisiert. E. Friedel.

Digitized by Google

Böten und Volksheilkunst in Lietzow bei Nauen, Kreis West-Havelland.

a) In Lietzow lebte bis vor etwa 25 Jahren ein alter Kuhhirt und Schlächter Giese, der allerlei besprechen konnte: Tierkrankheiten, Fieber, Blutungen und Warzen. Mir selber hat er einmal eine Warze besprochen. Er begegnete mir auf dem Kirchhofe und ich sagte zu ihm: „Giese, ick hebbe 'ne Wratte, brängen Sie se mi weg!“ Giese fuhr mit dem Finger leise darüber und sagte dann: „Goah heim und wasche di!“ Der Befehl wurde unverzüglich ausgeführt, und die Warze war nach einigen Tagen thatsächlich verschwunden.

b) Blutungen. Hatten wir Jungen uns einmal die Nase blutig gefallen (bzw. geschlagen) so suchten wir die Blutung folgendermassen zu stillen. Auf den Boden wurden kreuzweise 2 Strohhalme gelegt. Das Blut liessen wir dann auf den Kreuzpunkt tropfen, und die Blutung hörte alsbald auf.

Bei Schnittwunden wandten wir Spinngewebe an, um die Wunde zu verstopfen.

Hundebisse wurden geheilt, indem man Haare des Hundes, der gebissen hatte, auf die Wunde legte.

c) Besprechungsformel.

1. „Herspann schak (?) dich; der Athem der jägt dich! Im Namen Gottes des Vaters, im Namen Gottes des Sohnes, im Namen Gottes des heiligen Geistes.“ dreimal.

2. Brand, sei wie Sand, fahr auswärts und heil inwärts. I. Namen Gottes des V., im Namen Gottes des Sohnes, im N. Gottes des heil. Geistes.

Lietzow, Westhavelland, um 1860. Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin, Bernburgerstrasse 14.

II. (3. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 28. September 1901, abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu No. 1 bis 36 her.

A. Sachliches und Persönliches.

1. Der Vorsitzende begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder der Gesellschaft zum Winterhalbjahr und bittet um recht zahlreiche Beteiligung und um Mitarbeit bei den Sitzungen. Er macht darauf aufmerksam, dass das erste Jubiläum, das zehnjährige Stiftungsfest, im März 1902 werde gefeiert werden, nach vorläufigen Anregungen und Besprechungen in doppelter Weise in einer wissenschaftlichen Sitzung und an einem der Geselligkeit gewidmeten Abend. Auch sei, wie schon früher mitgeteilt, die Errichtung einer Stiftung durch freiwillige Beiträge der Mitglieder geplant. Die Zinsen dieser Jubiläumsstiftung sollen eine freiere Aufwendung von Mitteln für die Gesellschaftszwecke ermöglichen, während bis jetzt die Brandenburgia ihre Ausgaben lediglich bestreite aus den Zuschüssen der Provinz Brandenburg und der Stadt Berlin mit je 500 Mark sowie aus den Mitgliederbeiträgen.

2. Die Totenliste.

Zunächst liegt uns ob, des schmerzlichen Verlustes zu gedenken, den unser Volk und Land durch den Heimgang Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich am 5. August d. J. erlitten. Die Hohe Frau hat unseren Bestrebungen stets anteilnehmend und fördernd gegenüber gestanden. Es sei diesbezüglich an die Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands erinnert, welche unter dem Protektorat des Erhabenen Gemahls, damals S. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches in Verbindung mit der XI. Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen

Gesellschaft zu Berlin vom 5. bis 21. August im Geschäftsgebäude des alten Hauses der Abgeordneten stattgefunden hat. Die Kaiserin Friedrich begleitete damals ihren Gemahl und zeigte das grösste Interesse. Dasselbe bekundete sie bei den Ausgrabungen, welche in derselben Zeit zu Ehren der genannten Gesellschaft mit kaiserlicher Erlaubnis in der Römerschanze bei Nedlitz unweit Potsdam, jenem uralten Ring- und Burgwall, stattfanden, der sich als eine wendische Feste teilweise auf germanischen Grundlagen charakterisirt. Ich konnte damals der Kaiserin einen Teil der Ausgrabungen und Fundstücke selbst erläutern.

Später habe ich wiederholt die Ehre gehabt, die Hohe Frau in den Räumen des Märkischen Provinzial-Museums zu führen. Sie bekundete sachverständige Kenntnis und Vorliebe für die älteren kunstgewerblichen Gegenstände, für die älteren Erzeugnisse des Hausgewerbes, für Volkstrachten und andere Dinge unserer Provinz, welche mit der Heimatkunde, also mit unseren wissenschaftlichen Bestrebungen im engsten Zusammenhange stehen.

Im Sommer ist uns unser langjähriges Mitglied Waldemar Hartwig, ordentlicher Lehrer an der Sophien-Schule, durch den Tod entrissen worden. Hartwig hat sich als Naturwissenschaftler, namentlich als Tierkundiger hervorgethan. Er ist der beste Kenner der Krustentiere der Provinz Brandenburg gewesen und hat grossartige Sammlungen in seiner Wohnung, Lottumstrasse 14, diesbezüglich angelegt, welche er dem Märkischen Museum einzuverleiben versprochen hatte. Seit Jahren kränkelnd, ist er unvermählt und einsam verstorben. Wir haben von seinem Tode nur verspätet und durch Zufall Kenntnis erhalten. Die Monatshefte der Brandenburgia legen von Hartwigs Wissen und von seiner uns zugeneigten Gesinnung Zeugnis ab.*)

Auf das Allerschmerzlichste hat uns der am 15. September d. J. erfolgte Tod unseres Ehrenmitgliedes K. Schulrat Professor Dr. phil. Carl Philipp Euler berührt, für mich um so ergreifender als ich in ihm einen meiner Lehrer und ältesten Freunde betrauere. Carl Euler gehört zu den Begründern der Brandenburgia; seit Anfang an im Vorstande thätig und unseren Bestrebungen, wo er irgend vermochte, helfend und fördernd zugethan. Die Mitglieder werden sich erinnern, wie er in meiner Vertretung noch am 20. Juni vorigen Jahres die Wanderfahrt nach Tegel leitete, obwohl er damals schon recht hinfällig war. (Brandenb. IX. 138.) Mit Vorträgen, die zumeist gleichzeitig Erinnerungen seines reich bewegten Lebens enthielten, hat er uns

*) Brandenburgia. VIII. 221. „Die im Winter 1898/99 auf unseren Südfrüchten beobachteten Schildläuse (Coccidae)." „Die lebenden Krebstiere der Mark Brandenburg" Brandenburgia II. 136; III. 165; V. 370 und VII. 217. — Ferner II. 187; 220; 222. — I. 131, 132.

wiederholt erfreut. Carl Euler ist am 8. Februar 1828 zu Kirchenbollenbach in der Rheinprovinz als Sohn eines Superintendenten geboren. Er war, nachdem er in Bonn und Berlin studiert und hier mit einer Dissertation über die homerischen Studien bei den Alten promoviert, von 1854 bis 1860 Lehrer in Schulpforta. Er widmete sich nachmals ausschliesslich dem Turnfach, war zuerst an der Zentralturnanstalt thätig und leitete seit 1877 die damals von derselben abgezweigte Turnlehrerbildungsanstalt. Am Wilhelms-Gymnasium war er Turnlehrer. Wissenschaftlich widmete er sich mit Hingebung der Geschichte unseres Turnwesens, wie dieses sich um Jahn gruppiert. Er galt als der beste Jahn-Kenner; auch Friesen war sein Lieblingsheld, wie aus Eulers Lebensbeschreibung dieses leider in Frankreich in den Kriegswirren umgebrachten jugendfrischen, reckenhaften Helden, hervorgeht. Die Trauerfeier fand Mittwoch, den 18. September, nachmittags 2 Uhr in der neuen St. Johannes-Evangelistkirche, Auguststrasse 90, wo er Patronats-Ältester war, statt. Seinem gemütlichen behaglichem Wesen entsprach es, dass er seit Jahrzehnten in dem Hause Oranienburgerstrasse 60—63 wohnen konnte, ein seltenes Beispiel von Sesshaftigkeit in dem unruhigen Berliner Leben. Seine sterbliche Hülle ruht auf dem Kirchhof in der Barfusstrasse. Die Brandenburgia war in der imponierenden Trauerversammlung durch eine Deputation vertreten.

Unser Mitglied Gutsbesitzer Schall, früher auf Neu-Roofen bei Menz, Kreis Ruppin, der leider am 27. Juni d. J. in Menz unweit Gransee verstorben, gehörte zu den Mitgliedern, welche, obwohl wegen weiter Entfernung an den Sitzungen teilzunehmen behindert, dennoch der Gesellschaft treu bleiben, indem sie die litterarischen Veröffentlichungen derselben als hinreichende Verbindung mit uns ansehen. Herr Schall hat in den mittelalterlichen Ruinen von Menz*) mit Erfolg Ausgrabungen veranstaltet und eine umfangreiche Sammlung von dort und anderen Teilen der Grafschaft Ruppin hinterlassen.

Am 15. August d. J., abends 11 Uhr, entschlief sanft in Bad Nauheim der Geheime Regierungsrat Professor Dr. phil. et jur. Karl Weinhold, erster Vorsitzender des hiesigen Vereins für Volkskunde. W. am 26. Oktober 1823 geboren — der Vater war Geistlicher — wurde er 1842 im April als stud. theol. in Breslau immatrikuliert. Er promovierte 1846 zu Halle und habilitierte sich daselbst 1847. In Breslau war er 1849 ausserordentlicher, 1850 in Krakau ordentlicher Professor. 1851 finden wir ihn als Prof. ord. in Graz. Berufungen nach Wien und Prag schlug er aus. Im Herbst 1861 kam er nach Kiel, Ostern 1876 nach Breslau. 1888 erhielt er den

*) Vgl. R. Buchholz: „Der Wallberg bei Menz, Kreis Ruppin", Brandenburgia VIII. S. 219—221.

Charakter als Geheimer Regierungsrat und folgte 1889 dem Ruf als Ordinarius an die hiesige Friedrich Wilhelms-Universität. Er wurde in demselben Jahre Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und 1890 Begründer des uns nahe befreundeten hochangesehenen Vereins für Volkskunde.

In weiteren Kreisen ist Weinhold durch die im besten Sinne volkstümlichen Bücher „Altnordisches Leben“ und „Dentsche Frauen im Mittelalter“, in engeren wissenschaftlichen Kreisen durch seine Arbeit „Über deutsche Dialektforschung“ und durch eine Menge von feinsinnigen Veröffentlichungen in verschiedenen gelehrten Organen bekannt.

Der Volkskunde-Verein hat viel an ihm, unendlich viel verloren; diesen Verlust bedauert besonders auch die Brandenburgia, innerhalb deren wissenschaftlichem Rahmen die, wenn auch auf die Grenzen unserer Provinz beschränkte Volkskunde einen der wichtigsten Faktoren ausmacht.

Der Vorstand hat der Witwe ein Beileidsschreiben zugehen lassen. Weinhold hat einen sehr reichen litterarischen Nachlass. Er besass eine umfangreiche Autographensammlung von besonderem Werte, keine kleinen Schnitzel und Spähne, sondern reiche Briefschätze aus der älteren deutschen Litteratur bis zur Goethezeit. Besonders aus der Zeit von Sturm und Drang hat er es verstanden, die interessantesten und inhaltreichsten Dokumente zusammenzubringen, Briefe und Manuskripte von Dichtern, von denen sich sonst nur wenige Reliquien erhalten haben. Diesen ganzen Bestand an Urkunden zur deutschen Litteraturgeschichte hat der Gelehrte der hiesigen Litteraturarchiv-Gesellschaft vermacht, in deren Vorstand er seit ihrer Begründung, im Jahre 1892, erfolgreich wirksam gewesen ist. Die Gesellschaft, seinerzeit von Wilhelm Dilthey, Ernst v. Wildenbruch, Theodor Mommsen, Erich Schmidt ins Leben gerufen, hat bereits zwei starke Bände „Mitteilungen“ veröffentlicht, die von Dr. Heinrich Meisner, Oberbibliothekar an der königlichen Bibliothek, mit grosser Sorgfalt herausgegeben worden sind. Hier, in der königlichen Bibliothek, ist auch der Aufbewahrungsort des Litteraturarchivs, das nun wiederum eine so ausserordentlich schätzbare Bereicherung erfahren hat.

Am 19. Juli d. J. verstarb im 37. Lebensjahr zu Woltersdorfer Schleuse bei Erkner nach langem schweren Leiden der unserer Brandenburgia engbefreundete Dr. Franz Schwartz, Vorsteher des Provinzialmuseums und der Landesbibliothek, sowie Konservator der Denkmäler der Provinz Posen. Als Sohn unseres verewigten Ehrenmitgliedes Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz hatte er dessen Neigungen für Volks- und Altertumskunde überkommen und strebte Ähnliches wie bei uns das Märkische Provinzial-Museum und die Brandenburgia für die Provinz

Posen an. Diese verliert durch den Tod des im kräftigsten Mannesalter stehenden Gelehrten, der gleichzeitig auch ein treuer Verfechter des Deutschtums in den Ostmarken war, sehr viel. Vgl. „Franz Schwartz. Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken." Von A. Warschauer. Posen, 1901. Sonderabdruck aus den Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen. II. S. 113—123.

Der Rittergutsbesitzer Alexander Treichel auf Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau in Westpreussen, einer der eifrigsten Sammler auf dem Gebiet der Altertumskunde und Volkskunde, auch tüchtiger Pflanzenkenner, ist auf seiner Besitzung am 4. August d. J. nach langem, schwerem Leiden, im fast vollendeten 64. Lebensjahr verstorben. Die Brandenburgia verdankt dem unermüdlichen Forscher die wiederholte Zusendung von interessantem, litterarischem Material.

Herr N. E. Hammerstedt, Assistent am Nordischen Museum zu Stockholm, hat uns auf diesseitige Bitte die nachfolgende Schilderung des Dr. Artur Hazelius und seines grossartigen Nationalwerks, des Nordischen Museums mitgeteilt, die wir mit verbindlichstem Dank abdrucken.

Dem Vorstande des Nordischen Museums haben wir anlässlich des am 27. Mai d. J. erfolgten Todes des Begründers und Stifters unsere wärmste Anteilnahme ausgesprochen.

Möge die gemeinnützige, wissenschaftliche Thätigkeit des grossen Hazelius auch für uns Süd-Germanen, für unser deutsches Volk in allen seinen Stämmen und Abzweigungen, soweit die deutsche Zunge reicht, vorbildlich sein.

Artur Hazelius.

Dr. Artur Hazelius, der auch ausser den Grenzen Schwedens bekannte Begründer des Nordischen Museums und des Freiluft-Museums Skansen in Stockholm, der begeisterte und begeisternde Bahnbrecher und Vorkämpfer auf dem Gebiete der volkskundlichen Museumswirksamkeit, ist am 27. Mai dieses Jahres durch den Tod von seinem grossartigen Lebenswerk abberufen worden.

Hazelius wurde am 30. November 1833 in Stockholm geboren. Im Jahre 1854 machte er das Studentenexamen, und im Jahre 1860 wurde er zum Doktor Philosophiae kreiert. Nachdem er etliche Jahre als Lehrer gewirkt, wendete er sich sprachwissenschaftlichen Aufgaben zu, und war besonders für eine Reform der schwedischen Orthographie erfolgreich wirksam. Aber eine andere noch viel bedeutendere Bahn erwartete ihn.

Als er im Sommer des Jahres 1872 in Dalarna (Dalekarlien) eine Reise machte, wurde ihm seine wichtigste Lebensaufgabe auf einmal klar. Nach der Ausbreitung des Eisenbahnnetzes in Schweden hatte

die neueste Zeit begonnen alle Züge der Vergangenheit bei dem Volke rücksichtslos auszuwischen, ja selbst bis in die abgelegenen Gegenden Dalarnas waren ihre Wirkungen vorgedrungen. Dr. Hazelius beschloss, wie ein anderer Gustaf Wasa, das alte Schweden zu retten. Am 27. Juli 1872 wurde der erste Gegenstand in den Sammlungen des jetzigen Nordischen Museums von Dr. Hazelius angekauft, und am 24. Oktober 1873 konnte er die erste Abteilung des Museums öffnen. Die Sammlung zählte damals gegen 3500 Nummern.

Anfänglich war es die Absicht des Gründers nur Gegenstände von volkskundlicher Bedeutung zu sammeln, und der Forscher wird den Schwerpunkt des Museums noch immer hier erblicken. Aber die Volkskunde hat, wie von Hugo Meyer ausgesprochen ist, nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine sociale Aufgabe. Der Wahlspruch des Museums ist: Lerne dich selbst erkennen! und sein Ziel ist ein wirkliches Nationalmuseum zu sein, wo die nordischen Völker, vorzugsweise das schwedische und das norwegische Volk, diese zwei nördlichsten Aussenposten der Germanen, sich selbst als Völker kennen lernen sollen. Das Museum trug darum auch bis zum Jahre 1880 den Namen der Skandinavischen ethnographischen Sammlung. (Der Ausdruck sowie der Begriff Volkskunde war damals noch beinahe unbekannt, und von Volksmuseen wusste man noch nichts.) Im genannten Jahre verwandelte Dr. Hazelius durch eine öffentliche Schenkungsurkunde die Sammlungen zu einem Besitztum des ganzen schwedischen Volkes und zugleich änderte er den Namen zu Nordiska museet (Das Nordische Museum), eine Benennung, worunter dieses Institut mehreren gleichartigen Anstalten sowohl in Skandinavien als ausserhalb desselben zum Vorbilde gedient und sich einen Weltruf erworben hat. Die Sammlungen, worunter auch kunstindustrielle und besonders Zunftgegenstände eine beträchtliche Rolle spielen, enthielten damals 26 000 Nummern. Gegenwärtig belaufen sie sich auf etwa 100 000 Nummern, und von diesen enthalten mehrere — die Porträtsammlung, die Münzen- und Markensammlung, die Kupferstichsammlung u. s. w. — hunderte oder tausende von Gegenständen allein für sich. Wegen Raummangel hat bislang leider ein sehr beträchtlicher Teil der Sammlungen noch nicht ausgestellt werden können.

Im Jahre 1889 begann indessen auf einem von dem hohen Gönner des Museums König Oskar II. geschenkten Bauplatze die Errichtung eines grossartigen Museumsgebäudes, das jedoch noch nicht vollendet ist.

Mit dem bewunderungswürdigen Werke, das er schon ausgeführt und noch ferner zu entwickeln begriffen war, doch noch nicht zufrieden, fasste Dr. Hazelius den Entschluss einen seit Jahren gehegten grossartigen Plan endlich zur Ausführung zu bringen und legte daher im

Jahre 1891 anf einem in der Nähe des genannten Mnseumsgebäudes gelegenen Grnndstücke als Annex desselben ein Freilnftsmusenm an, das nnter Beibehaltnng des alten Namens des Platzes, Skansen benannt worden ist. Hiermit hatte er eine auf dem Gebiete der Museumswirksamkeit wirklich bahnbrechende Anlage gemacht. Ansser einer volkskundlicben Abteilung (Gebäuden u. s. w.) besitzt dieses Freilnftmnsenm auch einen zoologischen Garten der nordischen Tierwelt und ist geeignet so weit wie möglicb ein gleichfalls landeskundliches Museum zn sein. Der Flächeninbalt des Skansen, welcher im Jahre 1891 nnr 349 Ar betrug, umfasst jetzt 2843 Ar, ein Verhältnis das wohl die Eroberungsfähigkeit des Hazelius ersichtlich beweist.

Obgleich man sich wird sagen müssen, dass sich die Entwickelung des Museums in notgedrungener Folge der schnellen Vergrösserung bisber weit mehr auf dem Felde der Eroberungen, als anf dem der inneren Bearbeitung bewegt hat, so sind doch nicbt wenige, die Kenntnis der Sitten nnd des Lebens der nordischen Völker befördernde Scbriften unter der Redaktion des A. Hazelius von dem Museum herausgegeben worden. Unter diesen sind vorzngsweise zu nennen die seit 1881 erscheinenden Jabresberichte; weiter die Serien Afbildningar af föremål i Nordiska museet (Abbildungen von Gegenständen im N. M.), und Bidrag till vür odlings bäfder (Beiträge zur Geschichte nnserer Kultur), das farbige Bildwerk „Minnen från Nordiska museet (Erinnerungen an das N. M.) u. s. w.

Wahrscheinlich wird der Leser dieser Zeilen die Anmerkung machen, dass hier beinabe nur von dem Museum, nicbt von dem Mnsenmsbegründer gesprochen worden ist. Ja wohl, diese Kritik ist richtig — nnd doch ist sie auch unrichtig. Die Person des Artur Hazelius ist nämlich so innig mit seinem Werk verbunden, dass diese zwei voneinander nicbt zu trennen sind. Wenn jemand, so hat Dr. Hazelius sein ganzes Wesen in sein Werk eingesetzt; er ging in seiner grossartigen Scböpfung ganz auf. Darum ist die Geschicbte des Nordischen Museums auch die Geschichte des Artur Hazelius, und vice versa. Denn in seinem Museum sah Hazelius ein Abbild seines Vaterlandes, und war er ein wenngleich friedlicber, docb kühner Eroberer, ein energischer, weitsehender Anordner, ein unermüdlicher Sammler, vor allem war er doch ein warmberziger Patriot. In seiner glühenden Vaterlandsliebe mnss man die innerste Triebkraft, die wesentliche Erklärung dazu suchen, dass er eine solche Grosstbat wie das Nordische Mnsenm bat hinterlassen können. Das schwedische Volk bat wahrbaft Ursache sein Hinscheiden tief zn bedanern, und mit so allgemeiner Teilnahme ist wohl aucb in Schweden keine andere private Person bestattet worden wie Artur Hazelius.

3. Virchow-Feier.

Am 13. Oktober d. J. wird der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Rudolf Virchow seinen 80. Geburtstag hoffentlich in voller geistiger wie körperlicher Frische feiern. Die vom Vorstand, Ausschuss und Plenum beschlossene Adresse und das Diplom der Ernennung zum Ehrenmitgliede der Brandenburgia soll alsdann durch eine Abordnung derselben überreicht werden.

Am 60. Geburtstag ist zu Ehren unsers um die Heimatkunde nach der vorgeschichtlichen, anthropologischen und volkskundlichen Seite hin so hochverdienten Mitbürgers eine Rudolf Virchow-Stiftung errichtet und seither vermehrt worden. Das Kapital ist dem Gefeierten zur freien Verfügung übergeben und von ihm alljährlich über die Verwendung der Zinsen für wissenschaftliche Zwecke Rechnung gelegt worden. Diese Rudolf Virchow-Stiftung, welche gerade auch für die Heimatkunde ersprieslich wirkt, durch freiwillige Spende zu vermehren, lege ich Ihnen dringend ans Herz mit dem Hinzufügen, dass das Bankhaus Mendelssohn & Co., Jägerstr. 49/50 Beiträge entgegen nimmt.

4. Professor Dr. Julius Rodenberg hat der Brandenburgia zu meinen Händen anlässlich des Glückwunsches zum 70. Geburtstag mit folgendem herzlichen Schreiben gedankt.

Berlin W., den 22. Juli 1901.

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Gestatten Sie mir, Ihnen sowohl wie Ihrer verehrten Frau Gemahlin für Ihre freundlichen Glückwünsche zum 26. Juni nach dem officiellen Dank auch noch diesen persönlichen aussprechen zu dürfen; und weiterhin Sie, als den Vorsitzenden der „Brandenburgia", zu bitten, auch meinen tiefgefühlten Dank für die an mich, bei der gleichen Gelegenheit gerichtete Adresse dieser Gesellschaft entgegennehmen zu wollen, deren Ehrenmitglied zu sein, mir als der schönste Lohn verwandter Bestrebungen erscheint. Was Sie so gütig sind, im Namen der „Brandenburgia" mir zu sagen, hat mich deshalb so sehr erfreut, weil es das bestätigt, was ich getreulich im Herzen trage: meine Liebe zu Berlin, meine Dankbarkeit für Alles, was mir hier zu Theil geworden und das beglückende Gefühl, Zeitgenosse und Zeuge seines Emporblühens zu nationaler Grösse gewesen zu sein. Dass aber in dieser ungeahnt mächtigen Entwickelung Berlins zum Mittelpunkte der Reichsinteressen und mitbestimmenden Faktor der Weltpolitik, die Kenntnis heimischer Art und die Freude daran, dass in einer so glänzenden Gegenwart die Pietät vor der Vergangenheit und der Väter Werk nicht verloren gehe: das ist die rühmliche Aufgabe, die unsere „Brandenburgia" sich gestellt, die sie mit so freudigem Eifer verfolgt; und darum schliesse ich mit dem Wunsche: dass sie auch fernerhin blühen und gedeihen, dass es ihr noch lange vergönnt sein möge, unter Ihrer thatkräftigen Führung, Herr

Geheimrath, auf dem eingeschlagenen Wege rüstig weiterzuschreiten zum schönen Ziele.

Mit nochmaligem Dank und in aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener
Dr. Julius Rodenberg.

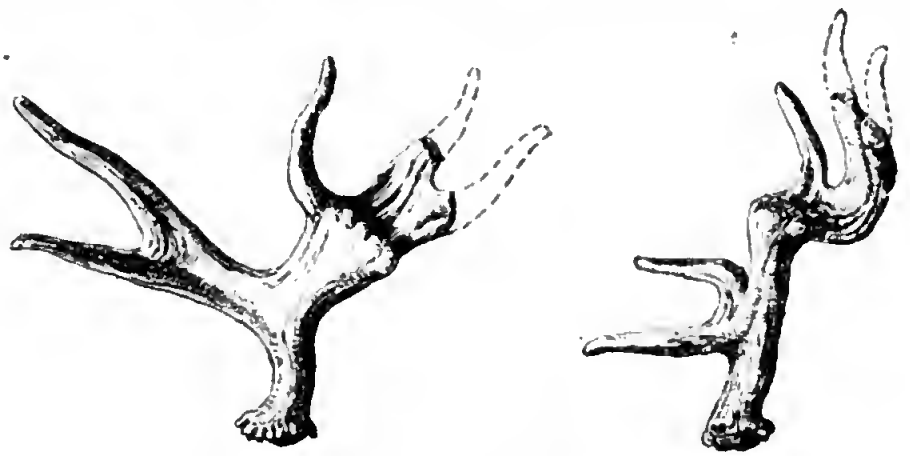
Die von den Verlegern Rodenbergs, Gebrüdern Paetel, herausgegebene sein Leben und seine Werke behandelnde Jubelschrift: „Julius Rodenberg. 26. Juni 1831—1901" reiche ich zur Durchsicht herum.

5. In ähnlicher Weise hat Herr Willibald von Schulenburg für seine Ernennung zum Ehrenmitgliede verbindlich gedankt.

B. Naturgeschichtliches.

6. „Der Riesenstein bei Französisch-Buchholz." Unter diesem Titel habe ich einen populären kleinen Aufsatz in der „Weiten Welt", Berlin, den 5. Juli 1901, S. 685 mit einer nach einer Hönigschen Photographie angefertigten Abbildung auf Wunsch der Redaktion veröffentlicht. Ich nehme Bezug auf die von den Herren H. Maurer und Otto Monke in der Brandenburgia IX. S. 481 flg. mitgeteilten Angaben über diesen bei den Städtischen Rieselfelder-Arbeiten neu entdeckten Riesenblock, mit dem Bemerken, dass meine Abbildung zwar etwas deutlicher als die früher Ihnen vorgelegten Photographien ausgefallen, dass sie im übrigen aber bereits insofern veraltet ist, als die Kanalisations-Verwaltung die Umgebung des Steins durch eine kleine Gartenanlage verschönert hat.

7. Eine in Berlin neu aufgefundene Elch- oder Elentier-Schaufel lasse ich herumgeben und füge zwei Abbildungen hinzu, die



1/3 der natürlichen Grösse.

zeigen, dass es sich um eine monströse linke Schaufel handelt. Die noch weiche Schaufel hat, wie ich mir die Sache vorstelle, einen

kräftigen Stoss, Hieb oder Druck erhalten, welcher das Geweihstück verbog, derart, dass es mit einer fast rechtwinkeligen Abweichung von der Normalfläche weiter gewachsen ist. Herr Rektor Otto Monke, unser für die Brandenburgia wie für das Märkische Museum gleich unermüdlich thätiges Mitglied, hat das schöne Stück von Herrn Fleischermeister Emil Grix, dem ich hiermit öffentlich herzlich danke, für die städtischen Sammlungen erworben. Herr Grix hat das Geweihstück beim Bau seines Hauses Uferstrasse 14 (Gesundbrunnen) in einer Tiefe von 3 bis 4 m im Flusssand des ehemaligen Bettes unseres Pankebaches gefunden. Zwei Zinken des Schaufelansatzes sind leider abgebrochen worden. Die Bruchstellen lassen erkennen, dass das Geweih bereits in gewissem Sinne als „fossil" anzusprechen ist. Es dürfte dem älteren Alluvium angehören. Auch sonst sind im ehemaligen Pankefliess Elentierreste gefunden. Klöden, Beiträge zur mineralischen und geognostischen Kenntnis der Mark Brandenburg. VIII. Heft, 1834 sagt S. 66 flg.: „Die in die Spree sich ergiessenden Bäche haben nur schmale Thäler mit unbedeutendem Humusboden. Nur die Panke hat ihr Thal hier und da mehr erweitert, und beim Luisenbrunnen, bei Nieder-Schönhausen, besonders aber bei Französisch-Buchholz bedeutendere humose Ablagerungen.*) Bei der Bearbeitung des Schlossgartens zu Nieder-Schönhausen stiess man im Jahre 1829 in 4 Fuss Tiefe auf das Geweih eines Elentieres von nicht geringer Stärke. Die Rose des Stocks hatte im Durchmesser über 3 Zoll, und die breite Schaufel, mit vielen Sprossen besetzt, zeigte eine

*) Vgl. zu Berlin selbst im Gesundbrunnen, wo nach dem nachstehenden Befunde von Schnecken, Laubwald mit Buchen gewesen zu sein scheint, Stein: Die lebenden Schnecken und Muscheln der Umgegend Berlins (Berlin 1850). Er schreibt S. 2: „Nördlich von Berlin fliesst ein seichter Bach, die Panke, daher, welcher mit einem Gebirgswasser einige Ähnlichkeit hat. Im Sommer nur dürftig mit Wasser versehen, hat er doch jeweilen im Frühjahr nach dem Schmelzen des Schnees und durch Aufnahme der Zuströmungen vieler kleiner Gräben, bemerkenswerte Zerstörungen und Veränderungen seines Bettes angerichtet; er ergiesst sich bekanntlich innerhalb der Mauern Berlins in die Spree. Seine Ufer bieten an einigen Stellen in geognostischer Beziehung interessante Ausbeute, und es gelang mir, auf dem linken Ufer, zwischen dem Gesundbrunnen und der Papiermühle, ein Lager von Landschnecken, etwa anderthalb Fuss unter der Oberfläche, aufzufinden; unter denselben waren auch Helix bidens, H. cellaria und Clausilia laminata, die ich in solcher Nähe (½ Meile) von Berlin lebend noch nicht wahrnahm. Diese Gehäuse sind meist in einem sehr zerbrechlichen Zustande, und liegen in einer mergelartigen, von Sumpfeisen durchsetzten Erdschicht; wie denn auch manche mit Eisenoxyd stark bedeckt und teilweis ausgefüllt erscheinen." — Dies Gelände ist jedenfalls ein solches, welches das Elchwild gern aufsuchte, gewesen. Leider ist es mir und meinen malakologischen Freunden Geheimrat Prof. Dr. von Martens, Direktor Dr. Otto Reinhardt und Mechaniker Schacko nicht möglich gewesen, diese von Stein entdeckte Konchylienschicht wieder aufzufinden. E. Friedel.

Ausdehnung bis zu drei Fuss. Gehörte ein, noch vereinzeltes Bruchstück vielleicht zu dem wieder verschütteten Gehörne, so dürfte dies noch grösser gewesen sein. Das obere Erdreich, wo die Gehörne entdeckt wurden, bestand zwei Fuss tief aus einer Mischung von mancherlei Erdacker, die früher zur Erhöhung des Bodens aufgeschüttet waren. Der darunter hervortretende Urboden zeigte ein Gemisch schwammiger Art, aus Torf und Eisenocher bestehend, durchadert mit einer schwarzen, sehr zähen Thonart, und mit eingeschlossenen Erlenstämmen. Die Gehörne hatten sich mit Eisenocher teils umlegt, teils durchzogen. Übrigens wurden im Schlamm zugleich eine grosse Menge alter Hufeisen, wahrscheinlich aus dem dreissigjährigen Kriege herrührend, gefunden.“*)

Funde von Elchresten sind in Berlin und Umgegend nicht selten, wie u. a. die Belagstücke im Märkischen und der Königl. Museen erweisen sowohl aus dem Jung- wie Alt-Alluvium und den Zwischeneiszeiten des Diluviums.

Das heut vorgelegte Stück hat folgende Masse. Die Krone 4,5 cm Durchmesser, die Stange bis zu 40 cm Länge und bis zu 50 cm Breite. Es sind fünf Zacken vorhanden. Das Männchen erhält im ersten Herbst die Rosenstöcke, auf denen im zweiten Jahr ein etwa fusslanger Spiess sich erhebt, der erst im folgenden Winter abgeworfen wird. Allmählich zerteilt sich das Geweih mannigfaltiger, und im fünften Jahre entsteht eine flache Schaufel, die immer aus zwei Abteilungen, einer kleinen nach vorn gerichteten Basal-Schaufel und einer grösseren aufrechten End-Schaufel besteht, beide Schaufel-Abteilungen, die unregelmässig voneinander getrennt sind, stehen fast senkrecht zu der dicht über den Rosenstöcken drehrunden Basis der Stange. Zu vergl. Blasius: Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands, S. 437 und meine Angaben Brandenburgia IX. S. 240 No. 52 sowie 53 bis 56. Ich schätze das Alter des Elen von der Uferstrasse auf 6 bis 7 Jahr.**)

---

*) Diese Hufeisen haben selbstredend mit der Elchstange nichts zu thun. Das Elchwild war zur Zeit des dreissigjährigen Krieges längst bei uns ausgestorben. Nach dessen Beendigung hat der Grosse Kurfürst Elche aus Ostpreussen in der Mark – jedoch ohne Erfolg — ausgesetzt und einzugewöhnen versucht. E. Friedel.

**) In Ibenhorst in Ostpreussen sind nicht viel über 100 Elentiere vorhanden. Dagegen ist der Elchbestand in Schweden viel bedeutender. Im Jahre 1900 wurden im Distrikt Norbotten, wo Elche in allen Revieren vorkommen, 202 Elche erlegt, davon 26 in der Zeit, in welcher die Jagd auf dieselben verboten war. In Westerbotten, wo im vorigen Jahre die Jagd bis zum 1. September ganz verboten war, soll der Elchbestand zugenommen haben. Im mittleren Distrikt von Norrland, wo die Jagd nur während einer Woche erlaubt ist, soll der Elchbestand sich trotzdem vermindern. Sehr wenig Elche leben im nördlichen und westlichen Helsingland, dagegen sind sie zahlreich in Gestrikland und Dalekarlien, wo im vorigen Jahre 221 erlegt wurden. Im Bergslagsdistrikt ist mit Ausnahme des östlichen Teils der Elchbestand

8. Über brandenburgische Imatra-Steine. Ich lege zwei moderne aus dem berühmten Wasserfall von Imatra in Finnland stammende, knopfartig abgedrehte, an Knnsterzeugnisse des Drechslers erinnernde Steine nnd 26 aus dem Diluvinm verschiedener Örtlichkeiten unserer Provinz entstammende ganz ähnliche Bildungen vor, indem ich mir eine Abbildung dieser 28 Steine nnd eine ausführliche Erörterung dazu für das Monatsblatt vorbehalte.

9. Geologische Landesanstalt und Bergakademie. Herr Geheimer Bergrat Karl Schmeisser, der Nachfolger des unserer Brandenbnrgia befreundet gewesenen verstorbenen Hauchecorne, hat die Güte gehabt, mir zwei Schriften mitzuteilen, einmal den Bericht über die Thätigkeit der geologischen Landesanstalt i. J. 1900 sowie den Arbeitsplan für das Jahr 1901. Wir ersehen daraus, dass 1900 der Regierungsbezirk Frankfurt a. O. reichlicher bedacht, namentlich die Neumark endlich energischer in Angriff genommen worden ist. Dasselbe gilt für 1901. Auch die an Mecklenburg angrenzenden Teile der Mark kommen endlich an die Reihe.

Sodann die Festrede des ersten Direktors bei Gelegenheit der Zweihundertjahrfeier des Königreichs Preussen betitelt: „Die Geschichte der Geologie und des Montanwesens in den 200 Jahren des preussischen Königreichs, sowie die Entwickelnng und die ferneren Ziele der Geologischen Landesanstalt nnd Berg-Akademie".

Aus dem reichen Inhalt können wir hier nur weniges herausheben.

Agricola, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein verdienstliches grosses Werk „de re metallica libri dnodecim" schrieb, leugnete im Gegensatz zu Lionardo da Vinci und Fracastoro noch die organische Natur der Versteinerungen. Die Anschauung von der vis plastica und dem spiritus lapidificus konnte sich trotz der Schriften der Colonna, Steno, Hooke, Leibniz bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts erhalten, in welchem die sonst verdienstlichen Engländer Lister und Lhwyd, sowie der Schweizer Lang sich zu ihr bekannten. Diesen folgen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Diluvianer Woodward, Wedel, Büttner, Schenchzer n. a. Nach wenigen Jahrzehnten welch ein wissenschaftlicher Um- und Aufschwung, besonders in der Zeit von 1770 bis 1820, in welche das von Zittel als das „heroische" bezeichnete Zeitalter der Geologie fällt. Es ist nur nötig

---

gut. Auf der Insel Gothland leben gar keine Elche. Im westlichen Bergslagsdistrikt ergab die Jagd 50 Elche; an Milzbrand verendeten in zwei Revieren 21 Elche. In Südschweden (Smaland, Halland, Blekinge) sind nur in einigen Wäldern Elchbestände zu finden.

an Namen wie Abraham Gottlob Werner nnd seine Schüler zu erinnern: Leopold von Buch, Alexander von Humboldt, Christian Samnel Weiss, Karsten, von Schlotheim, von Raumer und zahlreiche andere.

Das Montanwesen dagegen ist schon früh seit dem 10. Jahrhundert rationell in Deutschland betrieben worden. Auch hier hielt aber der Aberglaube lange vor. Der Fortschritt der Gewinnungsarbeiten wurde zwar in der Mitte des 17. Jahrhunderts gefördert durch die Einführung der Sprengarbeit mittels Sprengpulvers, welche 1687 durch Einführung des Lettenbesatzes noch wirksamer gestaltet wurde; dafür aber, auf welcher wissenschaftlichen Grundlage der Bergbau noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts stand, ist bezeichnend der Umstand, dass im Jahre 1700 Rössler in seinem Buche „Hellpolierter Bergbauspiegel“ und 1734 Dr. Hertwig, des Rats- und Bergschöppenstehls zu Freiberg Assessor, umständlich erläuteren, wie die Wünschelrute sorgfältig zu handhaben sei. Es wird dann der Aufschwung des Bergbaus unter Friedrich dem Grossen geschildert, den zwei treffliche Männer Minister von Heinitz und Ober-Berghauptmann Graf von Reden (deren Namen in den Rüdersdorfer Kalkbrüchen verewigt sind) unterstützten.

Die Rede schliesst mit einem kurzen Abriss der 1860 begründeten Berg-Akademie und der erst am 1. Januar 1873 ins Leben getretenen Geologischen Landesanstalt, deren Räume die Brandenburgia wiederholt betreten durfte. Wir wünschen den Schwesteranstalten, die viele Beziehungen zur Landes- und engeren Heimatkunde haben, auch fernerhin eine segensvolle Entwickelung.

10. Herr Brnno Dürigen legt die 14. von ihm redigierte Glogersche Vogelschutzschrift „Schutz den Vögeln“ mit 66 Abbildungen auf 3 Tafeln (Leipzig bei Hugo Voigt 1901) vor. Das treffliche Büchlein ist neu bearbeitet und kann allen Heimatkundigen, denen das Gedeihen unserer befiederten Freunde am Herzen liegt, nur aufs Wärmste empfohlen werden.

11. Illustrierter Führer durch das Natnrhistorische Schulmuseum der Stadtgemeinde Rixdorf, Knesebeckstr. 21—23. I. Abteilung: Anatomie und Hygiene. Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers. Für Schule und Haus bearbeitet von E. Fischer. — Herr Oberlehrer Fischer, u. M., hat mit grösstem Eifer und mit Erfolg die Anfänge eines speziell den Schulzwecken gewidmeten Museums in unserer Nachbarschaft ins Leben gerufen. Der Einteilungsplan ist dem Märkischen Museum nachgebildet, überall ist auf die praktische Anwendung der Sammlungen für Schule und Haus Bezug genommen, was mir ebenso löblich wie zweckmässig erscheint. Der spezielle Inhalt dieser Führerabteilung liegt ausserhalb

meines Wissenskreises, es wird aber genügen, wenn ich angebe, dass Dr. med. Paul Zimmer, Stadtrat in Rixdorf, als Fachmann den Inhalt rühmend in einem Begleitwort bespricht. Auch diesem Institut wünscht die Brandenburgia eine stetige und freudige Entwickelung.

C. Kulturgeschichtliches.

12. Ich lege die „Fest-Zeitung zur 200 Jahrfeier des Gesundbrunnens am Donnerstag, den 5. September 1901.

D. Heinrich Wilhelm Behms

Vorläufige Nachricht

von dem

Gesund-Brunnen

bei Berlin.

Zu haben bei dem Gesund-Brunnen.
1760

(Titelblatt des aufgefundenen Buches vom Jahre 1760)

Festausgabe der Zeitung „Die Quelle, Organ für den Norden Berlins und Umgegend“ vor, welche die Schilderung des historischen Festzuges und folgende Einzelartikel enthält: „Das Luisen-Bad zu Berlin. Ein geschichtlicher Rückblick zur 200 Jahrfeier des

Gesundbrunnens von Carl Lücke", ferner „Die älteste Schrift über den Gesundbrunnen" sowie „Zeitstimmen über die Einweihung des Luisenbades bei Berlin im Jahre 1809", letztere beide Abhandlungen ebenfalls aus der geschickten Feder Carl Lückes.

Über die älteste Schrift unsers Gesundbrunnens bemerkt Lücke im Eingange folgendes:

Der Verfasser der „Geschichte des Gesundbrunnens" erwähnt in seiner nach vorhandenen Quellen und mündlichen Mitteilungen bis auf die Neuzeit bearbeiteten Schrift, Verlag Hermann Kraatz, Berlin 1891 bei Beschreibung der Einrichtung des Brunnens auf S. 22: „Diese Angaben sind noch in handschriftlichen Dokumenten, welche sich allerdings in Privatbesitz befinden, vorhanden: leider scheint ein von Dr. Behm selbst verfasstes Büchlein mit dem Titel: „Heinrich Wilhelm Behm, vorläufige Nachricht von dem Gesundbrunnen bei Berlin 1760" gänzlich verschwunden zu sein." Als anfangs der neunziger Jahre hier in Berlin in der Zimmerstrasse die reichhaltige Bücherei eines Grafen von Voss versteigert wurde, bemerkte ich u. a. auch diese kleine Schrift im Kataloge verzeichnet und versuchte dieselbe zu erstehen. Leider aber war mir der Preis für diese nur 35 Seiten in klein Oktav umfassende Seltenheit — sie wurde für einen auswärtigen Sanitätsrat, einen Sammler von Badeschriften für 16 Mark erstanden, der Vermittler konnte bis 35 Mark gehen — ein derartig hoher, dass ich von dem Ankaufe absehen musste. Der Herr Auktionator aber gestattete mir in liebenswürdigster Weise nach Beendigung der Auktion an Ort und Stelle eine Abschrift davon nehmen zu dürfen, deren Abdruck nachstehend folgt.

Berlin, im August 1901. Carl Lücke.

CREATORI
ET
PATRIAE.

Vorbericht.

Es erscheint in diesen wenigen Blättern eine kurze; jedoch unserer Einsicht nach, hinlängliche Nachricht von dem Gesund-Brunnen bei Berlin

Wir empfehlen dieselbe hiermit nun zugleich die dabei unternommene Arbeit und Bemühungen, welche wir einzig und allein zum Nuzzen unseres Vaterlandes betrieben haben, der Gewogenheit unserer Gönner und Freunde.

Ihre unschätzbare Gnade und Gunst wird uns künftig noch immer mehr und mehr reizen, Vermögen und Kräfte daran zu wenden, dass wir dieses mit Gott angefangene Werck in immer verbesserte Verfassungen bringen mögen. Unsern Mitbürgern durch unsere Geschäftigkeit die verlorene Gesundheit wieder herzustellen, soll iederzeit unser Augenmerk seyn.

Wir verspreehen uns einen erwünschten Fortgang und erbitten uns denselben von der göttlichen Barmherzigkeit, welche das zeitliche und ewige Wohl uns und unsern Nothleidenden befriedigen wolle.

(Vignette Muschelform.)

(Kleiner Holzschnitt, eine Landschaft darstellend.)

Digitized by Google

§ 1.

Der Gesund-Brunnen liegt Nordwärts eine halbe Stunde von Berlin dichte an dem Panko-Flusse, in einem Thale. Er quillet in einer überaus anmuthigen Gegend, aus den Mineralischen Gründen einer schönen Wiese. Gegen Mittag finden sich Anhöhen, welche theils mit Alleen, theils mit Feld-Früchten verzieret sind. Gegen Morgen liegen verschiedene mit Bäumen umgebene Wiesen, welche durchgehends von mineralischen Quellen durchwässert werden. Auch von dieser Seite zeiget sich der Panko-Fluss mit seinen mehreren Armen und mit Bäumen eingefassten Ufern den Augen auf eine angenehme Art. Gegen Mitternacht liegt eine Pappler-Mühle und das zum Brunnen-Wesen gehörige Koch- und Bade-Gebäude. Gegen Abend erblickt man das bequeme Wohnhaus, welches für die Brunnen- und Bade-Gäste bestimmt ist. Die auch da herum angelegte Alleen und Garten ergötzen die Anssicht durch wechselnde Reize.

§ 2.

Vormahls war 4 bis 500 Schritte von dem Brunnen, nach dem Rosenthaler Wege zu, ein vortreflicher Lust Wald. Fichten, Tannen, Eichen und Birken machten ihn besonders aus. Er war rings herum vest umzäunt und mit wilden Caninichen besezt. Daher ward er der Caninischen-Garten geheissen. Er wurde von dem damahligen gnädigsten Landes-Herrn, dem Könige, Friedrich, dem Ersten, vor seinen Kron-Prinz, Friedrich Wilhelm, welcher in seiner Jugend schon ein Freund von der Jagd war, also eingerichtet. Vor einigen Jahren wurde dieser Busch gänzlich umgehauen und ausgeradet. Ob etwa künftighin eine Maulbeer-Pflanzung seine Stelle besezen werde: das mag die Zeit lehren. Dieses Lust- und Jagd-Revier hat die Gelegenheit gegeben, unsern Gesund-Brunnen, als einen Gesund-Brunnen, zuerst zu entdekken. Vorhin war derselbe seit undenklichen Jahren, als eine Quelle, mitten im Moraste, hervorgesprudelt und sogleich, kaum 50 Schritte, davon, in die Panko geflossen. Der damahlige Pappler-Müller bediente sich dieses Quell-Wassers. Er machte einen Stieg zur Quelle und schöpfte so viel Wasser aus ihr, als er bei seiner Hanthierung und Haushaltung von diesem Nasse nöthig hatte. Weiter war diese Quelle eben nicht bekandt und noch weniger berühmt. Da aber einstmahls im Jahre 1701 der Glorwürdigste König Friedrich I. mit seinem Kron-Prinze und einem zahlreichen Gefolge der Jagd in dem vorbenannten Lustwalde beiwohnete und ein Glas kaltes und reines Wasser verlangte: So brachte man ihm ein Glass von diesem Quell-Wasser. Der Landes-Vater fand in dem ersten Genusse desselben so etwas vorzügliches, dass er sich nicht nur noch ein anderes Glas davon bringen liess, sondern auch die Quelle selbst sehen wolte. Er ritte hin. Da er sie aber so unrein antraf, so befahl er, dass sofort ihre Reinigung und Einfassung besorget werden solte. Er gebot auch nachher den damahligen Leib-Aerzten über dieses Wasser Untersuchungen anzustellen. Sie thaten es also, dass sie dasselbe als ein schönes reines und mineralisches; folglich gesundes Wasser, gesunden und kranken Menschen überaus anpriesen.

§ 3.

Dieses war die glückliche; die Königliche Entdeckung unsers Gesund-Brunnens. Der Gebrauch desselben ward sogleich allgemein. Eine Menge elender Kranken hohlten sich von dieser Quelle die anders woher vergeblich erwartete Besserung. Mit langwierigen Fiebern gequälte; durch Gicht-Schmerzen ausgemergelte; durch Gelb- und Wassersucht verstellte; ja selbst durch Felle und Staar des Gesichts beraubte Patienten wurden gesund. Personen, welche die Dörrsucht, Auszehrungen, Contracturen und Lähmungen an sich hatten, bekommen Linderung und gestärkte Glieder und Eingeweide. Gott gab dem Gebrauche dieses Wassers augenscheinlich seinen Segen; einen Segen, welcher noch bis auf die gegenwärtige Zeit vollständig zu spüren ist: Indem noch täglich die herrlichsten Curen in langwierigen Krankheiten mit diesem Wasser verrichtet werden.

In diesem Tone geht es weiter bis zum Schlussparagraphen 19:

§ 19.

Wir demüthigen uns zum Beschlusse vor dem Throne des Schöpfers, und statten demselben für die Barmherzigkeit, die er uns erzeiget, den schuldigsten Dank ab. Ihm gebühret das Lob, dass er uns aus Gnaden ein Mittel geschenket hat, wodurch elenden und kranken Personen zu ihrer Gesundheit geholfen werden kann. Wir bitten ihn ferner um seinen gnädigen Beistand und immerwärenden Segen So wollen wir ihn stündlich loben und preisen.

Herr Lücke hat mehrere Exemplare seiner sehr fleissigen Arbeit zur Verfügung gestellt, wofür hiermit verbindlichst gedankt sei.

13. Herr Superintendent Naumann in Eckartsberga sendet den „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga, auf das Jahr 1902“. (7. Jahrgang. Druck von Otto Kirschbaum in Wiehe), freundlichst ein. Ich kann nur wiederholen, was ich bei der Besprechung der frühern Jahrgänge gesagt, dass dies ein vortreffliches Kalendernnternehmen ist, besonders berechnet im Volke die Heimatsliebe in Verbindung mit nützlichen Kenntnissen zu verbreiten, und hinzufügen, dass ich wünschte, jeder brandenburgische Kreis möchte einen ähnlichen Kalender ins Leben rufen.

14. Aus Frankreich kommt ein Zeugnis für das auch dort erwachende Natur- und Heimatsgefühl, das wir auf das Freudigste begrüssen. Dem vortrefflichen Organ „Die Denkmalspflege“ III. 1901. S. 96 entnehmen wir die bezügliche Notiz.

Société pour la protection des paysages nennt sich ein Verein, der vor wenigen Wochen in Paris gegründet wurde zum Schutze gegen das „Reklamewesen“, vor dem nichts mehr sicher ist, weder eine Felswand im Gebirge, noch eine schöne Baumgruppe auf der Wiese nahe der Eisenbahn, die glatte Mauerfläche eines einzeln liegenden Gebäudes u. dergl. mehr.

Der Verein hat folgende Satzungen aufgestellt: „Die Gesellschaft zum Schutze der französischen Landschaft macht es sich znm Hauptzweck, den Begriff zu entwickeln und zu verbreiten, dass jegliche Naturschönheit im grossen nnd kleinen ein Gegenstand des allgemeinen Nutzens sein kann, ebenso unentbehrlich für die Ehre nnd den Reichtum eines Landes als auch für die Zierde desselben. Sie hat znm besonderen Zweck: die Landschaft vor jeder in missbräuchlicher Weise angebrachten Reklame zu schützen, und zu verhindern, dass die Naturschönheiten beeinträchtigt oder zerstört werdeu durch Spekulation, durch die Industrie, dnrch Gebäude, durch Staats- oder Gemeindeanlagen, welche ohne Rücksicht auf die Umgebung nnd die wirklichen Interessen derselben ausgeführt werden; die Kenntnis der Naturschönheiten des Landes zu fördern nnd jede gewaltthätige Handlung, die geeignet ist, nns derselben zu berauben, zur Anzeige zu bringen.

Die Mittel, nm diese Bestrebungen zu verwirklichen, sollen zunächst folgende sein:

Die Veröffentlichung einer Zusammenstellung der Gegenden, welche bereits verunziert sind, und solcher, die noch frei von Verunstaltungen sind und davor bewahrt werden müssen.

Die Verwaltungsvorschriften nnd Gesetze zu studieren, welche eine Handhabe zum Einschreiten gegen unnütze Verunzierungen der Gegenden bieten, als auch entsprechende Gesetzesvorschläge vorzubereiten und zu prüfen.

Rundschreiben an die Beteiligten zu schicken, durch die Zeitungen zu wirken, geeignete Schritte bei den Eigentümern und Behörden zu thun, unwissende und der Sache feindlich gesinnte Gemeinden zu überzeugen und endlich in besonders schwierigen Fällen Vereinsmittel zur Verfügung zu stellen. Letztere sollen durch Sammlungen nnd Veranstaltungen beschafft werden.

Der Verein soll in Beziehungen treten zu solchen Vereinen, welche ähnliche Zwecke verfolgen, als da sind: Alpenvereine, Verschönernngsvereine, geographische und archäologische Vereine usw.

Durch zeitweise Ausstellungen bezüglicher Kunstwerke, Photographien von schönen Felspartien, Baumgruppen usw. den Sinn für diese Schönheiten zu verbreiten und in den Schulen besonders das Verständnis der Kinder für die sie unmittelbar umgebenden Naturschönheiten zu wecken.

Wir würden ein solches Programm auch für Berlin und unsere Provinz Brandenburg mit grösster Genugthuung begrüssen.

15. Der Häuserschmuck der Stadt München. Vor fünf Jahren, im Juli 1896, hat der Magistrat München das Stadtarchiv veranlasst und ermächtigt, das Geeignete zu unternehmen, dass die Anregungen auf Verschönerung Münchens und Belebung des historischen

Sinnes der Bevölkerung insbesondere durch Anbringung historisch-künstlerisch-architektonischen Schmuckes an den Fassaden der öffentlichen und Privatgebäude, bei Neubauten und Häuserrenovationen neuerdings zur Berücksichtigung in Erinnerung gebracht werde. Auf Grund jenes Magistratsbeschlusses hat damals der Vorstand des Stadtarchivs, Herr v. Destouches, von dem jene Anregungen im Jahre 1880 ausgegangen waren, und für die König Ludwig II. ihm seine Sympathie und Anerkennung in einem besonderen Handschreiben und der Prinzregent mündlich kundgegeben, am 2. August 1896 in der Gemeinde-Zeitung eine entsprechende Bekanntmachung erlassen und darin sich zugleich bereit erklärt, jenen, die durch Anbringung solchen Häuserschmuckes, wie Wahrzeichen, Jahrzahlen, Gedenktafeln, Hausnamen, Bildnissen, Sinnsprüchen etc. zur Verschönerung der Stadt beizutragen gewillt sind, mit Aufschlüssen und Ratschlägen an die Hand zu gehen. Gerade jetzt, wo die Bauthätigkeit auf ihrem Höhepunkt steht, dürfte es daher angezeigt sein, jene Anregungen, durch die zugleich der schöpferischen Thätigkeit von Münchens Künstlern und Architekten ein neues ausgedehntes und dankbares Feld eröffnet worden ist, wieder in Erinnerung zu bringen, und dies umsomehr, als das Beispiel Münchens auch auswärts bereits vielfach Beachtung und Nachahmung gefunden. So hat erst in den jüngsten Tagen der Magistrat der fränkischen Stadt Schwabach, die gleiche Aufforderung an die dortige Bürgerschaft erlassen, „bei Häuserrenovationen an den Fassaden die vorhandenen Gedenktafeln, Wappen, Sinnsprüche und sonstigen zur Belebung des historischen Sinnes dienenden künstlerischen und architektonischen Schmuck anbringen zu lassen."

Auch diese Mitteilung wird von der Brandenburgia mit Interesse entgegen genommen. Die Mahnung gilt nicht bloss der Stadt Berlin, sondern auch allen Städten und grösseren Ortschaften der Provinz Brandenburg. Das Städtische Archiv der Stadt Berlin, die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums, der Vorstand der Brandenburgia und sicherlich auch, soweit die Stadt Berlin in Frage kommt, der uns nahestehende und befreundete Verein für die Geschichte Berlins wird dergleichen auf den historischen wie aktuellen Häuserschmuck abzielende Bestrebungen gern und willig mit Rat und That unterstützen.

16. Das schnell berühmtgewordene altgermanische Königsgrab von Seddin bei Perleberg, Kreis West-Prignitz betreffen zwei Mitteilungen von mir, welche sich in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. Januar 1901, S. 64 bis 73 befinden und die ich Ihnen heute in einem Sonderabdruck vorlege. Oscar Montelius setzt das Grab auf 1000, Professor Dr. Kossinna, u. M., auf das Jahrhundert zwischen 1000 und 900 v. Chr.

an. Beide nehmeu dabei ein Werk germanischer Kultur von ganz hervorragender Bedeutung an.

17. Zum Kapitel der Bauopfer, welches in unserer Brandenburgia wiederholt besprochen macht u. M. Dr. H. Böttger in Wriezen mir folgende Mitteilnng:

„Auf Schloss Burgk an der oberen Saale, zu Reuss ä. L. gehörig, befindet sich im Rittersaal unter Glas und Rahmen das Skelett eines Hundes mit folgender Notiz:

P. M.

Dieser Hnnd wnrde am 19. Oct. 1739 in einer 4 Ellen dicken Mauer 6 Ellen über hiesigem Schlossthor in einem verschlossenen und nach Ansehen mit rotem Leder ansgeschlagenen Kasten mit darinnen befundenen Thonnapf, auch würcklich natürlichen S. V. Losung und einem 7 Zoll langen mit † † † bezeichneten auch würcklich gebrauchten Schlüssel gefunden.

Dass dieser Hnnd auf 400 Jahre darinnen befindlich gefunden sein muss, lässt sich aus alten gefundenen Nachrichten deutlich erachten."

Dass der Hnnd, „des Hanses redlicher Hüter", znm Öftern als grausames Banopfer hat dienen müssen, ist allmählich bekannter geworden nud u. a. in novellistischer Weise von Gnstav Freytag in der „Verlorenen Handschrift" ausgenutzt worden.

18. Niederlausitzer Mitteilnngen. VI. Bd. 8. Heft. Guben 1901. Das Schlussheft, das ich umlaufen lasse, enthält u. a. zwei beachtenswerte Aufsätze: Die Ernte im Volksbrauch der Niederlausitz. Von Carl Gander in Gubeu. und Erhebungen aus den Kirchenbüchern der Stadt Guben in der Zeit von 1650—1700 vom Oberpfarrer D. A. Werner daselbst.

19. Cüstrins Bedentung nnd Opfer für den prenssischen Staat. Von Dr. Gustav Berg. Cüstrin 1901. In Kommission bei Tamradt. 72 S. 8°. Leider nur in 250 Exemplaren gedruckt und mit Gewissenhaftigkeit unter Benutzung des im Haus-, Geheimeu Staats- nnd Regierungs-Archiv, sowie in der städtischen Cüstriner Registratur vorhandenen Materials dargestellt, enthält die interessante Schrift folgenden Inhalt: I. Die Verdienste des Markgrafen Johann nm Cüstrin. II. Cüstrins Bedeutung als Residenz, Regierungshanptstadt und Festung sowie Garnison. III. Cüstrins Opfer als Garnisonstadt nnd Festung. IV. Rückblick.

Da sich hier die Gelegenheit bietet, sei noch erwähnt, dass iu Cüstrin eine Art Lokal-Museum für die geschichtlichen Erinnerungen der Stadt gegründet ist, für welches der Militärfiskus Lokalitäten eingeräumt hat.

20. Gustav Adolfs Feldlager und Verschanzungen bei Schwedt a. O. Von Dr. F. Schreiber. Beilag zum XIX. Jahresbericht des Hohenzollern-Gymnasiums zu Schwedt a. O. 1900. Programm No. 88. — Verf. weist die Reste der Befestigungen des Schwedenkönigs mit aller nach den vorhandenen zum Teil verwischten Überresten möglichen Genauigkeit nach. Anfang Juli 1630 war Gustav Adolf II. in Pommern gelandet und hatte bald das ganze Land im Besitz. Mitte März errichtete er bei Schwedt ein befestigtes Feldlager. Bis zum 27. März (6. April) war es der Hauptwaffenplatz der Schweden und bildete die Rückendeckung bei dem Vorstoss nach Frankfurt a. O. Nach der Eroberung von Frankfurt verlor der Platz seine Bedeutung und wurde nach dem Fall von Landsberg a. W. Ende April ganz aufgegeben. Während ihres Bestehens wurden die Werke von keinem Feind angegriffen, bei der Aufgabe nicht zerstört, sondern einfach verlassen.

Die Lage der Werke war durch die Oder und die sumpfigen Ufergelände der Welse hervorragend gesichert. Genaue Pläne und Aufnahmen der einzelnen Befestigungsteile erleichtern deren Würdigung sehr.

21. Einen Sonderabzug aus den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschiche „Kurfürst Johann von Brandenburg kein Cicero“ von Prof. Dr. Fr. Wagner lasse ich kursieren. Unser verehrtes Mitglied hat schon bei Albrecht Achilles*) nachgewiesen, dass dessen hellenischer Beiname dem Charakter und Wesen des Fürsten nicht entspricht, ein gleiches ist ihm in der vorliegenden Abhandlung hinsichtlich des Kurfürsten Johann (1486—1499) überzeugend gelungen. S. 46 heisst es:

„Die Hoffnung, mit diesem abgeschmackten Beinamen aufräumen zu können trotz der Macht alter Gewohnheit, gründet sich darauf, dass die (allerdings noch thörichteren) Beinamen „Nestor“ und „Hektor“ für Joachim I. und Joachim II. zu verschwinden beginnen, wenigstens in wissenschaftlichen Werken. Und in dieser Erwartung darf auch der Umstand nicht beirren, dass leider bei der Aufstellung der Denkmäler in der Siegesallee auf die richtige geschichtliche Auffassung zu wenig Rücksicht genommen worden ist. Man wird einwenden, das seien kleinliche Ausserungen, auf die wenig ankäme. Aber dies wäre doch keine ganz unbedenkliche Auffassung. So gut wie die Treue im kleinsten der sicherste Grundstein für sittliche Lebensauffassung überhaupt ist, so richtig ist es, bei der Feststellung geschichtlicher Wahrheit auch in scheinbar unbedeutenden Einzelheiten gewissenhaft und ängstlich das Zuverlässige zu ermitteln.

Ganz sicher muss aber ein Beinamen fallen gelassen werden, wenn sich ergiebt, dass er auf einem Missverständniss beruht und der Wahrheit.

*) Fr. Wagner: Aus der Jugendzeit des Kurfürsten Johann und Joachim I von Brandenburg. Brandenburgia IX. 260 flg.

geradezu widerspricht. Hätten die geistreichen Bearbeiter märkischer Geschichte, denen wir diese Beinamen verdanken, weil sie ihre Belesenheit und Gelehrsamkeit um jeden Preis an den Mann bringen mussten, dem Kurfürsten Joachim I. den Beinamen „Cicero“ beigelegt,*) nun, dann könnte man nur vom Standpunkt des Geschmacks aus mit ihnen rechten; sie hätten sich auf lateinische Briefe des Kurfürsten beziehen können, welche noch vorhanden sind, auf rednerische Leistungen vor den Reichsfürsten, für welche zuverlässige Zeugnisse vorliegen; ein wahres Unglück, dass sie hier fehlgegriffen und den ganz unpassenden Namen „Nestor“ vorgezogen haben. (Er rührt von Georg Sabinus her: „Exuperas dulci Nestora voce senem.) Schwerlich aber kann man ihnen verzeihen, dass sie des Kurfürsten Johann Andenken mit ihrer Schwärmerei für Cicero beleidigt haben.“

Andere haben versucht, ihn „Magnus“ zu nennen, wegen seiner Leibesgrösse und Stärke.

Wagner schliesst mit dem Satze: „Wenn schon einmal ein Beinamen für die Kurfürsten Johann notwendig und unentbehrlich ist, so kehre man zu demjenigen zurück, welchen ihm die zeitgenössischen Schriftsteller gegeben haben:

Johann (Magnus) der Starke, aber kein Cicero.“

D. Photographien.

Solche sind in wahre Fülle, wie Sie aus dem Umlauf derselben ersehen, eingegangen.

22. 32 Ansichtspostkarten von Spandau und Umgegend als Fortsetzung der früheren Serien legt u. M. Herr Neupert vor;

23. ebenso als Fortsetzung früherer Sendungen, u. M. Herr Gustav Lackowitz 11 Ansichtspostkarten von Pankow und Nieder-Schönhausen bei Berlin;

24. u. M. Herr Renter 10 Photographien in Kabinetformat von Wittstock a. D.;

25. 13 Prignitzer Ansichtskarten (darunter ebenfalls Wittstock) u. M. Herr Architekt Kühnlein;

26. u. M. Herr Robert Mielke drei Ansichtspostkarten aus dem Museum der Stadt Metz: ein Depotfund der späten Bronzezeit aus Niederjeutz (Kr. Diedenhofen); ein eisernes Hiebmesser in Bronzescheide (La Tène) aus dem Bannwald bei Hültenhausen (Kr. Saarburg i. L.) und zwei Bronze-Armbänder aus einem Hügelgrab der Hallstatt-Zeit im Weiherwald bei Saaraltdorf (Kr. Saarburg i. L.). Diese im städtischen Museum angefertigten Ansichtspostkarten haben nicht bloss die Bedeutung einer Erinnerung, sondern auch wissenschaftlichen Wert. Es wäre nun sehr erwünscht, falls es sich so

*) Leutinger hat dies in der That gethan.

einrichten liesse, dass auch das Märkische Museum dergleichen Ansichtspostkarten ausgiebt.

27. Photographische Aufnahme der stattlichen neuen städtischen Lesehalle in Charlottenburg, überreicht von derem Bibliothekar n. M. Dr. Gustav Albrecht.

28. Von der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums Sonntag den 30. Juni d. J. eine Ansicht des backsteinernen Bergfrieds von dem alten Schloss in Stolpe a. d. Oder, sogen. „Grützstopp", aufgenommen nnd überreicht von Herrn Bibliothekar F. Lüdicke in Charlottenburg. — Ferner von einer Grotte im Stolper Schlosspark des Herrn Schlosshauptmann von Buch. Darauf deutlich ersichtlich links ein germanischer Mahltrog (sogen. Hünenhacke) mit Reibestein, rechts zwei flachere Mahltröge und ganz rechts ein seltsam ausgewitterter grosser Stein, in welchem die härteren Schichten die weicheren Partien überragen. Der grosse Steintisch nnd die grosse als Sitz dienende Längsschwelle stammt von einem diluvialen Tuff her, welcher anf einem bei Stolpe belegenen Vorwerk nahe einem kalkhaltigen Bache noch jetzt gebrochen und verarbeitet wird. Endlich eine nralte Silber-Weide am Abhange des Parks nach den Oderwiesen zn, welche sich höchst malerisch ausgestaltet hat.

29. Eine von demselben Herrn aufgenommene Ansicht des Innern des grossen wendischen Bnrgwalls in den Wiesen bei Zauchwitz unweit Beelitz, den ich mit der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums am 2. Juni 1901 untersucht habe.

30. 3 Photographien der beiden Hünengräber von Grammertin bei Wokuhl in Mecklenburg-Strelitz unweit der brandenburgischen Grenze von Herrn Staatsarchivar Dr. von Buchwald und u. M. Herrn Hermann Maurer untersncht und als bereits ausgenommen befunden am 11. September 1901. Anfgenommen durch Herrn H. Maurer.

31. Photographie eines überaus herrlichen und stattlichen Rosskastanienbaums (1 m über der Erde ca. 4 m Stammnmfang) bei der Försterei zu Eggersdorf, Kreis Niederbarnim, aufgenommen von Herrn F. Lüdicke bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 15. September 1901. Eine Tafel an diesem Wnnderbanm besagt, dass er 1744 gepflanzt wordeu sei.

32. Der Schlosshof zu Nenenhagen, Kreis Königsberg N.-M. bei Oderberg i. M. photographiert am 9. Juni 1901, desgl. eine verwilderte Partie des dazugehörigen Gartens, photographiert bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 9. Juni 1901.

33. Drei von Herrn H. Maurer am 22. September 1901 bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Musenms mit dessem photographischen Apparat aufgenommene Bilder. A) die Ruine des 1299 erbauten Cisterzienserklosters Himmelpfort, romanische Rundbogen, mit

der neugebauten gothischen Kapelle, welche zur Zeit der Ortschaft als Kirche dient. Längsansicht. — Dann eine Queransicht, welche das sorgsam gefügte Mauerwerk scharf erkennen lässt und ein der jüngern Bronzezeit (mit Eisenspuren) angehöriges Urnenfeld nicht weit (südöstlich) von Fürstenberg in Mecklenburg, unweit der Havel und nahe der brandenburgischen Grenze.

34. Vier Photographien aus Fredersdorf, Kreis Nieder-Barnim von u. M. Herrn W. Pütz bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 12. Mai 1901 aufgenommen. A) das Innere der renovierten Kirche mit dem Altar. — B) das Innere des Schlossgartens von der Terrasse des Herrenhauses aus aufgenommen. — C) das Innere der Podewilsschen Familiengruft in dem Rotundebau neben der Kirche mit den Särgen und D) einer der von uns geöffneten Särge. Ich behalte mir hierüber eine besondere durch Abbildungen unterstützte Mitteilung vor.

35. Unser Mitglied, Herr Chemiker Schenk in Fürstenwalde a. Spree, schenkt dem Märkischen Museum mehrere Serien interessanter Photographien. A) 4 verschiedene Aufnahmen des alten Kalkofens in der Nähe des Glockenturms, Kalkberge Rüdersdorf, am 7. Juli d. J. gelegentlich einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums aufgenommen. Die Ansichten sind überaus malerisch und erinnern zum Teil an altrömische Ruinen in italienischer Landschaft. — B) aus Fürstenwalde a. Spree zwei Akazienbäume (Robinia pseudacacia), Schlossstrasse, der eine erinnert an die sogenannten Verkehrtbäume und ist das Erzeugnis einer Pfropfung; der Stamm des andern Baumes gleicht einer zusammengerollten Rollstab-Jalousie, ich möchte diese seltsame Ausbildung des Stammes, die auch bei Weissbuchen und Rüstern vorkommt, Rollstabbildung (Rollstabbäume) nennen. — C) zur Vergleichung mit märkischen Klosterruinen, namentlich mit Kloster Himmelpfort (No. 33) 7 Photographien, Teile der um 1299 zuerst im romanischen Stil erbauten Cisterzienserkirche zu Eldena bei Greifswald. Auch die Herkunft dieses Backsteinbaus ist von Interesse, namentlich seit Herr Bauinspektor Stiehl, wie Sie aus seinem geistvollen Vortrag in der Brandenburgia S. 73—80 Bd. X hörten, die niederländische Herkunft unsers frühest mittelalterlichen Backsteinbaus bestreitet und letztere vielmehr mit Oberitalien, speziell der Lombardei in Verbindung zu bringen geneigt ist. Für Pommern und wohl auch für einzelne Teile der Mark Brandenburg haben wir uns nach Dänemark umzusehen. Im Jahre 1168, ungefähr zu derselben Zeit als das Hauptbollwerk der Wenden in der Mark, Brandenburg mit dem Harlungerberg, zum letzten Male d. h. endgiltig in die Hände der Deutschen fiel, ward die Burg zu Arkona auf Rügen, Mittelpunkt des wendischen Lebens und Gottes-

dienstes, von den Dänen erobert. Infolge davon trat Jaromar I., Fürst von Rügen, zu dem Christentum über, die Insel Rügen aber ward in kirchlicher Beziehung dem inseldänischen Bistum Roeskilde, in welchem damals die mächtige Gestalt des weltklugen Bischofs Absalom waltete, zugeteilt. 1172 ward von dem Kloster Esrom auf Seeland das damals zu Pommern gehörige Cisterzienserkloster Dargun, jetzt in Mecklenburg-Schwerin, gegründet. Als jedoch bereits 1198 dieses in einem Kriege verwüstet ward, begaben sich auf Wunsch des rügischen Fürsten Jaromar und seiner Gattin Hildegard, einer Tochter Königs Kanut VI. von Dänemark, die Mönche in das Land Wusterhusen und begründeten hier mit Hilfe der Fürsten 1199 das Kloster Eldena, das zur Linie Clairvaux zählte, als Tochterkloster von Dargun und Esrom. Entsprechend den Grundsätzen ihres Ordens trugen die Mönche in das heidnische Land christliche Sitte und Lebensgewohnheit, rodeten mit geschickter Hand Wälder aus, entwässerten Sümpfe und schufen, wie Professor Dr. R. Schmitt-Greifswald in dem vortrefflichen „Führer durch Greifswald und Umgegend" ausführt, der vom Niederrhein herzuströmenden deutschen Einwanderung willkommene Gelegenheit zu Niederlassungen. So erhielt 1241 das Kloster Eldena das Recht in der Nähe der Salzquellen etwa eine halbe Stunde entfernt von der Ausmündung des Ryck in die das dänische Wieck genannte Ausbuchtung der Ostsee einen Markt begründen zu dürfen, aus dem sich mit grosser Schnelligkeit die Stadt Greifswald entwickelte. Wer sich hierfür spezieller interessiert, den verweise ich auf Professor Dr. Theodor Pyls grundlegende und bahnbrechende auf genauestem archivalischem Studium beruhende Arbeiten über Eldena und Greifswald, welche die Rügisch-Pommersche Abteilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte in mehreren Bänden vor einigen Jahren herausgegeben hat. Vergönnt sei mir aber noch auf den gleichzeitlichen kulturgeschichtlichen Parallelismus zwischen Pommern und Brandenburg hinzuweisen, wie er sich insbesondere durch die Thätigkeit der Mönchsorden ausspricht. Wenn man für Pommern und, wie ich annehme, auch für einige Teile Brandenburgs, beispielsweise für die Klosteranlagen bei Oderberg i. M. und auf der Marieninsel im Parsteiner See, in architektonischer Beziehung bezüglich des Backsteinbaus wird an eine skandinavische Beeinflussung im christianierten Wendlande denken müssen, so entsteht gleich wieder die zweite Frage, sind diese dänischen Architekten durch die Niederlande beeinflusst worden oder durch Italien? Erwägt man aber weiter, dass die Skandinaven auf ihren Wikingerzügen schon frühzeitig mit der italienischen Baukunst, speziell auch mit dem italienischen Ziegel- oder Backsteinbau zweifellos bekannt geworden sind, wenn sie sich nicht geradezu die Augen verbunden haben, so erhalten auf diese Weise die Stiehlsche Hypothesen von der

italienischen Beeinflussung unsers frühmittelalterlichen Backsteinbaus, sei es mittelbar, sei es unmittelbar eine neue Stütze. Mir scheint dieser Punkt im Interesse der Entwickelung unserer heimatlichen Banknnst so interessant und so wichtig, dass ich ihn Ihrer Prüfung und Erwägung empfehlen möchte.

Herr E. Schenk hat gleichzeitig mehrere Photographieen überreicht von prächtigen Bäumen darunter der berühmten „Weissen Buche", von Baumgruppen und Waldpartien in der Nähe von Eldena im Elisenhain, der diesen Namen, nachdem der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth den Wald im Juni 1827 besucht hat, der letzteren zu Ehren empfing. Ich habe in diesem Hain nicht weit von dem Wirtshaus eine Weissbuche (Carpinus betulus) entdeckt, die eine Zwieselform hat d. h. gespalten, aber unten und oben wieder verwachsen ist, derartig, dass man durch den Spalt allenfalls ein Kind hindurchziehen kann. Diesen Aberglauben hat man, um Kinder vor Verkrümmungen zu schützen, hier wirklich geübt und habe ich hierüber in der Zeitschrift für Volkskunde Band II S. 81 (Berlin 1892) eine Mitteilung unter Beigabe einer Abbildung des Zwieselbaumes gemacht. Genau erweist sich dieser Aberglaube noch jetzt in den verschiedensten Teilen der Provinz Brandenburg im Schwange.

36. Schliesslich füge ich noch eine Photographie des Rathauses zu Greifswald bei, die mein Sohn Erwin Friedel, z. Zt. Unterarzt im Königlichen Charité-Krankenhause, im Mai d. J. aufgenommen hat. Das Rathaus mit hohem Treppengiebel ist im 18. Jahrhundert gebaut. Von dem mittelalterlichen gotischen Rathaus, das Feuersbrünste im Jahre 1713 und 1736 stark heimsuchten, sind nur die gewaltigen gewölbten Keller, die Ratsstube, das Archiv und der Flurraum erhalten geblieben.

37. Herr Kustos Buchholz spricht über

das Renaissance-Haus Friedrichsgracht 58.

Die Nachricht vom Tode des 81 jährigen Rittergutsbesitzers Eugen Possart, Besitzers des Hauses Friedrichsgracht 58, bringt dieses ortsgeschichtlich nicht uninteressante Haus in Erinnerung, das mit dem danebenstehenden, fast ebenso alten, der Schindlerschen Stiftung gehörigen Hause aus der Umgebung sich vornehm abhebt.

Zwar rührt das, was sich an dem Hause äusserlich zeigt, zum grössten Teil von der im Jahre 1878 vorgenommenen Renovierung her, doch ging diese unter möglichst strengem Festhalten an der alten Architektur vor sich, auf die Possart grossen Wert legte.

Das Hauptstück der Front bildet ein von 4 Pilastern mit korinthischen Kapitälen getragener Architrav, der ursprünglich von einem Frontispiz, später von dem Vasenaufsatz gekrönt wurde, wie er

noch jetzt besteht. Das Hauptgesims wird von Konsolen getragen, deren Zwischenräume Blumenguirlanden aus Stuck zieren. Die Hauptthüren sind neu und im Renaissancestil reich geschnitzt, das Oberlicht, wie die Brüstung einer Galerie an der Hofseite mit kunstvollem altem schmiedeeisernem Gitterwerk besetzt.

Die Einfahrt flankieren sowohl an der Strassen- wie an der Hofseite je 2 gusseiserne Prellpfähle in Gestalt von Kanonenröhren mit Ritterkopf.

Im Innern des Erdgeschosses birgt nur noch das Mittelzimmer künstlerische Reste aus der Glanzzeit des Hauses, nämlich den in Fächer abgegliederten und bemalten Plafond, sowie 3 Wandspiegel. Doch sind beide nicht sichtbar; Possart hatte sie im Jahre 1878, bei der Vermietung der Räume als Geschäftslokal, fest verdecken lassen.

Im Obergeschoss befindet sich die Wohnung des verstorbenen Besitzers, die jetzt verschlossen ist und auch bei Lebzeiten Possarts nur wenigen, meist unter der Bedingung strenger Diskretion, zugänglich war. Nach dem, was über den Inhalt zu erfahren war — wesentlich durch unser verstorbenes Mitglied Leo Alfieri — strotzte die Wohnung von Kunstwerken und Erinnerungen aus der Rokokozeit, wie ein Museum. Das Haus liess im Jahre 1686 der kurprinzliche Geheimsekretär Heinrich Butendach durch den Baumeister Smids errichten. Butendach war Besitzer des mit der Rückseite anstossenden Grundstücks Brüderstrassse 12. Nachdem im Jahre 1680 die Köllnische Stadtmauer, die nach Errichtung der neuen Festungswerke überflüssig geworden war, abgebrochen wurde, kaufte er 1682 den zwischen seinem Grundstück und dem Zuge der Stadtmauer gelegenen „Garten mit Häuschen“ für 1000 Thaler zu und als dann die Friedrichsgracht, wegen der freien Aussicht über das Wasser nach dem damals noch wenig bebauten Friedrichswerder, eine vornehme Strasse zu werden schien, entschloss er sich 4 Jahre später zu diesem Hausbau.

Einige Jahre darauf kaufte der Minister Rüdiger von Ilgen das Grundstück, von dem es 1719 an dessen Schwiegersohn, Kriegsminister von Knyphausen, überging. Die Knyphausenschen Erben besassen es bis 1759. Dann, wohl infolge der Kriegszeit, wechselte das Grundstück in den 4 Jahren von 1759—1762 sechsmal den Besitzer. Am 18. Mai 1759 kaufte es Kriegskommissar Krüger; am 11. Oktober 1759 Etatsminister Heinrich Christian von Katt; am 29. Juni 1760 Obrist-Wachtmeister Aug. Ludw. von Katt; am 21. August 1761 Kriegsrat Fr. W. Baetcke; am 9. September 1761 der bekannte patriotische Kaufmann Gotzkowsky; dieser war schon damals in finanziellen Schwierigkeiten und musste es am 30. September 1761 an Bankier Willmann abtreten; 1768 erwirbt es der „Kauf- und Handelsmann“ Phil. Jacob von der Lahr und 1777 der Kaufmann Christian Grand für 12 000 Thaler.

1801 finden wir als Besitzer den Seidenfärber Filhes; 1823 den Bankier Goltz; 1840 Bankier Rndolph; 1863 baut der Besitzer Ullstein das Hintergebäude; seit 1867 besass es Possart, der wie oben gesagt, bei der Renovierung von 1878 uns die alte Fassade möglichst erhalten hat, wie ans den beiden vorgelegten Abbildungen, nämlich der Stridbeckschen Zeichnung von 1690 und einer Photographie von 1890 leicht zu ersehen ist.

38. Herr Kustos Buchholz legt ans dem Märkischen Provinzial-Museum vor:

a) Ein grosses Lichtdrnck-Tableau, das im Atelier der Graphischen Gesellschaft im vorigen Jahre für das I. Garde-Regiment zn Fnss hergestellt ist nnd die wichtigsten Erlebnisse des Regiments während der ersten 12 Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. also von 1888—1900, darstellt.

b) Zwei Photographien, das Innere der Kirche zu Schönfeld bei Crossen darstellend. Man sieht darans, dass das Gestühl geschnitzt ist, die Empor-Brüstungen mit Gemälden aus der biblischen Geschichte geschmückt sind, auch die Orgel mit Renaissance-Schnitzerei reich verziert ist.

Ebenso ist erkennbar, dass die Kirche ein Fachwerkbau mit Balkendecke ist.

Der durch die Bilder dargestellte Znstand der Kirche rührt von 1663 her, in welchem Jahre sie der Grundherr, Adolph Maximilian von Loeben, dessen gemaltes nnd geschnitztes Epitaphschild sich im Märkischen Museum befindet (VI. 11 455), die „ganz verwüstete Kirche nnd Klagetnrm“ erbauen und verzieren liess.

39. Herr Knstos Bnchholz nnter Vorlage von

4 prähistorischen Karten von Mecklenburg.

Schon in den 1870er Jahren hatten die anthropologischen Vereine auf Herstellung von Übersichtskarten prähistorischer Funde nnd Befunde hingewirkt und als massgebende Bezeichnung der letzteren die sogenannte „Chantrésche Legende“ angenommen.

Seit der Zeit hat man in verschiedenen dentschen Landschaften solche Karten herzustellen versucht. Da aber in Karten von den allgemein zugänglichen Massstäben, 1 : 100 000 und drüber, wegen der Masse der Zeichen bald ein verwirrendes Bild entstand, während andrerseits die Messtischblätter 1 : 25 000 nur erst für wenige Teile Deutschlands fertig waren, auch die Reprodnktion zu kostspielig gestalteten, unterblieb die völlige Durchführung. Anch im Märkischen Museum war die Karte von Brandenburg im Jahre 1876 in Angriff genommen worden. Die Schwierigkeiten und Kosten der Arbeit entsprachen aber nicht den Vorteilen für die allgemeine Übersicht. Diese

wurde durch Fundregister, Zettelkataloge und vorgeschichtche Feldmarksgrundbücher viel bequemer erreicht und so unterblieb die Durchführung auch hier.

In den hier vorliegenden, neu vom Schweriner Museum hergestellten Karten von Mecklenburg ist nun die Übersicht dadurch erheblich erleichtert, dass jede der 4 grossen vorgeschichtlichen Zeitperioden auf einem besonderen Blatt dargestellt ist. No. 1 zeigt die Fnude und Befunde der Steinzeit, No. 2 der Bronzezeit, No. 3 der Eisenzeit, No. 4 der wendischen Zeit. Eine weitere Periodenteilnng ist auf No. 2 (ältere und jüngere Bronzezeit) und No. 3 (Hallstadt nnd la Tène-Periode und römische Periode) durch verschiedene Farben markiert.

Ausserdem sind die Höhenverhältnisse durch Schraffiernng angedeutet, was für den Forscher auch von Wichtigkeit ist.

In dieser Gestalt hat — abgesehen von den Schwierigkeiten einer überall genauen Perioden-Znteilung — die Übersichtlichkeit schon sehr gewonnen, es bleibt aber zu bedenken, dass die Fortführung immer nur in der Centrale der betreffenden Landschaft geschehen kanu uud die im Handel bezogenen Karten schon kurze Zeit nach ihrer Publikation wieder veraltet sind.

40. Vortrag des Herrn Direktors Professors Dr. K. Müllenhoff: „Rings um Berliu im Jahre 1858.“ Der Vortrag wurde unterstützt durch zahlreiche Abbildungen aus dem Märkischen Museum. Wir bringen den Vortrag als besonderen Anfsatz.

41. Nach dem Vortrage vereinigten sich die Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Ratskeller.

Rings um Berlin im Jahre 1858.

Von

Karl Müllenhoff.

Für den jüngeren Berliuer, der seine Vaterstadt nur als die Reichshauptstadt kennt, ist es nicht leicht sich in die alten Zeiten zu versetzen. Schon die Zeit der Regentschaft Wilhelms I. scheint nns sehr fern zu sein. Obgleich seitdem nur wenig mehr als vierzig Jahre verflossen sind, ist doch bereits durch die Fülle der neuen Entwickelnngen das Damalige so vielfach zerstört, oder doch überwnchert uud unkenntlich gemacht, dass man nur schwierig die Reste des

Alten unter dem Neueren und Allerneuesten noch zu erkennen vermag.

Nur wer den ganzen Entwickelungsgang, den unsere Stadt in dieser Zeit genommen hat, im einzelnen hat verfolgen können, würde ein richtiges und vollständiges Bild vom alten Berlin geben können.

Es wäre dieses eine recht schwierige, nur für wenige Auserwählte erfüllbare Aufgabe.

Ein leichteres Ziel stecke ich mir; ich möchte versuchen über die Entwickelung unserer Stadt in den letzten vierzig Jahren einiges nach meinen Beobachtungen und Erinnerungen zusammenzustellen und dabei besonders die Veränderungen hervorheben, welche Berlin in der Nähe der alten Stadtgrenze, der Stadtmauer, erfahren hat.

Meine Erinnerungen an das alte Berlin beginnen mit dem Herbste 1858, der Zeit als unser späterer Kaiser Wilhelm I. die Regentschaft übernahm. Ich kam damals im Alter von neun Jahren aus Kiel, einer Stadt von 16 000 Einwohnern nach Berlin, einer Stadt von 459 000 Einwohnern. Da gab es für mich ungemein viel Neues und Wunderbares zu sehen und es ist natürlich, dass sich alles Gesehene dem lebhaften jugendlichen Gemüte dauernd einprägte, und dass die damals aufgenommenen Bilder noch heute unverwischt im Gedächtnisse fortleben.

Ich möchte daher das Berlin von 1858 Ihnen vorführen und zwar dadurch, dass ich einen Rundgang um die damalige Stadt beschreibe.

Ich beginne die Wanderung an der Potsdamer Brücke. Von dem Hause aus, in dem wir von 1858 ab 18 Jahre lang wohnten, Schellingstrasse 7, hatte man in der ersten Zeit eine recht freie Aussicht. Aus dem nach Südwesten gerichteten Fenster der Berliner Stube sah man auf die nahe gelegene Potsdamer Brücke, über die weiten Schöneberger Wiesen und bis zum fernen Grunewald hin. Aus den ostwärts gerichteten Fenstern der Vorderstuben konnte man über das unbebaute Terrain der Tempelhofer Vorstadt bis zum Kreuzberg sehen.

Es war also der Bewohner der Potsdamer Vorstadt noch nicht von Häusermassen eingeengt; man lebte in diesem Stadtteil in vielen Beziehungen noch frei, wie auf dem Lande.

Auf dem, vom Anhalter Bahnhof nach Südost gelegenen, grossen freien Felde konnten die Jungen nach Belieben Drachen steigen lassen und andere Spiele veranstalten. Die weiten, mit einzelnen Weiden und Pappeln bestandenen, vielfach sumpfigen und von Gräben durchzogenen Schöneberger Wiesen boten für zoologische und botanische Exkursionen eine reiche Ausbeute. Eidechsen und Blindschleichen gab es an den trockenen Stellen, z. B. hinter der Albrechtshofer Brücke, nahe am

Birkenwäldchen, Ringelnattern und Wasserkäfer in den Wiesengräben und den zahlreichen Wasserlachen.

Unzweifelhaft hatte es die Berliner Jugend von damals besser als die jetzige, die stundenlange Touren machen muss, ehe sie aus den endlosen Häusermassen herauskommt.

Wir brauchten nicht nach Grünau, dem Grunewald, nach Potsdam und anderen fernen Orten zu fahren, um ins Freie zu kommen. Wir machten Ausflüge nach Moritzhof (an der jetzigen Lützow-Brücke) oder Albrechtshof (an der jetzigen Herkules-Brücke) und waren dort mehr im Freien, als wir es jetzt nach langer Eisenbahnfahrt sein können. Als Ziele der Schülerpartien, die in den ersten Jahren vom Wilhelms-Gymnasium aus gemacht wurden, sind mir ausser Moritzhof und Albrechtshof im Gedächtnis geblieben der Gesundbrunnen mit der, uns sehr wunderbar erscheinenden, Quelle und der Königsdamm, wo der Gedenkstein des am 10. März 1856 im Duell gefallenen Polizei-Präsidenten v. Hinckeldey in uns ein geheimes Gruseln erregte.

Wie ländlich es in der Potsdamer Vorstadt, d. h. dem grossen Dreieck zwischen dem Halleschen Thore, dem Potsdamer Thore und der Potsdamer Brücke, noch war, erkennt man auch aus folgendem: In mehreren der grossen Gärten dieser Stadtgegend bestand die Einrichtung, dass Kinder, wenn sie in Begleitung Erwachsener kamen, für einen Groschen Johannisbeeren und Stachelbeeren von den Sträuchern pflücken und essen durften, so viel es ihnen beliebte. Eine sehr menschenfreundliche Einrichtung, von der ich wohl im Interesse unserer Stadtkinder wünschte, dass sie auch jetzt noch bestehen möchte.

Wer im Jahre 1858 von der Potsdamer Brücke ostwärts zum Halleschen Thore wollte, that gut, wenn er auf der Südseite des Kanals ging; das Schöneberger- und Tempelhofer Ufer war bereits eine gangbare Strasse, war sogar hübsch mit Bäumen bepflanzt. Die nördlichen Uferstrassen befanden sich dagegen an mehreren Stellen erst im Entstehungszustande und waren vielfach kaum gangbar, so namentlich von der Schöneberger Brücke aus ostwärts.

Wenden wir uns vom Hallischen Thor aus weiter nach Osten um unseren Rundgang um die Stadt fortzusetzen.

Wir gehen vom Thore aus die Hallische Kommunikation entlang, (jetzt die Nordseite der Gitschiner Strasse) überschreiten am Wasserthor den Luisenstädtischen Kanal und gelangen durch die Cottbuser und Lausitzer Kommunikation (jetzt die Nordseite der Skalitzer Strasse) zum Schlesischen Thor. Unterwegs haben wir reichlich Gelegenheit die architektonischen Reize der alten Stadtmauer zu bewundern; das Bauwerk, eine drei Meter hohe dicke Steinmauer, stammte aus der Zeit Friedrich Wilhelm II. und umschloss die ganze Stadt. Im ganzen war das von

der Ringmauer umschlossene Gebiet bebaut, nur im Südosten waren noch viele freie Stellen und dieser Teil des städtischen Weichbildes führte mit Recht den Namen das Köpnicker Feld. Ausser dem in den Jahren 1845—1847 erbauten Krankenhause Bethanien und der im Jahre 1856 vollendeten Michaelskirche sah man in diesem, jetzt von mächtigen Strassenzügen bedeckten und stark bevölkerten Stadtteile nur einige wenige Häuser und dazwischen Felder und Gärten.

Wer Berlin vom Schlesischen Thore aus betrat, erhielt noch im Jahre 1858 einen ähnlichen Eindruck von der Stadt, wie ihn die im Jahre 1784 erschienene „Charakteristik von Berlin" schildert. In dieser heisst es;

„Man bekommt einen schlechten Eindruck von der grossen Stadt, überhaupt hat Berlin ein klägliches Ansehen für einen Fremden, der vom Hamburger, Schlesischen und Kottbuser Thore hereinkommt. Man findet dort elende Häuser, wüste unbebaute Plätze."

Nicht besser, wie auf dem „Köpnicker Felde", sah es im Jahre 1858 im Stralauer Viertel und den benachbarten Teilen der äusseren „Königstadt" aus.

Überschritt man, vom Schlesischen Thore her kommend, die Oberbaumbrücke, so fand man auch am rechten Ufer der Spree noch viel unbebautes Land und herzlich wenig Häuser. Nur eine kleine Anzahl von Strassen gab es in dem grossen Gebiete und selbst in diesen wenigen Strassen standen die Häuser nur vereinzelt.

Die Stadtmauer ging von der Spree und dem Stralauer Thore aus zunächst im Zuge der jetzigen Warschauer Strasse nach Nordosten zu und folgte dann, zuerst nach Nordwesten dann nach Westen gewendet, dem Verlaufe der jetzigen Gubener Strasse und Friedenstrasse. Vom Prenzlauer Thore aus lief die Stadtmauer, wo jetzt die Lothringer, die Elsässer und die Hannoversche Strasse ist, fast genau nach Westen. Sie wendete sich an der neuen Charité vor dem Spandauer Schiffahrts-Kanal südwärts und erreichte am Unterbaum die Spree.

Während, wie wir gesehen haben, im Südosten, Osten und Nordosten die Stadtgrenze weit über das eigentlich bebaute Gebiet hinaus gezogen war, war im Norden und im Nordwesten die Stadt bereits aus dem durch die Stadtmauer umschlossenen Gebiete hinausgewachsen. Zwischen der Brunnenstrasse und dem Oranienburger Thore erstreckte sich im Jahre 1858 ausserhalb der Stadtmauer das bereits zur Zeit Friedrichs des Grossen bebaute „Voigtland"; in der Chausseestrasse hatten die grossen Maschinenbauanstalten von Borsig, Egells, Pflug ihre Werkstätten; und im äussersten Nordwesten waren unter Friedrich Wilhelm IV. in der Chausseestrasse, die grossen Kasernen und in Moabit das Zellengefängnis und die Ulanenkaserne gebaut worden. Allerdings standen diese Gebäude noch recht lange „allein auf weiter Flur" und

man konnte noch bis zum Jahre 1870 auf den Moabiter Sandbergen die schönsten Dünenbildungen beobachten und die Jungen konnten in den zwischen den Sandbergen liegeudeu Torftümpeln Salamander und anderes Wassergetier fischen, so viel sie wollten.

Von den zahlreichen Strassen des jetzigen Stadtteils Moabit existierten im Jahre 1858 nnr die Strasse Alt-Moabit, die Kirchstrasse nnd die Stromstrasse; und die im Zuge der Kirchstrasse verlaufeude Moabiter Brücke führte ihren Namen mit Recht, denn sie bildete den einzigen Übergang von Moabit ans über die Spree. Wer in der Gegend der jetzigen Moltkebrücke, von Moabit kommend, über die Spree wollte, liess sich im Boot von der Tichyschen Badeanstalt übersetzen; er gelangte, nachdem er den grossen Seegerschen Holzplatz passiert hatte, an der Schifferstrasse (jetzt Roonstrasse) auf den grossen Exercierplatz (den jetzigen Königsplatz). Von dem Südwestende des Exercierplatzes führte dann ein inzwischen längst verschwnndener Weg, die kleine Qnerallee, in schnurgerader Richtung durch den Tiergarten anf die Viktoriastrasse zn und man konnte anf diesem Wege zu dem Ansgangspnnkte nnserer Rundwanderung zur Potsdamer Brücke zurück gelangen.

Wie gross die Veränderngen sind, die Berlin in der Zeit von 1858 bis zum heutigen Tage erfahren hat, erkennt man am besten darau, dass auf dem ganzen soeben beschriebenen Rundgange um die alte Stadt kaum ein Gebäude unverändert erhalten ist. Denken wir uns einen Berliner, der die alte Stadt ans der Zeit von 1858 gut kanute nnd der nach vierzigjähriger Abwesenheit jetzt hierher znrückkehrte. Er würde auf dem langen Wege des Verlaufes der alten Stadtmauer jetzt kaum noch etwas bekanntes vorfinden. Überall neue Häuser, neue Strassen, neue Namen. Und wo die alten Namen geblieben sind, ein gänzlich verändertes Bild.

Ich möchte dieses im einzelnen an der Potsdamer Strasse etwas näher zeigen.

Wo jetzt eine mächtig breite, feste Doppelbrücke im Zuge der Viktoria- nnd Potsdamer Strasse hoch über den Kanal wegführt, bestand eine recht bescheidene, einfache Brücke. Dieselbe war sehr schmal und so niedrig, dass so oft ein einigermassen grosses Schiff den Kanal passierte, die beweglichen Klappen der Brücke geöffnet wurden. Dieses brachte natürlich jedes Mal eine Unterbrechung des gesamten Fussgänger- und Wageuverkehrs mit sich. Es war diese Einrichtung höchst lästig für die Passanten; es freuten sich über sie nur unpünktliche Schüler, die auf ihrem Wege znr Schnle über die Brücke mussten; hatten sie doch jedes Mal eine gute Ausrede, wenn sie zu spät kamen; dann war ebeu allemal die Brücke anfgezogen.

Die Potsdamer Strasse zeigte im Jahre 1858 in ihrem Schöneberger Teile, d. h. jenseits der Potsdamer Brücke, noch recht viele freie Stellen, aber auch im Berliner Teil, dem Stück zwischen Thor und Brücke, fanden sich noch mehrfach Gärten nnd Banstellen und auch sonst machte die Strasse den Eindruck einer erst halb fertigen Vorstadtstrasse. Trotzdem die Gesamtbreite der Strasse im ganzen nnverändert geblieben ist, war der Fahrdamm im Jahre 1858 recht schmal. Jedes Haus hatte znnächst einen grossen Vorgarten; dann folgte ein Rinnstein von etwa 2 Fuss Breite und 3 Fuss Tiefe, der sich am äusseren Raude des Bürgersteiges hinzog; nnd dieser Bürgersteig selbst war ziemlich breit nnd er mnsste es sein, denn auf ihm standen die ungeheuren Bäume, meist Pappeln nnd Ulmen, die ganze Strasse beschattend. Natürlich blieb da für den Wagenverkehr nur ein schmaler Streifen in der Mitte der Strasse übrig.

Aber, wenn der Fahrdamm auch schmal war, er genügte für den Verkehr. Ausser den meist von Hunden gezogenen Milchwagen, dem Scheerenschleiferkarren nnd den Wagen, auf denen „Spreewasser und andere kleine Fuhren“ transportiert wurden sowie den Schönebergeru, die ihr Gemüse zu Markte fuhren, sah man nicht viel Fuhrwerk. Und das war gut, denn das Pflaster war schrecklich nnd man zog daher allgemein das Gehen dem Fahren vor. In der That glich die Fortbewegung einer Droschke einem fortwährenden Springen vom Stein zu Steiu. Auch die Omnibusse waren nicht eben empfehlenswert, denn sie verursachten durch ihr Scheibengeklirr ein so betäubendes Geräusch, dass die Benutzuug dieses Vehikels nur besonders nervenstarken Personen erträglich war. Von den 10 Omnibuslinien, die Berlin im Jahre 1858 hatte, ging eine durch die Potsdamer Strasse; es war die Linie Molkenmarkt-Schöneberg; sie verfügte über vier Wagen und zwar ging alle halbe Stunde einer.

Besonders bequem hatte man es demgemäss gerade nicht, wenn man durch die Potsdamer Strasse fahren wollte oder musste. Doch einen Trost hatte man, für die Fussgänger war auch nicht besser gesorgt. Wohl war der „Bürgersteig“ mit Granitplatten belegt, aber nur in sehr geringer Breite; wer auf dem Trottoir ging, die dicken Chausseebäume auf der einen, den tiefen Rinnstein auf der andern Seite, musste sehr aufmerksam sein, um durch die Strasse zu kommen ohne anzustossen und hineinzufallen. Dazu kam, dass einzelne Häuser, unbekümmert um die sonst innegehaltene Baufluchtlinie, weit vorspringend gebaut waren. An diesen Stellen war ein wahrer Engpass. Ein rechtes Verkehrshindernis war namentlich ein Gebände, das im Berliner Volksmunde wegen seines eigentümlichen Aussehens der Eisbock genannt wnrde; das Haus war durch die Aufhöhung der Strasse scheinbar in die Erde versunken, man konnte vom Trottoir aus bequem

auf das Dach des Hänschens hinauflangen. Dabei sah es so baufällig aus, dass sich gewiss niemand gewundert hätte, wenn es über Nacht zusammengefallen wäre. Und doch hat der Eisbock noch recht lange die Potsdamer Strasse geziert.

Die Beschreibung einer Berliner Strasse von 1858 würde aber unvollständig sein, wenn ich nicht eine besondere Eigenschaft noch wenigstens erwähnte: ich meine den Duft oder vielmehr Gestank, der den stagnierenden Rinnsteinen entströmte. Derselbe war, zumal im heissen Sommer, fast unerträglich, gehörte aber zu den für die Stadt charakteristischen Eigentümlichkeiten. Erst durch die Kanalisation wurde hierin gründlich Wandel geschaffen.

Auch die Strassenbeleuchtung war im Jahre 1858 von der jetzigen recht verschieden. Eine Berechnung ergiebt, dass die damalige Beleuchtung zu der jetzigen etwa in demselben Verhältnisse steht, wie der Verkehr von damals und jetzt, die Potsdamer Strasse wurde damals alle halbe Stunde von einem Omnibus durchfahren, während sie jetzt in derselben Zeit von 62 Pferdebahnwagen und 34 Omnibussen passiert wird.

Der Abschluss der Potsdamer Strasse am Potsdamer Platz war durchaus nicht imposant.

Von rechts und links her sah man die graue Stadtmauer sich dem Thore nähern; die beiden jetzt noch bestehenden Thorgebäude dienten als Unterkunft für die Wachtmannschaften, das eine für die Zollbeamten, das andere für die Militärwache. Ausserhalb des Thores zog nach links die Schulgartenstrasse, nach rechts die Hirschelstrasse, hinter dem Thore nach links die Brandenburger, nach rechts die Potsdamer Kommunikation. Und durch diese Kommunikationen fuhren die Züge der Verbindungsbahn; doch hatten diese Eisenbahnzüge nichts Beängstigendes. Langsam und feierlich schritt vor dem Zuge ein Schaffner voran, mit einer grossen Messingglocke bei jedem Schritte laut läutend. Ihm folgte die Lokomotive und dahinter kam langsam rumpelnd der Güterzug. Oft hatte ein solcher Zug zwei Lokomotiven und eine dementsprechende Anzahl von Wagen und man kann sich denken, wie lange es dauerte, bis der Fussgänger- und Wagenverkehr über den Platz wieder frei wurde. Das Publikum war daran gewöhnt an den Brücken und Thoren zu warten.

Langsamer ging damals der Verkehr in der Stadt, dafür aber auch gemütlicher. Die „Rettungsinseln“, die sich jetzt auf den Plätzen befinden, waren entbehrlich; sie sind erst durch die Strassenbahnen und das Radfahren nötig geworden. Jetzt sind an den Strassenkreuzungen berittene Schutzleute postiert um die Fahrordnung: „immer rechts fahren“ in Erinnerung zu bringen; damals fanden die wenigen

Wagen von selbst ihren Weg und die Zeitungen konnten noch nicht, wie heute, täglich über Unfälle berichten.

Die ganze Stadt von 1858 würde dem heutigen Berliner nicht wie eine Grossstadt, sondern wie ein etwas gross geratenes Dorf erscheinen.

Kleine Mitteilungen.

O. S. Über den Koschenberger Diabas. — Der grüne ausserordentlich harte Stein, welcher im Niederlausitzer Koschenberg, die Granwacke durchbrechend, zu Tage tritt, ist Diabas; ich stelle zur Orientierung folgende Notizen darüber zur Verfügung.

Diabas ist ein deutliches körniges Gestein von dunkelgrüner Farbe, das im einzelnen Stück ein grün und weiss gesprenkeltes Aussehen besitzt. In dem Diabas lassen sich mikroskopisch deutlich weisse bis schwach grünlich gefärbte Feldspatleistchen neben schwarzem Augit erkennen, der vielfach uralitisiert ist und dann schwarzgrün erscheint, wodurch das Gestein eine hellere Färbung erhält. Zu beiden gesellt sich zuweilen schwarzer Biotit in vereinzelten Täfelchen, sowie immer Titan- und Magneteisen.

Der Diabas bildet nicht wie der Granit ausgedehnte Gesteinsmassen, sondern durchsetzt namentlich in der sächsischen Lausitz, in Form meist nur schmaler Gänge den Granit oder die Grauwacke. An verhältnismässig recht wenigen Punkten erreicht er jedoch bedeutende Mächtigkeit.

In Gestalt stärkerer Gänge tritt der Diabas im Granit z. B. bei Wiesa unweit Kamenz auf, ferner in der Grauwacke und im Granitit in dem geologisch hochinteressanten Koschenberg bei Senftenberg, auf jenem vereinzelten Ausläufer des nordsächsischen Grauwackenhügellandes, der sich weithin aus den ebenen Gebilden des Schwemmlandes durch seine Erhebung sichtbar macht.

Ein ferner nicht unbedeutendes Vorkommen, mitten aus den Diluvialkiesen hervortretend, befindet sich bei Schwepnitz-Bulleritz, nördlich von Königsbrück.

Diese drei bedeutenderen Vorkommen, die in technisch vollkommener Weise abgebaut werden, bilden zur Zeit die hervorragendsten Fundstellen des Diabases.

Zu technischen Zwecken wurde der Diabas bis vor wenigen Jahren eigentlich nur als Strassenschotter und demnächst zur Gewinnung bossierter Pflastersteine abgebaut, da ihn seine ausserordentliche Härte und vor allem seine ganz ungewöhnliche Zähigkeit nur schwer gewinnbar macht.

Umsomehr wird er infolge dieser Eigenschaften geschätzt, da er alle anderen bisher zu gleichen Zwecken verwendeten Gesteine wie Granit, Grauwacke, Basalt, Quarzit, Porphyr namentlich dort in den Schatten stellt, wo stärkeste Beanspruchung des Materials verlangt wird. Aber nicht allein diese specifische Härte, Festigkeit und Zähigkeit, sondern auch die ausserordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Atmosphärillen zeichnen ihn vor anderen Gesteinen aus, die vielleicht hart aber dabei glasartig-spröde sind, oder durch lehmige Verwitterung fortwährend einen reichlichen klebrigen Strassenschmutz abgeben wie z. B. Basalt und Porphyr.

Auch runden sich bossierte Pflastersteine aus Diabas nicht ab und werden den Pferden nicht verhängnisvoll wie die vorgenannten Gesteine oder die vielfach angebotenen künstlichen Ersatzsteine.

Auf Grund dieser Eigenschaften und mit Hinblick darauf, dass eben dieses in der That edel zu nennende Material nur beschränkte räumliche Verbreitung besitzt, hat das weiter unten genannte Diabaswerk in Erkenntnis des Bedürfnisses nach einem besonders widerstandsfähigem Strassen- und Fusswegsbefestigungsmaterial, den Diabas in Verbindung mit Cement zu Kunststeinen in besonderer Fabrikation verarbeitet, die ganz hervorragende Eigenschaften gegenüber denen bei Verwendung anderer Gesteine als Konkret besitzen, wie dies durch die Königl. Prüfungsanstalt in Charlottenburg festgestellt worden ist.

Nach jahrelangen mühevollen Versuchen ist es endlich gelungen die Fabrikation so zu gestalten, dass die hervorragenden natürlichen Eigenschaften des Diabases dem Kunstprodukt erhalten bleiben.

Andererseits aber lässt dieses sich jeder gewünschten Form anpassen, was, bei Verwendung des Diabases allein, nur mit ganz unverhältnismässig hohen Kosten zu bewerkstelligen wäre.

Durch sorgfältige Zerkleinerung, durch vollkommenes Waschen und durch ganz intensives Mischen, sowie durch sonst, infolge langjähriger Erfahrungen gebotene specifische Behandlung des Diabases mit dem nötigen Bindematerial, wird ein Kunststein erzielt, der bei verhältnismässig billigem Preise im Vergleich zu den bis jetzt auf den Markt gebrachten Kunststeinen ein Produkt darstellt, das sich bei der amtlichen Prüfung als das festeste und die geringste Abnutzung zeigende Kunststeinmaterial ergeben hat.

Diese Diabas-Kunststeine können sowohl direkt ohne jede weitere Bearbeitung zur Verwendung gelangen, sie werden aber auch, wenn grössere Ansprüche auf Eleganz gestellt werden, geschliffen, poliert und beliebig gefärbt geliefert.

Besitzer des Diabas-Kunststeinwerkes Koschenberg bei Senftenberg, Kreis Kalau, ist Herr Regierungsbaumeister Alfred Roscher, Dresden-A., Schweizer Strasse 14. Von dort können Proben sowohl des Rohmaterials (auch der Grauwacke) sowie des Kunststeins bezogen werden. Pflasterungsversuche mit letzterem hat die Stadt Berlin noch nicht gemacht. Diabas-Pflaster selbst ist im Stadtteil Moabit auf kleineren Strecken befriedigend verlegt worden. Schade, dass der Diabas mehr in unregelmässige Polyeder zerspringt und sich daher nicht so leicht wie z. B. der Granit von Cariskrone,

den man so viel in Berlin als Pflaster sieht, verarbeiten lässt. Das Märkische Museum hat vor einigen Jahren eine Exkursion nach dem Koschenberg gemacht und von dort für die Sammlungen eine reiche Folge von Gesteinsproben, Geschieben und Riesen des Quartärs über dem Diabas und der Grauwacke mitgebracht. Trotz der Härte des Gesteins entfärben sich Diabas-Geschiebe leicht, sie werden schwarzgrau, und beim Zerschlagen markiert sich die Entfärbungszone bis mehrere Centimeter tief in Steinen von Kindskopfgrösse. Der kleine Teich, welcher sich in dem Diabasbruch gebildet hat, führt kristallklares, kaltes, hartes und vegetationsarmes Wasser. Eine Exkursion nach dem Koschenberg ab Berlin kann an einem Tage ausgeführt werden.

E. Friedel.

Beitrag zur Kunde der vorgeschichtlichen Altertümer der Neumark. (Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.) Während die von Pastor Hobus vorgenommenen Ausgrabungen bei Blumberg im Kreise Landsberg a. W. bis vor kurzem aus der Zeit des geschliffenen Steines angehörende Funde ergaben, wurden jüngst nunmehr interessante Altertümer aus der Bronzezeit zu Tage gefördert. — Von den zuerst gefundenen mannigfachen Werkzeugen repräsentieren hier die ältere neolithische Steinzeit u. a.: ein geschliffener Steinhammer ohne Bohrloch mit quadratischem Mittelquerschnitt, welchen die Schäferberge in einem Urnenhügelgrabe bergen, und ein ebenfalls undurchbohrtes Steinbeil mit Rinne zur Befestigung des Stieles aus hartem, grauem Gesteine, bei Klein-Vorteil gefunden; während das beste der bisher hier entdeckten Werkzeuge der jüngeren Epoche der neolithischen Steinzeit, ein Axthammer von vorzüglichem Schliffe und Bohrloch, im Wartethale bei dem „Sassendamme“ auf der Moorsohle lag. — Die jüngst von Pastor Hobus aufgedeckten Gräber der „Bronzezeit“ befinden sich an einem sagenumwobenen Orte der „Kohlhöfe“, dort, wo der „Weidendamm“ die Grosskamminer Feldmark bei den „Sandkuten“ von der „Blumberger“ trennt. In verschiedener Tiefe, über und nebeneinander, stehen hier die Urnen älterer Vorzeit aus einer mit Granitgries durchsetzten dicken, groben Thonmasse mit den geschmackvolleren, ornamentierten, bisweilen schwarzpolierten der jüngeren Epoche der Prähistorie beisammen. Zwei Brandaltäre aus wohlgefügten, roh behauenen und gebrannten Feldsteinen, ca 1,5 m hoch, 2 m lang und 1 m breit, wurden, von Brandresten umgeben, hier blossgelegt. In einer Tiefe von 2 bis 3 m lagen mit und ohne Steinpackung die Brandurnen bisweilen 1 m voneinander entfernt. Die Beigaben bestanden aus grossen Buckelgefässen mit Henkeln bis zu einem Bauchdurchmesser von 0,5 m, aus kleinen ineinander gelegten Schalen mit grossem Henkel, kleineren und grösseren, oft mit Strichornamenten versehenen Henkeltöpfen, aus ovalen, tellerartigen, flachen Schüsselgefässen, deren Längsaxe ca. 1 m betrug, und deren Henkel sich an der ersten unteren Randstufe befanden. Auch geschmolzene Bronzestücke lagen hier und da neben Bronzeschmuckresten bei. In einer mit einem zweiten Gefässe als deckelbeschwerten, weniger schönen Begräbnisurne von feinerer Thonmasse, die ungefähr 2 m tief in einem Sandhügel ohne Steinpackung stand, befanden sich Brand-

knochenreste eines 10—12jährigen Kindes. Die Dünne der Schädeldecke, die Knochenformation und die Zahnbildung ergaben die Merkmale zum Schlusse auf dieses Alter. Als Beigaben barg dieses Grab zwei mit Patina sehr stark überzogene Bronzefibeln mit Spiralen, zwei Bronzeschnallen, einen Kamm aus Knochenmasse in sehr zarter Bearbeitung mit stark gebogenen Zähnen und Restchen von gedrehtem Silberschmuck. Auffallen musste es, dass die Röhrenknochen aus den Begräbnisurnen, scheinbar der Markentfernung halber, gespalten waren. Die Annahme, dass dies geschehen sei, um die Knochenreste in den Totengefässen bergen zu können, erklärt diese Thatsache nicht hinreichend.*) Von ganz besonderem Interesse ist ein Becher aus terra sigillata, welcher von den Resten einer grossen Buckelurne umschlossen war, und dessen Form den am Rhein gefundenen Römerbechern gleicht. Ferner wurde im „Höllengrunde“ eine bronzene Spiralplattenfibel mit längerem Bügel und losem, mit einem Doppelkreuze versehenem Dorne, ähnlich dem vom Königlichen Museum für Völkerkunde unter der Katalog-Nummer II 3816 aufgeführten Bronzeschmucke gehoben. Die Urnenfelder, welche noch viele lehrreiche und interessante Altertümer bergen dürften, erstrecken sich nach den Untersuchungen des Pastors Hohns weithin über die Blumberger und Kamminer Feldmark. Auch die sogenannten Werder des südlich von den Blumberger Höhen liegenden Warthebruches weisen sowohl Gefässe altgermanischen wie wendischen Charakters, oft mit Thonfarbe überzogen, auf; doch wurden hier auch Münzen aus der Ottonenzeit gefunden. Von den schon früher gehobenen Thongefässen besitzt Seine Excellenz Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode auf seinem Schlosse Grosskamsin eine ansehnliche Sammlung, in welcher auch ein „Schleuderstein“ sich befindet mit umlaufender Rille und „Dellen“ auf der oberen und unteren Seite. Vielleicht ermöglichen diese Entdeckungen eine Datierung und liefern damit einen kleinen Beitrag zur Erhellung des noch so dunkelen Geschichts- und Kulturbildes der Vorzeit in einem Teile unserer Mark.

Westhavelland. Lietzow bei Nauen. (ca. 1860.)

Ringelspiel für junge Leute.

a) Vers.

1. Du, du gefällst mir nicht
   Du bist zu hitzig
   Und alle deine Reden
   Sind mir zu spitzig.

2. Du, du mein Augentrost,
   Du du mein Leben
   Dir will ich ganz allein
   Ein Küsschen geben!

---

*) Die Röhrknochen platzen von selbst; dies ist in den Leichen-Verbrennungsöfen zu Gotha, Heidelberg, Hamburg und Berlin neuerdings oftmals festgestellt.

E. Friedel.

b) Spiel.

16—20 junge Leute im Alter von 16—24 Jahren, Mädchen und Burschen, treten im Kreise an und reichen sich die Hände. Eine Person tritt in die Mitte und singt die Verse mit Gesten. Die übrigen singen mit. Bei den entsprechenden Worten zeigt er auf ein Mädchen und küsst sie. Dann tritt sie in die Mitte und singt ebenfalls die Verse. Sie sucht sich dabei einen jungen Mann zum Küssen aus, und so geht die Sache weiter.

c) Melodie.

O. Monke.

Niebede, Kreis Westhavelland, ca. 1860.

Pfänderspiel für grössere Kinder.

Guten Tag, gnäd'ger Herr,
Und ich, gnäd'ger Herr,
Komme vom gnäd'gen Herrn,
Um dem gnäd'gen Herrn zu sagen,
Dass unsre Katze blitzeblaue Augen,
Paille-gelbe Vorderpfoten,
Grüne Hinterpfoten
Und einen kokliko-roten Schwanz hat.

Die Teilnehmer sitzen im Kreise. Einer, der Vorsprecher, sagt zu seinem Nachbarn die erste Zeile; dieser spricht sie nach, zum folgenden Spieler gewendet, und so geht die Zeile im Kreise herum.

Sodann wird Zeile 1 und 2 zusammen vom Vorsprecher gesprochen, und beide Zeilen werden nun in derselben Weise wie vorhin No. 1 von allen Mitspielern der Reihe nach wiederholt.

Dann wird mit den Zeilen 1—3 ebenso verfahren, und so geht es fort bis zur letzten.

Wer aber bei diesem Spiel eine Zeile oder auch nur ein Wort auslässt, muss ein Pfand geben.

(Auch in Berlin bekannt.)

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Persönliche Nachrichten.

U. M. Herr Rechtsanwalt Dr. jur. Julius Stadthagen hat den Charakter als Justizrat verliehen erhalten.

Sr. Majestät der König Don Carlos von Portugal ernannte u. M. den Königlichen Landbauinspektor Wilhelm Wulff zum „Cavalleiros da ordem militar de Nosso Senhor Jesus Christo".

12. (9. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 26. Oktober 1901, nachmittags 5 Uhr

Besichtigung des Königl. Instituts für Infektionskrankheiten, Berlin N., Nordufer-Föhrerstrasse.

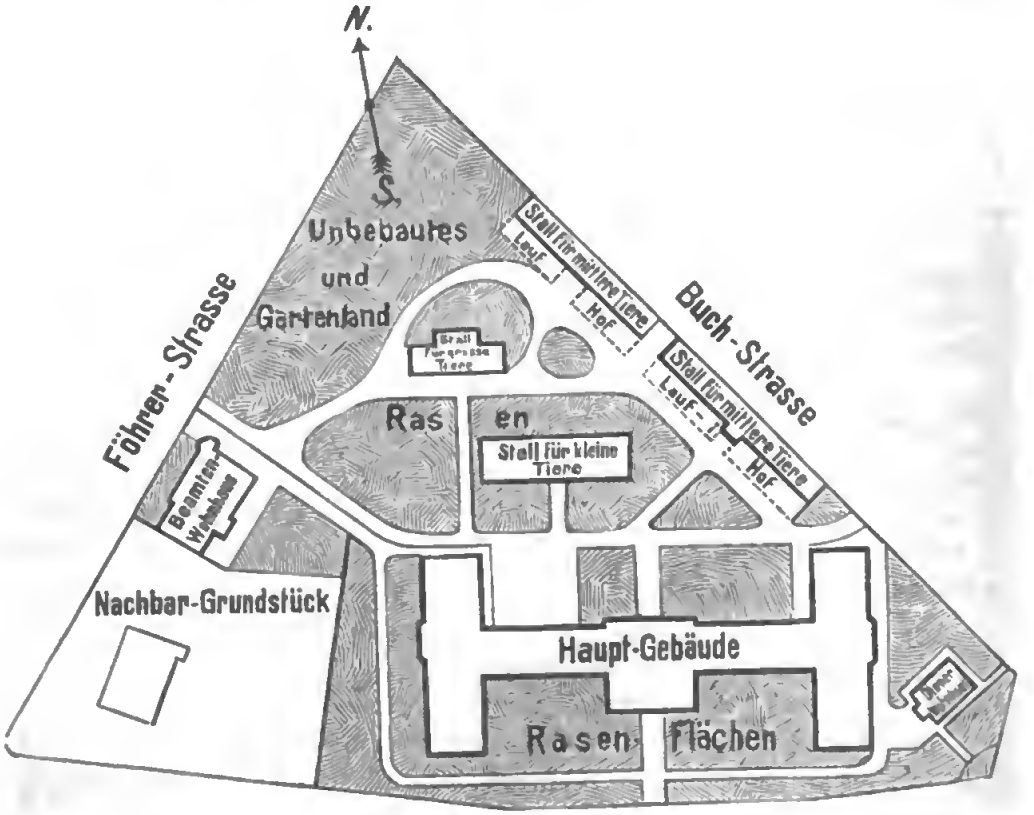
Zur festgesetzten Stunde hatte sich eine grosse Anzahl Herren nnd Damen vor dem Eingang des Gebäudes versammelt. Das Gebäude ist aus roten Backsteinen aufgeführt und besteht aus einem Längsgebäude mit zwei Seitenflügeln. In der Mitte des Hauptgebäudes befindet sich ein vorspringendes Treppenhaus mit hohen Fenstern.

Am Eingang begrüsste Herr Geheimer Medizinalrat Dr. Dönitz nebst Gemahlin die Erschienenen und geleiteten sie über den hellen und luftigen Corridor in den Hörsaal. Hier waren mehrere Rahmen aufgestellt mit Photographien und Diapositiven jener niedrigen Lebewesen, welche so schädigend auf die menschliche und tierische Gesundheit eingreifen. Die Bilder waren Meisterwerke in ihrer Art, hergestellt durch Herrn Professor Dr. Zettnow. Der I. Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungsrat Friedel, begrüsste hier die Versammelten und dankte Herrn Geheimrat Dönitz für die freundliche Einladung zur Besichtigung dieses neuen für die Wissenschaft und für die Wohlfahrt gleich wichtigen Instituts.

Nun ergriff Herr Geheimrat Dönitz das Wort zu folgendem Vortrage:

Meine Damen, Meine Herren!

Ihr allverehrter Vorsitzender, der Gründer der Brandenburgia, Herr Geh. Rat Friedel, ist unablässig bemüht, Ihnen das, was die Mark Brandenburg an Sehenswürdigkeiten im weitesten Sinne des Wortes bietet, vor Augen zu führen, nnd so hat er vor länger als Jahresfrist auch mich gebeten, Ihnen das Institut für Infektionskrankheiten für eine Besichtigung zu öffnen. In Abwesenheit des Direktors, des Herrn Geh. Rat Robert Koch, hatte ich zugesagt, aber um Hinausschiebung des Termines gebeten, weil der Neubau des Institutes sich noch in gar zu unfertigem Zustande befand. Jetzt, wo er seiner Vollendnng entgegengeht, ist nach seiner Rückkehr aus Neu-Guinea Herr Geh. Rat Koch gern damit einverstanden, dass ich mein Wort einlöse, und so kann ich Sie heute in diesen Räumen willkommen heissen.



Grundriss des Instituts für Infektionskrankheiten.

Wenn Sie die Einrichtungen eines Institutes, wie es das unsrige ist, verstehen wollen, müssen Sie erst Klarheit darüber haben, welche Anfgaben dem Institute gestellt sind, nnd mit welchen Mitteln, auf welche Weise diese Anfgaben gelöst werden. Sie würden sonst hier

nicht viel anderes sehen, als ein bakteriologisches Laboratorium. Dass aber ein grosser Teil unserer Thätigkeit ausserhalb des Laboratoriums liegt, würde Ihnen gar nicht zum Bewusstsein kommen. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, Sie auf diese Dinge aufmerksam zu machen, ehe wir an die Besichtigung gehen. Ein kurzer historischer Rückblick wird Sie ausserdem überzeugen, dass die Errichtung dieses Instituts aus einer inneren Notwendigkeit hervorgegangen ist.

Wenn wir auf den Anfang der achtziger Jahre zurückgreifen, so finden wir den Direktor des Institutes, R. Koch, am Ende der ersten Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit; er hatte eine neue Wissenschaft geschaffen, die Bakteriologie, und bewiesen, was man schon geahnt, aber zu beweisen sich vergeblich bemüht hatte, dass alle ansteckenden Krankheiten, die sogenannten Infektionskrankheiten, durch kleine Lebewesen, pathogene Organismen, hervorgerufen werden, welche auf irgend eine Weise in den Körper eindringen. Indem sie

Institut für Infektionskrankheiten.

sich dort vermehren, rufen sie eine Schädigung des Körpers hervor, und dieser reagirt darauf automatisch mit Abwehrmassregeln, deren wir selber, wenn wir die Geschädigten sind, uns nicht einmal bewusst werden, ausser dass wir fühlen, dass wir krank sind. Alle diese Vorgänge zusammen, die Schädigung und die Abwehr, bilden den Begriff der Krankheit. R. Koch hatte also eine Anzahl solcher Schädlinge züchten gelehrt und mit seinen Reinkulturen gezeigt, dass einer jeden Krankheit ein eigener, specifischer Mikro-Organismus entspricht.

Mit dieser Erkenntnis hatte die wissenschaftliche Medizin einen ganz erstaunlichen Fortschritt gemacht. Trotzdem kamen die Nörgler und sagten: Da habt Ihr nun die Bazillen entdeckt, — erfunden, sagte man gewöhnlich —, aber Krankheiten könnt Ihr damit doch nicht heilen!

Wer so sprach, übersah in kurzsichtiger Weise, dass mit der Kenntnis dieser Organismen uns eine mächtige Waffe in die Hand gegeben war. Wir hatten nur nötig, diese kleinen Wesen als unsere Feinde anzusehen und mit ihnen zu verfahren, wie man es mit einem politischen Feinde macht, d. h., Abwehrmassregeln treffen, und, wenn das nicht hilft, den Krieg erklären.

R. Koch, der damals Professor der Hygiene an hiesiger Universität war, wandte sich, dieser Stellung gemäss, den hygienischen Abwehrmassregeln gegen unsere mikroskopisch kleinen Feinde zu und trat damit in die zweite Epoche seiner ausserordentlich schöpferischen Thätigkeit ein, unterstützt von einer Schaar arbeitsfroher und opferwilliger Schüler.

Jetzt galt es, die Lebensweise der krank machenden Organismen innerhalb und besonders auch ausserhalb des menschlichen oder tierischen Körpers kennen zu lernen, und zu ermitteln, wie sie in den Körper gelangen. Das musste für jede einzelne Krankheit besonders festgestellt werden. Die wichtigste Krankheit, der man sich zuwandte, war die Tuberkulose, und man erkannte bald, dass sie eine echte Schmutzkrankheit ist, indem der Tuberkelbazillus von den Kindern auf dem Fussboden der Wohnungen und der Strassen aufgelesen, von den Erwachsenen hauptsächlich im Staube der Strassen wie enger Wohnräume eingeatmet wird. Verbreitet aber wird er durch den Auswurf hustender Schwindsüchtiger.

Für einige andere Krankheiten, die häufig als Seuchen auftreten, wurde festgestellt, dass sie sich gewöhnlich durch das Wasser verbreiten. Dahin gehören zwei der mörderischsten Krankheiten, die Cholera und der Typhus.

Ich kann die Sache hier nicht weiter verfolgen, doch werden Sie leicht verstehen, dass die so gewonnenen Kenntnisse den sich hieran anschliessenden Arbeiten über Schutzmassregeln eine ganz bestimmte Richtung gaben, und dass die Filtration des Wassers und die Desinfektion ganz besonders in Frage kamen. Die Desinfektion bezweckt die Zerstörung der Keime an solchem Material, welches noch weiter gebraucht werden soll, z. B. an der Wäsche, an den Wänden und Fussböden der Wohnräume, aber auch an den Instrumenten und dem Verbandmaterial, und sogar an den Händen des Chirurgen und auf der Haut des Kranken, an dem eine Operation vorgenommen werden soll.

Die Arbeiten über Wasserfiltration ergaben, dass ein grosses Wasserwerk mit Filterbetrieb ein keimfreies Wasser zu liefern nicht im Stande ist, dass es aber für das praktische Bedürfnis genügt, wenn der Keimgehalt in einem Kubikcentimeter Wasser von einigen Hunderttausend auf einige Hundert Keime herabgedrückt wird. Mit unseren beschränkten Hülfsmitteln können wir es der Natur nicht gleich thun, welche das

Oberflächenwasser durch mächtige Schichten märkischen Sandes allerdings keimfrei filtriert. Nun hätte man meinen sollen, dass nichts näher liegt, als dieses scheinbar einwandfreie Wasser aus der Tiefe zu heben, aber dieses Wasser enthält Eisen, welches sich in hässlichen braunen Flocken absetzt, wenn das Wasser mit der Luft in Berührung kommt; und ausserdem giebt es einer kleinen Alge Gelegenheit sich anzusiedeln und so gut zu gedeihen, dass sie schliesslich die Leitungsröhren verstopft. Doch ist man auch dieser Uebelstände Herr geworden, und Koch und seine Schule hat die Genugthuung, dass jetzt auch in Berlin das filtrierte Schmutzwasser des Müggelsees und des Tegeler Sees durch Tiefbrunnenwasser ersetzt werden soll, dessen sich Charlottenburg schon seit Jahren erfreut.

Sie sehen wohl, dass diese und ähnliche Arbeiten, an denen sich Koch mit ganzer Kraft beteiligte, zu einer völligen Umgestaltung der Hygiene geführt haben. Ausser Desinfektionsanlagen, Filterwerken und Tiefbrunnen wurden noch Rieselfelder als wichtige Elemente der Hygiene geschaffen, und es schliessen sich an: die Fleischbeschau, die Milchhygiene und alles was in das Gebiet der Sterilisation gehört.

Noch während man mit diesen für unsere socialen Verhältnisse tief einschneidenden hygienischen Untersuchungen und mit ihrer Übertragung in die Praxis beschäftigt war, mit Untersuchungen und Einrichtungen also, welche zum Zweck hatten, die krankmachenden Organismen von unserem Körper fern zu halten, begann R. Koch seine Arbeiten zur Heilung der ansteckenden Krankheiten. Das bedeutete, um in dem schon gebrauchten Bilde zu bleiben, den Krieg gegen Organismen, welche sich schon im Körper des Menschen, oder auch der höheren Tiere, angesiedelt und ihn krank gemacht haben. Damit begann die dritte Epoche der Thätigkeit R. Kochs.

Diese Arbeiten hatten den erstaunlichen Erfolg, dass Koch in dem von ihm dargestellten Tuberkulin der Welt ein Mittel schenkte, mit welchem man thatsächlich im Stande ist, beginnende Tuberkulose zu heilen. Es war diese Entdeckung eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil das Tuberkulin ein specifisches Heilmittel ist, d. h. ein solches, welches seine volle Wirksamkeit nur gegen eine ganz bestimmte Krankheit entfaltet, wie z. B. das Chinin gegen das Wechselfieber. Solcher specifischer Heilmittel waren bisher nur drei bekannt; das Chinin, das Quecksilber und das Jod. Koch fügte also diesen dreien ein viertes hinzu, das Tuberkulin, welches sich aber seiner chemischen Zusammensetzung nach wesentlich von den anderen unterscheidet, weil es aus den Krankheitserregern, den Tuberkelbazillen selber hergestellt wird. Mit seiner Entdeckung war wieder eine neue Bahn gebrochen, denn der Analogieschluss lag auf der Hand, dass es auch bei anderen bakteriellen Krankheiten specifische Heilsubstanzen

geben würde, die zu suchen die nächste Aufgabe sein mnsste. Das ging aber weit über den Rahmen eines hygienischen Institutes hinaus, nnd in richtiger Würdigung der Sachlage entschloss sich ein hohes Knltus-Ministerium, ein neues, eigenartiges Institut zu gründen, dessen Arbeiten auf das grosse Ziel, die Heilung und Unterdrücknng der Infektionskrankheiten, gerichtet sein sollten. So entstand das Institut für Infektionskrankheiten, dem selbstverständlich eine Krankenabteilnng beigegeben werden mnsste, weil die Beschäftigung mit Krankheiten, so wie sie geplant war, ohne Kranke nicht denkbar ist.

Als Krankenhaus konnte nur die Charité in Frage kommen, auf deren Grund und Boden das bekannte Barakenlazaret errichtet wurde. Zur Unterbringung der sogenannten wissenschaftlichen Abteilung wnrden die in der Unterbaumstrasse gelegenen Häuser angekauft, welche den älteren Berlinern unter dem Namen des Triangels bekannt waren. Das war nur eine provisorische Einrichtung, aber es gingen doch ans diesen unscheinbaren Räumen epochemachende Entdeckungen hervor. Hier begründete Behring seine Blntserumtherapie, welche anf gänzlich neuen Grnndsätzen beruhte.

Sie wissen alle, welcher Segen der Welt darans erwachsen ist, so dass wir jetzt den Würgeengel unserer Kinder, die Diphtherie, nicht mehr zu fürchten haben, wenn nur rechtzeitig die Krankheit erkannt und das Heilmittel gegeben wird.

Vielleicht ist es zweckmässig zum besseren Verständnis dessen, was ich Ihnen noch sagen möchte, wenn ich mit ein paar Worten auf die Gewinnung des Diphtherie-Heilserums eingehe. Es ist allgemein bekannt, dass gewisse Krankheiten den Menschen nur einmal zu befallen pflegen; das einmalige Ueberstehen der Pocken, des Typhus, der Cholera u. s. w. schützt gewöhnlich gegen eine zweite Erkrankung auf Lebenszeit, oder doch anf sehr lange Zeit, und das ist nach nnserer hentigen Auffassung in Folgendem begründet.

Der menschliche und der tierische Körper besitzt chemische Schutzstoffe gegen die Krankheitserreger, also z. B. auch gegen die Diphtheriebazillen. Durch das Ueberstehen der Krankheit erlangt der Körper die Fähigkeit, diese Schutzstoffe dauernd in noch viel grösserer Menge zu erzeugen, so dass die Krankheitserreger, wenn sie ein zweites Mal in den Körper eindringen sollten, von vorn herein unschädlich gemacht werden. Man sagt dann, dass der Mensch immun gegen diese Krankheit ist. Bei Tieren können wir aber eine zweite Erkrankung erzwingen, indem wir ihnen sehr grosse Mengen der Krankheitserreger oder der von ihnen erzeugten Gifte beibringen. Wir spritzen sie ihnen zu diesem Zwecke gewöhnlich unter die Haut. Nach dieser zweiten Erkrankung hat die Menge der im Tierkörper erzeugten Schutzstoffe wieder bedeutend zngenommen. Wenn man diese erzwungenen Erkrankungen mehrmals

wiederholt, so sammelt sich in dem Blute des Tieres so viel Schutzstoff an, dass in wenigen Kubikcentimetern Blut eine solche Menge davon vorhanden ist, dass man damit die auf natürlichem Wege entstandene Krankheit heilen kann; und das Tier, welches dieses heilkräftige Blut (Blutserum) liefert, nennen wir hoch immun; wir haben es hoch immunisiert, d. h. gegen sehr grosse Mengen Krankheitsstoff unempfindlich gemacht.

In der Folge stellte sich bald heraus, dass die Heilsera, welche man gegen andere Krankheiten herstellte, in ihrer Leistungsfähigkeit weit hinter dem Diphtherieheilserum zurückblieben. Diesem Übelstande wusste man dadurch abzuhelfen, dass man solche Leute, die einer besonderen Ansteckungsgefahr ausgesetzt waren, in derselben Weise gegen diese Krankheit immunisierte, wie man das bei der eben erwähnten Immunisation der Tiere thut. Das ist z. B. das Verfahren, welches man in Südafrika und in Indien gegen Typhus und auch gegen Pest nicht ohne Erfolg eingeschlagen hat.

An der Ausarbeitung der diesen Bestrebungen zu Grunde liegenden Ideen ist das Institut für Infektionskrankheiten in hervorragendem Maasse beteiligt, und für das praktische Bedürfnis sind dabei zwei Verfahren herausgekommen: das Heilen der Kranken mit specifischen, von den Krankheitserregern gewonnenen Heilmitteln, und das Immunisieren der Gesunden gegen befürchtete Ansteckung. Beide Verfahren werden immer auf den einzelnen Menschen angewendet. R. Koch ist aber noch einen Schritt weiter gegangen und hat begonnen, die Seuchen als solche zu bekämpfen. Wie das gemeint ist, wird am besten ein Beispiel lehren.

Als im Jahre 1892 die Cholera über Europa hereingebrochen war und an Deutschlands Grenzen lauerte, wusste man schon, dass uns die grösste Gefahr auf dem Wasserwege drohte, und wirklich gelangte die Seuche durch den Seeverkehr nach Hamburg, wo sie explosionsartig einen schreckenerregenden Umfang annahm. Von Hamburg aus drohte sie stromauf zu gehen, und ebenso war der Rhein von Holland aus, die Oder und die Weichsel von Russland und Mähren aus bedroht, denn in den Nachbarländern herrschte die Cholera, und die Seuche verbreitet sich eben so wohl stromauf — wie abwärts. Das liegt daran, dass kranke Schiffer das Flusswasser versenchen, und dass dadurch wieder die Uferbevölkerung, welche dieses Wasser benutzt, gefährdet ist. Hat sich aber erst die Krankheit an den Ufern der grossen Flüsse festgesetzt, so wird sie leicht über das ganze Land verbreitet. — Zur Abwehr wurden nun auf Kochs Veranlassung an allen gefährdeten Punkten Wachtposten, d. h. bakteriologisch geschulte Hygieniker aufgestellt, welchen es thatsächlich gelang, den Feind abzufangen, noch bevor er Schaden thun konnte. Es wurde der Schiffsverkehr sorg-

fältig überwacht; jeder Cholerakranke, welcher über die Grenze kam, wurde mit seiner Umgebung, die ja auch schon infiziert sein konnte, isoliert, und eine Verseuchung Deutschlands wurde verhindert.

Bei dieser Art der Seuchenbehandlung besteht ein wesentliches Moment darin, dass man nicht nur nach den augenscheinlich Kranken sucht, sondern auch nach denjenigen, welche die Krankheitskeime in sich beherbergen, ohne sich krank zu fühlen. Lässt man diese frei herumgehen, so streuen sie die Krankheitskeime weiter aus, und die Unterdrückung der Seuche ist vereitelt. Es müssen also alle in Frage kommenden Personen eine kurze Zeit unter ärztliche Beobachtung gestellt und mit allen Hülfsmitteln, welche uns die Bakteriologie an die Hand giebt, fortlaufend untersucht werden, bis wir sie mit Sicherheit entweder für frei oder für krank erklären können. Da sich diese Massregeln immer nur auf eine verschwindend kleine Anzahl von Personen erstrecken, so merkt man davon im öffentlichen Leben gar nichts; nur wenige Familien werden davon berührt.

Diese Grundsätze sind neuerdings wieder bei der Malaria erprobt worden, indem von diesem Institute aus die Unterdrückung dieser Krankheit auf der Insel Brioni an der Westküste von Istrien geleitet wurde.

Die Malaria, eine Krankheit, für welche das gute deutsche Wort Wechselfieber oder kaltes Fieber leider in Vergessenheit zu kommen scheint, hat das Eigentümliche, dass, wenn sie nicht gleich bei den ersten Anfällen durch richtige Chininbehandlung geheilt wird, sie Jahre lang wiederkehrt und immer leichtere Anfälle hervorruft, die von den Kranken oft wenig beachtet und daher der ärztlichen Kenntnis und Behandlung entzogen werden. Solche Personen vermögen aber ihre Umgebung eben so leicht anzustecken wie frischere Fälle. Wenn nämlich in der warmen Jahreszeit gewisse Mückenarten an solchen Personen Blut saugen und nach einiger Zeit wieder gesunde Personen stechen, so übertragen sie die Krankheit auf letztere. Um das zu verhüten, müssen also die chronisch Erkrankten unschädlich gemacht werden, indem man sie in regelrechte Behandlung nimmt und heilt. Vorerst aber müssen diese Personen entdeckt werden, und das ist eine sehr mühselige Aufgabe. Man entnimmt den in Frage kommenden Personen einige Tröpfchen Blut, streicht es auf kleine Gläschen aus und unterwirft es der mikroskopischen Untersuchung. Finden sich im Blute die Malariaparasiten, die ich Ihnen gleich im Bilde vorzuführen gedenke, so werden die Kranken in Behandlung genommen und müssen Chinin schlucken, sie mögen wollen oder nicht. Auf der Insel Brioni nun, deren reiche Naturschätze nicht ausgebeutet werden konnten wegen des dort herrschenden Wechselfiebers, wurde die Krankheit im Laufe eines Jahres bis auf einige Fälle, die von aussen her frisch eingeschleppt wurden, unterdrückt,

dank der aufopfernden Thätigkeit des Herrn Prof. Frosch, des Vorstehers der wissenschaftlichen Abteilnng des Institutes. Welche Bedentung dieser Thätigkeit beiznmessen ist, werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen sage, dass in der dortigen Gegend früher blühende Städte wegen des mörderischen Wechselfiebers verlassen werden mussten und jetzt in Rninen liegen. Ich muss noch hinznfügen, dass ein grosser Teil der in Brioni angefertigten Blutpräparate hier in diesem Institute untersucht wurde, und dass der ganze Feldzug gegen die Malaria von hier aus geleitet worden ist.

Im Augenblick sind wir damit beschäftigt, an der Typhusepidemie in Gelsenkirchen und vielleicht auch anderwärts zu zeigen, dass man jetzt im Stande ist, auch den Typhus als Seuche zn unterdrücken. Die nötigen Vorarbeiten sind im Institute gemacht worden nnd haben zn dem Ergebnis geführt, dass es möglich ist, Leute, die sich gar nicht krank fühlen, aber doch Typhusbazillen ausstreuen, unter den Gesnnden herauszufinden, und damit ist die Grundlage für eine Bekämpfung der Seuche gegeben. Zur Aufklärung über die Vorgänge in Gelsenkirchen möchte ich noch bemerken, dass die dortigen Filterwerke nicht, wie in unserer Mark, durch meterdicke Sandschichten, sondern durch Schotter filtrieren müssen, der viel zu grossporig und dnrchlässig ist, nm einwandfreies Gebrauchswasser zu liefern. Gelangen dort also auf irgend eine Weise, Typhuskeime in die Ruhr, so werden sie mit dem filtrierten Wasser in alle Häuser verteilt, und die Epidemie ist fertig. Ein direkter Bezng des Wassers aus der Ruhr scheint die Sache nicht viel schlimmer zn machen. Für die Zuknnft wird es sich also darum handeln, zu verhindern, dass der Fluss überhanpt infiziert wird. Durch unnachsichtige Ausübung der Anzeigepflicht bei einem jeden Typhusfalle nnd gehörige Beanfsichtigung kann das erreicht werden. Es ist das der einzig gangbare Weg, weil zweckmässige Veränderngen an der Wasserversorgung und der Abführung der Verbrauchswässer, die dort noch sehr im Argen liegt, nicht mit der nötigen Schnelligkeit ausgeführt werden können, selbst wenn die dazu nötigen kolossalen Geldmittel znr Verfügung ständen.

Zum Schluss möchte ich Sie zur Vervollständigung des Bildes, das ich Ihnen hier von unseren Arbeiten entworfen habe, noch einen Ausblick in die Zukunft thun lassen und will noch einige Worte über die Pest sagen. Wir stehen dieser Seuche nicht mehr so ratlos gegenüber, wie unsere Vorfahren, seitdem man ihr Wesen und ihre Verbreitungsart erkannt hat. Die Ansteckungsgefahr von Person zu Person ist bei weitem nicht so gross, wie man früher annahm. Dagegen hat sich gezeigt, dass die Ratten es sind, welche den Ansteckungsstoff, die Pestbazillen, nach allen Richtungen hin verbreiten. Wer die Lebensweise der Ratten kennt, weiss auch, dass kein Ort vor ihnen sicher ist; aber

ganz besonders ist dieses der Fall bei pestkranken Ratten, welche unter dem Einfluss ihrer Krankheit nicht mehr wissen was sie thun, deshalb ihre Scheu vor dem Menschen ablegen und am hellen Tage herumlaufen, wo sie sonst nur unter dem Schutze der Nacht ihr Wesen treiben. Überall streuen sie dabei die Pestbazillen aus. Das erklärt wohl zur Genüge, weshalb es so schwer ist, sich gegen die Ansteckung zu schützen, weil man nicht wissen kann, wo die Ratten gehaust haben.

Wenn wir uns also gegen die Pest schützen wollen, so müssen wir zuvörderst die Ratten nach Möglichkeit vertilgen. Das sieht man jetzt sogar an jenen Orten ein, wo man bisher die Thäterschaft der Ratten leugnete, wie z. B. in Alexandrien. Seit drei Jahren kommen dort immer wieder kleine Gruppen von Pestfällen vor, aber erst jetzt fängt man an die Anwesenheit und Thätigkeit der Ratten zu würdigen. Hoffen wir aber, dass auch unsere Regierung sich dieser Auffassung anschliesst und bei Zeiten den Ratten den Krieg erklärt. In Hafenstädten hat man schon begonnen, auf pestverdächtigen Schiffen gegen diese Tiere zu Felde zu ziehen, trotz der sehr bedeutenden Kosten, die besonders dadurch entstehen, dass durch die Mittel, welche man zur Vernichtung der Ratten auf einem voll beladenen Schiffe anwendet, oft ein erheblicher Teil der Ladung schwer beschädigt wird, wofür Schadenersatz zu leisten ist. — Wichtiger noch erscheint es, zu Lande die Ratten zu bekämpfen; doch das ist viel schwieriger, weil die Ratten einfach auswandern, wenn sie merken, dass ihnen nachgestellt wird; und nachher kommen sie wieder.

Dass jetzt schon in unserem Institute an allen die Pest betreffenden Fragen sehr eifrig gearbeitet wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es ist sogar zu diesem Zwecke eine eigene Abteilung für besonders gefährliche Krankheiten von der wissenschaftlichen Abteilung abgetrennt und Herrn Prof. Kolle unterstellt worden.

Hiermit glaube ich nun, Ihnen ein leidlich anschauliches Bild von der Entwickelung des Königl. Preussischen Institutes für Infektionskrankheiten gegeben zu haben. Sie werden daraus den Eindruck gewonnen haben, dass auf unserem Arbeitsfelde schon einiges geleistet worden ist, dass aber noch sehr viel Arbeit vor uns liegt. Sie werden aber auch gesehen haben, dass wir nicht speciell Bakteriologie treiben, dass wir auch weder reine Hygieniker noch reine Kliniker sind, dass wir aber alle diese Gebiete beherrschen müssen, um ihre Errungenschaften, an denen wir selber beteiligt sind, zur Erreichung unseres Zieles, der Ausrottung der Infektionskrankheiten, mit Erfolg auszunutzen. Diese neueste Richtung der ärztlichen Thätigkeit ist die eigenste Schöpfung des Direktors des Institutes, eines Robert Koch, dem die Munificenz Sr. Majestät Regierung diesen stattlichen Neubau

übergeben hat, worin er die nötigen materiellen Unterlagen finden wird zur weiteren Entfaltung seiner schier unerschöpflichen Kräfte.

Auf diesen Vortrag folgte die Vorführung einer Anzahl Projektionsbilder durch Herrn Professor Zettnow, zu denen Herr Geheimrat Dönitz die notwendigen Erklärungen gab. Aus der grossen Fülle der Bilder mögen hier nur einige herausgegriffen werden, weil sie ganz besonderes Interesse erregen. Es sind das Kulturen der Cholerabazillen im Reagierröhrchen und auf der Platte, Stichkultur von Milzbrand, Diphtheriebazillen und Pestbazillen, Milzbrandbazillen und Influenzabazillen. Das grösste Interesse boten aber die Präparate der Malariaparasiten auf den verschiedensten Entwicklungsstufen in den roten Blutkörperchen, und zwar von allen drei bekannten Arten, nämlich des dreitägigen, des viertägigen und des Tropenfiebers.

Ein Bild zeigte den Mückenmagen, besetzt mit zahllosen Kugeln, welche die Keime zu neuen Parasiten enthalten, die nun in die Giftdrüse der Mücke wandern und durch den Stich in das Blut des Menschen befördert werden.

Am Schluss des Vortrages dankte Herr Geheimrat Friedel den beiden genannten Herren für die lehrreiche Stunde.

Hieranf folgte die Besichtigung des Gebäudes, in welches die wissenschaftliche Abteilung des Institutes Anfang Juli 1900 übergeführt wurde, nachdem sie 9 Jahre lang provisorisch im sogenannten Triangel am Unterbaum untergebracht gewesen war. Da der Platz, anf welchem das alte Gebäude stand, für den im Werke begriffenen Umbau des Königl. Charité-Krankenhauses gebraucht wurde, musste mit den Arbeiten in den neuen Räumen schon begonnen werden, noch bevor die innere Einrichtung vollendet war.

Der Grundriss des aus rotem Backstein hergestellten Gebäudes stellt ein stark in die Breite gezogenes lateinisches H dar, indem ein von Ost nach West ziehendes Hauptgebäude zwei langgestreckte Seitenflügel mit einander verbindet. Ein weit ausladender Mittelbau enthält das gross angelegte, bis in den zweiten Stock durchgehende Treppenhaus. In beiden Stockwerken länft ein heller Korridor die ganze Länge der nach Süden gelegenen Front entlang, während die Hauptlaboratorien des gleichmässigeren Tageslichtes wegen nach Norden untergebracht sind. In den Seitenflügeln befinden sich grosse Säle für Unterrichtszwecke, das chemische Laboratorium, die Bibliothek, der Hörsaal, die Abteilnng für besonders gefährliche Krankheiten, welche immer verschlossen gehalten wird, und die photographische Abteilung.

Die Wntschutzstation, in welcher Personen, die von tollen oder tollwutverdächtigen Hunden gebissen sind, der Pasteurschen Schutzimpfung unterzogen werden, liegt im Hauptgebände. Hier suchen jährlich mehr als 300 Menschen Hülfe. Sie kommen alle aus den

Grenzgebieten gegen Rnssland und Oesterreich, niemals ans dem Westen des Reiches.

In den Kellerränmen wurden die Heizanlagen, ein riesiger Verbrennungsofen, die Centrifngen und die Kugelmühlen besichtigt, welch' letztere znr Zeit dazu benntzt werden, die winzigen Tnberkelbazillen, von denen etwa 200 auf die Länge eines Millimeters gehen, so fein zn zerreiben, dass nicht ein einziger Bacillns ganz bleibt.

Zum Schluss erfolgte ein Rundgang durch die 4 Tierställe, in in welchen alle Arten von Versuchstieren, von der Maus an bis zum Esel hinauf untergebracht waren. Pferde sollen demnächst eingestellt werden. Für Tiere mittlerer Grösse, wie Hunde, Ziegen, Schweine, sind ausserdem noch sogenannte Laufställe vorhanden, in welchen sich die Tiere bei Tage frei bewegen können.

Die Beleuchtung sämtlicher Gebäude, auch der Ställe, ist elektrisch. Gas wird nur für Laboratoriumszwecke gebraucht.

Die Krankenabteilung wird später von der Charité nach dem Virchow-Krankenhaus verlegt werden, welches jetzt eben in unmittelbarer Nähe des Institutes im Bau begriffen ist und voranssichtlich im Jahre 1904 eröffnet werden wird. Laut Vertrag mit der Stadt sollen dem Institnte 4 Baracken mit znsammen 100 Betten zur Verfügung gestellt werden.

Nach der Besichtigung fand sich ein grosser Teil der Besucher noch bei einem Glase Bier in dem Restaurant zum Landsknecht zusammen.

13. (4. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Oktober 1901, abends 7½ Uhr

im Bürgersaale des Rathauses.

Vor dem Eintritt in die diesmalige Tagesordnung war von dem Vorstande eine kleine Feier eingeschoben worden, behufs Überreichung einer Ehrengabe zur silbernen Hochzeit für unseren Ersten Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel und seine Frau Gemahlin.

Zu diesem Zwecke hatte sich eine ganz besonders stattliche Anzahl von Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia versammelt.

Vor dem Rednerpulte war von Herrn Franz Körner ein hübsches Arrangement aus Früchten und Herbstblumen hergerichtet worden,

dessen Mittelpunkt die Silberstatne der Brandenburgia bildete. Über derselben, schon anf dem Pulte befestigt, hing eine Krone aus grünen Blättern und bnnten Blumen, zwischen denen Silberblätter eingeflochten waren.

Neben dem Gabentisch hatten sich die Mitglieder des Vorstandes (von denen die Herren Geheimrat Bluth und Dr. Carl Bolle leider durch Krankheit behindert waren) sowie die Mitglieder des Ansschusses aufgestellt. Herr Friedel, bedauerlicher Weise ohne seine erkrankte Gattin, wurde durch die Herren Telge und Fr. Körner geleitet, worauf das Vorstandsmitglied Herr Dr. Bahrfeldt folgende Ansprache hielt.

Hoch verehrter Herr Geheimer Rat!

Vor wenig Tagen, da ist es Ihnen vergönnt gewesen, im Kreise Ihrer Familie fern ab vom Getriebe der Hanptstadt in stiller Zurückgezogenheit den Tag zn feiern, an dem Sie und Ihre Frau Gemahlin vor 25 Jahren die Hände zum Ehebunde in einandergelegt haben. Ein solches Fest der silbernen Hochzeit giebt allen denen, die Ihnen persönlich nahestehen, und allen, die Sie schätzen in Ihrer weit ausgedehnten, fruchtbaren Thätigkeit im öffentlichen Leben, im Dienste unserer grossen Stadtgemeinde, nicht minder aber in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, die Sie als Meister beherrschen, erwünschten Anlass, Ihnen ihre Sympathien zu bezeugen, Ihnen die herzlichsten Glück- und Segenswünsche darznbringen. Das ist von allen Seiten, von nah und fern in reichem Masse geschehen.

Auch die Brandenbnrgia hat ihren Wünschen durch den Mund des Vorstandes in einer Adresse an Sie in der Ferne schon Ausdruck gegeben. Aber dennoch drängt es uns, heute, wo Sie zum ersten Male wieder in nnserer Mitte erscheinen, unmittelbar Ihnen zu nahen. Heute jubelt Ihnen die Brandenburgia einmütig die herzlichsten Glückwünsche entgegen, heute mögen Sie es aus unser aller Munde vernehmen, wie sehr wir Sie schätzen und hoch halten als den Begründer, als den zielbewussten Leiter unserer Gesellschaft. Was die Brandenburgia ist, das dankt sie Ihnen!

Denken Sie zurück an jene erste vorbereitende, von Ihnen berufene Versammlung am 17. Jannar 1892 bei Alfieri, den nun auch längst der Rasen deckt, — jener kleine Anfang, und heute! Schauen Sie um sich: die heutige Grösse, die heutige Bedeutung der Brandenburgia — das ist Ihr Werk! Und das fühlt, das empfindet jeder unter nns! Mag man Ihnen dranssen von allen Seiten Ehrungen entgegenbringen und Sie feiern auf den weiten Gebieten Ihrer vielseitigen Thätigkeit, — hier, in der Brandenburgia, in dieser grossen Familie, da gehören Sie uns allein, da sind Sie unser Friedel!

Wenn Eins dabei, hochverehrter Herr Geheimer Rat, mit Schmerz uns erfüllt, so ist es der Umstand, dass Ihre verehrte Frau Gemahlin

leider durch Krankheit von dieser Feier ferngehalten wird. Aber auch sie, der Sonnenschein Ihres Hauses, wird wieder gesunden und wird mit ihrem regen Interesse für die Brandenburgia, das sie so oft bethätigt hat, Ihnen wieder in unsern Versammlungen zur Seite sein.

Um den Gefühlen der Dankbarkeit, h. v. H. G. R., für alles das was Sie für die Brandenburgia gethan und geschaffen haben, auch einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, haben die Mitglieder unserer Gesellschaft kein passenderes Zeichen der Verbindung zwischen Ihnen und uns wählen zu sollen geglaubt, als diese Figur hier, die die Gesellschaft „Brandenburgia" sinnbildlich verkörpert und die wir dem hochverehrten Jubelpaare als Festgabe gewidmet haben.

Indem wir Ihnen diese nunmehr überreichen, bitten wir Sie, sie zum dauernden Gedächtnis entgegennehmen zu wollen. Möge sie Ihnen eine Erinnerung bleiben an das Fest Ihrer silbernen Hochzeit, möge sie Sie erinnern an die Ihnen stets dankbar verbundene Brandenburgia und möge sie dermal einst Ihren Kindern die heutige Zeit, für Sie so reich an Ehren und Erfolgen, in das Gedächtnis zurückrufen!

Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Spanne Zeit, aber dennoch ist es keine Übertreibung, wenn wir alle von Herzen wünschen, Sie mindestens noch fernere 25 Jahre in gewohnter Rüstigkeit und Geistesfrische, vereint mit Ihrer Frau Gemahlin unter uns zu sehen, und Sie dabei als den erfolgreichen Leiter unserer Gesellschaft! Diesen Wunsch, — aus aufrichtigem Herzen kommt er uns allen und erfüllt uns aufs Innigste — lassen Sie uns meine Damen und Herren bekräftigen und in ein Hoch ausklingen auf das Jubelpaar.

Unser allverehrter Vorsitzender, Herr Geheimer Regierungsrat Friedel und seine verehrte Frau Gemahlin, so wie das ganze Haus Friedel, — sie leben hoch! hoch! hoch!"

Herr Friedel dankte für sich und seine Familie mit verbindlichen Worten und dem Hinweise, dass das erfreuliche Aufblühen der Brandenburgia keineswegs ihm allein, sondern der regen Anteilnahme des gesamten Vorstandes und Ausschusses sowie so vieler sonstiger Mitglieder der Gesellschaft zu verdanken sei. Einigkeit mache stark, das bewiesen die Fortschritte unserer Gesellschaft und ihrer wissenschaftlichen Leistungen. Er hoffe und wünsche, dass diese schöne und fördersame Harmonie innerhalb der Brandenburgia ihr immerdar beschieden sein möge.

Demnächst überreichte u. M. Herr Justizrat Stadtrat Bürkner aus Rixdorf dem Jubilar eine grosse silbergerahmte photographische Ansicht der Friedel-Strasse in Rixdorf mit herzlichen Glückwünschen seitens der Anwohner dieser vor einigen Jahren zu Ehren unseres ersten Vorsitzenden benannten Strasse.

Der letztere dankte auch hier auf das Herzlichste, leitete scherzhaft seinen Namen von „Frieden" ab und hoffte, dass dieser alle Zeiten

in den Häusern der Friedel-Strasse und auf der Strasse selbst walten und bewahrt werden möge.

Nach Schluss dieser Jubiläumsfeier ersuchte Herr Dr. Bahrfeldt Herrn Geheimrat Friedel das Präsidium unter Eintritt in die Tagesordnung zu übernehmen.

Der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, ergriff hierauf das Wort zu den unter No. 1 bis 8 verzeichneten Mitteilungen:

1. Zur Rudolf Virchow-Feier. Die Brandenburgia war bei der erhebenden Feier in den Räumen des Abgeordneten-Hauses, Sonnabend den 12. Oktober, am Vorabend des 80. Geburtstages, durch eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses vertreten, welche ein gebundenes Exemplar der Veröffentlichungen der Brandenburgia und das Diplom der Ernennung zum Ehrenmitgliede nebst einer darauf bezüglichen Adresse überreichte. Die letztere hatte folgenden Wortlaut:

Hochzuverehrender Herr Geheimer Medizinalrat!

Auf altägyptischen Wandgemälden sehen wir, wie der Pharao auf dem Throne sitzt und die Abgesandten befreundeter Länder und Stämme empfängt, welche sich ihm in langem Zuge nahen und huldigend Gaben darbringen.

Ähnlich naht sich zu Ihrem heutigen achtzigsten Geburtstag in schier unübersehbarer Folge die Reihe der glückwünschenden Gelehrten und Forscher, Gesellschaften und Vereine. Jeder legt Ihnen, dem Pharao auf dem Throne der Wissenschaft, huldigend eine Widmung vor.

So tritt auch die „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, welche seit beinahe zehn Jahren die Märkische Natur- und Volksgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin pflegt, an Sie heran und bittet Sie, die Ernennung zum Ehrenmitglied und im Anschluss daran ein Exemplar ihrer sämtlichen Schriften freundlichst entgegen nehmen zu wollen.

Unvergessen wird in den Annalen der Wissenschaft für alle Zeiten bleiben, was Rudolf Virchow auch auf dem engeren Gebiet der Heimat für die Vorgeschichte, für die Anthropologie und für die Volkskunde unmittelbar und mittelbar erforscht und angeregt hat.

Möge die Heimatkunde sich noch viele Jahre Ihrer Unterstützung und Förderung erfreuen!

In ausgezeichneter Verehrung

„Brandenburgia"
Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.
Der Vorstand

Ernst Friedel,	Bluth,	Georg Galland,
I. Vorsitzender.	II. Vorsitzender.	Ausschuss-Obmann.

Eduard Zache,
I. Schriftwart.

Das Ernennungs-Diplom lautet wie nachstehend:

Die unterzeichnete Gesellschaft hat den

Königlichen Geheimen Medizinalrat

Herrn Professor Dr. med.

Rudolf Virchow

zum

Ehrenmitgliede

unter Bezug auf §§ 5, 9, 13 und 17 ihrer Satzungen vom 22. März 1892 ernannt, wie hierdurch beurkundet wird.

Berlin, den 13. Oktober 1901.

„Brandenburgia"

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

Der Vorstand

Ernst Friedel,	Bluth,	Georg Galland,
I. Vorsitzender.	II. Vorsitzender.	Ausschuss-Obmann.

Eduard Zache,
I. Schriftwart.

Aus der gedruckten Festordnung zur Feier im Hause der Abgeordneten, welche ich herumreiche, ersehen Sie, dass die Brandenburgia als heimatkundliche Gesellschaft unter die naturwissenschaftlichen Gesellschaften (Seite 11) eingereiht war.

Am Vormittag war an mich eine Einladung zur Besichtigung des neuen Pathologischen Museums der Universität Berlin ergangen und lege ich die hierauf bezügliche Einführungs-Schrift (mit 5 Grundrissen, Berlin 1901, Sehmal-Folio, bei Hirschwald) zur Kenntnisnahme vor. Ich habe sofort die Gelegenheit benutzt, um Herrn Rudolf Virchow, den Gründer dieses grossartigen, in seiner Art unübertroffenen Museums, unser Ehrenmitglied zu bitten, uns den Besuch des Museums zu gestatten. Die Genehmigung ist in liebenswürdiger Weise umgehend gestattet worden und wird die Besichtigung unter Führung des Museums-Assistenten Herrn Dr. med. Kaiserling Sonntag den 1. Dezember d. J. von 10 Uhr Vormittag ab erfolgen.

2. Ein seltsamer Vergiftungsfall. Unser verehrtes Vorstandsmitglied, Dr. Carl Bolle, der am 21. November d. J. hoffentlich in bester geistiger und körperlicher Frische seinen Geburtstag feiern wird, schreibt mir, dass er eigentlich an Stelle des behinderten II. Vorsitzenden meine heutige Begrüssung zur Silberhochzeit habe übernehmen sollen, daran aber durch eine heftige Hautvergiftung, die er sich im wissenschaftlichen Uebereifer zugezogen, zu seinem Bedauern verhindert werde. Freund Bolle hat in der sogenannten Burgsdorffschen Plantage des Tegeler Forstes dort seit hundert und mehr Jahren verwilderten

Gift-Sumach (Rhus toxicodendron L.) ausgegraben und sich durch Berührung der Blätter und Wurzeln des hier auf der Erde rankenden Strauchs vergiftet, der an das Fünfblatt, gewöhnlich wilder Wein genannt, Ampelopsis quinque folia, in seiner äusseren Erscheinung flüchtig erinnert. In humorvoller Selbstanklage fügt er hinzu, er habe auf seiner Insel Scharfenberg vor etwa 20 Jahren einen jetzt hochstämmigen Sumach gepflanzt und dabei ebenfalls eine heftige Hautentzündung bekommen, sei aber, trotz seiner Jahre, durch Schaden nicht klug geworden. Dieser baumartige Strauch, von dem Carl Bolle in seiner pathetischen Weise ausruft, dass Sylvan und Flora ihn in einer Stunde finsteren Menschenhasses erzeugt hätten, Rhus toxicodendron zur Familie der Anacardiaceae (Therebinthaceae) (Ascherson, Flora des Norddeutschen Flachlandes, Berlin 1898—99, S. 477) gehörig, ist zwar nicht so furchtbar giftig, wie sein Verwandter Rhus venenata, in dessen blosser Nähe, ohne unmittelbare Berührung der Pflanze, empfindliche Naturen schon Vergiftungserscheinungen bekommen, aber doch verhängnisvoll genug, wie ich an Freund Bolle sah, dessen Kopf kürbisartig angeschwollen und wie der Hals und die Hände mit blatternartigen Pusteln bedeckt und stark gerötet war.

Späterer Zusatz: Diese Erscheinungen haben 3 Wochen, allmählich abschwächend, gedauert.

Erkrankungen durch Giftsumach sind bei uns, da der Baum mit Fug gemieden wird, natürlich selten. Mir ist aus Berlin nur noch ein Fall bekannt geworden, über den Dr. Robert Immerwahr, Specialarzt für Hautkrankheiten, im Dermatologischen Centralblatt i. J. 1900 berichtet hat. Bei einem am alten botanischen Garten beschäftigten Gärtner hatten sich in Folge unvorsichtigen Hantierens mit Rhus toxicodendron ähnliche starke entzündliche Schwellungen der Haut, des Gesichts und der Vorderarme mit Blasen- und Pustelbildung herausgestellt, welche sich in etwa 14 Tagen von selbst zurückbildeten. Irgend ein Heilmittel hat Dr. Bolle nicht angewendet. Im Anton Kerner's von Marilaun Pflanzenleben. 2. Aufl. I. 1896 finden Sie den Giftsumach auf der farbigen Tafel zu Seite 474 dargestellt unter dem Titel „Herbstliche Färbung am Erie-See in Nordamerika". Der Baumunhold steht dort in Gesellschaft des Essigbaums (Rhus typhina) des Fünfblatts (Ampelopsis quinquefolia), des Tulpenbaums (Liriodendron tulipifera), der kanadischen Tanne (Tsuga canadensis), der Weymouthskiefer (Pinus strobus) und des Lebensbaumes (Thuja occidentalis).

Allerhand unheimliche Geschichten vom Giftsumach sind auch sonst aus unserer Gegend bekannt. So soll ein Landpastor eine Laube im Garten gehabt haben, die angeblich mit „wildem Wein" berankt war. Die dort Kaffee trinkenden Personen wurden mitunter von Unwohl-

sein, Entzündungen der Augen und Hände befallen. Erst nach Jahr und Tag kam man dahinter, dass das Rankengewächs der Laube Giftsumach war und das Unheil anrichtete.

3. Der Julinsturm in der Citadelle zu Spandau, den wir am Sonnabend den 7. September d. J. besichtigten, hat ein solches Interesse bei unseren Mitgliedern erregt, dass dieselben gern noch einen Bericht vernehmen werden, der von parlamentarischer Seite im Greifswalder Tageblatt vom 18. Oktober d. J. veröffentlicht wurde. Es heisst darin wie folgt:

„In diesem Turm ruht der deutsche Kriegsschatz. Zu ebener Erde stehen 15 Stapel mit je 30 Holzkisten, zusammen 450 Kisten. Eine hölzerne Wendeltreppe führt zum Obergeschoss, wo 22 Stapel zu je 30, 6 Stapel zu je 15 Kisten aufgestapelt sind. Das sind insgesamt 1200 Kisten. In jeder derselben liegen, auf 10 Leinwandbeutel verteilt, 100 000 Mk. in 10- oder 20-Mark-Stücken. Die Kisten haben das Gewicht von je etwa 87 Pfund. 1200 Kisten à 100 000 Mk. machen jene 120 Millionen aus, welche, der französischen Kriegsentschädigung entnommen, durch Reichsgesetz vom 11. November 1871 für den Kriegsfall bereit liegen.

Nach diesem Schatz ist wohl schon mancher Seufzer geschickt worden. Wenn man davon eine Kiste oder auch nur einen Beutel hätte, so mögen viele sehnsuchtsvoll geträumt haben. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles. In grauer Vorzeit, da noch der Volksgeist seine Sagen dichtete, war es ein Berg, in dessen Schoss das rote Gold ruhen sollte. Eine Wunderblume kündete die Stelle, an welcher man zu den Herrlichkeiten Einlass fand. Alle Jahre, oder auch nur alle Jahrhunderte einmal that der Berg sich auf und einem Gottbegnadeten war es vergönnt, den Schatz zu schauen. Die Gegenwart ist minder poetisch. Ein Kurator und ein Rendant erscheinen alljährlich im Herbste, von einem Mitgliede der Reichsschuldenkommission begleitet, und statt der Wunderblume führen sie sechs Schlüssel, welche die drei Eisenthüren öffnen. Früher waren es nur zwei Thüren. Damit aber während der Revision Licht und Luft hineindringen und der Turm gleichwohl verschlossen bleiben könnte, hat man nachträglich eine aus Eisenstäben bestehende Mittelthür angelegt. Die Schlösser sind mit Filzpfropfen versehen, damit sie nicht rosten. Sobald sich die erste Thür in ihren Angeln dreht, gewahrt man in einer Spalte ein ganzes Heer von Marienwürmchen, die hier nun schon seit Jahren ihre Zufluchtstätte finden. Den revidierenden Herren pflegen zwei Arbeiter und ein Wachtmeister zu folgen, um die bei der Revision sich ergebenden mechanischen Arbeiten zu verrichten. Seit einiger Zeit entsendet ausserdem die Kommandantur einen Offizier mit dem Auftrag, der Inventur beizuwohnen.

Nachdem die einzelnen Kisten gezählt sind, werden Stichproben genommen. Willkürlich greift man die Behälter heraus und lässt sie wiegen. Das Istgewicht muss bis auf kleine durch die verschiedenen Feuchtigkeitsgrade bedingte Differenzen mit dem Sollgewicht stimmen, welches auf der Kiste und im Verzeichnis vermerkt ist. Zumeist wählt man solche Kisten, welche laut früherer Protokolle bei der Revision bisher noch nicht gewogen

worden sind. Eine oder die andere wird „gestürzt“, d. h. man löst die sie umgebenden Eisenbänder, öffnet den Deckel, nimmt die leinenen Beutel heraus und stellt sie auf eine zweite, eigens für diesen Zweck mit besonderen Gewichten versehene Waage. Einer der Beutel wird geleert, sein glänzender Inhalt auf die Waagschaale geschüttet und für sich allein verwogen. Ein Protokoll verzeichnet getreulich alle vorgenommenen Handlungen und schloss noch stets mit dem beruhigenden Vermerk, dass zu Beanstandungen kein Anlass war.

Die getroffenen Sicherheitsvorkehrungen sind in der That derart, dass Veruntreuung oder Raub ausgeschlossen erscheint. Vor Jahren ging einmal — irren wir nicht: durch amerikanische Blätter — das Gerücht, man könne sich einen unterirdischen Gang bis zum Turm bahnen. Tatsächlich müsste ein solcher Versuch elend scheitern. Um aber auch den leisesten Schatten einer Gefahr zu bannen, hat man seitdem jene schon erwähnte tägliche Revision der Kellerwand durch einen Offizier angeordnet, und es finden sich überdies alljährlich im Frühjahr zwei Beamte ein, denen nichts übrig bleibt, als den befriedigenden Stand der Dinge zu konstatieren.

Bestimmungsgemäss kann der Reichskriegsschatz auf Grund einer kaiserlichen Verordnung, welche der vorgängig oder nachträglich einzuholenden Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags bedarf, für die Zwecke der Mobilmachung verwendet werden. Der Gedanke, bei Ausbruch von Feindseligkeiten sofort Baarmittel bereit zu haben, scheint auf den ersten Blick unanfechtbar. Staatswissenschaftliche Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, wie Hume, Adam Smith und Justi fanden in einer solchen Thesaurierung grosse politische und ökonomische Vorteile. Die preussischen Könige haben auf ihre Schatzsammlung stets besonderen Wert gelegt, und im Jahre 1866 leistete dieselbe bei dem rasch erklärten und rasch beendeten Kriege gute Dienste. Mit der verbesserten Kreditorganisation indes und mit dem Anwachsen der Ausgaben im Mobilmachungsfalle mehrten sich die Bedenken gegen die Anhäufung von Geldern, welche, wenn sie dem Markte zugeführt würden, produktive Verwendung finden und Zinsen tragen könnten.

Im Jahre 1871 betrugen die Mobilmachungskosten für das preussische Kriegsheer nach einer von Adolf Wagner aufgestellten Berechnung etwa sechs Millionen für den Tag. Inzwischen ist die Friedenspräsenz so stark angewachsen, dass wir über vier Millionen Streiter stellen, und hat die Flotte eine früher kaum für möglich gehaltene Ausdehnung gewonnen. Die Unkosten würden also ganz erheblich höhere sein als vor dreissig Jahren. Das Kriegsministerium kennt die Ziffern, der Aussenstehende kann sie nur ahnen. Man geht indes wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass der Bestand des Kriegsschatzes in drei bis vier Tagen bereits vergriffen wäre. Schon die für den Chinafeldzug aufgewandten Kosten lassen einen Schluss auf die Höhe der Ausgaben für den Fall zu, dass sämtliche Armeekorps in den Kriegszustand zu setzen wären. Dieser Umstand legt die Erwägung nahe, ob die Aufrechterhaltung des Kriegsschatzes in seinem jetzigen Umfang noch zweckmässig ist, oder ob man ihn nicht entweder beseitigen oder entsprechend erhöhen soll.

Das deutsche Reich ist der einzige Grossstaat, welcher einen Kriegs-

schatz besitzt. Alle übrigen Länder glauben, dieser Stütze entraten zu können, und hegen die durch Thatsachen noch nicht erschütterte Zuversicht, dass sie sich im Wege der Anleihe sofort ausreichende Mittel beschaffen können. Deutschland nimmt dagegen jährlich den Zinsverlust von 4,2 Millionen Mark (zu 3½% berechnet) auf sich, was für dreissig Jahre einen Entgang von 126 Millionen Mark bedeutet. Thatsächlich sind denn auch in letzter Zeit Stimmen laut geworden, welche an der jetzigen Einrichtung ernste Kritik üben. Man fordert teils die Beseitigung, teils die Verdoppelung des Reichskriegsschatzes Der Reichstag würde sich wahrscheinlich eher für das erstere als für das letztere entscheiden.

Allerdings bleibt für den Augenblick der Kriegserklärung ein starker Druck auf den Geldmarkt vorauszusehen; die Kurse auch der bisher für ganz sicher gehaltenen Papiere sinken, der Unternehmungsgeist erlahmt, und das ganze Wirtschaftsleben stockt. Die Baarbestände der Reichsbank wird man nicht allzu stark angreifen dürfen, weil sie gerade für die Zeit der Krisis die feste Säule des Kredites bilden sollen. Gleichwohl aber darf mit Sicherheit angenommen werden, dass eine Anleihe, die der schleunigst zusammenzuberufende Reichstag bewilligt, unschwer Unterkunft findet, die Militärverwaltung also nicht in Verlegenheit gerät. Trotz dieser Gegengründe ist bisher kein Anzeichen dafür zu entdecken, dass man die Bestimmungen über den Reichskriegsschatz einer Revision zu unterwerfen gedenkt. Alles Bestehende hat Beharrungsvermögen, und gerade die nächste Zeit stellt Aufgaben, welche die ganze Kraft der gesetzgebenden Körperschaften in Anspruch nehmen."

4. Künstlerische Ausgestaltung der Städte. Eine planmässige künstlerische Neugestaltung Münchens unter Berücksichtigung der überlieferten baugeschichtlichen Verhältnisse der prächtigen Königsstadt an der Isar ist in einem Umfange, dass es bei uns in Berlin fast Neid erregen möchte, geplant.

Prinzregent Luitpold richtete ein Handschreiben an das Staatsministerium, in dem darauf hingewiesen wird, dass die Errichtung verschiedener Monumentalbauten teils für jetzt, teils für die Zukunft in Erwägung stehe. Die Aufstellung des formellen Programmes für diese Bauten sowie die damit zusammenhängende Erörterung über die Verwendung von im staatlichen Besitze befindlichen grösseren Bauplätzen und älteren Gebäudekomplexen in Münschen soll schon jetzt erfolgen. Die Festlegung derartiger Grundzüge bedeute einen Schritt weiter auf den von König Ludwig I. eingeschlagenen Bahnen. Eine weitschauende und von grossen Gesichtspunkten getragene Behandlung dieser Sache sei für die weitere Entwickelung Münchens von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Für die Aufstellung dieses Programmes und zur Entwickelung bei seiner Durchführung soll unter dem Vorsitz des Staatsministers Freiherrn v. Feilitzsch eine grössere Kommission gebildet werden, welcher Vertreter der Ministerien und der Stadtgemeinde München sowie Vertreter der Kunst angehören sollen. Prinzregent

Luitpold behält sich vor, diese Kommission entsprechend zu verstärken und sie auch mit gleichartigen Fragen in anderen grösseren Städten Bayerns zu betrauen.

Möchten wir, im Interesse der spätern Heimatkunde, recht bald in der Lage sein, bezüglich unserer Reichshauptstadt und der grössten Städte unserer Provinz Brandenburg etwas Ähnliches zu berichten. Es thut wahrlich not, dass sich die Regierungsorgane und die Stadtverwaltungen hier zielbewusst vereint die Hände reichen.

5. An Photographien aus Dörfern der weitern Umgebung Potsdams wurden mir unter dem 17. d. M. von folgenden Freunden des Märkischen Museums: Referendar Hermann Rademacher, Kandidat Backschat, Dr. phil. Haus Kania und Dr. phil. Johannes Kunze acht Bilder übersandt (von den Herren auf ihren heimatlichen Streifzügen aufgenommen):

a) Nndow: typisches altes Haus der Nuthe-Nieplitz-Niederung mit Spieker; Balkenköpfe: Reiherkopf, langschnäbelig;
b) Kirche zu Gütergotz, klassischer Granitbau des 13. Jahrhunderts;
c) Nordseite (romanische Fensterchen, vermauertes rundes Portal) ebendaselbst;
d) die alte runde Apsis der Kirche daselbst. Die Abdeckung leider mit platten Dachziegeln erneuert;
e) Ahrensdorf, alte Granitkirche;
f) Alte Feldsteinkirche zu Stahnsdorf, Nord-Portal.
g) Feldsteinkirche zu Schenkendorf, Portal, gotisch, einfach abgetreppt, gotisch um 1300;
h) dieselbe, Gesamtansicht, der Turm von ausgemauertem Fachwerk. Daneben der Kirchhof.

Die Herren beabsichtigen mit anderen Gleichgesinnten ein ergänzendes Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler der Umgegend Potsdams anfzustellen; ich wünsche ihrem Unternehmen guten Fortgang und überweise die 8 Aufnahmen der Sammluug des Märkischen Museums.

6. Herr Buchhändler Ernst Frensdorff hierselbst überreicht die VIII. Abteiluug seines Bibliotheks-Katalogs, eine Menge interessanter Autographe enthaltend. Ich verweise im übrigen auf die früheren, die Frensdorffschen, auch weiteren Kreisen zugänglichen Bücherschätze etc. betreffenden Mitteilnngen.

7. Erich Gossner: Über die Entwicklung und heutige Organisation des Berliner Fischhandels. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde von der philos. Fakultät der Fr. W.-Universität zu Berlin 22. Juni 1901. — Vor wenigen Jahrzehnten wäre eine solche Abhandlung, die im vorliegenden Falle auf fleissigem Quellenstudium beruht, noch unmöglich gewesen, einmal, weil sie sich zur Be-

handlung in lateinischer Sprache wenig eignet und zweitens, weil sie ein vorzugsweise aktuelles und praktisches Thema behandelt, bei dem eine kurze Geschichte des Berliner Fischmarktes allerdings nicht fehlt. Es ist sehr wünschenswert, dass recht oft ähnliche, auch der Heimatkunde dienliche Dissertations-Themata gewählt werden mögen.

8. Von dem sehr rüstigen Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein liegen heut uns zwei Veröffentlichungen vor.

a) Mitteilnngen des Uckermärkischen Mnseums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. Herausg. vom Vereins-Vorstande. I. Band 1. Heft. Prenzlau 1901. Druck und Kommissionsverlag von A. Mieck. Kl. Fol. 47 S. Inhalt: Zwei uckermärkische Bronzedepot-Funde. Beschr. von Hugo Schumann zu Löcknitz in Pommern. 1. Der Fund von Arnimshain. 1888 gemacht in einem in einem Pfuhl versenkten Thongefäss. Ältere Bronzezeit, nach Montelius etwa XV. Jahrhundert vor Christes. — 2. Der Fund von Angermünde, 1899 in der Nähe des kleinen Exerzierplatzes am Abhange nach dem See gemacht. 13 Stück, freilagernd, ohne Gefäss oder dergl. Ältere Bronzezeit, nach Montelius 14.—11. Jahrhundert v. Chr. —

Wewer: Freilnftmuseum. (Eine Zukunftsperspektive nach Hazeliusschem Vorbild.)

v. Arnim-Densen: Über die Voigteien der Uckermark. (Stolpe, Pasewalk-Jagow, Liebenwalde, Lychen, Boytzenburg.)

Uckermärkische Volkssagen. Drei, entnommen dem „Bär" Jahrgang 1891.

b) Spätrömischer Grabfund mit Terra sigillata-Gefäss von Damme (Uckermark) von Hugo Schumann. Prenzlau 1901. Rudolf Virchow zum 80. Geburtstag gewidmet. Gr. Fol. 11 S. und 1 Tafel mit 16 Abbildungen.

Als bei dem 10 km ö. Prenzlau liegenden gräflich Eickstedtschen Gut Damme im Sommer 1901 eine nördlich von Hof liegende Anhöhe durchstochen wurde, zeigte sich ohne Steinsetzungen eine etwa 5—6 qm grosse Stelle im schweren Lehm bis 2,60 m ausgeschachtet und mit Sand, der sonst in der nähern Umgegend fehlt, verfüllt. Darin standen bezw. lagen mehre Gefässe von Thon und Bronze, silberne Fibeln, eine Schnalle von Silber und um die Gefässe herum 40 bis 50 Spielsteine von grünlich-blauem und milchweissem Glas. Es scheint sich um ein Brandgrab zu handeln.

Das interessanteste Stück ist ein kumpenartiges Gefäss aus hochroter, leicht bräunlicher Siegelerde. Höhe 150 mm, Mündung 245 mm. Die Form erinnert an die bekannten grell gefärbten und lackierten russischen Holzkumpen, welche seit etwa 40 Jahren bei uns mehr und mehr eingeführt worden sind. Der untere Teil des Kumpens ist mit Nischen unter Halbkreisbogen bezw. mit bäumchenartigen Wein- oder

Epheublattwerk ausgefüllt. Nach Draggendorf beginnt dieser Typus römischer Töpferkunst im letzten Drittel des I. Jahrhunderts und geht bis ins III. Jahrhnndert n. Chr. Für die Provinz Brandenburg ein höchst selteuer Eund. Eine Schöpfkelle und ein Sieb, beides von Brouze, römische, spätere Exportwaare. Ans Silber: eine Schildspange, eine Armbrustspange nnd eine Gurtschnalle. Das Ganze gehört in das III. nachchristliche Jahrhnndert.

S. 11: „Dies Hausgerät ist aber besonders bemerkenswert, denn es ist das Trink- und Spielservice eines germanischen Edelings, das derselbe sich mit ins Grab hat geben lassen, offenbar um es droben in Walhall gleich bei der Hand zu haben."

S. 12: „Das Spiel war dem hier bestatteten Germanen jedenfalls sehr ans Herz gewachsen, wie ja bekanntlich Tacitus schon über die Spielwut der Germanen seine Verwunderung ausspricht. Tacitus, Germania Cap. 24. Sigillatagefässe werden in Gräbern dieser Zeit meist als Behälter für den Leichenbrand verwendet nnd die Arbeiter in Damme behaupten, dass dies auch hier der Fall war. Nun liegt jedenfalls ein gewisser Humor darin, dass sich der biedere Edeling von Damme in seinem Lieblingsbierkrug — auch hat begraben lassen." —

Wir können zu dem schönen Funde nur bestens gratulieren.

9. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlage dreier Photographien: Das hässliche Bild der Gegend zwischen dem Stralauer Platz nnd der Spree wird nnn auch eine erhebliche Änderung zum Besseren erfahren; die dort befindliche alte Städtische Gasanstalt wird abgebrochen nnd auf dem frei gewordenen Gelände werden sich später moderne Banten erheben.

Bis zum Jahre 1826 wurden die Strassen und Plätze Berlins nur durch Öl-Lampen beleuchtet; man kann sich vorstellen, wie mangelhaft dieser Znstand war, so mangelhaft, dass an dunkeln Abenden die Passage mit Hand-Laternen häufig war.

Als aber in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Versuche zur praktischen Verwendnng des schon 100 Jahre vorher entdeckten Leuchtgases in England Erfolg hatten, so dass von 1814 an dort Stadtteile von London, anch andere Städte, die Vorteile des neuen Lichts genossen, drang anch der Ruf desselben nach Berlin.

Die Stadtverwaltung von Berlin scheint sich indes für die Neuernng damals immer noch nicht erwärmt zu haben, denn mit völliger Umgehnng der Stadt schloss das Ministerium des Innern durch das Polizei-Präsidium am 21. April 1825 einen Vertrag mit der englischen „Imperial-Continental-Gas-Association", wonach dieser die öffentliche Beleuchtung der Stadt Berlin innerhalb der Ringmanern mittels Gaslichts auf die Zeit vom 1. Januar 1826 bis 1. Januar 1847, also anf 21 Jahre, übertragen wnrde.

Unzufriedenheit mit den Leistungen der Gesellschaft führten allmählich zu Reibungen, in folge deren die inzwischen vom Ministerium mit Regelung der Sache beauftragten Städtischen Behörden 1842 beschlossen,

von der Prolongation des bisherigen oder Abschliessung eines neuen Vertrages mit der englischen Gesellschaft gänzlich abzustehen und die öffentliche Beleuchtung mittels Gaslichts durch eigene Anstalten selbst zu bewirken.

Unterm 6. September 1844 erhielt denn auch endlich der Magistrat die Königliche Genehmigung zur Ausführung dieses Beschlusses unter Vorbehalt der Rechte der englischen Gesellschaft.

Die Stadt berief darauf den Ingenieur Blochmann aus Dresden, der schon seit 1828 die Gasbeleuchtung dort eingerichtet hatte und nach dessen Plan wurden die beiden ersten Städtischen Gasanstalten eine am Kottbuser Thor und eine am Stralauer Platz, in den Jahren 1845 und 1846 errichtet und am 1. Januar 1847 in Betrieb gesetzt.

54 Jahre lang ist also diese Anstalt am Stralauer Platz im Betriebe gewesen; jetzt weicht sie, wie schon so viele noch jüngere Anstalten und Häuser, modernen Bedürfnissen und wir geben ihr gleichsam ein würdiges Leichenbegängnis, wenn wir einen Blick auf ihr letztes Aussehen werfen, das in diesen 3 Photographien von 3 Ansichtsstellen aus verewigt ist.

10. Vortrag des Herrn Dr. Otto Pniower: „Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas." Wir bringen die Ausführungen des Vortragenden als besonderen Anfsatz.

11. Nach der Versammlung geselliges Beisammensein im Ratskeller.

Heinrichs v. Kleist Michael Kohlhaas.

Von **Otto Pntower.**

An dem Wege von Berlin nach Potsdam, in der Nähe des Griebnitzsees, liegt das Dörfchen Kohlhaasenbrück. Die allgemeine Ansicht ist, dass es daher benannt sei, dass der bekannte Mordbrenner Kohlhaas, der im Jahre 1540 in Berlin hingerichtet wurde, dort gehaust habe. Ihr pflichtet auch Heinrich von Kleist bei, wenn er im Eingang seiner berühmten, wahrscheinlich im Jahre 1806 begonnenen, 1808 zuerst zu einem kleinen Teile, 1810 vollständig veröffentlichten Erzählung „Michael Kohlhaas" sagt, dass „Kohlhaas. in einem Dorfe, das noch von ihm den

Namen führt, einen Meierhof besass, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte", und wenn er gegen den Schluss hin den brandenburgischen Erzkanzler, Herrn Heinrich von Geusau, ausdrücklich erklären lässt, dass Kohlhaasenbrück nach dem Rosshändler heisse (Kleists Werke, hersg. von Theophil Zolling 4, 131, 7).

Allein diese Ansicht hält vor der Wahrheit der Geschichte nicht Stand. Niemals hat der berüchtigte Kohlhase in dem Dörfchen, das nach ihm benannt sein soll, gewohnt. Der Name des Ortes hat auch sonst im Sinne historischer Wirklichkeit zu ihm und dem seinigen in keiner innigeren Beziehung gestanden, als dass er möglicherweise auf den eines seiner Vorfahren zurückzuführen ist. Denn der Name Kohlhase ist freilich echt märkisch. Zweimal begegnet er in Preuzlauer Urkunden des 14. Jahrhunderts v. J. 1343 und 1354 (Riedel, Codex diplom. Brandenburg. XXI. 157 und 171), und in einer Müncheberger v. J. 1541 (ibid. XX. S. 173) finden wir ihn wieder. Das heutige Berliner Adressbuch weist ihn fünfzehn Mal auf. Ich sage: im Sinne historischer Wirklichkeit. Denn die Überlieferung schafft sehr früh einen inneren Zusammenhang zwischen dem Namen des Ortes und demjenigen des Mordbrenners. Gleich der erste Bericht, der uns über Kohlhases Schicksal nähere Nachricht giebt und noch im 16. Jahrhundert niedergeschrieben ist — ich komme auf ihn zurück — dieser Bericht weiss zu erzählen, dass „Kohlhase ... dem Conrad Dratzieher, des Churfürsten zu Brandenburg Factor, der ihm das Silber einkanfete im Mansfeldischen und Stolbergischen Bergwerke .. eine Anzahl Silberknchen wegnahm, welche er eine halbe Meile diesseits dem Städtlein Potsdam unter einer Brücken, die noch heutiges Tages Kohlhasen-Brücke heisst, in das Wasser versenkt" ... Aber diese Erzählung trägt den Charakter des Legendarischen allzu deutlich an der Stirne geschrieben. Deutlich scheint die Beziehuug des Namens der Brücke, der gewiss schon bestand, als Kohlhase eine allgemein bekannte Persönlichkeit wurde, auf ihn ex post hineingetragen und lediglich aus dem Zusammenklang geschöpft. Der Name begegnet auch sonst als Ortsbezeichnung, wenn auch nicht gerade für eine Brücke, und zwar heisst im Kreise Mayen am Rhein eine Ortschaft „Kohlhaasenmühle". Wie alt freilich die Niederlassung in Kohlhaasenbrück und ihr Name ist, konnte ich leider nicht feststellen. Nach Berghaus (Landbuch der Mark Brandenburg I, 488), der noch ganz der alten Tradition folgt und Kohlhase eine Schankwirtschaft im Dörfchen betreiben lässt, zeigt ein dort gefundener Grundstein die Jahreszahl 1553, die auch über der Hausthür des Gebäudes angebracht war. Ob es aber nicht schon früher existiert hat? In Urkunden kommt der Name, wenigstens in der Riedelschen Sammlung, nicht vor, und die sonstigen Werke, die man darüber befragen könnte, wie Fidicins Territorien, wissen nichts von

seiner Entstehung, überhaupt nichts aus der vorkohlhasischen Zeit von ihm zu berichten.

Ich schicke diese Bemerkung voraus, weil sie mir symbolisch scheint für die Stellung, die Kleist in seiner Erzählung zu den historischen Vorgängen, die ihr zu Grunde liegen, einnahm. Ganz frei schaltete er mit der Überlieferung und ziemlich ungehemmt liess er der dichterischen Erfindung die Zügel schiessen. Gleich den Namen des Helden änderte er. Aus Hans Kohlhase schuf er den voller tönenden, rhythmischer klingenden und hinsichtlich des Vornamens bezeichnenderen Michael Kohlhaas. Aus einem Kaufmann, der in Berlin in der Fischerstrasse ansässig war — es heisst, dass er das Haus Nr. 27 bewohnt habe — machte er einen Rosshändler in Kohlhaasenbrück, der nebenbei Landwirtschaft trieb. Sämtliche Namen bis auf den des Helden und seines Gesellen Nagelschmidt sind, mag es sich nun um den Junker handeln, dessen Übergriff zu jenen in der Erzählung geschilderten Ereignissen den Anstoss gab, mag es sich um die hohen Beamten des sächsischen und brandenburgischen Staates handeln, die an dem Verlauf der Begebenheit mehr oder weniger Anteil nehmen, alle diese Namen sind von Kleist erfunden. Ferner: während die Frau des historischen Kohlhase den Gatten überlebte, lässt sie der Dichter früh sterben, indem er das Moment zur Verschärfung des Rachegefühls seines Helden benutzt. Ja, selbst das Ereignis, um dessen willen Kohlhaas zum Räuber und Mörder wird, stellt Kleist wesentlich anders dar, als es in Wirklichkeit vor sich ging: die Pferde, auf deren Dickfütterung der Kohlhaas der Erzählung so trotzig besteht, wurden dem historischen Kohlhase unter ganz anderen Umständen zurückbehalten, als Kleist angiebt. Endlich hat er der ganzen Affaire so zu sagen ein grösseres Format gegeben, indem er die Vorgänge von einer stärkeren historischen Bedeutung sein lässt, als sie in Wahrheit waren. Nach ihm liefert Kohlhaas, wenn nicht gerade Schlachten, so doch Gefechte, und der Nimbus kriegerischen Ruhmes wird ihm verliehen. Er schlägt mit 109 Mann ein von einem Prinzen geführtes Heer von 500 und wendet sich nach dem Siege gegen ein zweites, 150 Mann starkes. Der wirkliche Kohlhase operierte gewöhnlich mit nicht mehr als drei bis fünf Mann, mit dem er seine Überfälle, Plünderungen und Brandstiftungen besorgte. Die höchste Zahl an Mannschaft, die er einmal beisammen hatte, betrug 35 Mann, und in Schlachtordnung hat er sein Gesindel nie aufgestellt (Burkhardt, C. A. H. Der historische Hans Kohlhase und Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas, Leipzig 1864 S. 43).

Diese beträchtliche Abweichung des Dichters von der Wirklichkeit hat denn auch den eben genannten Historiker Burkhardt zu der Behauptung veranlasst, dass der Dichter bei seiner Darstellung nicht einem

fixierten Berichte folgte, sondern sich mit dem begnügte, was ihm nach Ludwig Tiecks Mitteilung (Kleists hinterlassene Schriften, Berlin 1821 S. VII) einst ein Freund, der spätere Kriegsminister v. Pfuel, von Kohlhasens Geschichte mündlich erzählte.

Ich will dagegen nicht einwenden dass Kleist selbst, als er seine Erzählung als Ganzes veröffentlichte, ausdrücklich auf die Abhängigkeit von einer älteren niedergeschriebenen Darstellung hinwies, einmal äusserlich, indem er auf den Titel setzte: „Aus einer alten „Chronik", dann innerlich, indem er gegen Ende des Werkes „von Chroniken" spricht, aus deren Vergleichung er Bericht erstatte." (Kleists Werke, herausg. von Zolling 4, 151, 28) Denn derartige Bemerkungen sind Tricks der Epiker, die sie zur Erhöhung der Illusion und um den Schein der Wirklichkeit zu verstärken, anwenden. So macht Goethe im Werther lediglich zu diesem Zweck Anmerkungen, in denen er bald erklärt, er habe sich genötigt gesehen, die in dem Original (des abgedruckten Briefes) befindlichen wahren Namen eines Ortes zu verändern, bald aus gewissen Rücksichten eine Stelle des scheinbaren Originals unterdrückt zu haben bekennt, bald angiebt, dass er aus Ehrfurcht für einen erwähnten trefflichen Mann einen von ihm herrührenden Brief der Sammlung entzogen habe. Und wirklich spricht Kleist von den Chroniken, deren Vergleichung erst ihm die Wahrheit ergeben haben solle, bei der Darstellung gerade eines solchen Vorganges, über dessen rein dichterische Erfindung nicht der geringste Zweifel besteht. Es sind ähnliche Mittel und sie dienen dem gleichen Zweck, die Naturwahrheit zu erhöhen, wenn der Dichter gegen Ende (Zolling 4, 152, 14) „eines eigenhändigen, ohne Zweifel sehr merkwürdigen Briefes Luthers an Kohlhaas, der aber verloren gegangen ist", gedenkt und zum Schluss in Bezug auf den Seelenzustand des Kurfürsten von Sachsen auf die Geschichte verweist, „in der man das Weitere nachlesen müsse" (Zolling 4, 155, 14 f.). Auch das gehört hierher, wenn es (ibid. 105, 28) von einem erfundenen Plakat heisst: „das wir dem Hauptinhalt nach folgendermassen mitteilen". Man kann also nicht sagen, dass Kleists eigene direkte Äusserungen über diesen Punkt die Burkhardtsche Behauptung widerlegen, wohl aber ergiebt sich aus einer Reihe anderer Momente, dass sie unhaltbar ist und dass seine Darstellung ganz unzweifelhaft auf einer genauen Kenntnis eines fixierten Berichtes beruht.

Ich will von diesen Momenten nur drei anführen. Andere werden sich im Laufe der Erörterung von selbst ergeben.

Erstens: Kleist lässt der historischen Überlieferung entsprechend Kohlhaasens Hinrichtung am Montag nach Palmarum vor sich gehn. Sollte Pfuel diese Einzelheit behalten und Kleist erzählt und dieser dann wieder sie seinem Gedächtnis so fest eingeprägt haben?

Zweitens: der Dichter legt, wie ich schon bemerkt habe, einem der Gesellen des Mordbrenners, der ihm so verhängnisvoll wird, denselben Namen bei wie die Quelle, nämlich Nagelschmidt. Diese Übereinstimmung würde, wie ich meine, allein zur Annahme nötigen, dass Kleist eine fixierte Darstellung benutzt habe. Denn die mündliche Erzählung pflegt auf Namen untergeordneter Personen zu verzichten oder man überhört sie, wenn sie genannt werden. Doch die Übereinstimmung ist nicht einmal auf diese Äusserlichkeit beschränkt. Vielmehr knüpft Kleist die Peripetie im Schicksal seines Helden in einer der Überlieferung ähnlichen Weise an diese Person. Sie berichtet, dass Kohlhase in dem Augenblick in sein Verderben rennt, als er dem unbedachtsamen Gesellen George Nagelschmidt Gehör schenkte, der ihm riet, seinen eigenen Landesherrn, den Kurfürsten von Brandenburg, anzugreifen. Thäte er das, so würde man sich seiner annehmen und seine Klage gegen Sachsen zu einem guten Ende bringen. Indem Kohlhase diesem Rate folgte, führte er seine Gefangennahme herbei. Ähnlich knüpft sich bei Kleist das Verhängnis des Helden an den Genossen Nagelschmidt. Dieser setzt, nachdem Kohlhaas die Feindseligkeiten eingestellt hat, dessen Rolle auf eigene Faust fort und raubt und mordet im Lande. Als sich sein einstiger Herr dann im freiwilligen Gewahrsam in Dresden befindet, schreibt er ihm, dass er sich erbiete, ihm zur Flucht aus seiner Haft an die Hand zu gehn und Kohlhaas ist unvorsichtig genug, in einer Beantwortung des von der Regierung aufgefangenen und ihm, um ihn in die Falle zu locken, heuchlerisch übergebenen Briefes den Vorschlag anzunehmen. Es wird ihm daraufhin der Prozess wegen Landesverrates gemacht und er zu Rad und Galgen verurteilt. Eine solche Übereinstimmung setzt doch wohl eine eingehendere Beschäftigung mit der Überlieferung voraus und wäre unter der Annahme eines einmaligen Anhörens einer mündlichen Erzählung nicht zu begreifen.

Dritteus heisst es in der Quelle bei der Erzählung des Besuches, den Kohlhase Luther macht: „Kohlhase ist unvermerkt gegen Wittenberg selbander reitend kommen und im Gasthof eingekehret.“ Genau so lässt Kleist seinen Rosshändler, als er Luther aufsucht, in Wittenberg in ein Wirtshaus einkehren (Zolling 4, 97, 22).

Der Dichter hat also einen niedergeschriebenen Bericht benutzt. Es fragt sich nun, welchen? Lange Zeit blieb das verborgen, obwohl E. T. A. Hoffmann es im dritten Band seiner Serapionsbrüder schon i. J. 1820 ausgesprochen hatte. Denn erst i. J. 1861 ist Emil Kuh, der bekannte Hebbel-Biograph, angeregt durch die Äusserung bei Hoffmann, diesem interessanten Problem nachgegangen. In einer heute leider nicht mehr aufzutreibenden (Goedeke, Grundriss der deutschen Dichtung Bd. 6 S. 102) Untersuchung „Die Quelle der Kleistschen Erzählung Michael Kohlhaas“ (Kolatscheks Stimmen der Zeit, 2. Ausg. Leipzig 1861)

hat er von drei Berichten über die Geschichte des Mordbrenners wahrscheinlich gemacht, dass Kleist sie befragt hat. Seit dem ist die Thatsache in die Litteraturgeschichte übergegangen.

Die Hauptquelle war die Darstellung des Berliner Chronisten Peter Hafftiz. Peter Hafftiz, kurz vor 1530 in Jüterbog geboren, lebte von etwa 1550 an in Berlin als Lehrer und schrieb eine Stadtgeschichte, die er „Mikrochronikon“ nannte. Aus ihr stellte er einen Auszug her, den er „Mikrochronologikon“ betitelte. Jenes grössere Werk wurde bisher überhaupt noch nicht gedruckt, das kleinere erst i. J. 1862, wo es in dem ersten Band des vierten Hauptteils des Riedelschen Codex Brandenburgensis Aufnahme fand. 1894 hat dann Friedrich Holtze Teile daraus im 31. Heft der Schriften des Berliner Geschichtsvereins veröffentlicht und mit einem Kommentar begleitet. Zu Heinrich von Kleists Lebzeiten existierte also auch das „Mikrochronologikon“, das für uns allein in Betracht kommt, nur handschriftlich, und man hat denn auch zuweilen angenommen, dass ein solches handschriftliches Exemplar in die Hände des Dichters gelangt war. Diese Annahme ist jedoch nicht unbedingt geboten.

Es enthält nämlich die i. J. 1730 in Dresden und Leipzig erschienene „Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Ober-Sachsen und angrentzenden Ländern“ von Christian Schöttgen und George Christoph Kreysig auf S. 528 ff. unter dem Titel „Nachricht von Hanss Kohlhasen“ einen von Anmerkungen begleiteten wörtlichen Abdruck des Hafftizschen Berichtes. Diesen Abdruck hat Kleist wohl benutzt.

In demselben Jahrhundert, in dem Hans Kohlhase auf dem Schaffot seinen Tod fand, erschien noch ein Büchlein, das von seinem Schicksal, wenn auch kurze Nachricht gab. Es ist vom Magister Balthasar Mentz verfasst, in Wittenberg 1598 gedruckt und führt einen im Geschmack der Zeit umständlichen Titel: „Stammbuch und kurtze Erzehlung. Vom ursprung und Herkomen der Chur und Fürstlichen Heuser Sachsen, Brandenburg, Anhalt und Lauenburg“ u. s. w. S. My. Ob Kleist diese Darstellung gekannt hat, ist zweifelhaft. Emil Kuh hat es, wie Zolling a. a. O. S. X berichtet, angenommen. Eine Übereinstimmung, die sich zwischen seiner Erzählung und der Relation des Mentz findet, könnte allerdings auf den Gedanken führen, dass auch sie ihm vor Augen lag. Beide nämlich lassen den Mordbrenner mit dem Schwert gerichtet werden, während er in Wahrheit aufs Rad gelegt wurde. Allein Kleist könnte doch auch ohne Kenntnis des Mentz dazu gekommen sein, seinem Helden die edlere Todesart zuzuschreiben. Hafftiz erzählt nämlich, dass Kohlhase, „weil die Verbitterung so gross gewesen, zum Tode des Rades verdammt worden sei, man ihn aber mit dem Schwerte habe begnaden wollen“. Doch habe Kohlhase auf Anstiften des Nagelschmidt, der ihm

entgegenhielt, dass, „wenn sie gleiche Brüder gewesen wären, sie auch gleiche Kappen tragen wollten", die schmählichere Art der Hinrichtung gewählt. Das Motiv wurde Kleist also schon von Hafftiz an die Hand gegeben, und gewiss bedarf es nicht der Zuflucht zum Mentz, um seine Verwendung bei ihm verständlich zu finden.

Um so weniger zu bezweifeln ist, dass der Dichter eine dritte Darstellung der Kohlhaaschen Affaire nachgelesen hat, diejenige, die von Nicolaus Leutinger in seinen Commentarii de Marchia et rebus Brandenburgicis gegeben ist. Leutinger schrieb dies Werk um den Beginn des 17. Jahrhunderts. Aber erst mehr als hundert Jahr nach seinem Tode wurde es und gleich zweimal in dem gleichen Jahr von Joh. Wilh. Krause und Georg Gottfried Küster an die Öffentlichkeit gebracht.

Dafür, dass Kleist das von Leutinger über Kohlhase Berichtete gekannt hat, sprechen mehrere Momente.

Ohne dass die Hafftizische Relation etwas davon weiss, lässt Heinrich von Kleist Kohlhaas dreimal die Stadt Wittenberg in Brand stecken. Nun heisst es an den beiden Stellen, an denen im Leutinger von dem Mordbrenner die Rede ist (lib. I § 69 ed. Küster, lib. I § 48 ed. Krause und lib. III § 11 ed. Küster; lib. III § 9 ed. Krause) einmal, er habe besonders in der Gegend Wittenbergs seine Räubereien getrieben (latrocinando Saxoniae, inprimis in tractu Vitebergensi) und Vorstädte angezündet (suburbia incenderet), an der zweiten Stelle ausdrücklich, er habe in Wittenberg die Vorstadt vor dem Schlossthore in Asche gelegt (suburbium ad portam, quae ad arcem ducit, per incendiarium in cineres redigit). Doch will ich nicht verhehlen, dass dieses Zusammentreffen noch nicht zu dem Schlusse zwingt, dass Kleisten der Leutinger vorgelegen habe. Denn bei Schöttgen und Kreysig, welches Buch der Dichter, wie wir wissen, benutzt hat, wird in einer Anmerkung auf S. 531 auf die zweite Stelle des märkischen Geschichtsschreibers verwiesen und erzählt „Kohlhase habe eine Vorstadt von Wittenberg anstecken lassen und dadurch in der Stadt ein grosses Schrecken verursacht." Kleist könnte zu dem Motiv also auch ohne Einsicht in das Leutingersche Werk selbst, lediglich durch die Lektüre des Buches von Schöttgen und Kreysig, gelangt sein.

Dafür dass er aber doch den Leutinger selbst einsah, giebt es ein, wie ich meine, untrügliches Zeichen.

Den Generalissimus des sächsischen Reiches, eine von Kleist ganz frei erfundene Person, nennt er Prinz Christiern von Meissen. In manchen Ausgaben der Erzählung ist diese besondere Namensform Christiern in das hergebrachte Christian, aber natürlich unbefugter Weise, verändert. Schlägt man nun die erste Stelle bei Leutinger, die von Colhasius erzählt, auf, so findet man gleich, nachdem über ihn berichtet ist, die Worte Christiernus II, tunc Daniae Rex . . . Ich zweifle nicht, dass der

Dichter hier die Anregung empfing, gewissermassen um eine künstliche Patina aufzutragen, diese seltene, archaische Form zu wählen. Dass er auch sonst bemüht ist, über seine Erzählung mittels der Sprache einen Hauch von Altertümelei zu breiten, lehrt neben anderem der Umstand, dass er durchgängig „Reuter" für „Reiter" schreibt. Auch Formen wie „jetzo", „Jungherr", „presshaft", „speisete", „ruhete", „anflösete", „drohete" u. ä. dienen diesem Zweck.

Nachdem aber erwiesen ist, dass Kleist Leutinger vor Augen gehabt hat, müssen wir nach weiteren Spuren seiner Einwirkung suchen. In der That fehlt es an ihnen nicht. Ja, die Einsicht in dieses Geschichtswerk hat auf die innere Form des dichterischen Werkes Einfluss geübt und wurde für die Art der Conception bestimmend.

Ich habe schon bemerkt, dass Kleist das Niveau seines Helden insofern hob, als er ihn aus einem Strassenräuber zu einem Kriegshelden machte. Und hierzu kann sehr wohl Leutinger den Anstoss gegeben haben, wenn er allein und offenbar entgegen der historischen Wahrheit — in dem Zeitraum zwischen Hafftiz und ihm hatte sich sichtlich die Sage des Stoffes in stärkerem Masse bemächtigt — wenn also er allein von den Soldaten spricht, die Kohlhase um sich sammelte und vereint mit einer Räuberschar zu plötzlichen, schreckenverbreitenden Einfällen benutzte (ut mann militum latronumque turma coacta, improvisam irruptionem faciens formidabilis multum esset lib. I § 69 ed. Küster, § 48 ed. Kranse).

Von grösserer Bedeutung ist ein anderes Moment, in dem sich Kleist und Leutinger berühren und so berühren, dass man mit Recht auf die Abhängigkeit des Dichters von dem Geschichtsschreiber geschlossen hat.

So oft von der Erzählung „Michael Kohlhaas" die Rede ist, wird dem Bedauern Ausdruck gegeben, dass sie von ihrer zuerst erreichten künstlerischen Höhe herabsinkt. Indem der Dichter, so sagt man, den Boden des Realen verlässt und sich ins Gebiet des Mystischen begiebt, erlahmt das bis dahin aufs äusserste angespannte Interesse und es ist als ein Triumph seiner virtuosen Kunst zu betrachten, dass er uns überhaupt noch in der sogenannten dritten Welt, der Welt der Ahnungen, Träume und Gespenster, festzuhalten weiss. In der That macht der Dichter in der Behandlung des eigentlichen Themas: dem Bestreben des Helden, sich für ein erlittenes Unrecht Sühne zu verschaffen, erst auf dem Wege der Ordnung und als der nicht zum Ziele führt, auf dem der gewaltthätigen Selbsthilfe, in der Behandlung dieses Themas macht der Dichter plötzlich Halt, um dann einen Seitenpfad einzuschlagen. Deutlich lässt sich der Punkt bezeichnen, wo das geschieht. Michael Kohlhaas hat dank der Intervention Luthers sein Heer entlassen und sich freiwillig in das sächsische Gewahrsam begeben gegen das Ver-

sprechen freien Geleites nnd die Zusicherung, dass seine Angelegenheit gerichtlich ausgetragen werde. Was als freiwillige Stellung zur Disposition der sächsischen Regierung gemeint war, weiss die Hofcamarilla durch allerlei Umtriebe in eine unfreiwillige Haft zu verwandeln. Kohlhaasens scharfem Blick entgeht das nicht. Aber seine Kraft, erlittener Unbill zu trotzen, ist gebrochen. Nur so weit reicht sie noch, dass er die Regierung, der er nichts mehr missgönnt, als den Schein der Gerechtigkeit, durch ein Manöver ins Unrecht zu setzen weiss, indem er sie zu der bestimmten und unumwundenen Erklärung nötigt, dass er ein Gefangener sei. Sonst hat er, der bis dahin mit der Zähigkeit des starken Mannes dafür kämpfte, sein Recht zu behaupten und zu erlangen, „er hat sich vollkommen überzeugt, dass nichts auf der Welt ihn aus dem Handel, in den er verwickelt ist, retten kann“ (Zolling 4, 128, 14). „Die Dickfütterung der Rappen hat seine von Gram sehr gebeugte Seele aufgegeben“ (ib. 129, 14), heisst es, und er ist entschlossen, sich mit seinen fünf Kindern nach der Levante oder nach Ostindien oder soweit der Himmel über andere Menschen, als die er kennt, blau ist, einzuschiffen (ib. 129, 11). In dieser Stimmnng trifft ihn der Brief seines einstigen Genossen Nagelschmidt, der ihm, wie wir wissen, zum Verhängnis wird. Dass er auf die Vorschläge dieses Menschen eingeht, dafür fehlt es ihm in seinem Bewusstsein nicht an einer Rechtfertigung. Er motiviert den Entschluss vor sich damit, dass inzwischen die Regierung ihr gegebenes Versprechen gebrochen habe, er also auch nicht mehr an das seinige: sich ihr friedlich zur Verfügung zu halten gebunden sei. Allein seiner Aufgabe als Verfechter des Rechtsgefühls wird er dennoch untreu. Als ihm nämlich auf Grund dieses aufgefangenen Briefes der Prozess gemacht wird, antwortet er auf die Frage, ob er zu seiner Verteidigung etwas vorzubringen wisse: „Nein“. Er streckt damit als Verteidiger des Rechtes die Waffen. Zugleich hat er sein Leben verwirkt. Er wird sächsischerseits zum Tode verdammt und dieses Urteil später von der Brandenburgischen Regierung bestätigt.

Es giebt Leute, die in diesem Versiegen des bis dahin bewiesenen Eifers Kohlhaasens, sein Recht zu suchen und zu verfechten eine psychologische Inconsequenz erblicken. Ich teile diese Ansicht nicht nnd bin der Meinung, dass die vorhergegangenen Geschehnisse wohl geeignet sind, anch den festesten Charakter mürbe zu machen.

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht verschaffen,
„Er liebt sich bald die unbedingte Ruh.“

Das wusste auch Kleist. Zudem hat der Dichter den Umschwung wohlweislich vorbereitet, wie denn dem feinen Gewebe von Causalität, das die Erzählung darstellt, nicht ein Faden zu fehlen scheint. Schon lange vorher heisst es (Zolling 4, 117, 10), dass ein Vorfall, eine Volks-

empörung, von der noch die Rede sein wird, in der That den Willen des Rosshändlers gebrochen habe.“ Jedenfalls kann die geschichtliche Betrachtung — und auf die allein kommt es mir hier an — nicht so urteilen, die geschichtliche Betrachtung, die das Wesen eines Kunstwerkes vor allem aus der Individualität des Dichters heraus zu begreifen sucht.

In Kleists zerrissenem Gemüt lebte auch der Optimismus. Optimistisch ist die Märchendichtung „Das Käthchen von Heilbronn“, in der die unbeirrbare Liebe und Hingabe des Weibes so herrlich zum Siege gelangen. Optimistisch der „Prinz von Homburg“, in dem menschliche Milde über die strenge Satznng so schön triumphiert. Optimistisch in gewissen Sinne auch die „Hermannsschlacht“, in der die Vaterlandsliebe alle Hindernisse überwindet und die Knechtschaft zur Freiheit durchdringt. Aber nur gelegentlich wird die Nacht des Kleistischen Gemütes von dem Stern des Optimismus erleuchtet. Vorherrschend in ihm war doch der Pessimismus und von der Unvollkommenheit alles Menschlichen, der Gebrechlichkeit der Welt, wie er sich mit Vorliebe ausdrückte, war er nur zu sehr überzeugt. Gerade im „Kohlhaas“ kommt diese seine Weltanschauung wiederholt zum Ausdrnck. Selbst auf seinen schlichten Helden überträgt er seine melancholische Denkart. Noch bevor Kohlhaas von dem Unrecht beschwert ist, das ihn dazu treibt, an den Säulen von Staat und Ordnung zu rütteln, gleich im Anfang der Erzählnng heisst es von ihm: „Er kehrte zur Tronkenburg zurück ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl als das der allgemeinen Not der Welt“. (Zolling 63, 17.) Und nicht viel später noch einmal: „Denn ein richtiges, mit der gebrechlichen Einrichtung der Welt schon bekanntes Gefühl machte ihn geneigt, den Verlust der Pferde . . . zu verschmerzen (ebenda 66, 13). Wer diese Grundstimmung der Kleistischen Individualität nicht übersieht, dem ist das Erlahmen des Rechtsgefühls seines Helden durchaus verständlich.

Doch darüber denke man, wie man wolle, jedenfalls ist mit der so plötzlich eingetretenen Erledigung der Rechtssache das eigentliche Thema beendet und es taucht ein ganz neues Interesse auf, das — man wird es bei einem Künstler wie Kleist nicht anders erwarten — mit dem Vorhergehenden zwar organisch verknüpft und zu einer Steigerung und Spannung benutzt ist, doch aber eine Abirrung bedeutet. Wir erfahren von einer Prophezeiung, die eine Wahrsagerin vor einiger Zeit den in Jüterbog versammelten Fürsten von Brandenburg und Sachsen verheissen hat. Nur der Brandenburger aber erhält sie wirklich. Die für den sächsischen Fürsten bestimmte hatte die weise Frau dem auf dem Marktplatz des Städtchens ebenfalls anwesenden Kohlhaas gegeben. Der Dichter weiss es nun herbeizuführen, dass der Kurfürst von Sachsen dem Mordbrenner auf seinem Transport von Dresden nach Berlin

begegnet und an seiner Brust die Kapsel wahrnimmt, die die geheimnisvolle Prophezeiung in sich schliesst. Als er sie sieht, verfällt er in schwere Krankheit, und kaum ist er von ihr genesen, so setzt er alles daran, in den Besitz der Wahrsagung zu gelangen. Sie enthält nichts weniger als die Auskunft über das künftige Schicksal des sächsischen Herrscherhauses, dem die Gefahr des Unterganges droht. Um des Zettels habhaft zu werden, bittet der Regent den Kaiser in einem eigenhändigen Brief, die inzwischen an ihn gelangte Klage gegen Kohlhaas zurücknehmen zu dürfen. Er fleht den Kurfürsten von Brandenburg an, dem Mordbrenner das Leben zu fristen. Ihm selbst verspricht er Freiheit und völlige Verzeihung. Umsonst. Der Rosshändler vernichtet das die Prophezeiung enthaltende Blatt.

Wer aber ist denn nun die Zigeunerin? Kleist selbst nennt sie die geheimnisvolle oder geheimnisreiche und wirklich hat er sie in einen Schleier mystischen Dunkels gehüllt. Nachdem sie in Jüterbog erschienen ist und ihre Prophezeiung halb gegeben halb vorenthalten hat, verschwindet sie und ist im ganzen Kurfürstentum Sachsen nicht auszumitteln. Dann lernen wir in Berlin ein Trödelweib kennen, dessen Ähnlichkeit mit der Wahrsagerin von einem Abgesandten des sächsischen Kurfürsten bei dem vergeblichen Versuch, dem Rosskamm den Zettel zu entziehen, benutzt wird. Auf einmal stellt sich heraus — nur schüchtern wagt der Dichter es auszusprechen (Zolling 148, 18f.) — dass beide, jene Zigeunerin und dieses Trödelweib, dieselbe Person sind. Ja, zuletzt wird sie in unbestimmter Weise mit Kohlhaasens verstorbener Frau Lisbeth identifiziert. Sie erscheint als eine Abgesandte höherer überirdischer Mächte und der Eindruck wird erweckt, als stehe Kohlhaas durch sie mit übermenschlichen Gewalten in Verbindung.

Otto Brahm, der letzte treffliche Biograph Heinrichs von Kleist, hat, um die, wie er meint, disparate Verbindung des ersten realistischen und des zweiten supranaturalistischen Teiles der Erzählung zu erklären, eine zuerst von Adolf Wilbrandt aufgestellte Hypothese von neuem aufgenommen und schärfer formuliert, eine Hypothese, die zugleich die vorher besprochene Burkhardtsche Ansicht, wonach sich der Dichter mit den mündlichen Informationen seines Freundes Pfuel begnügt hat und den, wie ich meine, unzweifelhaften Thatbestand, dass er einen fixierten Bericht benutzt hat, scharfsinnig verbindet. Brahm meint, dass die Erzählung, so wie sie vorliegt, nicht aus einem Gusse sei, sondern auf zwei Ansätzen beruhe. Den ersten Teil habe Kleist allein nach Pfuels Bericht entworfen. Als ihm aber, je weiter die Dichtung vorrückte, die unzureichende Kenntnis des Stoffes um so empfindlicher wurde, habe er doch noch nachträglich die gedruckte Darstellung zu Rate gezogen, aus der ihm dann neue Gesichtspunkte aufgegangen seien.

Es würde zu weit führen, hier auf diese Hypothese näher einzugehn. Es ist nicht leichter ihr zuzustimmen als sie zu widerlegen. So viel ist aber an ihr gewiss richtig, dass Kleist die Anregung zur Einführung der überirdischen Eingriffe aus der alten Litteratur über Kohlhase empfangen habe. Und zwar kommt hier hauptsächlich wieder Leutinger in Betracht. In seinem Bericht heisst es von Kohlhase, nachdem von dem Umfange seiner Macht und der Gefährlichkeit seiner Unternehmungen die Rede war, dass er seine Stärke ausser von der ihm eigenen Verschlagenheit von der Magie entlehnte (quia vires suas a Magia et astutia mutuaretur lib. I § 69 ed. Küster, § 48 ed. Krause) und im Anschluss daran wird hervorgehoben, dass es nicht möglich war, ihm mit Erfolg beizukommen oder ihn durch Hinterhalte abzufangen, wie wenn also Kohlhase mit höheren Kräften im Bunde gestanden hätte, genau wie der Dichter seinen Helden unter dem Schirm und Schutze überirdischer Mächte, als deren Vermittlerin die Zigeunerin auftritt, stehn lässt.

Ich sagte, dass für die Frage nach dem Ursprung der übersinnlichen Momente in Kleists Erzählung hauptsächlich Lentinger in Betracht kommt. In der That spielt auch schon in den Hafftizschen Bericht allerlei phantastisch-magischer Spuk hinein. So wenn es heisst: „dass der Kurfürst von Brandenburg Meister Hansen, dem Scharfrichter von Berlin, welcher ein ausbündiger Schwartzkünstler war, befahl, ihm Kohlhase und seinen Anhang in die Stadt zu schaffen“, und dieser es durch seine dunkle Kunst zu Wege brachte. Von einem Genossen Kohlhases wird gleichfalls gesagt, „er sei ein ausbündiger Schwartzkünstler gewesen und hin und wieder auff den Dächern als eine Katze lauffende gesehen worden“. Zu der ersten Bemerkung, dass der Kurfürst von Brandenburg dem Scharfrichter den Auftrag gegeben habe, Kohlhase einzufangen, wird in der Schöttgen und Kreysigschen Ausgabe, die, wie wir wissen, Kleist vorlag, die Anmerkung gemacht, dass es dem Herausgeber fern liege, den teuren Kurfürsten dessen zu beschuldigen, dass er von Zauberei viel gehalten habe. Er glaube vielmehr mit Leutingern (lib. XVIII p. 639 ed. Küster), dass man von ihm mehr vorgegeben, als zu beweisen stehet. „Es war aber dieses, fährt er fort, ein Fehler derer damaligen Zeiten, dass man alle Klugheit und Geschwindigkeit, die man nicht sogleich begreiffen konnte, der Zauberey zuschrieb“.

Diese Stellen muss man im Auge behalten, man muss Kleists Hang zum Romantischen, seine Hinneigung zum Phantastischen und Mystischen berücksichtigen, die sich ja auch im „Käthchen von Heilbronn, im „Prinzen von Homburg“ kund thun, wo der Hypnotismus eine ganz realistische Verwendung findet; man muss den Einfluss bedenken, den in der Zeit der Entstehung der Erzählung der mystische Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert auf den Dichter ausübte (vgl. Morris, Heinrich

v. Kleists Reise nach Würzburg, 1899 S. 34 ff.); man darf ferner nicht übersehen, dass er auch sonst bemüht ist, seiner Darstellung Zeitcolorit zu verleihen — und die Kühnheit, in die Erzählung einer historischen Begebenheit übersinnliche Momente zu verweben, erscheint nicht mehr so unbegreiflich. Es ist echt Kleistische Naivität. —

Ich habe nun wohl deutlich gemacht, dass Kleist zwei Berichte über den historischen Kohlhase für seine Erzählung benutzt hat: Peter Hafftiz' Mikrochronikon und Nicolaus Leutingers Geschichte der Mark Brandenburg. Ich bin überzeugt, dass er auch noch andere historische oder kulturgeschichtliche Werke zu Rate gezogen hat, besonders solche, die ihm über die inneren Zustände des damaligen Sachsen Belehrung geben konnten. Denn wie sehr er auch von der wirklichen Geschichte abweicht, wie unhistorisch beispielsweise das Charakterbild seines Kurfürsten im Vergleich zu dem standhaften Johann Friedrich, wie ihn die Geschichte kennt, ausgefallen ist und obgleich er alle Personen aus der näheren oder weiteren Umgebung des Herrschers völlig frei erfunden hat, so kann ich mich bei der so eindringlichen und intimen Schilderung des Treibens am Hofe doch nicht entschliessen zu glauben, er sei darin ohne alle äussere Anregung geblieben und lediglich dem gefolgt, was ihm seine Phantasie hergab. Leider fehlen mir die Kenntnisse dieser historischen Gebiete, die für eine Nachspürung der Fährten, die der Dichter eingeschlagen haben kann, erforderlich sind. Es kann auch sein, dass er die Verhältnisse eines anderen Ländchens, die ihm bekannt waren, wenn sie auch einer späteren Zeit angehörten, mit poetischer Licenz auf das damalige Sachsen übertrug. Jedenfalls muss die Forschung diesen Punkt noch ins Auge fassen.

Gegen die Gesetze einer guten Composition sündigend, indem ich voraussetzte, was bei einer richtigen Disposition des Stoffes vorher hätte mitgeteilt werden müssen, habe ich im Laufe dieser Betrachtungen schon manche Einzelheiten der historischen Überlieferung wie der Kleistischen Erzählung zur Sprache gebracht, ohne im Zusammenhang die eine und die andere besprochen und mit einander verglichen zu haben.

Ich will das nun nachholen.

Kurz zusammengefasst ist das, was Kleist in den Quellen fand, wenn ich von dem, was er Leutinger entnahm und was schon besprochen ist, absehe, etwa folgendes:

Als Kohlhase einmal Pferde nach Sachsen führt, um sie zu verkaufen, behauptet einer von Adel — aus Schöttgens und Kreysigs Nachlese (S. 529 Anm.) ersah Kleist, dass er den Namen Günther von Zaschwitz trug, dass aber nicht er die Äusserung fallen liess, sondern auf seinen Befehl Untersassen von ihm es thaten — sie behaupten, dass Kohlhase die Pferde gestohlen habe. Er lässt sie auf des Edelmanns

Unkosten im Gericht stehn, bis er den Beweis erbringt, dass er sie ehrlich und redlich erworben habe. Kann ers nicht erweisen, solle er ihrer verlustig gehn. Bei seiner Wiederkunft findet Kohlhase, als er hinreichende Beweise über den ehrlichen Besitz der Pferde erbringt, dass sie inzwischen vom Junker benutzt und weidlich abgetrieben sind. Er verlangt Schadenersatz, den zu zahlen der Edelmann sich weigert. Kohlhase bringt die Angelegenheit beim Kurfürsten von Sachsen an, kann aber nicht zu seinem Rechte kommen. So greift er zur Selbsthilfe. Hart vor Zahna überfällt er einen reichen Seidenkrämer aus Wittenberg, beraubt ihn und hält ihn auf einem Werder der krummen Spree gefangen, bis er sich mit Geld gelöst hat. Und mehr solcher Unthaten begeht er, bis sich endlich der Kurfürst von Sachsen erbietet, sich mit ihm zu einigen und einen Tag nach Jüterbog zur Erörterung der Angelegenheit beruft. Kohlhase erscheint, 40 Pferde stark und schliesst mit den vom Kurfürsten verordneten Räten einen Vertrag, der aber von den Sachsen nicht innegehalten wird. So beginnt er von neuem seine Raubzüge, plündert Dörfer an der sächsisch-märkischen und magdeburgischen Grenze, brennt Zahna nieder und stiftet solchen Schaden, dass sich der Kurfürst von Sachsen gedrungen sieht, den Kurfürsten von Brandenburg und den Erzbischof von Magdeburg zu bitten, gegen ihn einzuschreiten. Den Sachsen wird auch endlich gestattet, den Räuber auf märkischem und magdeburgischem Gebiete suchen zu lassen und ihnen das Recht eingeräumt, ihn da zu verhaften. Aber unverzagt und anschlägig wie Kohlhase ist, weiss er sich allen Nachstellungen geschickt zu entziehn. Manchen bösen Streich spielt er dem Kurfürsten, indem er die Plünderungen mit ungeschwächtem Erfolge fortsetzt. Da greift Luther ein. Er schreibt Kohlhase und ermahnt ihn, von seinem Treiben abzustehn. Der Mordbrenner sucht den Gottesmann auf und in einer langen Unterredung verspricht er ihm, sein räuberisches Gewerbe aufzugeben, wogegen ihm verheissen wird, dass seine Angelegenheit geordnet werden und eine gute Endschaft nehmen solle. Allein die Intervention ist fruchtlos. Die Sachsen verfolgen Kohlhase nach wie vor und kümmern sich nicht um die Beilegung der Rechtssache.

Es wird nun erzählt, was wir schon wissen, wie sein Geselle Nagelschmidt ihm rät, den Kurfürsten von Brandenburg anzugreifen und wie er sich dadurch sein Verderben bereitet.

Den Schluss des Berichtes bildet die kulturgeschichtlich höchst interessante und für das Leben Berlins im 16. Jahrhundert überaus charakteristische Darstellung der Gefangennahme des Mordbrenners und seines Gesellen, die zu hegen und hausen verboten war. Einiges davon habe ich schon mitgeteilt. Eine Episode aber verdient an dieser Stelle noch erwähnt zu werden. Ein Bürger, Namens Putletz, in dessen

Haus Gürgen Nagelschmidt hinter der Feuermauer stehend gefunden wurde, ward „ungeachtet er dessen keine Wissenschaft getragen", gefänglich eingezogen und auf dem Neuen Markt enthauptet. „Und ob man wohl der Frauen das Leben hat schenken wollen, hat sie es doch nicht thuen (d. h. sich schencken lassen) wollen, sondern ehe sie beide gerichtet worden, hat sie ihren Mann freundlich umfangen und mit einem Kuss gesegnet und weil sie alle beide alte verlebte Leute gewesen, sind sie auf einem Stuhle sitzend enthauptet worden".

Man sieht abgesehen von diesen prächtigen, genremässigen Zügen, von denen Kleist übrigens keinen Gebrauch gemacht hat, ist es eine dürre Überlieferung. Von einer Charakterschilderung sind nur dürftige Keime vorhanden und diese hat der naive Chronist gewiss unbewusst ausgestreut. Und gerade das, was den Poeten an dem Stoffe reizte, was ihn dazu trieb, ihn zu behandeln, das eigentliche Problem: wie ein Mann aus Rechtsgefühl zum Räuber und Mörder wird, das tritt nur am Eingang ganz schattenhaft auf. Die durchgreifendste Änderung, die Kleist an der Überlieferung vornahm, liegt denn auch nach dieser Richtung hin. Ihm kam es darauf an, an einem bestimmten konkreten Falle zu zeigen, wie nahe bei einander in der menschlichen Brust gut und böse, Tugend und Sünde wohnen und zu erzählen, wie ein schlichter und gottesfürchtiger Mann aus verletztem Rechtsgefühl zum Verbrecher wird und ein tragisches Ende findet. Alle Kunst wendet er an, uns diesen Fall menschlich begreiflich zu machen und nicht genug kann er sich in der Erfindung von Details thun, um uns mit der Überzeugung zu erfüllen, dass all die Bosheiten, Ungerechtigkeiten, Enttäuschungen, die der unglückliche Mann erleidet, ihn zu dem Schritte treiben mussten. Und bis zu dem Punkt des Umschlags, von dem ich schon gesprochen habe, weiss er uns die Geschehnisse mit einer bewunderungswürdigen Einfachheit, Stärke und Schärfe der Darstellung und einer beispiellosen Fähigkeit stufenmässiger Steigerung vorzuführen. Von diesem quellenden Reichtum kann ich hier nur einen schwachen Abglanz geben, von dem voll ausgeführten Gemälde nur eine dürftige Skizze.

Der Rosshändler Kohlhaas reitet mit einer Koppel junger Pferde ins Ausland. Auf sächsischem Gebiete erfährt er eine unerwartete Erschwerung. Er soll nicht nur Zoll bezahlen, während er bisher die Stelle frei passiert hatte, sondern auch einen Pass vorzeigen, worin ihm die ausdrückliche Erlaubnis erteilt sei, die Pferde über die Grenze zu bringen. Den Zoll entrichtet Kohlhaas ohne Sträuben. Von dem Erlaubnisschein wusste er nichts und besitzt ihn daher auch nicht. Nach langen Verhandlungen mit dem hartnäckigen Vogt, zu denen der Junker von Tronka selbst hinzutritt, einigt man sich dahin, dass der Rosskamm den Schein nachträglich in Dresden löse. Des zum Pfande lässt er auf Verlangen des Vogtes ein Paar prächtiger Rappen zurück,

die dem Junker, seiner übermütigen Umgebung und seinem Gesinde schon lange in die Augen gestochen hatten. Zur Wartung giebt er ihnen seinen treuen Knecht Herse bei.

In Dresden erfährt er, was ihm schon ahnte, dass die Geschichte von dem Passschein ein Märchen sei. Er kommt zur Tronkenburg zurück und hört, dass man seinen Knecht ungebührlichen Betragens halber, wie es heisst, wenige Tage, nachdem er ihn zurückgelassen, zerprügelt und weggejagt habe. Statt der glatten und wohlgenährten Rappen aber findet er dürre, abgehärmte Mähren. Er stellt den Schlossvogt, später den Junker selbst zur Rede und man sagt ihm auf die Frage, um welchen Verseheus halber der Knecht aus der Burg entfernt worden sei, dass er sich als einen trotzigen Schlingel erwiesen und sich gegen einen notwendigen Stallwechsel gesträubt habe. Die Pferde aber hätte man, damit sie ihr Futter abverdienten, ein wenig zu den Erntearbeiten verwendet. Kohlhaas, der die schändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit wohl durchschaut, ist gleichwohl entschlossen, im Gefühl seiner Ohnmacht den Ingrimm zu verbeissen, aber die scham- und rücksichtslose Roheit, mit der ihm, dem so schmählich Gekränkten, bei seinen sachlichen Fragen der Vogt und auch der Junker begegnen, erregen ihm noch mehr die Galle und rufen seinen ganzen Trotz auf. Er weigert sich die Pferde zurückzunehmen und verlässt die Burg, um in Dresden, der Hauptstadt, klagbar zu werden. Doch er will sich seines Rechtes völlig vergewissern und beschliesst, vorher nach Kohlhaasenbrück zurückzukehren, um sich durch Vernehmung des Knechtes zu überzeugen, ob ihm nicht vielleicht doch eine Art Schuld beizumessen sei. In diesem Falle wollte er den Verlust der Pferde als eine gerechte Folge davon verschmerzen. Zugleich aber „fasste das Gefühl tiefere und tiefere Wurzeln in dem Masse, als er weiter ritt und überall, wo er einkehrte, von den Ungerechtigkeiten hörte, die täglich auf der Tronkenburg gegen die Reisenden verübt wurden: dass, wenn der ganze Vorfall, wie es allen Anschein habe, bloss abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugthuung für die erlittene Kränkung und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen".

In Kohlhaasenbrück, wohin, wie der Rosskamm richtig vermutet hatte, der zerschlagene Knecht zurückgekehrt war, erfährt er aus einem eingehenden, mit echt Kleistischer Kunst des Inquisitoriums dargestellten Verhör, dass der brave Herse frei von jeder Schuld ist, in aller Bescheidenheit nur das Recht seines Herrn wahrgenommen und lediglich so gehandelt habe, wie es ihm die aufgetragene Pflicht der Obhut der Pferde vorschrieb. Und nun ist Kohlhaas im Einverständnis mit seiner wackeren Frau Lisbeth, die es für ein Werk Gottes erklärt,

Unordnungen wie den geschehenen Einhalt zu thun, entschlossen, in Dresden seine Klage vor Gericht zu bringen.

Monate vergehn, ohne dass er auch nur eine Erklärung über sie, geschweige denn die Resolution selbst erhält. Endlich erfährt er, nachdem er mehreremal von neuem beim Tribunal eingekommen ist, von seinem Advokaten, dass die Klage bei dem Dresdener Gerichtshofe auf eine höhere Insinuation gänzlich niedergeschlagen worden sei und zwar habe dies seinen Grund darin, dass der Junker Wenzel von Tronka mit zwei Junkern, Hinz und Kunz von Tronka, verwandt sei, deren einer bei der Person des Regenten Mundschenk, der andere gar Kämmerer sei.

Kohlhaas befindet sich gerade in der Stadt Brandenburg, als er diese Nachricht empfängt. Er erzählt dem Stadthauptmann, mit dem er bekannt ist, von der Angelegenheit und dieser rät ihm, eine Supplik mit einer kurzen Darstellung des Vorfalls an den Kurfürsten von Brandenburg aufzusetzen und wegen der Gewaltthätigkeit, die man sich auf sächsischem Gebiet gegen ihn erlaubt habe, den landesherrlichen Schutz anzurufen. Kohlhaas befolgt den Rat. Der Stadthauptmann weiss den Brief in die Hände des Kurfürsten zu bringen, allein auch jetzt wird dem Rosshändler die erwartete Genugthuung nicht zuteil. Der Stadthauptmann schreibt ihm, dass er, wie leid es ihm auch sei, in seiner Sache nichts thun könne. Er rate ihm, die Pferde, die er in der Tronkenburg zurückgelassen habe, wieder abführen und im übrigen die Sache ruhen zu lassen. Gleichzeitig schickt er ihm die Resolution der Staatskanzlei, in der Kohlhaas nach dem Bericht des Tribunals in Dresden für einen unnützen Querulanten erklärt und ihm bedeutet wird, dass er sich die Rappen, die ihm der Junker auf keine Weise zurückhalte, von der Burg holen oder wenigstens ihn wissen lassen möge, wohin er sie ihm senden solle. Unter der Hand wird dem Rosskamm auch der Grund dieser Entscheidung bekannt: der Staatskanzler seines Landes ist mit dem Hause derer von Tronka verschwägert.

Kohlhaas schäumt vor Wut, als er dies erfährt. Entschlossen, in einem Lande, in dem man ihn in seinen Rechten nicht schützen wolle, nicht zu bleiben, ruft er einen benachbarten Amtmann zu sich, um ihm seine Besitzungen von Kohlhaasenbrück und Dresden zu verkaufen. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, dass es Zwecke geben könne, im Vergleich mit welchen seinem Hauswesen als ein ordentlicher Vater vorzustehn, untergeordnet und nichtswürdig sei. Seine Frau Lisbeth, die Zeugin der Unterhandlungen ist, beschwört ihn auf Knien, nichts zu übereilen und die Sache mittels einer Bittschrift beim Landesherrn selbst noch einmal anhängig zu machen. Kohlhaas folgt ihr und überlässt ihr auf ihre Bitte, selbst das Schriftstück zu überreichen. Sie ersucht ihn darum, weil sie, wie sie ihm verschämt

eingesteht, einst von dem Kastellan des kurfürstlichen Schlosses umworben wurde und noch immer seiner Zuneigung gewiss sein kann.

Allein dieser Schritt erweist sich als den allerunglücklichsten von den bisher gethanen. Die Frau wird bei ihrem Versuche, an die Person des Landesherrn heranzukommen, von einem Lanzenstoss, den sie vor die Brust erhält, tödlich getroffen, und sterbend wird sie in Kohlhaasens Haus gebracht. Und eben ist das pomphafte Leichenbegängnis, das weniger für sie als für eine Fürstin angeordnet schien, beendet, so erhält er auf die Bittschrift die landesherrliche Resolution: er solle die Pferde von der Tronkenburg abholen und bei Strafe, in das Gefängnis geworfen zu werden, nicht weiter in dieser Sache einkommen.

Da ist seine Langmut erschöpft. Er schickt dem Junker Wenzel von Tronka einen Rechtsschluss, in dem er ihn kraft der ihm angeborenen Macht verdammt, die Rappen, die er ihm abgenommen und auf den Feldern zu Grunde gerichtet habe, binnen drei Tagen nach Sicht nach Kohlhaasenbrück zu führen und in Person in seinen Ställen dick zu füttern. Als die drei Tage verflossen sind, ohne dass die Pferde überliefert worden sind, bricht er mit sieben Knechten nach der Tronkenburg auf, stürmt sie und brennt das ganze Schloss bis auf die Mauern nieder. Des Junkers Wenzel von Tronka freilich, den gefangen zu nehmen er am meisten begierig war, vermag er nicht habhaft zu werden. Er ist während des Sturmes entkommen. Rachedürstig folgt er seiner Spur und als er erfährt, dass er sich in Wittenberg befindet, bricht er dahin auf, entschlossen die Stadt einzuäschern, wenn sie ihm nicht den Todfeind ausliefere.

Wie er nun Wittenberg dreimal in Brand setzt, wie seine Schar zu einem Kriegshaufen anschwillt und wie er dem Lande gefährlich wird, davon war oben bereits die Rede. Schon steht er vor Leipzig und steckt die Stadt an drei Seiten in Brand. Ganz Sachsen, insbesondere die Residenz, wohin nach einem falschen, auch zu Kohlhaas gelangten Gerücht der Junker geflüchtet sein soll, ergreift die ärgste Bestürzung. Da legt sich Luther ins Mittel. Wir haben schon gesehn, dass Kleist den Zug in der Quelle fand, und dies Motiv wird nicht am wenigsten zu dem Reize beigetragen haben, den die naive Darstellung des Chronisten auf den Dichter ausübte. Die Unterredung der beiden Männer selbst aber, ein Meisterstück für sich, ist seine freie Erfindung, wie auch das öffentliche Schreiben des Reformators an den Mordbrenner in seinem prächtigen Wortlaut ganz und gar Kleistens Geist entsprungen ist. Die Quelle verzeichnet nur die Thatsache selbst. Die Unterredung bildet den Angelpunkt der Erzählung. Es gilt von ihr, was Schiller von der Helena-Episode in Goethes Faust an den Dichter schrieb: es ist der Gipfel, der von allen Punkten des Ganzen gesehen werden muss und nach allen hinsieht.

Die Folge der Unterredung ist, dass Kohlhaas zu einer neuen Untersuchung seiner Sache freies Geleit nach Dresden erhält. Erweist sich seine Klage als unbegründet, so solle gegen ihn seines eigenmächtigen Unternehmens wegen, sich selbst Recht zu verschaffen, mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren werden, im entgegengesetzten Fall aber ihm mit seinem ganzen Haufen Gnade für Recht bewilligt und völlige Amnestie für seine in Sachsen verübten Gewaltthätigkeiten zugestanden sein.

Kohlhaas entlässt seinen inzwischen auf vierhundert Mann angewachsenen Haufen und begiebt sich nach Dresden, um seine Klage wegen der Rappen gegen den Junker Wenzel von Tronka vor Gericht zu bringen. Hier erhält er zu seinem Schutz eine aus drei Landsknechten bestehende Wache. Die Forderungen, die er geltend macht, sind: Bestrafung des Junkers den Gesetzen gemäss, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und Ersatz des Schadens, den er wie sein Knecht durch die verübten Gewaltthaten erlitten haben. Allein die Rappen waren in ihrem elenden und heillosen Zustand schon an den Abdecker geraten, und als man sie endlich ausfindig gemacht hat und nach Dresden bringt, wo sie im Stalle des Kämmerers von Tronka dick gefüttert werden sollen, da kommt es zu Kohlhaasens Unglück zu einer Art Aufstandes. Den Anlass dazu giebt die Weigerung eines von einem erregten Volkshaufen aufgehetzten Knechtes des Kämmerers, die unehrlichen Pferde in den Stall zu führen. Als der Herr ihn für diese Aufsässigkeit mit wütenden Hieben der Klinge vom Platz weg und aus den Diensten jagt, erregt er den Unwillen des Volkes, das sich empört auf ihn stürzt. Er gerät in die grösste Lebensgefahr und wird blutbedeckt vom Platze getragen.

Dieser Vorfall verbreitet auch bei den Gemässigteren und Besseren im Lande eine für den Ausgang der Kohlhaaseschen Streitsache höchst ungünstige Stimmung. Dazu treten andere für den Rosskamm verhängnissvolle Umstände, deren Einzelheiten ich hier übergehe. Nur soviel sei bemerkt, dass ein Gesuch, das er an die Regierung richtet, ihn für einige Tage nach Kohlhaasenbrück reisen zu lassen, verzögert und angeblich der Entscheidung des Landesherrn selbst, auf die er aber vergeblich wartet, vorgelegt wird. Ebenso wird das Rechtserkenntnis bei dem Tribunal, so bestimmt man es ihm auch in Aussicht gestellt hat, nicht gefällt. Ja, er wird geradezu als Gefangener behandelt. Kurz, die ihm angelobte Amnestie wird, wie sich Kleist ausdrückt, gebrochen.

Wie den Rosshändler all diese Erfahrungen endlich mürbe machen und wie er mit stiller Ergebung seine Verurteilung als willkommene Erlösung aus den Wirrnissen in einer Art müder Übersättigung beinahe herbeizwingt, habe ich schon ausgeführt. Auch wie er von Brandenburg reklamiert und auch hier zum Tode verurteilt wird, ist schon bemerkt.

Hinzuzufügen ist noch, was ich gleichfalls bereits angedeutet habe, dass dabei die Mitwirkung der kaiserlichen Regierung zu seinen Ungunsten im Spiele ist, insofern er als Brecher des kaiserlichen Landfriedens der Strafe verfallen ist. In dem ihm von Sachsen bewilligten freien Geleit ist der Umstand wie durch ein Versehen ausser Acht gelassen, so dass von dieser Seite aus ein neues Moment der Schuld des Helden gewonnen ist. Für das ausserordentlich sorgfältige Bemühen des Dichters, den Tod Kohlhaasens auf alle Fälle als notwendig erscheinen zu lassen, ist das kein unwichtiger Punkt. Er ist darum auch mit feiner Kunst von langer Hand vorbereitet.

Nachdem so das Schicksal des Helden entschieden ist, kommt durch die ebenfalls schon besprochene Einmischung des Übersinnlichen ein neues Element der Spannung in die Erzählung. Das leidenschaftliche Verlangen des Kurfürsten von Sachsen weckt die Hoffnung auf Rettung. Allein wir wissen, sie wird zu Schanden. Kohlhaasens Starrsinn, sein Lebensüberdruss, seine pessimistische Überzeugung, wiederum betrogen zu werden, vor allem aber das überwältigende Verlangen, Rache zu üben, treiben ihn dazu, dem Regenten den brennenden Wunsch zu versagen.

Ich wiederhole: nur ein kahler Abriss ist diese Übersicht. Aber auch sie schon wird einen Begriff von der Fülle geben, mit der Kleist das Knochengerüst der Überlieferung umkleidet hat. Er hat die Vorlage aus Eigenem so bereichert und vertieft, dass man getrost sagen kann: seine Erzählung ist ein Phantasiegemälde. Wie er dann den Hauptmotiven den Atem des Lebens lieh, indem er eine unendliche Menge von Nebenmotiven, besonders von der Art der genremässigen Kleinmalerei hinzu erfand, wie er der Darstellung der Vorgänge die denkbar grösste Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit zu geben wusste, das muss man selbst nachlesen.

Nur einen, die innere Form betreffenden Punkt will ich hervorheben, weil er wichtig ist für die Art, in der Kleist das Problem erfasste. Es handelt sich um das schwierige Moment der Tragik. Auch Kleist wusste, dass die echte Tragik unschuldig – schuldig ist. Nun ist ja Kohlhaas von vornherein, indem er in dieser, die Grundlagen der menschlichen Ordnung erschütternden Weise zur Selbsthilfe greift, der Schuld verfallen. Allein auf der andern Seite ist, was er thut, mit Kleist zu reden, doch nur eine Ausschweifung in der Tugend, indem ihn eine schätzenswerte Eigenschaft, das Rechtsgefühl, zum Räuber und Mörder macht. Sie ist, rein menschlich betrachtet, die Reaktion einer natürlichen und gesunden Empfindung. Deshalb ist der Dichter bemüht, ihn noch auf andere Weise innerlich in Schuld zu verstricken. So lässt er mit feiner Psychologie in dem schlichten, bescheidenen Mann Selbstüberhebung und Grössenwahn Wurzel fassen. Kaum hat Kohlhaas die Tronkenburg gestürmt und seine Schar sich vermehren sehen, so er-

lässt er Mandate, in denen er sich einen „reichs- und weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn“ nennt. Der Dichter säumt nicht, das Verfahren „eine Schwärmerei krankhafter und missgeschaffener Art“ zu nennen. (Zolling 4, 89, 5). Später, als er das Lützener Schloss überrumpelt und sich dort festgesetzt hat, fühlt er sich von neuem wie einen regierenden Herren und verfasst ein Mandat, worin er sich „einen Statthalter Michaels, des Erzengels“, nennt, „der gekommen sei, an allen, die in dieser Streitsache des Junkers Partei ergreifen würden, mit Feuer und Schwert die Arglist, in welche die ganze Welt versunken sei, zu bestrafen“. Und dies Mandat war mit einer Art Verrückung, wie der Dichter sagt, unterzeichnet: Gegeben auf dem Sitz unserer provisorischen Weltregierung, dem Erzschlosse zu Lützen (Z. 4, 94, 6). Auch wie er sich jetzt dem Volke zeigt, ist bezeichnend für den Wahn, dem er verfallen ist: ein grosses Cherubsschwert auf einem rotledernen Kissen, mit Quasten von Gold verziert, wird ihm vorangetragen und zwölf Knechte mit brennenden Fackeln folgen ihm (ebenda 96, 30).

Endlich aber kann ich auf die Frage Antwort zu geben versuchen: was trieb Kleist dazu, diesen Stoff zu bearbeiten und ihn mit so sichtlicher Liebe zu behandeln?

Ich meine, dass sich eine so innige Verwandtschaft zwischen dem Wesen eines künstlerischen Vorwurfs und der Individualität des Dichters, wie sie sich uns hier bietet, nicht immer findet. Der Stoff war seiner Empfindungsweise durchaus homogen. Kleist war Zeit seines Lebens ein kräftiger Hasser. Er liebte so zu sagen den Hass. Das bewies er als Mensch wie als Künstler. Als Mensch z. B. in seinem Verhältnis zu Goethe, den er einst mit anbetender Liebe verehrte, um ihn später, als er sich von ihm geschädigt glaubte, mit dem kleinlichsten Hasse zu verfolgen. Auch gegenüber Iffland liess er sich, als er das „Käthchen von Heilbronn“ nicht zur Aufführung annahm, zu einem unschönen, lediglich von der Leidenschaft eingegebenen Verhalten hinreissen. Als Künstler hat er den Hass immer wieder behandelt. Man könnte ihn mit einigem Recht den Sänger des Hasses nennen. In der „Familie Schroffenstein“ bildet der Hass das Grundthema. In der „Penthesilea“ erscheint er als die Kehrseite der Liebe, die, verletzt und gekränkt, in das lodernde Gefühl der Rache umschlägt. Ähnliches gewahren wir in der „Hermannsschlacht“, wo Thusnelda, die sich vom römischen Legaten Ventidius geliebt glaubt, von dem grausamsten, ja blutgierigen Hass erfüllt wird, als sie die Heuchelei des galanten Anbeters durchschaut. Am wütendsten lässt Kleist die Empfindung des Hasses sich in der grauenvollen Novelle „Der Findling“ austoben, wo der in seiner Ehre gekränkte, um seine Gattin gebrachte Piachi den bübischen Pflegesohn erdrosselt und, als er das Schaffot besteigt, sich weigert, das Abendmahl zu empfangen. An drei hintereinander folgenden

Tagen versucht man immer vergebens, ihn dazu zu bewegen. „Er will nicht selig sein. Er will in den untersten Grund der Hölle hinabfahren. Er will den Pflegesohn Nicolo, der nicht im Himmel sein wird, wiederfinden und seine Rache, die er auf der Erde nur unvollständig befriedigen konnte, wieder aufnehmen.“ Also: Hass und Rache darzustellen, dazu war Kleists zerrissene Seele nur allzu sehr gestimmt. Aber er hatte auch einen Hang zum Lehrhaften, wie das seine Briefe an die Braut, Wilhelmine von Zenge, mit so naiver Drastik beweisen. Nie wohl hat ein Dichter seiner Geliebten gegenüber so den Schulmeister gespielt, wie es hier Heinrich von Kleist thut. Wie sehr musste es ihn daher treiben, einmal an einem einleuchtenden Beispiel aus dem Bereiche der Wirklichkeit, an einem eminenten, ins Staatsleben eingreifenden Falle die natürliche, man kann sagen berechtigte Entwickelung des Hasses und der Rache zu demonstrieren! Wie sehr Kleist von der Gebrechlichkeit der Welt, der ungeheuren Unordnung, in der sie sich befindet, überzeugt war, hab ich schon bemerkt. Davon dass der Mensch verpflichtet sei, ihr entgegenzuwirken und sie zu heilen, war er nicht minder durchdrungen, und an Gelüsten, die Welt zu verbessern hat es ihm nie gefehlt. Andrerseits stand ihm auch die tragische Unfruchtbarkeit solcher Bemühungen nur allzu deutlich vor Augen.

Man sieht: von den vielen sichtbaren und unsichtbaren, inneren und äusseren, notwendigen und zufälligen Momenten, die bei der Conception eines Kunstwerkes wirksam sind, drängen sich einige so sichtbar auf, dass die Wahl dieses Stoffes verständlich erscheint. Je mehr aber der Dichter ihn aus seiner persönlichen Empfindungsweise heraus ergriff, um so bewunderungswürdiger ist die echt epische Ruhe, Sachlichkeit und Objektivität, ja ich möchte sagen Gerechtigkeit, mit der er ihn behandelt. Wir sahen schon, wie er bemüht ist, jeden Zweifel an der Schuld seines Helden, dem er doch so viel von dem eigenen Charakter gab, zu zerstreuen. Ein schönes, wichtiges Motiv ist noch ganz deutlich zu diesem Zwecke erfunden, vielmehr eine Angabe der Quelle zu diesem Behuf ausgenutzt, aber — und das ist besonders bezeichnend — gerade in ihr Gegenteil verkehrt. Hafftiz erzählt, dass Kohlhaase bei seinem Besuche Luthers „dem Doctor gebeichtet und das hochwürdige Sacrament empfangen habe“. Kleist dagegen lässt den Kohlhaas Luther bitten, „ohne weitere Vorbereitung seine Beichte zu empfangen und ihm zur Auswechslung dagegen die Wohlthat des heiligen Sacraments zu erteilen“. Luther ist dazu bereit, wenn der Rosshändler seinem Feind vergeben will. Er aber weigert sich dessen. Als er dann noch einmal beim Weggehen sagt: „Und so kann ich, hochwürdigster Herr, der Wohlthat versöhnt zu werden, die ich mir von euch erbat, nicht teilhaftig werden?“, antwortet Luther

kurz: „Deinem Heiland, nein!“ und entlässt Kohlhaas. Kurz vor seiner Hinrichtung — dass Luther jetzt Nachsicht walten lässt, begreift man — empfängt er dann durch einen von ihm Abgesandten die Wohlthat der heiligen Communion.

Gleichwohl hat aber das dem Kleistischen Gemüt so eingeborene Gefühl der Rache auch auf die Conception der wunderlichen Schlusspartie, wie ich meine, bestimmend gewirkt. Und so seltsam dieser Teil uns anmutet, sieht man ihn auf die Tendenzen des Dichters hin an, so erscheint er nicht nur begreiflich, wie wir (oben S. 325 f.) gesehen haben, sondern auch in einem günstigeren Lichte. Für Kleist, der doch immerhin ein märkischer Junker war, durchdrungen vom Staatsgefühl und überzeugt von der unerschütterlichen Berechtigung der Staatsordnung, war, wie ich schon einmal (S. 335) bemerkt habe, der für sein Recht kämpfende Kohlhaas im Unrecht. Summum jus summa injuria! Von vornherein stand für ihn fest, dass er durch seinen Tod die Welt wegen des allzu raschen Versuches, sich selbst in ihr Recht verschaffen zu wollen, versöhnen musste. Zugleich aber war die Sache, für die er alles einsetzte, eine edle. Musste er also für das Unrecht den Tod leiden, so musste er andrerseits für das tapfere und mannhafte Eintreten für das Recht und die Allgemeinheit eine Genugthuung erfahren. Wie aber das machen? In diesem Dilemma, Unmögliches zu vereinigen hat Kleist nach meinem Gefühl mit dem Einschieben der Prophezeiung einen in seiner Art genialen Ausweg gefunden. Er lässt ihn zwar nicht an seinem Hauptfeinde, dem Junker Wenzel von Tronka, rächen, dafür aber an seinem anderen Feind, dem Kurfürsten von Sachsen, der ihm so schmählich die Amnestie gebrochen hat. Indem Kohlhaas lieber den Tod erleidet, als dass er dem Kurfürsten die Prophezeiung ausliefert, an der ihm alles gelegen ist und deren Verlust ihm vermutlich selbst den Tod bereiten wird, indem er den verhängnisvollen Zettel vor seinen Augen liest und dann verschlingt, erlebt er eine nach Kleistischer Auffassung wahrhaft monumentale Genugthuung. Dazu ist ihm die Freude gegönnt, dass er seine lieben Rappen von Wohlsein glänzend wieder erhält und ihren feisten Hals klopfen kann. Auch wird ihm der ganze erlittene Schaden ersetzt und endlich erfährt er, dass der Junker zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt sei. Von Gefühlen ganz überwältigt gesteht er, dass sein höchster Wunsch auf Erden erfüllt sei und heiter und befriedigt verlässt er die Welt.

Aber gleichzeitig hat Kleist, indem er seinen Helden in dieser Weise an dem Kurfürsten von Sachsen Rache nehmen lässt, seinem eigenen patriotischen Hasse Luft gemacht. Das hat Adolf Wilbrandt geistreich und treffend dargethan (Heinrich von Kleist S. 335). Er zeigte, wie „dem leidenschaftlich empfindenden Vaterlandsfreund unter den schmählichen Helfershelfern, die Napoleon an deutschen Fürsten fand,

keiner verderblicher und hassenswerter erschien als der sächsische Kurfürst, der sich durch Verrat an Preussen im Jahre 1806 und durch den Beitritt zum Rheinbund den Königstitel erkauft hatte. An diesem Verräter galt es Rache zu üben. Sein Reich musste ihm, wenn die gute Sache siegen sollte, genommen und durch das preussische Schwert musste es ihm genommen werden. So flocht der von seinem Zorn verfolgte Dichter in die Geschichte seines Kohlhaas mittels Erfindung des geheimnisvollen Zettels, der dem Hause Brandenburg eine lange Dauer und Blüte versprach, dem sächsischen aber den Untergang prophezeite, seine eigene Stimmung hinein. Was er enthält, spricht seine geheimen Wünsche aus und in der höhnischen, genussvollen Rache, die er den Rosshändler an dem gepeinigten Fürsten nehmen liess, gönnte er sich selbst die Befriedigung, sein Gefühl gegen den königlichen Verräter zu entladen."

Wilbrandt tadelt es, dass der Dichter so die persönliche Empfindung in seine Schöpfung einströmen liess. Aber macht nicht das Durchdringen des Stoffes mit dem eigenen starken Wesen gerade den Dichter? Und wer will entscheiden, wann darin die dem Künstler gezogene Grenze überschritten ist, wann nicht? Ich finde auch in diesem Zuge den ganzen echten Kleist, wie er der heutigen Generation so lieb und teuer geworden ist: den stark empfindenden, leidenschaftlichen, meinetwegen rachsüchtigen und hasserfüllten, aber zugleich von der tiefsten Liebe zum Vaterland getragenen Mann. Wäre er nicht so beschaffen gewesen, er hätte uns auch den „Michael Kohlhaas" nicht geschenkt, eine Schöpfung, die, wenn sie auch nicht schlackenrein ist, ebenso sehr wegen ihres geistigen wie wegen ihres künstlerischen Gehaltes zu den Meisterwerken unserer Litteratur gehört.

Kleine Mitteilungen.

Märkische Kleinbahn-Bezeichnungen im Volksmunde. Die Bahn Paulinenaue—Neu Ruppin heisst die „stille Pauline". — Die Bahn Berlin—Kremmen heisst die „lahme Karline". — Die Bahn Neustadt—Pritzwalk heisst der „tolle Hengst". — Die Bahn Paulinenaue—Rathenow heisst die „zahme Josephine" oder die „Loreley". (Die Schienen sind sehr schmal und die Wagen sollen etwas schwanken wie der Kahn des Schiffers in H. Heine's Gedicht. Die andere Erklärung lautet: „weil diese Kleinbahn hauptsächlich zur Beförderung von Lowries dient".) O. Monke.

Werth der Waldbeeren. Das Sammeln von Waldbeeren in den Königlichen Forsten bildet auch für die ärmere Bevölkerung unserer Gegend eine lohnende Erwerbsquelle, in diesem Sommer gewährte die Beerenernte wieder eine schöne Nebeneinnahme. Besonders ertragreich waren die Heidelbeeren, gleichwohl wurden sie teurer bezahlt als in den Vorjahren. Handelsleute, die sie aufkauften, um sie nach Berlin bezw. Dresden zu verschicken, zahlten für das Liter anfangs 30 Pf., schliesslich 10 Pf. Da nun eine erwachsene Person während der Haupterntezeit wohl 30 bis 40 Liter an einem Tage sammelt, so beläuft sich ihr Verdienst oft auf 3—5 Mk Die Erträge der Preisselbeerernte sind bei uns nur mittelmässig; das Liter wird ausnahmsweise mit 30 Pf. bezahlt. Die Haupternte der Preisselbeeren fällt jedoch in den September, Oktober und November. Geringe Erträge hat die Blaubeerernte diesmal geliefert, darum hatten auch die Preise in diesem Jahre die aussergewöhnliche Höhe von 40 Pf. für das Liter erreicht In unmittelbarer Nähe der Stadt hat die Beerenernte fast ganz aufgehört. unsere Wälder scheinen den früheren grossen Reichtum an Beerenfrüchten allmählich zu verlieren. Ebenso verschwindet der Reichtum an Pilzen; denn nur an einzelnen Stellen findet man üppigen Wuchs. Durch das Ausharken der Nadelstreu in den benachbarten Wäldern wird den Pilzen der günstige Nährboden früherer Zeiten nach und nach entzogen.

Frankf. Oder-Ztg., 28. 9. 1900.

Zur Erklärung des Wortes „Backfisch". Im 3. Heft dieser Zeitschrift S. 214*) vermisst R. Eickhoff eine völlig einwandfreie Erklärung des Wortes „Backfisch" in der Anwendung auf junge Mädchen. Die im Grimmschen Wörterbuche gegebene Erklärung „Backfisch, Fisch zum Backen, noch nicht zum Sieden, dann ein junges, unaufgewachsenes Mädchen" enthält doch aber eine solche Erklärung! In den fischreichen Gegenden Norddeutschlands unterscheidet man von den grösseren, zum Kochen geeigneten Fischen durchaus die kleineren, nur zum „Backen" geeigneten Tiere, welche die sparsame Hausfrau beim Feilschen mit dem Händler verächtlich mit „Backfisch" betitelt. Ganz kleine, d. h. noch völlig unausgewachsene Fische kommen überhaupt nicht zum Verkauf, sondern werden nach dem Fang von den Fischern aus leicht ersichtlichem Grunde sofort wieder in ihr feuchtes Element zurückbefördert. „Backfisch" ist also ein Fisch von „mittlerer" Grösse, in seiner Uebertragung auf unser weibliches Geschlecht also ein Mädchen, das nicht mehr ganz klein, aber auch noch nicht erwachsen ist Die Übertragung des Fisches auf Mädchen ist nicht unbeliebt: man denke an „Goldfisch", „Fischkasten" (d. i. Mädchenpensionat) etc.!

Bad Oeynhausen. Dr. Ferdinand Teetz.

*) Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 14. Jahrg. 10. Heft. 1900.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

14. (5. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 23. November 1901, abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel macht die unter No. 1 bis 13 anfgeführten Mitteilungen.

1. U. M. Oberhofgärtner Reuter ist uns am 31. v. M. durch den Tod entrissen worden. Das Potsdamer Intelligenzblatt No. 260 vom selbigen Tage berichtet folgendes:

Oberhofgärtner Adolf Reuter sen. auf der Pfaueninsel wurde am 30. Dezember 1825 im Nenen Garten-Bezirk zu Potsdam geboreu. Seine Lehrzeit begann im Jahre 1842 bei dem Königl. Hofgärtner Krausnick im Nenen Garten, er war dann ein Jahr im Treibrevier des Hofgärtners Nietner und ein Jahr beim Hofgärtner H. Sello im Orangerie-Revier; er besuchte die Gärtner-Lehranstalt am Wildpark bei Potsdam 3 Jahre als Hospitant und ging daranf ein Jahr als Gartengehilfe znm Berliner botanischen Garten und 2 Jahre nach dem Neuen Garten. Im Jahre 1850 erhielt er das Zeugnis als Garten-Obergehilfe, konditionierte dann in Lüttich, Gent, Paris und Kew in England (zusammen 4 Jahre), zum Teil in leitender Stellung als Obergärtner. Nach Dentschland zurückgekehrt, war er in der Königlichen Landes-Baumschnle in Alt-Geltow als Obergehilfe beschäftigt, von 1854 bis 1865 Planteur bei dieser Anstalt, woselbst er am 25. Februar 1865 znm Banmschnlinspektor ernannt wnrde. Am 21. Oktober 1866 als Königlicher Obergärtner in Charlottenhof angestellt, erhielt er am 26. Oktober 1868 den Titel als Hofgärtner nnd wnrde am 8. Oktober 1869 als wirklicher Hofgärtner nach der Pfaueninsel versetzt. Er war 13 Jahre hindurch Lehrer an der Königlichen Gärtner-Lehr-Anstalt und erteilte Unterricht in der Obstbanmzncht, Wildbaumzucht, Gemüsezucht nnd Treiberei. Als er noch in der Landesbanmschule war, hatte er Gelegenheit mit dem Altmeister Lenné Studienreisen nach Holland,

Belgien und England zu unternehmen. Am 7. Juli 1893 wurde ihm der Titel als Oberhofgärtner verliehen. Bereits im Jahre 1878 wurde dem Verstorbenen der Königliche Kronen-Orden 4. Klasse und im Jahre 1892 der Königliche Rote Adler-Orden verliehen. Seine hinterlassene Witwe, ebenfalls gleich ihm im Jahre 1825 geboren, ist noch rüstig. Der 1858 geschlossenen Ehe entsprossen zwei Söhne, von denen einer Königlicher Obergärtner in Sanssouci, der andere Oberlehrer an einem Berliner Gymnasium ist. In den gärtnerischen Kreisen des Inlandes wie des Auslandes war der alte Reuter als ein hervorragend tüchtiger und wissenschaftlich gebildeter Fachgenosse bekannt, dessen Urteil jederzeit gern gehört und beachtet worden ist. Als Lehrer wirkte er überaus anregend, da er in der Theorie nicht weniger tüchtig war als in der Praxis. Alle seine Schüler bewahrten ihm stets treue und dankbare Anhänglichkeit.

Das ist die trockne Aufzählung der Lebensschicksale unsers entschlafenen Freundes Adolf Reuter, dem u. M. Dr. Carl Bolle, als langjähriger Bekannter, hoffentlich ein lebenswarmes Bild in unserer Zeitschrift widmen wird. Der Entschlafene war ein treues Mitglied; mit der grössten Liebenswürdigkeit hatte er die Mitglieder der Brandenburgia und seit langer Zeit alljährlich auch die Pflegschaft der Brandenburgia auf der Pfaueninsel aufgenommen und geführt. Mit Reuter erlischt ein bedeutsamer lebender Zeuge der Vergangenheit der Pfaueninsel, über welche er aus bester Überlieferung bis in die Zeiten zurück, da Friedrich Wilhelm II. sich in seiner Weise auf dem traulichen Eiland erlustigte, Gärtnerisches und Höfisches zu berichten wusste. Die Brandenburgia war bei der Beerdigung durch eine Deputation vertreten und hat auch schriftlich kondoliert.

2. Unser soeben genanntes Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle hat sich den ihm zu seinem **80.** Geburtstag, am 21. d. Mts., zugedachten Huldigungen durch eine Reise nach Lugano entzogen. Wir haben schriftlich Glück gewünscht; unsere besten Wünsche begleiten unsern Freund in die Ferne.

3. Das zehnjährige Stiftungsfest der Brandenburgia wird in geselliger Weise am Freitag, den 21. März 1902, in den Räumen der Schlaraffia gefeiert werden und die wissenschaftliche Jubiläums-Feier voraussichtlich im April im Ständehaus stattfinden. Zwei Ausschüsse bereiten beide Veranstaltungen vor.

4. Von den „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in Berlin“ ist das Schlussheft des I. Bandes erschienen. Bemerkenswert darin ist besonders ein höchst eingehender „Bauernschmuck“ betitelter Aufsatz von u. M., Robert Mielke, mit vielen Abbildungen. Vom 15. bis 18. d. M. hatte in der Aula Klosterstr. 36 eine hierauf bezüg-

liche Ausstellung stattgefunden und den grossen Reichtum des Museums an heimatkundlichen Gegenständen der Vergangenheit und Gegenwart gezeigt. Um so bedauerlicher ist es, dass der Museums-Verein andauernd mit einem Defizit arbeitet und es noch immer nicht hat durchsetzen können, dass der Preussische Staat, für den Vorstand und Mitglieder seit so vielen Jahren in uneigennützigster Weise arbeiten, das schöne Museum als Geschenk übernimmt. Mindestens sollte der Staat doch soviel zuschiessen, dass die nunmehr chronisch zu werden drohenden jährlichen Unterbilanzen aufhören. Das Museum und seine Bestrebungen werden wiederholt unseren Brandenburgia-Mitgliedern auf das Wärmste und eindringlich zur Förderung empfohlen sowohl durch Zuwendung von Ausstellungsstücken als auch von Geldbeiträgen.

5. Der Massenfund von Bronzegerät bei Dechsel unweit Landsberg an der Warthe erregt derartig auch die Aufmerksamkeit der Heimatkundigen, dass wir darüber an dieser Stelle wenigstens einiges berichten, indem wir im übrigen auf die Mitteilungen in der hiesigen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit dem Hinzufügen verweisen, dass die Fundstücke in das Königliche Museum hierselbst gelangt sind.

Herr Provinzial-Vikar Hobus teilt uns hierüber einen in der Frankfurter Oder-Zeitung am 24. August 1901 enthaltenen Aufsatz, welchem wir mit Genehmigung einige Nachrichten entnehmen, mit:

„In den bei Landsberg a. W. gelegenen „Dechseler Wiesen" wurde vor einiger Zeit ein ungewöhnlich reichhaltiger Massen- oder Depotfund aus der Bronzezeit gemacht. Eine grosse Urne barg über 100 bronzene, stark patinierte Gegenstände, die nach dem Zerfall des umhüllenden Gefässes einen hohen, zweihenkligen Tragkorb füllten. Leider ist die Mehrzahl der Fundstücke durch Kinder verschleppt worden; doch ermöglichen die ungefähr 20 noch gesammelten Reststücke eine genaue Datierung. Es sind dies mehrere Hohlkelte von verschiedener Länge mit geometrischem Ornamente und kleinen Ösen zur Befestigung der Kniescheftung, ferner sogenannte „paalstave" Paalstäbe mit Öse und 4, je 2 auf jeder Seite befindlichen, gebogenen Schaftlappen, sodann hohlgeschäftete Speerspitzen, einige Sicheln, Ringe und Reifen. Die stark mit Grünspan überzogene Bronze ist von ungleicher Legierung und durchscheint in einigen Stücken hellgelb, in den meisten aber kupferfarben. Die gefundenen Gegenstände mögen mit der Urne in der jüngeren nordischen Bronzezeit beigesetzt worden sein, obschon die kleinen, kreisförmigen, scheinbar mit dem Stempel eingeschlagenen Ornamente eines breiten Reifens auf den älteren Abschnitt dieser Metallzeit hinweisen. Derselben Bronzezeit entstammen auch die Einzelfunde aus Urnen, die unweit des Depotfundortes, auf dem bei Ober-Alvensleben gelegenen „Dechseler Berge", gehoben wurden. Eine gebogene Ösennadel u. a. von einfachster Konstruktion dürfte für die Datierung besonders charakteristisch sein. Auf demselben Felde wurden ferner sogenannte Buckelurnen vom Lausitzer Typus neben anderen Gefässen, die wunderbare

Variationen in Form und Ornamentierung aufweisen, blossgelegt: kleine Fässchen, weinglasförmige Gefässe, urnenartige Schalen auf hohem, cylindrischem Fusse, der oval durchbrochen und mit regelmässig umzogenen Strichen und Punkten versehen ist. Die Urnen selbst liegen hier gewöhnlich in Steinlagern resp. Steinkisten und sind teilweise von sehr grosser Dimension.

Wollte man auf Grund dieser Ausgrabungen der Bronzezeit nun annehmen, dass diese Fundstätten erst zur Zeit dieses Metalles bevölkert wurden, so würde man indess irren. Schon in grauer Urfrühe muss diese Gegend besiedelt gewesen sein, und ein Volk hat das andere abgelöst. So fand Prediger Hobus auch auf dem unweit Dechsel bei Altensorge gelegenen Massower Urnenfriedhofe die gröberen, einfachen Urnen bei Seite gesetzt, umgewandt oder zerbrochen und darauf oder dazwischen diejenigen von feinerer Masse und gefälliger Form aus der jüngeren Vorzeit beigesetzt. Unter den letzteren zeichnet sich besonders ein schwarzes Gefäss mit Linien- und Punktverzierung, 2 kleinen Traghenkeln und engem, hohem Halse aus. An dieser Stätte konnte man übrigens auf Grund der ausgegrabenen Beigaben den Übergang von der Bronze- auf die Eisenzeit feststellen.

Die obige Behauptung, dass die Dechseler Gegend schon zur frühesten Urzeit bevölkert gewesen sei, wird durch die zahlreichen Funde von geschliffenen und ungeschliffenen Steingeräten mit und ohne Bohrloch und deren Resten in und um Dechsel gestützt. In unmittelbarer Nähe des Depotfundortes, etwas höher liegt ein Urnenfriedhof aus der Steinzeit. Die einzelnen, meist sehr grossen Urnen stehen ebenfalls in Steinlagern und weisen die mannigfachsten linearen Ornamente auf. Feuersteinmesser und deren Splitter bedecken mit Urnenscherben im weiten Umkreise den Boden. Von ganz besonderem Interesse ist ein Steinhammer, der hier gefunden wurde, dadurch, dass die Spuren einer Reparatur, die mit ihm vorgenommen wurde, an ihm ersichtlich sind. Einst mag beim Gebrauch der obere Teil dieses Steinwerkzeuges zur Hälfte des Bohrloches abgebrochen sein. Die Bruchstellen wurden darauf wieder geschliffen, und unterhalb des ersten Bohrloches wurde sodann ein neues, etwas engeres Loch gebohrt. Auch an vielen anderen Stellen des Dorfes, sogar im Pfarrgarten und dem anstossenden Gelände, wurden Steingeräte gehoben, und beim Graben und Pflügen finden die Besitzer auf ihren „Achterhöfen“ noch gegenwärtig nicht selten diese Zeugen einer alten Kultur aus grauer Vorzeit. Sie sind aus verschiedenem Gestein gefertigt; ein hammerähnliches Werkzeug ohne Spitze ist aus gelblichem Quarze hergestellt und gleicht einem Stücke Seife.

Die Zeugen menschlicher Thätigkeit durch alle Phasen der Ur- und Vorgeschichte hindurch zeigen sich ferner auf allen etwas erhöhten Landstrichen des Dechseler Geländes. Aus den verschiedenartigen Beigaben, der besonderen Form und Masse der Urnen und der jeder Zeit eigentümlichen Ornamentierung dürfte man die Prämissen zu diesem Schlusse einer Besiedelung hiesiger Gegend von der ersten Vorzeit anziehen und auf nachbenannte Landstriche erweitern können. Alle etwas erhöhten Punkte der Gegend, Inseln des Diluvialweichselbettes, wie verschieden benannte

„Werder", „Dechseler Berg", „Räuberberge", „Ziegenberge", „die Heidekeu" u. a. sind Wohn- oder Weihestätten der Vorzeit. Sie weisen eine Unmenge schon zerstörter Reste der Prähistorie auf. Neben den neuen Ausgrabungen gehören hierin die früheren Funde der Stein- und Bronzezeit, die teils dem Berliner, teils dem in seiner prähistorischen Abteilung recht umfangreichen Landsberger Museum überwiesen wurden, wie die Feuersteingeräte eines Hügelfundes aus Klein-Czettritz und die dort gehobenen Urnen, die Funde auf dem ausgedehnten, schon im Jahre 1823 bei Gross-Czettritz entdeckten Urnenfelde der „Zickenberge", die schon 1838 an der Goldbeeke, dem kleinen Bache vor den Zechower Bergen in einer Grabkammer neben vermoderten Gebeinen gefundenen 2 Feuersteinmeissel nebst einer runden Scheibe Bernstein, die prähistorischen Ausgrabungen (u. a. Bronzegeräte) bei Zantoch, die brouzenen Halsringe und Schmuckgegenstände aus Berkenwerder und Borkow u. a. m. Oft mag auch Stein- und Bronzezeit nicht scharf getrennt gewesen sein, was u. a. an einem zerbrochenen Steinhammer, der mit einem Bronzegerät zusammenlag und an der Berührungsfläche mit Grünspan überzogen war, ersichtlich ist."

Hierzu berichtete das Berl. Tageblatt am 2. d. M. noch folgendes

„Die dem Kaiser vom Landrat Wahnschaffe in Landsberg a. W. im Neuen Palais vorgelegten Dechseler Urnenfunde sind vom Pastor Hobus bei Dechsel bei den von ihm veranstalteten Ausgrabungen gefunden worden. Die zuletzt gefundenen Urnen und Beigefässe gehören dem sogenannten Lausitzer Typus an und werden wegen ihrer besonders auffallenden plastischen Verzierung Buckelurnen genannt. Bei dieser Gefässgruppe liegt die Hauptzierde in der Form, während die Nebenverzierungen nur in Buckeln bestehen, die entweder von der Innenseite her getrieben oder auf die Aussenwandung aufgesetzt oder aber durch Linien angedeutet sind. Die Buckel selbst haben die Form von Frauenbrüsten. Während die Thongefässe dieser Gruppe gewöhnlich vier und sechs solcher Buckel aufweisen wurde in den letzten Tagen eine zweihenklige Urne mit fünf Buckeln gefunden. Ferner wurde auch eine in der Neumark nicht seltene Abart der Buckelurnen, die auf posensche und schlesische Einflüsse hinweisen soll, blossgelegt. Die Buckel dieser Gefässe laufen nicht in eine centrale Spitze, sondern in einen senkrechten Grat aus und sind oben von zwei Linien umrandet. Ausser diesen beiden Arten wurden noch vier verschiedene Buckelformen entdeckt. Die Buckel der einen weiteren Gruppe laufen zwar ebenfalls in eine centrale Spitze aus, doch erweitert sich diese aufwärts zu einem senkrechten wulstartigen Grat ohne scharfe Zeichnung. Die nächste Art bilden die Urnen, deren Buckel von rundlichen Ausbiegungen umgeben, die centrale Spitze nicht in der Mitte, sondern mehr nach dem unterem Rande zu aufweisen. Eine Fortsetzung der unter posenschem oder schlesischem Einflusse entstandenen Buckelform bilden die Strichbuckel, die ein kleines Beigefäss besitzt. Statt der zwei umrandenden Linien wurden vier oder fünf gezeichnet, und der senkrechte Grat wurde ebenfalls durch eine Linie wiedergegeben. Werden statt dieser einen Linie mehrere, etwa drei als Grat angedeutet, so entsteht diejenige Verzierung, die auf zwei etwas

gräulich gefärbten Gefässen, einer Leichenbrandurne und einem einhenkligen Beigefäss, besonders auffiel. Der Umstand, dass Strichbuckel und getriebene Buckel in demselben Neste lagen, beweist, dass beide zur selben Zeit angewendet wurden. Eines der beliebtesten Muster ist die Ornamentik des Aurither Typus, der zwei vertiefte Halbkreise und in deren Mitte ein oder abwechselnd zwei vertiefte Löcher auf manchen Gefässen enthält, an der Stelle, wo die centrale Spitze oder der durch eine oder mehrere Linien wiedergegebene senkrechte Grat sich sonst befand. Eine Kombination dieser Formen liefert sehr abwechselungsreiche Ornamente. Schliesslich sei noch erwähnt, dass selbst auf einer schwarzen geglätteten einhenkeligen Thonschale zwei sehr schön gearbeitete Buckel in halbkugelförmiger Erhebung mit zwei halbkreisförmigen, nach unten anflachenden Vertiefungen entdeckt wurden."

Ausserdem wird Herr Dr. Goetze vom Kgl. Museum in der ausserordentlichen Sitzung der vorgenannten Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 30. d. M. „Über eine bei Dechsel gefundene Kultfigur und die Ausgrabungen daselbst" unter Benutzung von Lichtbildern sprechen.

6. Einem Pflegschaftsausflug des Märkischen Museums nach Frankfurt a. O. unter Beteiligung einer grössern Anzahl von Mitgliedern der Brandenburgia am Sonntag, den 17. d. M. verdanke ich es, dass ich Ihnen folgendes von dorther vorlegen kann.

a) Helios-Abhandlungen und Mitteilungen aus dem Gesamtgebiet der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirkes Frankfurt (Museums-Gesellschaft) zu Frankfurt a. O. XVIII. Band. Hersg. von Dr. Hugo Roedel. Berlin 1901. Darin u. A. die Abhandlung von K. Keilhack: Die geologische Geschichte der Gegend von Frankfurt a. O. Mit 2 Karten. Bei Frankfurt haben wir auf engstem Raum die Grundmoränen aller drei Eiszeiten und die fluviatil abgelagerten Sedimente der Schmelzwasser derselben. Nahe der Stadt finden sich die sonst seltenen Sedimente, welche entstanden, als zwischen zweien dieser Eiszeiten milderes Klima mit einer der heutigen gleichen Tier- und Pflanzenwelt lebte. Vgl. auch Dr. Zache's Angaben über eine andere dieselbe Örtlichkeit betreffende Abhandlung Keilhack's auf S. 181 dieses Jahrganges.

b) Das Naturwissenschaftliche Museum zu Frankfurt a. O. Von M. Klittke. Separat-Abdr. aus der Festschrift für die 30. Brandenburgische Provinzial-Lehrerversammlung. Das sehr reichhaltige, am 23. Mai 1897 eröffnete Museum ist zur Zeit im 2. Stockwerk des Hauses Oderstr. 41 mietsweise untergebracht und leidet ersichtlich an Überfüllung, die es nicht ermöglicht, die zoologischen, botanischen und geo-

logischen Sammlungen entsprechend unterzubringen, wozu, um die Verlegenheit aufs äusserste zu steigern, noch schöne vorgeschichtliche, ethnologische und technologische Sammlungen verschiedener Art kommen. Hier sollte wirklich die Königliche Regierung und die Städtische Behörde helfend einspringen.

c) Plan zur Schlacht bei Kunersdorf Sonntag den 12. August 1759. Herausgegeben vom Historischen Verein für Heimatkunde zu Frankfurt a. O. Zerfallend in einen allgemeinen Übersichtsplan und in eine Detail-Darstellung der berühmten Örtlichkeit.

7. 19 neue Ansichtskarten von Paukow, Nieder-Schönhausen, Schönholz, Mühlenbeck, Schönerlinde, Rosenthal und Französisch-Buchholz von u. M. Herrn Gustav Lackowitz dem Märkischen Museum gestiftet, lege ich zur Augenweide vor. Die betreffende Sammlung des Märkischen Museums beläuft sich bereits auf 4- bis 5000 Stück berlinische und brandenburgische Postansichtskarten, ohne natürlich entfernt auf Vollständigkeit auch nur für die Vergangenheit (von der Gegenwart nicht zu sprechen) Anspruch erheben zu können; teilte uns doch bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 29. September d. J. nach Rathenow ein dortiger Sammler mit, er habe von Rathenow, Stadt und nächster Umgebung, bereits 410 verschiedene Ansichtspostkarten gesammelt.

8. Der Havelbote. Jahrbuch für das Gebiet der unteren Havel auf das Gemeinjahr 1902. Heransgegeben von Friedrich Johnsen und Walther Specht. Zwei Lehrer haben sich hier zusammengethan und sagen: „Die Liebe zur Heimat zu pflegen, soll der Hauptzweck dieses Büchleins sein. In Schilderungen, Sagen, Erzählungen aus den Stammlanden der preussischen Monarchie, dem Havellande, der Altmark, der Prignitz, der Zauche, soll es dir ein Bild der gewaltigen Kulturarbeit der Hohenzollern entrollen, einer Arbeit ohne Gleichen in der Weltgeschichte.“ — So ist also mein hier in der Brandenburgia wiederholt dringend vorgebrachter Wunsch, es möchten doch wie in anderen preussischen Provinzen und anderen deutschen Landen, so auch innerhalb unserer Provinz heimatkundliche Kalender für Kreise oder Landschaften entstehen, im Havelland in Erfüllung gegangen. Der niedrige Preis, 40 Pf., für das 148 Seiten zählende, mit Abbildungen versehene Jahrbüchlein wird hoffentlich dem Absatz desselben Vorschub leisten, nicht minder der wirklich gediegene, auf das Verständnis kleinbürgerlicher und ländlicher Bevölkerung wohl berechnete Inhalt. An heimatkundlichen Beiträgen nennen wir: Fouqué's Degen zu Nennhausen. Von Direktor G. Weisker. — Das Kloster zum heiligen Grabe. Von Walther Specht. — Trüben und Fiener, zwei Brüche im Laude Jerichow. Von W. Schmidt-Gladigau. — Das Königs-

grab von Seddin, welches allmählich die ihm gebührende litterarische Rnnde dnrch die Litteratnr des Erdballs antritt, behandelt Walther Specht novellistisch. Wenn der Verf. den Tod des Volkskönigs ins Jahr 450 v. Chr. versetzt, so irrt er allerdings gewaltig, da Kenner wie Montelius und Kossinna sich für eine viel ältere Zeit (950 bis 1000 v. Chr.) entschieden haben. — Im übrigen wünschen wir den Heransgebern besten Erfolg.

9. Die Vereinignng der Saalburgfreunde W. 15, Uhlandstrasse 56, unterzeichnet: Der Vorstand i. A. P. Schnlze, Major a. D., sendet das aus sechs Vorträgen bestehende Winterprogramm ein. Die Provinz Brandenburg ist in letzterem nicht vertreten.

10. „Dentsche Burgen nnd Schlösser" betitelt sich ein 61 S. kl. fol. langer Aufsatz, welcher den Eingang zu der Agenda Rudolf Hertzog für 1902 bildet. Der Artikel ist anf das beste mit schönen Abbildungen geziert und umfasst n. a. an Burgen: die unserem Kaiser geschenkte Hohkönigsburg im Elsass, die Marienbnrg an der Nogat, die Meissener Albrechtsburg, die zu No. 9 erwähnte Saalbnrg bei Homburg vor der Höhe n. s. f. An Schlössern: das Grossherzogliche Schloss zu Schwerin, Rheinsberg, Sans-Sonci, das Neue Palais zu Potsdam und das Berliner Schloss. Eine solche Popularisierung der Heimatknnde in der Agenda kann man sich gern gefallen lassen; der Jahrgang 1902 bildet in dieser Beziehnng eine ansprechende Fortbildung des jetzigen Jahrganges, der eine malerische Schilderung der Spree von der Spree bis zur Einmündnng in die Havel, wie in der Brandenburgia seiner Zeit erwähnt, enthält.

11. Der Münzensammler. Bearbeitet von Dr. Hans Brendicke. 3. Anfl. mit 83 Abbildungen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Dentsche Verlagsgesellschaft. An die bereits vorhandenen Taschenbücher für die Jngend, herausgegeben von der Redaktion des Gnten Kameraden, reiht sich das vorliegende Büchlein, welches ich nicht zu besprechen wagen würde, wenn es sich nicht auf Anfänger, zu denen ich in der Numismatik anch gehört habe, bezöge. Ganz systematisch ordnet sich der Stoff in das Münzwesen im allgemeinen, dem eine längere geschichtliche Entwickelung folgt, wonächst einzelne Gebiete — wie Brandenburg — die uns am nächsten liegen, besonders besprochen werden. Schliesslich wird das Sammeln der Münzen gelehrt nnd das litterarische Zubehör aufgeführt. Das Werkchen in bequemem Taschenformat kann für alle Anfänger, insbesondere auch als recht nützliches Geschenk für den Weihnachtstisch, bestens empfohlen werden.

12. Neue Fnnde von Berlins weiterer Umgebung aus der merovingischen Epoche.

1. Von der Lehnitzer Franziska (Wurfbeil) und von den 2 von Herrn Grunow bei Lüdersdorf ausgegrabenen zwei Eisenwaffen; 2. eiserne gerippte Speerspitze; 3. Speer mit Widerhaken.

Fig. 1.

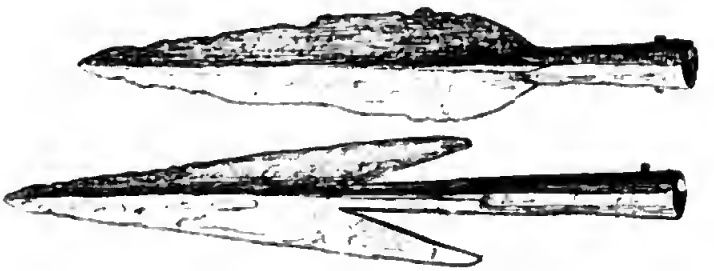


Fig. 2 u. 3.

Von der hier in Frage kommenden Periode sind aus der Provinz Brandenburg nur wenige Eisenfunde bekannt, es liegt das an der Vergänglichkeit und Nichtbeachtung eiserner Gerätschaften und an den eigentümlichen Bevölkerungsverhältnissen: ein grosser Teil, gerade der vermögenden, kräftigen, wehrfähigen Germanen war mit Hab und Gut in die Ferne abgezogen und nur ein schwächerer Überrest zurückgeblieben, während die Slaven erst in der Ansiedlung, in Form langsamen Vorrückens begriffen waren. Die fränkisch-alleinannische Kultur der Zeit hat man unter dem Namen „Merovingisch", namentlich seit dem Vorgange des verstorbenen Direktors des Römisch-Germanischen Museums zu Mainz, Ludwig Lindenschmit, zusammengefasst (Handbuch der deutschen Altertumskunde von L. Lindenschmit I. Teil: Die Altertümer der Merovingischen Zeit. Braunschweig 1880—1889.)

Die geschichtlichen Daten sind bekannt. Merwig oder Merovaeus, in welchem die Periode ihren Schöpfer erblickt, lebte um 450. Das Grab seines Sohnes Childerich I. wurde zu Tournay (Doornick) 1653 mit der den Franken eigentümlichen Ausstattung durch Zufall entdeckt und es erregte sein kostbarer Inhalt selbst damals schon als höchst merkwürdig allgemeine Aufmerksamkeit. Merwigs Enkel, der bekannte Chlodwig I. (tot 511) wird Christ und konsolidiert das mächtige Frankenreich auf Kosten seiner Nachbarn. Im VII. Jahrhundert kommen neben diesen merovingischen Herrschern die Hausmaier (Major Domus) auf, unter denen Pipin von Landen und Bischof Arnulf von Metz sich hervorthun. Um 687 wird der Karolinger Pipin von Heristall alleiniger Major domus, vererbt seine Würde auf Karl Martell, den Arabersieger von Tours und Poitiers, und auf Pipin den Jüngern. Damit erlischt die Bedeutung der Merovinger, die von den Karolingern verdrängt und ersetzt werden.

Von den Landesteilen, welche die Mark Brandenburg bilden, weiss man in der Merovingischen Zeit direkt leider fast nichts. Karl Müllenhoff drückt sich in der deutschen Altertumskunde 2. Bd. 1887, S. 102 flg. folgendermassen aus: Mongolisch-turanische Stämme, Slaven und Germanen drängten im 6. Jahrhundert einander und die Germanen büssten darüber einen grossen Teil ihrer Stammeslande ein. Der Einbruch der mongolischen Avaren um 555 und ihre Niederlassung an der Donau war entscheidend für die Ausbreitung der Slaven; einen verhängnisvollen Anteil daran hat aber auch der Langobardenfürst Albuin genommen. Die gewöhnliche Phrase, dass er bloss aus wildem Grimm und Stammeshass mit den Avaren zum Untergang der Gepiden sich verbündet habe, ist thöricht. Der Vernichtung der Gepiden in Dacien im Jahre 567 folgte gleich im nächsten Frühling der Aufbruch der Langobarden aus Pannonien nach Italien. Das Erbe der Goten, dessen sich der Franke Theudebert hatte bemächtigen wollen, lag schon lange wie eine Beute vor den Augen Albuins und seines Volkes dar. Vor etlichen Jahren, von 550 bis 552, hatten selbst schon mehrere tausend Langobarden dort unter Narses gegen die Goten gekämpft. Aber um die Beute zu ergreifen, mussten sie sicher sein, dass nicht ein Feind sich ihnen an die Fersen heftete. Ein Zuwachs an Macht, Mannschaft und Habe konnte ihnen ausserdem für ihr Unternehmen nur erwünscht sein. So verfielen die Gepiden dem Geschick. Die Hälfte der Beute und ein Teil des Volkes folgte jenen über die Berge, die andre Hälfte und das Land der Besiegten nebst dem der abziehenden Bundesgenossen verblieb den Avaren, deren neue Stellung — im Tieflande an der Theiss und Donau — und bisherige Laufbahn sie ebenso sehr gen Konstantinopel wies, als Albuin sein Weg nach Italien. Von allen Völkern, die damals rings um die mittlere Donau wohnten, selbst

von den mit den Avaren neu angekommenen Bulgaren, liefen ihm bei seinem Abzuge Haufen zu; nur Slaven werden nicht mit darunter genannt (Paulus Diaconus 2, 26). Aber die Wirkung des Abkommens reicht noch weiter. Die „Suavi", die Wacho zu Anfang des 6. Jahrhunderts der Herrschaft der Langobarden unterwarf, sind zunächst in den alten Wohnsitzen der Markomannen und Quaden über der Donau zu denken; nördlicher aber im Elblande diejenigen, deren Könige Albuins Vater, Auduin, seine Tochter gegeben hatte. Diese Nordschwaben, die Überbleibsel der taciteischen Semnones hatte ohne Zweifel zuerst der Ansturm der Avaren getroffen. Als der Chan Bajan i. J. 566 einerseits mit Sigibert von Franken, andererseits mit Albuin seine Verträge schloss, wird auch über ihr Schicksal entschieden sein. Ein Teil von ihnen und mehr als 20000 Sachsen mit Weib und Kind folgten Albuin 568 nach Italien, der andre Teil ward von Sigibert in die von den Sachsen verlassenen Wohnsitze diesseit der Elbe aufgenommen.

Karl Müllenhoff schliesst seine feinsinnigen Ausführungen S. 103 mit den Worten: Das Abkommen, das die drei Fürsten [Bajan, Sigibert und Albuin] trafen, war von welthistorischer Bedeutung: indem die Schwaben den ältesten Sitz der Germanen zwischen Elbe und Oder räumten, die Gepiden der Vernichtung anheim fielen, Albuin mit den Seinen nach Italien abrückte, die Avaren an der Donau ihre Stellung einnahmen, war diesen und in ihrem Gefolge den Slaven der ganze Osten, soweit ihn die Germanen beherrscht hatten, preisgegeben und alle Überreste derselben, die noch innerhalb ihres Bereiches sassen, waren unrettbar über kurz oder lang verloren, ausser wo sie, wie im Donauthal bis zur March und Leita, sich an Stammesgenossen in ihrem Rücken anlehnen konnten.

In die Zeit um 550 etwa mag die eiserne fränkische Streitaxt, securis francisca, kurzweg Francisca genannt fallen, welche ich nebst zwei Eisenspitzen: einem kräftigen Lanzeneisen mit Rückenleiste und einem mit langen Widerhaken versehenen Wurfspeer Ihnen jetzt vorlege und in den zugehörigen Abbildungen darstelle.

Die Francisca hat ein Gewicht von 750 gr. und ist in der Nähe östlich vom Lehnitzsee bei Oranienburg beim Stubbenroden gefunden worden. Die gekrümmte Schneide dieser Wurfaxt misst 11,5 cm. Der Fuss der Axt ist zur Aufnahme des Stiels, den man sich zweimal so lang als die grösste, viereckig durchbohrt und die Aussenseite (der Helm) zu einer Hammerfläche verstärkt.

Diese Wurfaxt ist die echt fränkische Form und ähnelt der aus dem Grabe des Childerich (Lindenschmit a. a. O. S. 68 und 189 Fig. 83 und 84), wobei zu bemerken, dass von der Axt des Childerich, wie sie zur Zeit im Musée du Louvre aussieht, augenscheinlich ein Teil der

krummen Schneide und die obere Spitze weggerostet bezw. weggebrochen ist. Die Francisca, obschon verschieden an Grösse und Gewicht, ist nach Lindenschmit S. 189, die leichteste, schmalste und einfachste aller Beilformen und bewährt auch darin den Charakter alter Überlieferung. Die Klinge steigt von dem Axthelm in flachem Bogen aufwärts bis zur leicht ausgeschwungenen Spitze. Die Schneide erreicht etwa nur die Hälfte der gesamten Axtlänge und ist meistens etwas rückwärs geneigt, so dass die obere Spitze weiter vorsteht als die untere.

Die besondere, leicht erkennbare Eigentümlichkeit der Francisca besteht darin, dass die Mitte der Schneide nicht mit der Mitte des Axthelms zusammentrifft, sondern durch die aufwärts gebogene Stellung der Klinge um so viel höher liegt, dass selbst die untere Spitze der Schneide nicht bis zum unteren Rande des Axthelms herabreicht. Vermutlich diente diese Stellung der Schneide, den Schwung des Wurfes oder Hiebes zu verstärken. Das durchschnittliche Mass der Francisca vom Helm zur Schneide beträgt 14 bis 18 cm, und das letztere ist bei den Fundstücken Deutschlands vorherrschend.

Ich habe, um das Aussehen der Francisca zu verdeutlichen, das heut vorgelegte im Märkischen Museum B. II No. 23 046 inventarisierte Stück mit einem kurzen hölzernen Schaft oder Stiel versehen lassen. Procopius aus Caesarea, der den Belisar auf seinen Feldzügen als Geheimschreiber begleitete, die verschiedensten germanischen Stämme dabei kennen lernte und in der Geschichte seiner Zeit in acht Büchern die Kriege mit den Vandalen, Mauren, Persern und Goten von 395 bis 559 u. Chr. schildert, giebt (bell. goth. II) der Axt, welche die Franken bei ihrem Einfall in Italien führten, einen sehr kurzen Schaft; und dass er dabei nur die Wurfaxt im Auge hat, erhellt aus seiner weitern Angabe unzweifelhaft, dass sie diese Axt auf ein gegebenes Zeichen alle zugleich warfen, und damit beim ersten Angriff die Schilde der Feinde zu spalten und diese selbst zu töten pflegten. Die Speerspitze mit blattförmiger Spitze und Verstärkungsrippe in der Mitte gleicht Fig. 55 bei Lindenschmit. Dies Speereisen B. II No. 23 009 des Museumskatalogs, ist 25 cm lang und mag vollständig etwa 150 gr. gewogen haben. Zusammengefunden von unserm Mitgliede Herrn Grunow in diesem Jahre auf dem Galgenberg in der Nähe von Lüdersdorf, Kreis Angermünde, mit der Lanzenspitze B. II No. 23 010, welche 26,5 cm lang, 170 gr. schwer, und wie aus der Abbildung ersichtlich, mit zwei ziemlich weit abstehenden Widerhaken versehen ist. Beider Speere Tülle ist am Anfang durchbohrt zur Aufnahme eines Stiftnagels (clavus hastae), der in Rostspuren erhalten ist. Die Fundstelle liegt ungefähr 100 m von einem altgermanischen Gräberfelde entfernt; nahebei sollen schon einzelne andere eiserne Waffenstücke gefunden sein, namentlich auch ein Schildbuckel, über dessen Verbleib

aber nichts bekannt ist. Möglich dass dort ein Kampf stattgefunden hat.

13. Znm Kapitel der Bauopfer (Brandenbnrgia IV. 252; VIII. 414, IX. 135) erlanbe ich mir zwei nene Beiträge zn geben. a) Als vor etwa 3 Jahren die Pflegschaft des Märkischen Musenms das dnrch den Feldmarscball Sparr berübmt gewordene Dorf Prenden, im nordwestlicben Teil des Kreises Nieder-Barnim nnter meiner Leitung besnchte, machte uns der Herausgeber der Gefiederten Welt Maler Karl Nennzig damals in Prenden, jetzt in Lehnitz bei Oranienbnrg wohnhaft, darauf aufmerksam, dass beim Abbruch alter Häuser in Prenden unter denselben nicbt selten je ein Schweinsgerippe gefunden werde; er hielt dies für einen abergläubischen Brauch, ein Ban- oder Hansopfer. Uns war damals die Sacbe zweifelbaft, weil das Schwein doch ein wertvolles Tier ist, das man nicht so leicht zn Opferzwecken ohne weiteres preisgeben wird; wir dacbten eher an eine Seuche (Rotlanf oder dgl.) und dass man die Opfer derselben anf diese Weise vergraben babe. Nun teilt mir Herr Neunzig mit, dass inzwischen wieder unter 4 Häusern in den Fnndamenten zu Prenden je ein Schweinsgerippe, also zusammen 4, ansgegraben worden seien. Ich muss gesteben, dass ich nnn auch stutzig werde. Das Scbwein, ein Symbol der Fruchtbarkeit, ist als ein Ban- oder Hausopfertier an sich sehr dankbar, und sollten die Tiere in Prenden an Rotlanf oder dergl. ansteckender gefährlicher Krankbeit eingegangen sein, so wäre es gewiss bedenklich und auch wohl nnerlaubt gewesen, die Kadaver in den Gehöften zu verscharren. Dazu hat man doch seit dem Mittelalter bereits selbst auf dem Lande die Scbindanger angelegt. Es wird nm Angabe von ähnlicben Fällen aus nnserer Provinz oder anderen Landesteilen ersncht.

b) Ferner teilt mir Herr Rektor Otto Monke, n. M., folgendes mit: Als im Jahre 1849 oder 50 mein Oheim, der Kaufmanu Poritz in Spandau, Potsdamer Strasse 32, ein altes Haus, das früher zum Kloster gehört batte, abreissen liess, um das jetzt an der Stelle stehende Haus zu erbauen, fand man in der Maner das Gerippe eines Huhnes eingemanert. Beilänfig sei bemerkt, dass der schmale Durchgang neben dem Hause Potsdamer Strasse „die Zelle“ heisst.

14. Herr Kustos Bnchholz:

Von dem grossen Katalog der Freiherrlich v. Lipperheideschen Kostümbibliotbek, dessen erste Hefte Ihnen scbon im vorigen Jabre vorgelegen baben, ist inzwischen der I. Band vollständig erscbienen und vom II. Bande liegt hier bereits das 1. Heft vor. Es ist bekannt, dass diese Bibliotbek vom Stifter mit den reichsten Mitteln seit 30 Jabren znsammengebracbt wurde, um alles auf die Tracht Bezügliche, was in der Litteratur und in Bildern erschienen ist, znm

allgemeinen Nutzen in Berlin zu vereinigen. Der Stifter hat seinen Gemeinsinn dadurch weiter bethätigt, dass er die Sammlung, nachdem sie einen gewissen Abschluss erreicht hatte, im vorigen Jahre im Kunstgewerbe-Museum öffentlich ausstellte und dann dem Staat schenkte, der sie im Anschluss an die Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums verwalten und die Katalogisierung fortführen lässt.

Der I. Band umfasste die allgemeine Trachtenkunde und die Trachten der 3 grossen Zeitperioden.

Der II. Band führt die Werke über die einzelnen Teile der Tracht und gewisse Zubehöre auf; in diesem 1. Heft des II. Bandes finden Sie davon:

Haartracht, Kopfbedeckung, Halsbekleidung, Handschuhe, Muff, Stock, Schirm, Fächer, Schnürbrust, Reifrock, Fussbekleidung, Schmucksachen; darauf folgt noch die Tracht einzelner Stände.

Vorherrschend sind natürlich französische Werke, denn von Paris her wurde lange Zeit die Mode beherrscht; doch kommen auch sehr viele deutsche Titel aus den letzten 3 Jahrhunderten vor und selbst Berlin ist als Ort der Herausgabe mehrfach vertreten. Was den Katalog auch für sich interessant macht, sind die zahlreich beigedruckten hervorragendsten Abbildungen aus einzelnen der Werke. Uns Berliner interessieren namentlich 2 aufgeführte Werke über preussische Hof- und Amtstrachten von 1787 und 1804, aus denen im Katalog auch je eine Abbildung wiedergegeben wird: Oberforstmeister- und Polizei-Uniform.

15. Herr Archivar Dr. Schuster: Die Markgräfin „Margarete von Brandenburg". Wir werden die interessanten Ausführungen des Herrn Vortragenden als besonderen Aufsatz im nächsten Hefte bringen.

16. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Rathauskeller.

Eggersdorf

Kreis Nieder-Barnim.

Der Hungerige Wolf, der Bötz-See und der Borgwall am Fänger-See.

(Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 15. September 1901.)

Eggersdorf,

hart am Ostbahnhofe Strausberg, ein Ort von etwa 560 Einwohnern, kann mit vollem Recht ein anmutig gelegenes Dorf genannt werden. Zwar ist es unregelmässig mit seinen Häusern und wechselnden Villen aufgebaut, und weder die deutsche noch die wendische Ortsform ist klar zu erkennen; indes zieht sich ein grosser Teil der Gehöfte an den freundlichen Ufern des klaren Fliesses hin, welches dieselben mit fruchtbaren Gärten nach hinten abschliesst. Dieses Fliess, welches keinen eigentümlichen geographischen Namen führt, treibt am Nordende des Ortes eine leider verfallene Mühle und ist dasselbe Gewässer, welches auch die schon am 12. Mai v. J. untersuchten Ufer der Posensche bespült. Die wendische Auflösung des Namens Posensche gab seiner Zeit dem Fliess auch seinen vergessenen alten Namen Senzig zurück, welcher Heubach bedeutet; man kann deshalb unsern Ort kurz „Eggersdorf an der Senzig“ nennen. Diese Senzig bildet zugleich die Grenzscheide von der städtischen Feldmark Altlandsberg, die an dieser Stelle einen herrlichen Laubwald, hauptsächlich alte Eichen erhalten hat. Dies verschönert naturgemäss die Dorflage ungemein, und bequeme Eisenbahnverbindung [Fern- und Vorortszüge] mit Berlin lockt viele Sommerfrischler zu Monate dauerndem Aufenthalt, so dass der Ort alljährlich vom Mai ab in seinen Bewohnern, die sich der Landwirtschaft und des Gewerbes befleissigen, ein ganz anderes Aussehen gewinnt. Eine erst kürzlich gebaute, allerdings etwas schmale, aber gute Chaussee mit langem Promenadenweg führt vom Bahnhof durch den Ort hindurch nach Bruchmühle und von da nach Alt-Landsberg. Etwa 4 km nördlich des Dorfes und von ihm aus auf herrlichem Eichen- und Nadelwaldweg leicht zu erreichen, liegt der grosse und stille Bötzsee mit seinen klaren Wassern, noch dicht an die Egersdorfer Feldmark angrenzend; ihm entspringt auch die Senzig, die nachher durch die Eggersdorfer Wiesen über Bruchmühle an Petershagen, Fredersdorf, Klein-Schönebeck, Schöneiche vorbeifliessend sich in den Müggelsee

ergiesst. Die Anwohner ihrer Ufer nennen sie nur obenhin das Fliess; der märkische Geograph half sich aus dieser Verlegenheit, indem er es nach dem an seinem Mittellaufe gelegenen Fredersdorf das Fredersdorfer Fliess nennt. Wir haben dasselbe Recht; wir gaben ihm seinen alten Namen sênica oder Senzig wieder. Wollen wir es zu deutsch in der Übersetzung ausdrücken, können wir es an einen unterfränkischen Ort anklingend getrost mit Heuengrumbach oder Hengrünbach übertragen und das gesegnete Thal, welches es durchfliesst, die Henwische nennen.

Mit dem Bötzsee aber werden wir uns nachher noch genauer beschäftigen müssen; nur das sei schon jetzt bemerkt, dass er vor alters viel grösser gewesen sein muss und nach Süden hin das breite Senzigthal ganz füllte, so dass der heutige Mühlenteich zu Eggersdorf sein südlichster Zipfel gewesen zu sein scheint. Ein aufmerksamer Blick auf die Karte und vor allen Dingen auf die Örtlichkeit selbst genügt, um dies zu erkennen. Dieses Thal ist denn zur Erschliessung eines neuen grossen Wasserweges auch schon der Vorzeit aufgefallen, und es bestand 1770 die Absicht, die Senzig vom Fänger- und Bötzsee abwärts wieder schiffbar zu machen, sie durch einen Kanal mit dem Stienitzsee und durch diesen mit dem Rüdersdorfer Kalkfliess in Verbindung zu setzen.*) In der Nähe dieses Thalstückes nur wenig nach Osten zu hat auch das heut auf keiner Karte mehr vermeldete und der Stadt Strausberg gehörige Bötzowsche Bruch gelegen, von dem der Chronist**) vermeldet: Anno 1531 Freitags nach Johannis Baptistä***) ist das Bötzowsche Bruch im Stransbergischen Walde angesteckt worden, und dieweil damals ein dürres Jahr gewesen, ist ein Erdfeuer daraus geworden, welches man in 7 Wochen nicht hat löschen können, dass also die Holzung dadurch sehr verbrannt und verdorben, und der Stadt ein grosser Schaden entstanden." Wir könnten hinzufügen „und Eggersdorf auch". Denn die mannigfachen Brandreste namentlich an eisernen Wirtschaftsstücken und Gebäudeteilen auf augenblicklich beackerten Flächen im Osten und Nordosten des Dorfes machen ein Übergreifen dieses furchtbaren Brandes auf die Eggersdorfsche Heide und einen Teil des Dorfes nicht unwahrscheinlich, den man aus Furcht vor einem gleichen Ereignisse nicht wieder aufbaute. Häuser, welche die Kriegsfurie zerstörte, werden in ruhigen Zeiten an alter Stätte wieder errichtet, wenn ein Ort nicht gänzlich verlassen und wüste wird; aber vor dem unberechenbaren furchtbaren Wüten der Elemente hat der Mensch Furcht; er meidet die unheimliche Stelle.

Die Gehöftelage in der Nähe der Eggersdorfer Kirche auf dem sogenannten Berge zeigt halbkreisförmigen wendischen Typus und bietet

*) Anm. Vgl. Berghaus II, 126.

**) Angelus. Ann. March. fol. 320.

***) 30. Juni.

den ältesten Ortsteil. Vielleicht lag einst auf und an diesem Berge das alte Bötzow, dessen Namen sich in dem vor Zeiten bis zum Mühlenteich in nächster Nähe reichenden Bötzsee erhalten hat. Dann könnte nach altem Rezept der Hügel, auf dem die abseits der Strasse isoliert gelegene Kirche steht, (Cerny) Bogs Heiligtum gewesen sein — doch genug der unerweislichen Vermutungen.

Von Interesse ist der unverkennbar deutsche Name des Ortes, womit allerdings nie sofort auch der Beweis gegeben, dass er von Deutschen angelegt sein muss; dies entscheidet die Gehöftelage, von der wir soeben gesprochen haben. Eggersdorf, in der urkundlich ältesten Form zuerst Hegghebrestorp geheissen, bedeutet Dorf des Heggebrecht oder Egbert.*) Unruhig schwankt in der Zeiten Läufte sein Name hin und her; die Urkunden nennen es:

1333 Hegghebrestorp
1375 Egbrahtstorp
1428 Eggeberstorp
1459 Eiggirstorp
1472 Eckbrechstorff
1483 Eggerstorp
1574 Eckersdorf

bis sich allmählich die Form Eggersdorf dauernd festlegt. Was bedeutet nun der Ortsname aus seiner Grundform Hegghebrecht? Förstemann bleibt bei diesem alten Namen unschlüssig, bringt ihn aber schliesslich mit altnordisch „hagr = dexter, utilis d. h. rechts, passend, zuträglich“ und mit altnordisch „haga = concinnare, ordinare, d. h. schicklich fügen, veranlassen, andeuten, anordnen“ zusammen. Dies ergäbe für Hegghebrecht den Namenssinn „ruhmvoller Führer“. Ich möchte an altenglisch haecce = Schutz, Wehr, an unser hecken oder hegen denken und den Namen mit „Hegeruhm, Heckeruhm“ als den eines Mannes übertragen, der die Seinen hegt, in Ordnung hält, schützt und verteidigt, was schliesslich auch auf die Förstemannsche Erklärung hinzielt. Der Namenssinn würde dann im griechischen Ἀλεξικλῆς, im slavischen Barnislaw wiederklingen. Eggersdorf bedeutet demgemäss nach seiner Grundform „Hegeruhms Dorf“. Es ist nicht auffällig, dass der Name nachher in Egberts Dorf, d. h. „Schwertschärfen-Ruhms“ Dorf übergeht; bot doch das schneidige Schwert in jenen Zeiten die grösste Ordnung und den sichersten Schutz.

Ob nun dieser Hegghebrecht vor Zeiten der locator des Dorfes und sein erster Schulze gewesen, oder ob der Name nur von Colonen

*) Nicht mit dem gleichlautenden Eggersdorf bei Müncheberg zu verwechseln, das 1288 noch Eggehardestorp heisst, also Dorf des Eckardt.

aus einem gleichlautenden Orte z. B. Bayerns übertragen ist, lässt sich kurzer Hand nicht entscheiden. Es ist dies wohl auch nicht nötig, da wir ja eine Exkursion und deren Resultate beschreiben wollten.

Nachdem die Teiluehmer am Eingang des Dorfes in einem Gartenlokal altstralauischen Namens Tühbeke sich gekräftigt, begann die Wanderung in den frenndlichen Ort. Nach einigen wenigen Schritten kam zur Rechten der Strasse hart am Zann eines kleinen Gehöfts das Wahrzeichen Eggersdorfs, das sogenannte Sühnekrenz zu Gesicht, das 'Noli me tangere!' des Ortes. Dieses steinerne Kreuz, zur Sühne eines Zweikampfes mit tötlichem Ansgange im Jahre 1512 errichtet, ist eines der wenigen, dessen Geschichte uns nrkundlich erhalten ist. Der Sänger der Ortsgeschichte aber, dem Fidicin nicht unbekannt ist, hob also an: Am 10. Juni 1333 giebt Markgraf Ludwig der Ältere seinem lieben und getrenen Johannes Trebuz, Bürger der Stadt Strausberg, und seinen wahren und rechtmässigen Erben nnter anderm auch das Dorf Heggbebrestorp mit allen Rechten und Nutzungen zu Lehen, weil er den St. Erasmus-Altar in St. Marien zu Stransberg gestiftet und dotiert hat; zugleich quittiert der Markgraf über 62 Mark hrandenbnrgischen Silbers, die er von dem Trebnser erhalten.

Schwere Zeiten kamen über das Dorf. Es wurde 1348 durch den schwarzen Tod fast gänzlich wüst, starb gauz aus, und die Feldmark bedeckte sich mit Strauchwerk und Bäumen. Darum muss das Landbuch 1375 vermelden: Egbrahtstorp hat 48 Hufen (à 50 Morgen), von welchen zur Pfarre 4 gehören. Die Bürger Trehus haben 12 zu ihrem Hofe, welche aber der Schulze bewirtschaftet. Es giebt hier keine bestimmten Hufen (Hnfschlag); der Acker wird nach Morgen verpachtet nnd trägt kein Getreide sondern Holz, weshalb er anch nicht nach Hufen zu bestimmen ist. Nur 8 Hufen werden beackert, von welchen überhaupt 7 Schillinge und nichts weiter entrichtet wird. Dagegen sind 17 Kossäten vorhanden, welche zusammen 36 Schillinge nnd 42 Hühner zu entrichten haben. Die alte verfallene Mühle giebt $1^1/_2$ Wispel Roggen.

Wie sehr man sich auch hemüht haben mochte, den Acker wieder urbar zu machen, so scheint dies doch nur sehr langsam von statten gegangen zu sein; denn im Jahre 1451 waren noch 24 Hufen und 1624 noch 17 Hufen wüst, die noch 1857 Heide waren. Die Hufen, welche der Trebuser 1375 dem Schulzen zur Bewirtschaftung überlassen hatte, bildeten später das Rittergut, das 1472 noch ungeteilt war, hiernächst aber im Besitz von Matthes und Tewes Trebus 2 Anteile ausmachte, mit deren einem die Gebrüder Thomas, Achim, Dietrich und Hans Roebel und deren Vetter Klaus Roebel 1483 belehnt wurden.

Der Trebussche Anteil,

zu welchem noch wüste Hufen gezogen und urbar gemacht worden waren, bestand 1601 wieder aus 2 Teilen, welche Erdmann und Hans Trebus besassen. Jeder von ihnen hatte einen Rittersitz mit $5^1/_2$ Hufe, Gerichts- und Patronatsrechten. Jürge Christian von Trebus, auf welchen beide Anteile gekommen waren, verkaufte dieselben 1660 für 1000 Thaler an den Ober-Präsidenten von Schwerin. „Der letzte Patronus von Eggersdorff, Jürge von Trebuss ist den 19. April 1661 hingegangen auf dem Feld und hat sich an einer Fichte erhencket, ist nachmals von dem Diebeshencker abgenommen und auf der Strasse an dem Kirchzaun verscharret worden."

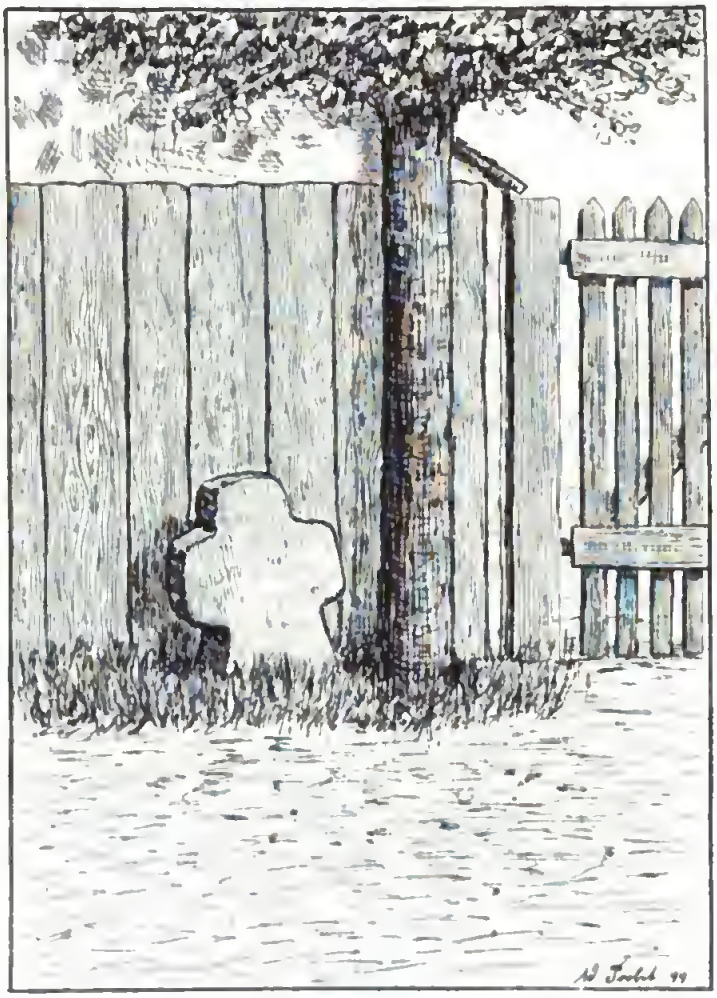
Den Röbelschen Anteil,

welcher in einem Rittersitze bestand, zu welchem zuletzt 8 freie Hufen gehörten, überliess Jürge von Röbel gleich nach dem Jahre 1608 an Joachim von Krummensee, welcher es denen von Röbel bald wieder für deren Güter zu Krummensee und Wegendorf eintauschte. Im Jahre 1620 verkauften die von Röbel diesen Anteil an Bertram von Phuhl, von dessen Sohne Heine von Phuhl ihn 1658 der Oberpräsident von Schwerin für 3500 Thaler ebenfalls erwarb. Sämtliche nun in Schwerins Besitz gekommenen Anteile, die alle obrigkeitlichen Rechte zu Eggersdorf, drei Rittersitze mit zusammen 19 Freihufen und alle Pächte, Dienste und Abgaben der Bauern und Kossäten, sowie die Gerichte und das Patronatsrecht umfassten, erkaufte der König Friedrich I. 1709.

Die Bauerngemeinde bestand im 15. Jahrhundert aus 5 Hüfnern und 7 Kossäten, wozu der Müller gerechnet wurde, und es befanden sich 12 Hufen im Besitz der Bauern. Die noch heut in Eggersdorf vorhandene Familie Ritsche ist die älteste des Ortes; schon im Jahre 1472 sind drei dieses Geschlechtes als Hüfner mit den Vornamen Benedictus, Thevs und Jacob Ritsche erwähnt. Während des 30jährigen Krieges wurde wiederum fast das ganze Dorf verwüstet, so dass 1704 nur noch 4 Kossäten und der Müller vorhanden waren. Erst unter dem Besitz des Königs gelang es, die Hufen wieder zu besetzen, und 1765 wurden auf dem ehemaligen Vorwerk 7 Kolonisten etabliert, von denen 3 reformiert, 3 katholisch und 1 lutherisch waren. Ein Teil von ihnen entstammt der Pfalz.

Nach diesem Abriss der Ortsgeschichte interessiert der Anlass des Sühnekreuzes, welches unsere Abbildung zeigt. Wie wir sehen, hatte um 1483 Tewes von Trebus wohl aus Geldmangel und wegen anderweitiger Verschuldung einen Teil seiner Eggersdorfer Besitzungen an die Gebrüder von Röbel verkaufen müssen, deren einer Thomas von

Röbel hiess. Mit diesem Augenblick scheint in der Trebuser Familie, namentlich in deren jüngeren Gliedern eine gewisse Gereiztheit infolge des doch notwendigen Gutsverkaufes eingetreten zu sein, die zu einer herben Spannung zwischen den beiden adeligen Familien führte und ein blutiges Ende nehmen sollte. Die Ortstradition berichtet, dass der ältere Thomas von Röbel und der Junker Lorenz von Trebus sich an



Das Sühnekreuz in Eggersdorf, Kreis Nieder-Barnim.

einem Wintertage der ersten Monate des Jahres 1512 im grossen Zimmer des Hauses, vor dem das Sühnekreuz steht, dem damaligen Krug oder Gasthof, getroffen und einige Zeit miteinander gezecht haben. Hierbei kam es zu Reibereien, die den alten Groll des Trebusers gegen die von Röbel entfachten. Ein Wort gab das andere. Zwar suchte der besonnene und bedeutend ältere Röbel zu beschwichtigen; als aber der Junker Trebus das Schwert aus der Scheide riss, dem

Röbel Feigheit vorwarf und ihn so bei seiner Ritterehre fasste, kannte auch die Wut des Älteren keine Grenzen mehr. Ein Zweikampf ohne des Gesetzes Regeln begann in der niedrigen Stube, zunächst ohne Folgen; denn die Spitzen der Schwerter blieben in der niedrigen Stubendecke stecken. Zitternd lief die „Krügerinne" hin und her, als die beiden zornglühenden Gegner in rasender Hast die Stube verliessen und vor der Krugthür aufeinander losschlugen. Der alte Röbel war der Fechtkunst des gewandten und flinken Junkers nicht gewachsen; zu Tode getroffen brach er mit einem Weheschrei vor der Thür nieder und gab alsbald seinen Geist auf. An der Stelle aber, wo er gefallen, wurde alsbald vor dem Gasthofseingange zur Sühne der furchtbaren That ein steinernes Kreuz errichtet.

Die Ortstradition, die durch den Anblick des Kreuzes von Anfang an und von Mund zu Mund eine wahrheitsgetreue blieb, hat in diesem Falle ausnahmsweise Recht. Eine Urkunde beweist dies. Kurfürst Joachim I. ging allen denen, die solchen „Auffruhr" machten, sehr scharf zu Leibe, und schmähliche Todesstrafe stand dem Junker als Mörder bevor. Tief erschüttert versuchte ihn sein Vater, der alte Georg von Trebus, zu retten und bahnte einen Versöhnungs-Rezess mit denen von Röbel an, der auch Erfolg hatte. Nachsichtig genug gab auch der Kurfürst und sein Bruder nach, und zum Danke überwies der glückliche Vater, dem der Erbe erhalten blieb, seinem gnädigen Landesherrn die Patronats-Rechte, welche er von seinen Vätern her (seit 1333) über den St. Erasmus-Altar in St. Marien zu Strausberg besass, wovon schon oben die Rede gewesen ist.

Die darüber ausgestellte Urkunde*) ist von ausserordentlicher Länge; ihr Satzbau ein bandwurmartiger; datiert ist sie vom 28. Juni 1512. Wir entnehmen ihr nur das im Originale, was für unsern Zweck von Wichtigkeit ist:

„Ich Georg Trebbus Bekenne offintlich mit diessem brive für mich, mein erben und erbnemen und sunst allerneniglich, die In sehen, horen odir lesen, als mein Sohn Lorentz Trebbus In vergangen tagen mit Thomas Robell seligen Zu Anffrur gewachsen, also das derselb Thomas Robell vom leben zum todt komen und dan die Sache mit gedachts thomas Robels fruntschaft laut eines Reces daruber ansgegangen, Sunlich beygelegt, und die durchlauchten Hochgeborne Fürsten und Hern, Herrn Joachim etc., Churfurst, und albrecht gebruder, Marggrauen zu Brandenburg etc. . . . . ich den Altar sanctj Erasmi, In der Pfarkirchen zu Strausberg gelegen, die Leyhung desselben und mein jus patronatus und gerechtigkeit daran . . . . . von gnants meins Sons wegen zu Bnes

*) Riedel I, 12 S. 122, 123.

und abtrag ubirgib Iren kurfurstl. und furstlichen gnaden gegenwertiglich . . . . . .“

Im Schluss der Urkunde betont der Trebuser, dass er auf „solichen altar Sanctj Erasmi libere Resignirt.“

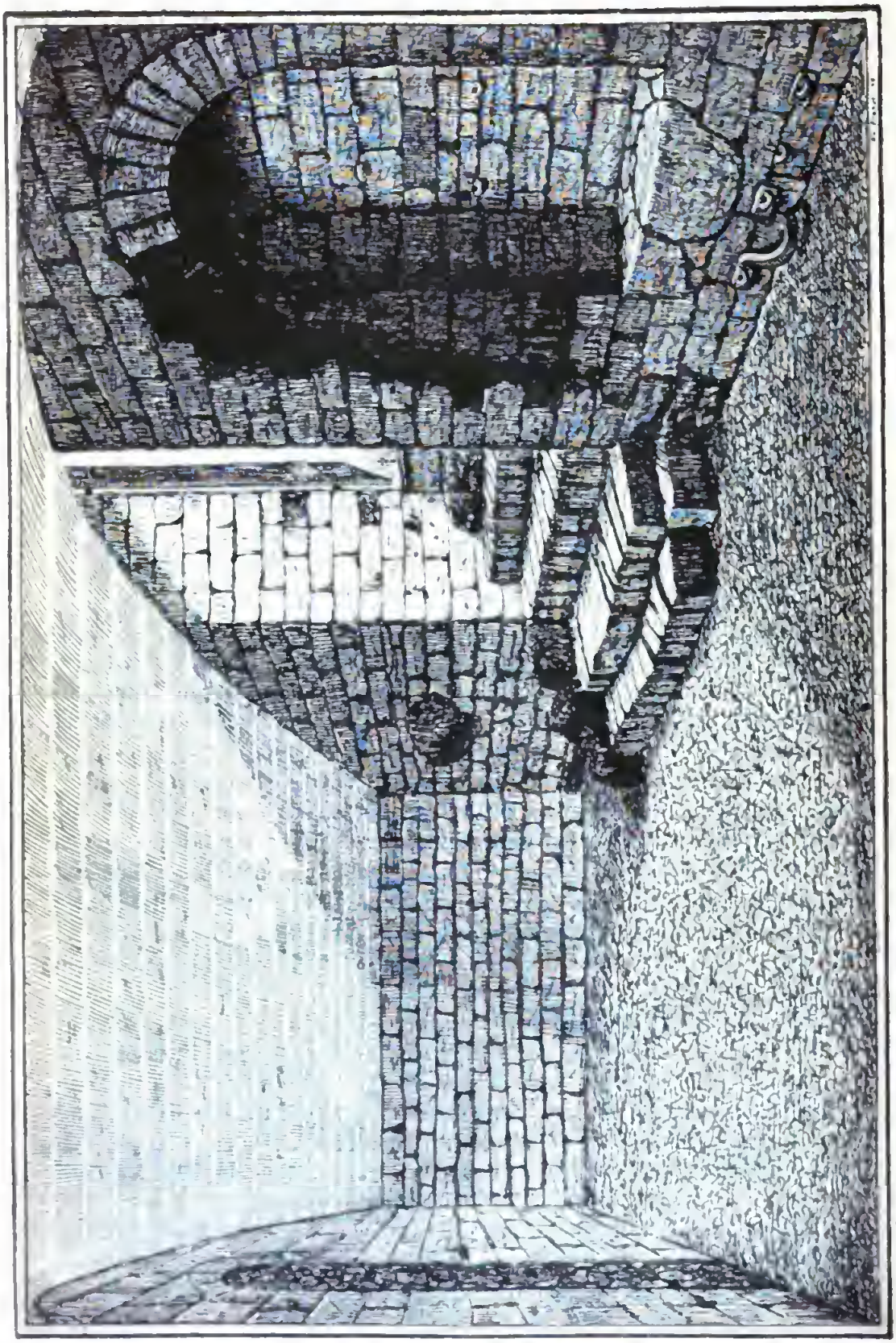
Mit Erlaubnis des jetzigen Besitzers dieses alten Kruges, der zur Zeit ein Privathaus ist und dem Büdner und Maurer Herrn Gliese gehört, besichtigten wir das Innere — die Gaststube mit der niedrigen Decke, in der der Streit begonnen, ferner die nach links sich anschliessende uralte Schenke. Dieser Krug ist schon im Schossregister 1451 erwähnt und gab 12 Groschen. Frau Gliese hat in dem oft-erwähnten Zimmer noch vor etwa 40 Jahren getanzt. Mit dem Sühnekreuz draussen aber ist es eine eigene Sache. Der Besitzer hat es zwar vom Eingange entfernt und an der Grenze seines Grundstückes aufgestellt. Aber wehe, wenn frevle Hand es berührt oder gar von der Strasse entfernen würde. Mit lautem Gepolter erfüllt es den Raum, wo du es niederlegst, und an rätselhaften Krankheiten fällt dir dein Vieh im Stalle, bis du das Zeichen der Sühne wieder an Ort und Stelle bringst; erst dann zieht wieder Ruhe in dein Haus ein! Wir gruben die Erde unter dem Kreuze aus; mit einem nach unten verbreiterten stumpfen Ende ist es nur wenig in den Boden eingelassen. Der begreifliche Wunsch, über die vermutliche Herkunft der Eggersdorfer Patronatsherren und einiges Weitere aus deren Geschicken zu vernehmen, ist leider mit Rücksicht auf das gestellte Thema unerfüllbar; wir verlassen daher das ‘Noli me tangere!’ des Ortes und gehen einige wenige Schritte die Dorfstrasse weiter herunter.

Der alte Rittersitz

der Trebuse liegt vor unsern Augen. Mit dem Giebel nach der Strasse zugekehrt liegt der grosse massige Steinbau drohend am Kreuzpunkt der Strassen, die vom Bahnhof Strausberg (Kagel, Herzfelde) nach Altlandsberg und von Rüdersdorf-Petershagen nach Strausberg-Stadt führen. Gar manche Kalksteinfuhre wird auf letzterer nach des Rats Ziegelofen in Strausberg im Lauf der Jahrhunderte bewegt und das Dorf dadurch oft von kreischendem Räderton erfüllt worden sein. Und denselben Weg zurück für die westlich von der Stadt gelegenen Dörfer ging dann der gebrannte Kalk. Das Aussehen dieses Gebäudes täuscht auf den ersten Blick; seiner Dachform nach stammt es etwa aus der Zeit Friedrichs des Grossen. Indessen dürfen wir nicht vergessen, dass dieses Dach und etliche Fuss darunter im Mauerwerk jüngeren Datums sind und aus des grossen Königs Zeit stammen; drei Viertel des Gebäudes aber reichen, wie die Besichtigung gelehrt hat, in eine bedeutend weiter vergangene Zeit zurück. Sie bildeten mit ihrer einstigen Bedachung den befestigten Landsitz der von Trebus, die schon 1375 er-

wähnte curia, deren Ländereien allerdings damals der Schulze bewirtschaftete. Mancher Kriegs- und Feuersturm sind über dieses Gebäude dahingerast; der 30jährige Krieg, welcher das Dorf gänzlich zur Wüstung machte, that sein übriges. Wohl wurde in diesen Zeiten sein Dach häufiger eine Beute der Flammen und musste erneuert werden; aber die alten eisenfesten Fundamente und Seitenwände wie auch die ziemlich langen alten Bogengänge im Innern hielten Stand bis heute. Die freundliche Erlaubnis der jetzigen Besitzerin Frau Wwe. Miethge machte uns die Innenräume zugänglich. Durch geschickte Anbringung von Wänden hat man aus dem alten Bogengange einzelne Zimmer geschaffen, welche Fenster von ausserordentlicher Tiefe aufweisen; denkt man sich indes diese nachträglich gefertigten Wände hinweg und blickt zu den Bogen der hohen Decke auf, so ersteht in Gedanken ein Saal des alten Herrenhauses wieder, und die wuchtige Festigkeit des Baus auch im Innern verfehlt auf uns ihres Eindrucks nicht. Ein einstmals reiches Geschlecht muss hier gehaust haben, bis häufigere Erbteilung und die wiederholten Schläge des 30jährigen Krieges ihm den Rest gaben. War doch Wallenstein zwei Mal, vom 7. bis 9. November 1627 und vom 13. bis 15. Juni 1628, in dieser Gegend! An diesem Hause, das etwa an 300 Jahre die Trebuse sicher beherbergt hatte, hing auch ihr Herz. Als der letzte Spross Georg Christian von Trebus 1660 Haus und Hof verkaufen musste, konnte er den herben Schmerz nicht verwinden; im Frühjahr des folgenden Jahres griff er zum Strick und erhängte sich. Ausserhalb des Kirchzauns ist er vom Diebshenker verscharrt.

Noch eindrucksvoller aber wirken die Gesteinmassen im alten Keller des Hauses, im einstigen Verliess der Trebus, das wir im Bilde beifügen. Auf etwas verfallener Steintreppe steigen wir nieder in den dunklen, kaltfeuchten gewölbten Raum. Das Auge gewöhnt sich nicht an das Dunkel, das unten herrscht; erst ein aufflammendes Streichholz und die Radfahrlaterne lassen uns einen Umblick gewinnen. Wir befinden uns in einem ziemlich grossen gewölbten Steinkeller, dessen Material alte Kalk- und Feldsteine bilden. Der Kellerboden ist gepflastert. Links vom Eingange befindet sich die Gefangenen-Nische mit ihren zum Teil noch erhaltenen Hals-, Arm- und Fussschellen. Der Ärmste, den die Trebuse festhalten wollten, wurde die in den Keller hineinragende Treppe hinuntergestossen, so dass ihm Hören und Sehen verging. Dann warf man ihn rücklings auf den Sitzstein der Nische, die Schellen schlugen zu und er war in dem dunklen Verliess rettungslos in ihrer Gewalt. Vielleicht, dass ein gutes Lösegeld ihn aus dem fensterlosen Dunkelraum bald wieder erlöste. Noch vor etlichen Jahrzehnten waren die Fesseln vollständig vorhanden; der verstorbene Gatte der Besitzerin entfernte einen Teil derselben, aber die eisernen



Das Burgverliese in Eggersdorf, Kreis Nieder-Barnim.

Digitized by Google

Ringe im Mauerwerk widerstanden ihm; widerstehen noch heute, so fest halten sie die alten gewaltigen Steine. Im übrigen sind die Steine des Kellers und des Gewölbes wie auch der Wände und der Nische vor Jahrhunderten mit grosser Sorgfalt auf einandergefügt — die heutige Zeit baut nicht mehr so solide. In der Mitte der Bogendecke befand sich einst ein grosser eiserner Haken, zu welchem Zwecke ist unklar — jedenfalls zu keinem guten. Gegenüber dem Eingange erscheint eine jetzt mit Bruchsteinen vermauerte Thür, die in einen zweiten Keller führt, der Wirtschaftszwecken gedient zu haben scheint. In ihm, der ähnlich dem Verliesse gebaut ist, bemerkt man nichts Auffälliges.

Wir verliessen den finstern Raum mit der Genugthuung, dass er jetzt freundlicheren Zwecken dient, wie eine Batterie von Schultheiss-Versand in Flaschen beweist. Aber das thut nichts zur Sache! Verliess ist Verliess! Ketten sind Ketten, Nische ist Nische, Trebuser sind Trebuser! „Geh' nicht um Mitternacht mit einem Licht oder einer Laterne in den dunklen Raum hinunter, du thust es nicht wieder in deinem Leben! Zwar hat noch keiner seit Menschengedenken diesen Versuch gemacht und darum da unten auch nichts erlebt; aber es geht so ein unbestimmtes dunkles Gerücht . . . . . hüte dich! Sobald dir nämlich dein Licht erlöscht — überkluge Menschen sagen, das geschehe durch einen Windzug; aber ich weiss den Grund besser — kannst du von der Nische her etwas erleben, dass dir die Haare zu Berge stehen. Tritt auch nicht grade unter das Loch in der gewölbten Decke, wo der grosse eiserne Haken gesessen!" Und dann erst die dunklen Geheimnisse des noch nicht erwähnten Nebenkellers, der rechts vom Eingang des Verliesses nach der Strasse zu gelegen ist. Er zeigt von aussen Ansätze wie von tief vermauerten Fenstern; keine Thür in ihn hinein ist sichtbar; kein Sonnenstrahl dringt in sein Inneres; kein Mensch — nicht einmal die Besitzerin — wusste bislang von ihm etwas, erst ihr Sohn machte sie unlängst darauf aufmerksam. Was mag dieses so lange vergessene Grab enthalten? Schätze gewiss nicht! Sollten Freundeshände der Krummensee oder Jürge von Röbel den letzten Trebuser Jürge, dem wegen Selbstmords die geweihte Kirchhofserde verschlossen blieb, ausserhalb des Kirchzauns wieder ausgescharrt und unten in seinem Stammhause beigesetzt und seine Leiche eingemauert haben, damit er Ruhe fände? Die Zukunft wird das Dunkel lichten.

Wie uns der kurze Abriss der Ortsgeschichte zeigte, teilten sich um 1472 Matthes und Tewes Trebus in den Eggersdorfer Gesamtbesitz. Der letztgenannte baute sich nordwestlich vom Stammsitz nach dem Fliess oder der Senzig zu auch „ein steinern Haus", dessen rudera gewaltige Steine aufwiesen. Ein Teil derselben ist zu gelegentlichen Bauten verwendet, ein grosser Teil steckt noch tief in der Erde, deren Besitzer Herr Rüger zu Eggersdorf ist. Dorthin lenkte sich denn auch

unser Schritt, und es sei bemerkt, dass noch weiter nordwestlich am Fliess abwärts im hinteren Teil des Catholyschen Gartens (Herr Franz Catholy) in noch grösserem Umfange dies der Fall ist. Mit dieser Feststellung haben wir auch die Lagestellen der in der Ortsgeschichte erwähnten 3 Rittersitze. Auf der angedenteten Forschungsstelle angekommen, erblickten wir eigenartige Fundstücke, welche das Interesse der meisten znnächst lebhaft in Ansprnch nahmen, nämlich — abgefallene Pflanmen. Es entspann sich die gewiss sehr interessante Frage, ob sie als faule oder reife abgefallen seien. Eiue ziemlich lebhafte Abstimmung nach vorheriger gründlicher Belehrung durch einen Sachverständigen ergab mit Einstimmigkeit: „Sie sind reif und nicht faul!" Dieser unter anderen Verhältnissen gewiss höchst billigungswerte Vorgang war aber wegen der entstandenen Zeitverzögerung mit Rücksicht auf den fleissigeu Führer unserer Exkursion, Geheimrat Friedel, nicht ganz korrekt, der schon lange seine Untersuchungen mit dem Resultat vorgenommen hatte, dass er frei nmherliegende Bruchstücke frühmittelalterlicher Gefässe fand. Es ist früher eine ganze Zahl von Töpfen und deren Bruchstücken herausgeholt, nnd die Untersuchungen werden privatim fortgesetzt werdeu.

Wir schieden, um nns nunmehr zur Schule und zur Kirche zn begeben. Ich benutze den Weg zn einigen Nachrichten, die in den 4. 4. 1810 verbrannten Kirchenbüchern enthalten waren und durch Beckmann gerettet sind:

Ao 1589, Freitags post Michaelis, ist der Sakramentfeind Jacob Westphale zu Eckersdorf ohne Trost und Sakrament im Gottesreiche plötzlich verstorben und Sonntag nach seinem obitu (Heimgange) auf Chf. Brandbg. Konsistorialbefehl sine crux (sic!) sine lux (sic!) (ohne Klang nnd Gesang) wie eine bestia ausserhalb des Kirchhofes bescharret worden. —

1594, 14 Tage nach Michaelis, ist ein grosser Schnee, wohl drei Spannen hoch gefallen, dass auch die Schafe in 2 Tagen nicht haben können ausgetrieben werden, und grosse Bäume wegen der schweren Last sich zur Erde gebeuget, auch grosse Zacken heruntergebrochen worden.

1598 Pestis lues saeviit (die Pest raste) und sind in Eckersdorf allein 168 Personen gestorben.

Die Schnle, deren Lehrer Herr Abel uns von Anfang an bis zur Stadt Strausberg freundlichst geleitete, bietet ein peinlich sauberes grosses Schulzimmer. An der Wand hängt das Bild des Fürsten Bismarck, dessen eigenhändige Unterschrift der Dr. Chrysander bestätigt; die Schüler hatten den Fürsten in einem Anschreiben um Zuwendung eines solchen gebeten. Das Gleiche gilt von der Schule zn Petershagen, die am 12. Mai v. J. besncht wurde. Die Hauptzier dieser Schule aber

ist ein grosses Bild Sr. Majestät des regierenden Kaisers, dem die Petershagenschen Schüler eine dahingehende Bitte schriftlich ausgesprochen.

Von da führte uns der Weg zum „Berg“ in die neue und erst am 5. Dezember 1870 durch den Generalsuperintendenten D. Hoffmann geweihte Kirche gotischen Stils — ein schöner Bau aus leider sehr schlechtem Material. Die alte Kirche brannte am 14. September 1865 gänzlich nieder. Das Innere des erst seit 1890 mit einer Orgel versehenen Gotteshauses ist ein überaus freundliches. Es wird sich noch würdevoller gestalten. Zwei direkte Nachkommen unsers vormaligen Patrons des Herrn Reichsgrafen Otto von Schwerin auf „Alten-Landsberg“, die in Berlin ansässig sind, interessieren sich lebhaft für den ehemaligen Besitz ihrer Vorfahren und haben für die Eggersdorfer Kirche zur Erinnerung an ihren Besuch das Reichsgräfliche Wappen gestiftet. Dies wird in der Apsis aufgehangen werden. Im Anschluss an diese für uns bedeutsame Widmung, welche den Ort dauernd an die Wohlthaten einer noch immer unvergessenen einstigen Patronatsherrschaft erinnert, sollen auch die Bogenfenster der Apsis mit Bildern geziert werden. In der Mitte gleichsam als Altarbild wird der auferstandene Christus den Kirchenbesucher mit dem Grusse des Friedens empfangen; die Fenster links und rechts werden die Wappen der einstigen Rittergeschlechter des Orts, der von Trebus und Röbel aufweisen. So wird ein schönes Gesamtbild entstehen.

Noch blieb der Osten des Dorfs zu untersuchen. Der Weg zu dem in Aussicht genommenen Grundstücke des Herrn Kaufmanns Ihn führte an der Försterei Eggersdorf vorbei, die vor Zeiten eine Oberförsterei gewesen und eine alte 135jährige Kastanie in ihrem Garten beherbergt. Der gewaltige Baum mit seinem tief herabhängenden Blätterdach, welches den Stamm neugierigen Blicken fast gänzlich entzieht, ist eine Zierde des Ortes und kann sich den alten Bäumen des Eichenwaldes ebenbürtig getrost zur Seite stellen. Der Stamm hat in 1 m Höhe ca. 4 m Umfang.

Herr Ihn hat seine Villa erst vor Jahresfrist auf einem bisherigen Ackerstück, auf dem seit Menschengedenken nie ein Haus oder Gehöft gestanden, neu auferbaut. Bei Umgrabung des Gartens stiess er auf allerlei verrostete Eisenstücke und Eisenreste von Wirtschaftsgeräten, Thürenbeschlag u. s. w., so dass eine Untersuchung der Stelle geboten schien. In zuvorkommendster Weise waren die Fundstücke in einer Laube geordnet ausgelegt und wurden als Reste verschiedener Zeiten, vom 14. bis 16. Jahrhundert erkannt. Denkt man an die vielfach auf dem Grundstück gefundene Brandasche, so ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass 1531 der schon erwähnte Brand des Bötzowschen Bruches in seiner siebenwöchigen Dauer hier einen alten Ortsteil des

Dorfes zerstört hat. Weitere Untersuchungen an anderen Stellen dieses Bezirkes werden darüber die Gewissheit erbringen.

Wir schieden von dem freundlichen Ort, um uns auf ¾ stündigen herrlichem Waldwege, der uns durch Eichen-, Birken- und Fichtenwaldung führte, nach dem Bötzsee und dem „Etablissement am Hohenfliess“ zu begeben, welches an der Chaussee Altlandsberg-Strausberg liegt. Auf der Veranda des grossen Gasthofes, der auch der „hungrige Wolf“ genannt wird, nahmen wir das Mittagsmahl. Dieser Gasthof, welcher dem Herrn Dam gehört, hat seine interessante Geschichte.

Das Wirtshaus am Hohenfliess.

Ursprünglich lag am Bötzsee eine Geleitszollstätte der Stadt Strausberg, zu deren Freiheiten sie gehörte, und war noch im 16. Jhdt. daselbst am Hohenfliess etabliert. In den damaligen unruhigen Zeiten reisten die Kaufleute von Stadt zu Stadt mit ihren Waren nur in grösserer Gemeinschaft, selbst bewaffnet und in bewaffneter Begleitung. An der städtischen Zollstätte am Hohenfliess, also an dem viel benutzten Wege Berlin-Altlandsberg-Strausberg u. s. w. nach Osten, wurde Halt gemacht, am sogenannten „Schlage“ (wegen des Schlagbaums so geheissen) Zugtieren und Pferden Ruhe gegönnt, der Zoll bezahlt und des Rats Lanzknechte erwartet, während die alte Begleitung umkehrte oder auch einen neuen Wagenzug auf dem Rückwege begleitete. Die Strausbergischen führten dann die Angekommenen weiter durch das Stadtgebiet die Müncheberger, heut Garzauer Strasse entlang. Ich habe mich vergeblich bemüht, die Art und Höhe des geforderten Zolles zu ermitteln; führe aber, um ein Bild des Ganzen zu geben, vergleichsweise die Hebegebühren des Zollkrugs bei Finkenwalde (Kreis Randow) an, die doch etwas Aufschluss bieten. Es hatte zu zahlen:

jeder Reiter . . . 1 Pfennig (Denar)
Rückweg an demselben Tage frei.
jedes Pferd vor einem Wagen 1 Pfennig.
Rückweg an demselben Tage frei.
jedes lose Pferd . . . . . 1 Pfennig.
5 Schafe oder 5 Ziegen . . 1 Pfennig.
jeder Fussgänger. . . . . 1 Heller

Bemerkt sei noch, dass dergleichen Zollstätten etwas befestigt zu sein pflegten.

Im Jahre 1709 wurde vom König der Geleitszoll am Hohenfliess der Stadt Strausberg abgenommen und zu den königlichen Einnahmen geschlagen und ihr nur der Damm- und Deichselzoll gelassen. Im Jahre 1789 wurde die Zollstelle ganz aufgehoben, nur der Krug blieb übrig. Woher der Name „hungriger Wolff“ stammt, der seit alters

bekannt ist, hat eine zahllose Menge von Vermutungen bis heut nicht lösen können. Dass sich ein zweites Restaurant in nächster Nähe mit dem Namen „Rotkäppchen“ eingefunden, ist schon leichter zu begründen und zu erklären. Seit wenigen Jahren hat die überaus freundliche Gegend am Bötz durch Villen- und Häuserbauten grosse Entwicklung erfahren und dürfte in dieser Beziehung rastlos weiter vorwärts schreiten. Infolge ihrer Lage verdient sie es auch.

Der Bötzsee,

in ältesten Zeiten boczowe, bottzow trägt einen Namen unzweifelhaft wendischen Gepräges und erinnert sofort an den alten Namen Bötzow der heutigen Stadt Oranienburg. Aus ihm entspringt auch die Senzig, unser Fliess, an dieser Stelle das „Hohefliess“ genannt. Dass an seinen Ufern auch ein Dorf gleichen Namens gestanden, wie sich auch an seiner Ostseite ein Wendendorf Göritz befunden haben muss, erscheint immer zweifelloser. Göritz bedeutet „Ansiedlung auf dem Berge“; Bötzow dagegen ist schwerer zu lösen. Entweder ergiebt die Auflösung „Besitz eines Mannes Namens Bozo“, welch' letzteres eine beliebte Kürzung des Vollnamens Bozyslaw = Gottesruhm ist, so dass für Bötz „Gottesruhms Sitz“ herauskäme. Oder aber man müsste angesichts des gewaltigen Sees, der den wendischen Anwohnern die Allmacht Gottes täglich aufs neue vor die Augen führte, an bóg = Gott selbst denken und hier eine hervorragende Stelle wendischen Götzendienstes vermuten: dann würde Bötzow Gottesstätte zu übertragen sein. Weiter aber trieb uns der rastlose Führer nach Norden zum

Borgwall.

Der „hungrige Wolf“ alias Herr Daus übernahm die dankbarst angenommne weitere Führung zur Spitzmühle. Über eine schwanke und schmale Kettenbrücke, die zur Not nur ein einzelner passieren kann, welche aber für alle Fälle laut Anschlag Reitern und Fuhrwerken verboten ist, gelangten wir über die Senzig in den dichten Tann. Auf Schleichwegen an den entzückenden Ufern des Bötz erreichten wir die im Waldthalkessel gelegene Spitzmühle, die zum Kaffee uns einlud. Diese Mühle mit ihrem einladenden Wirtshaus liegt zwischen Bötz- und Fängersee an einem kurzen Fliess, das beide Seeen verbindet. Der lokale Ausdruck Spitze bezeichnet ein spitz zulaufendes oder vorspringendes Landstück. Diese Lage trifft aber für die Spitzmühle durchaus nicht zu, so dass man an eine Übertragung des Namens durch einen Kolonen aus Hessen, Bayern, Österreich denken möchte, wo dieser Mühlenname sich häufig findet. Indessen kommt der Name Spice in slavischen Ländern auch vielfach vor, der eine Kürzungsform von Spytislaw = Erfahrungsruhm ist. Und nun entscheide, wer Lust hat,

was Spitzmühle bedeutet. In nächster Nähe der Mühle liegt der Borgwall, seltener Burgwall genannt. Der Führer von Strausberg sagt von ihm, dass er in alter Zeit die hier entlang ziehende alte Heerstrasse beherrschte. Auf ihm wurde gute Beute gemacht. Fundstücke aus der Hallstätter Zeit (7. bis 4. Jhdt. v. Chr.) wechselten mit Resten wendischer und frühmittelalterlicher Gefässe ab; auch das Vorkommen der Weinbergsschnecke, die den Mönchen zur Nahrung diente, wurde festgestellt — alles wanderte in die unergründliche Tasche des Herrn Geheimen Rats, auch der verwitterte Kinnbacken eines alten Schafes.

Der Spätnachmittag war angebrochen und mahnte zur Rückkehr. Der Rückweg führte grade durch die Strausheide an die Ufer des Stranssees. Das Westufer des Sees mit seinem herrlichen Panorama auf die östlich gelegene Stadt Strausberg zwingt unwillkürlich zur Rast und zum Schauen. Drüben erhebt sich die mittelalterliche Stadt mit ihren Zinnen und Mauern; zur linken ragen die massigen Mauern der Strafanstalt auf, an deren Stelle einst das Dominikanerkloster gestanden, in dessen Kirche 1267 der Markgraf Otto III. feierlich beigesetzt wurde. Grade herüber aber ragt der Turm von St. Marien auf und gemahnt uns an die Kirche, in welcher Johannes Trebuz einst den St. Erasmus-Altar gestiftet und 1333 dotiert hat; unsere Gedanken wandern nach dem Anfangspunkt der Exkursion, nach Eggersdorf oder Hegghebrestrop zurück, mit dem der Trebuser belehnt wurde — der Ring der Exkursion ist geschlossen, sie bietet ein Ganzes; es verbinden sich im Geiste Anfang und Ende.

Noch eine kurze Überfahrt über den Straus, eine kurze Besichtigung des alten Strausberger Stadtturms, der St. Georgs-Kapelle — und das Dampfross der Sekundärbahn führte uns in langsamem Fluge der Ostbahnstation Strausberg zu.

Hier schied unter dankbar-ergebenem Händedruck für das wiederholt bewiesene rege und freundliche Interesse an den hiesigen historischen Bestrebungen von dem hochverehrten Herrn Führer und den Teilnehmern der Exkursion der Verfasser dieses, der Petershagen- und Eggersdorfsche Pfarrer

Giertz.

Kleine Mitteilungen.

Wie sahen die Husiten aus.*) Die Erinnerung an die Husiten-Einfälle in die Mark ist noch immer, wofür u. A. das alljährlich zu Bernau gefeierte „Hussiten-Fest“ und die „Hussiten-Strasse“ in Berlin sorgt, im märkischen Volk vollkommen lebendig. Von weiterem Interesse wird es daher sein, zu erfahren, wie nach zeitgenössischer Darstellung die gefürchteten Glaubensstreiter aussahen in der Zeit, als Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg im Bunde mit den Fürstbischöfen von Bamberg und Würzburg im 15. Jahrhundert wider sie kämpfte. Hierzu dient ein merkwürdiges Wandgemälde auf Kalk, entdeckt um 1844 und wieder aufgefrischt von dem bekannten Nürnberger Architekten Carl Heideloff in dem durch ihn wiederhergestellten Pfarrhof St. Lorenz im ehemaligen Winter-Refektorium zu Nürnberg. Dieses Bild wurde laut Anordnung des berühmten Plebans und Rektor zu St. Lorenz Konrad Kühnhofer, wahrscheinlich auf Veranlassung seines Freundes, des Bischofs von Bamberg Friedrich von Aufsees, hergestellt, dessen Wappen nebst zweien seiner Vorgänger, Lambert von Brunn und Graf Albert von Wertheim dabei angebracht sind. Der Inhalt oder die Bedeutung dieses Bildes ist fast rätselhaft; eine Schlacht zwischen Menschen und phantastischen hier und da Teufeln ähnlichen Wesen, soll wahrscheinlich eine Anspielung auf die damaligen verderblichen Kriege der Husiten sein, die hier als Würgeengel oder Teufel dargestellt sind. Die fechtenden Figuren des Vordergrundes sind durch eine Galerie von Arabesken von der Hauptschlacht gesondert. Das Kriegsglück war den Husiten lange hold, daher hielten viele, besonders die Ungarn, Ziska für keinen Menschen, sondern für den leibhaftigen Teufel, dieser gäbe ihm die klugen Einfälle ein, denn es sei unmöglich, ihm, dem Ziska, beizukommen. Die schlimmste Schlacht der Husiten war die bei Aussig im Jahre 1426, in der die Deutschen eine schreckliche Niederlage erlitten, da die wilden Böhmen kein Leben schonten; vierundzwanzig Grafen und Bannerherren von den edelsten Geschlechtern lagen bei dem Dorfe Hrbowic unter der deutschen Fahne auf den Knien, sich auf Gnade und Ungnade ergebend, die Schwerter vor sich in die Erde gesteckt, aber die Wütenden schonten sie nicht, vielmehr wurden sie auf der Stelle niedergehauen, und viele tausend Deutsche fanden da ihr Grab.

Es ist äusserst interessant, auf diesem alten Gemälde das getreue Kostüm der Husiten zu ersehen, desgleichen ihre Waffen, namentlich die grosse husitische Bratsche, ein zugespitzter Schild, unten mit spitzem Eisen beschlagen, um ihn in die Erde zu stossen. Hinter diesem Schutz wurden die Spiess- oder Wurfwaffen gebraucht, besonders der Wurfspeer (ostip) und ein Wurfspiess (oscèpy oder oscp), sowie auch die Armbrust (kusc) und die Partisane (sudlice). Weiter bemerkt man auf diesem Bilde den Paleus

*) Ueber die Schreibweise „Husiten“ statt des früher üblichen „Hussiten“ vgl. Brandenburgia I, 88; III, 83. Ferner vergl. S. 248 des lauf. Jahrgangs.

(Streit- oder Fausthammer, sogar die den Husiten eigentümliche Waffe den Kriegsflegel, welcher zum Kampfszweck mit vielen eisernen Stacheln beschlagen war. Hervorgehoben ist das böhmische Hemd (tunica) und der Kriegsmantel (placha, lat. sagum). Sehr eigentümlich sind auch die Kopfbedeckungen, Fussbekleidungen und verschiedene andere Gegenstände. Im Jahre 1434 begleitete der genannte Kühnhofer den Kaiser Siegismund nach Eger, und da der Husiten Macht damals bereits gebrochen war, so liess K. dies Gemälde zum Gedächtnis seines Freundes Aufsees ausführen.

Das ganze Bild hat eine grüne Lokalfarbe mit schwarzen Konturen und weissen Lichtern, die Gesichter sind fleischfarben, auch ist eine rote Farbe an Stiefeln, Mützen und an den Arabesken.

Drei Wappen links (heraldisch gesprochen) in der oberen Ecke sind sorgfältigst ausgeführt. Links zunächst das Wappen des Fürstbischofs Lambert von Brunn † 1376. Rechts das Wappen des Fürstbischofs Friedrich von Aufsees † 1440. In der Mitte ein Wappen, welches insbesonders wegen seiner Beziehungen zu Hohenzollern und Brandenburg (schwarz-weisses Würfelfeld, Jagdhundskopf als Helmzier) am meisten interessiert. Es ist das Wappen des Fürstbischofs Grafen Albert von Wertheim, Herrn zu Brenberg.

Der eingangs gedachte Baukünstler und Kunstschriftsteller Carl Heideloff, dessen vortrefflichem Prachtwerk „Die Ornamente des Mittelalters", III. Band, Heft XIII, Platte 2, Seite 3, die vorstehenden Angaben hauptsächlich entlehnt sind, fügt hinzu: Wahrscheinlich sind die Wappen seiner Grossmutter, der Burggräfin Katharina von Nürnberg, Gräfin von Zollern, zum Andenken dem seinigen beigefügt. Alberts Mutter war die Herzogin Judith von Teck. Albert regierte von 1399 bis 1421.

Zur Charakterisierung der in unseren Marken einst so gefürchteten Husiten trage ich nach Besichtigung des Bildes noch folgendes nach:

Die Husiten tragen grosse Bärte, mitunter lange nach unten hängende Schnurrbärte. In der Mitte ist der Einzelkampf zwischen einem barhäuptigen deutschen Ritter, der einen kurzen, kreisrunden Schild mit spitzem Buckel und ein langes gerades Schwert führt, und einem Husiten dargestellt, der einen ovalen, unten mit Eisenstachel versehenen Schild hält und einen Speer mit langem schmalen Eisen schleudert. Der Husit hat unmässig lange, fest gegürtete gestreifte Schnabelschuhe und eine mit Pelz verbrämte Pudelmütze, an der linken Seite eine grosse Gürteltasche. Der deutsche Ritter hat weniger lange Schlappstiefel an. Einige Husiten tragen Säbel auf dem Rücken, welche an die böhmische Nationalwaffe, den Dussak, erinnern, der S-förmig ist, Griff, Klinge und Parierstange aus einem Stück. Die Vorderseite der Schilde ist mit bärtigen Köpfen bemalt. Als Musikinstrument führen die Husiten eine Schlangentuba und gerade, lange Hirtenhörner mit Fähnchen. Ein Hus steckte die Finger beider Hände in den Mund, um gellende, schrille Töne auszustossen.

Nürnberg, im Juli 1900. E. A. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin, Bernburgerstrasse 14.

15. (10. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

am Sonntag den 1. December 1901, vorm. 10 Uhr.

Besichtigung des neuen Pathologischen Museums der Universität Berlin am Alexander Ufer.

Das am 12. Oktober 1901, dem Ehrentage Rudolf Virchows, eröffnete Pathologische Museum der Universität Berlin wurde am Sonntag, den 1. Dezember, von den Mitgliedern der „Brandenburgia“ besichtigt. Das Museum, ein stattlicher Neubau aus roten Backsteinen, ist auf dem Gelände der Kgl. Charité am Alexander Ufer errichtet und umfasst die von Prof. Virchow in den Jahren seiner Lehrthätigkeit gesammelten pathologischen Präparate. Das Museum ist deshalb als „eigenste Schöpfung Virchows“ zu bezeichnen.

In ihren Anfängen geht die Sammlung pathologischer Präparate bis in das 18. Jahrhundert zurück, denn sie besitzt einzelne Exemplare aus der Walterschen und der Mockelschen Sammlung, also aus einer Zeit, wo es noch keine Universität in Berlin gab,*) der Aufschwung der Sammlungen rührt aber erst aus dem Jahre her, als Virchow das pathologische Institut schuf. Seit 1856 hat er sich auf das Eifrigste angelegen sein lassen, seine Sammlungen zu mehren. Hierbei kam ihm zweierlei zu Nutze: einmal das reiche eigene pathologisch-anatomische Material und dann die Unterstützung seiner Schüler und Verehrer, die ihm aus allen Teilen der Welt Objekte zuschickten, von denen sie meinten, dass sie für ihn Wert hätten. So ist eine Sammlung zustande gekommen, die kaum ihres Gleichen hat. Stand Deutschland, was pathologische Sammlungen angeht, früher gegen England und Frankreich zurück, so

*) Vgl. Vossische Zeitung No. 480 vom 12. Oktober 1901.

ist dieser Mangel dank der Arbeit Virchows und seiner Gehilfen jetzt reichlich ausgeglichen.

Die Schätze, die Virchow gesammelt hat, kamen bisher nicht gebührend zur Geltung, denn in den Räumen des alten Pathologischen Instituts mussten sogar die Keller- und Bodenräume ausgenützt werden, an eine sachgemässe, für Studienzwecke berechnete Aufstellung der Präparate war deshalb nicht zu denken. Virchow wurde darum nicht müde, mit Nachdruck darauf hinzuwirken, dass die Regierung mit dem Neubau des Pathologischen Museums beginnen sollte. Seit zwei Jahren ist der Wunsch des Gelehrten erfüllt, denn im Sommer 1899 konnte bereits ein Teil der Sammlung im neuen Gebäude aufgestellt werden. Mittlerweile ist die Aufstellung sämtlicher Präparate vollendet und am 12. Oktober 1901 wurde das Museum in Gegenwart einer erlesenen Versammlung von Gelehrten eröffnet. Dieser feierlichen Eröffnung wohnte auch der 1. Vorsitzende der „Brandenburgia", Herr Geheimrat Friedel, bei.

Wie Prof. Virchow, unser hochgeschätztes Ehrenmitglied, über seine Schöpfung denkt und welchen Wert er derselben beilegt, hat er in der Festschrift*) mit folgenden Worten ausgesprochen:

Das neue Pathologische Museum, welches in den letzten Jahren auf dem Territorium des Charité-Grundstückes erbaut worden ist, stellt die Zusammenfassung der Ergebnisse einer über zwei Jahrhunderte fortgesetzten Sammelthätigkeit auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie dar, welche für die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, insbesondere für die Gewinnung exakter Grundlagen für die Theorie der Krankheiten, von grösster Bedeutung gewesen ist. Lange Zeit hindurch waren es nur gelehrte Aerzte, die in freiwilliger Thätigkeit das ihnen zugängliche Material sicherten; seit der Gründung der Berliner Universität und der Ausgestaltung des medizinischen Unterrichts im Charité-Krankenhause ist die Vervollständigung der Sammlungen zu einem wissenschaftlichen Ganzen mit Eifer verfolgt worden. Die Zahl der gesammelten Präparate ist, entsprechend den stets neuen und immer grösser werdenden Aufgaben der Praxis, schnell gewachsen. Die vor wenigen Tagen vorgenommene Zählung der aufgestellten Präparate hat die Summe von 20 833 ergeben.**) Der grösste Teil dieser Präparate gehört freilich der neusten Zeit an, aber manches wertvolle Stück ist seit Jahrzehnten und selbst noch längere Zeit hindurch aufbewahrt worden. Durch sie ist der dankbaren Erinnerung an ältere Forscher eine bestimmte Grundlage gegeben.

*) Das neue Pathologische Museum der Universität zu Berlin. Mit 5 Grundrissen. Berlin 1901. Verlag v. Aug. Hirschwald.

**) Ausserdem befinden sich im alten Hause des Pathologischen Instituts noch 2233 provisorisch aufgestellte Präparate. Die Gesamtzahl beläuft sich also auf 23 066.

Die Methoden der Aufbewahrung sind im Lanfe der Zeit mehr nnd mehr vervollkommnet worden. Am längsten haben die getrockneten Präparate ausgehalten. Wie überall lieferten trockene Knochen den ersten Untergrund; die Geschichte der Volkskrankheiten findet darin das sicherste Beweis-Material. Die syphilitischen Veränderungen der Knochen gestatten einen schnellen Ueberblick über die Verbreitung dieser scheusslichen Krankheit in den verschiedenen Jahrhunderten. Aber auch die künstliche Injektion der Gefässe, das Aufblasen und Trocknen von Hohlorganen sind schon früh mit grossem Geschick betrieben worden. Selbst Erkrankungen der Weichteile gestatten durch Eintrocknen eine lange Anfbewahrung. So findet sich in dem Museum eine kleine, aber höchst lehrreiche Sammlung von getrockneten Darm-Präparaten aus der ersten Choleraepidemie (1832). Die kriegschirurgische Abteilung enthält wichtige Knochenpräparate, welche mit den Kriegen des 18. Jahrhunderts beginnen, Erinnerungen des Befreinngskampfes (1813) nmschliessen und bis zu den Schlachten des dänischen, des böhmischen und des französischen Krieges reichen. Die Lehre von den Heilungen der schwersten Verwundungen wird dadurch in nützlicher Weise illustriert.

In dem Maasse, als die Kenntnis der konservierenden Flüssigkeiten sich erweiterte, ist dann die Aufstellung auch der veränderten Weichteile in glücklichster Weise ausgedehnt worden. Lange Zeit hindurch war es fast nur Spiritus (Alkohol), der dabei in Anwendung kam; anch als andere, mehr oder weniger antiseptische Stoffe, namentlich die Produkte der Theerindustrie, oder wirkliche Gifte (Arsenik, Sublimat, Bleisalze u. s. w.) herangezogen wurden, blieb der Spiritus das vorzugsweise verwandte Material, das auch durch das Formol nicht ganz verdrängt worden ist. Erst die neueste Zeit hat kompliziertere Methoden in Gebrauch gebracht, welche durch zweckmässige Mischung verschiedener Stoffe selbst die so lange vermisste Erhaltung der natürlichen Farbe, vorzugsweise des Blutrotes, ermöglichten. Das Museum gestattet es, nebeneinander diese verschiedenen Methoden in ihren Wirknngen zu überblicken: einerseits die ausgeblassten und daher schwer oder garnicht genan zu erkennenden Präparate der reinen Alkohol-Zeit, andererseits die fast in natürlichen Farben prangenden Erwerbungen der letzten Jahre. Die Museumsbeamten haben das Verdienst, mit an frühesten diese letztere Phase durch sorgsames Arbeiten geleitet zu haben; die Sammlungen besitzen für manche Krankheiten, z. B. für die Tuberknlose, die Schlagflüsse, die Darmkrankheiten, wundervolle Reihen der instruktivsten Präparate.

Es ist daher möglich geworden, das Museum so auszustatten, dass es schon jetzt ausreicht, die Mehrzahl der Krankheiten in den verschiedenen Zeiten ihres Verlaufes zu demonstrieren, und es lag nahe, dem entsprechend als Zielpnnkte des Sammelns die Herstellnng eigentlicher

Schausammlungen in Angriff zu nehmen, welche nicht bloss dem wissenschaftlichen Forscher, sondern dem ganzen Volk zugänglich gemacht werden können. Die Königliche Staatsregierung hat diesen Plan gebilligt und die Besucher können nunmehr nach Wahl diese Schau-Abteilungen durchmustern und sie mit den Sammlungen älterer Zeit vergleichen. Nach reiflicher Überlegung hatte die Direktion die Abteilungen des Instituts so angeordnet, dass die beiden untersten Stockwerke dem grossen Laien-Publikum geöffnet werden sollen, während die drei oberen für Ärzte und Studierende reserviert werden. Durch die Einrichtung eines grösseren, amphitheatralisch angelegten Hörsaales, der auch für die Demonstration von Projektionsbildern dient, ist die Bürgschaft geboten, dass die Unterweisung sowohl der gelehrten, als der ungelehrten Zuhörer in fruchtbarer Weise durchgeführt werden kann.

Dass Prof. Virchow seine Schöpfung mit vorstehenden Worten trefflich gekennzeichnet hat, davon konnten sich die Mitglieder der „Brandenburgia" bei ihrem Besuch überzeugen. Die Sammlungen sind ungemein reichhaltig und auch für den Laien belehrend, da die Bezeichnungen der Objekte fast durchgängig so gehalten sind, dass sie auch dem Nichtmediziner verständlich sind. Die Aufstellung in den beiden unteren, dem Publikum zugänglichen, Stockwerken ist folgende:

Im Saal I A. sind die Missbildungen der Gliedmassen und die Knochenbrüche, die Knochenhautentzündungen, Knochenfrass (caries) und Knochenbrand (nekrose), die Gelenkerkrankungen, Tierkrankheiten und Geweihmissbildungen, die Erkrankungen der Leber und Gallenblase und die Knochengeschwülste aufgestellt. In Saal I B. sieht man die Zwillings-Missbildungen, beispielsweise eine Darstellung der siamesischen Zwillinge, die Hemicephalen (Missbildungen mit halbem Kopf) und die tierischen Missbildungen, Embryonen mit Geschwülsten, Brüchen, Hasenscharten und ähnlichen Missbildungen, und im Mittelpunkt des Saales steht eine Pult-Vitrine mit einer Sammlung von Harn-, Gallen- und Kotsteinen. Noch reichhaltiger ist die Sammlung in den drei Sälen des darüber liegenden Stockwerks. In Saal II A. sind die farbigen Präparate der verschiedensten Erkrankungen aufgestellt, so des Gehirns und seiner Häute, des Rückenmarks, der Niere, der Harnblase und des Bauchfells und der anliegenden Organe. Die Sammlung von tuberkulösen Erkrankungen der Milz, des Darms, des Magens, der Genitalien der Nieren, der Lungen und des Kehlkopfes umfasst 6 grosse Schränke, und ihr schliesst sich die Sammlung von Geschwülsten, wie Elephantiasis und anderen, von mit Lepra und Syphilis behafteten Körperteilen und von Herz- und Lungenkrankheiten an. Im Saal II B. sind Objekte zur Lehre von den Parasiten, von der Gicht und der Rachitis, ferner Schädel-Anomalien, künstlich deformierte Schädel und Hieb- und Schussverletzungen aufgestellt. Saal II C. enthält eine interessante Skelett-

sammlung, in der sich Riesen nnd Zwerge, Skelette aus der Steinzeit und der Gegenwart, Rückgrat-Verkrümmnngen und Ampntations-Stümpfe und Knochen-Atrophien finden. Die Mitte des Saales schmückt eine wohl gelungene, geistvoll aufgefasste nnd ausgeführte Marmorbüste Rudolf Virchows.

Der letztgenannte Herr, welcher an seiner Absicht die Mitglieder der „Brandenburgia" selbst zn führen, dnrch die hent stattfindende Übergabe des Kaiser nnd Kaiserin Friedrich Kinder-Krankenhanses an den Magistrat von Berlin behindert war, wurde durch die assistierenden ärztlichen Beamten des Mnseums vertreten, die in ebenso anschaulicher, wie freundlicher Weise die Führung der trotz des sehr schlechten Wetters zahlreich erschienenen Mitglieder übernahmen.

Herr Geheimrat Friedel sprach nach Beendigung der Besichtigung den liebenswürdigen Führern einen herzlichen Dank seitens der „Brandenburgia" ans. G. A.

Neidkopf und Krone zu Berlin.

von

Amtsrichter **Dr. E. v. Freydorf** zu Lörrach in Baden.

Erste Vermntungen.

Vom Berliner „Neidkopf", der zungereckenden Rokkokobüste am Hause Hl. Geiststrasse 38, ist auf eine beiläufige, die ältere deutschrechtliche Bedeutung des Wortes „Neid" heranziehende Anregung des Verfassers in diesen Blättern seither zweimal gehandelt worden.

Im Juniheft 1898 stellte Herr Custos R. Buchholz die Entstehungsnotizen nach Urkunden nnd Lokalsagen zusammen. Die beiden, nach Cosmar und Bertram wiedergegebenen Anekdoten stehen gegenseitig, sowie mit den Urkunden in Widersprnch. Hinsichtlich des Kopfes schweigen die Urkunden. Nnr eine der Anekdoten belegt eine ihrer Figuren, den mit dem Rechte zur Aufstellnng des Neidkopfes beliehenen Goldschmied Lieberkühn mit einem ortsgeschichtlich nm 1700 hier nachweisbaren Namen. Blosse Anklänge einer Lokalsage an Historisches siud indessen keine Beweise für die Thatsächlichkeit ihres übrigen Berichtes: Jede Sage, eben die wahrhaft populäre, neigt dazu, durch Verbindung mit historischen Namen, sich neuen Generationen glaubhaft zu machen. — Der Kern der Sage ist, wie auch die Bertramsche Version erkennen lässt, älter als 1700.

Als Kern der Sage bleiben folgende Züge:

1. Die Aufstellung des Neidkopfes gehe auf persönliche Verordnung des Fürsten zurück.

2. Das Neidkopfhaus habe dem Königlichen Hofhalt einen Schatz, nach Bertram eine bestimmte Krone, geliefert.

Im Novemberheft 1898 dieser Blätter wird ferner unter dem Titel „Neidkopf" (Rob. Mielke) eine Reihe dem Aberglauben und Scherz entstammender Fratzenbilder aus dem Gebiete friesischer Häuserornamente zusammengestellt, doch ist daraus von näherer Ähnlichkeit mit dem Neidkopfe in Geberde oder Tradition nichts zu ersehen, nicht einmal dieser Name kommt vor. Das Material lässt also Schlüsse nicht zu und kann nur zur Warnung dienen vor dem Chaos willkürlicher Ornamentik, wie sie jeder Bau- und Schnitzereistil, namentlich in tierischen Masken, kennt.

Inzwischen haben sich anderweit zu Schlüssen zureichende Analogien für den Berliner Neidkopf, nach Vorkommen, Geberde, Namen und Sage zugleich, ergeben. (Vgl. Aufsatz des Verf. in „Zeitschrift für Kulturgeschichte" 1901 Augustheft, woselbst das Nähere nebst Citaten.)

Unsere erste, auf einen Villinger Kopf und Neidbaufall gegründete Vermutung, als handle sichs in Berlin um ähnliches, etwa ein Zeichen des Aussichtsrechts, musste allerdings für die ganze, nun folgende Gruppe, Berlin einbegriffen, aufgegeben werden.

Der ältere, deutschrechtliche Inhalt der Silbe „Neid" bestätigt sich zwar im Sinne von „Gegnerschaft" schlechthin, doch Gegnerschaft im gewichtigsten allgemeinen, nicht bloss nachbarrechtlichen Sinne verstanden.

Im übrigen blieb unsere Annahme, dass die jetzige (Rokkoko-) Büste mit ihrer Zunge nur die Nachfolgerin eines älteren, durch gleiches Attribut und gleichen Namen bezeichneten Bildwerks gewesen sei, bestehen. Die Kennzeichen der Häuser erbten sich bis vor Menschengedenken, regelmässig, wie heute noch in der Schweiz, — auch wenn sie nicht als städtische Wahrzeichen angebracht waren, — vom alten auf den neuen Bau fort.

Die Kopfreihe ausser Berlin.

(Referiert nach d. Verf. Aufsatz in Ztschr. f. Kulturgesch. 1901. Bd. VIII.)

Die Stadt Basel besitzt als, einst am Hauptthor angebrachtes Wahrzeichen einen die Zunge reckenden, bekrönten Manneskopf. Er gilt als Bildnis eines alten Bürgermeisters, der die Stadt aus feindlichem Überfall errettete (weitbekannt als „der Baslerlälle").

In Coblenz streckte (nach mündlicher Mitteilung) bei Stundenschlag am „Hungerturm" ein ähnlicher Kopf die Zunge.

In Rheinfelden (Aargau) spukt ein zungereckender Bürgermeister,

der „Gast“ genannt; in Kissingen heisst ein verwandter Kopf am Rathause „Jnd Schwed'“; zu Schweinfurt ward einst der zngereckende Lollus gleich einem Heidengötzen gefeiert; ein Festzng gilt in Emmerich dem mit bleckendem Maul dargestellten Mann, dessen schreckhaftes Auftreten die Stadt ans Feindesgefahr gerettet hat; zu Rappertswyl „schreien“ drei solcher Köpfe „Mord nnd Weh“ gegen die Zerstörerin Zürich mit geöffnetem Mund, und gelten als vom Stadtherrn verliehen. Zu Aalen, Heidingsfeld und Jena nimmt je ein maulsperrender Automatenmann den Rang des städtischen Wahrzeichens ein.

In Mainz endlich nannte die Kinderwelt einen zngereckenden Mannskopf am dortigen Neuthor, den unfreiwilligen Genossen ihrer äpfelwerfenden Spiele, den „Neidkopf“. Der Kopf ist heute über einem Kasematteneingang in der Nähe eingemauert. Bis jetzt ist es der einzige dieses Namens ansser Berlin. Weitere Überlieferung für ihn fehlt. Doch bildet der Mainzer Kopf dnrch Namen und Darstellnng einerseits, durch seine Aufstellung am städtischen Hauptthor andererseits, ein Verbindungsglied zwischen der südwestdeutschen Gruppe und Berlin.

Die südwestdeutschen Köpfe erwiesen sich nnn, bei anderer Gelegenheit, (Mitteilung des Verf. in der histor. Gesellschaft in Basel am 3. Dezember 1900, vgl. Allg. Schweizer Ztg. v. 5. Dez. 1900) als Darstellungen des sog. „Gerüftes“, einer im frühen Mittelalter allgemein verbreiteten, heute bis auf die wenigen Nameu und Redewendungen der damit befassten Sagen vergessenen Rechtssitte.

„Gerüfte“ hiess zunächst im allgemeinen der Alarm, wie er bei feindlichem Überfall, auch bei Blntthaten innerhalb der Stadt, erscholl nnd die Bürger zn den Waffen rief. Als Alarmzeichen ist uns hente noch die „Sturmglocke“ bekannt; sie war als solches auch im Mittelalter gelegentlich im Gebrauch. Im besonderen hiess aber „Gerüfte“ damals der mündlich ausgestossene Alarmruf. Zum mündlichen Gebranche dienten besondere, meist altertümliche und noch nnerklärte Alarmworte, wie in Sachsen das „Judute“, in Thüringen „Zeeter“ am Rhein das Wort „Heilall“.

Diesen Gerüfteworten kam auch sonst eine besondere, feierliche Bedeutung zu. Das jeweilige Gerüftewort oder -zeichen ertönte, auch wo Gefahr nicht vorlag, zn bestimmten Staatshandlungen, Vollstreckungsakten, Klagerhebungen, soweit solche die Anwesenheit oder Zeugenschaft der gesamten Bürgergemeinde erforderten. Des Gerüftesignals als unbedingt zum Erscheinen verpflichtenden Rufes bediente sich die Obrigkeit znm Aufgebote der Pflichtigen in Angelegenheiten des Heerwesens, des Gerichts- und Polizeibannes. Das Gerüfte konnte mithin als Träger und Zeichen der Staatsgewalt in diesen drei Richtungen, nnd, da in diesen drei „Aufgeboten“ die Zuständigkeit des mittelalterlichen Staates

im wesentlichen sich erschöpft, als Verkündiger der Staatsgewalt überhaupt erscheinen.

Die oben angeführten städtischen Bilder wollen, wie wir a. a. O. ausführten, dies Gerüfte darstellen. Bei einzelnen, wie den bei Stundenschlag „gähnenden" Uhrantomaten wird das Schreien z. B. durch Verbindung mit dem Glockenton, nach Art etwa der Schwarzwälder Uhrkünste, — nur weniger glücklich, — znm Ausdruck gebracht.

Die älteren, weniger kunstvollen Darstellungen in Stein bedienen sich des naivsten Ausdrucksmittels, das bildende Kunst für Thätigkeiten der Stimme besass, des „Spruchbandes". Später ward das Spruchband der Steinköpfe als „Zunge" missverstanden und demgemäss weitergegeben, einzelne Uebergangsformen lassen sich nachweisen. So ist noch kenntlich diese Symbolik an dem, die Zunge nur mit dem Glockenschlag vorstossenden Koblenzer Automaten; ebenso bei den, noch eine „runde Zunge" anfweisenden Köpfen von Wyl und Breuberg (vgl. m. Aufsatz. a. a. O.). Die „runde Zunge" ist der hanchartige Kolben, der in der Plastik (z. B. später wiedernm bei Windgöttern, blasenden Engeln des Barockstils auftretend), das gedachte Luftdruck- oder Schallgebilde vertreten mnss.

Der Berliner Neidkopf schliesst sich nach Wahrzeichenrang, Geberde und Eigennamen eng an diese Gruppe an. Namen, Rang nnd selbständiges, durch Ornamentik nicht motiviertes Auftreten als Persönlichkeit öffentlichen Interesses heben ihn aus der Phantasiewelt der Zierköpfe mit oder ohne Zunge weit genng hervor. Doch würden, bei der grossen Wirrnis in diesem Gebiete, solche drei Anhaltspunkte für nnsere Auslegung noch nicht als endgiltig durchschlagend gelten dürfen.

Die Sagen (ansserhalb Berlins).

Auch die Sagen, wo nicht gänzlich verstümmelt oder neu überwnchert, mnssten bei einzelnen der obigen Stücke dazn dienen, nnsere Deutnng zu stützen.

a) Rettnngssagen:

Eine die Stadt rettende Thätigkeit des Zungenmanns wird ausdrücklich berichtet vom Basler Zungenkönig, vom Rheinfeldener Gast, auch vom Blecker zu Emmerich, sowie vom Jud' Schwed' zu Kissingen.

b) Sagen vom obrigkeitlichen Rang:

Die Sagen lassen sich in Wendungen und Anknüpfungen verschiedener Art angelegen sein, eine Bedeutung des jeweiligen Kopfes einzuschärfen, die wir kurzweg als die einer ausgesprochen weltlichen, innerpolitischen Antorität, sagen wir kurz, als „obrigkeitlichen Rang" ansprechen dürfen.

Dass z. B. der betreffende Kopf einen alten Befehlshaber der Stadt darstelle, weiss die Sage zu melden in Basel („Bürgermeister") nnd in Kissingen („kriegerischer Vorkämpfer"). — Als „vom Stadtherrn verliehen" ferner gelten die Schreiköpfe zu Rappertswyl.

Digitized by Google

c) Eine Anzahl besonderer Züge, namentlich der Rheinfeldener Sage, erläutern sich gleichfalls aus Anwendungsfällen des Gerüftes, wie ich an einer andern Stelle ausgeführt habe.

Die Berliner Sage.

1. Nenere Anschichtnngen. Die den „Neidkopf“ behandelnde Berliner Überlieferung beschäftigt sich in beiden Lesarten in vorderster Reihe mit den jüngeren Daten der Hansgeschichte, einem Neubau von 1719 nnd der, wohl gleichzeitigen, Neuaufrichtung des Kopfbildes in seiner derzeitigen Gestalt. Diese Anschichtungen sind zunächst abzulösen. Es bleiben

2. als Reste des alten Sagenstoffes zu suchen:

a) die Feindesabwehr.

Eine Rettungssage, wie in Basel n. s. f. fehlt für Berlin vollkommen. Einzig die mehr erwähnte ältere Bedeutung der Silbe „Neid“ weist auf den Zweck einer Abwehr. Dass diese Abwehr nicht etwa, wie wir zuerst annahmen, einem Prozess- oder Privatrechtsfeinde, auch nicht, wie die Anekdote erklären will, einem nachbarlichen, in Gestalt „neidischer“ gegenüber wohnender Weiber auftretenden, Familienfeinde gilt, vielmehr dem Begriffe des Feindes im engeren Sinne, dem öffentlichen politischen Feinde, lässt sich an Hand der übrigen Stücke, insbesondere auch des am Mainzer Anssenthor angebrachten, gleich benannten „Neidkopfes“ folgern.

b) der Obrigkeitsrang (in den Berliner Lesarten).

Die Obrigkeitssage hingegen findet sich in den Berliner Anekdoten in nicht wesentlich verstümmelter Gestalt noch vor, und zwar in zwei einander z. T. krenzenden Versionen.

α) Die Verleihungsanekdote.

(Euhemeristische Version; Cosmar nnd Bertram).

In Berlin gilt der „Neidkopf“ zwar nicht, wie das entsprechende Stück in Basel und Kissingen, als persönliches Bildnis eines Anführers oder Bürgermeisters, doch heisst es in Berlin erstlich, der Kopf ist vom König persönlich verliehen, und zwar zum Zwecke einer Vergeltung. Es besteht eine Art Schutzfrenndschaft zwischen ihm nnd diesem Hause, insonders mit Wirkung auf die Errichtung des Kopfbildes. — Auch die Sage von Rappertswyl z. B. lässt die entsprechenden, zur Vergeltung rufenden Köpfe vom alten Herrn der Stadt ihr verliehen sein. — —

Die süddeutschen Sagen begnügen sich i. A. mit sehr unbestimmten Vorstellungen vergangener, nicht wiederkehrender, Autorität. In diesem Punkte spricht die Berliner Sage, schon im Obigen, entschieden bestimmter.

Die Ursache des Schutzverhältnisses erscheint bei Cosmar schon recht nüchtern. Als Hauptleistung des Hauses zum Neidkopf nennt er nur ein zu Hofe geliefertes „goldenes Service". — Hätte nun der Zufall im Wechsel der Hausbewohner es gefügt, dass seinem Berufe in diesem, durch die Sage schon zunftverwandten Hause auch ein Goldarbeiter obgelegen hätte, — 1857 z. B. nennt das Grundbuch Schultze, Goldrahmenfabrikant (Buchholz a. a. O.), — so würde bald das sagenhafte Inventar- und Schatzstück des Hauses mit der Wirklichkeit sich bis zur Unkenntlichkeit vermischt haben, zumal wenn solcher Werkmann in das nahe gelegene Schloss Arbeiten wirklich lieferte: ein Untergang auch dieses, beinahe letzten, Sagenfragments per confusionem, wie dies der Jurist nennt. Goldschmied soll z. B. auch Lieberkühn (Buchholz a. a. O.) gewesen sein.

b) Bertrams Krönleinsage.

Geschichte und Natur des aus dem Neidkopfhause dem Hohenzollernhause gelieferten Stückes, welches die Beziehung beider Häuser begründet, hat aber zum Glück die Bertramsche Lesart in besonderer Episode überliefert. Diese Episode verlegt sich, nach eigener Chronologie, ausserhalb des Rahmens der übrigen Anekdote, in die Zeit vor dem Königtum. Es ist eine Sage für sich.

Ähnlich, wie etwa anf einer Illustration neutestamentlicher Vorgänge ein im Hintergrund des dargestellten Raumes haugendes Wandblatt unter Glas und Rahmen dem Beschauer den entsprechenden alttestamentlichen Vorgang in ferne Erinnerung bringen soll, so findet sich hier, innerhalb der Gesamtanekdote als Anmerkung eingeschaltet, ein älteres, aber noch recht deutliches, ja bei näherer Würdigung den Vordergrund an Plastik übertreffendes Bild; das Interesse des Königs für den Besitzer des Neidkopfhauses erklärend, berichtet nämlich Bertram (wir referieren nach Buchholz a. a. O.):

Schon dem Vater Friedrich Wilhelms I., Friedrich dem Ersten, und zwar diesem noch vor seiner Königskrönung, überreichte bei feierlicher Gelegenheit ein im Neidkopfhause beschäftigter Goldschmiedgeselle Namens Beyrich, infolge angeblichen Traumes, eine kleine silberne Königskrone. Dem mit der Grundsteinlegung der Parochialkirche (15. August 1695) eben befassten Kurfürsten kommt dieser Zwischenfall bedeutsam vor; der Kurfürst nimmt die Krone, legt sie zu dem übrigen Grundsteininhalt in das bereit gehaltene kupferne Kästchen und spricht die Worte: „es sei Gottes Wille und ein „Geheimnis vor der Welt." — Beyrich heisst nach Bertram dann auch des Hauses unter Königsschutz ansässiger Eigentümer zur Zeit der, angeblich späteren Neidkopfbeleihung. Von dem bei Cosmar eingeführten,

historischen, Namen eines Hausbesitzers Lieberkühn weiss Bertram überhaupt noch nichts.

Wäre nun, ausser dieser Episode von dem Hause Hl. Geiststrasse 38 nichts bekannt, wäre insbesondere, — wie es z. B. 1841 bis 1857 thatsächlich schon geschehen war — sein Wahrzeichen vom Platze verschwunden, so würde an und für sich die Frage anftauchen: wieso mag ein Königssymbol dem Kurfürsten, auch wenn es eine Weissagung galt, just ans diesem Hause zugewiesen werden? — Man würde in der damit angegebenen Adresse des alten Berlin etwa das Geburtshaus eines der Hohenzollerschen Ahnen, oder den topographischen Ort eines alten Fürstensitzes und dergleichen vermuten, und zwar, namentlich im Hinblick anf die sonderbaren Schlussworte des Kurfürsten, eine Reminiszenz von keineswegs gering zu schätzender Bedeutnng.

Wo nun die „gottgewollte und geheime" Kraft dieses Krönleins suchen, da weiter kein Anhaltspunkt gegeben ist?

Ein günstiges Geschick hat uns das Haus und das Wahrzeichen daran, sei's auch beides in ernenerter Gestalt, erhalten. — (Im Jahre 1857 wurde der Kopf nur durch die Hand Louis Schneiders noch auf seinem Platz gerettet; anf Veranlassung des Genannten liess nämlich Friedrich Wilhelm IV. durch das Polizeipräsidinm den Kopf am ursprünglichen Platze wieder anbringen, auch den Besitzer zn einer grundbuchlichen Eintragung bewegen, nach der der Kopf für alle Zeiten an diesem Platze stehen bleiben muss.) — Der „Neidkopf" steht somit noch vor uns, greifbarer als die Sage.

Unsere Funde haben ferner hente gestattet, eine Bedeutung in diesem zufälligen Relikt zu finden, und es als obrigkeitliches Wahrzeichen rechtsgeschichtlich einzureihen.

Das Verhältnis des Hauses zum königlichen Herrn erklärt sich danach einzig und am ehesten aus dem Hinweis, der dem „Neidkopf" selbst innewohnt; — dies lässt die Sage zwar ahnen, setzt uns aber sofort wieder in Verlegenheit durch ihre Scenenfolge, welche die Errichtung des Neidkopfes erst längere Jahre nach dem Krönleinauftritt geschehen lässt. Diese Umkehrnng der Kausalität und Zeitfolge darf nicht stören. Unsere Annahme, dass dies „Wahrzeichen Berlins" im Urbild hier thatsächlich schon früher zu sehn war, wird niemand zu kühn finden, der den obigen Darlegungen gefolgt ist. Den Beweis wäre schuldig, nach allen Regeln der Analogie und des gewöhnlichen Hauszeichenerbgangs, wer das Gegenteil behaupten und etwa auf der Einführung des Neidkopfes zu Friedrich Wilhelm des Ersten Zeiten bestehen wollte. — Das Krönlein ist also im älteren, aber vollgiltigen „Neidkopfhause" als gefertigt zu denken. Dies gesteht die Berliner Sage

Digitized by Google

im Grunde schon damit ein, dass sie das Haus, aus welchem sie den Gesellen treten lässt, selbstredend nicht mit den arabischen Ziffern einer Hausnummer, vielmehr selbst von Anfang an nur durch den „Neidkopf" auf den sie hinweist, kenntlich macht. Auch Titel und Pointe, also die Schwerpunkte der ganzen Erzählung, deuten auf dies Stück der Hausfassade.

Deutlicher hätten Cosmars glaubwürdige alte Leute sich ausgedrückt, ständen sie uns Rede, ob nicht etwa das fertiggestellte Silberkrönlein seinerseits als mit dem alten Wahrzeichen seines Hauses wie üblich an bescheidener Stelle beprägt zu denken sei. Die den früheren Hörern der Anekdote geläufige Zunftsitte liess indes solche Beifügung des Hauszeichens oder der Werkstattmarke bei jedem bedeutenderen, insbesondere aber einem zu so hoher Bestimmung gefertigten Stücke, stillschweigend voraussetzen.

Sobald das Zeichen aber selbst nicht mehr verstanden wurde, ist es der Sage überhaupt gleichgültig, ob mit oder in der Krone übergeben oder nicht. Das schlichte Publikum solcher Sagen verträgt weitläuftige Bezugnahmen überhaupt nicht; so wirft die Berliner Sage die Erwähnung der sonderbaren Hausmarke ausser in Titel und Pointe, schlechthin ab. — Unseres Zeichens dadurch freigewordener, aber immer noch, wie die dem Kurfürsten in den Mund gelegten Worte beweisen, dunkel bewusster Bedeutungsinhalt ist also vollständig umgegossen in das Metall eines der geläufigeren Herrschaftssymbole; und so gelangt der, bei Cosmar gänzlich gestaltlose „Schatz" des Hauses bei Bertram in der Schmiedeform einer Krone neu zur Erscheinung. Dies radikale Selbsterhaltungsmittel der Sage, in usum ignorantium sich geradehin zu übersetzen, hätte freilich nahezu den Verlust jeglichen Zusammenhangs mit dem älteren Hauszeichen zur Folge gehabt, — wäre nicht, wie gesagt, dies Zeichen selbst mit seinen unversehrten Attributen, sichtbar erhalten geblieben. —

Auskunftsmittel der Überlieferung wie dieses, das alte Zungenhieroglyph durch Überschreiben mit einem inhaltsgleichen, neuen Zeiten verständlicheren Symbol, hier der „Krone", zu „übersetzen", kommen auch anderwärts vor. So ist dem Basler Zungenmann in seiner derzeitigen, etwa dem XVII. Jahrhundert entstammenden Blechantomatengestalt gleichfalls ein Krönlein beigegeben, d. h. hier in Wirklichkeit aufgesetzt worden, — — eine artige und unschädliche „Interlinearversion" in jedem Sinne, und weniger irreführend als das, im übrigen allerdings gleichlautende, Palimpsest der Berliner Sage.

Dass etwa auch der Berliner Neidkopf eine Krone getragen hätte, ist nicht ausgeschlossen, braucht aber zur Erklärung nicht unbedingt unterstellt zu werden. Erklärung genug ist, dass die Sage zu diesem präsentablern Kopfschmucke griff, um das Geheimnis des Hauses, entliegenschaftet, anderer Stelle zu übertragen.

Auch in der Krönleinlesart ist, trotz mehrfacher Lücken, mithin der didaktische Zweck erkennbar, das nahe, Autorität verleihende und bestätigende Verhältnis des Neidkopfes zum Fürstenamte darzustellen; die Darstellung in dieser Krönleinsage ist insofern eine ursprünglichere, als hier nicht, wie in der Hauptanekdote nach Cosmar und Bertram (α) der König den Neidkopf erfindet, als im Gegenteil das alte Symbol selbst es ist, von dem aus dem künftigen König das machtverleihende Geheimnis durch huldigenden Gesellen übersandt wird. Das Neidkopfsymbol als solches ist in der That älter als das Fürstengeschlecht (Beispiele a. a. O. d. Ztschr. f. Kulturgeschichte).

Soweit die Kron-Cession.

Wieso des weiteren dieselbe Sage dieses Krönlein nicht, gleich dem „Service" nach Cosmar, würdigt, in die Truhen des Schlosses selbst zu gelangen, (— sei's auch nur nach Art des lombardischen Eisenringes, „eingeschmiedet" etwa in eines der anderen Stücke des Kronschatzes, —) dieser silbernen Krone der Hohenzollern vielmehr so stolz wie bescheiden im Kupferbehältnis bei den Grundsteindokumenten der städtischen Hauptkirche ihren „gottgewollten" Platz anweist, darüber ist in anderm Zusammenhang zu handeln.

Soviel zur Krönleinsage; soviel zur Verleihungsanekdote und zur allgemeinen Neidkopferscheinung.

Schlussergebnis.

Zwischen verschiedenartigen Stoffmassen voranvisierend, welche den Magnet unserer Vermutungen hier und dort leicht abzulenken drohten, finden wir, am Ende der Aufgabe angelangt, den Verlauf der gesuchten Adern im Verschüttungsgebiet einfach. Stellenweise liegen ihre Fragmente zu Tage, wenn auch selten noch in der richtigen Zusammensetzung. Zwei Verfahrensarten führten zum gleichen Ergebnis; erstlich die antiquarische Einreihung des Kopfexemplars und Namens selbst; zweitens die Rückübersetzung seiner Sage aus beiden Verbildungen, der enhemeristischen (α) und der romantischen (β).

Es ergab sich: der Berliner Neidkopf ist altes Gerüfte-, und damit Herrschaftssymbol; er wird, der Hoffähigkeit in prüdem Missverständnis vorlängst entkleidet, vom Volke — in wie stark novierender Cessionsurkunde auch immer, — gleichwohl treulich immerfort den Insignien der Königlichen Kronschatzstücke, (— zugleich auch den kirchenherrlichen Grundsteindokumenten —), zugewiesen, solches mit lebendig bewusster Beziehung zum bestehenden Herrscherhause.

*) Es handelt sich um die Parochial-Kirche, die nicht als „städtische Hauptkirche" gelten kann, d. R.)

Die Kraft des Gedankeninhalts.

Hier nur noch diese Probe.

So sehr war das Gerüftezeichen Attribut der Obrigkeit, dass z. B. Regierende den Antritt ihrer Herrschaft durch Anheben des Sturm- und Alarmsignals verkündeten. So ist es zu verstehen, wenn Blavignac, La Cloche S. 196 berichtet:

> „Nach Oudegherst ergriffen die Grafen von Flandern Besitz von ihrer Grafschaft, indem sie eigenhändig auf einer besonderen Glocke der Kirche St. Bavo zu Gent drei Schläge thaten (en tirant eux-mêmes trois coups sur une cloche spéciale); in jeder Stadt Flanderns, die sie zum erstenmal betraten, wiederholten sie diese Feierlichkeit."

Das Anschlagen der Sturmglocke, — diese ist unter der dreifach geschlagenen cloche spéciale de l'eglise gemeint, — war eine Form, und die weitest verbreitete, des Alarms. Allzu zahlreich sind die ferneren Stellen der Weistümer, welche den Gebrauch des Gerüftesignals, namentlich auch des Sturmglockenschlages, — beides dort meist identifiziert, — auch im übrigen Leben des Herrschers oder seiner Vertreter zeigen.

Vorrang des Symbols.

Um das im Vorstehenden beanspruchte Interesse für die Berliner Antiquität ganz zu rechtfertigen, müssten noch zu folgenden Thesen die Nachweise hier nachgetragen werden, nämlich

1. dass dem Neidkopfsymbol als solchem mit den in der königlichen Schatzkammer aufbewahrten Insignien ein gleicher Rang zukomme;

2. dass, wenn es gälte, in diesem Kronschatz einheimische von entlehnten Symbolen zu sondern, das Berliner Stück sofort in den Vordergrund gestellt werden müsste;

3. dass, sollte jemand wiederum unter diese Prunkstücke treten und Umfrage halten nach dem (inländischen) Dienstalter eines jeden: dass dann kaum ein Wappen, eine Krone, ein Scepter an heimischer Ancienneté und, wir sagen nicht unbeweisliches, mythologischer Würde, mit diesem Gebilde sich messen dürfte;

4. endlich, dass dieses Gerüftesymbol zum alten Staatsbegriff nicht nur Initial ist, sondern auch seine Schlussvignette. — Initialien für den Machtbegriff sind leicht zu schaffen, selbst Monogramme wie Kopfbedeckungen eröffnen leicht die gewünschte Vorstellung.

Den Lauf der eröffneten Vorstellung aber kurz und richtig abzuschliessen, anzuhalten, versteht kaum die höchstentwickelte Kulturschrift.

Im Neidkopfsymbol zum erstenmal tritt ein Hieroglyph entgegen, welches den zu denkenden Begriff zweiseitig umklammert, einerseits dessen Alpha setzt, anderseits auch das nach ältester Auffassung gleichgewichtige Omega einmeisselt.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Die Humanitäts-Gesellschaft von 1797 in Berlin.*) Gegen Ende des 18. Jahrhunderts führte in Berlin das langempfundene Bedürfnis, dem geselligen Umgange ein höheres, edleres Ziel zu stecken, zur Vereinigung der ganzen Gelehrtenwelt, die damals, bei dem Mangel einer Universität, allerdings noch nicht sehr zahlreich sein konnte. Als Ziel der Vereinigung, welche im October 1796 unter dem Namen „Gesellschaft edler Vergnügungen“ oder nach dem Sitzungstage „Mittwochsgesellschaft“, zusammentrat, galt nicht allein die Beschäftigung mit den verschiedenen Wissenschaften, sondern auch die Beförderung humaner Gesinnung und nützlicher und angenehmer Unterhaltung. Da das Statut aber die Mitgliederzahl auf 50 beschränkt hatte, welche Zahl alsbald ausgefüllt war, so traten schon am 10. Januar 1797 diejenigen Männer, welche das gleiche Bedürfnis nach Vereinigung hatten und dort keinen Raum mehr fanden, zu einer neuen Gesellschaft zusammen, die sich zunächst „Litterarische Gesellschaft“, oder nach dem Zusammenkunftstage „Sonnabend-Gesellschaft“ nannte, bald aber den Namen „Gesellschaft der Freunde der Humanität“ oder kurzweg „Humanitätsgesellschaft“ annahm. Diese Gesellschaft hat eine viel längere Dauer, als die erste gehabt; ihre letzten Sitzungen fanden im Jahre 1861 statt und die sorgsam geführten Protokolle weisen als letzte Teilnehmer: Twesten, Gneist, Petermann, Krantwurst, Schultz, Schnakenburg, Graf Schaffgotsch und Schubarth nach. Der Stoff zu den Unterhaltungen sollte nach den „Gesetzen“ vornehmlich aus den schönen Wissenschaften und Künsten, auch aus der Mathematik genommen werden. In den „gesetzförmigen“ Sitzungen wurden nur eigene Abhandlungen vorgetragen, in den „gesetzfreien“ aber sollten Gedichte deklamiert, Schauspiele und kleinere Schriften gelesen oder über innere Gesellschaftsangelegenheiten verhandelt werden. Zur „Belebung“ der Versammlungen war der „Moniteur“, ein Fragekasten, eingeführt. Diese Einrichtung wurde aber später für die Gesellschaft sehr verhängnisvoll. Es heisst darüber in einem Bericht: „Man würde sehr irren, wenn man bei diesem Moniteur an seinen ungebührlich zahmen französischen Namensvetter dächte. Dieser Moniteur entwickelte von Anfang an ein so bewegliches Naturell, eine so ungewöhnliche Turbulenz, ja so subversive Tendenzen, dass der Kasten, weit entfernt davon, eine Bundeslade zu sein, die Gesellschaft mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachte. Ein wahres Kind der Revolution, stellte der Moniteur alles in Frage; nichts wurde verschont. Als eine Probe mag folgende, dem dunklen Schoss dieser Pandora-Büchse entstiegene Frage dienen: „Giebt es im Altertum, oder in der neueren Zeit, eine Nation, welche in ihrer Religions-Dogmatik nie einen Teufel aufgestellt hätte? und welche hat den lieblichsten, humansten Teufel hervorgebracht

*) Nach den im Besitz des Märkischen Museums befindlichen Akten des Vereins.

und mit welchem Erfolge hat sie dieses Phantom in ästhetischer und moralisch-politischer Rücksicht genutzt?“ Da derartige Fragen und die daran geknüpften Debatten sich häufig wiederholten und zu stürmischen und erregten Verhandlungen Anlass gaben, machte man Gesetzbestimmungen, um solche Fragen aus dem Wege zu räumen; aber der unersättlich fragelustige Moniteur „mit seinen endlosen Motionen“ konnte nicht zufrieden gestellt werden, ja es kam sogar dahin, dass ein Vorschlag, alle Gesetze zu kassieren, nur mit geringer Majorität verworfen wurde. Der Umstand, dass in der ersten Zeit auch viele Damen an den Sitzungen teilnahmen, gab dem Fragekasten Veranlassung, auch seine Rolle als offizieller Quälgeist zu wechseln, mitunter galant und chevaleresk zu werden, wenn auch nur der Form nach. So tauchte z. B. die Frage auf, ob man nicht denjenigen Damen, die dreimal den Versammlungen beigewohnt haben würden, die Ehrenmitgliedschaft antragen könne? Wenn diese Frage, der der Schalk im Nacken sass, auch mit überwiegender Mehrheit verneint wurde, ja sogar dazu führte, dass das bisher auf Frauen, Töchter und Schwestern beschränkte Einführungsrecht der Mitglieder dahin ausgedehnt wurde, dass jedes Mitglied 2 Damen einführen könne, so verlor sich doch die Beteiligung der Damen an den regelmässigen Versammlungen bald ganz und beschränkte sich auf die jährlichen Stiftungsfestlichkeiten. In den ersten 4 Jahren des Bestehens hatte so die Gesellschaft unter vielen und heftigen inneren Kämpfen, bei denen indes die wissenschaftliche Arbeit doch nicht in den Hintergrund gedrängt war, an ihrer Festigung arbeiten müssen, die endlich im Jahre 1801 durch eine Revision ihrer Gesetze erzielt war. Dem „Moniteur“ war dabei die bisherige revolutionäre Rolle gänzlich verschlossen, der Kasten sollte fernerhin nur noch als Aufbewahrungsort für die Vortragsanmeldungen dienen, nachdem jedes Mitglied durch seine Unterschrift sich zur Abhaltung mindestens eines Vortrags in jedem Jahre hatte verpflichten müssen. Nun erst war Ruhe und Sicherheit in die Gesellschaft gekommen; sie arbeitete mit schönen Erfolgen, die eine endlose Reihe wertvoller wissenschaftlicher Abhandlungen darstellen. Nur in der für Preussen so unglücklichen Zeit von 1806 waren 4 Sitzungen hintereinander ausgefallen, vom 18. Oktober bis 15. November. „Die Humanität musste den Soldaten der Fremdherrschaft weichen“, heisst es in einem Bericht, als nämlich die Franzosen die Loge Royal York besetzt hatten, in welcher die Gesellschaft jeden Sonnabend tagte. 1807 wurde das Stiftungsfest nicht gefeiert und 1808 begnügte sich die Gesellschaft, ihren Stiftungstag durch einen Akt stiller Wohlthätigkeit zu markieren.

Eine Übersicht der Thätigkeit dieser ausgezeichneten gelehrten Gesellschaft Berlins, sowie der darin wirkenden Mitglieder, wird durch Aufzählen einzelner darin gehaltener Vorträge am besten gewonnen:

Jahr 1797: Prediger Mila: Versuch einer Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Prediger Koch: Die Schillersche Ode: Die Götter Griechenlands und eine Parodie derselben von Benkowitz. Geh.-Secr. Merry: Inwiefern kann man sagen, dass die menschlichen Schwachheiten die Reformation befördert haben? Prediger Koch: Über die Hinrichtung des Sokrates. Lehrer Dittmar: Über anständiges und sittliches Betragen der Frauenzimmer im 16. Jahrhundert. Geh. Ob.-Bau-Rat Langhans: Über

das Grössen-Verhältnis verschiedener Haupstädte Europas. Pred. Koch: Über die Erfindung der Schreibkunst. Dr. Davidsohn: Über den Wert der Geschichte. Lehrer Dittmar: Über Mineralogie. Pred. Mila: Vergleichung der dramatischen Talente Iffands und Kotzebues. Dr. Oppenheimer: Nach welchen Grundsätzen muss der Laie bei der Wahl seines Arztes verfahren. Garve: Über die Moden. Kriegsrat Dubois: Wodurch unterscheidet sich die mathematische Erkenntnis von der philosophischen. Kandidat Suvern: Die ersten Kriege der Römer in Deutschland und ihr Einfluss auf die Deutschen. Dr. Bourquet: Physikalische Versuche in Absicht der Verschiedenheit der Luftarten. Prof. Woleke: Erläuterungen zu dem Plan einer Pasigraphie. Kand. Suvern: Über die Bildung des Gefühls für das Lächerliche. Rektor Berger: Über die verschiedenen Manieren in Kupfer zu stechen. Pred. Koch: Haben die Deutschen schon den blühendsten Zeitpunkt ihrer Kultur in Absicht der Sprache und schönen Wissenschaften erreicht? Prof. Rambach trägt sein Schauspiel: „die Freunde" vor. Prof. Fessler: Charakterzeichnung Philipps von Macedonien. Dittmar: Über Entstehung des Nordlichts. D. Heinsius: Über die Abstammung der Wörter: Dolmetsch, Kebsweib, Krammetsvogel, kreuzbrav, Kalmäuser, Duckmäuser, Böhnhase und der Redensart: Etwas aus dem Stegreif thun. Pred. Koch: Der Aufruhr in Thorn 1724. Dr. Heinsius: Ostereier, Osterhase, Ostergelächter, Pfingsthenne, Michaelishahn. D. Davidsohn: Beiträge zur Seelenkunde etc. etc. Pred. Koch: 4 erotische Gedichte von Kandidat Kinderling, Sprachlehrer Marmalle: Oberlin's Nachrichten vom französ. National-Institut zu Strassburg. Hofrat Hirt: Hauptgrundsätze bei den bildenden Künsten. Prof. Barby: Über Marat. Sprachlehrer Marmalle: Epistel an seinen Freund Zschokke. Kand. Suvern: Der wahre Wert des Studiums der Litteraturgeschichte. Dr. Oppenheimer: Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Bendavid: Wiener Kreutzer-Theater und Haschkas Ode auf den Tod Alpingers. Über Elektrizität in Bezug auf die Salomonischen Tempelspitzen. Dittmar: Untersuchungen über das Mondsystem. Pred. Koch: Über Frödenheims Entdeckung des Fori romani. R. Buchholz.

Kompetenzen eines märkischen Dorfschullehrers am Ende des 18. Jahrhunderts. Friedrich Endewaldt, geboren zu Königsberg in Preussen 1768, wanderte, nachdem er die Kattun- und Leinwandweberei erlernt hatte, nach Berlin, woselbst er mit Hilfe und auf Anregung eines bemittelten Verwandten sich für das Lehramt vorbereitete, und ging, nachdem er sich verheiratet hatte, als Küster und Lehrer 1795 nach Lietzow*) bei Nauen. Hier hat er die Drangsale des französischen Krieges recht bitter durchkosten müssen. Mehrere Male bis aufs Hemd ausgeplündert, hat er die Seinigen, seine Frau und acht Kinder, aus ihren Schlupfwinkeln aufsuchen müssen, während er selbst mit genauer Not einer Lebensgefahr entgangen war, indem er durch einen französischen Säbelhieb, der aber glücklicher-

*) Lehrer in Lietzow waren: 1. bis 1795 Rahn, 2. 1795—1821 Endewaldt, 3. 1821—61 Matthiä, 4 von 1861—1892 Monke, 5. von 1892—95 Höde, 6. seit 1895 Voss.

weise nur den Hut zerteilte und die Kopfhaut streifte, verwundet wurde. 1806 hatten die Franzosen ein grosses Lager am Neukammerschen Rohrbruch aufgeschlagen. Ein Trupp Franzosen drang von hier aus in Lietzow ein. Am Eingange des Dorfes hieben sie den Gänsen, die an der Pumpe vor dem Bauer Schmidtschen Hause zusammengetrieben waren, mit ihren Säbeln die Köpfe ab; vor dem Schulzenamte machten sie mitten auf der Dorfstrasse ein grosses Strohfeuer an, wozu sie das Stroh aus den benachbarten Scheunen herbeischleppten, und nun begann die Plünderung des Ortes. Alles Wertvolle nahmen sie mit. Als ein Franzose dem Bauer Hintze den Sonntagsrock nahm, zog er ihn sogleich an und sprach: „Sich Bauer, der passt gut!“ In so schweren Zeiten und bei dem kümmerlichen Gehalte von jährlich 40 Thalern, wovon Endewaldt seinem Amtsvorgänger, dem „Meister Rahn“ noch seine Emeriten-Pension zahlen musste, führte er ein elendes Dasein. Um sich mit seiner starken Familie durchzubringen, musste er nebenbei fleissig am Webstuhle arbeiten, und seine Frau versah das Geschäft einer Hebeamme am hiesigen Orte. Nach 26jähriger, angestrengter Thätigkeit riss ihn der Tod 1821 aus seiner Wirksamkeit; seine irdischen Überreste wurden an der Nordseite der Kirche auf dem „alten Kirchhofe“ eingesenkt. Die alte Lietzower Kirche, welche bei dem grossen Brande vom 11. Juni 1859 bis auf die Umfassungsmauern niederbrannte, stand übrigens nicht auf der Stelle der jetzigen, sondern näher dem Wirtschaftshause und der Scheune der Domäne. Sie war so angelegt, dass die Achse des Gebäudes von Norden nach Süden lief, so dass also der Turm der Strasse zu stand, während man Kirchen im allgemeinen so baut, dass die Hauptachse von Osten nach Westen liegt und der Turm an der Westseite steht. Kirchen wie die alte Lietzower nennt man wohl noch heute „verkehrte“, und Lietzow führte ehedem aus diesem Grunde den Spitznamen „Verkehrt-Lietzow“.

Die Berufungsurkunde für den Lehrer Endewaldt hat folgenden Wortlaut:

Vokation

für den Küster und Lehrer Endewaldt

„Da der jetzige Schulhalter zu Lietzow, Christoph Friedrich Rahn, wegen seines hohen Alters und der damit verbundenen Schwäche des Gesichts und Gehörs, dem Schulhalterdienst länger vorzustehen nicht imstande ist und nach dem Reskript Eines Hochpreislichen Ober-Consistorii vom 26. Juni 1794 dem Seminaristen Johann Friedrich Endewald die Adjunktion auf den Dienst des Schulhalters Rahn zu Lietzow erteilt, auch bei dem Ableben des Küsters Renner zu Berge, welcher den Küsterdienst bei der Gemeinde zu Lietzow mit versehen, ad reseriptum vom 20. November dieses Jahres genehmigt ist, dass zur Verbesserung der Schulhalterstelle zu Lietzow alle bisher von diesem Filial an den Küster zu Berge gefallenen Hebungen, sowohl an fixiertem Gehalt als Accidenzien nunmehr dem dortigen Schulhalter zukommen sollen und ihm dagegen der Küsterdienst zu Lietzow beigelegt ist, so ist zufolge erstgedachten Reseripts von dem hiesigen Königlichen Amte vi iuris patronatus dem Johann Friedrich Endewald bis zur Confirmation Einer Königlichen Hochlöblichen Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer die Vokation zu der Küsterstelle zu Lietzow erteilt worden.

Es übernimmt derselbe sämtliche in Lietzow vorkommende Verrichtungen, sowohl beim Gottesdienst und in der Schule, als auch bei jeden andern Vorfällen, wohin das Morgen- und Abendläuten und der Mittagsanschlag gehört, sowie solche der Küster Renner und der Schulhalter von Lietzow gemeinschaftlich verrichtet haben und verspricht, solche treu und fleissig zu erfüllen. Dem jetzigen Prediger und dessen Nachfolger im Amte hat der Endewald in gottesdienstlichen Angelegenheiten jederzeit unweigerlich Folge zu leisten, auch sich die zum Besten der Schule von ihm gemachten Veränderungen gefallen zu lassen und übrigens sich durch einen christlichen und musterhaften Lebenswandel vorzüglich auszuzeichnen. Ferner ist es Pflicht für ihn, die ihm zum Unterricht anvertraute Jugend zu Lietzow im Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen mit allem Fleiss zu unterrichten, und sie zu vernünftigen, gesitteten und christlichen Mitgliedern des Staates zu bilden, zu dem Ende die festgesetzten Schulstunden ordentlich abzuwarten und überhaupt der Jugend mit seinem guten Beispiele vorzugehen und zur Nachahmung zu reizen. Dagegen soll der Endewald nachstehendes an fixiertem Gehalt und Emolumenten zu geniessen haben:

1. An Wohnungen:

das Küsterhaus*), bestehend aus 2 Stuben, einer Kammer und 3 Ställen.

2. An Gärten:

1. Der Hausgarten, 2. der Luchgarten, 3. der neue Garten.

3. An barem Gelde:

1. Aus der Pfarre	45	Thlr. 15	Gr. 6 Pf.
2. Aus der Kirchenkasse			
a) für das Opfereinfordern und Klingelbeutcltragen	—	„ 16 „	— „
b) für das Waschen des Kirchengeräts, zu Licht, Kreide und Besen . . .	—	„ 22 „	— „
	47	Thlr. 5	Gr. 6 Pf.

4. An Äckern:

1. Vom Königlichen Vorwerk Lietzow an Roggen . .	12	Schffl. 8 Mtz.
2. Von der Gemeinde:		
a) Von 10 Bauern à 1½ Schffl.	15	„ — „
b) „ 8 Kossäten à 3 Mtz.	1	„ 8 „
	1 W.	5 Schffl.

5. An Brot:

1. Von den 10 Bauern jeder 4 Brote . .	40 Brote
2. „ „ 8 Kossäten à 4 Brote . .	32 „
3. „ dem Schmied	4 „
4. „ „ Amtsschäfer	2 „
5. „ „ Dorfschäfer	4 „
6. „ „ Müller.	2 „
	84 Brote

*) Das alte Lietzower Küsterhaus stand etwa da, wo der Turm der jetzigen Kirche steht. Übrigens hat sich die Lage verschiedener Gehöfte nach dem Brande von 1859 recht wesentlich geändert.

6. An Eiern.

1.	Von den 10 Bauern à 4 St. .	40	Stück
2.	„ „ 8 Kossäten à 2 St.	16	„
3.	„ dem Amtsschäfer . . .	4	„
4.	„ „ Dorfschäfer . . .	4	„
5.	„ „ Müller	2	„
6.	„ „ Schmied	2	„
		68	Stück

7. An Bratwürsten:

1.	Von den 10 Bauern .	10	Stück
2.	„ „ 8 Kossäten von jedem statt der Wurst	3	Pf.
3.	Von dem Amtsschäfer .	1	Stück
4.	„ „ Müller . . .	1	„
		12	Stück

8. An Accidenzien:

1. Von einer Taufe 4 Gr. Wird aber der Küster gespeist nur 1 Gr. exkl. Gevatterbriefe.
2. Von einer Trauung 16 Gr.
3. Von einem Begräbnis 6 Gr. bis 9 Gr.

Schulgeld erhält derselbe nicht von den Eltern der Kinder, weil ihm dafür aus den Pfarrrevenüen die sub 3 gedachten 45 Thlr. 15 Gr. 6 Pf. gegeben werden; die Gemeinde zu Lietzow aber ist schuldig, ihm zu seinen selbstgekauften Brennmaterialien die freien Fuhren zu thun, wogegen er den Fuhrleuten insgesammt ½ Tonne Bier giebt. Urkundlich ist diese Vokation unter derzeitigen beiden Beamten eigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Gerichtssiegel ausgefertigt, und soll solche bei Einer Königlichen Hochlöbl. Kurmärkischen Kriegs- und Domainen-Kammer zur Confirmation eingereicht werden.

Amt Nauen zu Berge, den 5. Dezember 1794.

Königlich Preussisches Kurmärkisches Justiz-Amt.

(L. S.)

Mitgeteilt durch O. Monke.

Märkischer Volkswitz über Prinz August von Preussen. Theodor Fontane erzählt in seinem Roman „Stechlin", nachdem er auf die Liebschaften des Prinzen August von Preussen angespielt, dass derselbe endlich doch den Weg bis zur Himmelsthür gefunden. Hier liess ihn St. Peter längere Zeit warten. Als der Prinz darüber etwas ungehalten wurde, erwiderte der Fels der Kirche: „Kgl. Hoheit, es ging beim besten Willen nicht eher!" „Warum denn nicht?" murrte der Prinz. „Halten zu Gnaden," antwortete Petrus, „ich musste doch erst die 11,000 Jungfrauen in Sicherheit bringen!"

Bücherschau.

Bericht über die neuere Litteratur zur Deutschen Landeskunde. Herausgegeben im Auftrage der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landesknnde von Dentschland von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Prof. Dr. Kurt Hassert. Band I (1896—1899). Berlin, Alfred Schall, Königl. Hofbuchhandlung, 1901.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt ein nenes Unternehmen, das im Auftrage der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde ins Werk gesetzt ist und von Prof. Kirchhoff in Halle und Prof. Hassert in Tübingen geleitet wird. Es handelt sich darum, die zahlreiche neue Litteratur über dentsche Landeskunde zu sammeln, nach den einzelnen Zweigen zu sichten und die Veröffentlichnngen ihrem Inhalte nach in kurzen Zügen zu kennzeichnen. Die Zentral-Kommission hat es seit ihrer Begründung im Jahre 1881 stets als eine ihrer Hauptanfgaben angesehen, die Fülle der seit Jahrhunderten aufgehäuften nnd überall zerstreuten Litteratur znr deutschen Landeskunde in Titelrepertorien zu sammeln und zn sichten, und ausser einer Reihe von Bibliographien znr Landesknnde Mitteleuropas ist die umfassende „Bibliotheca Geographica Germaniae“ von Dr. G. E. Richter ein Ergebnis dieser von der Kommission gegebenen Anregung. Nun soll auch die zeitgenössische Litteratur gesammlt nnd besprochen werden, nnd der Anfang dieses Unternehmens liegt in dem 1. Bande vor. Neben grösseren Werken nmfassenden Inhalts sind anch kleinere Broschüren örtlichen Charakters nnd die bezüglichen Anfsätze in Vereinsschriften berücksichtigt worden und so der gesamten Welt Materialien zugänglich gemacht, die sonst nur für einen kleinen Kreis von Interessenten verwendbar geblieben wären. Die Veröffentlichungen der „Brandenburgia“, für die der Unterzeichnete die Referate übernommen hat, sind gleichfalls berücksichtigt und die Aufsätze und Notizen anfgenommen worden, die für die deutsche Landes- nnd Volkskunde von Bedentung sind.

Was den Inhalt des vorliegenden Bandes betrifft, so sind die 952 Arbeiten, die darin besprochen sind, anf 55 Kapitel verteilt. Es würde zu weit führen, sämtliche Abschnitte hier anzuführen, es seien deshalb die hauptsächlichsten hervorgehoben. Die ersten Kapitel enthalten bibliographische, statistische und topographische Werke, dann folgen geologische, meteorologische und allgemein landeskundliche Werke und diesen schliessen sich solche über die Wasserverhältnisse, Pflanzenwelt und Tiergeographie an. In einem besonderen Kapitel sind Schriften über die deutschen Küsten und Inseln, in einem anderen die landeskundlichen Gesamtdarstellungen natürlicher deutscher Landschaften und in den folgenden Abschnitten Reisebeschreibungen, Kartenwerke, anthropologische und prähistorische Schriften und Werke über Siedlungs-, Orts- nnd Familiengeschichte zusammen-

gestellt. Den kulturgeschichtlichen und volkswirtschaftlichen Werken, soweit sie sich auf die Landeskunde beziehen, sind mehrere Abschnitte gewidmet und in den letzten Kapiteln werden Verkehrswesen, Geographie der einzelnen Staaten nnd verschiedene Zweige der Volkskunde behandelt. Aus dieser kurzen Übersicht wird man schon ersehen, wie reichhaltig das Material ist, das die Mitarbeiter hier zusammengetragen haben, und da der Bericht, wie in dem Vorwort bemerkt wird, dennoch mannigfache Lücken aufweist, so kann man ermessen, wie nmfangreich die neuere Litteratnr zur deutschen Landeskunde ist.

Die Ancinanderreihnng der Besprechnngen erfolgte in der Hanptsache nach geographischen Gesichtspunkten, nnd zwar in der Reihenfolge: Süddeutschland, Mitteldentschland nnd Norddeutschland. Für die Mark Brandenburg sind im Verhältnis zu den anderen Landschaften nur wenige Arbeiten verzeichnet, was wohl seinen Grund darin hat, dass auf dem Gebiet der brandenburgischen Landeskunde wenig veröffentlicht worden ist. Jedenfalls wäre es sehr wünschenswert, wenn von Seiten der Mitglieder der „Brandenburgia“ dem Unterzeichneten das einschlägige Material zugänglich gemacht würde, damit die nächsten Bände des „Berichts über die neuere Litteratnr zur deutschen Landeskunde“ in diesem Punkt etwas reichhaltiger ausgestattet werden können.

Charlottenbnrg, im Dezember 1901. Dr. Gustav Albrecht.

Fragekasten.

Micke heisst in der Mark anch der Gabelzweig (vergl. Brandenburgia 1896. 149). Ich habe Micke, allerdings nur vereinzelt, anch anwenden hören in der Nntheniederung als Bezeichnung für eine Wegegabelung, wo ein Weg sich gabelförmig (d. h. wie ein Gabelzweig) in zwei Wege teilte. Vgl. Brdb. X. S. 218. Ebenso Gewehrmücke. W. v. Schulenburg.

A. W. An welchem Denkmal ist die Bezeichnung Kaiser Wilhelm der Grosse zum ersten Male angebracht? Im August 1896 beschloss der Provinzial-Ausschnss für Westfalen, dass die Inschrift auf dem westfälischen Kaiser-Denkmal lanten solle: „Wilhelm dem Grossen. Die Provinz Westfalen“. M. W. ist dies das erste Denkmal mit dem ehrenden Znsatze, welcher seither durch einen Allerhöchsten Erlass als amtlich geworden erscheint. F.

M. N. Woher stammt das Wort Khaki (Farbe der Uniformen unserer Chinakämpfer pp.)? Das Wort „Khaki“ bedeutet „staubfarbig“.

Dr. Herbert Jansen schreibt im Globus: Khak, worin das „Kh“ wie deutsches „ch“ in „Rache“ gesprochen wird, ist ein persisches Wort und heisst „Staub“. Das davon gebildete persische Adjektiv Khaki (chaki) heisse „staub-, erdfarbig“. Beide Wörter gehören auch, als persische Lehnwörter, zum Sprachschatze des nordindischen Hauptidioms, des Hindustani oder Urdu. Die von den Engländern erprobte Erdfarbe der Soldatenkleidung wurde von den einheimischen Soldaten Nordindiens mit dem entsprechenden Worte „Khaki“ bezeichnet; selbstverständlich kann dieses nur die Farbe bedeuten. Irrigerweise wird die Farbe-Bezeichnung mitunter auch auf den Stoff übertragen.

Frl. W. Die Frage über die Einheitlichkeit sämtlicher Menschenrassen, wird von Alexander von Humboldt, wie Sie richtig vermuten, bejaht. Es heisst im „Kosmos“: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstreben wir auch jener unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edelere Volksstämme. Alle sind gleichmässig zur Freiheit bestimmt.“ — An derselben Stelle führt dieser Gelehrte die Worte seines edlen Bruders, Wilhelm von Humboldt, an: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher missverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit; das Bestreben, die Grenzen aufzuheben, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt haben, und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen grossen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln. Es ist dies das letzte, äusserste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an.“ Der naturwissenschaftliche Beweis, dass die verschiedenen Menschenrassen auf Einen Ahnen zu beziehen, ist aber bis jetzt in keiner Weise geliefert. Es fehlt zur Zeit noch, abgesehen von dem dem Tertiär Javas angehörigen Pithecanthropus erectus Dubois, dessen Stellung einerseits zu den eigentlichen Affen andrerseits zum Urmenschen augenblicklich unter den kompetenten Anatomen und Anthropologen noch durchaus strittig ist, an zweifellosen phylogenetischen Bindegliedern zwischen dem unleugbar vorhandenen älteren Diluvial-Menschen und einem vorläufig noch hypothetischen Jung-Tertiär-Menschen. Dass im Tertiär Europas (z. B. Frankreichs) anscheinend von Menschenhand bearbeitete Stämme gefunden sein sollen, ist bekannt; ebenso bekannt aber auch, dass Skeptiker hier teils die menschliche Bearbeitung, teils die Zugehörigkeit der fraglichen Fundstücke zum Tertiär leugnen. Freilich sind seither Jahrzehnte ins Land gegangen und die Kenntnisse der palaeolithischen Spuren des Menschen inzwischen vertieft worden,

so dass es gerecht und zweckmässig wäre, die fraglichen Gegenstände nochmals einer internationalen Gelehrtenjury vorzulegen.

Alles dies ändert aber wenigstens vor der Hand nichts an den wahrhaft erhabenen und tröstlichen Ideen, welche die edelen Gebrüder Alexander und Wilhelm von Humboldt über die Gleichberechtigung aller Menschen, ohne Rücksicht auf Herkunft und Farbe, in so köstlicher Sprache zum Ausdruck gebracht haben.

Wilhelm von Humboldt als Sprachforscher und Staatsmann äussert sich bei der gleichen Gelegenheit bezüglich des weitern Fortschritts des Menschen wie folgt:

„So wie die Sprache das Mittel zur Verständigung der Menschen ist, so ist der Staat das Mittel zu ihrer gesellschaftlichen Verbindung. Der Staat, die künstliche Verbindung der Menschen, und ihre natürlichen Fähigkeiten: diese beiden Dinge machen in ihrer Vereinigung die Grundlage der Geschichte aus."

Hier haken allerdings die Gegner der milden Auffassung der Gleichwertigkeit und Gleichartigkeit der Rassen ein, indem sie darauf hinweisen, dass, weil viele Stämme (z. B. die Australneger) es bis zur Gegenwart noch zu keiner Vereinigung, welche sich entfernt mit einem Staatsgebilde vergleichen lässt, gebracht haben, dies minderwertige Rassen sein müssen, die unmöglich auf einen gemeinsamen Stammvater z. B. mit den arischen und semitischen Rassen zurückgehen können. E. Fr.

Dr. F. Fr. Wann das Wort „Spreeathen" zuerst aufgekommen ist? — Im Sammelkasten des Märkischen Museums „die Namen Berlin und Kölln" schreibt Dr. Otto Weddigen, Gymnasial-Oberlehrer a. D. d. d. Charlottenburg, den 24. Juni 1897, an den Unterzeichneten: „er möchte besonders gern daranf hinweisen, dass von Dr. P. F. Weddigen (1758—1809) allein und zuerst das geflügelte Wort Spreeathen für Berlin herstammt." — Dem widersprechen Georg Büchmann und Walter Robert-Tornow in den „Geflügelten Worten". Dort heisst es: „Als Bezeichnung Berlins findet sich „Spree-Athen" wohl zuerst in dem Gedichte des Erdmann Wircker zu Friedrichs I. Lobe. „An seiner Königl. Majestät in Preussen im Nahmen eines andern", worin es heisst:

„Die Fürsten wollen selbst in Deine Schule gehn,
Drumb hastn auch für Sie ein Spree-Athen gebauet".

(In dem Buche „Märkische neun Musen, welche sich unter dem allergrossmächtigsten Schutz Sr. koenigl Majestät in Preussen als Ihres allergnädigsten Erhalters und andern Jupiters bey glücklichen Anfang Ihres Jubel-Jahres auff dem Franckfurtischen Helicon frohlockend aufgestellet." Erste Assemblée verlegts Johann Völcker 1706. S. 59). — E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

16. (6. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 11. Dezember 1901, abends 7½ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen unter No. I bis XIX her.

I. Unser II. Vorsitzender, der Landesbaurat und der Konservator der Denkmäler der Provinz Brandenburg Herr Gustav Bluth ist uns leider am 23. v. M. durch den Tod nach kurzem Krankenlager, im 73. Lebensjahr entrissen worden. Die vielseitige Thätigkeit des Dahingeschiedenen umfasste nicht nur das Bauwesen der Provinz, sondern auch die Pflege und die Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler aus früheren Jahrhunderten. In einer Provinz, welche eine so grosse Anzahl der edelsten Denkmäler des mittelalterlichen Backsteinbaus aufweist, war diese Thätigkeit von besonderer Wichtigkeit. Eine Reihe von interessanten Bauwerken des späten Mittelalters sind unter Bluths Einfluss wiederhergestellt oder erhalten worden. So namentlich die Nikolaikirche zu Brandenburg und die herrliche Klosterkirche zu Ziuna bei Jüterbog, einer der schönsten Ordensbauten der ganzen Provinz. Wertvolle Wandgemälde, die unter der Tünche späterer Jahrhunderte verborgen lagen, sind unter seiner Leitung aufgedeckt worden. So in der kleinen Kirche zu Dahlem bei Berlin, die zu den ältesten Denkmälern der Malerei in unserer ganzen Gegend gehören. Die Gestalten sind im Laufe von fünf Jahrhunderten völlig schwarz geworden, doch die edle Zeichnung der Köpfe deutet auf einen wackeren Meister der frühgotischen Malerschule. Auch die Freilegung der Wandgemälde in der Kirche zu Quartschen ist der Anregung des Dahingeschiedenen zu verdanken. Unter den übrigen Bauwerken, deren Erhaltung wesentlich sein Verdienst ist, befanden sich die schönen alten Thore und Stadtmauern von Bernau, Schwedt a. O., Königsberg i. d. Mark und Mittenwalde, ferner die Kirche zu Niederwerbig, der aus prähistorischer Zeit

stammende Schlossberg von Burg bei Vetschau, das Königsgrab zu Seddin und das Denkmal des Grossen Kurfürsten in Rathenow u. s. f. Die auch in unseren Monatsblättern regelmässig abgedruckten Jahresberichte über die konservatorischen Leistungen des Verstorbenen legen von seiner ebenso rastlosen wie erspriesslichen Thätigkeit vollgiltiges Zeugnis ab. Von Hause aus war Bluth für ganz andere Aufgaben vorbereitet. Nachdem er seine Studien an der Berliner Bauakademie absolviert hatte, war er fast ausschliesslich bei Ingenieurbauten beschäftigt und in dieser lediglich praktischen Thätigkeit im preussischen Staatsdienst zum Regierungs- und Baurat aufgerückt. Hafenbauten in Wilhelmshaven, die Landes-Irrenanstalt in Neu-Ruppin und Wegebauten gehören zu den hauptsächlichsten Aufgaben aus dieser Zeit seiner Thätigkeit. Da Bluth das Amt des Provinzialkonservators nur im Nebenamt inne hatte, so musste er es sich versagen, manche umfangreicheren Arbeiten, wie z. B. die dringend notwendige Verbesserung des gedruckten Inventars der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg in die Hand zu nehmen. Jedenfalls hat Bluth auch unter diesen schwierigen Verhältnissen eine ausserordentlich vielseitige segensreiche Thätigkeit entfaltet und die Provinz wird der rastlosen selbstlosen Thätigkeit des Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren Unsere Brandenburgia, welcher Gustav Bluth seit ihrer Begründung zunächst als Obmann-Stellvertreter, dann als Obmann, zuletzt als II. Vorsitzender angehört hat, verliert in dem Verstorbenen ein treues pflichteifriges Mitglied, welches sich die Förderung der Gesellschaftsangelegenheiten stets angelegen sein liess.

Die Brandenburgia hatte zur Beerdigung eine Deputation mit einem Kranz entsendet. Der Vorstand hat ausserdem an die Hinterbliebenen ein Beileidsschreiben gerichtet.

Der Entschlafene ruht auf dem alten Zwölfapostel-Kirchhof, Kolonnenstrasse, Schöneberg.

Gustav Bluths Gedächtnis wird stets bei uns in Ehren gehalten bleiben.

Ein entsprechendes Brustbild Gustav Bluths begleitet einen Artikel den P(eter) W(allé) im Centralblatt der Bauverwaltung, Berlin 30. November 1901, S. 583 unter dem Titel „Provinzial-Konservator Geheimer Baurat Gustav Bluth †“ veröffentlicht hat.

(Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung des Verstorbenen von den Sitzen.)

II. Das zehnjährige Jubiläum der Brandenburgia im Jahre 1902. — Die Feier desselben ist nach den Vorschlägen der beiden vorberatenden Ausschüsse wie folgt gedacht.

Die gesellige Feier findet am Freitag, den 21. Juli 1902 abends in den Räumen der Schlaraffia am Enckeplatz statt. Vorsitzender des

Fest-Ausschusses ist, wie in früheren Jahren, Herr Grubenbesitzer Franz Körner, Stellvertreter Herr Hofjuwelier Telge und unser II. Schriftwart, Herr Dr. Otto Pniower.

Die wissenschaftliche Feier findet im April 1902 statt. Das Programm ist etwa wie folgt gedacht. Ansprache seitens des I. Vorsitzenden, Einzelberichte über die Hauptgruppen der Volkskunde, ihre bisherigen Leistungen in der Brandenburgia und ihre Aufgaben für die Zukunft (Naturkunde, Vorgeschichte, Geschichte, Volkskunde). Dann berichtet Herr Professor Friedr. Wagner über den Plan und die Ausführung des grossen Sammelwerks Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Als wissenschaftliche Arbeiten hierzu sind zwei Hefte des Archivs gedacht, erstes Heft die eigentliche Festschrift enthaltend (die vorgedachten Berichte und ein ausgearbeitetes Programm der brandenburgischen Heimatkunde) zweites Heft literarische Festbeigaben (einzelne Aufsätze von Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia). Vorstand und Ausschuss werden diesbezüglich das Weitere festsetzen.

III. Der Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum für das Etatsjahr 1900 wird herumgereicht und auf Wunsch ausgeteilt. Ich mache auf folgende Abschnitte daraus aufmerksam.

VI. Wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit.

Die dem Museum nach der wissenschaftlichen Seite und in Bezug auf die Propaganda obliegenden Aufgaben sind in der üblichen, hier schon oft beschriebenen Weise erfüllt worden. Die wissenschaftliche Registratur (Archiv und Sammelkästen) erhielt erheblichen Zuwachs. Die vorhandenen Übersichten wurden entsprechend der neu erschienenen Litteratur ergänzt, unvermeidliche Lücken durch erneute Ausnutzung der älteren ausgefüllt Diese Übersichten dienen dem Zwecke, uns in den Stand zu setzen, Anfragen, die aus dem Publikum heraus an das Museum gerichtet werden, zu beantworten und gewähren bei den eigenen Forschungen die erste Orientierung. Für jenen Zweck wurde das Museum auch im vergangenen Jahre wiederholt in Anspruch genommen. Ebenso sind unsere Sammlungen von verschiedenen Schriftstellern und Gelehrten für ihre Bestrebungen vielfach benutzt worden, wie auch Verleger, Handwerker, Künstler, Fabrikanten von ihnen oft Gebrauch gemacht haben.

Von den Veröffentlichungen, die aus dem Museum hervorgingen, nennen wir folgende grössere:

Die nachträglich erschienene Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Museums, die unter Beigabe zahlreicher Abbildungen eine Geschichte des Institutes in der abgelaufenen Zeit bietet und als Anhang eine Abhandlung über das Königsgrab von Seddin, Kreis Westprignitz enthält.

Aus dem Gebiet der Vorgeschichte: „Prähistorische Bronzefunde aus der Mark Brandenburg“ (Nachrichten über deutsche Altertumsfunde). „Vor-

geschichtliche Altertümer aus dem Nachlasse Adalberts von Chamisso" (Brandenburgia).

Aus dem Gebiet der Kulturgeschichte: „Das Antependium der St. Gotthards-Kirche in Brandenburg a. H." (Brandenburgia). „Hauswirtschaftliche Geräte des frühen Mittelalters der Provinz Brandenburg" (ebenda). „Geschichte des Berliner Rathauses" (ebenda). „Theodor Fontanes Grete Minde" (ebenda).

VII. Pflegschaftsfahrten in die Provinz.

Auch in diesem Jahre wurden wieder zahlreiche Pflegschaftsfahrten in das äussere Weichbild von Berlin und in die Provinz unternommen zu dem Zwecke, um durch persönliche Thätigkeit an Ort und Stelle die Bereicherung der Museums-Sammlungen zu fördern und durch wissenschaftliche Aufnahmen das für uns notwendige landeskundliche Material zu vermehren. Zugleich wurden sie zur Einwirkung auf die Bewohner benutzt, um deren Interesse für die Altertumskunde anzuregen und Zuwendungen an das Museum zu veranlassen.

Die Ausflüge, die teils vom Direktions-Vorsitzenden unter Zuziehung einzelner Pflegschaftsmitglieder und Freunde des Museums, teils im Anschluss an Exkursionen der „Brandenburgia", meistens an Sonn- und Feiertagen, veranstaltet wurden, waren gerichtet nach: Brück, Rottstock, Gömnick, Kr. Zauch-Belzig; Delm-See bei Berkenbrück, Kr. Lebus; Finkenkrug, Brieselang, Nauen, Kr. Osthavelland; Freienwalde a. O., Falkenberg, Hohenfinow, Kr. Oberbarnim; Jüterbog, Kr. Jüterbog-Luckenwalde; Kalkberge Rüdersdorf, Kr. Niederbarnim; Liepnitz-Werder und Bernau, Kr. Niederbarnim; Lunow und Stolzenhagen, Kr. Angermünde; Mittenwalde, Kr. Teltow; Neu-Strelitz; Pankow und Niederschönhausen, Kr. Niederbarnim; Pfaueninsel, Moorlake, Neu-Glinicke, Babelsberg, Kr. Teltow; Strausberg und Stienitzsee, Kr. Oberbarnim; Tegel, Niederbarnim; Tiefensee, Blumenthal und Sternebeck, Kr. Oberbarnim.

IX. Wappenscheiben.

Das Museum hat sich schon seit 15 Jahren angelegen sein lassen, eine Sammlung aller in Berlin und in der Provinz Brandenburg geführter Wappenzeichen, auf Glas farbig gemalt und eingebrannt, herzustellen, um sie, zu Fenstern zusammengestellt, dem Publikum bequem vor Augen zu führen. Da die Kosten der Selbstbeschaffung doch sehr gross geworden wären, so wurde den wappenführenden Körperschaften und Personen die Stiftung der Wappenscheiben anheimgestellt und der gleichmässigen und billigen Herstellung wegen mit einem Glasmaler die Herstellung für den Preis von 10 Mk. für die Scheibe vereinbart. In Betracht kamen die Städte die Adelsfamilien, bürgerliche Familien, die Innungen, die studentischen Vereinigungen und einige wissenschaftliche und Kunstvereine. Die Sammlung ist schon jetzt über Erwarten gross geworden; sie wird, abgesehen von ihrem eigentlichen Wert, zugleich eine kunstvolle Ausstattung der Fenster in dem neu zu errichtenden Museumsgebäude ermöglichen.

Digitized by Google

In diesem Jahre sind hinzugekommen:

1 Adelsfamilie: von Einem (Britz, Tempelhof), 3 bürgerliche Familien, 3 studentische Vereinigungen: „Normannia", Landsmannschaft, Universität; „Wingolf", Verbindung, Universität; „Wingolf", Verbindung, Technische Hochschule, 1 Verein: Arends'scher Stenographen-Verein „Merkur", so dass die Sammlung gegenwärtig die Wappen von 140 Städten (mehrere mit 2 Wappen), 225 adeligen Familien, 3 bürgerlichen Familien, 51 studentischen Vereinigungen, 55 Berliner Gewerken und 5 wissenschaftlichen Vereinen enthält.

X. Ansichten älterer Bauwerke und Strassenzüge Berlins.

Die Verwaltung war auch in diesem Jahre bemüht, bemerkenswerte ältere Häuser und Strassenpartien, die einer Veränderung entgegensehen, im Bilde fixieren zu lassen. So wurden Gebäude und Strassenfluchten der Alten Jakob- und Waisenstrasse, der Strasse Unter den Linden u. s. w. photographisch aufgenommen. Ältere Berliner Ansichten aus dem Anfang und der Mitte des 19. Jahrhunderts, Stiche und Lithographien, wurden angekauft. Auch eine Sammlung sehr interessanter Photographien, die Darstellungen von jetzt verschwundenen Häusern unserer Stadt aus den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bieten, wurde erworben.

Verbraucht wurden von der im Etat für diese Ankäufe ausgeworfenen Summe von 1000 Mk. im Ganzen 642 Mk.

XI. Öffentliche Gedenktafeln für verdiente Männer an deren Wohnstätten.

Im Berichtsjahr wurden zwei neue Gedenktafeln auf städtische Kosten angebracht:

für den um die Vorbereitung und Einführung des Allgemeinen Preussischen Landrechts so verdienten Grosskanzler Graf von Carmer am Hause Alexanderstrasse 70 und

für den Geschichtsschreiber und Begründer der städtischen Volksbibliotheken Friedrich von Raumer am Hause Kochstrasse 67.

Eine Übersicht sämtlicher in Berlin befindlicher öffentlicher Gedenktafeln hatten wir als Anhang dem vorjährigen Verwaltungs-Bericht beigefügt. Es sind im ganzen jetzt 64, von denen 31 von der Stadtgemeinde errichtet worden sind.

XII. Die Räume.

Im letzten Bericht war unter dieser Rubrik hauptsächlich von dem Umzug die Rede, den das Museum vor seiner endgiltigen Übersiedelung in das ihm bestimmte Heim noch einmal durchzumachen hatte. Die Arbeiten der Neuaufstellung nahmen ein ganzes Jahr in Anspruch. Erst am 15. November 1900 konnten die Säle der kulturgeschichtlichen Abteilung, in denen die der historischen Zeit angehörigen Gegenstände untergebracht sind, dem Publikum zugänglich gemacht werden. Im März 1901 wurde der

grosse Saal, in dem die prähistorischen Altertümer zur Schau gebracht sind, für den Besuch geöffnet. Die Aufstellung der naturwissenschaftlichen Objekte harrt noch der Vollendung.

Die Aufstellung ist den Räumen thunlichst angepasst worden, doch konnten wegen ihrer Unzulänglichkeit nur ausgewählte Gegenstände zur Schau gebracht werden, während die grosse Masse in Nebenräumen, die dem Publikum nicht zugänglich sein können, magaziniert wurde. Immerhin erweist es sich als vorteilhaft für den Besucher, dass es bei der grösseren Zimmerzahl möglich war, die Haupt-Abteilungen und Gruppen der Sammlungen von einander getrennt zur Ansicht zu bringen und so die Übersicht zu erleichtern. Diese Gruppenteilung wird zugleich der künftigen endgiltigen Aufstellung im neuen Museumsgebäude den Rahmen geben.

Der Museums-Neubau, bei dem die Fundamentierung des grossen Turms die meisten Schwierigkeiten bereitet hat, macht nunmehr schnellere Fortschritte. Der Turm ist bereits ca. 60 m hoch im Rohbau ausgeführt, daneben das Erdgeschoss der Verwaltungsräume, der Vorhalle und einer grossen Ausstellungshalle; die übrigen Teile sind nur in den Fundamenten fertig.

Abgeschlossen habe ich diesen Bericht am 1. September 1901. Bei den Pflegschaftsfahrten ist allemal eine erhebliche Anzahl von Mitgliedern der Brandenburgia beteiligt gewesen, wie denn überhaupt bisher alle diese Forschungsreisen der letztern stets unmittelbar genützt haben.

IV. Eine erfreuliche Nachricht gelangt an uns aus Küstrin. Daselbst hat sich vor einiger Zeit ein Verein für die Geschichte Küstrins gebildet, um die Erforschung der Geschichte der Stadt und Festung zu fördern. Dazu sollen öffentliche Vorträge, Besprechungen über geschichtliche Fragen, das Anbringen von Gedenktafeln und eine Sammlung von Gegenständen aller Art, die sich auf die Vergangenheit der Stadt beziehen, dienen. Mit dieser Sammlung ist bereits der Anfang gemacht. Herr Hauptmann Noël hat eine Zahl von Gegenständen, die besonders an Friedrich den Grossen erinnern, zusammengebracht. Zur Unterbringung dieser Sammlung ist von der Militärbehörde in der Schlosskaserne ein Raum überlassen worden, der den Namen „Friedrichszimmer“ führt.

Der Verein sieht sich als Ortsgruppe des Neumärkischen Geschichtsvereins an und will die Geschäfte einer solchen Gruppe besorgen. Der Jahresbeitrag ist auf 2 Mk. festgesetzt.

Der Vorstand besteht aus den Herren: Oberlehrer Dr. Berg Rechtsanwalt Kyritz, Hauptmann Noël, Mittelschullehrer Schimming und Archidiakonus Troschke. (Der Verein für die Geschichte Berlins hat gelegentlich der Wanderfahrt am 20. und 21. August 1892 nach Tamsel und am 18. Juli 1897 nach Sonnenburg die geschichtlichen Denkmäler Küstrins in Augenschein genommen.

V. Schriften des V. Internationalen Zoologen-Kongresses zu Berlin, 12. bis 16. August 1901. Ich lege von den Veröffentlichungen vor:

a) Mitteilungen über Naturwissenschaftliche Anstalten Berlins für die Mitglieder des V. Intern. Zoologen-Kongresses. 71 S. Bl. 8. — 26 dergl. öffentliche Institute beschreibend.

b) Tageblatt des V. Internationalen Zoologen-Kongresses Berlin, 12. bis 16. August 1901. Herausgegeben vom Bureau des Kongresses. 30 S. fol. Kurze Berichte über die höchst mannigfaltigen Verhandlungsgegenstände.

Ausserdem hatten die Zoologen-Kongressmitglieder einer gastlichen Einladung nach Hamburg folgend, zum Schluss des Kongresses einen Abstecher nach dem alten Emporium an der Unterelbe gemacht, woselbst sie mit echt hanseatischer Freigiebigkeit durch eine kostbare und wissenschaftlich höchst wertvolle Festgabe überrascht wurden, deren Titel lautet: „Hamburg in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung. Den Teilnehmern der 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte als Festgabe gewidmet.“ Mit 254 Abbildungen im Text und 5 Tafeln. XII + 616 S. fol. Hamburg. Verlag von Leopold Voss 1901. Ausser einer Einleitung über die allgemeine Topographie der Stadt Hamburg (Baumeister Melhop), den Untergrund Hamburgs (Prof. Gottsche), die Flora (Dr. A. Voigt) und die Fauna der Umgegend Hamburgs (Prof. Kraepelin), gelehrten Arbeiten, deren Behandlung sich, mutatis mutandis, auch für eine wissenschaftliche Heimatkunde als gut vorbildlich bezeichnen lässt, enthält der stattliche Band noch folgende Kapitel: das hamburgische Vorlesungswesen (mit Ausnahme von 3 philosophischen beziehentlich litteraturästhetischen Vorlesungen, alles naturwissenschaftliche Wissenszweige); die naturwissenschaftlichen Anstalten, die Krankenanstalten, öffentliche Gesundheitspflege, die ärztliche Standesvertretung, Bibliotheken und wissenschaftliche Vereine.

VI. In den Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte. XIV. 2. Hälfte. Leipzig 1901 befindet sich ein anziehender Aufsatz von Prof. Dr. R. Fester-Erlangen: „Vorstudien zu einer Biographie der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth“ über die pikanteste Frauengestalt der friderizianischen Zeit, ein Charakter, der nur von einem Standpunkt abseits von gut und böse richtig erfasst werden kann. Ich lasse den Halb-Band zur Kenntnisnahme zirkulieren.

VII. Berliner geschriebene Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735. Ein Beitrag zur preussischen Geschichte unter König Friedrich Wilhelm I. Herausgegeben von Dr. Ernst Friedländer, Geh. Archivrat.“ Berlin 1902. Schriften des Vereins

für die Geschichte Berlins. Heft XXXVIII. Ein stattlicher Band von XIX + 721 S. gr. 8 S. IV: „Das vorliegende Buch besteht aus einer grossen fortlaufenden Reihe geschriebener Zeitungen aus Berlin. Es sind Berichte, die zwei im Solde des Fürsten Georg Albrecht von Ostfriesland stehende Korrespondenten wöchentlich einmal an den Auricher Hof lieferten. Sie schrieben, was ihnen zu Ohren kam, was sie selbst sahen und was sie aus fremden Zeitungen erfuhren."

Es sind das also nicht Zeitungen in unserm Sinne, sondern politische Geheimberichte, wie sie die diplomatischen Geheimagenten an den Höfen noch jetzt in nicht unähnlicher Manier, mitunter chiffriert, verfassen.

Die geschriebenen Zeitungen enthalten selbstredend, neben guten Weizenkörnern vorwiegend Spreu. Man nannte solche Berichte damals nicht mit Unrecht „Fischmarktzeitungen". Der Herausgeber bemerkt dazu S. XIV. „Dieser eigentümliche Ausdruck für Klatsch oder Redereien ist nicht vereinzelt. Mir ist er z. B. begegnet in einem Schreiben Winterfeldts an den Geh. Kabinetsrat Eichel vom 1. Juli 1756, der sich bei Gelegenheit des Stillstandes der Rüstungen vor dem Kriege also äussert. „Hier fängt es nunmehro wieder an ruhig zu werden, und habe ich einige Beurlaubte meines Regiments, welche eingekommen, weil solche nur 12 Meilen von hier zu Hause, wieder gehen lassen; als welches hier den Fischmarcht sehr bestärkt, dass nichts aus dem Markt werden wird." — Bei Koser, die preussischen Finanzen im siebenjährigen Kriege (Forschungen u. s. w. XIII. S. 191) heisst es sogar: „Anjetzo zweifelt der geheime Fischmarkt nicht mehr . . . . ." Dennoch finden sich in den Zeitungen eine Menge interessanter, z. T. unsere Brandenburgia höchlichst interessierende Einzelheiten, auf die ich mir bei Gelegenheit zurückzukommen gestatten werde. Die Zeitungsschreiber waren Zacharias Grübel, Lizentiat der Rechte, der für 50 Thl. jährlich die Berliner nova zweimal in der Woche berichtete und Franz Hermann Ortgies, früher Hofgerichtssekretär in Hannover. Er bittet, sein Salarium auf 100 Thaler festzusetzen, „wie andere Correspondenten, und deren einige noch ein mehres allhier zu geniessen haben, zumal man occasione dessen je zuweilen eine kleine depense thun muss." Auch nicht ungefährlich war der Dienst. Man zog sich leicht Hohes, Höchstes und Allerhöchstes Missfallen zu, wie denn Friedrich Wilhelm I. dem Ortgies fünf Monat strenge Haft und Ausweisung zu teil werden liess.

Wir sind Herrn Friedländer für seine Publikation zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

VIII. (Vorlage.) Friedrich Wagner: Die Handschriften der älteren hohenzollernschen Kurfürsten (Albrecht Achilles und Johannes). Eine Untersuchung. (Sonder-Abdruck aus dem Hohen-

zollern-Jahrbuch 1901, S. 55—59). Unser verehrtes Mitglied, dem wir bereits kulturgeschichtliche Mitteilungen über die letztgenannten Herrscher verdanken, überrascht uns mit der Angabe, dass gesicherte Proben der Handschrift der Kurfürsten Friedrich I. und II. nicht vorhanden und auch Autographa von Albrecht und Johann äusserst selten sind. Die betreffenden Schreibeproben sind im besten Lichtdruckverfahren kopiert beigegeben.

IX. (Vorlage.) Friedrich Wagner: Das Turnier zu Ruppin 1512 (ebendas. S. 99—119. Unsere Mitglieder erinnern sich noch des schönen, dieses Thema behandelnden Vortrags, der uns in der Brandenburgia am 19. Dezember 1900 gehalten wurde. Zu einer Abhandlung ausgestaltet und mit zahlreichen Bildern, zum Teil aus des berühmten Georg Rixners Turnierbuch (Anfang, ursprung und herkomen des Thurnirs in deutscher nation u. s. w. 1530) geschmückt. Je seltener Beschreibungen über dergleichen ritterliche Spiele und Lustbarkeiten in unserer Mark sich erhalten haben, um so dankbarer müssen wir dem Verfasser für die Gründlichkeit und Anschaulichkeit danken, mit der er uns das Turnier schildert. Er schliesst mit den Worten: „Jedenfalls war aber nun der Beweis geliefert, dass die Bemühungen der zollernschen Kurfürsten von Friedrich II. an, ihren märkischen Adel dem bayerischen, schwäbischen, rheinischen und fränkischen in ritterlicher Sitte ebenbürtig zu machen, zum Abschluss gediehen waren. Kamen dann auch die brandenburgischen Edelleute in geistiger Ausbildung ihren deutschen Standesgenossen gleich — und wesentlich zu diesem Zwecke war doch 1506 die Universität Frankfurt angelegt worden — so war eine grossartige Arbeit fürstlicher Mühen zum Segen der Heimat vollendet."

X. Stammtafel der Kurfürsten von Brandenburg,*) der Markgrafen von Ansbach und Bayreuth und der Herzöge in Preussen. Entworfen von Georg Schuster. U. M. Staatsarchivar Dr. Schuster giebt uns hier eine bequeme Übersicht zum Nachforschen in der Genealogie. Um so dankbarer, als wegen der vielfachen Gleichartigkeit der Vornamen und der verschiedenen Stammeslinien Verwechslungen leicht möglich sind. (Ebendaselbst Jahrbuch 1901.)

XI. Georg Schuster: Eine brandenburgische Prinzessin auf dem siebenbürgischen Fürstenthrone. (A. a. O. S. 121—136.) Im September 1625 warb Fürst Gabriel Bethlen von Siebenbürgen, der standhafte Verfechter des Christentums und der evangelischen Lehre in der fernsten Ostmark, um die Hand der am 28. Mai 1602 zu Königsberg i. Pr. gebornen Markgräfin Katharina von Bran-

*) Also bis Friedrich III. Über seine königliche Nachkommenschaft s. Hohenz. Jahrb. 1900. S. 12.

denburg. Am 22. Januar 1626 wurde die Fürstin dem ungarischen Magnaten Georg Racoczy per procurationem angetraut und am 26. die gefahrvolle Reise gen Morgen angetreten. Der bekannte streitbare Oberstleutnant Konrad von Burgsdorf eskortierte den abenteuerlichen Zug, der 6 Tage nach der festgesetzten Zeit, wegen allerhand Hindernisse auf den unwirtlichen Pässen und Landstrassen verzögert, in Kaschau eintraf. Ein Festmahl, bei dem es nicht ohne die damals beliebten Rangstreitigkeiten abging und dessen 80 seltsam zugerichtete Gänge meist aus „Sauerkraut, Rindfleisch und Ferklein" bestanden, beschloss der Tag. Dazu wurde damals und später so fleissig gestohlen, dass die brandenburgischen Gesandten allmählich fast ihr sämtliches Silbergerät einbüssten. Dass die brandenburgischen Magen bei der halbbarbarischen Kost nicht auf ihre Rechnung kamen, zeigt der Bericht eines der Mitreisenden. Die vorgesetzten Speisen seien meist „grob und schlecht", die Weine „trübe und böse" gewesen. So erging es — trübe und böse — auch der Fürstin von der Vermählung am 2. März 1626 ab. Sie vermochte sich in die orientalischen Gepflogenheiten ihres durchaus nicht bösartigen aber herrischen und jähzornigen Gemahls nicht zu finden. Ihre Begleitung entsetzte sich über die fremdartige Kleidung und Aufführung der Ungarn und diese machten unverhohlen ihre Glossen über die spanische Tracht der brandenburgischen Damen und Herren und über deren Benehmen.

Als Bethlen seine Augen am 15. November 1629 geschlossen hatte, ging die Leidensgeschichte der Witwe erst recht an. Um seiner hilflosen Schwester beizustehen, schickte Georg Wilhelm mehre seiner Räte zu ihr. Mit Erstaunen hörten diese, dass die Fürstin im hohen Masse unbeliebt, übrigens zum Katholizismus übergetreten sei. Nach einem unstäten Leben finden wir im Jahre 1638 die Fürstin in Wien, woselbst sie mit einem ziemlich anrüchigen Konvertiten, dem acht Jahr ältern Herzog Franz Karl von Lauenburg sich vermählte. Am 9. Februar 1644 verschied die Herzogin und ward in der Kirche zu Lauenburg beigesetzt.

So unerquicklich die Darstellung dieser Ehe ist, so hoch interessant sind die geschilderten Einzelheiten, da sie die Unterschiede in die Lebensauffassung und Lebensweise zwischen unserm brandenburgischen Norden und dem halb barbarischen fernen Osten scharf hervorheben. Die hier geschilderten Vorgänge würden für einen Roman nur wenig Zuthaten mehr bedürfen.

XII. Die Sammlung unserer provinziellen Kalender, über welche letztere ich zu Ihnen wiederholt gesprochen habe, kann ich heute aus der Niederlausitz vermehren. Ich lege den Sorauer Kalender auf das Gemeinjahr 1902 und den Sorauer Wirtschafts- und Historien-Kalender auf das Jahr 1902 vor. Beide Kalender

erscheinen im 84. Jahrgang, was für die Beliebtheit und die Weitverbreitung dieser Schriften spricht, welche von der rühmlich bekannten Firma Rauert & Pittius, G. m. b. H. gedruckt und verlegt werden. Besonders hebe ich den letztgedachten Kalender hervor, welcher neben vier Gratisbeilagen für den ungemein billigen Preis von 50 Pf. auch eine Reihe kleinerer geschichtlicher Aufsätze und Mitteilungen bietet. Wir möchten den Verlag bitten, diesen belehrenden Teil immermehr besonders auch auf Schilderungen der Niederlausitz auszudehnen.

XIII. Robert Mielke: Die kirchlichen Wehrtürme im nordwestlichen Brandenburg. Im „Burgwart". Zeitschrift für Burgenkunde und mittelalterliche Bankunst. Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen. III. Jahrg. No. 3. Dezember 1901.

U. M. bewegt sich im West- und Osthavelland und in den beiden Prignitzen. Es haben sich dort Dorfkircheu mit zur Verteidigung eingerichteten Türmen erhalten, ähnlich wie der berühmte Kirchturm von Meldorf, der bei der heldenhaften Verteidigung der Dithmarschen Bauern eine so grosse Rolle gespielt hat. Die alten Feldsteinkirchen der vorgedachten Landstriche, sind nach M. noch im 12. Jahrhundert entstanden.

Verf. bespricht, zunächst deu merkwürdigen Kirchturm des Doppeldorfs Hohennauen bei Rathenow, der den Übergang nach dem Ländchen Rhinow deckte. Der geviertförmige Turm mit 9,20 m langen und 1,20 m dicken Mauern ist romanisch, die Schartenfenster sind hoch oben. Es scheint sich um den Rest einer Burganlage zu handeln und ist mit dem davon übrig gebliebenen Turm die jetzige erst im 16. Jahrhundert erbaute Kirche verbunden. Besichtigt von der Pflegschaft des Märkischen Museums am 29. September 1901. Zu den eigentlicheu Wehrkirchen aus Feldstein gehört die von Kuhsdorf bei Pritzwalk (13. Jahrhundert), besichtigt vom Märkischen Museum am 29. September 1901. Von diesem Turm sowie von dem Westturm der 1250 geweihten Kirche zu Zernitz bei Neustadt an der Dosse, von Demanthin bei Kyritz und von Schweinrich bei Wittstock an der Dosse giebt M. die Grundrisse.

XIV. Michael Kohlhaas. Aus einer alten Chronik von Heinrich von Kleist. Verlag von Fischer, Berlin 1902. In eleganter bequemer Taschen-Ausgabe bringt uns hier unser II. Schriftwart Dr. Otto Pniower eine Textrevision der klassischen Novelle Kleists, die er in der Sitzung am 30. Oktober d. J. S. 314—337 ausführlich besprach. Die Einleitung dazu giebt unser berühmter Literarhistoriker Erich Schmidt. Diese „Pantheon-Ausgabe*) ist mit

*) In derselben Ausstattung, als würdigen Anfang, hat Dr. Pniower auch den Goetheschen Faust, I. Teil, mit Textrevision, Einleitung und Erläuterungen herausgegeben. Bei der sehr vornehmen Ausstattung ist der Preis von 2 Mark für die Pantheon-Bücher ein billiger zu nennen.

einem fesselnden Brustbild des genialen, unglücklichen Kleist, einer Reproduktion des von Johann Friedrich Krüger i. B. 1801 nach dem Leben gemalten Miniaturbildes geschmückt. Aus ihm entstand durch Verzerrung der Stahlstich von H. Sagert, der zuerst in Eduard v. Bülows Buch „Heinrich von Kleists Leben und Briefe“ 1848 erschien und lange Zeit für das einzige Bildnis des Dichters galt. Ich lasse die auch für den Geschenktisch sehr geeignete, musterhafte Ausgabe zirkulieren, füge aber mit Rücksicht auf die vorgedachte längere Abhandlung für diesmal nichts hinzu, obwohl mich die geschichtliche Parallele zwischen unserm köllnischen Rosskamm, dem wirklichen Hans Kohlhase, und dem romantischen Michael Kohlhaas eigentlich verlocken könnte.

XV. „Zwei neue Vegetationslandschaften der Steinkohlen- und der Braunkohlenzeit.“ Unter diesem Titel bespricht Prof. Dr. H. Potonié in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 1. Dez. 1901, S. 101 u. a. ein Bild, welches in der neueingerichteten und demnächst zu eröffnenden geologischen Schausammlung der geologisch-palaeontologischen Abteilung des Kgl. Museums für Naturkunde zu Berlin, Direktor Herr Geheimer Bergrat Professor Dr. W. Branco, als eine der beiden urgeschichtlichen Vegetationslandschaften die eine Wand schmücken soll. Es ist eine Braunkohlenlandschaft aus dem miocaenen Waldmoor des Senftenberger Kohlenreviers, mit den in unserer Brandenburg mehrfach besprochenen riesigen Stümpfen der virginischen Sumpfcypresse, Taxodium distichum. Angebracht auf dem Bilde erscheint aber auch die mehr trockne Stellen liebende, ebenfalls nordamerikanische Zwerg-Kastanie, Castanea pumila Miller, unserer südeuropäischen Castanea sativa Miller ähnlich. C. pumila ist kürzlich von Potonié im Thon des Hangenden des Flötzes der Grube Viktoria bei Gross-Räschen festgestellt worden. Auch an die amerikanische Eisenrost-Buche, Fagus ferruginea, erinnernde Blätter sind im Senftenberger Revier gefunden. Sonst sind auf dem Miocänbild noch Betula (Birke) und Corylus (Hasel) zu sehen.

XVI. Aus Fürstenwalde a. Spree übersendet u. M. Herr Chemiker Schenk ein im Verlag der Fürstenwalder Zeitung (H. Richter) erschienenes „Gruss-Album“, neun saubere Ansichtskarten enthaltend und fünf lose Ansichtspostkarten, welche ich der grossen Sammlung des Märk. Museums, dankend, überweise.

XVII. Photographien aus Frankfurt a. d. Oder, hergestellt bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums dorthin am 17. No-

*) Die Hauptarbeiten über Senftenberg von Oscar Ebert, Henri Potonié und D. von Schlechtendahl sind a. a. O. S. 103 angeführt. Vergl. dazu in der Brandenburgia III. 212 u. 271; IV. 147 u. 285; V. 289; VII. 362 und VIII. 412.

vember 1901 durch u. M. Herrn Stadtbibliothekar F. Lüdicke, lege ich zur Kenntnis vor. Mit grosser Treue aufgenommen sind es 4 Bilder: 1. die Teilnehmer der Fahrt, darunter mehrere Herren aus Frankfurt, vor dem Portal des alten Kollegienhauses (Universität), 2. eiu Teil der schönen städtischeu Promenade längs der alteu Stadtmauer, die nebst ihren Weichbildern und Türmen mit Epheu und Fünfblatt übersponnen erscheint, 3. das Portal auf der Nordseite der Ober-Kirche (St. Marien), welches in gothischen Formen eutwickelt, einen reichen Skulpturenschmuck aufweist, darunter rechts u. a. ein Affe (Meerkatze) der eine Ratte gepackt hat, eine merkwürdige Darstellung, auf die ich in der Sitzung am 29. Januar 1902, woselbst ich u. a. über die Hausratte zu sprechen gedeuke, zurückkommen werde. Der unterste Plattenaufbau des Portals rechts wie liuks sowie die Sockel der anstossenden Backsteinmauern sind aus grauem Sandstein gefertigt und mit in katholischer Zeit aus abergläubischen Zwecken eingeriebenen Rundmarken (Näpfchen) sowie Längsrillen (Wetzscharten) förmlich bedeckt. Namentlich die letzteren Zeichen sind am Portal so massenhaft ausgeführt worden, dass die Sandstein-Ornamentstücke dadurch deformiert erscheinen. Über diese Näpfchen und Rillen habe ich öfters zu Ihren gesprochen und sie Ihnen namentlich an der St. Nikolaikirche in Spandau (dort im Backstein angebracht) bei unserer Wanderfahrt am 7. September 1901 vorgezeigt. Ich gedenke, auf die damit verbundenen volkskundlichen Probleme im Zusammenhange zurückzukommen, sobald ich Zeit finde, über die kürzlich erschienene Schrift des Herrn A. Magni zu sprechen, zu welcher ich mancherlei Beiträge geliefert habe. — 4. endlich das stilsame Denkmal, in der Dammvorstadt am rechten Oderufer, dessen Damm die bis auf 5,41 m gestiegenen Fluten am 27. April 1785 durchbrachen. Drei Minuten links von der Brücke, wo beim Rettungswerke der Regimentskommandeur Herzog Leopold von Braunschweig ertrank, also im eigentlichsten Sinne auch einen Heldentod starb, ist das neuerlich restaurierte, von der Stadt in Unterhaltung genommene Sandsteindenkmal errichtet. Die allegorischen Gestalten, welche auf rundem Postament mit des Herzogs Porträtmedaillen eine Urne tragen, und diejenigen, welche sich neben demselben befinden, erklärt die pathetische Inschrift von Ramler. Am Todestage hält die von Leopold begründete Garnison- oder Leopold-Schule (Kasernenstrasse) hier eine Gedächtnisfeier ab.

Für das Jahr 1902 ist eine Brandenburgia-Wanderfahrt nach Frankfurt a. O. geplant, wo wir alles dies und die vielen anderen

*) Das Kollegienhaus in der Richtstrasse stammt in seiner äussern Gestalt aus dem Jahre 1693, enthält jetzt die 1813 gegründete Oberschule (städt. Realgymnasium), während die Universitas Viadrina 1506 gegründet wurde und zu ihren ersten Musensöhnen Ulrich von Hutten zählte. 1518 doktorierte hier der berüchtigte Tezel.

Digitized by Google

Sehenswürdigkeiten der Stadt, so Gott will, werden betrachten können. Ich ergreife die Gelegenheit, um Herrn Felix Lüdicke, der seit Jahr und Tag die Wanderfahrten des Märkischen Museums mit seiner Lichtbildkunst unterstützt, auch an dieser Stelle den herzlichsten Dank auszusprechen.

XVIII. Eine grosse Anzahl von Abbildungen brandenburgischer, meist märkischer Klöster und Stifter in Druck, Kupferstich, Lithographie und Photographie habe ich aus den Beständen des Märkischen Museums ausstellen lassen zur Illustrierung des nachfolgenden Vortrags u. M. Herrn Passow über die Klöster der Mark.

XIX. Der Verein „Heimat" Verein zur Förderung der Heimat-Kunde, -Kunst und -Sitte zu Kaufbeuren im Allgäu.

„Zuletzt aber nicht zum Wenigsten" erwähne ich diesen seit ca. 3 Jahren im äussersten Süden unsers deutschen Vaterlandes existierenden Verein, der sich mit dem Märkischen Provinzial-Museum, vor allem mit der gleiche Bestrebungen verfolgenden Brandenburgia zu unserer besondern Freude anfreundet. Wir werden mit diesen unseren wackeren, die Fahne kernigen, unverwüstlichen Volkstums hochhaltenden bayrisch-schwäbischen Landsleuten in Schriften- und damit Gesinnungs- wie Arbeits-Austausch eintreten, dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Sekretärs des Vereins, des zur Förderung der hier verfolgten edelen Zwecke unermüdlich thätigen Herrn Cnratus Frank in dem lieblich und romantisch zugleich belegenen uralten Städtlein Kaufbeuren, an der Eisenbahnlinie München-Lindau.

Der Verein besitzt eine eigene Zeitschrift „Deutsche Gaue, Zeitschrift für Heimatforschung und Heimatkunde", wovon ich aus Band III die ersten Hefte Seite 1 bis 114 (Hefte 41 bis 48) vorlege. Fast jedes dieser kleinere und grössere Aufsätze enthaltenden Hefte hat für uns Interesse und kann für die Tonart, mittels der man allein auf die breite Volksmasse, namentlich auf dem Lande, im Sinne unserer Vereinsaufgaben, einzuwirken vermag, uns geradezu vorbildlich sein. Zur Beherzigung in unseren Brandenburgia-Kreisen und zur Nachahmung mit Anpassung an unsere Gegend, teile ich daher die nachfolgende Aukündigungen der „Heimat" und der „Deutschen Gaue" mit.

Die „Deutschen Gaue" (mit der Beilage „Historische Rundschau" 20 illustrierte Hefte resp. 10 Doppelhefte pro Jahr mit freier Zustellung nur 2,40 Mk.) bringen Aufsätze aus allen Teilen, besonders Schwabens und Altbayerns; sie wollen in weitesten Kreisen das Interesse an der Heimat wecken. Ihre Sprache soll originell, volkstümlich, freimütig sein. Sie streben die bei der Heimatforschung so notwendige Brücke zwischen dem Volk und der Wissenschaft herzustellen Sie bieten Führer bei Ausflügen; ausführliche Schilderungen der interessantesten Punkte; packende Streiflichter auf die

Sittengeschichte früherer Zeiten; sofortige Nachrichten über Ausgrabungen und Funde mit Abbildungen und Plänen; originale Karten und Aufnahmen; Archivstudien; Ortschroniken.

Sie sind Organ des Vereines „Heimat“ und verfolgen dessen ideale Ziele:

die heimatliche Geschichte zu erforschen,
das Volk zur Ehrfurcht gegen seine Vorgesetzten anzuleiten,
Ortschroniken bei Entgegenkommen der Gemeinden zu schaffen,
gutes altes Herkommen wieder zur Achtung zu bringen,
alte Lieder, Bauart, Trachten zu erhalten,
den Familiensinn zu heben,
die Geschichte der einzelnen Familien zu erforschen,
das Volk über den Wert seiner Erbstücke zu unterrichten,
alte Kunstwerke vor Zerstörung zu schützen,
die Urkunden in Haus und Pfarrarchiv zu entziffern,
alte Schanzen, Gräber zu durchforschen,
die alten Funde vor Verschleuderung zu bewahren,
das Volk bei Verkauf solcher vor Schaden zu bewahren,
ihm die Kunstwerke seiner Kirche zu erklären,
ihm gute und billige Bücher zu schaffen,
seine Wohnungen mit guten Bildern zu schmücken,
den Handwerkern treffliche alte Werke vor Augen zu führen,
überhaupt dem Volk seine Heimat wieder lieb und teuer zu machen.

Jeder wird in seiner Gemeinde diese praktischen und wissenschaftlichen Ziele erstrebenswert finden und ist eingeladen, Mitglied des Vereines zu werden.

Durch Abonnement der „Deutschen Gaue“ erwirbt man die Mitgliedschaft des Vereines „Heimat“. Weitere Beiträge werden nicht erhoben.

Der Verein „Heimat“ sucht seine Aufgaben durch gemeinsame Ausflüge, durch Ausgrabungen, Versammlungen, Vorträge etc. zu lösen; er gliedert sich in Sektionen für je ein Bezirksamt; in jeder Sektion sind Obmänner aufgestellt, das Alte zu überwachen und Bericht zu geben.

Wir richten im Interesse der Erforschung und Erhaltung unserer zahlreichen geschichtlichen Denkmäler auf dem Lande, die oft dem Untergang entgegengehen, an sämtliche Herrn Geistlichen und Lehrer die ergebenste Bitte, ihre Geneigtheit, die nicht schweren Pflichten eines Obmanns für ihren Ort zu übernehmen, kund zu geben, und werden Statuten wie Richtpunkte senden.

Tafeln mit Familienwappen (soweit eruirbar) lassen wir unsern Abonnenten von 3 Mk. an anfertigen.

Ansichtspostkarten mit dem Familienwappen 100 Stück à 7 Pfg., 400 Stück à 5 Pfg., 1000 Stück à 3 Pfg., ebenso Briefbogen, Couverts mit Familienwappen u. s. w.

Stempel mit Familienwappen von à 3 Mk. an.

Gedruckte Ortschroniken 16 Seiten stark: 100 Stück à 30 Pfg., 32 Seiten stark: 100 Stück à 60 Pfg., im Formate der „Deutschen Gaue". Formulare zu geschriebenen Ortschroniken, Familienchroniken billigst.

Unsere Bestrebungen sind opfervoll, durchaus von keinem Geschäftsinteresse geleitet. Schon der äusserst geringe Preis der Hefte beweist, dass hier ein buchhändlerisches Spekulationsunternehmen ferne liegt.

Die „Deutschen Gaue" enthalten zahlreiche Beilagen, Abbildungen. Preis für Mitglieder des Vereins „Heimat" jährlich 2,40 Mk. (mit Zustellgebühr), für Nichtmitglieder 3,50 Mk.; Einzelnummern 40 Pfg.

Mit dem Abonnement erwirbt man die Mitgliedschaft des Vereines „Heimat". Weitere Beiträge werden nicht erhoben.

Frühere Jahrgänge zu beziehen à 3 Mk. gebunden. Mitarbeiter stets erwünscht. Auch kurze Kartennachrichten, Zeitungsausschnitte über Grabungen, Funde etc. Förderer der Bestrebungen sind jene, welche die Verteilung der Hefte in die Hand nehmen sowie Abonnenten gewinnen. Zeichner sind willkommen. Photographische Aufnahmen behufs Herstellung schwarzer Strichzeichnungen werden denselben gesendet. Anfragen sind erwünscht und werden, soweit möglich, prompt beantwortet. Bei Ausgrabungen ersuchen wir um sofortige Benachrichtigung und sind sachverständige Berater, soweit verfügbar, zu senden bereit. Bei Funden alter Gegenstände erbitten wir umgehend Nachricht; die Bestimmung und Werttaxierung von Fundstücken erfolgt kostenlos. Münzen, Medaillen, alte Schriften werden ohne Kostenberechnung für unsere Mitarbeiter entziffert. Bei Verkauf alter Gegenstände sind wir zur Vermittlung bereit.

Ansichtspostkarten des Vereins „Heimat", soweit vorhanden, 50 Stück (gemischt) nur à 3 Pfg.

Orts-Chroniken: = 16 Seiten stark; 100 Stück à 30 Pfg. Kleinere Drucksachen (Monographien) 100 Stück à 5 Pfg. pro Blatt.

Familienwappen werden unsern Mitarbeitern und Förderern kostenlos beschrieben; deren Ausführung in Farben von 3 Mk. an. — Postkarten mit Ansicht des Familienwappens, der Dorfkirche 100 Stück à 7 Pfg., 400 Stück à 5 Pfg., 1000 Stück à 3 Pfg.

Ich war bisher etwas eingenommen von der Organisation und der Propaganda unserer Brandenburgia, bekenne aber neidlos, ja sogar freudig, dass der allgäuische Verein Heimat uns noch bedeutend „über" ist. Ich empfehle die vortreffliche Organisation nicht bloss unserm Gesamtvorstand und Gesamtausschuss, sondern auch allen unseren Mitgliedern, Gönnern und Freunden zur Prüfung, Beherzigung und soweit angänglich zur Nachahmung hiermit bestens.

XX. Herr Kustos Buchholz legt den neu erschienenen Band des Pracht-Albums der Firma N. Israel für das Jahr 1902 vor.

Wie schon seit vielen Jahren die Firma Rudolf Hertzog ihre Agenda der Kundschaft zum Beginn eines neuen Jahres als Angebinde bietet, so auch die Firma N. Israel seit 4 Jahren das „Album". Die „Agenda" ist in der vorigen Sitzung vorgelegt worden; heute sind wir

in der Lage, auch dies „Album 1902“ zu präsentieren. Den Hauptinhalt bildet diesmal die Familiengeschichte des Kaiserhauses, die von Müller-Bohn geschildert und seitens der Firma mit einer Anzahl zum Teil noch nicht edierter Abbildungen illustriert worden ist. Daran schliesst sich eine kurze, ebenfalls reich illustrierte „Schilderung der

letzten Entwicklung Berlins“, die mit der Geschichte des Geschäftshauses N. Israel endigt — von dem kleinen Ladengeschäft am Molkenmarkt No. 2 im Jahre 1815 bis zu dem Riesengeschäfts-Hause an der Spandauer- und Königstrassen-Ecke. Eine „Modeplauderei“ und 24 schön ausgestattete Kalender-Tafeln beschliessen das Prachtwerk, das

wegen seines Inhalts, besonders aber wegen der vorzüglichen Bilder, den Salon zu zieren geeignet ist.

Von den früheren äusseren Ansichten des Geschäftshauses werden hier aus dem Album zwei Bilder, nämlich von 1844 und von 1897, wiedergegeben.

Der Liepnitz-Werder bei Bernau.

Von

August Foerster.

(Wanderfahrt des Märkischen Museums am 21. Oktober 1900.)

Nicht allzuviele Bewohner der Reichshauptstadt haben eine genügende Vorstellung davon, welche reizvollen Bilder märkischer Landschaft sie in nächster Nähe besitzen. Sie kennen die Oberspree und die Havelseen, wenn es hoch kommt, Buckow und die Märkische Schweiz, aber von dem Seenkranz 25—30 km im Norden von Berlin, von den herrlichen, diese stillen Seen mit dem krystallklaren Wasser umschliessenden Buchenwäldern wissen die wenigsten etwas aus eigener Anschauung. Hier bleibt dem Grosstädter noch viel zu entdecken übrig. Auch diese Zeit wird kommen auch diese Gegend wird ihre Invasion in grossem Stile haben, und dann wird mancher sich wundern, wie man in die Ferne schweifen und das naheliegende Schöne so lange übersehen konnte. Allerdings wird dann auch ein besonderer Reiz dieser Landschaften, ihre Stille und Einsamkeit, ihre jungfräuliche Unberührtheit vor der lärmenden und ihre Wässer trübenden Industrie schwinden. Bis es dahin kommt, sollte, wer Sinn für den Wald, im besonderen den prächtigen Laubwald, in schönster Vereinigung mit stillen, tiefen Seen, besitzt, sich den Genuss, der so leicht zu erreichen, nicht entgehen lassen und im Frühjahr oder Herbst — man weiss nicht welcher Jahreszeit der Vorzug zu geben ist — nach dem Seenkranz im Norden von Berlin pilgern.

Denn ohne zu „pilgern“ geht es zur Zeit noch nicht, wenigstens hält es schwer, auf den bis jetzt nur vorhandenen Waldwegen bis an die schönsten dieser Punkte heranzukommen. Aber das Pilgern zu Fuss lohnt wahrlich in diesem märkischen Wald, der, selbst wo die Kiefer überwiegt, den „Grunewald-Charakter“, den frischen, grünenden Untergrund, nicht verleugnet, geschweige denn in den Teilen, wo sich Nadelhölzer mit Laubbäumen mischen und gar im reinen Laubwald, wie er sich in den Seen spiegelt.

So dachte auch eine Gesellschaft von 11 Herren, die an einem wunderschönen Oktober-Sonntage, an dem die Sonne so strahlend wie im Mai am Himmel stand und sich kaum ein Lüftchen rührte, den Weg zum Liepnitz-Werder einschlugen. Bis nach Bernau, der alten Stadt mit der wohlerhaltenen, ehrwürdigen Befestigungsmauer, vor der die Hussiten umkehren mussten, so grosses Verlangen auch sie nach dem damals hochberühmten Bier trugen, hatte man die Eisenbahn benutzt, von da sich ein Stück in den nördlich gelegenen Bernauer Stadtforst hineinfahren lassen und dann zu Fuss den Weg nach dem Liepnitz-See eingeschlagen. Das Ziel der Wanderung war der vorgenannte Werder. Von allen Seiten durch den See umschlossen der an keiner Stelle schmäler ist, als die Spree in Berlin, bereitet dieser

Werder dem Wanderer eine Überraschung, wenn er zuerst durch der Zweige laubiges Gitter erspäht wird. Denn nicht ein flaches Inselchen mit Erlengebüsch am Rande und moorigem Grunde hat man vor sich, sondern einen aus dem See emporwachsenden Bergrücken von ansehnlicher Ausdehnung (140 Morgen, wovon 85 unterm Pflug) der nahe seinem höchsten Punkte das Haus und Gehöfte des Pächters trägt. Dort wohnt, dem Grundherrn Grafen von Redern auf Lanken pachtpflichtig, seit 33 Jahren ein Mann, Gustav Spengler mit Namen, das Urbild eines märkischen Landmannes, ein rüstiger Fünfziger, von dem Fama manche Absonderlichkeiten verkündet hatte. Es sollte ein wortkarger, verschlossener Mann sein, dem an Fremdenbesuch in seiner Einsamkeit ganz und gar nichts gelegen sei, am wenigsten an solchem Besuch, der gleich den Wanderern in der ausgesprochenen Absicht gekommen, die berühmte Fundstätte für prähistorische Altertümer, als welche der Liepnitz-Werder ein wohlberechtigtes Ansehen geniesst, einer Besichtigung zu unterziehen. Es war deshalb fraglich, ob trotz vorhergegangener Ankündigung des Besuches Ehren-Spengler gefällig genug sein werde, die Wanderer am Seeufer mit dem Kahn abzuholen und nach dem Werder hinüberzufahren. Doch der Mann war besser als der ihm vorangehende Ruf der Ungefälligkeit und strafte Fama gründlich Lügen. Auf das verabredete Zeichen sah man von drüben einen Kahn abstossen und nicht lange, so erschien Herr Spengler mit freundlichstem Willkommensgruss vor den am Ufer Harrenden und beförderte sie, ihr Gesamtgewicht vorsichtig abschätzend und sie gewissermassen sortierend, in 2 Fahrten an das jenseitige Ufer. Hier grünte und blühte trotz Ende Oktober noch alles. Vor dem Landungsplatz breitete sich eine grüne Wiese aus, ein Kleefeld rechter Hand strotzte vor Üppigkeit wie im Lenz und einige Beete zeigten sich mit Grünkohl von einer Appetitlichkeit und Raupenfreiheit bestellt, dass die Frage ernstlich zu erörtern blieb, ob etwa den Kohlweisslingen der See zu breit dünkt, um den Flug hinüber zu wagen. In diesem Fall könnte Herr Spengler nichts besseres thun, als seinen ganzen Werder mit Kohl bepflanzen

Der Liepnitz-Werder besitzt nur ein schmales Ufergelände von geringer Erhebung über den See, dessen Wasser Schwankungen von nicht mehr als einem Fuss ausgesetzt sind. Wenig landeinwärts erhebt sich das Gelände ziemlich steil bis auf einige hundert Fuss. Etwa im letzten Drittel der Insel nach Westen zu ist eine sattelartige Einbuchtung, die jedoch an ihrer tiefsten Stelle noch hoch über dem Spiegel des Sees liegt. Von oben ist der Rundblick köstlich, wenn er auch ringsum nur auf Wald fällt, der überall bis dicht an die Seeufer herantritt und im wesentlichen aus Buchen, zur Zeit im rotleuchtenden Herbstschmuck, doch auch zur Abwechselung aus dem dunkeln Grün der Kiefern besteht. Hier oben im schlichten, weltentrückten Pächterhause muss es sich gut weilen lassen! Wie wunderlich mag sich hier manchmal das Weltgetriebe draussen darstellen, gegenüber dem heiligen Frieden der Natur und dem Rauschen des nahen Waldes, das heute noch ebenso tönt, wie es dereinst in die feierlichen, den heidnischen Kultus; an dieser Stätte begleitenden Handlungen hineingetönt hat. Denn durch zahlreiche prähistorische Funde und mehr noch durch die Lage und Eigenart des Ortes beglaubigt, der so ganz den Erfordernissen und Bedingungen

entspricht, die von den heidnischen Vorfahren an eine Opfer- und Kult-Stätte gestellt wurden, war der Liepnitz-Werder in ferner Vergangenheit geweihter Boden, ein Opferaltar, wie er sich schon durch seine gegen die Umgebung aufragende Höhe, durch seine Gestalt und durch seine Umrahmung von einem klaren See gewissermassen als von Allmutter-Natur selbst zu heiligen Zwecken dargeboten auch dem blöden Auge darstellen musste! Das Märkische Museum besitzt manche interessanten Funde von dieser Stätte, jedes Umstürzen des Ackers und Tiefpflügen bringt immer wieder Urnenscherben, auch solche mit Ornamenten, auch Stein- und Bronzegeräte zu Tage und an einem hohen Punkte der Westseite des Werders ist in augenfälliger Abweichung von der Farbe des Erdreiches ringsum der Boden bei grosser Ausdehnung so tiefschwarz gefärbt, dass man unschwer diesen Ort als die Brand- und Opferstätte aus der heidnischen Vergangenheit erkennt. Leider ist durch den Grundherrn gegenwärtig ein Verbot auf das Mitnehmen von Funden gelegt worden und auch der Pächter ist gehalten, solche nicht in seinem Interesse zu verwerten.

Unter Gesprächen und Betrachtungen des vorstehenden Inhalts hatten die Wanderer den Werder kreuz und quer durchstreift und dabei auch dem Pächterhause einen Besuch abgestattet, leider als Störenfriede beim schlichten Sonntagsmahle in den Frieden des Hauses fallend. Doch märkische Gastfreundschaft kehrt sich an solche Störung nicht, und so ruhten auch die emsige Hausfrau, die schmucken Töchter und die wettergebräunten Söhne nicht, bis sie die Wanderer vor der Thür des gastlichen Hauses zum Sitzen bewogen und mit Bier und einem Schnäpschen erquickt hatten. Selbst Birnen und Trauben wurden herbeigebracht, letztere vorzüglich süsse, blaue und kleinbeerige von der in unserm Klima selten genügend reifenden Burgunder-Sorte, in Schlesien „Kurzroter“ genannt, die im gesegneten Jahr 1900 aber an einem einzigen, mächtigen Weinstock-Spalier an der Scheunensüdseite in solcher Güte und Fülle gewachsen waren, dass Herr Spengler von dem „Liepnitzer-Werder-Wein“ sogar eingekeltert hatte. Solcherlei werden sich die heidnischen Priester, die einst hier ihr Wesen trieben, gewiss nicht haben träumen lassen. Jedenfalls weckt Traubenblut freundlichere Erinnerungen als das hier wahrscheinlich häufig geflossene Blut zahlloser Opfertiere.

Merkwürdig, der Genius loci leitete die Gedanken immer wieder zurück auf die vorgeschichtliche Vergangenheit des Ortes und so trat denn auch, nach schuldiger Anerkennung der angebotenen und behaglich genossenen Erquickungen, auf aller Lippen die Frage an den freundlichen Wirt: Sind neuerdings wieder Funde gemacht worden? Und siehe da: Ein kräftiges Ja! ertönte von den Lippen des also Gefragten, und bald erschien derselbe, drei mit höchstem Interesse betrachtete Funde der jüngsten Zeit in den Händen, und sie „aber nur zum Ansehn, nicht zum Mitnehmen für das Märkische Museum“, (wie warnend vorausgeschickt wurde), den Sachverständigsten unter den Gästen überreichend. Alle drei waren beim Graben an verschiedenen Teilen des Werders gefunden worden: Ein vorzüglich erhaltener und sehr gut gearbeiteter bronzener Celt, ein Steinmeissel aus Granit und ein Steinbeil aus Diorit. Sie beweisen aufs neue, dass dieser

nur bei gefrorenem See ohne Kahn zugängliche Werder in vorgeschichtlicher Zeit eine von seiner heutigen Weltverlorenheit sehr abweichende Rolle in der Geschichte des Landes gespielt haben muss und dass in seinem Grunde wohl noch manches Wertvolle ruhen mag. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es auch, dass der Liepnitz-Werder die Mitte, gewissermassen die Citadelle einer Verteidigungslinie bildete, welche zu irgend einer Zeit unter Benutzung der Seenkette, die sich von West nach Ost erstreckt, und zugleich der mehr oder weniger sumpfigen Niederungen, die sich zwischen den Seen befinden, zum Schutze der südlicher gelegenen Gaue eingerichtet war.

Doch die vom Meridian längst sich westwärts senkende Sonne mahnte zum Verlassen des schönen Liepnitz-Werders. Bald war nach herzlichem Abschiede von Herrn Spengler und seinem die Gesellschaft nach dem „Kontinent" hinübergeleitenden Sohne die Unterförsterei Liepnitz erreicht, hier ein kräftiges Mittagsmahl genommen und von einem sach- und ortskundigen Mitgliede der Gesellschaft der Plan für die Fortsetzung der Wanderung festgestellt. Zunächst ging es seitwärts in den Buchenwald, wo sich nach kurzem Wege einer dieser kleinen stillen Waldseen zeigte, an denen die Mark so reich ist, die aber immer wieder entzücken, besonders wenn sie so ganz unerwartet plötzlich vor den Augen des Wanderers auftauchen, wie es hier geschah. Woher der „Regenbogensee" seinen Namen haben mag, das mögen Wanderer, die im Lenz hierherkommen, zweifelnd erwägen. Im Herbst ergiebt sich die Erklärung von selbst; denn er ist dicht eingehegt in eine solche Fülle von Busch und Baum aller Gattungen deren jede zur Zeit in einer andern Farbe prangt, vom frischen Grün zum tiefen Rot-Braun, dass an der Farbe des Regenbogens nur das Blau fehlt das jedoch und zwar vom tiefsten Indigo-Tone der See selbst beisteuert Hier war es schwer sich zu trennen; doch der fernere Teil des Weges, entlang dem Nordufer des Liepnitz-Sees wollte auch noch genossen werden Das Ufer unterscheidet sich wesentlich von dem entgegengesetzten; denn es ist hoch, stellenweis kaum erheblich niedriger als der Werder; doch geht man auf ihm zwischen hohen Waldbäumen wie auf einem schmalen Damm; denn auf der andern Seite schaut man hinunter in die grüne Dämmerung einer mit Birken, Weiden und Röhricht erfüllten Waldschlucht. Diese eigentümliche Terraingestaltung mag den Erklärern der glacialen Wirkungen, die hier thätig gewesen sein sollen, die Erdoberfläche zu formen, eine schwierige Aufgabe stellen. Unsere Maler aber sollten sich diesen Glanzpunkt märkischer Landschaft aufsuchen, um ihn auf die Leinwand zu bannen und das Lob der landschaftlichen Schönheit unserer heimatlichen Mark in alle Welt zu tragen.

Auf dem Heimwege wurde kurze Rast in Uetsdorf gemacht und dann auf vorzüglichen, festen Waldwegen quer durch die Bernauer Stadtforst zur Station Bernau, 9 km von Uetsdorf entfernt, zurückgekehrt. Auch dieser Teil der Wanderung durch den schon dämmrigen Mischwald verdiente eingehendere Würdigung, doch sapienti sat!

Digitized by Google

Wölsickendorf.

Von

Grunow.

Von Berlin 45 km nordöstlich, 6 km vor Freienwalde a. O. links der Chaussee liegt Wölsickendorf. Der Name Wölsickendorf eigentlich „Welsickendorf" lautend, hängt vielleicht mit der slavischen Wurzel welk = Wolf zusammen, (Wilzen).

Zum erstenmal wird der Ort im Landbuche Kaiser Karls IV. im Jahre 1375 erwähnt. Damals sass Ebel Mollndorf auf dem Gut, doch der grösste Teil der Abgaben wanderte an unsern lieben, guten Bekannten Tyle Sparre auf Trampe „vor der grünen Heide".

Von dieser Zeit ab über 200 Jahre bis zum Jahre 1600 ist über den Ort tiefstes Dunkel gebreitet. Um das Jahr 1600 gehörte Wölsickendorf zum „Pfulenlande". Es war im Besitz der Pflüer zu Löwenberg (Leuenberg) Dannenberg und Steinbeck. Jochen Bohnes Söhne hatten einen Anteil. Aus dieser Zeit stammen auch die ältesten Matrikel der Kirche. Petrus Rücker wird als Pfarrer genannt. Seine Nachfolger waren nach den Aufzeichnungen des zu Bernau verstorbenen Probstes Hundertmark um 1606 Christianus Arnisaeus um 1612 Jacobus Fabritius, der 1637 starb. Nach dem 30jährigen Kriege kam das vollständig wüste und öde Rittergut, wahrscheinlich mit anderem ziemlich herrenlosem Eigentum, in den Besitz des

> „Hochedelgebohrnen, Gestrengen und Hoch Mann Vesten Herrn Wolf Friedrich von Bomstorffen, Churf. Brandenb. Obristen über ein Regiment zu Fuſse und Commandanten der Veste Oderberg, Erbherr auf Ranff und Welsigkendorf".

Nach diesem Herrn kam das Gut an seinen Vetter,

> „dem Hochedelgebohrnen, gestrengen und Mannvesten, Herrn Hanſs Gottfried von Bomstorffen, Sr. Churf. Durchl. Zu Brandenburg wolbestalten Hauptmann zu Fuſse".

Unter diesem Besitzer wurde am 20. Januar 1679 das Dorfland an 2 Bauern und 4 Kossäten ausgethan und zwar

Gürgen Kaysern Michell Müllern	Pawern
Jacob Münchhagen Hans Klitzke Joachim Beshern Martin Ladewichen	Cossahten

in Gegenwart des

> Hochedelgebohrnen, Gestrengen und Mann Vesten Herrn Hauptmann Friederich Valtin von Dahmen auf Prötzell und des Herrn Joachim Berndten von Bornstadten auf Kl. Cüstrinchen.

Ersterer T. nomine des jüngeren Herrn Otto Balthasar von Bomstorffen, dem Bruder des p. Hans Gottfried von Bomstorffen welches näher aus einem Vertrage von 1687 hervorgeht.

Obiger Vertrag vom Jahre 1679 wurde aufgenommen von

Augusto Reichelio Churf. Brandenb. Hoff Gerichts Advocato in alten Stettin, nnd, ad hnne Actum legitimè rogato ab requisito Notario publico Cäsareo den 20. January anni currentis.

Am 20. August 1680 werden vom Gutsherrn ein Schulze und 2 Gerichtsmänner eingesetzt, als Schulze Jürgen Kaysern, Ladewich und Münchhagen als Gerichtsmänner, verhandelt vor dem Stadtrichter

Johann Prentzlaw in Freyenwalde.

In diesem Vertrage heisst es:

Satz 13.

So offr hinführo im Dorffe ein Rever Schulze bestallet und angenommen wird, soll Er der Gemeine eine Mahlzeit geben sambt einer Halben Tonnen Bier.

Satz 14.

Wenn ein Never Dorffhirte angenommen wird, muſs er der Gemeine, wie in andern Dörffern üblich, das gewöhnliche Anzugs Bier geben.

Nach dem Tode des 1637 verstorbenen Jacobus Fabritius ist die Pfarre während des 30jährigen Krieges unbesetzt geblieben. Nach dem Friedensschluss setzte sich — absque vocatione — als Pfarrer in Wölsickendorf ein Magister Zacharias Rautenberg fest, von welchem berichtet wird, er habe durch unordentliches Leben die Pfarrgebäude verwahrlost und sich nach Schwedisch-Pommern begeben. Um diese Zeit muss die Kirche zum grossen Teil einem Feuer zum Opfer gefallen sein. Nach dieser Zeit hat der Ort wohl 33 Jahre keinen Prediger gehabt, sondern ist von Freienwalde und anderen Orten aus kurieret worden, bis endlich 1690 Burkhard Gottlieb Genzmer aus Freienwalde „zum Prediger hierselbst berufen und von Herrn Christian Papen, Inspector zu Strausberg, in Gegenwart des Patroni Herrn Jürgen Anton von Mönnichau sollemniter introduziret worden." Genzmer schreibt im Kirchenbuche von Wölsickendorf, dass vor seinem Antritt in der Gemeinde viele Jahre nur alle Quartale gepredigt und heiliges Abendmahl gehalten worden sei. Der Patron habe das Kirchlein, welches vorher fast einem Steinhaufen ähnlich gewesen, erst wieder aufführen lassen. Die Einführung Genzmers geschah am 24. Sonntag nach Trinitatis (19. November 1699). Er muss ein tüchtiger, fleissiger und treuer Mann gewesen sein. Kirchenbücher, Kirchenkassen, Rechnungen, kurz alles zur Verwaltung des Pfarramts Nötige hat er mit vieler Umsicht begonnen und eingerichtet. Seine Vaterstadt Freienwalde kann sich des Mannes freuen So wenig sein Name in der Welt bekannt ist, so segensreich wirkte er in diesem kleinen Kreise. Er wurde 1717 nach Hohen-Lübbichau versetzt.

Ich bin der Geschichte vorausgeeilt und kehre zum Hans G. v. Bomstorff ums Jahr 1686 zurück. Dieser leistete für Ordnung, für kirchliche Versorgung der Gemeinde garnichts, dafür unterdrückte er die Leute, so

gut er konnte. Die Rohheit, die gegenseitige Erbitterung nahm von Tag zu Tag zu. Die Willkür des Gutsherrn, die Nichtachtung alles Bestehenden forderte die offene Empörung der Dorfbewohner heraus. Infolgedessen kam es dann auch zu einem Bruch, wie ihn keiner der Beteiligten erwartet hatte. In einer Versammlung im Hause des Schulzen am 19. Juni 1686, in welcher die Wogen der Erregung besonders hoch gingen, wurde v. B. von seinen Untergebenen angefallen, grausam geschlagen, zur Thür hinausgestossen, in einem Schweinebrühtrog nach dem Dorfpfuhl geschleift. Hier erhielt er noch Peitschenhiebe von einem Kutscher, der die Strasse mit Bernauer Bier passierte. Dort wo heute die Friedenseiche am Treffpnnkt zweier Wege steht, soll v. Bomstorff gelegen haben, der an seinen Verletzungen am andern Tage starb.

Im Erb-Register von 1679 heisst es Seite 24.

Im Namen der Heiligen Drey Einigkeit. Amen.

„Zu wifsen sey hiermit, Nach dehme nach absterben des sel. HE Obristen Wolff Friederichen von Bomstorffen, zwischen defsen beyden Söhnen alfs Tit: HE. Hanfs Gottfried Von Bomstorffen, Churf. Brd. Hauptmann und Hl. Otto Balthasar von Bomstorffen, Ein brüderlicher Vergleich getroffen da dem ältesten Sohne das Guhtt und Dorf Welsigkendorff, dem Jüngsten aber das Gut Ranff, heimgefallen, welches auch ein Jeder in würklichen Besitz angenommeu, alles nach Inhalt des gedachteu brüderlichen Vergleichfs Vom 17. January Anno 1679.

Da nun der HE. Hauptmann Hans Gottfried Von Bomstorff, sein Guhtt Welsigkendorff auch geruhig genofsen, bifs in Anno 1686 hatt sich der sonst Nicht erhörte grausame Casus und traurige Fall begeben und zugetragen, dafs des HE. Hauptmanns Ungehorsame Wiederspänstige und treulose Unterthanen sich gegen ihren rechtmäfsigeu Herrn aufgelegt, ihren Ayd, den sie geschworen, Vergefsen, und denselben Mörderischer Weise in des Schulzen Gürgen Kaysers Hause angefallen, denselben grausam geschlagen, Ja vor das Haus auf freyer öffentlicher Strafsen gar ermordet, welches geschehen den 29. Juny, also dafs der HE. Hauptmann des folgenden 30. Juny gemelten 1686 ten Jahres daran sterben müfsen. Die Mörderischen Buben, deren 6 gewesen alfs Gürgen Kayser, Michel Müller, Jacob Münchhagen, Hans Klitzke, Peter Koch und Hans Ladewig aber sind miteinander davon gelauffen, also ihre Gütter, Weiber und Kinder im Stiche gelafsen, Von derer theils wieder ertappet und der Justitz überantwortet."

Nach dem Ableben dieses Mannes fiel das Gut an den jüngeren Bruder Otto Balthasar da Leibeserben des Ersteren nicht vorhandeu waren.

Otto gab sich Mühe Ordnung herzustellen. Er siedelte Leute an und gab ihnen Hof und Feld, Geräte und Aussaat. Es war ihm aber nicht beschieden, die Früchte seines Strebens zu ernten, denn schon am 5. April 1693 segnete er das Zeitliche.

Die Wittwe Anna Vöplien geb. v. Platow und die beiden Söhne Friedrich Siegmund 3 Jahre und Joachim Wilhelm ½ Jahr alt, traten die Herrschaft an. Für die Kinder trug die Mutter Sorge einen Vormund zu heralten, niemand wollte sich dazu verstehen; Hauptmann von Mörner zu

Zettin, Hanptmann von Sydow zu Sydow wie auch von Barfuss auf Amt Neuendorf b. Arendsee lehnten ab. Schliesslich übernahm der Bürgermeister Prentzlow zu Freyenwalde a. O. die Vormundschaft, bis sich ein adeliger Vormund finden würde.

Das Bestreben des Vormundes ging dahin, die Güter den Kindern zu erhalten. Nnn hatte der verstorbene von Bomstorff das Gut Wölsickendorff noch zu seinen Lebzeiten zu verkanfen gesucht. Es war zwischen ihm nnd dem General-Feldmarschall von Flemming zu einem Vertrag gekommen und die Hälfte des Kanfvertrages mit 2500 Thaler aneh bezahlt worden. Sr. Excellenz von Flemming war mit Rücksicht auf die Kinder mit der Anflösnng des Vertrages einverstanden. Die Wittwe hatte den Niessbrauch beider Güter und des Fähr-Krugs bis zur Grossjährigkeit der Kinder, dann ans beiden Gütern die ihr zustehenden Alimente. Mittlerweile hatte anch der Leutnant Georg Ludwig von Barfuss, Erbherr auf Mögelien die Vormundschaft über die Kinder übernommen.

Vom Jahre 1689 war Gut und Dorf Wölsickendorf an Johann Siegmund Hering anf 6 Jahre verpachtet mit 200 Thaler pro Jahr. Nach dem Tode des v. B. sind diese 200 Thaler für das Jahr 1692—1693 mit der Witwe im Beisein der Vormünder verrechnet. Da waren Quittungen über nene Bedachungen der Kossätenhäuser, Einzäunnng der Schäferei, Fracht für einen Reisepelz von Leipzig mit 16 Thaler. Eine Quittnng lautet:

> „Zu dem Spandowischen Vestungsban, da diese Vestnng Von Gotteswetter angezündet hatte das Dorf Wölsigkendorff laut Quittung müfse zahlen 8 Thlr. 12 Gr."

Am Schluss der Abrechnung hatte der Pächter ein Guthaben von 23 Thaler 21 Groschen 10 Pfennige. Er verzichtete aber bis auf 5 Thaler 12 Groschen die er auf Anweisung des sel. v. B. an Jacob Stickstern in Wrietzen bezahlt hatte. — Auch im Jahre 1693—1694 findet eine Abrechnung durch für die Gutsherrschaft geleistete Zahlnngen statt, unter anderem:

> „Vor 2 Churf. Rescripta ans dem Chnrf. Geheimbten Rahtt, an HE. General Leutenant Von der Marwitzen und Hanptmann von Dahme 2 Thlr."

Indessen blieb der Pächter 15 Thaler 6 Groschen 2 Pfennige schuldig diese sind ihm von der Witwe von Bomstorff teilweise wegen einer Missernte im Roggen, die den ganzen Ober-Barnim betroffen, teilweise wegen vieler Gefälligkeiten, Reisen und anderer Bemühungen erlassen worden. Quittnng datiert vom 17. Jnni 1694.

1694—1695 lauten die Quittungen hanptsächlich über Reparaturen an den Gebäuden der Bauern und Kossäten wie Unterstützung derselben in Naturalien infolge der stattgehabten Missernte 1694.

Von Trinitatis 1695—1701 wird ein neuer Vertrag geschlossen, wonach die ersten 3 Jahre 250 Thaler, die letzten 3 Jahre 300 Thaler Pacht zu zahlen waren p. Jahr. Am 18. Juni 1701 ist diese Pachtnng durch Rückgabe des Inventariums zu Ende.

Ebenso muss um diese Zeit die Pachtung des Fährkruges mit Jochem Bessern gelöst worden sein. Aus dem Besitz derer von Bomstorff geht die Herrschaft auf den Churf. Kapitän Jürgen Anton von Mönnichen über. Von ihm wird berichtet, dass er das wüst gelegene Gotteshaus neu aufgebaut, wie auch das Dorf verbessert, ausserdem durch Heranziehung von Einwohnern nicht geringe Unkosten angewendet hat. Nach seinem Tode 1717 wurde sein Vetter Leutnant Jürgen Heinrich von Mönnichen Besitzer, der wiederum 6 Bauern und 4 Kossäten ansiedelte; als Bauern

Martin Bohme
Martin Engel
Michel Schmidt
Martin Wegemundt
Martin Hünicke
Christoph Cleher

als Kossäten

Andreas Fuhrmann
Michel Pietz
Hans Jürgen Schultze
Martin Schlichting

Dieselben wurden verpflichtet am 6. September 1717 in Gegenwart des Predigers Gentzmer, des Stadtschreibers und Kämmerers Behrenbruch zu Freienwalde und des Gutspächters Jacob Sydowen.

Im Laufe der nächsten Jahre wurden noch angenommen 22. 11. 1720 Michel Golitz, 21. 12. 1722 Jacob Böhm, 24. 1. 1724 Christian Lehmann als Kossäten, von denen Golitz am 9. November 1730 zum Schultzen in Gegenwart der ganzen Gemeinde ernannt und vereidigt wurde.

Am 7. September 1746 wurde dem p. Golitz auf sein Ersuchen die Schulzenpflicht erlassen und der am 24. 1. 1824 eingewanderte Christian Lehmann zum Schulzen durch Handschlag vereidet.

Im Jahre 1735 ist die Kirchenkassen-Rechnung vom Oberstwachtmeister von Bessel entlastet. Im Jahre 1746 quittiert ein Herr von Gender genannt Rabensteiner. Im Jahre 1769 war dann Wölsickendorf im Besitz des Revisionsrates v. Forestier. Von ihm kaufte es der Rittmeister Friedrich Wilhelm von Bredow. Im Besitz dieser Familie befindet sich das Rittergut noch jetzt.

Als Prediger werden nach dem oben erwähnten Genzmer aus Freienwalde genannt:

1717—1751 Fünke
1752—1786 Scheiber
1786—1812 Stein
1813—1824 Böhmer
1824—1842 Lütkemüller
1842 - 1884 Händschker
1884—1889 vacat
1889—jetzt Müller.

Als Lehrer und Küster:

Kühne, Setzkorn bis 1824
Kühne 1824—1857
Schmidt 1857—1859

neben Schmidt wird während zweier Jahre auch

Adjunct Deichen

erwähnt

Will 1859—1865
Adjunct Jahr bis 1866
Schulze 1866—1875
Schönfeld 1875—1876
Krause 1876 bis jetzt

Am 20. August 1899 wurde zum Andenken an das 200jährige Bestehen der Parochie Wölsickendorf in ihrer jetzigen Gestalt ein Missionsfest, das erste in dem Orte, gefeiert.

Die Kirche ist ein Feldsteinbau aus dem 15. Jahrhundert in ihren Fundament-Partien, in späterer Zeit etwas erweitert mit gleichem Material. Zwei Glocken zieren die Kirche. Die älteste aus dem Jahre 1557, mit einer am Bund befindlichen Inschrift, von der ich von meinem Standpunkt nur die Worte „rex gloria“ auf der andern Seite „pace“ lesen konnte. Obige Jahreszahl ist in arabischen Zahlen angegeben. Die zweite Glocke:

Soli Deo Gloria
Gofs Mich Hans Heintze
in Berlin 1717.
George Antonius
von Minnichow
Patronus
B. G. Gentzmer
Pastor.

Der im Schiff der Kirche befindliche Kronleuchter aus Messing ist ein Geschenk des Herrn von Bredow-Delow im Jahre 1872, die beiden Altarleuchter, ebenfalls aus Messing, schenkte der Patron Oberst von Bredow im Jahre 1887.

Zum Schluss sei mir gestattet, besonders anzuführen, dass ich auf der einen Seite bis Torgelow-Dannenberg auf der andern Wollenberg-Steinbeck nicht einen Urnenscherben fand, selbst die bekannten ältesten Leute wissen von Urnen oder sonstigen derartigen Funden nichts.

Vorstehende Angaben sind zum Teil einer lückenkaft geführten Chronik, welche mir Herr Prediger Müller freundlichst überliess und wofür ich an dieser Stelle nochmals meinen Dank ausdrücke, entnommen.

Berlin, im August 1901. Grunow.

Kleine Mitteilungen.

Nachrichten aus Dorf Nackel, Kreis Ruppin, und Umgegend. Gesammelt von Otto Monke.

1. Im Park des Herrn von der Hagen zu Nackel bemerkt man 4 breite, etwa ein Quadrat bildende Gräben, die früher vielleicht eine Insel eingeschlossen haben, welche durch eine Brücke mit dem übrigen Park verbunden war. Von einer eigentlichen Insel kann man jetzt nicht mehr reden, da dieselbe jetzt teilweise unter Wasser liegt. Wahrscheinlich hat sich der moorige Boden gesenkt.

Es scheint mir, als habe man früher, im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts derartige künstliche Inseln vielfach in herrschaftlichen Gärten unserer Heimat angelegt. Mir ist eine solche Insel von derselben Grösse und Form bekannt im Gutsgarten zu Lietzow bei Nauen. Auch sie war durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden. Ebenso mit Brücke die Insel im Park zu Fredersdorf an der Ostbahn, auf der sich Gräber der frühern Gutsherrschaft befinden.

2. Ebenso ein Schneckenberg. Diese Schneckenberge scheinen in derselben Zeit aufzutreten. Ich erinnere mich, dass sich in den Anlagen am Bahnhof zu Nauen bis zu den siebenziger Jahren ein Schneckenberg befand und der Hügel im Berliner Tiergarten unweit der Ecke der Königgrätzer- und Lennéstr. führt noch heut den Namen „Schneckenberg".*)

3. Die Weide im Park von Nackel. Im Park zu Nackel steht eine Weide, welche nicht gefällt oder beschädigt werden darf, weil sonst dem Hause derer von der Hagen Unheil drohen würde. Die Weide soll dem Andenken eines zu Nackel verstorbenen Sohnes oder Schwiegersohnes des Herrn von der Hagen gewidmet worden sein.

4. Beim Hause des Gutsbesitzers Schröder ist ein „Franzose" erschlagen und eingescharrt worden.

5. An der Stelle, wo das jetzige Schulhaus steht, hat früher ein erschlagener Franzose (unter der Schwelle?) gelegen.

Also: mehrfache Erinnerungen an die Franzosenzeit.

6. Ein Weg im Walde südwestlich von N. heisst der „Pracherweg" (-Pascherweg). Er soll von Schmugglern zu Anfang des 19. Jahrhunderts viel benutzt worden sein. (Hängt dies mit der Kontinentalsperre zusammen?)

---

*) Die Schneckenberge in unserer Heimat haben den Namen davon, dass die auf sie hinaufführenden Wege sich in Schneckenwindungen hinaufziehen, meist sind diese Schneckenberge bei uns künstlich angelegt. In Süddeutschland versteht man nicht selten unter Schneckenbergen Hügel, die von Wasser umgeben sind und der Züchtung essbarer Schnecken (Helix pomatia) dienen, die durch das Wasser an dem Entwischen behindert werden. E. Friedel.

Bücherschau.

P. Ascherson und P. Graebner, Synopsis der mitteleuropäischen Flora. Fortsetzung bis Lieferung 15.

Von einem so weit ausgreifenden Werke, wie das vorliegende, kann schnellerer Fortgang eher gewünscht, als gefordert und erwartet werden. Es sind ähnliche gross angelegte Floren anderer Länder schon durch die Kürze des menschlichen Lebens am Abschluss verhindert worden; der uns hier beschäftigenden werden voraussichtlich und hoffentlich, unseren Wünschen gemäss, günstigere Gestirne leuchten. Sie geht, unter den Auspizien neugekräftigter Gesundheit Professor Aschersons, rüstig ihren Weg vorwärts.

Nach Erscheinen des ersten Bandes nähert sich jetzt der zweite seiner Vollendung. Die jüngst publizierten Lieferungen behandeln einerseits die grosse Klasse der Gramineen, andererseits, allerdings stark vorgreifend und auf Grund der Zweckmässigkeit die vom System geforderte logische Reihenfolge durchbrechend, die kaum minder wichtige Familie der Rosaceen, welche an Interesse viele der erst zu erwartenden übertreffen dürfte.

Die Gramineen, zu deutsch Gräser, umfassen der Zahl und Bedeutsamkeit nach einen vegetativen Prozentsatz von ausgedehntester Tragweite. Man hat berechnet, dass sie den zwanzigsten Teil der Gesamtvegetation unserer Erde ausmachen. Sie bilden für den Botaniker eine der schwierigsten Gruppen und ihre Kenntnis ist bei grösster Feinheit und Unscheinbarkeit der maassgebenden Organe auf Wenige beschränkt. Eine solche gefördert zu sehen, muss umsomehr allgemeiner Wunsch sein, da nur vermöge derselben eine Vertiefung des Studiums vieler der Menschheit wichtigster Kulturpflanzen, die Cerealien an der Spitze, ermöglicht wird. Zu weit würde es führen, hier Belege für die staunenswerte Gründlichkeit anführen zu wollen, mit welcher die Verfasser den ebenso spröden wie weitläuftigen Stoff bewältigt und bis zu den Hordeineen fortgeführt haben.

Zum Abschluss der Gramineen fehlt nur noch Weniges; dann sollen die jenen sich anschliessenden Cyperaceen Gegenstand der Behandlung werden.

Mit den, der Hauptsache nach schon erschienenen Rosaceen, hier wiederum, man erschrecke nicht, in Rosales, Rosoideen und Rosineen zerteilt ja und sogar die Platanen in sich aufnehmend, tritt uns aufs neue ein gewaltiger Bruchteil des phanerogamen Gewächsreichs entgegen. Die Spiräen gehen in der Reihenfolge der Gattung Rosa voran, welche nicht nur botanisch die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt. Bei ihr wird er aus den mannigfachsten Gründen, das Gebiet der Ästhetik zumal berührend, gern verweilen wollen.

Die Bearbeitung dieser Gattung haben die Verfasser dem ausgezeichneten Specialisten Dr. Keller anvertraut. Wenn der einfache Sterbliche bei Nennung des Wortes Rose zuerst und allein an die Königin aller Gartenblumen, dann vielleicht noch an die lyrisch verklärte Hagerose unsrer Fluren

denkt, so durchrieselt in gleichem Falle den Botaniker, zumal den nicht zünftigen, ein Gefühl nicht gelinden Schreckens, sobald ihm das nur von Rubus und Salix noch übertroffene Medusenbild einer verwirrten nnd verwirrenden Menge von Species, Formen, Varietäten und Hybriden entgegengehalten wird: regellos schon in der Wildnis, verzerrter noch trotz aller Schönheit durch Einwirkung der schaffenden Menschenhand, eine Blumenfee in der Maske einer rätselhaften Rosen-Sphinx.

Woran, behufs Klärung der Wildrosen, ein Christ, ein Crépin nnd andere ihre volle Kraft gesetzt haben, ohne überall zur Einigung zu gelangen, von dem hat Professor Ascherson mit Recht hoffen dürfen, dass, was sein Gebiet betrifft, Dr. Keller gehäufte Schwierigkeiten bemeistern werde, soweit Menschenkräfte dies vermögen. Und in der That, dieser eminente Kenner hat, dank ihm, in viel Dunkel viel Licht, seinen Strahl ein wenig mehr ordnend, geworfen.

Februar 1902. Carl Bolle.

Fragekasten.

Im Preussischen Geheimen Staatsarchiv fand ich das untenstehende historische Dokument: einen Brief des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gerichtet an seinen Amsterdamer Agenten Matthias Dögen und datiert Kleve, den 26. September 1652. Der Unterzeichner jenes Briefes ist indes nicht der Kurfürst selber, sondern sein klevescher Statthalter, dazumal Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen, der kunstsinnige Bauherr des „Moritzhauses“ im Haag (jetzt Kgl. Gemäldegalerie), über dessen vielfältige Beziehungen zum Grossen Kurfürsten und zu den brandenburgisch-preussischen Ländern ich vor Jahren ein Buch herausgab. (H. Keller, Frankfurt a. M. 1893.)

Der betreffende Architekt, von welchem in dem kurfürstlichen Schreiben die Rede ist, ist niemand anders als der berühmte Baumeister des Amsterdamer Rathauses, Jakob van Kampen (1598—1657), der Künstler, der auch die Gartenanlagen des „Neuen Tiergartens“ bei Kleve entworfen hat. Besagtes Schreiben lautet:

„Friedrich Wilhelm Churfürst.

Unsern gnädigen Grusz zuvor. Raht undt lieber getreuer. Nachdem wir von Architecto van Campen zwey Schachspiele vohr undt ümb 200 Rijksthrl. erhandeln lassen, Alss wollen wir in gnädigsten befehl hiemit an euch solche Zwey hunderdt Rthlr. forderlichst unseret wegen Dafür Zu bezahlen, und Ihme van Campen einzulieffern. Auch haben wir obgedachten van Campen gnadigste commission ertheilt, den neulich alhier von uuss

gehaltenen of Zug*) aldort**) in Kupfer stechen Zu lassen. Wollen demnach gleichsfals in gnadigsten befehl hiemit an euch dass ihr nebst dem van Campen mit dem Kupferstecher, der diese arbeit fertigen würde, darüber beijderseits vergleichet undt sobaldt eine Plat aussgearbeitet ist, dieselbe bezahlet, undt Dann nebst dem van Campen beschaffet, damit gedachter aufzug ungeseumbt getrucket undt aussgelassen werden müge. Etc. . . ."

Meine Frage ist nun: Kennt Jemand diese vom Grossen Kurfürsten bestellte Publikation eines Festzuges in Kleve, der vermutlich nach seiner Vermählung mit der Prinzessin von Oranien in seiner Hauptstadt am Niederrhein stattgefunden? Kennt Jemand den Namen des im Briefe erwähnten Kupferstechers und eine Sammlung, welche das von J. van Kampen herausgegebene Werk besitzt?

Charlottenburg, Februar 1902. Georg Galland.

---

*) Aufzug.
**) d. i. te Amsterdam.

Inhalt des X. Jahrganges 1901|1902.

A. Vorträge. Seite

Buchholz: Renaissance-Haus Friedrichsgracht 276
Galland: Die ältere Berliner Geschichts-Malerei 25
Müllenhoff: Rings um Berlin im Jahre 1858 279
Pniower: Heinrichs v. Kleist Michael Kohlhaas 314
Stiehl: Der Ursprung des Märkischen Backsteinbaus 73
Zache: Die Prignitz 153

B. Aufsätze.

Albrecht: Der Biumenthal 241
Denkmalsschutzbericht des Herrn Provinzialkonservators Geh. Baurat Binth 65
Förster: Der Liepnitz-Werder bei Bernau 413
Freydorf v., Neidkopf und Krone zu Berlin 375
Giertz: Eggersdorf 353
Handtmann: Zwei Reliquien der Quitzowzeit 59
Pötters: Tangermünde 82
„ Die Fischereigeräte in der Provinz Brandenburg . . 85
Seiffert: B. Strausberg im siebenjährigen Kriege 187
„ Des Rates Ziegelofen und die alte „Kalkgerechtigkeit" Strausbergs 219
Zimmermann: Dorfchronik von Niedergörsdorf 56

C. Besichtigungen und Wanderfahrten.

Berliner Garnisonkirche 41
Besuch der Urania 80
Buckow, Märkische Schweiz 131
Elektrische Hoch- und Untergrundbahn 238
Institut für Infektions-Krankheiten 291
Königlicher Marstall 125
Neu-Strelitz i. M. 122
Spandau 213
Sternwarte in Treptow 51

D. Besprechungen.

Ascherson u. Gräbner: Synopsis der mitteleuropäischen Flora 424
Berdrow: Der Grunewald 121
Hassert: Bericht über die neuere Litteratur zur deutschen Landes- und Volkskunde 391
Heinze: Die Provinz Brandenburg 121
Kiesslings Reisebücher 110
Lehmann: Märkisches Dorfleben einst und jetzt 108
Mielke: Die kirchlichen Wehrtürme im nordwestlichen Brandenburg 405
Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des Norddeutschen Flachlandes 184

E. Abbildungen.

Älteste Eibe der Provinz Brandenburg, 1.
Amtsturm von Wittstock, 172.
Bischöfliches Schloss in Wittstock, 172.
Burgverliess in Eggersdorf, 362.
Burgwall in Jabel, 177.
Dom von Havelberg, 171.
Eisengeräte aus der merovingischen Zeit, 347.
Elch- oder Elentierschaufeln, 259.
Fichtes Gedächtnistafel, 106.
Gehöft von Mödlich, 165.
Geschäftshaus der Firma N. Israel, 410.
Hünengrab bei Mellen, 180.
Institut für Infektionskrankheiten, 292, 293.
Königsgrab von Seddin, 179.
Perleberger Kiesrücken, 159.
Rauchhaus in Kl. Wootz, 165.
Ruhner Berge, 157.
Skizze der Prignitz, 145.
Sühnekreuz in Eggersdorf, 358.
Sternwarte in Treptow, 52.
Stiftlhof Heiligengrabe, 174.
Thalmühle auf dem Höhbeck, 178.
Vorwerk Scharfenberger Hof, 100.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Aalkorb 86.
Ackerwirtschaft, älteste 71.
Adam v. Schwarzenberg 216.
Albrecht d. Bär 179.
Albrecht, Dr. G. 41, 70, 72, 125, 218, 241.
Altum, Dr. B. 68.
Ansichtspostkarten 345.
Archenhold, Direktor 51.
August, Prinz v. Preussen 390.

Backsteinbau, Ursprung d. Märk. 73.
Backsteine mit Hundetapfen 7.
Bär, Der, Wochenschrift 47.
Bahrfeldt, Dr. 303.
Bakteriologie 293.
Bathurst Sir., Tod 150.
Bauernselmuck 340.
Baummühle 72.
Bauopfer 4, 270, 351.
Beelitz 67.
Bekmann, histor. Beschr. 18.
Belzig 82.
Bennekendorf, v., Major 214.
Berg, Dr. G. 270.
Berdrow, Hermann 121.
Berlin, Einwohner 152.
„ Fischhandel 311.
„ Flächeninhalt 248.
„ Humanitätsgesellschaft 385.
„ im Jahre 1858 279.
„ „ „ 1864 39.
„ Rings um 279.
Berliner geschriebene Zeitungen 401.
Besprechungsformeln 250.
Bibliothekar, Bericht des 113.
Bienenwirtschaft 131.
Blumenthal, im 241.

Blutregen 18.
Bluth, Geh. Baurat 65, 395.
Blutungen 250.
Böten 250.
Böttger, Dr. H. 183, 270.
Bötz-See 367.
Bolle, Dr. 306, 340, 425.
Borgwall 367.
Brandenburg a. H. 65.
Brandenburg, Münzwesen 58.
Brandenburg, Prov. 121.
Brandenburg.-Preuss. Gesch. 401.
Brandschatzungsgelder 203.
Brockengespenst 20.
Bronzegeräte, Massenfund 341.
Buchholz, Custos 49, 117, 276, 313, 351, 387, 410.
Buchwald, Dr. v., Staatsarchivar 123.
Buckow, Märk. Schweiz 131.
Bürkner, Justizrat 304.
Burgen und Schlösser, deutsche 346.
Burgwall 177.
Burschen 67.

Carstens, Asmus, Maler 34.
Charakterbilder aus der Mark 81.
Chodowiecki, D. 27.
Cisterziensermönche in Rüdersdorf 227.
Citadelle von Spandau 214.
Cladower Sandwerder 25.
Cüstrin, Bedeutung u. Opfer 270.
Cuningham, Maler 32.

Deehsel, Urnenfund 343.
Denkmalschutz 65.
Denkmalpflege 267.
Derfflinger 109.
Diabas v. Koschenberg 286.
Dönitz, Geh. Med.-Rat 291.
Dorfschullehrer Kompetenzen 387.
Dreissigjähriger Krieg 176.
Dürigen, Bruno 263.

Eckartsberga, Ortsgesch. 267.
Eggersdorf 353.
Ehrengabe f. Herr u. Frau G. R. Friedel 302.
Eiben, zwei grosse 14.
Eichholz, Dorf 14.
Einbaum 88.
Eiserner Stuhl 61.
Elbzölle 166.
Elch- oder Elentierschaufel 259.
Elisabeth Christine Königin 214.
Embryo, menschlicher 4.
Epitaph 67.
Ernte im Volksbrauch 270.
Euler, Schulrat, Prof. Dr. 47, 106, 252.

Fichte, Joh. Gottlieb 106.
Finsterwalder Glocke 109.
Fischangel, Ursprung 144.
Fischbestand der Oberspree 140.
Fischerei 98, 137.
Fischerei-Ausdrücke 21.
„ Geschichtliches 147
„ Geräte 85.
„ Litteratur 142.
„ Schutz 141.
„ Sprichwörter 148.
Fischgott Dagon 149.
Fischsamen 92.
Fischliebhaberei 140.
Fischräuber 103.
Fischsterben 99, 137.
Fischvermehrung im Spreewald 142.
Fischware, Luxus 137.
Fischzucht im Kr. Sorau 146.
Flocknetz 90.
Förster, A. 413.
Franciska, Wurfbeil 350.
Frankfurt a. O., Ausflug 344, 406.
Frankfurt a. O., Geolg. Beob. 181.
Französische Wörter, entstellte 218.
Freiheitsbriefe 173.
Freiluftmuseum 257.
Frensdorf, Buchhändler-Katalog 311.
Freydorf, v. 375.
Freyenstein 82.
Friedel, Geh. Reg.-Rat 1, 4, 39, 47, 54, 80, 99, 102, 106, 138, 143, 145, 152, 240, 241, 251, 288, 291, 302, 339, 375, 395.
Friedrich I. 42.
Friedrich d. Gr. 44, 175, 211.

Friedrich II., Standbild 213.
Friedrich, Kaiserin 251.
Friedrich Wilhelm, d. Gr. Kurfürst 41.
Friedrich Wilhelm I. 42, 175.
Friedrich Wilhelm III. 44.
Frisch, Maler 34.
Frohnden und Hofedienste 56.
Frustum-Abgabe 58.
Fürstenwalde a. S. 406.

Gailand, Prof. Dr. 3, 25, 425.
Gander, Carl 270.
Garnisonkirche 41.
Gedenktafeln 152.
Geologie 181.
Geologie v. Frankfurt a. O. 181.
Geologische Landes-Anstalt 262.
Geren 86, 93.
Gerichtsbarkeit 57.
Gesandtschaft, türkische 207.
Geschichtsmalerei, ältere Berliner 25.
Gesetzentwurf gegen Verunstaltung der Landschaft 268.
Gesundbrunnen bei Berlin 254.
Glertz, Pastor 107, 368.
Gift-Sumach 307.
Goens, Garnison-Pfarrer 41.
Goerke, Franz 67, 80.
Gossner, Erich 311.
Grabschriften 70.
Gräberfeld v. Oderberg 49.
Granit vom Koschenberg 286.
Gransee 67.
Grundsteinlegung 4.
Grunewald 121.
Grunow 417.
Gubener Stadtkirche 109.
Gurlitt, Dr. C. 68.
Gustav Adolf 214, 271.

Häuserschmuck 268.
Halselsen 61.
Hamburg, Naturforscher-Vers. 401.
Handschriften der älteren hohenzollerschen Kurfürsten 402.
Handtmann, Pastor 64.
Hartwig, Waldemar 252.
Haushaltungs-Etat 116.
Hautvergiftung 306.
Havelberg 81, 171.
Havelbote 345.
Hazelius, Artur 48, 255.
Heiligen Grabe 82, 174.
Heimat, Verein 408.
Heinitz, Freiherr v. 29.
Heinze, Seminarlehrer 121.
Heilos, Zeitschrift 344.
Helmold, holsteinischer Priester 75.
Heringe, grüne 138.
Herzog Rudolf 346.
Hexenbesen 13.
Hochzeiten, üppige 108.
Hochzeitskränze 16.
Hoch- und Untergrundbahn, elektr. 238.
Höhbeck 178.
Hohenfliess, Gasthaus 366.
Holzbau 73.
Hubertusburg, Friede zu 207.
Hünengrab 180.
Hünen-Hacken 37.
Hufeisen, histor. 249.
Humanitäts-Gesellschaft 385.
Hundertmark, Ratmann 196.
Hungerige Wolf, d. 353.
Husiten 369.
Husitenkämpfe 248.

Jagdhund, auf d. J. fahren 40.
Jentsch, Prof. Dr. 106, 109.
Jerichow 81.
Imatra-Steine 262.
Infektionskrankheiten, Institut f. 291.
Joachim II., Kurfürst 216, 227.
Johann I., Markgraf 227.
Johann Georg, Kurfürst 229.
Johann Cicero, Kurfürst 271.
Israel N., Prachtalbum 410.
Jubiläum der Brandenburgia 396.
Judenklemme 61.
Jüterbog 58.
Julinsturm 215, 308.

Kalkofen in Strausberg 219.
Kalkgerechtigkeit in Strausberg 219.

Karl d. Gr. 178.
Karpfenfang 98.
Kassenstatns 115.
Katalog, freiherrl. v. Lipperheidischer 351.
Keilhack, Professor Dr. 181.
Ketzür 67.
Khaki 392.
Kiesslings Reisebücher 110.
Kirchhoff, öff. Prof. Dr. 391.
Kleinbahn, Bezeichnungen für 337.
Klönitze, Fischgerät 88.
Klöster d. Mark 407.
Koch, Geh. Med.-Rat, Robert 292.
Königsgrab 179, 269.
Körner, Franz 302.
Kohlhase, Michael 314, 405.
Kornzoll 166.
Kosehenberg, Diabas 286.
Kossina, Prof. Dr. 269.
Krebspest 138.
Kriegsschatz, d. deutsche 308.
Krone zu Berlin 375.
Kühn, Gustav 8.
Kühnlein, M. 71.
Künstlerische Ausgestaltnng d. Städte 310.
Küstrin, Ver. f. Gesch. 400.
Kunersdorf, Schlacht b. 195, 345.
Kunstausstellungen 29.
Kunstwerke, Erhaltung alter 68.
Kyritz 65, 171.

Lagow 82.
Landeskunde, Berichte 391.
Landgemeinden, Geschichten 108.
Laterit 18.
Lehmann, Pastor 108.
Leprosenspital in Guben 109.
Lenzen 82, 166, 178.
Liepnitz-Werder b. Bernau 413.
Lietzow 389.
Lipperheidescher Katalog 351.
Luckau 67.
Luckenwalde 66.
Lumen 93.

Maass, Dr., Oberstabsarzt.
Märkisches Museum 344, 397.
Maränen 138, 144.
Manessesche Liedersammlung 217.
Markgräfin v. Bayreuth 401.
Marstall, Königl. 125.
Markstein, errat. Block 246.
Mellen, Hünengrab 82.
Menschenrassen 393.
Menzel, Adolf 26.
Merkbuch, botanisches 12.
Merovingische Epoche-Funde 346.
Meyenburg 82.
Micken-Gabel 218, 391.
Mielke, Robert 405.
Mittenwalde 67.
Mödlich 82.
Mohrin 67.
Monke, O., Rektor 250, 290, 337, 351, 390.
Montelius, Oskar 269.
Mordthat b. Tangermünde 83.
Mucke, Dr. E. 109.
Müllenhoff, Dir. Prof. Dr. 131, 279.
München, künstlerische Ausgestaltung 268, 310.
Münzfunde 118.
Münzsammler, der 346.
Münzwesen 58.

Napoleonische Kriege 176.
Naumann, Superintendent 267.
Neidkopf nnd Krone 375.
Neolithische Steinzeit 288.
Nenmark, vorgesch. Altertümer 288.
Nenpert, Mitglied 213.
Neu-Strelitz 122.
Netze-Fischergeräte 87.
Nicolaikirche in Spandau 215.
Niedergörsdorf, Dorfchronik 56.
Nordisches Mnsenm 255.

Oberflächengestaltung 184.
Oderberg, Schützengilde 110.
Otto mit dem Pfeil 217.

Digitized by Google

Päden 86.
Passow, Pastor 408.
Pathologisches Museum 371.
Perleberger Kiesrücken 155.
Perlitz, Stadtschreiber 211.
Petershagen 107.
Pfänderspiel 290.
Photographien 272, 273, 276, 311, 406.
Pimpert 72.
Plattenburg, d. 81, 174.
Pniower, Dr., O. 314, 405.
Pötters, K. 84, 98.
Poortnetz 91.
Potonié, Prof. Dr. 406.
Prähistorische Karten 278.
Prenzlau 66.
Prignitz 153.
Pritzwalk 163.
Pritzstabel 142.
Provinzialkonservator 65.
Pütz, Wilhelm 48.

Quitzow-Zeit, Reliquien 59.

Rathenow 67.
Ratte, Haus- u. Wanderratte 407.
Reeke, Oberpfarrer 215.
Reitwein, Lager 197.
Reklamewesen 267.
Renaissance-Haus, Friedrichs-Gracht 58.
Rethel, Alfred 28.
Reusen, Fischgerät 89.
Reuter, Oberhofgärtner 339.
Richtworte 7.
Riesenblock bei Franz.-Buchholz 48, 259.
Ringelspiel, Verse 289.
Rixdorf, Schulmuseum 263.
Rochus v. Lynar 214.
Rode, Bernhard 29.
Rodenberg, Dr. 258.
Rüdersdorfer Kalkberge 222.
Ruhner Berge 153.
Russen 191.

Saalburgfreunde 346.
Salomon König 102.
Schadow, Gottfried 29.
Schall, Gutsbes. 253.
Scharfenberger Hof 160.
Schickler, Zuckerindustrie 50.
Schifffahrts-Ausdrücke 21.
Schenk, Chemiker 274.
Schlagbaum, der, im Lande 60.
Schlesiens Vorzeit 120.
Schlosshof zu Neuenhagen 273.
Schriftwart, Bericht d. 2, 111.
Schreiber, Dr. 271.
Schützengilde in Oderberg 110.
Schulenburg, W. v. 106, 259, 391.
Schulz-Buckow, Bienenzüchter 134.
Schuster, Dr. 352, 403.
Schusteraltar in Guben 109.
Schutz des Waldes 12.
Schutz der Vögel 263.
Schwarz, Dr. F. 254.
Schweden 177, 193, 214, 271.
Schwedt a. O. 271.
Seedorf 62, 82.
Seehund 141.
Seiffert, B., Oberlehrer 187, 219.
Siebenjähriger Krieg 187.
Silberstatue der Brandenburgia 303.
Skansen-Museum 257.
Sonnenburg, Fischergemeinde 143.
Sorau 67.
Sorauer Kalender 404.
Spandau 213.
Spandauer Bock 69.
Spreeathen 394.
Spremberg 106.
Stadthagen, Dr. jur. 29.
Stadtstelle im Blumenthal 244.
Stammtafel der Hohenzollern 403.
Staub- u. Blutregen 16.
Statistik der Mitglieder 404.
Sternwarte in Treptow 51.
Stiehl, Stadtbauinspektor 50, 73.
Stifter, Adalbert 5.
Stiftungsfest 1, 396.
Stör 102, 146.
Stolpe, Schloss 273.

Strohpuhre-Netz 95.
Strassen, Verschwinden d. 37.
Strausberg 187, 219.
Sühnekreuz 356.

Tangermünde 81, 82.
Taufschmaus, altmärk. 150.
Templin 67.
Teufelssitz, erratischer Block 243.
Therbusch, Frau Anna Dorothea 29.
Tiergartengewässer 102.
Tolle-Jahr 1848 25.
Totenkränze 15.
Totenliste 251.
Toter Mann 247.
Trebus-Geschlecht 359.
Treichel, Alexander 255.
Turnier z. Ruppin 403.
Türkische Gesandtschaft 207.

Uckermärkischer Museums-Ver. 312.
Uckelei als Perlenlieferant 143.
Urania-Besuch 80.
Usedom 103.

Vegetationslandschaften, geolog. 406.
Vergiftungsfall 306.
Versammlungen 4, 41, 47, 51, 80, 106, 112, 122, 125, 131, 213, 238, 254, 291, 302, 339, 371, 395.
Virchow, Geh. Med.-R. 106, 258, 305, 371.
Volkszählung 149.

Wachholder, virginischer 38.
Wagner, Prof. Dr. F. 271, 402.
Wahlverwandtschaften 4.
Wahnschaffe, Prof. Dr. 184.
Waldbeeren, Wert d. 337.
Walfischrippe 147.
Weddigen, Dr. O. 394.
Wehr, d. 88.
Wehrtürme 405.
Weidewirtschaft 71.
Weinhold, Dr. 253.
Welsfang 139, 141.
Wenden, Kultur 177.
West, Benjamin, Maler 32.
Wetterregeln 40.
Wichmann, Erzbischof 171.
Wilhelm d. Gr., Denkmal 48.
Wilhelm II. 45.
Wilhelm Meister 4.
Wilke, Architekt 110.
Wilsnack 81.
Winter, harte 40.
Wittenberge 166.
Wittstock 82, 163, 172.
Wittstocker Heide 161.
Wohnhausbau, deutscher 165.
Wölsickendorf 414.
Wriezen a. O., Brunnenbohrung 183.
Wulff, Landbauinspektor 291.
Wunderblut 173.
Wusterhausen a. D. 65.

Zache, Dr. E. 122, 153.
Zaren, Fischzug für d. 103.
Zettnow, Prof. Dr. 291.
Ziegelofen v. Strausberg 219.
Zoologen-Kongress 401.
Zoologie 28, 137.
Zoologischer Garten 117.

Druckfehler-Berichtigung.

S. 49 Z. 25 von oben lies: „Reste“ statt „Rechte“.
„ 71 Z. 18 von oben lies: „Meitzen“ statt „Weitzen“.
S. 81 Z. 12 von oben lies: „Zipfel“ statt „Gipfel“.
„ 82 Z. 18 von oben lies: „Mellen“ statt „Melle“.

Digitized by Google

S. 123 Z. 17 von oben liess: „Prilwitzer“ statt „Prittwitzer“.
„ 180 Z. 7 von oben lies: „Gerät“ statt „Schwert“.
„ 12 Z. 10 von unten lies: „509“ statt „481“.
„ 18 Z. 16 von oben lies: „schlank“ statt „schlang“.
„ 25 Z. 15 von nnten hinter Wien einznschalten „dann nach Berlin“.
„ 105 Z. 6 von oben lies: „1 bis 9 u. 16“ statt „1 bis IX“.
„ 111 Z. 6 von unten lies: „von“ statt „an“.
„ 118 Z. 7 von nnten vor „Herz“ liess: „16a“.
„ 121 Z. 19 von oben lies: „aufmerksam“ statt „hingewiesen“.
„ 121 Z. 1 von unten lies: „durch“.
„ 124 Z. 20 von oben lies: „deren“ statt „dessen“.
„ 138 Z. 17 von unten lies: „cabillaud“.
„ 139 Z. 5 von oben hinter „Marän!“ zn setzen.
„ 139 Z. 15 von oben das Sternchen fällt fort.
„ 143 Z. 4 von oben lies: („Winter 1900“) hinter „bevölkern“.
„ 147 Z. 17 von unten liess: „Wattenbach“ statt „Wattenboch“.
S. 152 Z. 6 von nnten liess: „Er“ statt „Es“.
„ 249 Z. 16 von oben hinter „verwerten“ lies: Vgl. 5, 369 u. 370.
„ 262 Z. 15 von unten lies: „Vinci“ statt „Viuci“.
„ 269 Z. 8 von unten hinter „unter stützen“ lies: Vgl. 5, 310.
„ 289 Z. 15 von unten hinter Mark lies: Vgl. 5, 341—344.
„ 307 Z. 4 von oben lies „quinquefolis“ statt „quinque folia“.
„ 310 Z. 21 von unten hinter „Städte“ einzuschalten: „Vgl. S. 268“.
„ 341 Z. 14 von oben hinter „Warthe“ einzuschalten: (vgl. S. 288).
„ 350 Z. 20 von oben liess: „kurzen“.
„ 351 Z. 4 von oben hinter „135“ einzuschalten: „u. X. 270“.
„ 365 Z. 12 von unten hinter „Umfang“ einzuschalten („Vgl. S. 273“).
„ 370 Z. 4 von nnten lies: „Husit“ statt „Hus“.
„ 370 Z. 3 von unten lies: „steckt“ statt „steckte“.
„ 393 Z. 5 von unten lies: „Steine“ statt „Stämme“.
„ 344 Z. 21 von oben lies: „unmöglich“.
„ 344 Z. 12 von unten lies: „tor now‘ statt „Tornow“.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zn vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei Berlin, Bernburgerstrasse 14.

DD491
.B81B8
v.9-10

Brandenburgia. Gesell-
schaft für Heimatkunde...
Monatsblatt. 1900-
1902. 1191405

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
096 771 403